

41. Jahrgang Band 2





Velhagen & Klasings Monatshefte

41. Jahrgang 1926/1927

2. Band



Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

Inhaltsverzeichnis

41. Jahrgang 1926/1927. Zweiter Band

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Gedichte, Sprüche

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Kunst und Literatur

Sonstige Aufsätze

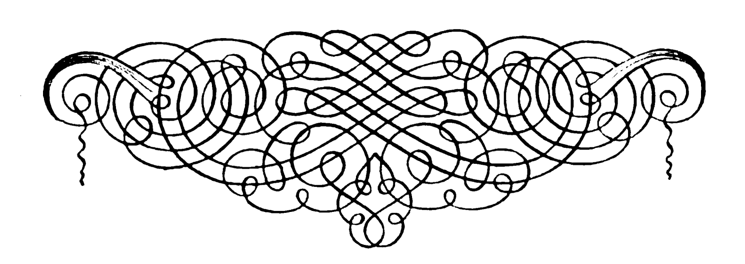
Neues vom Büchertisch

Komposition

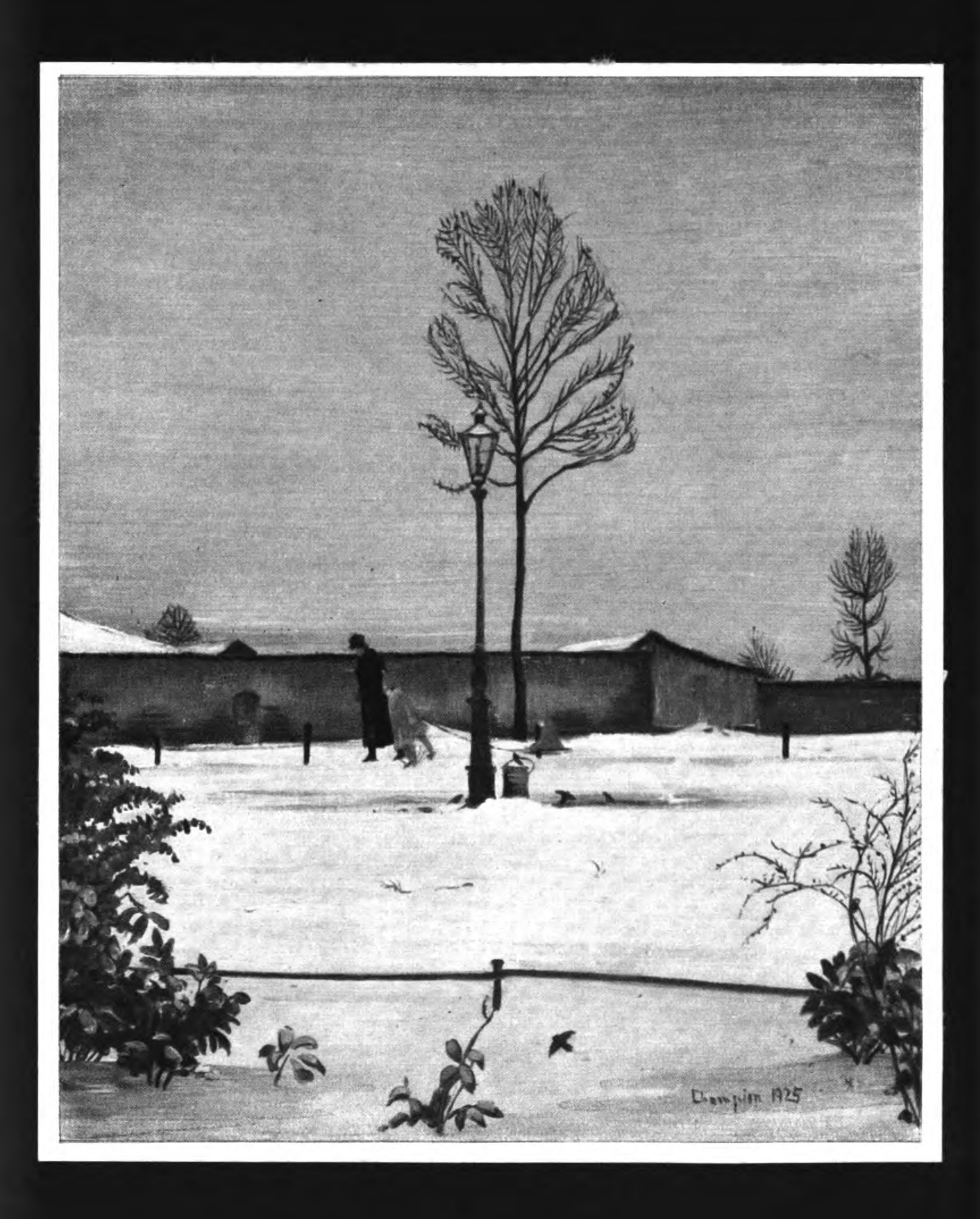
Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck, Tondruck und Tiefdruck

Text-Bilder

Kunst, Kunstgewerbe und anderes







Tauwetter. Gemälde von Theo Champion



Das ungetreue Liebespaar

Roman von Paul Oskar Höcker

Fortsetzung

Fe kam in eine reiche, sehr gepflegte und behagliche Häuslichkeit. Vivians Mann war nicht ganz so alt, wie sie gefürchtet hatte. Höchstens Mitte der Vierzig. Kinder aus erster Ehe besaß er nicht. Er vergötterte Vivian, und als junge Amerikanerin fand sie das ganz selbstverständlich. Die Bankgeschäfte ihres Mannes durften sie in keiner Weise stören. Wenn diese langen Sitzungen ihn unabkömmlich machten, dann besuchte sie die Empfänge, Ausstellungen, Tees, Theater und Abendgesellschaften ohne ihn. Dafür brauchte sie freilich eine Ausgehfreundin. Die junge Golfmeisterin war eine reizende Partnerin für die nächsten Dezemberwochen. Zum Glück hatte der Generaldirektor kein Talent zur Eifersucht, er nahm es gar nicht übel, wenn Vivian sich für die Abende, an denen sie mit Fe allein ausging, rechtzeitig ein paar Tänzer sicherte. Gleich in den ersten Tagen fand im Hause Breull ein großes Spitzendiner statt: Ministerien, Großbanken, schöne Frauen, viel Juwelen. Fe mußte die Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit bewundern, mit der sich hier alles abwickelte. Lächelnd gedachte sie der Aufgeregtheit von Frau Theres, die vor ihrem Chrysanthemenfest eine ganze Woche lang das Haus auf den Kopf gestellt hatte.

Natürlich mußte Fe sich auch auf Schloß Strahl wieder melden und rief Frau Theres an.

Die Schloßherrin von Strahl hatte um die Ankunft von Fe längst gewußt. Sie zitterte vor Ungeduld, ob Fe ihr denn nicht endlich ein Lebenszeichen geben würde. Als Hulda ihr meldete, Fräulein von Borowski sei am Apparat, schoß sie von ihrem Toilettentisch empor und nahm atemlos vor Aufregung den Hörer auf. Sie hörte aber kaum, denn sie hatte gleich hundert Fragen.

„Und wann kommen Sie zu mir heraus? Ich bitte Sie, Fe, doch nicht nur auf eine kurze Stippvisite. Nein, allerwenigstens rechne ich auf ein paar Tage. Ach, ich freue mich ja so, daß Sie wieder hier sind. Können Sie's nicht einrichten, daß Sie über Weihnachten bei uns bleiben? O gewiß ginge das. Breulls Eltern, die in Frankfurt leben, begehn am ersten Feiertag die Goldene Hochzeit. Das wissen Sie nicht? Ich hab's in der Zeitung gelesen. Ich bin doch selbst Frankfurterin. Da reist der Generaldirektor doch sicher hin. Und Frau Vivian auch. Also sind Sie frei. Wie gefällt sie Ihnen? Smart, nicht? Ja, die versteht ihr Leben beim Schopf zu nehmen. Alle Tage Großbetrieb. Und dagegen so ein einsames armes Hascherl wie ich ... Nein, gelt, Sie lassen mich nicht aufsitzen, liebste Fe? Ich hab' Ihnen ja so unendlich viel zu erzählen."

Sie wollte sogleich, gewissermaßen auf Abschlag, einiges loswerden, was sie zu allermeist bedrückte, aber Fe wehrte ab, denn Vivian stand schon im Pelz da, sie mußten sofort ins Auto steigen, zum Empfang beim Reichsschatzminister, die amerikanischen Bankiers waren von Hamburg eingetroffen, mehrere mit ihren Damen, und Vivian hatte ihrem Mann versprochen, daß sie beide pünktlich zur Stelle sein würden.

„Das ist ja verheerend!" rief Frau Theres. Eilfertig brachte sie zum Schluß noch an: „Und auf Ihrer Schneeschuhfahrt mit Christel Eyck sind Sie so nah bei uns vorbeigeflitzt, ei, ei! ... Ihn gesprochen?

Nein, ich hab' nur ganz durch Zufall von Potsdamer Bekannten gehört ... Denken Sie, Eyck ist geradezu ungezogen gegen mich. Läßt nichts von sich hören, antwortet nicht, wenn man ihn anruft, läßt sich verleugnen. Er wird wohl niemals Kinderstube lernen..."

Je kam recht verstimmt vom Fernsprecher, aber sie bezwang sich, um Vivian nichts merken zu lassen. Daß Christel Eyck nicht einmal den Versuch anstellte, sie zu sprechen, wenigstens am Telephon, wenn er's schon nicht über sich brachte, Visite im Hause Breull zu machen! „Muß ich denn immer den ersten Schritt tun?"

Die Weihnachtstage mußten ihre Gastgeber tatsächlich in Frankfurt verleben, Frau Theres war gut unterrichtet gewesen. Vivian stellte schon ein lückenloses Programm für Je zusammen. Sie war ja überall hochwillkommen und würde an jedem Tag drei Einladungen zu bewältigen haben. Daß Je die ganze Festzeit auf dem einsamen Schloß Strahl verbrachte, das wollte sie unter keinen Umständen dulden. Je war auch selber noch unschlüssig. Sie würde die Einladung doch nur Christels halber angenommen haben. Weil es da bei Schneewetter eine so herrliche Skitour gab. Aber dieser unberechenbare, undankbare, widerborstige Geselle schwieg sich ja in sieben Sprachen aus.

Endlich riß ihr die Geduld. Sie nahm ein Zettelchen und kritzelte hastig ein paar bitterböse, zornige Worte hin. Aber sie vernichtete das Blatt wieder und schrieb, besonnener, ein neues.

„... Märchenwaldstimmung nun ausgeträumt? Ich hatte mir mit Müh' und Not den Weihnachtsabend freigehalten für eine Wanderung in den Blautannenhain am Peetz-See. Da hätte man ein paar Lichter an die Bäume stecken können, um ein Kinderlied zweistimmig zu singen und ein bissel sentimental zu sein. Aber nun werd' ich wohl endgültig auf Weihnachtszauberkunststücke verzichten. Ich bin zu brummig und ärgerlich über mich und andere Leute. Je."

Er hatte das Briefchen spät abends, als er von der Arbeit kam, vorgefunden. Am andern Morgen, bei beginnender Dämmerung, setzte er sich aufs Motorrad und traf am Olivaer Platz zu unmöglich früher Stunde ein. Der Hausherr war verreist, die Hausfrau und der Logiergast schliefen noch. Das Hausmädchen musterte den auffallend schönen, schlanken jungen Mann, der in seinem Sportlederwams, mit dem wettergebräunten Gesicht sehr exotisch wirkte, ratlos und entschloß sich erst nach längerem Kampf, bei Fräulein von Borowski anzuklopfen.

Je plätscherte im Bad, erschien dann aber rasch in ihrer seidenen Matinée im blauen Ecksalon, in dem meist der Besuch empfangen wurde, und wunderte sich darüber, Christian nicht vorzufinden. Das Hausmädchen hatte ihn nach einem taxierenden Blick auf die bespritzten Schuhe und Ledergamaschen schließlich lieber im Flur warten lassen: vielleicht war er doch nur ein Eilbote.

*

Brummig und ärgerlich war ich nämlich auch, liebe Je," sagte er, „und drum hab' ich mich im Schmollwinkel verkrochen. Berufsärger. Damit wollt' ich Sie verschonen."

„Über wen haben Sie sich geärgert, Eyck?"

Er zuckte die Achsel. „Das Individuum ist nicht festzustellen, der Schaden, nach Geldwert berechnet, kaum der Rede wert. Aber das war's: ich sah mich da plötzlich so einer fremden, häßlichen Welt gegenüber ... Am Sonntag nach unserer Tour fuhr ich wieder zum Peetz-See. Ich wollt' Ihnen einen Strauß Christrosen aus dem Schnee ausgraben. Aber als ich ankam, erlebt' ich eine böse Überraschung." Er stand am Fenster und blickte über die Anlagen des Platzes, die einladende Geste von Je, Platz zu nehmen, hatte er gar nicht bemerkt. „Entsinnen Sie sich der Blautannen, Je, die da oben am Westrand standen? Nun, ich fand das ganze Bild gleich so seltsam verändert. Die Silhouette stimmte nicht mehr. Und da sah ich denn: alle fünfundsechzig Stück waren abgehackt, roh mit dem Beil abgehackt und auf Karren davongeschleppt. Der Schnee zeigte die breite Spur der Räder bis zur Straße von Ketzin."

Sie war neben ihn getreten. „Das ist ja abscheulich. Und — ich verstehe — da suchten Sie nun natürlich nach dem Verbrecher?"

„Bewahre. Auf die Person des Täters kommt es doch kaum an. Ich zerbrach mir nur den Kopf: darf man denn noch daran glauben, daß der Mensch gut ist? Wie ein Mord hat es mich getroffen. Als kleine Bäumchen hatt' ich sie Stück für Stück dort eingepflanzt. Die ältesten standen nun schon vier Jahre. Für jeden Baum hatt' ich selbst den Boden tief rigolt. Ach, ich will nicht von meiner Arbeit sprechen. Nur von der Schönheit, von dem Leben, das da vernichtet ist." Er schüttelte abwehrend den Kopf. „Na, nun ist's heraus. Für andere ist so was eine Kleinigkeit. Und ich hab' mich vor Ihnen geschämt, Je, weil ich's so ernst und wichtig genommen habe."

„Vor mir geschämt?" Sie legte ihre Hand auf die seine. „Sie glauben, ich hätte das nicht verstehen können? Christian Eyck, ich will Ihnen einmal ganz offen sagen: ich glaube, ich hätte geheult, wär' ich dabei gewesen und hätte die Zerstörung gesehn."

Ein Weilchen Schweigen. Er zwang sich, aus dem trüben Ton herauszufinden. „Natürlich hätt' ich Sie da furchtbar ausgelacht. Aber — gefreut hätte mich's doch."

„Wieder mal ganz märkisches Original!" stellte Je fest. „Und nun soll ich mich also über die Heimkehr des verlorenen Sohns freuen und ein Festmahl rüsten? Denn Sie können doch zu dieser nachtschlafenden Stunde unmöglich schon gefrühstückt haben?"

„Immer denken Sie ans Essen, Je. Sie sind schrecklich materiell."

Sie klingelte. „Ach Christel Eyck, wenn ich mir manchmal Rechenschaft darüber gebe, wie miserabel ich mich von Ihnen behandeln lasse, dann revoltiert es immer schrecklich in mir. Ich glaube auch nicht, daß ich's länger aushalte."

Hulda kam. Je bestellte Frühstück und trug dem Mädchen auf, die Hausfrau, sobald sie klingelte, von dem außergewöhnlich frühen Besuch zu benachrichtigen.

„Der Form halber muß ich nun schon dableiben," sagte Christian behaglich lächelnd, „bis das Frühstück aufgetragen ist. Bloß um Sie nicht in Verlegenheit zu bringen. Aber worüber können wir uns solange zanken?"

„An Stoff wird's schon nicht mangeln." Sie zog die Matinee enger um sich und sah ihn prüfend an. „Jetzt machen Sie wieder die Jalousie, Christel Eyck, legen die Stirn in hundert Falten, und wenn Sie sie straff ziehen, dann ist Ihre Indianerhaut wie schraffiert. Sie wirken hier in Frau Vivians Rokokosalon wie ein Stück Urwelt."

„Sie wollen mir Furcht vor Frau Breull einjagen. Aber morgens hab' ich Löwenmut. Bloß abends, wenn die Leute im Dinerkleid unterm Kronleuchter herumstehn, dann verliere ich mein Selbstvertrauen. Für Sie ist das Parkett unterm Kronleuchter freilich Ihr Rhodus . . . Es gehört zu Ihnen. Leider."

„Hm. Sie glauben also noch immer: auch ich gehöre zu ihm?"

„Könnten Sie denn leben und atmen ohne all das?" Er wies mit seinen braunen Händen auf die glänzende Einrichtung des Generaldirektors.

„Ich?" Sie setzte sich auf das Rokokosofa und warf den Kopf hintenüber. „Ich bin im Grunde eine Zigeunernatur. Mir wär's geradezu schrecklich, so einen Riesenhaushalt zu haben wie Vivian oder Frau Theres."

Er wiegte lächelnd den Kopf. „Ei, ich denk' mir so manchmal im stillen: es wäre doch schön, sich eines Tages selbständig zu machen, ein großes Gebiet zu bearbeiten, ähnlich wie Roland Nitsche, aber auf Grund eigener Erfahrungen, neuer Gedanken, und da schalten und walten zu können . . . Und einen guten Kameraden müßte man zur Seite haben, der Anteil nimmt, einen Menschen, der Freude und Sorgen teilt."

„Ein Philisteridyll paßt nicht für Sie, Christel Eyck. Sie müßten Ihr' Sach' auf Nichts stellen, in ganz Deutschland herumziehn, große Anlagen schaffen, auch im übrigen Europa, überall in der Welt, wo nur immer Sie Pionier sein können."

„Und der gute Kamerad an der Seite?"

„Es müßte freilich ein tapferer Bursch sein. Ein sehr tapferer Bursch."

Sie blickte zu ihm auf. Er stand dicht vor ihr. Eine Weile schwiegen sie. Aber die Augen sprachen.

„Ein sehr tapferes Mädel müßte der Bursch sein," sagte er.

Vom Speisezimmer her kam Hulda durch die Flucht mehrerer Salons und meldete, daß das Frühstück angerichtet sei; die gnädige Frau werde auch sogleich erscheinen.

Es gab nun noch ein angeregtes Halbstündchen am Frühstückstisch in dem kleinen Runderker des Speisezimmers. Frau Vivian war reizend: frisch ausgeschlafen und unternehmungslustig. Der junge Gartenarchitekt gefiel ihr sehr. Sie entwickelte sofort bedeutende Fachkenntnisse und erzählte unkontrollierbare Schönheiten von den Parkanlagen in Florida.

Als Christian sich verabschiedete, begleitete ihn Je durch die nächsten beiden Zimmer. „Ich soll Weihnachten auf Schloß Strahl verleben," sagte sie, „aber den heiligen Abend unterschlage ich Theres. Ein Weihnachtsdiner mit Benno und Frau Aimée und Frau Esser — unmöglich."

„Ich hole Sie heimlich ab, Je. Niemand braucht's ja zu wissen. In einem märkischen Dorf, drei Meilen hinter Potsdam, ist ein Schulkamerad von mir Organist. Der macht da am heiligen Abend nach dem Gottesdienst wundervolle Musik in der Kirche. Soll ich Sie hinführen?"

Sie gab ihm die Hand. „Das ist's, was wir brauchen. Gut so, Christel."

Er ging.

Sie stand dann lange und sann in sich hinein. Was war es nur, das sie trieb, sich mehr und mehr aus ihrer eigentlichen Sphäre, die sie beherrschte, loszulösen und diesem weltfremden Manne zu verbinden? Hunderte konnte sie an sich fesseln, die

glänzendste Wahl stand ihr frei, sie brauchte nur zuzugreifen. Und von allen, die sie umwarben, war er der einzige, der nach den äußeren Umständen ganz und gar nicht für sie paßte.

„Er krempelt mich um und um. Es ist höchste Zeit, daß ich mich wehre. Was will ich von ihm? Was gibt er mir? Und ist's allmählich nicht so geworden, als ob nicht er um mich wirbt, sondern ich um ihn? Ich? Ich?!"

Sie zwang sich, vor Vivian recht mokant über die kleinen komischen Besonderheiten ihres Frühbesuchs zu lästern. Aber die junge Amerikanerin war so entzückt von seiner Originalität, seinem Freimut und seiner Frische, daß Fe den Versuch, ihn vor sich selbst zu verkleinern, sehr rasch wieder aufgab.

Hernach tröstete sie sich damit, daß Christian Eyck seiner Gewohnheit, feierliche Verabredungen zu verbummeln, ja gewiß auch diesmal treubleiben werde. Für alle Fälle sagte sie Frau Theres ihr Kommen zwar für die beiden Weihnachtsfeiertage zu, hielt sich den heiligen Abend aber doch noch frei.

Man konnte nicht wissen . . .

*

Der Forstdiebstahl auf Wüstrow war auf dem Amt angezeigt worden, aber der Landjäger, der, mit der Feststellung der Tatsachen beauftragt, sich mit seinem dicken Notizbuch im Hause Nitsche einfand, erklärte sofort: derlei Raubzüge seien in der Vorweihnachtszeit keine Seltenheit, und es sei kaum eine Aussicht vorhanden, daß man der Täter habhaft werde.

Aber Ute war Försterskind und folgte den Spuren. Sie kannte einen Karren, dessen Räder dieselbe auffällige Breite hatten, wie die Schneespur sie aufwies. Das war der Karren, mit dem Orge die beiden Bierfässer aus Ketzin besorgt hatte, neulich, als seine Berliner Freunde hinten im Dorf, in der alten Kate des Flickschneiders, das geheimnisvolle Fest feierten. Frau Krause, die Aufwärterin, die dort in der Nachbarschaft waschen ließ, berichtete der Köchin von Nitsche darüber: die ganze Nacht durch hätten sie getrunken und Zigaretten geraucht, wüste Reden geführt, und ein blasser, langhaariger junger Mensch sei dabei gewesen, der im Russenkittel angekommen sei, aber morgens das Dorf in einem anderen, zusammengestoppelten Anzug und kurz geschoren verlassen habe. Gewiß einer, den die Kriminellen suchten.

Drei Tage vor Weihnachten erbat Ute von Burkert Urlaub für ein paar Mittagsstunden. Eine Tante, die von Ostpreußen nach Magdeburg heimkehrte, kam durch Potsdam, und Ute sollte sie auf dem Bahnhof begrüßen. Als der Zug mit der Magdeburger Tante weiterrollte, hatte sie noch eine halbe Stunde Wartezeit bis zur Abfahrt des Autobus. Sie schlenderte also über die Lange Brücke, am Stadtschloß vorbei, bis zum Barberini-Palast. Auf dem Platz vor der Kirche war ein Christbaummarkt aufgebaut. Ihr Blick blieb sofort an ein paar herrlich gewachsenen Blautannen hängen. Sie fragte den Händler nach dem Preis für die Blautännchen. Er forderte drei Mark. „Ausjesuchte Ware, Frollein, kucken Se man, da is nischt injebohrt, keen falscher Zweig nich, allens jewachsene Natur, Vorderseite wie Hinterjebäude." Ute besaß das Vermögen von drei Mark nicht, sonst hätte sie eines der Bäumchen erstanden und es, mit Strohseil verschnürt, auf dem Omnibusverdeck als Gepäck mitgenommen. Sie war davon überzeugt, daß die Tannen von dem Diebstahl aus Wüstrow stammten. Der Händler hatte schon fast ausverkauft, er sprach mitunter einer Flasche zu, die er in der Jackentasche trug, und erwies sich sehr redselig, als Ute mit ihm zu schwatzen begann. Prahlerisch zeigte er seine harzigen Hände mit den dicken Schwielen und sagte in seinem heiseren Marktschreierton: „Stehn Se man in die Kälte uff den eisigten Jüterbahnhof um früh um fünfe, Frollein, und die Beeme ausladen mit die ekligen Stacheln, det is noch jeschenkt, wat ik davor verlange." Ute wies auf die Blautannen. „Die sind doch nicht mit der Bahn angekommen, das sind doch hiesige." Er wischte sich über die Nase und folgte schwerfällig der Richtung, in die sie zeigte. „Die? Ja, da war een Russe, der 'ne janze Ladung von verkloppt hat, 'n Händler am Bahnhof hat sie Stück for Stück fa fuffzig Fennje jekriegt. Et war schon nach die Auktion, ik hatte keenen Knopp mehr flüssig. Bloß zu en Stücker sechse hat's noch jelangt. Aber ik schwör' Ihnen, Frollein: zwölf Jute hab' ik selber berappt, uff Ehre. Na, is det 'n Wucherpreis, wenn ik nu und ik verlang 'n Dhaler for't Stück? Da, nehmen Se, Frollein, zwee neunzig, damit det Jeschäft zurande kommt." Er mußte sich andern Käufern zuwenden. Die Blautannen gefielen sehr. Aber ein paar Damen meinten: „Fast zu schade!" — „Es blutet einem ordentlich das Herz!" Und ein einfacher Mann, der den heiseren, angetrunkenen Händler schon lange mißtrauisch beobachtet hatte, spuckte aus und sagte: „Die sind doch bombensicher aus 'nem Villenjarten jeklaut!"

Ute mußte nach der Bahn zurück, um ihren Omnibus zu erreichen. Aber den Namen, der auf dem geleerten Leiterwagen des Verkäufers angeschrieben war, merkte sie sich.

Auf der Fahrt nach Paretz legte sie sich ihren Plan zurecht. Onkel Christian war heute in aller Frühe auf dem Motorrad nach Berlin gefahren. Burkert hatte am Nachmittag in Schloß Ketzin zu tun: Lieferungen für den Wintergarten. Sie mußte also allein handeln; gleich nach ihrer Ankunft wollte sie den Landjäger aufsuchen, der in der Dorfstraße dicht hinter dem Gotischen Haus wohnte.

Als sie am Krug vorbeikam, prallte sie mit Orge zusammen.

„Da ist sie ja mal wieder, die kleine Prinzessin!" Er wollte sie am Arm fassen. „Du kneifst mir immer aus, Ute, denkst du, ich merk' das nicht?"

„Laß mich los, Orge. Du hast mich jetzt die längste Zeit hier in Paretz geärgert. Jetzt kommst du ins Kittchen."

„Halt's Maul, du Grasaff!" Er zerrte sie herum, so daß sie ihm ins Gesicht sehen mußte. Seine Augen waren zum Schlitz zusammengekniffen. Er bewegte die Lippen kaum, als er nun in scharfem Flüsterton durch die schadhaften Zähne vorstieß: „Das sag' ich dir, Kleine, wenn du petzen willst, dann geht dir's dreckig."

Sie hatte Furcht vor ihm. Sein Atem ekelte sie. Sie suchte sich freizumachen. Er gab sie nicht frei, hielt aber seine beiden kleinen Finger so eingeklemmt in der Höhlung der Hand, daß sie ihren japanischen Kunstgriff nicht anwenden konnte; inzwischen hatte er ihn bei seinen Berliner Genossen selbst erlernt. Er sah sich scheu um. „Hab' doch die Traute und sag' mir ins Gesicht, was los ist."

„Zur Landjägerei geh' ich. Du hast die Blautannen auf Wüstrow abgehackt, und der Russe hat sie an den Händler in Potsdam verkauft."

Er trat zurück, ordentlich erleichtert, und lachte frech. „Kafferei," sagte er fast mitleidig. „Dahinaus soll's? Laß dich doch nicht anblasen."

„Erbärmlich, so was!" hielt sie ihm vor. „Für fünfzig Pfennig das Stück! Und jahrelange Arbeit steckt da drin! Ihr habt ja gar keine Ahnung, was für einen Frevel ihr da begangen habt!"

„Halt' die Luft an, Ute. Du red'st schon wie euer Professor, der lange Eyck. Steckst eben zuviel zusammen mit dem. Denkste denn, ich seh' nicht, wie der immer in deine Kammer mitgeht, abends, wenn alles auf dem Hof schon stille ist?"

Jäh war sie zusammengezuckt. „Was sagst du da?!"

Er hatte sich, die Hände in den Taschen, dicht vor ihr aufgepflanzt und lachte ihr dreist ins Gesicht. „Mach' doch nicht die Unschuld, Mä'chen. Ich weiß Bescheid. Geh' bloß rein zu dem Grünen und verpetze mich. Dann petze ich auch. Alle hören's dann bei euch. Auch eure affigen Studenten." Er brachte aus den Taschen Zigaretten und Feuerzeug zum Vorschein und begann gemächlich zu rauchen. Tief zog er den Dampf ein und stieß ihn durch die beiden Nasenlöcher, so daß er ihr Gesicht traf und sie zurückwich. „Na, bitte, geh' doch zum Grünen. Willste nich? Gleich rechts ab hinterm Krug die erste Straße."

„Du bist ja so bodenlos schlecht, Orge," sagte sie ganz fassungslos, zitternd vor Erregung.

„Was heißt schlecht? Ich wehr' mich meiner Haut." Auf den Hacken schaukelte er vor ihr, daß die Sohlen auf und nieder klappten, und paffte weiter. „Du bist eben auch noch eine von den Dummen, die sich ausbeuten lassen. Arbeit'st dem Pack für umsonst. Gelacht! Und dein botanischer Professor? Der tut schön mit dir, weil er hier nichts Besseres find't, aber draußen trifft er sich mit 'nem feinen Dämchen im Pelz, und mit der zieht er wer weiß wo herum. Heuchler sind sie alle miteinander, die Bürgerlichen. Ausbeuter und Heuchler und Schönredner. So einer war auch mein Vater. Ja, was meinst du, feudaler Landjunker, einer von der Garde war's vielleicht. Oder 'n Schlotbaron. Und das sag' ich dir: dir wird's auch nicht anders gehn als allen Mä'chen, die sich mit so was einlassen. Im Lazarett ist meine Mutter gestorben. Sie war zuletzt in Untersuchungshaft." Er schleuderte den Zigarettenrest auf die Straße. „Du weißt jetzt Bescheid, Ute." Er steckte die Hände in die Taschen. „Wie du mir, so ich dir. Nu lauf' zum Grünen. Aber von dem Russen, da schweig' nur ganz still, das rat' ich dir. Sagst du dem Grünen oder deinem Pflanzenprofessor ein Wort über den, und es setzt 'ne Untersuchung, dann hetzst du dir alle auf den Hals, alle von der Partei. Du — und dein Verhältnis!"

Sie stampfte mit dem Fuße auf. „Du sollst nicht . . . Ach, an dir ist ja alles verloren!" Sie wandte ihm den Rücken und lief davon.

Er zündete sich eine neue Zigarette an und sah ihr blinzelnd nach.

Sie lief nicht zum Landjäger, sondern bog in die breite Eichenallee ein, die zur Großgärtnerei führte.

Als Roland Nitsches Vater noch lebte, hatte die Weihnachtsfeier auf dem kleinen Paretzer Landgut in patriarchalischer Form stattgefunden. Nach dem Krieg war Roland Nitsche davon abgekommen. Er haßte jeden Zwang und wollte die Menschen, deren radikale politische und antikirchliche Einstellung er bei den Wahlgängen zur Genüge erkannt hatte, nicht in die Verlegenheit führen, „Stille Nacht" mitzusingen, bloß damit ihre Frauen und Kinder nicht um ihre Geschenkpakete kamen. Er machte lieber schon mittags Feierabend und bezahlte den Tagelohn voll aus. Die Weihnachtsgratifikationen für die ständigen Hilfskräfte waren von dem kriegsinvaliden Rechnungsführer schon Mitte Dezember angewiesen. Von fünf Uhr ab war sein Wohnzimmer, in dem ein kleines Tannenbäumchen stand, mit immer wieder erneuerten Wachslichtern besteckt, für alle offen, die bei Tee und Zigarre und Harmoniummusik Weihnachtsstimmung zu finden wußten. Freunde aus seiner Studentenzeit, Nachbarn aller Stände, meist Junggesellen, stellten sich immer ein, oft weither. Frau Krause und die Köchin bedienten, hatten aber ihr Sonntagskleid an, denn sie sollten und wollten als Festgäste gelten. Die Eleven scharten sich um Burkert, der bei solchen Gelegenheiten den Tee mit viel Rum trank und dann unerschöpflich im Erzählen von Schnurren aus seiner äußerst bunten Laufbahn war.

Christian Eyck verabschiedete sich diesmal schon zeitig; er folgte einer Einladung nach Berlin. Sein Geschenk für Ute — ein paar Gartenbücher, Weihnachtskonfekt und gefütterte Handschuhe — mußte noch liegen bleiben. Aus Magdeburg war am Morgen, während er auf Wüstrow arbeitete, ein Fernspruch für sie eingelaufen: ihre Tante hatte sich eines in Ostpreußen gegebenen Versprechens erinnert und die Kleine für die Festtage zu sich eingeladen. So hatte er sie nicht mehr zu sehn bekommen. Ute war ihm in den letzten Tagen überhaupt nur wenig begegnet. Erst jetzt fiel es ihm ein. Etwas Scheues, Verschlossenes hatte sie gehabt, wenn er sie ansprach. ‚Heimweh', dachte er und hatte sich vorgenommen, beim Weihnachtsempfang in Nitsches Kreis die Stunde, die er da mit verleben würde, ihr ganz besonders zu widmen. Nun freute er sich darüber, daß sie während der Feiertage endlich einmal in der Gesellschaft von jungen Vettern und Basen fröhlich mit den Fröhlichen sein konnte.

Pünktlich um sechs Uhr, wie abgemacht, rief er im Hause Breull an. (Wenn ihn die Arbeit nicht überwältigte, konnte er ja wirklich Wort halten.) Je wurde an den Fernsprecher geholt. Ach nein, sie hatte nun doch keine Lust. Sie war ins Briefschreiben geraten, wollte früh zu Bett gehn, und für morgen vormittag hatte sie sich doch auf Schloß Strahl angesagt, die Ruhe würde ihr gut tun nach den aufregenden und anstrengenden Wochen der Breullschen Verpflichtungen. Aber da war er nun so sehr enttäuscht und bettelte so herzlich, daß Je sich schließlich doch überreden ließ. Gut also, sie benutzte um sieben Uhr den Zug nach Werder. Dort mochte er sie in Empfang nehmen. —

Herzlich lachte Je über das vorsintflutliche Landwägelchen, das er da in Werder aufgetrieben hatte. Es ging zuerst über holpriges Kopfpflaster, dann über aufgeweichte Landstraßen. Ein müder, leiser Regen hatte eingesetzt. Die Witterung war wenig weihnachtlich. Der Wagen bog bald von der Hauptroute ab, auf Wege, die für Autoverkehr allerdings nicht eingerichtet waren.

Sie blieb auf der ganzen Fahrt fremd und kühl. Ein bißchen Spott belebte den Ton zuweilen. Aber er fühlte wohl heraus: sie wollte durchaus nicht an dem Punkt wieder anknüpfen, an dem ihr letztes Beisammensein abgebrochen hatte.

Die Dorfkirche von Winkel-Kapelln war schlecht erleuchtet und schlecht besucht. Im Schiff selbst waren nach Schluß des Abendgottesdienstes alle Wandlichter gelöscht worden. Nur auf der Orgelempore brannten die Talgkerzen auf dem dicken Holzkranz, der dem kleinen Sängerchor leuchtete, und auf den Notenpulten des Streichquartetts. Als sie eintraten, wurde gerade ein Stück aus Bachs Weihnachtsoratorium gesungen. Es war kalt in der Kirche. Je hatte nasse Füße bekommen; als sie den Wagen verließ, hatte sie bis zum Knöchel durch die Pfützen laufen müssen, die auf der Dorfstraße standen. Sie hüllte sich fester in ihren Pelz und stellte die Füße auf das viel zu hohe Trittbrett. Die Sitzbank war hart, eng und schmal. Je konnte sich kaum Ungemütlicheres vorstellen als den Aufenthalt hier.

Aber dann spielte das Streichquartett ein paar Sätze Beethoven, und Je empfand, daß es feine Künstler waren. Und hernach begann die freie Phantasie des Organisten, des Freundes von Christian Eyck.

Die Orgel war gut, überraschend gut für eine Dorfkirche. Und der Organist war ein Meister. Mit Regers Fuge über den Weihnachtschoral leitete das Spiel ein. Aber der Organist glitt unversehens, indem er zuerst noch eine Weile Regersche Wendungen bei-

behielt, in seine eigene Sprache. Steigerungen von unerhört treibender Kraft führten wie aus Urquellen der Tiefe empor zu einer Art Verklärung in himmlischen Höhen. In den Bässen ward ein Orgelpunkt festgehalten, in den oberen Stimmen formte sich eines der innigsten Weihnachtskinderlieder wie eine Antwort auf den ernsten Choral, mit dem das Spiel begonnen hatte. Und als das volle Werk im Maestoso den Orgelpunkt auflöste und der Schluß gekommen schien, blieb doch noch wie verloren im Fernwerk das Weihnachtskinderliedchen hängen, das sich nun immer mehr vereinfachte, auf kontrapunktische Zwischenstimmen verzichtete, um endlich im schlichten Viersatz in sanftesten Registern die Hörer zu verabschieden.

Die Kirchentür wurde geöffnet. Die Münzen klirrten in den Opferstock. Das Orgelwerk schwieg nicht ganz, einfachste Schlußsequenzen klangen leiser, immer leiser durch das kleine Gotteshaus, als sollten sie nur das Schlürfen und Knarren der Schritte zudecken, und ein unendlich lang gehaltener, leise anschwellender, dann wieder verebbender Schlußakkord folgte den Besuchern als letzter Gruß in die Weihnachtsnacht.

Nun standen sie wieder auf der dunklen, nassen Dorfstraße. „Hat's gelohnt?" fragte Christel halblaut.

Je nickte nur. An die nassen Füße dachte sie nicht mehr. Es war ihr eng in der Kehle geworden. Zum erstenmal in ihrem Leben hatte sie den Zauber der deutschen Weihnacht wirklich erfaßt.

Sobald sie im Wägelchen saßen, schloß sie die Augen und sagte: „Jetzt nicht reden, Christel."

Er hielt ihre Hand in der seinen, fühlte ihre Nähe und Wärme und war glücklich, daß er mit seinem Ausflugsziel das Rechte getroffen hatte.

Aber als das Wägelchen sie wieder über dem holprigen Pflaster von Werder schüttelte, empfand Je die Stöße durch ihr seidenes Zeug so schmerzhaft, daß sie lachend gegen die Weiterfahrt in diesem Marterkasten protestierte. Er sollte Vorschläge machen, wie sie am besten nach Hause kam. Den Fahrplan hatte er im Kopf. Ja, da gab es einen Zug, der in zehn Minuten Werder verließ, dann war sie gleich nach halb elf Uhr in Berlin. Aber sollten sie denn wirklich den Rest des Abends getrennt verleben — sie in der menschenleeren Wohnung am Olivaer Platz und er in seiner stillen Dachkammer in Paretz? Da gab's doch zum Beispiel noch die Möglichkeit, daß sie in einer behaglichen Wirtsstube erst sich aufwärmten, ein festliches kleines Mahl zusammen nahmen und den schönen Eindruck ausklingen ließen . . .

Er besaß keinerlei Lokalkenntnis, hatte nur gehört, daß man im ‚Einsiedler' in Potsdam eine gute Küche führte. Auf der kurzen Eisenbahnfahrt war sie sich noch nicht ganz schlüssig. Als sie dann dort anlangten und in die Tür zum Restaurant traten, prallte sie erschrocken zurück. Potsdamer Junggesellen feierten hier punschfröhlich ihr Weihnachtsfest. Speisendunst und Zigarrenqualm schlugen ihr entgegen. Nein, hier konnte sie nicht atmen. Auch mußte sie sich überhaupt erst zurechtmachen, ihre Haare waren ja ganz aufgelöst, ihre Füße patschnaß. Eyck verhandelte mit dem Oberkellner. Ganz einfach: man nahm ein Zimmer im ersten Stock und ließ dort servieren.

Je ging voran. Das Stubenmädchen wurde gerufen. In dem großen Salon, der behaglich durchwärmt war, bemerkte man das Bett im Alkoven kaum. Während die Kellner den Tisch deckten, ließ sich Je von dem Mädchen die Schuhe und Strümpfe ausziehen, damit sie an der Heizung getrocknet werden konnten, und richtete sich eine Art Unterstand in ihrem als Hülle dienenden Pelz auf dem breiten Fußkissen ein, das unter ihren Platz am gedeckten Tisch geschoben wurde. Nun durfte Christel kommen und sich mit zur Tafel setzen. Die Situation hatte für sie etwas belustigend Abenteuerliches, gerade weil ihr Gegenüber keine Ahnung von ihrer unvollkommenen Soupertoilette besaß.

Sie wurden ausgezeichnet bedient. Wie Hochzeitsreisende.

Weder Je noch Christel waren Alkohol gewohnt, als aber der Oberkellner eine Champagnermarke als ganz besonders empfehlenswert bezeichnete, waren sie beide sofort damit einverstanden. Und das späte kleine Mahl gewann einen ganz besonderen geheimnisvollen Zauber. Sie aßen beide nur wenig, sie hatten einander viel zu viel zu erzählen. Aus Kinderzeiten. Ach, wie verschieden waren die. Die Kellner, die auf leisen Sohlen kamen und gingen, hoben die Schüsseln, die kaum berührt waren, diskret lächelnd wieder ab und brachten einen neuen Gang. Das reichliche Weihnachtsessen des Hauses war berühmt.

Aber Je empfand die Wirkung des Champagners ziemlich rasch und wünschte Mokka und Zigaretten. Um sich nach ihrem Täschchen umzusehn, stand sie auf. Dabei kamen ihre nackten Füße zum Vorschein. Die hatte sie ganz vergessen. Nun gab's ein drolliges Hin und Her. Er wollte ihr behilflich sein, aber nicht allzu rasch, denn der Anblick war

doch gar zu lockend, und seine Verwirrung wieder bedeutete einen lustigen kleinen Triumph für sie. Erschrocken aber war er, als er die noch klatschnaß über der Heizung hängenden seidenen Strümpfe gewahrte. Es schauderte sie, das Zeug in diesem Zustande anzuziehen, und so kam's, daß sie sich entschloß, gleich die Nacht hier zu bleiben. Frau Vivians Jungfer sollte am anderen Morgen von Christian benachrichtigt werden und mit ihrem Köfferchen herüberkommen.

Christel war selig. Nun konnte also das Symposion so lange ausgedehnt werden, bis Fe schlafen ging. Im Hause blieb hier alles bis weit über Mitternacht wach. Man hörte die Gäste mehrstimmig Weihnachtslieder singen, freilich nicht mehr ganz rein im Zusammenklang. Auch eine kleine Kapelle spielte. Und als Christel das Fenster öffnete, klang stockend, im Rhythmus leicht verschoben, das Glockenspiel der Garnisonkirche herein: „Üb' immer Treu' und Redlichkeit —"

„Du mußt dir aber beizeiten einen Wagen bestellen, Christel, jedenfalls bevor die Leute vom Punsch und vom Glühwein die Himmelsrichtung verloren haben," erinnerte Fe, als sie dann wieder plaudernd am Tisch saßen.

„Ich wandere, Fe. Die Winterstiefel im Landstraßenmatsch und den Kopf in den Wintersternen. Ach, ich hab' dich dann wieder am Arm, im Geist, und erlebe alles Schöne mit dir noch einmal."

Sie lachte. „Und im Geist hol' ich mir dann von neuem nasse Füße — und einen kapitalen Schnupfen. Nein, lieber Christel, während du auf der Landstraße sternenselig durch die Pfützen stapfst, aale ich mich hier prahlerisch in den warmen Daunen."

Gewiß schwang der angriffslustige Neck- und Spotton auch in dieser letzten Weihnachtsstunde immer wieder mit. Aber es war doch das gute Vertrauen und Verstehen zwischen ihnen gewachsen. Als er zum letztenmal die Gläser füllte, nahm er einen Anlauf, um entschlossen die Zukunftsfrage anzuschneiden. In diesen Wochen hatte ihn ihr Wort, das mehr als ein Versprechen war, nicht mehr verlassen. ‚Ist die Erinnerung stark genug, dann wird sie sich ganz von allein durchsetzen!' hatte sie ihm da draußen in der Sonne und im Schnee gesagt. Wie lange sollte die Prüfung dauern?

Sie nahm das Glas auf, nippte daran, stieß mit ihm an, nippte wieder und hielt es empor, während sie sich im Stuhl zurücklehnte und ihn mit ihren blauen Augen nachdenklich ansah. „Übers Jahr wird's entschieden sein. Vorher kaum."

„Übers Jahr. In wieviel Erdteilen, auf wieviel Golfplätzen, in wieviel Tanzsälen, unter wieviel Hekatomben von Anbetern hast du bis dahin Vergleiche angestellt, Fe!"

„Ich werde gewiß oft schwanken, Christel. Denn du hast gräßlich viel Eigenschaften, die mir sehr ärgerlich sind. Sehr, sehr, sehr. Aber du kannst um so stolzer sein, wenn ich dann trotzdem zu dir zurückfinde."

„Und inzwischen — kann ich gar nichts tun, um der Erinnerung nachzuhelfen?"

Sie schüttelte den Kopf. „Schreiben? Das würde nur zur Last für uns beide."

„Und das Erinnerungsbild ein bissel aufzuhellen — das ist gar nicht möglich?"

„Hast du Angst, Christel, daß es so rasch nachdunkelt? Ich hab's hellwach im Kopf. Uns beiden bleibt jetzt nichts anderes als: warten. Und hoffen."

Er stellte das Glas hin, stand rasch auf, beugte sich über sie und küßte sie. Sie umschlang seinen Nacken, hob sich fast mit der ganzen Gestalt zu ihm empor, gab seine Küsse wieder und ließ sich dann schwer zurückfallen.

„Geh' jetzt, Christel. Ich bin todmüde. Und vergiß nicht die Bestellung morgen früh an Vivians Jungfer. Zwischen zehn und elf Uhr erwart' ich sie. So — gib mir die Hand. Es war schön, Christel. Nein, nein, nicht mehr küssen. Es war das Schönste, was ich erlebt hab'. Fast so schön war's wie der Morgen in deinem immergrünen Garten. Ich werde das Weihnachtsliedchen nicht los, das dein Orgelfreund da zuletzt gespielt hat. Ach, wenn ich doch nur schon im Bett läge. Gute Nacht, Christel. So geh' doch, so geh' doch endlich . . . Und ruf' mir gleich das Mädchen herein. Ich schlafe schon halb."

★

Schloß Strahl wimmelte wieder von Gästen, und Frau Theres fühlte sich in ihrem Element. Sie glaubte über die feudalen Eigenschaften einer Großgrundbesitzerin zu verfügen; es fehlte ihr nur ein noch breiterer Hintergrund. Gern sprach sie von der ‚Leutestube', von den ‚Leutekartoffeln'. Uneingeweihte hätten meinen können, sie zähle zum Landadel. Aber das ganze Anwesen umfaßte ja noch nicht zehn Morgen.

Der Logierbesuch von Frau von Glon dehnte sich nun schon über Monate hin, und es war noch immer kein Ende abzusehn. Ein unvorsichtiges Wort von Frau Theres gegenüber ihrer Schwiegermutter hatte diese veranlaßt, die junge Frau mit den aristokratischen Allüren einmal ins Gebet zu nehmen. In ihrer bekannten drastischen Art. Ein so rüstiges junges Geschöpf müsse sich doch irgendwie in der Welt betätigen, meinte Frau Strahl senior, ob sie denn nicht die



Das Tischgebet. Gemälde von J. A. Joets

Mittel flüssig habe, um sich irgendwie an einem Unternehmen zu beteiligen? Aber Frau Aimée hatte überlegen, gewissermaßen nachsichtig lächelnd, die Antwort erteilt, daß in ihren Kreisen die Frau nur dazu da sei, sich huldigen zu lassen. Und Benno, der sich die kleine Auseinandersetzung hernach in drei einander widersprechenden Darstellungen — von seiner Frau, von Aimée und von seiner Mutter — anhören mußte, geriet in schwere Bedrängnis. Siegerin blieb Frau von Glon. Hatte sie es doch verstanden, Frau Theres auch von den letzten Schatten eines eifersüchtigen Verdachts zu befreien. Beweis war der fast frostige Verkehr, in dem Aimée zu Benno stand. Ja, es ging Frau Theres oft fast zu weit, w i e ablehnend sich ihre Freundin dem Hausherrn gegenüber verhielt.

Am Weihnachtsabend hatte eine besonders herzliche Versöhnung zwischen den Hausgenossen stattgefunden. Frau Theres war die Vermittlerin, denn sie wollte doch bei dem in den Festtagen zu erwartenden Besuch für allseitige gute Stimmung sorgen. Mehrmals war sie nach Berlin gefahren, um die mit Benno für Aimée verabredeten Geschenke selbst auszusuchen.

Außer Fe waren noch die unvermeidliche Frau Esser und die reizende junge Ministersfrau Gussy Zabernack, deren Gatte in Genf weilte, als Logiergäste angemeldet. Da gab es abends das große feierliche Weihnachtsdiner, zu dem auch sämtliche Spitzen des ausgedehnten alten Kreises geladen waren. Am zweiten Feiertag fand der Hausball statt. Hierzu war eine Unmenge zum Teil noch ganz unbekannter Tänzer und Tänzerinnen zu erwarten: Freunde der Freunde, Bekannte der Bekannten; der großen Entfernung halber konnte von Antrittsbesuchen keine Rede sein.

Und zu diesem Ballfest war nun auch Christian Eyck geladen, obgleich ja längst feststand, daß er nicht tanzte. Frau Theres konnte ihn nicht gut übergehen, nachdem sie sich — bis zu einem bestimmten Herbsttag — immer so außerordentlich um seine Gesellschaft bemüht hatte. Es wäre nur zu dummen Fragen aus ihrer Umgebung gekommen.

Fe sah glänzend aus; sie hatte wieder ein paar wundervolle neue Toiletten mitgebracht. Das Dinerkleid, das Fe am ersten Abend trug, erregte sogar die Bewunderung von Frau Esser, die hier als erste Kennerin und Inhaberin des raffiniertesten Geschmackes galt, — wenn auch ihre eigene Erscheinung nicht als lebender Beweis für ihre Fähigkeiten angesprochen werden konnte. Ihre kleine, kullrige Gestalt hätte auch der Zaubererhand eines Poiret Schwierigkeiten bereitet . . . Fe hatte wieder den von Frau Theres noch immer behüteten Doktor Rusius als Tischnachbar, diesmal zu ihrer Rechten; links von ihr saß die kleine Erlaucht, der bescheidene, blasse Prinz aus erloschenem Thüringer Glanz, der von Frau Gussy gestiftete Tafelaufsatz, auf dessen Anwesenheit auch die sonst so demokratisch gesinnte Schwiegermutter der Hausfrau unsagbar stolz war. Am Ballabend traf Fe die ganze große Schar ihrer Tänzer vom Chrysanthemenfest wieder. Unter den Tänzerinnen gab es viel schöne und pikante Erscheinungen. Die unbegrenzten Rückenausschnitte der Tanzkleider erregten freilich das gelinde Entsetzen von Frau Strahl senior. Nicht einmal der schüchterne Versuch zu Ärmelansätzen war festzustellen! „Reg' dich nicht auf, Martha," sagte Frau Esser gelassen, „in zwei Jahren rasierst du dich auch."

Mit Christel Eyck hatte Fe beim ersten Empfang und während des Trubels der Büfett-Bewirtung ein paar Worte gesprochen, kameradschaftlich, um keine Note mehr. Niemand hätte etwas von den tieferen Beziehungen ahnen können, die zwischen ihnen bestanden.

Da brachte ein jüngerer Herr, der durch Frau von Glon zum erstenmal hier eingeladene Hans-Gerd Eßlingen, ein Jugendfreund von ihr, während der ersten Tänze einen Klatsch auf, der rasch seine Kreise zog. Er stand im Rauchzimmer, Einglas im Auge, die große Import zwischen den Goldzähnen, nahm den dritten Kognak und erzählte von seiner Weihnachtsfeier, die er mit Bekannten im ‚Einsiedler' zu Potsdam begangen. Und erinnerte sich, die bildschöne Golfmeisterin dort in Begleitung des großen, schlanken, braungebrannten Blonden gesehen zu haben, den er zuerst für einen Kolonialmann gehalten hatte — er erkannte ihn sofort wieder, der Herr, der da drüben in der Bibliothek mit Frau Esser sprach, war es, Herr Eyck. Er lächelte, paffte, kam sich selber plötzlich sehr unternehmend vor und sagte näselnd: „Die Herrschaften hatten sich da ein Privatzimmer genommen, um allein zu speisen, na ja . . ." Er hatte wohl gar nicht die Absicht gehabt, eine persönlich zugespitzte Niederträchtigkeit anzubringen. Als Frau Gussy Zabernack, die sich in der Gruppe am Rauchtisch befand, die Augenbrauen hochzog und ihn halb verdutzt, halb entsetzt musterte, brach er auch sogleich ab. Aber nun machte er's noch schlimmer, indem er, mit den Augen zwinkernd, sagte: „Pardon, ich will durchaus nicht indiskret sein!"

„Ich finde, Sie sind es schon reichlich genug gewesen," sagte Frau Zabernack kühl. Sie wandte sich an ihre Nachbarin und ließ sich halblaut Bescheid geben, wer denn dieser unmögliche junge Mann sei. Die kannte kaum seinen Namen, hatte ihn hier noch nie gesehn. Eßlingen merkte, daß er sich in der Einschätzung des Kreises, in dem er sich hier befand, geirrt hatte. Ziemlich betreten wollte er sich zurückziehen.

Aber inzwischen war auch die Hausfrau, die soeben stolz beglückt mit der kleinen Erlaucht zur Gruppe stieß, von Frau Gussy Zabernack eingeweiht worden. „Ja, das geht doch nicht, Herr Eßlingen," sagte sie halblaut, ihn mit der Hand am Ärmel streifend, „Sie können hier doch nicht solche Märchen auftischen —" Frau Theres suchte die Entgleisung des Gastes irgendwie einzurenken, legte ihm nahe, daß wohl eine Verwechslung vorliege, und er wäre auf der Stelle zu jedem Rückzug bereit gewesen. Doch nun war es schon zu spät. In den benachbarten Gruppen hatte man bemerkt, daß die Unterhaltung hier plötzlich stockte. Doktor Rufius, der seine Tänzerin zum Rauchtisch geführt hatte, blieb stehen, um der Hausfrau ein paar liebenswürdige Worte zu sagen und sie um den nächsten Tanz zu bitten. „Oh, Verzeihung, ich will nicht stören," unterbrach er sich, da er die strafende Miene von Frau Theres und die Zerknirschung des wie ein gemaßregelter Schuljunge dastehenden fremden jungen Mannes gewahrte. Aimée hatte vom Nebenzimmer aus ihren Schützling unausgesetzt beobachtet — sie schien zu wissen, daß er jede gesellschaftliche Übung verloren hatte — und beunruhigte sich mehr und mehr, verließ ihren Tänzer und kam herein, um womöglich sofort schlichtend einzugreifen. „Es ist unerhört," raunte Frau Theres ihr zu. Aimée versuchte beschwichtigend zu lächeln, warf ihrem Jugendfreund aber einen niederschmetternden Blick zu. „Er war immer ein enfant terrible, der kleine Hans-Gerd," sagte sie und mischte sich in die Gruppe, die den Fall, nun schon ein wenig vergröbert und entstellt, flüsternd besprach.

„Einen Augenblick, bitte," sagte Doktor Vincent Rufius zu Hans-Gerd Eßlingen — höflich aber in gesucht sachlicher Tonart — und lud ihn mit einer Handbewegung ein, ihn in die Halle zu begleiten. Man hatte ihm die Bemerkung Eßlingens wiederholt, und er fühlte sich irgendwie berechtigt, der Sache auf den Grund zu gehn. Frau von Glon stellte sich zwischen die beiden Herren, suchte den Hamburger zu begütigen, sie faßte ihn bei der Hand und fuhr wie streichelnd über seine Schulter. „So macht doch kein Aufhebens, Kinder! — Du bist ein furchtbarer Tolpatsch geworden, Hans-Gerd. So was bemerkt man wohl, aber man hängt es doch nicht an die große Glocke."

„Gerade diese Auffassung, meine Gnädige," begann Rufius von neuem ... Aber er schwieg — alle schwiegen — es war wie auf einen Gongschlag — denn in dieser Sekunde erschien Fe selbst, stolz, strahlend, siegesgewiß, liebenswürdig lächelnd, frohgestimmt, noch etwas erhitzt vom letzten Tanz, im Rahmen der Tür. Ihr Goldbrokatkleid empfing das Licht vom ganzen Raum. Alle Blicke klammerten sich an sie. Ihre großen blauen Augen nahmen bei dem plötzlichen Schweigen einen Schimmer von Verwunderung an, sie schüttelte leicht den braunen Bubenkopf und begab sich zum Rauchtisch. Natürlich fühlte sie, daß man über sie gesprochen hatte. Aber noch glaubte sie, daß sich's um ihre Pariser Toilette handelte.

„Geben Sie mir eine Zigarette, Rufius," sagte sie zu dem Hamburger, da er ihr am nächsten stand. Noch immer schwieg alles. Auch während sie sich Feuer reichen ließ und die ersten paar Züge tat. „Es ist ja hier so feierlich, liebe Theres," wandte sie sich an die Hausfrau.

Theres lächelte nichtssagend, wußte nicht ein noch aus.

„Es wurden Weihnachtserinnerungen ausgetauscht," sagte da Rufius mit gequetschter, dabei harter Stimme, wobei ein Blitz aus seinen Augen den Schützling von Frau Aimée fast niederschmetterte.

‚Seltsam,' dachte Fe, ‚wie der schmiegsame, elegante, selbstgefällige Vincent Rufius sich Mühe gibt, als Mann zu imponieren. Was haben sie nur alle plötzlich?'

„Man erzählte, was man vorgestern trieb, wie und wo man das Fest gefeiert hat, wen man da oder dort gesehn —"

Blitzgeschwind war Fe im Bilde.

Sie tat einen tiefen Zug aus der Zigarette, legte den Kopf zurück und blies den Rauch von sich, wobei sie die Augen halb schloß. Aber ihr Blick beherrschte den ganzen Raum. Alle Gesichter waren ihr zugewandt.

„Ich habe vielleicht das allerschönste Weihnachtserlebnis gehabt. — Ja, denken Sie, Theres," wandte sie sich an die Hausfrau, „unser Freund Eyck hat mich da in eine kleine märkische Dorfkirche verschleppt, wo ein paar Musikanten mit großer Meisterschaft ein Beethoven-Quartett spielten, ein Sängerchor sang Bach, und schließlich gab's die überraschendste Orgelimprovisation, die ich je erlebt habe. Es muß ein fabelhafter Virtuose sein, mehr als das, ein großer Künstler."

„Oh, Sie waren in Kapelln?“ rief Frau Theres aufatmend, und sie warf, zur Ministersfrau gewandt, ein, der Organist Erdener sei ja weit über Preußen hinaus berühmt . . .

„Und darauf fuhren wir nach Potsdam und bekamen ein unsagbar schwelgerisches Souper. Champagner haben wir getrunken, und ich bin um ein Uhr todmüde ins Bett gesunken. Ich blieb da gleich über Nacht, denn ich war patschnaß von dem Ausflug in die Pfützen der Dorfstraße. Wie der gute Christian Eyck bei Nacht und Regen zu Fuß zurückgefunden hat, ist mir noch immer ein Rätsel.“ Sie sah sich um, als ob sie ihn suchte. „Vorhin hat er mir eidlich versichert, daß er früh um halb vier Uhr in Paretz eingetroffen sei, ohne in einen einzigen Chausseegraben zu stolpern.“

„Jedenfalls scheint ihm das Fest tadellos bekommen zu sein,“ sagte Vincent Rufius erregt und tat hastig ein paar Züge aus der Zigarette, die er sich mit nervösen Händen angezündet hatte.

Seltsam wechselte der Ausdruck in den Gesichtern. Man warf einander fragende Blicke zu. Niemand wußte, was er sagen sollte. Jeder überließ den ersten Schritt dem andern.

Hans-Gerd Eßlingen, der bis jetzt ganz klein und verzagt dagestanden, gewann wieder Mut und griff nach der Kognakflasche. Die Nächststehenden nahmen Gläser auf, um sich ebenfalls von ihm einschenken zu lassen. Redensarten füllten die Pause.

Frau Gussy Zabernack schob ihren Arm unter den von Fe und sagte, mit einer Kopfwendung auf die Herrengruppe weisend: „Feierlicher Augenblick männlicher Rührung!“ Sie schob den andern Arm in den der Hausfrau und zog beide mit sich hinaus. „Retten wir uns aus dieser Opium- und Lasterhöhle, meine Damen. Das ist jetzt die Viertelstunde, in der die Herren sich Anekdoten zu erzählen pflegen, die wir nicht verstehen dürfen.“

Die Situation war leidlich gerettet.

Draußen begegnete Benno den drei Damen, Theres machte sich frei, um ihm das Erlebnis in aller Beschleunigung zu schildern. Aber die Ministersfrau verschwand mit Fe im Wintergarten.

„Fabelhaft waren Sie, Kleine!“ sagte sie begeistert zu Fe. „Ich habe auf einem einzigen Haufen noch nie soviel dumme Gesichter beisammen gesehen wie vorhin. Höchstens im Reichstag.“

„Ich verstehe gar nicht —“

„Ach, es ist nicht viel zu verstehn. Sie haben dem Pfeil jedenfalls die Spitze abgebrochen, noch bevor er Sie erreicht hat.“ Mit ein paar Worten berichtete sie Fe über den ganzen Hergang. „Ich bin natürlich auch davon überzeugt, daß Sie den jungen Herrn Eyck zu schicklicher Stunde nach Hause geschickt haben. Fraglich ist nur: ob man ihn wirklich für so gottverlassen untalentiert hält, daß er dem Gebot nachgekommen ist.“ Sie lachte und kniff Fe leicht in den Arm, sich rasch einer Kette von Tanzpaaren zuwendend, die am Wintergarten vorbei zum Saale zog.

Fe warf ihr einen Blick nach, so voller Empörung, daß Frau Zabernack ihn eigentlich im Nacken hätte fühlen müssen. Ein Zittern war in Fe, das ihr kaum ermöglichte, dem Tänzer, der sich den eben beginnenden Tanz erbat, auch nur eine Silbe zu antworten. Sie nickte stumm, und mit einem starren Lächeln tanzte sie.

Der Saal war wieder rasch überfüllt. Und es war auffällig, wie sich die Werbung um einen Tanz mit der Golfmeisterin steigerte. Der Klatsch hatte sich herumgesprochen. ‚Sie ist gar nicht so unnahbar —!‘

Christel Eyck erfuhr die kleine Szene von Frau Aimée, die sich seiner bemächtigte. Die ganze Tragweite des Vorfalls erkannte er aus ihrer Darstellung nicht. Erst als man allgemein aufbrach und er endlich Fe wiedersah — sie hatte den Ballsaal nicht mehr verlassen —, machte ihn der abweisende, fast eisige Zug in Fes Gesicht bestürzt.

Er suchte in ihre Nähe zu kommen, damit er, bevor sie sich trennten, noch ein paar gute und herzliche Worte mit ihr sprechen konnte. Aber sie nickte Christel nur flüchtig zu. „Auf Wiedersehn!“ — So sprach sie zu Dutzenden.

Für ihn war es ein verlorener Abend.

*

Am nächsten Morgen arbeitete Christian Eyck ohne jeden Gehilfen auf seiner Pflanzung. Er hatte die Stümpfe und Wurzeln der gemordeten und geraubten Edeltannen ausgegraben und an einzelnen Stellen schon wieder für Nachwuchs gesorgt. Die feuchte, frostlose Witterung dieser Weihnachtszeit ermöglichte es. Doch setzte er die jungen Bäumchen vorsichtshalber mitsamt den in Sackleinwand gehüllten Wurzelballen in die neuen Pflanzgruben, damit auch die letzten und feinsten Wurzelfasern vor Beschädigung sicher waren. Die Umhüllung wurde gelöst, verblieb aber in der Erde und sollte im Lauf der Zeit verrotten. Natürlich konnte er all die Seltenheiten, die er hier in vier Jahren sorgsamer Auswahl und Pflege wie in einem Freilichtmuseum um sich versammelt hatte, nicht sofort durch gleichwertige

Stücke ersetzen. Sie waren zumeist ja weither verschrieben. Aber wenigstens war nun wieder ein Anfang gemacht.

Von der regenfeuchten Luft durchnäßt, bis zu den Knien von Erde, Lehm und Schlamm beschmutzt, Tannennadeln im Haar, mit zerkratzten Händen, kehrte er von seinem Tagewerk heim. Ute, die sich kurz vorher von ihrem Magdeburger Weihnachtsausflug bei Burkert zurückgemeldet hatte, sah ihn in diesem Aufzug über den Hof kommen und ging ihm zögernd entgegen. Er schob den schweren Karren mit dem Arbeitsgerät selbst. Ganz traurig war sie, daß sie ihm nun nicht hatte helfen können. Sie fühlte sich ihm gegenüber irgendwie schuldig. So ganz offen und herzlich wie zuvor konnte es ja überhaupt nicht mehr zwischen ihnen werden. Die häßlichen Worte Orges hatten sie unsicher gemacht. Auch er war wortkarg, fragte nur flüchtig, ob sie ein schönes Fest gefeiert habe, und wehrte kurz ab, als sie sich für seine Weihnachtsgabe bedanken wollte, die ihr der Obergärtner in ihre Kammer gelegt hatte.

Abends saß er wieder an seinem Arbeitstisch im Zeichensaal. Aber Ute wagte doch nicht zu fragen, ob sie sich mit einem der neuen Bücher zu ihm setzen dürfe. Überall witterte sie das freche Auge von Orge.

Ute hatte aus Magdeburg den Auftrag mitgebracht, Onkel Christian für Silvester zu ihrer Tante einzuladen. Sie fand aber den Mut nicht, ihn daraufhin anzusprechen. Es hatte sich in seinem Wesen irgend etwas verändert. Eine gewisse Erleichterung empfand sie, als sie zufällig von Frau Krause hörte, daß Burkert entschlossen sei, von Neujahr an nur noch Ortsheimische für die Erdarbeiten einzustellen. Orge war denn auch tatsächlich mit seinem unheimlichen Anhang aus Paretz verschwunden. Sie seien nach Berlin abgezogen, hieß es.

So kam der Jahresschluß heran, ohne daß Ute eine Zusage nach Magdeburg hätte melden können; für sich allein wieder um Urlaub zu bitten, danach trug sie gar kein Verlangen.

Schwer enttäuscht war sie, als sie am Mittag vor Silvester Onkel Christian mit seinem Handköfferchen über den Hof kommen sah. Verreiste er weit? Oder fuhr er nur nach Berlin? Verlebte er den Abend am Olivaer Platz? Da gab es gewiß ein großes Fest. Fe war ja dort!

Er bemerkte sie und setzte sein Köfferchen auf die Steinbank vor dem Hause. Unter dem lichtlosen, gleichförmig grauen Regenhimmel, der nur ab und zu ein Weilchen Gnade übte, wirkte das Hellblond ihrer dicken Zopffrisur wie ein kleiner Sonnenstrahl. Die braunen Augen blickten traurig aus dem dunkeln, auch jetzt noch sommersprossigen Gesicht. Erst als er sie anrief, heiterte sich ihre Miene auf. Und nun blitzten ihn auch gleich die weißen, gesunden Zähne an.

„Was treibst du nun heute, Tante Ute?“ fragte er gutmütig, ein bißchen mitleidig, weil er fühlte, wie vereinsamt sie war. „Wirst du Blei gießen heut abend? Erdener, der Organist aus Kapelln, wird nach dem Gottesdienst zu Nitsche kommen und Harmonium spielen. Da kannst du hingehn und zuhören, wenn du Lust hast.“

„Du bist aber nicht dabei, Onkel Christian?“ Sie nahm einen Anlauf und brachte nun endlich die Magdeburger Einladung an.

Er zuckte die Achsel. „Reichlich spät, kleine Ute, um für heute noch Programme umzustoßen. Ich fahre nach der Mainau, will den freien Tag morgen ausnutzen, um mich im Wintergehölz dort umzusehn. Sie haben da Kostbarkeiten, die in der Mark noch nicht zu finden sind. Aber ich wäre ja doch nicht nach Magdeburg mitgekommen. Sag' deiner Tante Dankeschön und schuldigen Respekt. Weißt du, ich hab' wieder einmal eingesehn, daß ich kein Gesellschaftsmensch bin. Ich gönne den andern Tanz und Flirt und Festtafeln und lustige Unterhaltung. Aber für mich wird so ein Abend nur Qual und Verstellung.“

„Aber Fe ist doch in Berlin —“ Sie brach gleich wieder ab, erschrocken über sich selbst.

Er hatte sich völlig in Gewalt. In seinem Gesicht bewegte sich nichts. „Ja, sie ist in Berlin. Es wird wohl ein großes Völkerfest heut abend am Kurfürstendamm geben. Man wird ins neue Jahr hineintanzen.“

„Und du rollst da im Zuge so weit weg, Onkel Christian . . . Wenn du zurückkommst, ist Fe dann schon auf der Fahrt nach Ägypten?“

„Nein, sie will ja zuerst ihre Mutter in Dresden besuchen.“

Er stand da und sann, sah in die Ferne, über die entlaubten Kastanien hinweg in den unendlichen grauen Winterhimmel. Sie empfand, daß er eben so verlassen war wie sie. Ihr ganzes Kinderherz drängte zu ihm. Sein schmaler, brauner Kopf war hoch gehoben, trotzig. Seine blauen Augen blickten stählern. Nein, sie wagte es doch nicht, ihm lästig zu fallen. Aber irgend etwas Gutes wollte sie ihm sagen, wenn auch ganz schüchtern, damit er ihre Anteilnahme fühlte.

„Soll ich —“ begann sie zögernd und unsicher, „soll ich ihr nicht einen Strauß bringen, wenn sie abfährt, Onkel Christian?“

Es war, als wenn er mit seinen Gedanken aus weiter Ferne zurückkehrte. „Einen Strauß?“ Er lächelte und strich ihr flüchtig übers Haar, das, nur mit Wasser gepflegt, etwas grobsträhnig war und hellblonde Stacheln ausschoß. „Ach, kleine Ute, siehst du, es muß ja nun monatelang ohne diese kleinen Aufmerksamkeiten aus Paretz gehn. Die erweisen andere viel flinker und pünktlicher.“ Er trat zu seinem Handgepäck. „Ich weiß auch nicht einmal den Zug. Sie wird bis Ostern ja hundertmal abfahren, in Europa und in Afrika, immer werden ihr Sträuße zum Zuge gebracht werden—und ich werde kein einziges Mal auf dem Bahnsteig stehn können und mit dem Taschentuch winken.“

„Aber diesmal — wenn du mir's nicht verbietest — da bring' ich ihr doch noch mal Blumen von dir, Onkel Christian, — weil sie doch jetzt noch nicht in Afrika ist.“

Er mußte über ihren Eifer lächeln, gab ihr einen kameradschaftlichen Klaps auf die Schulter und sagte: „Ja, tu das, Tante Ute. Natürlich. Weil sie doch jetzt noch nicht in Afrika ist. Und grüß' sie recht schön von mir. — Du bist ein liebes Kerlchen, Tante Ute.“

So ging er. Am Tor sah er sich noch einmal nach ihr um und winkte ihr zu.

Er ahnte nicht, was in dem kleinen Herzen vor sich ging. —

Auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin mußte Fe wieder einmal Cercle abhalten. Ein zufällig anwesender Filmoperateur kurbelte die Gruppe für die Wochenschau, nachdem er gehört hatte, daß die elegante junge Dame, der all die kostbaren Blumenspenden in ihr Abteil erster Klasse gereicht wurden, die berühmte Golfmeisterin sei.

Frau Theres hatte sich eingefunden, sogar Benno hatte sich freigemacht. Die junge Frau Vivian erschien in einem Breitschwanzpelz, dessen sich Frau Theres noch wochenlang mit Neid entsann. Wohl ein Dutzend junge Herren und Damen füllten den Platz vor dem Wagen mit einer Wolke von Blumenduft und leichtem Geplauder.

Als Ute ihre wundervollen Orchideen überreichte und Christels Namen nannte, ward Fe für ein paar Sekunden schweigsam. Sie beugte das Gesicht in die fremdartigen Gewächse. „Also doch noch!“ hörte Ute sie sagen. Sie gab Ute die Hand, drückte sie fest, sprach aber weiter kein Wort.

In diesem Augenblick ging ein lustiges Rufen los. Man zeigte, winkte. Doktor Vincent Rufius tauchte an der Sperre auf, mit einem Riesenstrauß von golden leuchtenden Ophelia-Rosen bewaffnet. „Er schlägt uns natürlich alle wieder!“ rief einer der jungen Herren. Der Strauß war so groß, daß er kaum durchs Wagenfenster ging. Alles lachte. Der Zug setzte sich in Bewegung. Der Operateur kurbelte.

*

Günther Hadras Besitztum am Weißen Hirsch bei Dresden war im letzten Jahr durchgreifender Veränderungen, Um- und Ausbauten unterzogen worden. Es hatte eine neue Herrin bekommen, die sehr zielbewußt war.

Was hatte man sich doch an der Elbe den Mund darüber zerschlagen, daß der noch kaum Fünfunddreißigjährige, nach einigen Jahren der Witwerschaft, seine neue Wahl nicht unter den jungen Töchtern des Landes getroffen, sondern sich mit einer Frau verheiratet hatte, die bereits eine erwachsene Tochter besaß. Es wurde geulkt, es wurde gewitzelt. Die Witwe des Botschaftsrats von Borowski entwickelte aber gerade die Eigenschaften, die Hadras erster Frau gefehlt hatten: sie besaß Geschmack und Weltgewandtheit, sie war viel gereist, hatte in den ersten Kreisen der internationalen Gesellschaft verkehrt, war äußerst sportliebend und — nicht zuletzt — sie verstand die Kunst, mit Grazie Geld auszugeben.

Hadra war keine Schönheit, war kein großes Kirchenlicht, er verdankte die Erhaltung und Mehrung des ihm in den Schoß gefallenen Riesenvermögens auch durchaus nicht etwa größerem Spekulationsgeist, sondern lediglich einem gewissen Schieberinstinkt: er hatte die Mehrzahl seiner Kapitalien sicher im Ausland anzulegen gewußt, zu einer Zeit, als es noch für Patriotenpflicht galt, sie im Inland zerrinnen zu sehn. In manchen Kreisen hatte man damals über den allzu pfiffigen und eilfertigen Landsmann die Achsel gezuckt. Heute war seine Schuld längst vergessen — und man gab ihm sogar recht. Jedenfalls hatte er sein Geld gerettet und zeigte sich dem Schicksal dankbar dafür, denn er rechnete unter die wenigen Finanzgrößen, auf die bei den großen Wohltätigkeitssammlungen zu zählen war. Auch dies durfte dem Einfluß seiner zweiten Frau zugeschrieben werden, denn ihre Vorgängerin hatte sich stets ängstlich bemüht, den Verdacht des Reichtums abzuwehren. Denn ihr einziges Talent war Sparsamkeit gewesen.

Aber nun wurde aus dem Vollen gewirtschaftet. Während sich die Neuvermählten auf Reisen befanden, hatten die Architekten und Lieferanten alle Hände voll zu tun, um die mit Frau Stefanie durchberatenen Pläne auszuführen. Eine große Terrasse

mit schöner Elbaussicht wurde gebaut, die altmodischen Türmchen und Figuren und Stuckscheußlichkeiten verschwanden von der Fassade der Villa, im Innern wurden Rabitzwände eingerissen und aus Reihen von murklichen Butzenscheibenkästerchen ein paar schöne, große Wohnräume und Repräsentationssäle geschaffen, das ganze obere Stockwerk erhielt größere Fenster und damit Licht und Luft für die Schlaf- und Gästezimmer, ein Wintergarten wurde angelegt, ein Billardzimmer, und das riesige Marmorbad, von dem ein paar Zeitschriften Bilder veröffentlichten, galt als Inbegriff verwegensten Aufwands für alle, die die ewig kümmerliche und staubgraue Frau Hadra I gekannt hatten. Auch in den Villen, die Hadra im Ausland besaß und die teils altmodisch, teils verwahrlost waren, wurde das Unterste zu oberst gekehrt. Da auch Künstler beschäftigt und seltene Sammelstücke angeschafft wurden, kam Hadra sogar in den unberechtigten Ruf, ein Mäzen zu sein. Er wäre völlig glücklich gewesen, hätte ihn nicht das Wohlleben, dem er sich nun, nach den sieben mageren Jahren seiner ersten Ehe, hingeben durfte, gar zu rasch in die Breite gezogen. Er mußte turnen. Frau Stefanie, über ein Jahrzehnt älter als er, ging ihm mit bestem Beispiel voran. Sie trieb jeden Sport, ließ sich massieren, wirkte verteufelt jung, machte „die Kerze" wie eine achtzehnjährige Wigmanschülerin, und tanzte die mondänen Tänze ebenso flott und atemsicher wie ihre Tochter.

Zu einem harmonischen Verkehr mit seiner Stieftochter, der jungberühmten Golfmeisterin, hatte es Günther Hadra bisher leider nicht bringen können, obwohl er sich die beste Mühe gab, schon Stefanies wegen, die doch sehr an Je hing. Er kam sich Je gegenüber etwas lächerlich vor. In ihrer Gegenwart bemühte er sich, den Kavalier zu spielen. Aber das lag ihm nun einmal nicht. Er fürchtete auch immer ihren lächelnd überlegenen Blick. In seinen vom besten Schneider gebauten Anzügen fühlte er sich sofort nur wie geliehen, wenn sie bloß so einmal über seine gedrungene und da und dort ausladende Gestalt hinsah. Er zog dann immer wieder die Weste zurecht und suchte sich Haltung zu geben. Es half nur wenig. Und sein Pech bei jeder sportlichen Betätigung, die er in ihrer Gesellschaft ausübte, war niederziehend. Am allermeisten aber ärgerte er sich über sein Sächsisch, denn das erzwungene Hochdeutsch, in dem er zu Je sprach, erschien ihm selber komisch gespreizt. Dabei war er doch wieder so stolz darauf, daß dieses wundervolle Geschöpf die Tochter seiner Frau war. Es war Edelrasse, ohne Frage.

Als Je in Dresden ankam, war erst ein Teil des Hauses fertiggestellt. Günther Hadra führte seine Stieftochter überall herum und erklärte: dies sollte so und jenes noch anders werden. Je wußte das alles schon, denn sie kannte ja die Pläne, die ihre Mutter mit den Architekten zusammen ausgearbeitet hatte. Auch das große Marmorbad mit den breiten Stufen und dem Blick über die Elbe, Hadras Stolz, bot ihr nichts Neues. „Ich sah die Bilder schon im Journal, Onkel Hadra."

Hadra wußte sich mit Je kaum für die Dauer von fünf Minuten zu unterhalten. Sie lebten in zu verschiedenen Welten. „Es ist nu eben noch ein bissel ungemütlich bei uns," suchte er zu entschuldigen, in seinem immer etwas singenden Tone, und lächelte verlegen, wobei er sich vergeblich bemühte, ein neues Thema anzuschneiden. Er konnte nur über Gegenstände und Preise, höchstens über Personen sprechen. Die Kunst der Konversation, wie sie Stefanie und Je beherrschten, wenn sie sich mit Menschen ihrer Kreise trafen, beherrschte er nicht.

Da Je zugesagt hatte, an Stelle von Mrs. Printer das große Golfturnier in Kairo auszufechten, das Mitte Januar begann, so war ihr Aufenthalt in Dresden nur auf wenige Tage beschränkt. Frau Stefanie suchte ihre Tochter in der kurzen Frist wieder möglichst eng an sich zu fesseln, sie verwöhnte sie, fuhr mit ihr in die schönsten Geschäfte von Dresden, um noch dies oder das für sie auszusuchen. Aber Je hatte sich in Paris schon ganz nach ihrem eigenen Geschmack ausgestattet. Sie konnte von allem, was ihr hier verlockend gezeigt wurde, kaum etwas brauchen. Wenigstens war es Frau Stefanie eine Genugtuung, das Bankkonto von Je, das Hallkofer in Sässikon verwaltete, wieder aufzufüllen. Dafür war Je auch sehr dankbar. Sie verbrauchte wohl sehr viel, seitdem sie von der Mutter getrennt lebte. Beurteilen konnte sie es nicht. Auch ihre Mutter hatte ja nie ängstlich gerechnet. Man hatte eben seinen Lebensstandard so von Jugend auf und behielt ihn bei.

„Und das Herz, Liebes?" fragte Frau Stefanie, als sie im Auto vom Alten Markt nach dem Weißen Hirsch fuhren, und legte ihre Hand fast zaghaft auf den Pelzärmel ihrer Tochter.

„Meinst du eine Partie, Mama?"

„Beides, mein Kind. Man kann einem Mann doch herzensgut sein, auch wenn er eine gute Partie ist." Es lag eine ängstliche Verteidigung in diesen Worten.

Je blickte durch die Kristallscheiben, an denen der Regen hinablief. Lange schwieg sie. „Wenn es einmal so weit sein wird, Mama, werd' ich dir's natürlich zu allererst sagen."

„Ich danke dir, mein Kind," sagte Frau Stefanie rasch. Es war ein heikles Thema. Sie wollte grundsätzlichen Erörterungen lieber ausweichen. Je hatte eine gar zu ernste Auffassung von der Bindung durch die Ehe. In ihrer ersten Jugend hatte Frau Stefanie natürlich auch ganz anders gedacht — und gefühlt — als heute. Günther Hadra wäre gewiß nicht das Ideal ihrer Mädchenträume gewesen. Aber mußte sie jetzt nicht doch ihrem Schicksal dankbar sein? Die Bitte an Je, sie möchte ihrem Stiefvater nicht dauernd diesen Eisenpanzer zeigen, brachte Frau Stefanie bei diesem letzten Alleinsein nicht über die Lippen.

In der allerletzten Stunde fand Frau Stefanie den Mut zu einem Vorschlag. Sie hatte vor dem Krieg mit ihrem ersten Mann einmal eine Nilreise auf einer Dahabije gemacht. Günther kannte Ägypten überhaupt noch nicht. Ob es Je ein bißchen freuen würde, wenn man sie dort für ein Weilchen besuchte? Gewiß, Je hatte ihren großen, bestimmten Kreis, man würde sie dem nicht dauernd entziehen wollen. Aber es wäre doch einmal eine Gelegenheit, sich wieder näherzukommen, nicht? Der großzügige Verkehr da unten erleichterte alles. Jeder lebte natürlich ganz nach seinem Willen und Geschmack.

Günther Hadra war begeistert. Er sah sich sogleich in einem weißseidenen Anzug, im Tropenhelm mit Schleier, an Bord einer Dahabije mit den beiden schlanken, schönen, aristokratischen Frauen und zupfte, den Bauch einziehend, an seiner Weste, um schlanker zu erscheinen. „Das wäre nu riesig nett!" Und er sah Je fast ängstlich bittend an, weil sie wieder so eisig schwieg.

Frau Stefanie war neben ihre Tochter getreten, schob ihren Arm unter den ihren, zog sie leicht an sich und sagte leise, fast ohne Ton: „Oder — willst du alleinbleiben? Wenn sich dort etwas anbahnt, Kind, dann sollst du nicht gestört sein."

„Ich treffe dort nur Fremde, ganz Gleichgültige," sagte Je sofort entschieden. „Also soll ich euch Quartier machen? Im Shepheard-Hotel werden wohl die meisten Klubleute wohnen. Vielleicht aber auch im Khedive-Palast auf der Nilinsel."

Günther Hadra war mehr für den Khedive-Palast. Aber er überließ die Wahl selbstverständlich den Damen.

So ward abgemacht, daß Frau Stefanie mit ihrem Mann in etwa vierzehn Tagen Je nach Kairo folgen würde.

‚Ein Schritt vorwärts!' dachte Frau Stefanie und war mit dem Ergebnis dieses Besuchs ihrer Tochter schon zufrieden. Sie flüsterte ihr beim Abschied zu, eine gewisse Rührung in der Stimme: „Ich danke dir, mein Kind."

Je nahm aber aus diesem Zusammensein nur die traurige Gewißheit mit, daß sie sich mit ihrer Mutter nun endgültig auseinandergelebt hatte.

Ein Elternhaus besaß sie nicht mehr. Eine Heimat?

Sie war nie sentimental gewesen. Aber als sie in Ägypten landete und die ersten Palmen auf dem gelben Sande sah, sehnte sie sich nach jenem sonnigen Wintertag im märkischen Schnee. Sie war Christel Eyck so böse, so böse und — seltsam! — hatte ihn doch so lieb.

*

Von der Insel Mainau hatte Christian Eyck neue Erfahrungen und tiefe Eindrücke mitgebracht. Lange und eifrig sprach er mit Roland Nitsche die Möglichkeiten durch, diese und jene immergrüne Pflanze auch hier im Norden einzubürgern. Im kommenden Herbst konnte er den Versuch leider noch nicht wagen. Durch den Raubüberfall auf seinen Tannenforst war ihm eine wichtige Kulisse auf Wüstrow weggenommen, die den zarteren Nachwuchs sowohl gegen Winterfrost wie gegen sengende Frühjahrssonne hätte schützen können. Er mußte mindestens noch ein weiteres Jahr abwarten.

Meister Nitsche verfolgte die Arbeiten seines Schülers, aus dem sich mehr und mehr ein eigener Gestalter entwickelte, mit warmem Interesse. „Man wird Sie mir dann bald wegholen, lieber Eyck," sagte er, „Sie sind auf dem besten Weg zum Ruhm." Und gelegentlich fragte er ihn, ob er schon die Gegend im deutschen Vaterland ausfindig gemacht habe, in der er sich ansiedeln wolle.

Nein, Christian Eyck hatte noch keinen Entschluß gefaßt. Ihn begleitete noch immer ein Plan, den Je in ihm angeregt hatte: als Gartengestalter da und dort tätig zu sein, ohne eine feste Siedlung für sich selbst auszubauen. „Noch so ein paar Jährchen zigeunern!" sagte er.

„Dann müssen Sie aber Junggesell bleiben, lieber Freund."

„Es sei denn, daß die Frau, die so verwegen ist, sich mit mir zu verbinden, an dem Herumzigeunern die gleiche Freude hätte wie ich."

Roland Nitsche meinte: „Nur mit dem ersten Kinderschrei, lieber Freund, weicht der Phantast dann doch meistens dem Philister. Aber ich werde mich hüten zu prophezeien, man macht sich damit nur unbeliebt."

Lachend trennten sie sich. Christian dachte aber noch manchmal an Roland Nitsches Warnung zurück. Und dann sah er einen Riesenberg vor sich, den es erst zu erklimmen galt, bevor er Fe, dieser schönen, gehätschelten, stolzen Frau, eine Heimat bieten konnte.

Inzwischen erreichte ihn mancher Nadelstich, der ihn schmerzte. Frau Theres benutzte fast jede Begegnung, um ihm etwas Aufstachelndes zu berichten. Sie hatte Nachricht von Fe. Ihre Mutter und ihr Stiefvater waren Mitte Januar nach Kairo gekommen. Im Palasthotel auf der Insel bewohnten sie einen halben Flügel in der Beletage. Ihr Schlafzimmer ging auf den Nil. Es wurde abends fleißig getanzt, aber am Tage auch ganz ernsthaft trainiert. Sie stand Größen von internationalem Ruf gegenüber und durfte sich auf dem Golfplatz keine Sekunde vernachlässigen. Dutzende, ach Hunderte von neuen Bekanntschaften hatte sie gemacht . . . „Sie wird uns alle sehr bald vergessen haben!" meinte Frau Theres und verzog ihre Japaneraugen zu einem listig-kummervollen Schlitz.

Ein andermal, das war Mitte Februar, rief sie ihn eigens am Fernsprecher an, um ihm, mit einem gewissen Triumph in der Stimme, mitzuteilen: daß Doktor Vincent Rufius nun doch noch vom Hamburger Klub abgeordnet worden sei, um in der Achterzusammenstellung am Kampf um den neugestifteten Cheops-Cup teilzunehmen, mit dem das große Turnier abschloß, sie hatte es soeben im Sportblatt gelesen.

Der Stiefelkönigin durfte man ihre Sucht, den Menschen Unangenehmes zu sagen, nicht allzusehr verübeln. Sie war ja selbst gewiß nicht glücklich — in ihrem ‚goldenen Gefängnis', wie sie sich ausgedrückt hatte. Ute, die ab und zu bei Arbeiten auf Schloß Strahl mithalf, plauderte einiges von dem aus, was sie dort zu sehen und zu hören bekam. Er konnte derlei Klatsch durchaus nicht leiden, aber die Kleine war nun schon seit Wochen so gedrückt und verschüchtert, daß er ihr nicht immer gleich tadelnd in die Rede fahren wollte. Eines stand fest: das Ehepaar Strahl lebte neuerdings auf sehr gespanntem Fuß.

Auch Frau Esser sprach besorgt über das Zerwürfnis. Für die Firma konnte daraus Schaden erwachsen. Hinter Frau Theres standen noch die großen Kapitalien ihres Vaters. Wenn der alte Herr sich einmal zu seinen Vätern versammelte, dann konnte Frau Theres damit der Firma helfen, mit einem Schlage jede deutsche und ausländische Konkurrenz zu schlagen. „Unsinn," sagte Frau Esser, „sie muß mit Benno zusammenbleiben, das sind Rücksichten auf die Dynastie. Bismarck hat seine Prinzessinnen auch am Bändel gehabt."

Christian genoß das besondere Vertrauen von Frau Esser. Sie ging mit dem Plane um, den alten Kilianschen Besitz am Jungfernsee, den sie in der Inflationszeit gekauft hatte, zu einem Mustergütchen auszubauen. Das Haus selbst sollte so klein bleiben, wie es war. „Ich will für mich leben, nicht für meine Gäste!" Aber Garten und Park mußten vorbildlich werden. Es handelte sich um ein Wald- und Seegelände, das die dreifache Ausdehnung des Strahlschen Anwesens hatte. Da ließ sich schon gestalten! Christian hörte, daß sie bereits mit fünf der bedeutendsten Gartenarchitekten gesprochen und auch wohl schon verhandelt hatte; immer wieder aber zog sie ihn heran; die Bilder, die er ihr von seinen Plänen entwarf, wenn sie vorerst auch nur ganz flüchtig sein konnten, fesselten sie stark. Eines Tages sagte sie zu ihm: „Ich kann mich heute noch nicht entscheiden, ob ich die Riesenarbeit anfange, aber darin bin ich mir jetzt klar, daß Sie den Auftrag bekommen, wenn er überhaupt zu vergeben sein wird. Ich erwarte und verlange ein Meisterstück von Ihnen. Wenn es Ihnen gelingt, brauchen Sie um Reklame nicht bange zu sein. Man spricht sehr viel und sehr gern von mir. Nicht nur in Berlin."

Die kullrige kleine Frau war klug und bestimmt. Sie hatte die feste Überzeugung, daß der junge Gartenarchitekt, der ganz geniale Ideen entwickelte, einen großen Aufstieg vor sich hatte, und sie betätigte sich auf allen Gebieten gern als Entdeckerin.

Christian hatte in Nitsches Auftrag mehrere Gärten und Parks in der weiteren Umgebung nachsehen müssen, eine Fahrt zum Ausstellungsgelände war auch wieder erforderlich gewesen, so hatte er sich seiner Wüstrower Pflanzung gar nicht mehr annehmen können. Ein paar Wochen lang hatte man Schnee und Frost gehabt, nun taute es. Obwohl die Wege zum Peetz-See miserabel waren, wollte er doch sogleich nach seiner Ankunft aus Dresden das Motorrad aus dem Verschlag ziehn, um hinzufahren.

Wieder einmal wie aus der Erde geschossen lief Ute herzu. „Darf ich nicht mitkommen, Onkel Christian?" fragte sie.



Der grüne Schal. Farbige Radierung von W. Ablett

„Kind, es wird ein Höllengepantsche, das Schneewetter spritzt einem bis übers Kinn, und ich muß Gepäck aufschnallen, ein Bündel Decken. Bei Sonnenuntergang haben wir heute sicher Glatteis, und es ist doch anzunehmen, daß mein Rhododendron dahuricum schon blüht, da will ich den Gruppen zunächst noch einen leichten Schutz geben."

„Nun soll es da draußen schon blühn? Jetzt? Im Februar? Aber Onkel Christian, überall liegt doch noch Schnee."

„Dunkelkarminrot blühen sie, über und über, meine Alpenrosen, natürlich nur in kleinen Blüten. Und der gelbe Jasmin kann auch schon da sein . . . Na, da du so ungläubige Augen machst, Tante Ute, sollst du mitkommen; aber du mußt dich mit deinen vier Buchstaben fest auf die Decken setzen, damit wir sie und dich nicht unterwegs verlieren."

Als Klammeräffchen kam sie also auf dem Soziussitz nach Wüstrow mit.

Sie waren beide wie aus dem Wasser gezogen. Ein föhniger Wind strich über die Halbinsel hin. Wo die Sonne gewirkt hatte, war aller Schnee geschmolzen. Und aus dem dichten, grünen Teppich leuchtete nun wahrhaftig schon eine Vorfrühlingsflora, wie sie Ute nie geahnt hatte. Der ganze Boden lebte, die Sträucher hatten ihr glänzendes Laub, die immergrünen Gehölze gaben den Parkhintergrund, so daß die ganze Landschaft wie ein Gruß aus dem Süden wirkte, obwohl noch die Wattebäuschchen auf den grünen Zweigen schwebten.

Für Ute hatte die Vorstellung, daß Onkel Christel bei diesem Sudelwetter herausfuhr, eigens um diese zarte, junge Blüte vor dem Nachtfrost zu schützen, diese Frühblüte, die sonst doch niemand sah, etwas geradezu Ergreifendes.

„Kleine Ute," sagte er lächelnd, „das wächst und blüht, auch wenn die Welt sich nicht weiter darum kümmert. Aber wer in Gedanken mitlebt, der möchte es doch nicht leiden wissen."

Dem Wort sann sie lange nach. „Du bist ein ganz eigener Gärtner, Onkel Christian. Dir kommt es also gar nicht auf den Nutzen an?"

„Auf die Erfahrung. Ist das nicht Nutzen genug? Und alles andere ist Freude."

Nie hatte sie sich ihm so nahe gefühlt wie in dieser Frühdämmerstunde, während sie über die im Schnee blühenden Alpenrosen die leichten Decken breiteten. Sie plauderte, fragte, ließ sich belehren und anweisen und war ihm unsagbar dankbar. So gern hätte sie ihm endlich einmal das Geständnis abgelegt, das sie nun schon seit Monaten bedrückte: ihre Mitwisserschaft um die Person des Forstfrevlers. Aber eine Furcht band sie. Nicht mehr die Furcht vor Orge. Mehr die, daß er sie nun für mitschuldig halten mußte. Gewiß würde er entsetzt darüber sein, daß sie das Geheimnis solange mit sich herumgetragen hatte.

Eine gewisse Fremdheit blieb so zwischen ihnen, die er irgendwie fühlte. Sie war nicht mehr der fröhliche, offenherzige kleine Bursch, der sie gewesen. ‚Hast du Kummer?' wollte er sie fragen, als sie die Arbeitsstätte verließen und sie ihn mit ihren braunen Augen fragend, wie mit sich ringend, ansah. Sie besann sich aber schnell und lachte ihn an und dankte ihm fast bewegt dafür, daß er sie wieder einmal mitgenommen hatte.

Es begann sehr kalt zu werden. Beim Einatmen merkte man's in den Nasenflügeln, daß Nachtfrost kam.

Gewiß wäre morgen früh die ganze junge Blüte erfroren gewesen, — aber freilich hätte es niemand bemerkt. Und sie dachte so bei sich: wer ein guter Gärtner sein will, muß ein mitleidiges Herz haben.

Christian holte das Motorrad, schob es wieder auf den Weg, stellte es fest und zündete sich eine Zigarette an. Der Abendhimmel war so wundervoll, es lohnte, sich noch ein paar Minuten umzusehn.

Sie wollte ihm irgend etwas Liebes antun und fragte ihn, ob er Nachricht von Fe habe.

„Nein, Ute," sagte er, nach der klaren Mondsichel aufblickend, die sich aus dem rosagetönten Wolkengeschiebe in ein klares, blaues Viereck flüchtete, „wir schreiben einander überhaupt nicht."

Ein Weilchen sann sie und schwieg. „Aber du solltest es, Onkel Christian."

Ihre drollige Altklugheit belustigte ihn. „So," sagte er wichtig tuend, „ich sollte es? Wie Tante Anne dem Onkel Fritz über die Bläß und den Flurschaden und den rauchenden Küchenherd berichtet? Ach nein, kleine Ute. Die Freundschaft stünde nur auf schwachen Füßen, die solch ärmlicher Krücken bedarf."

Es tat ihr nichts, daß er sie auslachte. Sie ertrug es, weil sie stolz darauf war, daß sie für ihn leiden konnte. „Oh, weißt du, Onkel Christian, du selbst bist ja stark und groß. Und du brauchst ja solche Krücken nicht. Aber wir Frauen . . ."

„Ute! Ute! Lieber kleiner Kindskopf! Du bist ja so überwältigend komisch —"

Sie lachte und zuckte verschämt die Achseln. „Nun ja, vielleicht. Aber Fe ist doch nicht ein Charakter wie du. So fest und so sicher wie du, meine ich."

„Nein, ist sie nicht?“ Er warf die Zigarette weg und legte seine großen, breiten Hände auf ihre schmalen Schultern. „Warum denn nicht, kleine Ute?“

„Weil“ — sie holte tief Atem — „weil sie ein Weib ist, also — also flatterhaft.“

„Hm. Flatterhafte Männer gibt's wohl gar nicht?“

„Auch. Gewiß. Aber du, Onkel Christian, du bist eben eine Ausnahme. In allem.“

So, nun war's heraus. Sie wunderte sich selbst über ihren Mut.

„Bist du mir böse, Onkel Christian?“

„Nicht die Spur. Du verzapfst da Weisheiten . . . Ich muß das erst in Ruhe verarbeiten . . . Aber komm jetzt, kleiner Philosoph, und hock' dich flink auf den Puppchensitz. Es ist schon mächtig dunkel geworden. Wenn wir nicht im Chausseegraben übernachten wollen, heißt es sich sputen.“ —

Spät abends, als Christian an seinem Arbeitsplatz die wichtigsten Einzeichnungen in seinem Journal beendigt hatte, stützte er ein Weilchen den Kopf auf und sann nach. Und dann zog er den großen Notizblock heran und schrieb — dem Gebot von Je zum erstenmal seit Monaten trotzend — wieder ein „Zettelchen“.

*

Je konnte Mrs. Printer stolz nach Zürich ins Hotel Baur au lac depeschieren, daß sie die Stellung gehalten hatte! — Am zweiten Tag des Kampfes um den Cheops-Pokal war sie durch die Ungeschicklichkeit von Doktor Rufius, der in der Achterzusammenstellung auf ihrer Seite spielte, vorübergehend gefährdet gewesen. Aber am dritten und letzten Tage hatte sie Punkt für Punkt wieder ausgeglichen. Der Endsieg war glänzend.

Nun erst erfreute sich Je der vollen Freiheit. Zunächst wurde natürlich die Nilfahrt auf der von Hadra gecharterten Dahabije unternommen. Eine fröhliche kleine Gesellschaft war an Bord, darunter Bekannte aus Sässikon. In Luksor stieß für die Rückreise auch Frau Marion Hallkofer dazu, die ihre etwas stilwidrig ernste und feierliche Genfer Jungfer mitbrachte. Günther Hadra hatte auf den Tropenhelm, da man ihn erst oberhalb des zweiten Katarakts trug, rechtzeitig verzichtet und fiel nicht allzu unangenehm auf. Das Leben an Bord war durch das junge Volk, das vier Sprachen brauchte, um sich zu verständigen — oder in drolliger Weise mißzuverstehen — so ungebunden lustig, daß niemand recht zur Besinnung kam. Frau Stefanie merkte sehr bald, daß Doktor Rufius rettungslos verliebt war in Je. Aber Je behandelte ihn rein kameradschaftlich, ein bißchen von oben her, wie all die jungen Leute, die ihr den Hof machten. Trotz der gewissen Annäherung, die sich zwischen Mutter und Tochter durch die gemeinsame Zeit in Kairo allmählich ergeben hatte — auch Günther Hadra glaubte, bei Je ein wenig Gnade gefunden zu haben —, würde Frau Stefanie doch nicht gewagt haben, zu fragen: Ist es der? Besser, man schwieg und wartete ab.

Aber mit ihrem Mann besprach Frau Stefanie die Angelegenheit sehr eingehend. Günther Hadra hatte sich längst genau orientiert. Das Hamburger Haus, dessen einziger Erbe Vincent Rufius war, galt als prima. Je machte da unbedingt eine famose Partie. Freilich, Rufius hatte nicht das eigentlich Sportliche und Schnittige wie diese jungen Amerikaner. Aber er war dafür klüger, unbedingt, und Je gab doch soviel auf Intelligenz. Nur die etwas aufgestülpte Nase mit den weiten Nüstern störte Frau Stefanie. Und sonst noch manches. Diese lauernde Sinnlichkeit ängstigte sie zuweilen. „Er ist maßlos eifersüchtig, glaube ich,“ sagte sie zu Günther. Der fand wieder, daß Je ihm doch gar keine Gelegenheit dazu gebe, sie sei in gleicher Weise unpersönlich zu allen. „Aber wie er Je mit seinen Blicken verfolgt, sie ordentlich auszieht —!“ Günther Hadra schmunzelte. Er hatte für alle Schwerenöter etwas übrig. In seinen eigenen wilden Jahren — du lieber Gott!

Vielleicht widmete sich Vincent Rufius so aufopfernd der Mama von Je in der Hoffnung, sich ihren Beistand zu sichern. Wie gering dessen Kraft und Reichweite waren, ahnte er wohl nicht.

Je hatte mit Frau Marion verabredet, daß sie nach der Landung in Kairo noch für zwei Wochen ins Menahouse am Fuß der Pyramiden übersiedelten. Sie wollten da still für sich leben, um sich von den Anstrengungen des Vergnügens zu erholen. Natürlich wollte die ganze Gesellschaft der Dahabije nun den beiden Freundinnen nach dem Menahouse folgen, um ihre Einsamkeit zu teilen. Doktor Rufius hätte es dabei fast gewagt, ermutigt durch Frau Stefanies Unterstützung, die er hinter sich fühlte, Je die große Lebensfrage zu stellen. Aber der Mut verließ ihn im letzten Augenblick dann doch wieder, als er ihr gegenüberstand.

„Ich will und muß allein sein!“ sagte sie. Und es klang ernst, auffallend ernst, dabei frostig.

Auch Frau Stefanie winkte ihrem Manne ab, der sich plötzlich unwiderstehlich angezogen fühlte von der Sphinx und den Pyramiden am Rand der Wüste. „Du verstehst das nicht

so, Günther. Ein Frauenherz hat Krisen durchzukämpfen.“

Sofort verzichtete er. Ob er verstand! Er hatte doch Gemüt. Und hatte Takt.

Als die beiden jungen Damen am Khedive-Palast das Auto bestiegen — Marions Jungfer und das große Gepäck folgten auf einem zweiten —, Abschied nahmen von den Verwandten, den Freunden und Bekannten und auf die staubige, breite Sykomorenallee rollten, die zum Menahouse führte, da war es wirklich, als ob sie in die Wüste zögen, einem ungewissen Schicksal entgegen. Und es handelte sich doch nur um die Entfernung von ein paar Meilen. Aber Fe hatte nun einmal den Trennungsstrich gezogen. Und wer wagte denn, einem Gebot, ja auch nur einem Wunsch von Fe zu widersprechen? Seltsam: so unnahbar sie war — sie hatte wieder einmal alle Herzen gewonnen.

*

Araber bedienten, Beduinen führten, Fellachen bettelten, englische und amerikanische Cookgesellschaften mit stumpfsinnigen Blitzreisenden wurden in Hast weiterverladen wie eingeschriebene Pakete, Eseltreiber feilschten, Kamelkarawanen ordneten sich am Rand der Wüste, es roch nach Mensch, Leder, Knoblauch, Tier und den neuen starken Parfüms der internationalen Damenwelt, sobald man den ersten Schritt von der Hotelhalle auf den sandigen Platz vor dem Menahouse tat.

Fe und Marion stiegen morgens, meist gleich nach dem ersten Frühstück, am Rennplatz hinter dem Hotel zu Pferde. Das Hotel besaß einen Stall vorzüglicher Hengste — nur Hengste wurden hier geritten —, und die beiden englischen Bereiter, die den Damen folgten, gehörten zur Elite des Hotelpersonals. Es wurde selten getrabt, meist nur galoppiert. Die Wüste hatten sich die beiden Damen viel wilder und öder vorgestellt. Hier gab es wundervolle Schluchten mit überraschenden Durchblicken zu steilen Graten — die sich freilich beim Heranreiten nur als malerische kleine Hügel ergaben. Und wie ein Bild aus Tausendundeiner Nacht oder aus dem Alten Testament mutete es an, wenn sich da plötzlich als scharfumrissene Silhouette auf einem der Sandberge eine Karawane gegen den dunstigblauen Himmel abzeichnete: Kamele mit Doppelkörben, in denen auf jeder Seite je drei verschleierte Weiber hockten, hochbeladene Esel, halbnackte Treiber, ehrwürdige Männer in langen weißen Gewändern.

Herrlich dann, nach stundenlangem Ritt auf den willigen, jeder leisesten Hilfe gehorchenden Braunen — nur Abstand mußte man halten und Zwischenraum, sonst schlugen sie aus, die Luder — in der kühlen Halle Siesta zu halten.

Um die große internationale Gesellschaft, die hier verkehrte, brauchte man sich gar nicht zu kümmern. Meist waren es Reisende, die sich nur zwei, drei Tage im Hotel aufhielten, um die Pyramiden vorschriftsmäßig zu erklettern und einen Blick in die Ausgrabungsarbeiten zu tun, die hier wieder einmal in vollem Gang waren. Die Beduinen suchten täglich neue Sensationen zu verbreiten. Hätte man ihnen geglaubt, dann wären jeden Tag pünktlich zwischen Morgentee und Frühstück neue Goldgrabkammern entdeckt worden. Die wenigen Dauergäste, lauter Engländer, hielten ihre Tanzabende ganz unter sich ab. Marion und Fe wollten endlich einmal abends nicht tanzen müssen, sondern die Sonne hinter den gelben Sandhügeln verschwinden und die schräg auf dem Rücken liegende Mondsichel aufziehen sehn. Und recht früh schlafen gehn. Das tägliche Training auf dem Golfplatz, dem die Nachmittage im Anschluß an die Wüstenritte des Morgens gewidmet waren, ermüdete genug.

Ende der ersten Ferienwoche traf dann Hallkofer ein, der Krafthuber mit den völlig ausgeruhten Nerven, und brachte die übliche Unruhe mit. Man unternahm im Sandschneider Ausflüge nach Memphis und zu den Pyramiden von Sakkarah und mußte auch wieder an einem Rosenfest auf der Nilinsel und einem Ball im Shepheardhotel teilnehmen. Aber die Crew der Dahabije war inzwischen abgereist. Nur der italienische Marineleutnant und seine süße kleine Madonna leisteten ihnen auf dem Rosenfest Gesellschaft.

Fe versicherte Marion auf deren tägliche besorgte Frage, daß sie sich vollkommen ‚à son aise‘ fühle. Aber die im Grunde ernste und feinnervige Genferin fühlte doch heraus, daß ihre Freundin unter einer steigenden Unruhe litt. Besonders gegen Abend, wenn die Hauptpost aus Kairo eintraf, hielt sie's auf dem Golfplatz nicht mehr aus.

In diesen stillen Tagen hatte Marion wohl manchmal auf ein Geständnis ihrer Freundin gehofft. Aber auch am Fuße der Sphinx schwieg Fe sich aus. Und als Marion ihrem Gatten bald nach dessen Ankunft ihre Sorge um Fe anvertraute, ihm von Frau Stefanies Ratlosigkeit berichtete, ihn fragte, ob sie's nicht doch wagen sollte, Fe offen und beherzt auszufragen, — vielleicht brauchte sie Hilfe —, meinte Hallkofer lächelnd: „Es wird kein Prinz sein und kein Börsenfürst, Marion. Ich fürchte eher, daß es ein armer

Teufel ist, und daß sich's um eine unglückliche Liebe handelt."

Hallkofer hatte in Sässikon wieder einmal Besuch von Herrn Benno Strahl gehabt — „der Stiefelkönig, du weißt" —, der durchaus Geschäfte großen Stils mit ihm abschließen wollte. Und als die Rede auf Fräulein von Borowski gekommen war, hatte der pfiffige Berliner ihm da ein unglaubliches Histörchen erzählt . . .

Marion fühlte sich in ihrer eigenen Frauenwürde verletzt, als sie von dem niedrigen Klatsch' hörte, den Leute wie Herr Strahl dem Weihnachtsausflug ihrer Freundin anhängen wollten . . . Hallkofer brach rasch ab. Nur über Tatsachen wollte er berichten, nur über die äußeren Verhältnisse, die Benno Strahl als klarer Geschäftsmann ja schließlich überblicken mußte. Also ein Gärtner war dieser Herr Christian Eyck. Ein junger Gärtner, der soeben erst seine Ausbildung abgeschlossen hatte. Vermögen besaß er nicht. Nicht einmal eine feste Anstellung, die ihm äußerlich ein gewisses Ansehn gegeben hätte. Er konnte wohl einmal von einer größeren Stadtgemeinde als Gartendirektor angefordert werden. Das war vielleicht die höchste Stufe, die für ihn erreichbar war. Um einen eigenen größeren Betrieb zu gründen, dazu fehlten ihm die Barmittel.

„Und es wäre eine verhängnisvolle Täuschung, wenn er annähme, daß Fräulein von Borowski eine reiche Partie sei. Fe selbst besitzt nichts. Ihre Mutter hat im letzten Jahr vor ihrer Heirat mit Hadra lediglich von Schulden gelebt. Fe ist sehr verwöhnt, Hadra sorgt so ausreichend für sie, daß sie sich keinen Wunsch zu versagen braucht. Aber es ist doch sehr fraglich, ob er auch für ihren Mann sorgen wird."

„Mein Gott," sagte Marion, „ein Mann, dem unsere Felicitas ihr Leben anvertrauen will, der muß sich doch irgendwie auszeichnen, es kann doch kein Durchschnittsmensch sein, keine Null, kein Nichtstuer."

„Das behauptet Strahl ja auch nicht. Ein sehr fleißiger, hochbegabter Mensch sei er. Doch nichts weniger als ein Geschäftsmann, dem man Gelder anvertrauen könne."

Erschrocken fragte Marion: „Ein Spieler etwa?"

„Bewahre. Aber — ein Idealist." Hallkofer sagte das mit der nüchternen Betonung, die seinen Standpunkt als Großkaufmann kennzeichnete. Dabei steckte er die Hände in die Taschen, was in dieser Sekunde fast einer symbolischen Handlung gleichkam.

Am andern Morgen ward die Rückreise nach Europa angetreten.

Fe wurde von Tag zu Tag ungeduldiger. Sie beteiligte sich während der Überfahrt an allen Bordspielen, unternahm mit Marion stundenlange Spaziergänge auf dem Deck rund um das ganze Schiff. Die tiefe Verstimmung, unter der sie gegen Schluß der Nilreise gelitten, schien überwunden. Aber ins Vertrauen zog sie ihre Freundin auch jetzt noch nicht, obwohl Marion ihr's sehr leicht machte.

Funksprüche erreichten sie an Bord. Der Golfklub lud Fe dringend ein, sich an den Wettkämpfen auf der Insel Brioni zu beteiligen. Wenn sie in Genua sich sofort auf die Bahn setzte und nach Venedig weiterfuhr, dann konnte sie zum Beginn der Spiele gerade noch zurechtkommen. Aber Fe lehnte ab. Nein, sie müsse jetzt nach Berlin. Die Erklärung, die sie dafür abgab, war leidlich stichhaltig. Sie habe ihr Erscheinen zur Eröffnung des neuen Golfplatzes am Wannsee schon vor Monaten zugesagt und wolle ihre Freunde dort nicht im Stich lassen. In Genua hoffe sie am Morgen der Landung gleich den durchgehenden Zug zu erreichen. Es war jetzt wie ein Fieber, das sich steigerte, je mehr das Schiff sich dem Land näherte. Marion fragte nicht, denn Marion fühlte mit der Freundin und wußte: was Fe jetzt durchstürmte, das war das Glück, den Geliebten wiederzusehn!

★

Im strömenden Regen stapfte Christian durch Dresden. Er steckte in seiner Lederjacke, an der der Regen abglitt. Der bloße Kopf war an jedes Wetter gewöhnt. Die Fäuste in den Taschen schritt er vom Ausstellungsgelände der Stadt zu. Er machte einen Umweg, um wieder einmal über die Brühlsche Terrasse zu kommen. Aussicht würde man heute freilich nicht haben, obwohl der Regen allmählich nachließ. Die Meteorologen hatten ja für die nächsten Tage einen großen Witterungsumschwung vorausgesagt: eine Zeit warmen, trockenen Frühlingswetters sollte nun einsetzen. Hunderttausende warteten sehnsüchtig darauf, denn die Eröffnung der Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung stand bevor, unzählige Gäste waren in Dresden zu erwarten, Fachleute aus allen Gegenden des Landes und des Reichs. Christian Eyck war mit seinem eigenen Ausstellungsgarten nicht restlos zufrieden. Um auch auf Laien einen Eindruck auszuüben, hätte die Pflanzung aus größeren Bäumen und Gehölzen bestehen müssen. Auch der immergrüne Grund zeigte sich jetzt, im ersten Frühling nach der Pflanzarbeit, noch nicht so reich und lückenlos, wie er gehofft hatte. Der Regen war

der Entwicklung günstig, darum verdroß er ihn auch bei seinem heutigen Besuche nicht.

Als er zur Elbterrasse kam, lichtete sich's auf. Ganz unversehens war die Sonne da. Er öffnete seine Lederjacke und schüttelte den Regen ab. Am Geländer blieb er stehn und blickte zur Neustadt hinüber. Dort fuhr die elektrische Bahn zum Weißen Hirsch. Und da unten auf der Elbe setzte sich gerade, nach dem dritten Schiffsglockenzeichen, ein weißer Dampfer flußaufwärts in Bewegung. Christian hatte bei jeder Reise hierher daran gedacht, daß die Mutter von Fe dort am Weißen Hirsch wohnte. Als Fe ihre Eltern hier besuchte, hätte er ihr vielleicht einmal begegnen können . . . Ob sie nun von Ägypten aus zuerst nach Dresden kam? Er hätte wohl Lust gehabt, nach dem Weißen Hirsch zu fahren, nur um einmal Hadras Haus zu sehn, den Garten, der terrassenförmig bis zum Fluß reichte, und sich vorzustellen, daß Fe die Steintreppe herabkam, mitten zwischen den in erster Blüte stehenden Obstbäumen . . . Aber Pflicht band ihn an die Stunde. Er sollte sich im Hotel Bellevue mit dem leitenden Direktor eines großen Gärtnereibetriebs treffen. Das hatte er Frau Esser versprochen. Ihr großer Park am Jungfernsee sollte noch in diesem Frühjahr in Angriff genommen werden. Christians Plan war von ihr endgültig genehmigt. Die Lieferungen dafür verschlangen Unsummen. Christian hoffte, für seine Auftraggeberin günstigere Bedingungen zu erreichen, wenn er die Aufträge nicht verzettelte. Aber er mußte sicher sein, daß ihm die besten, stärksten und schönsten Exemplare von all den Pflanzen geschickt würden, die er bestellte; er hatte darum für die einzelnen Lieferanten besondere Listen ausgearbeitet, die seine genauen Wünsche aufzählten. „Natürlich müssen wir bei Tisch eine gute Flasche Wein zusammen trinken," sagte der Direktor freundschaftlich zu Christian in einer Pause der Verhandlung, „wir arbeiten dann hernach weiter." Aber Christian dankte lächelnd. Er trank nur sehr selten — und wenn er Geschäfte zu erledigen hatte, schon gar nicht. „Und morgen brauche ich auch wieder einen klaren Kopf." Der Direktor fragte: „Neue wichtige Verhandlungen?" Nein, das nicht, im Gegenteil, er wolle sich einmal einen freien Tag machen und sich im Ländchen umsehn, das er noch so wenig kenne.

Den Abend benutzte Christian, um sich das Busch-Quartett anzuhören, er übernachtete im Hotel Bellevue — wobei ihm ganz dunkel das unbehagliche Erlebnis mit Frau Theres im Gedächtnis wieder auftauchte — und erhob sich früh, um den Schnellzug nach Riesa zu nehmen. Eine große Staudenzüchterei dort in der Umgebung, elbabwärts, interessierte ihn. Der Himmel war fast wolkenlos, ein schöner Tag war zu erwarten. Sein Gepäck war leicht. Er trug seine Handtasche selbst. Als er das Hotel verließ, seiner bescheidenen Reiseausrüstung halber nur eben korrekt vom Pagen begrüßt, bestieg gerade eine elegante junge Dame ein schönes, funkelnagelneues Automobil, das vor dem Eingang wartete. Der Chauffeur hielt grüßend die Rechte an der Brillenmütze. Der Hotelportier und der Hausdiener verstauten das reichliche Ledergepäck der Reisenden.

„Christel Eyck!" klang es liebenswürdig-vertraulich zu ihm herüber. Die junge Dame hielt ihre Automütze noch in der Hand, so ward ihre charakteristische Frisur sichtbar. Sie hatte einen glatten, braunen Knabenscheitel im Etonschnitt. Ihre dunkeln Augen sahen sich sehr lebhaft, fast unruhig nach allen Seiten um. Es war Frau Aimée von Glon. „Sie wollen nach dem Bahnhof? Steigen Sie ein, Herr Eyck, ich bringe Sie hin."

Er mußte das Anerbieten schon annehmen. Sie war sehr stolz auf den schönen neuen Wagen. „Ich hab' ihn mir erst vor ein paar Tagen gekauft. Natürlich hab' ich auch schon mein Steuerexamen gemacht."

Als sie hörte, daß sein Reiseziel Riesa war, sagte sie sofort: „Aber das liegt ja auf meinem Weg. Oh, nun müssen Sie gleich bei mir bleiben. An einem herrlichen Frühlingsmorgen ist's doch im offenen Auto schöner als im geschlossenen Abteil." Da er noch einen Einwand machte, wehrte sie ihm lachend: „Oh, Sie brauchen sich nicht zu ängstigen; wenn ich so kostbare Fracht befördere, dann steuere ich, als blutige Anfängerin, natürlich nicht selbst. Welche Geschwindigkeit befehlen Sie, lieber Herr Eyck? Wenn Sie's wünschen, können wir in knapp fünfzig Minuten in Riesa sein."

Sie plauderte fast unausgesetzt, kam vom Hundertsten ins Tausendste, neckte ihn mit Frau Theres, neckte ihn mit Fe, fragte ihn vielerlei bunt durcheinander, über sich selbst und den Anlaß ihrer Dresdner Reise verlor sie kaum ein Wort, sie war immer in einer gewissen Erregung, in einer Hast, als ob sie sich verfolgt fühlte.

Das Auto federte spielend über die Hebungen und Senkungen der gutangelegten Landstraße. Meißen zog vorbei. Überall glänzte die Obstblüte in der Morgensonne. Und nun tauchte schon Riesa auf. Dicht dabei die eisengrauen Werkbauten der Münchritzer

Chemischen Fabrik. An einem Nebenbahngeleise war die Schranke mit der roten Fahne herabgelassen, sie mußten auf der Chaussee haltmachen. Ein kleiner Arbeiterzug der Fabrik, bestehend aus Lokomotive und Personenwagen, fuhr über die Straße und hielt. Ein paar Herren stiegen aus. Einen von ihnen kannte Christian: ein Assessor oder Regierungsrat war's, den er noch im Hause seines Vaters gesehen hatte. Es kam zu einer Begrüßung. Christian wollte vorstellen, suchte nach dem Namen, aber der Bekannte nannte ihn sofort selbst: „Zerner." Christian war ausgestiegen, um einen Händedruck zu tauschen. Die Begleitung des Assessors und Landrat-Stellvertreters, zwei Herren mit dem alten militärischen Einschlag, stellte sich auch ein, wohl ebenso stark von dem Prachtexemplar von Automobil wie von der eleganten jungen Besitzerin angezogen. Die drei Herren waren gerade im Begriff, zu dem noch ein paar hundert Meter weiter gelegenen Flugplatz zu wandern, wo ihrer der Freiballon ‚Chemnitz' zu einem Aufstieg harrte. Der Ballonführer, ein ehemaliger Marineoffizier, wandte sich an Zerner: „Wenn Sie Ihren Bekannten mitnehmen wollen, verehrter Landrat, so ist er freundlichst eingeladen." Auch Zerners Begleiter, ein Referendar, stimmte ein. „Wie wär's, Christel Eyck?" fragte Zerner impulsiv. „Haben Sie schon einmal einen Aufstieg mitgemacht? Es ist jetzt fast altmodisch geworden, im Freiballon zu reisen, aber poetischer ist's unbedingt als eine Fahrt im Flugzeug. Demnach für so einen Blumen- und Naturmenschen wie Sie wie geschaffen."

Christian Eyck fand die Gelegenheit, solch ein kleines Abenteuer zu erleben, sehr verlockend. Nahm er die Einladung an, dann konnte er sich auch von Frau Aimée trennen. Er sagte also ohne weiteres zu und kehrte zum Auto zurück, um Frau von Glon für die Gastfreundschaft zu danken und seine Handtasche zu holen.

„Und ich darf nicht mit?" fragte die junge Frau, die sich im Auto aufgestellt und ihre Automütze abgenommen hatte. Sie sah die drei Herren der Reihe nach bittend an. ‚Sie hat Angelhaken in ihren braunen Augen!' sagte hernach der Führer. Da die Gondel fünf Personen faßte, wollte er nicht ungalant sein. Und so kam's zu einem ganz andern Ergebnis, als Christian erwartet hatte: Frau Aimée fuhr nicht allein weiter, sondern die fremden Herren stiegen auf ihre Bitte auch noch mit ins Auto, und der Wagen legte die letzte Strecke bis zum Füllplatz in knapp einer Minute zurück.

„Wer ist die Dame eigentlich?" fragte Zerner halblaut, als sie das Auto wieder verlassen hatten. „Sie kommt mir bekannt vor, ich kann aber ihre Spur nicht erwischen." Christian berichtete im Telegrammstil: Vermögende Witwe, Sportlady, Badebekanntschaft von Frau Theres Strahl, gegenwärtig Logiergast auf dem Schlößchen des Stiefelkönigs bei Sacrow an der Havel. Mehr wußte er auch nicht.

Die Vorbereitungen auf dem Flugplatz waren so weit gediehen, daß der Aufstieg vor sich gehen konnte. Der grauhaarige Ballonmeister der Fabrik dirigierte das Häuflein Arbeiter, die die Seile festhielten. Über der kleinen Gondel, die mit Sandsäcken beschwert auf der Erde stand, erhob sich der Riesenballon, dicht gespannt, in die blaue Morgenluft. Das Fahrtenbuch wurde gebracht, der Führer füllte das Journal aus, die Gäste trugen sich in die Liste ein. Christian wollte noch rasch seine Handtasche aus dem Auto holen, aber Frau Aimée hielt ihn zurück. Oh, es sei schon alles abgemacht: sobald die Landung erfolgt sei, werde man den Chauffeur, der hier wartete, telephonisch benachrichtigen, wohin er mit dem Auto nachkommen solle. „Nun werden Sie also Ihre Gartenstudien einmal aus der Vogelschau betreiben, lieber Herr Eyck, ist das nicht auch sehr lehrreich?"

Es war erst ein paar Minuten nach zehn Uhr, als der Kapitän seine ‚Mannschaft' einlud, in die Gondel zu klettern.

Das unerwartete kleine Abenteuer hätte Christian die doppelte Freude bereitet, wäre nicht die Gesellschaft von Frau Aimée mit in den Kauf zu nehmen.

Erst später ergab sich's, daß sein Abwehrgefühl ihn nicht betrogen hatte.

★

Als letzter Fluggast schwang sich die sportgewandte Frau von Glon über den Korbrand. In der Gondel verteilte der Kapitän die Stehplätze und die Dienstobliegenheiten: Bereitschaft an den Sandsäcken, Beobachtung des Höhenmessers und der Landkarte. Christian Eyck und seine schöne Begleiterin blieben von Ämtern verschont, sie durften sich ganz ihren Eindrücken hingeben. Frau Aimée hatte den Vorzugsplatz an dem einzigen Klappsitz der Gondel erhalten, sie machte aber vorläufig keinen Gebrauch davon, sondern nahm in fröhlichster Stimmung an dem Aufstieg teil. Schulter an Schulter standen sie alle Fünf, winkten noch eine Weile dem Ballonmeister und seinen Arbeitern zu, die kleiner und kleiner wurden, zu schwarzen Punkten zusammenschrumpften, und hielten dann Ausschau übers weite

Land, über den weiten Himmel. Märchenhafte Stille herrschte. Aus der Tiefe nur noch ein paar Geräusche: ein Hund bellte, Hühner gackerten, eine Ente quakte. Dann entschwand die Erde. Es ging in den glühenden Sonnenbrand auf zweitausend Meter Höhe. Die sanfte Windströmung trieb den Ballon in südöstlicher Richtung, ziemlich längs der Elbe, auf Dresden zu. „Haben Sie im Hotel Bellevue etwas vergessen, gnädige Frau," scherzte der Kapitän, „dann können wir bequem eine Zwischenlandung vornehmen."

Allmählich verstummten die Gespräche. In der Luft sah man keinen Vogel mehr. Das letze Lebewesen war ein vom Luftauftrieb mitgerissener Kohlweißling. Der Ballonschatten zeichnete sich scharf umrissen, gleichmäßig dahinziehend, in der sonnigen Landschaft ab. Jetzt erreichte er die sächsische Landeshauptstadt. Tief unten der Zwinger, die Hofkirche, die Augustusbrücke. Als sattgrüner Fleck grenzte an das Staubgrau der Stadt der Große Garten.

Aber jenseits von Dresden, als schon das Elbsandsteingebirge auftauchte, erhielt die Fahrt plötzlich eine andere Richtung. Man war unter den Druck einer schwereren Luftschicht geraten. Der Ballon fiel, stieg, fiel abermals und wurde dann in beispielloser Geschwindigkeit auf eine Höhe von über dreitausend Metern gehoben. Jetzt ging es nach Nordosten. Die Karte wurde studiert. Man suchte die in der Ferne auftauchenden Städte, Marktflecken und größeren Dörfer ausfindig zu machen. „Dort rechts liegt Görlitz," sagte der Ballonführer, „und unsere Richtung hält pfeilgerade auf Cottbus."

„Mein liebes Cottbus!" rief Zerner lachend. „Ich hatte mich verschworen, es auf Lebenszeit zu meiden, und das erstemal, wo ich mich der Führung durch den Wind überlasse und nicht eingreifen kann, zwingt mich das Schicksal, meinem Gelübde untreu zu werden."

„Welcher Missetaten haben sich die Cottbuser gegen Sie schuldig gemacht?" fragte Christian. „Ich kenne die Stadt selbst nicht — bin nur ein begeisterter Verehrer des Parks von Muskau, der dicht dabei liegt."

„Wir werden ihn bald unter unseren Füßen sehen," sagte der Kapitän, auf einen großen grünen Fleck zeigend.

Der Landrat stand neben Frau Aimée und blickte angespannt über den Korbrand. „Ja, wenn ich mit Erinnerungen an den Schloßpark aufwarten könnte wie Christel Eyck, der schicksalbegünstigte Naturschlemmer! Aber ich habe doch am Landgericht dort die schauderhafteste Referendarzeit abgebüßt, die es damals in Preußen gab. Der allgewaltige Landgerichtsrat Dobern! Kluger Kerl, ohne Frage, aber ein Tyrann ohnegleichen, ein Berserker der Arbeit, der für die Ferienstimmungen seiner jungen Herren auch nicht den Schatten von Verständnis aufwies. Man mußte nur seine Savonarola-Augen sehen. Angeklagte, die vor ihn geführt wurden, begannen gleich in den Knien zu schlottern . . . Was ist Ihnen, gnädige Frau?" unterbrach er sich, da Frau Aimée plötzlich mit den Händen am Korbrand entlang tastete und sich dann wie erschöpft auf den kleinen Klappsitz niederließ.

„Oh, nichts, bitte, vielleicht die Sonne ..." Frau Aimée fächelte sich mit dem winzigen Taschentuch zu.

„Einen Kognak, Gnädigste!" rief der Referendar und holte aus der Korbtasche Flasche und Glas. „Der alte Dobern ist auch wirklich kein Frühstücksthema. Ich habe ihn noch eben im vorletzten Winter erlebt, bevor ihn die heilige Justitia in den Juristenhimmel beförderte. Tatsache: nicht nur die bummeligen Referendare, sondern auch die anderen Schwerverbrecher haben damals aufgeatmet."

Der Landrat-Stellvertreter, ein kleiner Herr mit rotem Gesicht und altmodisch großem blondem Schnurrbart, nahm dem jungen Kollegen Flasche und Glas ab und schenkte der Stärkungsbedürftigen ein. Aimée wollte abwehren, trank dann aber doch. Während sie dabei, die Augen schließend, den Kopf etwas zurücklegte, fühlte sie Zerners Blick, der sich fragend, suchend, forschend an sie heftete. Unwillkürlich mußte sie die Augen wieder aufschlagen; Zerners Blick zwang sie geradezu.

Ein plötzliches Erkennen ließ da seine blaßblauen Augen aufleuchten. Die Pupillen erweiterten und schlossen sich. Eine Art Schreck stand für ein paar Sekunden in seinem Gesicht.

„Ballonschatten auf Bahnhof Cottbus!" meldete der Kapitän.

„Höhenzahl zweitausenddreihundertfünfzig!" las der Jüngste vom Barographen ab und machte eine Einzeichnung ins Fahrtenbuch.

„Sie kennen — Cottbus — wohl auch genauer?" fragte Zerner halblaut, aber langsam und eindringlich die junge Frau, die ihre Sicherheit vollkommen verloren zu haben schien und fast angstvoll zu ihm emporsah.

„Ballonschatten auf Landgericht, Untersuchungsgefängnis —!" stellte der Referendar fest. „Brrr, Onkel Landrat, bitte ebenfalls um einen Kognak!"

Zerner reichte ihm die Flasche hin, ohne seinen Blick aus dem von Frau von Glon zu lösen.

„Ich möchte darauf schwören, daß ich Ihnen einmal da unten begegnet bin, meine Gnädigste," sagte er fast tonlos.

Sie schluckte, versuchte zu lächeln. „Ich — kann mich — nicht erinnern."

Christian Eyck hatte mit Interesse die verschiedenen Färbungen des Schloßparks beobachtet. Er machte die Fahrtgenossen auf die seltsamen Gegensätze der Pflanzungen aufmerksam. Alle Köpfe neigten sich über den Gondelrand. Nur Frau von Glon saß regungslos da. Sie schloß wieder die Augen. Aber in ihren Mienen zuckte es. Zerner sah das Blut in ihren Schläfen arbeiten. Da der Kapitän sich ihm jetzt zuwandte, mit einem fragenden Blick auf den weiblichen Gast, wehrte er leise ab. „Ein kleines Schwächegefühl. Wird wohl vorübergehn."

„Ein — bißchen — ruhen!" flüsterte Frau Aimée.

Die Aufmerksamkeit wurde von ihr abgelenkt, da die Dunstschicht über der Stadt einzuwirken begann. Es gab innerhalb weniger Minuten erhebliche Schwankungen. Die Windströmungen, so gering sie an sich waren, wiesen in den verschiedenen Höhenlagen ganz verschiedene Richtungen auf. „Wir ziehen ostwärts und fallen!" rief der Referendar. Aber der Kapitän ließ ein paar Schaufeln Sand auswerfen, und sofort hatte der Ballon einen Auftrieb von dreihundert Metern. Er erklärte Christian Eyck den Grund des Manövers. „Hier oben gewinnen wir wieder südöstliche Fahrtrichtung — da haben wir also die Freude, uns noch stundenlang in der schönen Hochgebirgssonne herumzutreiben, ohne an die polnische Grenze zu kommen. Denn überfliegen dürfen wir sie nicht. Die tapferen Polen sind mit ihren Ballonabwehrkanonen schon öfters sehr ungemütlich gegen harmlose Spazierflieger geworden."

Richtig, der Ballonschatten zeichnete sich deutlich erkennbar als eine langsam nach Südosten rollende Wolke in die grünen Felder, erdbraunen Äcker und lichtblauen Wälder.

„Frühstückszeit!" rief der Kapitän, der sich darüber freute, daß sein Manöver geglückt war. Das Futterkörbchen wurde aus der Gondeltasche geholt. „Landrat Zerner, Ihnen fällt das Ehrenamt zu, die Sektflasche zu öffnen. Aber achten Sie, bitte, darauf, daß der Korken schnurgerade in den Ansatzring der Ballonöffnung über uns spritzt, das ist geheiligter Brauch."

Die Becher wurden verteilt und gefüllt, der kleine Zinnteller, auf dem die Frühstücksbrötchen aufgestapelt waren, wurde herumgereicht. Der Ballonführer widmete sich jetzt der Patientin. „Ein Schinkenbrötchen und ein Schluck Champagner macht Sie sofort wieder aufnahmefähig, gnädige Frau!" versicherte er.

Frau Aimée sträubte sich. „Das einzige, wonach mich verlangt, ist eine Zigarette."

Alle vier Herren lachten entsetzt auf. „Ein Brandopfer unter dem offenen Gasballon?" rief der Kapitän. „Wer kein gelernter Selbstmörder ist, verzichtet lieber darauf."

„Es lebe das Leben!" sagte Zerner, Frau von Glon zutrinkend.

Mechanisch erhob sie das Glas und nippte. „Es hat Höhen und Tiefen," sagte sie in müdem Ton. Dem Zureden folgend entschloß sie sich dann endlich, mitzufrühstücken.

Die allgemeine Stimmung hob sich sichtlich unter dem Einfluß des Weins. Auch Christian hatte einen Becher leeren müssen. In den paar Stunden waren die Gesichter und die Hände der Fahrtteilnehmer von der Höhensonne schon ganz verbrannt. Man amüsierte sich darüber. Es wurde erzählt, immer wieder Ausschau gehalten und viel gelacht.

Frau Aimée stand auf und ließ den Klappsitz hochklappen. Sie stützte sich mit den Ellbogen auf den Korbrand. „Seltsam," sagte sie, „ich bin sonst ganz seefest, — Sie dürfen mich in Berlin nicht als Schwächling verklatschen, Christel Eyck, das müssen Sie mir versprechen."

Der Referendar meinte: „Der stimmungtötende Schatten des alten Dobern hat wirklich vom Cottbuser Landgericht bis auf zweitausend Meter Höhe heraufgereicht! Wenn er das wüßte, würde er sich noch in seinem Grabe freuen!"

Auch Zerner kam auf das Thema wieder zurück. „Ich habe aufregende Sitzungen mit ihm erlebt. Da war einmal ein Hochstapler-Prozeß — das letztemal, daß ich als Gerichtsschreiber fungierte — ein junger Bursch, ursprünglich aus gutem Hause, aber durch Schulden und Weiber heruntergekommen, hatte sich in böse Abenteuer verstrickt. Ein raffiniertes Satanchen, seine Geliebte, trug wohl die Hauptschuld. Er leugnete mit großer Beharrlichkeit — aber unter dem Savonarolablick des alten Dobern ward er dann doch zwergenklein und bußfertig. Es war höchst dramatisch. Das kleine Satanchen suchte sich natürlich herauszuschwindeln. Dobern hatte ihre Sache abgetrennt. ‚Sie kriegt ihren Denkzettel sowieso,' sagte er



Märzbise. Gemälde von Walter Heimig



seelenruhig. Es schwebte da nebenbei noch ein ganz fatales Verfahren gegen sie. ‚Was ihr hier zu nützen scheint, bringt sie in der neuen Verhandlung erst recht ins Schlamassel,' sagte er, ‚denn die Protokolle legen sie in ihren eigenen Lügennetzmaschen fest.' Oh, er war ein ganz Gerissener."

„Und eine Seele von Mensch, scheint mir," fügte der Kapitän lachend hinzu.

Frau Aimée hatte sich nun doch wieder setzen müssen. Sie zeigte sich für den Rest der Fahrt ziemlich erschöpft.

Im Südosten stieg das Erzgebirge auf. Der Ballon fiel allmählich. Die Landschaft wurde bewegter. Man erkannte auch schon wieder Einzelheiten. Christian genoß die Aussicht mit angespannten Sinnen. Er hatte Frau von Glon, die mit geschlossenen Augen dasaß, fast vergessen. Auch die anderen Fahrtgenossen beherrschte jetzt nur die Spannung, wo und wie die Landung vor sich gehen würde. Der Führer gedachte sie so einzurichten, daß man's nicht weit zu einer Bahnstation hatte, weil doch die Ballonhülle und der Korb sofort als Eilfracht nach dem Ausgangsort zurückgeschickt werden sollten. Da man sich schon der böhmischen Grenze näherte, tat der Führer ein paar kurze Züge am Ventil. Der Ballon fiel. Man kam noch über Waldparzellen hinweg, einmal stieß die Gondel auf einer Kiefer auf. Die kleine Gesellschaft wurde durcheinandergerüttelt. Frau Aimée erwachte und fragte verstört: „Wo sind wir?" Der Referendar verglich die Landschaft mit der Karte. „In drei Minuten am Fuß der Ritterburg Questern, gnädige Frau." Ein malerisch zwischen Gärten liegendes Städtchen wurde überflogen, fast konnte man zum Kirchturm hinüberfassen, viele Menschen erschienen auf dem Marktplatz und in engen Straßen und winkten, Kinder liefen mit und riefen. Dicht hinter der Stadt, auf einem Sturzacker, ging die Landung vor sich. Ein scharfer Zug an der Reißleine, das Seil wurde ausgeworfen, die Gondel legte sich, schleppte sich noch ein paar hundert Schritt ... Große Trupps von Helfern jagten heran und ergriffen das Schleppseil, Kinder hängten sich an die Brüstung der Gondel. Der Ballon sank in sich zusammen, hauchte sich aus.

Frau Aimée war noch etwas schwach auf den Füßen, als sie festen Boden gewann. Christian, der sich unter den starken, neuen Eindrücken dieses Ausflugs kaum um sie gekümmert hatte, fühlte sich einigermaßen schuldig oder verantwortlich. Aber der Landrat wehrte ihm. „Ich bringe die Gnädigste in den nächsten Gasthof, lieber Eyck, und sorge dafür, daß das Auto herbestellt wird. Inzwischen vertreten Sie mich hier, bitte: helfen Sie dem Kapitän beim Verpacken der Hülle und Verladen des Korbs."

Unter den Neugierigen auf der Straße hielt ein Marktwagen. Der Kutscher war gern bereit, das Paar bis zum Gasthaus mitzunehmen. Nachdem er sein Trinkgeld erhalten, fuhr er gleich zurück, um auch den Rest der Gesellschaft einzuholen.

Zerner führte die junge Frau in das Herrenstübchen der Gastwirtschaft, das ganz leer war. Um die neugierig fragende Wirtin, die näheres über die Ballonfahrt erfahren wollte, loszuwerden, bestellte er Kaffee.

Als sie allein waren, hob Aimée den Kopf. „Sie haben mich in der Hand. Ich weiß es. Was wollen Sie von mir, damit Sie schweigen?"

Zerner betrachtete sie mit kühlem Juristenblick. „Ich bin unbestechlich, gnädige Frau. Savonarola-Dobern hat immerhin ein wenig mitgewirkt bei meiner Erziehung. Ich selbst will gar nichts von Ihnen."

„Ich habe meinen Namen und meine Freiheit geopfert, weil ich Eßlingen retten wollte. Es ist mir leider nicht gelungen."

„Hm. Natürlich. Sie waren ganz unschuldig. Schuld hatte nur die Strafkammer, die Ihre edlen Beweggründe nicht verstand."

Sie stampfte auf. „Sie wollen mich vernichten?"

„Bewahre. Ich will nur weiteres Unglück verhüten."

„Herr Zerner, ich — ich appelliere an den Gentleman in Ihnen."

Der Landrat-Stellvertreter ging zum Fenster, blickte schweigend hinaus und sann nach. Plötzlich wandte er sich nach ihr um. „Ich habe nicht die mindeste Veranlassung, Ihnen Böses oder Gutes anzutun. Mein Interesse gehört lediglich Herrn Eyck. Ich habe im Hause seines Vaters verkehrt, der ein sehr bedeutender Mann war. Hatte manche Hilfe von ihm. Und Christel Eyck schätze ich als einen feinen, klugen, hochbegabten Menschen. Ihn will ich auf alle Fälle schützen."

Sie lächelte geringschätzig. „Schützen — vor mir?"

„Er soll und muß für Sie tabu bleiben."

„Ich kann Ihnen gern jeden Eid schwören, den Sie von mir verlangen."

„Ich verlange keinen Eid von Ihnen. Sie sollen sich nur vor Augen halten: ich werde nicht untätig zusehen, wenn ich merke, daß Hans-Gerd Eßlingen, der durch Ihre Schuld ins Verderben geraten ist, den jungen Eyck als Nachfolger bekommen soll."

Die Wirtin kehrte zurück. Sie schwiegen.

Als die drei Herren sich einstellten und die Tageserlebnisse durchgesprochen wurden, taute Frau Aimée wieder auf. Ihr Auto war auf der Fahrt hierher, meldete Zerner, der mit ihrem Chauffeur verhandelt hatte.

Die Zeit ging rasch hin. Als der Wagen vorfuhr und Frau von Glon sich verabschiedete, von den Herren bis auf die Straße begleitet, bemerkte Zerner den haßerfüllten Blick, den sie Christel Eyck zuwarf.

‚Soll ich ihn warnen?' fragte er sich.

*

Frau Theres war in der Einsamkeit ihres ‚goldenen Gefängnisses' derart von Nervosität geplagt, daß sie's kaum eine Stunde lang ohne telephonische Aussprache aushielt. Die Leitungen waren schon mehrfach ausgebaut worden, damit sie überall Anschluß hatte. Sie sprach morgens vom Bett aus, sie sprach während der wirtschaftlichen Anordnungen in der Anrichte, sie sprach von der Chaiselongue, wenn sie ihre Mittagsruhe hielt, sie sprach in der Bibliothek, sie sprach im Wintergarten. Am schlimmsten war's, wenn Benno sich auf Reisen befand. Stundenlang quälte sie sich dann damit, ihn unter irgendeiner Adresse zu erreichen, die sie mit unendlicher Mühe ausfindig gemacht hatte. Er war nach Frankfurt, nach Hamburg, nach Zürich, nach Wien gefahren, im Auto, mit der Bahn, gelegentlich im Flugzeug. Oder er war in der Fabrik in Brandenburg. In wie vielen Hotels fragte sie nach ihm, in wie vielen Büros seiner geschäftlichen Verbindungen! Hatte sie ihn dann wirklich erreicht, dann wußte sie ihm kaum Dringendes mitzuteilen. Was sie trieb, war ja nur ihr eifersüchtiger Argwohn: daß er verbotene Wege ging. Erreichte sie ihn nicht, erwiesen sich gar die Angaben, die er über seine Reiseroute gemacht hatte, als falsch, dann steigerte sich ihre Unruhe ins Krankhafte.

Die Eifersucht auf Aimée hatte längere Zeit geschwiegen. Der Verkehr der beiden in Gegenwart der Hausfrau war ja fast frostig geworden. Aber der plötzliche Entschluß ihrer Freundin, sich ein eigenes Auto anzuschaffen, hatte Theres doch wieder stutzig gemacht. Woher nahm Aimée überhaupt die Mittel zu einer so großen Ausgabe?

Während Aimée sich auf ihre Autoführer-Prüfung vorbereitete, rief Frau Theres ihren Mann alle paar Stunden an. Dann machte Aimée in ihrem schönen, vielbewunderten Auto ihre ersten selbständigen Fahrten. Nun blieb sie tagelang dem Hause fern. Die Vorstellung, daß Benno auf einer seiner Reisen sich wieder heimlich mit Aimée treffen würde, folterte sie geradezu.

Und da gab es nun ein ganz seltsames Zusammentreffen. Aimée hatte ihr angegeben, daß sie ihre nächste Fahrt nach Hamburg machen werde, um dort in dem Bankhaus, das ihre Finanzen verwaltete, persönlich vorzusprechen. Zu gleicher Zeit hatte Benno dringlich in der Fabrik in Brandenburg zu tun, hernach in Magdeburg, vielleich auch in Frankfurt. Sofort witterte Theres eine Verabredung. Sie lief vom frühen Morgen an hastig und zwecklos durchs ganze Haus. Immer wieder suchte sie die Garage auf — und probierte ihre ersten noch ziemlich unentwickelten Detektivkünste. Es war ja möglich, daß die Frau des Chauffeurs noch nicht in alles eingeweiht war ... „Frau von Glon rief mich soeben von unterwegs an, sie ist also doch nicht nach Hamburg gefahren." Und Frau Weber fiel ganz unschuldig ein: „Nein, es sollte ja doch nach Dresden gehn." Theres fühlte sich so schlau wie ein Sherlock Holmes, als sie folgerte: wo anders würde sie in Dresden ihr Auto einstellen als im Hotel Bellevue? Also ließ sie sich telephonisch mit dem Sekretariat verbinden und fragte an, ob Frau von Glon schon eingetroffen sei. Und fragte eine Stunde später, ob der Mercedes von Herrn Strahl aus Berlin-Sacrow etwa Panne gehabt habe, er sei überfällig. Beide Male blieb die Auskunft ergebnislos. Aber Theres gab die Spur nicht auf. Sie erneuerte den Angriff am Nachmittag, dann wieder am Abend. Und beim dritten Versuch hatte ihre kriminalistische Tätigkeit den ersten Erfolg. Ja, lautete der Bescheid, Frau von Glon sei eingetroffen; aber es sei nicht möglich, sie an den Fernsprecher zu bitten, denn sie sei vor zehn Minuten in die Oper gegangen; ob etwas auszurichten sei? — Danke, nein. Am andern Morgen rief Frau Theres noch vom Bett aus das Hotel an. Diesmal fragte sie nach Herrn Strahl und seinem Mercedes. Und erhielt den Bescheid: Jawohl, gestern abend einpassiert, aber heute früh um acht Uhr weitergereist. „Bitte, verbinden Sie mich mit Frau von Glon!" Sie mußte eine Ewigkeit warten. Dann hieß es: „Diesen Augenblick verläßt Frau von Glon das Hotel, das Auto steht vor der Tür, ich werde den Portier schicken." Und abermals nach einer geraumen Weile: „Bedaure, das Auto war schon unterwegs, Frau von Glon wollte Herrn Eyck zur Bahn bringen und dann nach Berlin fahren." Sie glaubte, nicht recht zu hören. „Herr Christian Eyck aus Paretz?" Sie ließ sich den Namen buchstabieren.

Hernach hatte Theres wieder verzweiflungsvolle Stunden der Ungewißheit und des Wartens.

Gegen fünf Uhr wurde sie von Aimée aus einem erzgebirgischen Städtchen angerufen. „Ja, du magst dich wundern, Theres. Also laß dir erzählen. Ich war nämlich in Dresden. Und weißt du, wen ich da im Hotel traf? Christel Eyck. Wir fuhren heute früh zusammen nach Riesa. Er wollte da Pflanzungen besichtigen. Aber unterwegs begegneten wir Bekannten von ihm, die eine Freiballonfahrt unternehmen wollten. Und sie luden uns ein und wir fuhren mit. Es war überwältigend. Ich bin krebsrot gebrannt von der Sonne. Bei Kreuschna sind wir gelandet und haben das Auto von Riesa nachkommen lassen. Es ist die achtzig Kilometer in fünfundsechzig Minuten gefahren. Die Maschine arbeitet blendend. Der Chauffeur nimmt eben noch Wasser in den Kühler, da benutze ich den Augenblick, um dir Guten Tag zu sagen. Nach zehn Uhr, spätestens gegen elf sind wir auf Schloß Strahl." Theres grübelte und forschte vergeblich, ob sie ihr irgendeinen Widerspruch in ihren Angaben nachweisen könne. Es gab ihr einen Stich in ihren Stolz: Christel Eyck mit Aimée im Hotel Bellevue! Aber sofort wußte sie sich wieder zu fassen. „Denke dir den seltsamen Zufall, Aimée: Benno ist diese Nacht auch im Hotel Bellevue gewesen!" — „In Dresden? Unmöglich! Woher weißt du? Und ich hab' ihn nicht gesehen!" — Die Verständigung war sehr schwer, man mußte endlich weitere Versuche aufgeben.

Aber Theres wagte von dieser Minute an nicht mehr, das Haus zu verlassen. Nicht einmal den kurzen Gang bis zum Garten unternahm sie. Sie wollte sofort zur Stelle sein, wenn Benno sich meldete. Im Geschäft war er nicht, in Brandenburg auch nicht. Sie hatte Auftrag gegeben, ihn gleich bei seinem Eintreffen zu benachrichtigen, daß sie auf seinen Anruf wartete.

Da klingelte es. Sie schoß aus der Diele ins Bibliothekzimmer und nahm den Hörer auf.

Es war Fe.

„Fe?! — Guten Tag, guten Tag, Liebste! — Soeben aus Ägypten angekommen?! Heil und Sieg! Ich gratuliere auch noch! — Ja, natürlich hab' ich alle Sportberichte gelesen! — Sie sind wieder bei Breulls? Aber, liebste Fe, ich hätte mich doch so gefreut —! Ach, Sie ahnen ja nicht, wie einsam und verlassen ich mich fühle . . . Nein, Aimée ist nicht bei mir, sie ist unter die Autosportler gegangen, immerzu unterwegs . . . Ja, denken Sie, nun hat sie wieder einen neuen Flirt. Es ist zum Lachen. Ist mit Christel Eyck in Dresden gewesen, und heute früh haben sie eine Freiballonfahrt von Riesa nach dem Erzgebirge gemacht. Aimée hat vorhin aus einem dunklen Nest angerufen. Sie werden wohl erst spät in der Nacht heimkommen. Ach, alle Welt lebt, freut und amüsiert sich, und ich sitze hier wieder wie in der Verbannung. Sie müssen mich bald, bald, bald besuchen, Fe!"

Fe bedauerte, sie hätte keine Zeit. Seltsam trocken und hart klang ihre Stimme. Noch ein paar Fragen, wie ernüchtert, noch ein paar gleichgültige Bemerkungen. Ihre nächsten Reisepläne? Ach, sie hatte so unendlich viel Verpflichtungen . . . „Und bitte, liebe Frau Theres, sagen Sie keinem Menschen, daß ich hier in Berlin war. Ich muß nämlich gleich weiter, Besuche kann ich überhaupt nicht machen. — Brioni? Vielleicht. Ich weiß selbst noch nicht. Vivian drängt, verzeihen Sie."

Aber sie werde doch Ende April zur Eröffnung des ‚Land- und Golfklubs Wannsee' wieder in Berlin sein? Das sei ein sportliches Ereignis von solcher Bedeutung —!

Ein flüchtiges Abschiedswort, eine kaum halbe Zusage.

Das Gespräch ging so rasch zu Ende, daß Frau Theres hernach noch lange unbefriedigt dem kurzen Nachrichtenaustausch nachsann. Sie war wohl selbst zu wenig vorbereitet darauf gewesen. Hätte sie etwa verschweigen sollen, daß Christian Eyck sich nun auch noch mit Aimée einließ? Das Gerede damals über das Weihnachts-Abenteuer in Kapelln und in Potsdam war ja freilich noch in aller Gedächtnis . . . Nein, es hatte ihr durchaus fern gelegen, sie zu kränken . . . Aber hatte sie etwa Ursache, Christian Eyck zu schonen?

‚Vielleicht ist es ganz gesund für sie!' tröstete sie sich.

Und in zitternder Ungeduld sah sie der Rückkehr ihres Gatten und ihrer Freundin entgegen.

★

Das letzte Zettelchen von Fe, aufgegeben in Genua, wo ihr Dampfer, mit der gelben Flagge versehen, vierundzwanzig Stunden in Quarantäne liegen mußte, erhielt Christian zwei Tage nach ihrer Wiederabreise aus Berlin.

Ute, die den Wintergarten auf Schloß Strahl aufräumte, brachte ihm die Nachricht, daß Fe bei ihren Freunden am Kurfürstendamm einen ganz kurzen Blitzbesuch gemacht habe.

Frau Theres war fahrig und übelgelaunt über den Wirtschaftshof gekommen, hatte ein paar unzweckmäßige Anordnungen gegeben und Ute angesprochen, jedes Wort eine Nadelspitze. Über die Dresdner Reise

von Christel Eyck mit Frau Aimée sprach sie, über das Abenteuer der Freiballonfahrt. Und zwischenhinein tropften ein paar unliebenswürdige Bemerkungen über junge Herren, die sich nicht bewußt seien, wie leichtfertig sie den Ruf fremder Damen gefährdeten . . . Ute kannte das Gerede, das Christians Weihnachtsausflug mit Fe nach sich gezogen hatte, zur Genüge; sie war zu feinfühlend, um auf die grobnervigen Anspielungen einzugehen. Sie litt schon genug mit Onkel Christel mit: wie schwer mußte es ihn treffen, daß Fe Berlin berührt hatte, ohne ihm ein Lebenszeichen zu geben!

Ja, es traf ihn schwer. Der Ton, der aus den paar Zettelchen klang, die vom Fuß der Pyramiden zu ihm nach Paretz geflattert waren, hatte eine Steigerung geatmet, die ihn mit fortriß, ihn beglückte, ihn aller Erdenschwere enthob.

Welchen Schicksalsprüfungen, welchen Mühen, Sorgen und Lasten fühlte er sich nicht gewachsen, wenn er einen solchen Prachtmenschen an seiner Seite wußte?

Nun war sie ihm also wieder ins Ungewisse entrückt.

„. . . Ist die Erinnerung stark genug . . ." hatte Fe damals gesagt.

Er klammerte sich an die wundervollen Bilder und Stimmungen und Gedanken, die ihr gemeinsames Erlebnis waren.

‚Haben wir nicht Zeit?' fragte er sich. ‚Wir sind doch so jung!'

Welch ein weiter Weg der Arbeit lag auch noch vor ihm!

Bisher war die Arbeit für ihn nur Selbstzweck gewesen. Aber es freute ihn doch, daß er nun endlich auch klingende Ergebnisse sah. Der große Auftrag, den Frau Esser ihm erteilt hatte, war ein Anfang: sein Arbeitskapital erfuhr eine Vermehrung. In Jahr und Tag würde er's wagen können, eine eigene Firma aufzumachen, gleichviel ob er mit einer Siedlung im Stile Nitsches begann oder ob er Aufträge übernahm, die ihn durchs ganze Land führten, so wie Fe sich seine gartenkünstlerische Tätigkeit gedacht hatte. Nitsche selbst war mit Anerbietungen schon so überhäuft, daß er viel ablehnen mußte; seine wissenschaftliche Arbeit nahm ihn zu stark in Anspruch; er hatte Christian in Aussicht gestellt, ihm allerlei Aufträge zuzuwenden.

Die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten brachte ein paar abenteuerlich sommerheiße Frühlingswochen. Wenn Christian nicht durch seine Pflichten als Nitsches Vertreter auf strapaziösen Motorradfahrten zu Besprechungen, Besichtigungen und Kontrollen unterwegs war, dann paßte Ute stets den Augenblick ab, gegen Feierabend, in dem er zum Bootshaus herunterkam. Nicht immer hatte er Zeit, nach Wüstrow zu paddeln; aber er warf doch einen Blick in die kleine Halle, vergewisserte sich, daß die Zeltbahnen vorschriftsmäßig aufgehängt, das Ölzeug gelüftet, die Sperrhölzer richtig verklammert waren.

Sie trug unter dem hemdartigen Leinenkittel ihren Schwimmanzug, sonst nichts, nur noch die Sandalen an den strumpflosen Füßen, um sofort in Bereitschaft zu sein, wenn es etwa losgehen sollte.

Aber die schriftlichen Arbeiten für Nitsche und seine Arbeiten für das Essersche Parkgelände nahmen ihn jetzt auch abends so stark in Anspruch, daß die Paddelbootfahrten zum Peetz-See nur selten stattfinden konnten.

Für Ute war es jedesmal ein Fest, wenn er sich freimachte und sie mitnahm. Sie hatte sich vortrefflich eingearbeitet, hob und senkte das Paddel genau in seinem Rhythmus und kannte schon alle die kleinen Fährnisse des Wasserwegs: beim Einlauf in den Kanal, bei der Strömung zwischen den Brückenpfeilern, in der Enge des Zwischenkanals und beim Austritt in den Peetz-See. Man konnte leicht kentern, wenn man die kurzen Wellen, die da gegen das Ufer schwappten, nicht im vorschriftsmäßigen Winkel schnitt. Um Zeit zu sparen und den stark verkrauteten Zwischenkanal zu vermeiden, legten sie neuerdings immer eine kleine Überlandstrecke ein. Eins, zwei, drei wurde gelandet, das federleichte Boot hochgenommen und im Geschwindschritt über die Wiese und durch das hügelige Waldstück getragen. So erreichte man das Seeufer in knapp fünf Minuten, und die Fahrt ging dann flott weiter.

Die Wüstrower Pflanzung, ursprünglich nur für Studienzwecke angelegt, versprach nun auch schon praktischen Nutzen. Mancherlei, was da an mühsam zusammengeholten Auslandsgästen üppig wucherte, diente ihm zunächst zur Verwendung im Esserschen Park. Er hatte ein paar Wagenladungen seltener Gewächse für die Überführung vorbereitet; die Hauptarbeit begann dann zur Pflanzzeit im Frühherbst. Bei jedem Besuch machte er sich seine Notizen, nahm Absteckungen vor, und Ute, die sich sehr gewandt anstellte, half ihm dabei.

Utes Stellung innerhalb des Betriebs hatte sich im Laufe des Frühjahrs wesentlich verbessert. Burkert lobte sie wegen ihres Fleißes und ihrer Anstelligkeit. Und in den Augen der Gartenstudenten hob es natürlich ihr Ansehn, daß der Meisterschüler

Christian Eyck sie nicht nur als Sportkameraden öfters aufs Wasser mitnahm, sondern ihr auch schon ganz wichtige Arbeiten auf seiner Pflanzung anvertraute. Aber sie brauchte die Anlehnung an die Eleven jetzt nicht mehr, stand mit ihnen allen bloß auf „Guten Tag, Guten Weg!" Jeder Atemzug gehörte ja Ihm.

War sie auf Schloß Strahl beschäftigt, dann brachte sie immer ein ganzes Bündel von Neuigkeiten mit. Aber sie mußte vorsichtige Auswahl daraus treffen, denn Onkel Christian konnte sehr ärgerlich werden, wenn sie etwa ins Klatschen geriet. So erfuhr er die einschneidendste Nachricht überhaupt nicht aus ihrem Mund, sondern von Burkert: das Ehepaar Strahl lebte seit einigen Wochen getrennt. Benno Strahl hatte ein Hotel in Berlin bezogen. Es war zwischen seiner Frau und Frau von Glon zu einem stürmischen Auftritt gekommen. Frau Theres hatte in Erfahrung gebracht, daß das neue Auto von Frau Aimée ein Geschenk von Benno war, und sie hatte der gefährlichen Hausfreundin die Gastfreundschaft gekündigt. Diese Szenen hatten sich sehr dramatisch abgespielt. Alle Hausangestellten hatten an den verschiedenen Abschnitten der Entwicklung teilgenommen, meist voller Schadenfreude, denn niemand hatte der fremden Abenteuerin das glänzende Drohnendasein gegönnt. Jetzt, wo sie endgültig aus dem Hause war, wußte auch noch der und jener allerlei belastende Einzelheiten zu berichten. Wenn Frau Theres wirklich die Scheidungsklage gegen ihren Mann anstrengte, was schon überall ernsthaft erörtert wurde, dann war kaum ein Zweifel daran, daß das Gericht Herrn Benno Strahl als den schuldigen Teil verurteilte. Frau von Glon, so hieß es, sei auf Reisen gegangen. Irgendwer wollte sie bei der Eröffnung der Gesolei in Düsseldorf gesehen haben; der junge Herr Eßlingen habe sich in ihrer Begleitung befunden.

Was focht Christian diese ganze Gesellschaft an! Ein gewisses Mitleid empfand er vielleicht mit Frau Theres. „Sie ist im Grunde ein sehr bedauernswertes Geschöpf. Möchte aus dem Kreis, in den sie nach Abstammung und Erziehung gehört, mit allen Kräften heraus. Möchte durchaus nicht zu den Neureichen zählen. Aber sie kommt ja geistig doch nicht von der Landsberger Straße los."

Seit Wochen hatte Frau Theres ihn nicht mehr angerufen. Ob sie von Fe Nachricht besaß? Er geriet immer wieder in Versuchung, bei ihr nachzufragen. Aber er gönnte ihr doch auch wieder den Triumph nicht. Sie sollte nicht wissen, wie er darunter litt, daß Fe so spurlos für ihn verschwunden war. Wie hatte sie den Klatsch breitgetreten, als sein Weihnachtsausflug mit Fe erörtert und glossiert ward, immer und immer wieder!

Ute brachte ihm einmal ein Sportblatt, in dem Fe im Zusammenhang mit anderen Anwärterinnen auf den deutschen Meistertitel genannt wurde: neben Frau Sellschapp, Frau von Slavy, Fräulein Lili Hagedorn und Fräulein Lydia Reinke. Der Berichterstatter hatte sie in Vorkämpfen auf dem Bremer Klubplatz beobachtet und stellte fest, daß die Entscheidung, die im Frühherbst in Bad Salzbrunn stattfinden sollte, zu einem großen, spannenden Kampf führen würde, — denn die deutsche Damenklasse stünde international ja weit höher als die der Herren. Ob Fräulein von Borowski am Eröffnungsturnier auf dem Golfplatz Wannsee teilnehmen werde, darüber brachte das Blatt freilich keine Meldung.

„Sie ist jetzt in Dresden," sagte Ute. Sie sagte es schüchtern, wie schuldbewußt, denn sie hatte es auf Umwegen erfahren: durch eine Anfrage bei Frau Breull, der sie sich am Fernsprecher als Putzmacherin vorstellte, die Fräulein von Borowski noch einen Hut zu liefern habe.

„In Dresden? Seit wann?"

Ute sah, wie sein braungebranntes Gesicht sich bis in die Schläfen noch stärker rot färbte. „Gestern ist sie aus Bremen abgereist. Frau Breull hatte gehofft, daß sie auf der Durchreise für ein paar Tage bei ihr bleiben würde. Aber dazu ist es nun doch nicht mehr gekommen. Also muß sie wohl heute früh bei ihrer Mutter eingetroffen sein."

Das rang und kämpfte nun wieder in ihm. Er preßte die Lippen fest aufeinander, schwieg und ging.

Am Abend verhandelte er lange mit Burkert, übergab ihm die Arbeitszettel für den folgenden Tag, teilte die Aufsicht neu ein, zog auch einen der älteren Eleven zur Vertretung heran. Ute sah vom Hof aus durch die großen Scheiben in die Schreibstube. Sie wagte sich nicht hinein. Sie brauchte ja auch gar nicht erst zu hören, welchen Entschluß Onkel Christian gefaßt hatte, sie wußte: er bereitete alles vor, um noch heute abend abreisen zu können.

Nun endlich also würde er Fe wiedersehn!

*

Fe kam unlustig, fast widerwillig nach Dresden. Ein langer, quälender Briefwechsel war vorausgegangen.

Günther Hadra hatte darauf gehofft, daß

Je nun endlich die Streitaxt begraben würde. Aber Je war es nicht möglich, in diesem Hause, dem sie sich so unsagbar fremd fühlte, die glückliche Tochter zu spielen. Sie hatte sich ehrlich Mühe gegeben, mit Hadra ein erträgliches Auskommen zu finden. Doch die Erinnerung an das Zusammensein mit ihm auf der Reise war ihr eine Qual. Wie sie unter den Blicken litt, mit denen man das ungleiche Paar betrachtete! Dieser unfertige, halbgebildete, materielle, unansehnliche Emporkömmling — und die ins Matronenalter gelangte, äußerlich noch mühsam um den Anschein der Jugend kämpfende Frau! Nein, nein, das war so stillos — und auch würdelos — es schauderte sie! Und daß ihre Mutter, früher ein Muster edler Kultur und gewählten Geschmacks, sie nicht verstand, ihr nicht nachfühlen konnte, daß sie für sich keinen Platz in diesem Hause sah.

Gleich bei der ersten Aussprache, die im Anschluß an das recht festlich gedachte Gabelfrühstück stattfand, fühlte Je: sie war unausstehlich. Aller Humor war ihr wie erstorben. Gewiß, sie hatte immer eine etwas spöttisch-überlegene Art gehabt. Doch bösartig war sie nie gewesen. Aber je länger das Gespräch dauerte, desto mehr reizte und peitschte sie's, daß sie ihre Erwiderungen in schneidend-kalte Höflichkeit und verletzende Ironie faßte.

Günther Hadra, der ja eine ziemlich lange Leitung besaß, merkte nun doch endlich, daß Je keinen Frieden w o l l t e und daß ein noch so sanftmütiges Entgegenkommen von ihm völlig unangebracht und zwecklos war. Seine Geduld war erschöpft, er ging gekränkt, tief gekränkt.

„Du warst sehr häßlich, Felicitas," sagte Frau Stefanie hilflos, setzte sich in die halbgeschlossene Veranda, um die in dieser Stunde der gleichmäßige Regen dichte, weißgraue Schleier wob, und begann ihr Taschentuch in Tätigkeit zu setzen.

Je preßte den Kopf zwischen die Hände. „Ich weiß es, ich weiß es," sagte sie fast verzweifelt, „aber ich kann nun einmal nicht anders, und ich bin ja selbst so unglücklich über mich."

„Wir haben mit allem auf dich gewartet, Je. Du darfst uns jetzt nicht blamieren. Günther ist stolz auf dich. Stolzer auf dich als auf mich. Der ganze Kreis, in dem du lebst . . . Mein gutes Kind, so verstehe doch, das ist ja eigentlich der einzige Lohn, den er für all seine Opfer hat. Nun ja, lächle darüber, warum nicht, er will eine Rolle spielen, will in diesem Haus, das früher einsam war, in dem niemand von Bedeutung verkehrte, Gäste sehen, die ein gehobenes Niveau haben. Ist das so schlimm? Ist das nicht sein Recht? Ich hatte nach Vaters Tod doch keine bleibende Stätte mehr, Hotel- und Badebekanntschaften, sonst nichts, hier kenne ich niemand. Aber um dich herum ist immer Jugend, Frohsinn, da sind allerlei Sportberühmtheiten. Du mußt ihm nun schon den Gefallen tun, Je, die Sache hier gewissermaßen in den Sattel zu setzen."

„Mama — das ist doch wohl nicht im Ernst auch dein Wunsch."

„Gewiß. Weil ich Günther glücklich machen will."

„Und du erträgst es, wenn sie alle über ihn — und über dich — über uns alle drei lachten?"

Frau Stefanie fuhr zusammen. „Höre —!" Sie brach ab und warf wie im Trotz den Kopf zur Seite. „Nicht alle werden lachen. Viele werden bewundern — und beneiden. Männer ihn — und Frauen uns."

„Uns um den Luxus, den man hier sieht. Ich verstehe."

„Vielleicht auch um die großzügige Geste, mit der hier alles gegeben wird. Den besten Zug in ihm hast du bisher noch gar nicht erkannt — oder nicht erkennen wollen. Er ist chevaleresk, mein Kind."

„Sein Geld, immer sein Geld."

„Du brauchst es, Je. Es hat uns beide schon einmal gerettet."

„Mama, ach, bitte, fang' nicht wieder mit den entsetzlichen Zeiten an. Gottlob wußte ich damals nicht, wie's um uns stand. Aber ich hätte gewiß nicht von dir verlangt, daß du — daß du —"

„Daß ich mich verkaufe? Sprich's nur ruhig aus, mein Kind."

„Muß ich's wirklich aussprechen?" Je zitterte vor Aufregung so, daß sie sich setzen mußte. All die scharfen Worte, die sie sagte, taten ihr selber wehe. Sie hätte sich hassen können.

Als Frau Stefanie sah, daß Je dasaß wie ein Häuflein Unglück, ihre schöne, stolze, sieggewohnte Je, schwieg sie. Ein Tasso-Wort fiel ihr ein, das Je einmal zitiert hatte: Und wenn der Freund dich kränkt, verzeih' ihm und versteh' . . . Sie wollte gern verzeihen und verstehen. Es war ihr ja längst klar, daß Je selber litt, daß sie mitten in einer Herzenskrise stand. Warum offenbarte sie sich ihr nicht? Man hätte sich, Frau gegen Frau, doch viel rascher gefunden.

„Ich habe damals nicht nur an mich gedacht, Liebes," begann sie wieder, einen weicheren, wärmeren Ton anschlagend, „wirklich nicht, du kannst mir's glauben."

Je senkte nur müde die Schultern.

„Du bist heute eine gute, eine glänzende Partie, Je. Gewiß, du warst schon immer umschwärmt. Reicher Leute Söhne halten um dich an. Du magst schon manchen Antrag abgewiesen haben. Aber glaube mir: in welches Haus immer du kommst, es gibt dir für alle Zeiten ein Relief, wenn du nicht mit leeren Händen eingetreten bist. Bedenke, wie verschwenderisch dich Günther ausstatten würde. Erben sind sonst nicht da. Kann es ja auch nicht mehr geben. Du brauchtest nur die kurze Zeit bis zu deiner Heirat ein bißchen . . . nun, sagen wir, ein ganz klein bißchen diplomatisch zu sein."

„Diplomatie ist das Kosewort für Heuchelei, Mama."

„Ach, artig sein, liebenswürdig, das ist eben Frauenkunst, mein Kind."

„Auch wenn man — wenn man haßt — oder verachtet?"

Frau Stefanie schoß empor. „Dazu hast du kein Recht. In diesem Hause nicht."

„Deswegen will ich mich ja selbst ausschließen, Mama, aus diesem Hause."

„Wenn du auf jede Hilfe von Günther verzichten willst und kannst, um bettelarm in eine Ehe zu gehn . . . Weißt du, mein Kind, Charakter zeigen ist etwas Wunderschönes. Es kann sich nur leider nicht jeder leisten ... Richte dir dein Leben nach deinem Geschmack ein. Bitte. Ich will dich nicht überreden. Mit Günther werde ich sprechen. Er wird dir eine Frist zur Überlegung gewiß gern geben. Bis dahin, Je, wirst du deinen Nerven Gehorsam aufzwingen. Die äußere Form darf nicht verletzt werden. Darin sind wir doch einig, wie?"

Sie hielt Je die Hand hin, sich wieder in ihre alte, schöne Haltung findend. Und Je fühlte sich wieder als Kind und küßte ihre Hand. Sogleich umschlang Frau Stefanie ihre Tochter und preßte einen Kuß in das in Unordnung geratene braune Haar des eigenwilligen Pagenkopfes.

„Ich muß jetzt ins Freie, Mama."

„Bei diesem Regen? — Aber bitte, sei zu Tisch pünktlich da. Ein bißchen Toilette machen. Günther liebt es."

„Ihr habt Gäste?"

„Vier, fünf, mehr nicht. Es ist doch alles erst im Werden. — Günther hat Mr. und Mrs. Printer gebeten, die dich gestern besuchen wollten. Sie freuen sich sehr, dich zu sehen. Dann noch Rufius aus Hamburg, der seine Karte abgegeben hat."

Je wandte sich ab; ihre Mutter sollte ihr Gesicht nicht sehen. Ach, wie aufmerksam und wie taktvoll ihr Stiefvater doch war!

„Auf Wiedersehen, Mama!" sagte sie tonlos.

Es regnete, regnete. Je schlüpfte in ihre flaschengrüne Regenhaut, setzte die Glanzlederkappe auf, steckte unter dem Überwurf die Hände in den Mantelschlitz und wanderte den Waldweg entlang auf Dresden zu.

Es regnete auch noch, als sie über die Elbbrücke kam. Trotzdem bog sie zum Ausstellungsgelände ab. Sie wollte endlich einmal den Sondergarten von Christel sehn.

Und hier trafen sie sich.

★

Es fand gerade eine Führung statt. Aus dem ganzen Reich waren Fachleute zusammengekommen, die das bedeutsame Werk Gustav Allingers, des über Nacht berühmt gewordenen Gartenarchitekten, kennenlernen wollten: die städtischen Gartendirektoren hielten einen Kongreß ab. Sie ließen sich vom Regen nicht anfechten. In jedem Abschnitt des weit ausgedehnten Geländes wurden sie von den Ausstellern empfangen, die ihre Erläuterungen gaben, meist in kurze Vorträge zusammengefaßt, und die Fragen, die von den Besuchern gestellt wurden, beantworteten. Auch Christian Eycks Sondergarten wurde eingehend besichtigt. Die immergrünen Gehölze hatten sich seit der Eröffnung der Ausstellung dank den häufigen Regengüssen gut und stark entwickelt. Die einheitliche Zusammenstellung verblüffte viele der Fachleute, die gewohnt waren, ihre Anlagen lediglich auf ihre Wirkung in der guten Jahreszeit zu entwerfen. Christian Eyck berichtete auch über seine Erfahrungen in seiner märkischen Pflanzung. Er mußte Auskunft über Hunderte von Pflanzen geben, die man in Norddeutschland im freien Land bisher noch nicht verwendet hatte. Viele der Herren machten sich Notizen, während sie wie Pilzsucher mit gekrümmtem Rücken die schmalen Wege entlang gingen und den bunten Teppich musterten. Als das Gros der Kongreßmitglieder schon längst in anderen Abschnitten empfangen wurde, hatte Christian immer noch einzelne Fragen zu beantworten, und mehrere besonders wißbegierige Fachleute sprachen auf dem Rückwege noch einmal bei ihm vor, versäumten sogar die gemeinsame Mittagstafel im Löwenbräu. Christian Eyck war überrascht von dem Erfolg und freute sich darüber, daß er zu dieser Führung gerade zurechtgekommen war. Die Mittagszeit hatte er nun auch übergangen. Er wollte sich im Hotel zunächst in trockenes Zeug werfen — denn er war von dem unbarmherzigen Regen durchweicht — und dann auf dem Weißen Hirsch anrufen, um Je um eine Unterredung zu bitten.

Sein letzter Ausfrager, ein württembergischer Stadtrat, der durchblicken ließ, daß er ihn bei einer Neuanlage in den städtischen Parks für eine Sonderaufgabe in Vorschlag bringen werde, verabschiedete sich von ihm gegen vier Uhr. Inzwischen hatte es zu regnen aufgehört, die Sonne blinzelte schüchtern durch die dünngewordene Wolkenschicht, und Christian hielt es fast für überflüssig, sich umzuziehen. An schroffe Wetterwechsel war er ja gewöhnt, auch an Nässe, und er wollte keine Zeit verlieren.

Da trat Fe, die Hände unter der Regenhaut in den Manteltaschen, langsam aus dem breiten Parkweg heraus, der zum Grünen Dom führte. Groß und schlank, den Kopf hochgereckt. Ihr Gesicht war ernst. Die blauen Augen musterten ihn, prüften ihn lange, während sie am Eingang zu seinem Garten schweigend stehen blieb.

Er war ganz verwirrt. Sie war ja wie verwandelt!

„Bist du's wirklich, Fe?" Er hatte ein paar Schritt auf sie zu getan, zögerte wieder, starrte sie an.

Sie nickte, rührte sich aber nicht. „Gelt, ich bin arg garstig geworden? Alle sagen's."

„Willst du mir denn nicht die Hand geben, Fe?"

Etwas umständlich, die Umständlichkeit noch betonend, zog sie die Rechte aus dem Mantelschlitz, raffte die Regenhaut empor und reichte ihm die Hand hin. „Guten Tag."

„Also das ist unser Wiedersehn." Er fand sich nicht zurecht. Noch immer suchte er in ihren Zügen. „Nachdem ich Wochen, Monate gewartet, gebangt habe. Deine Briefe, deine wundervollen Briefe, Fe! Und dann kommst du nach Berlin und gibst mir nicht einmal die Möglichkeit, dich zu sehn, zu sprechen."

„Daran trägst du allein die Schuld, mein Freund. Ich hatte mich ja ebensosehr auf das Wiedersehn gefreut. Aber als ich in Berlin ankam, schwebtest du irgendwo da droben in der Luft, auf einem Ausflug mit dieser bezaubernden Frau Aimée."

Er lachte ärgerlich. „Ach Fe, wie sprichst du. Diese bezaubernde — nein, diese entsetzliche Frau Aimée. Durch einen dummen Zufall war ich ein paar Stunden lang verurteilt, sie in meiner Nähe zu dulden. Ich werde dir das ja alles erklären, Fe. Aber das kann doch im Ernst nicht der Grund gewesen sein, daß du sogleich wieder auf und davon gingst?"

„Ich weiß nicht mehr genau, ob das der Grund war."

„Du warst eifersüchtig? Auf diese Frau?"

„Eifersüchtig — das ist wohl nicht das rechte Wort. Irgendwie verstimmt oder verletzt war ich. Ich hatte mir's eben anders vorgestellt. Meine Freude war zerstört."

„Nicht einmal so kleinen Prüfungen hält sie stand? Ich hab' dein Vertrauen also überhaupt nicht mehr?"

„Wenn ich es ganz verloren hätte, dann stünd' ich ja jetzt nicht hier. Aber ich brauchte Zeit. Da mußte erst wieder die häßliche Stimme verklungen und vergessen sein, die dich mir verleiden wollte."

„Die köstliche Frau Theres. Ich verstehe. Und du kleiner Tor bist darauf hereingefallen?" Er lachte nun herzlich, es erfrischte ihn selbst, daß er dies herzliche Lachen fand. Unversehens hatte er ihre Hand wieder erfaßt. Da die knisternde Regenhaut ihn störte, löste er rasch die Schlaufe, die ihn hielt, und zog ihn ab. „Tu doch das schreckliche Ding weg, Fe, das ist ja wie Gallert, man kann gar nicht an dich heran."

Sie duldete die kleine Gewalttätigkeit, verzog aber den Mund zu einem spöttischen, vielleicht auch traurigen Lächeln. „Du sollst auch gar nicht an mich heran. Es ist eine große, weite Kluft zwischen uns. Ach, Christel, es ist alles viel ernster und schwerer, als du denkst."

Er nahm ihren Umhang über den Arm. „So. Hast du dich vielleicht verlobt, Fe?"

„Noch nicht."

„Aber du wirst es?"

„Sicher."

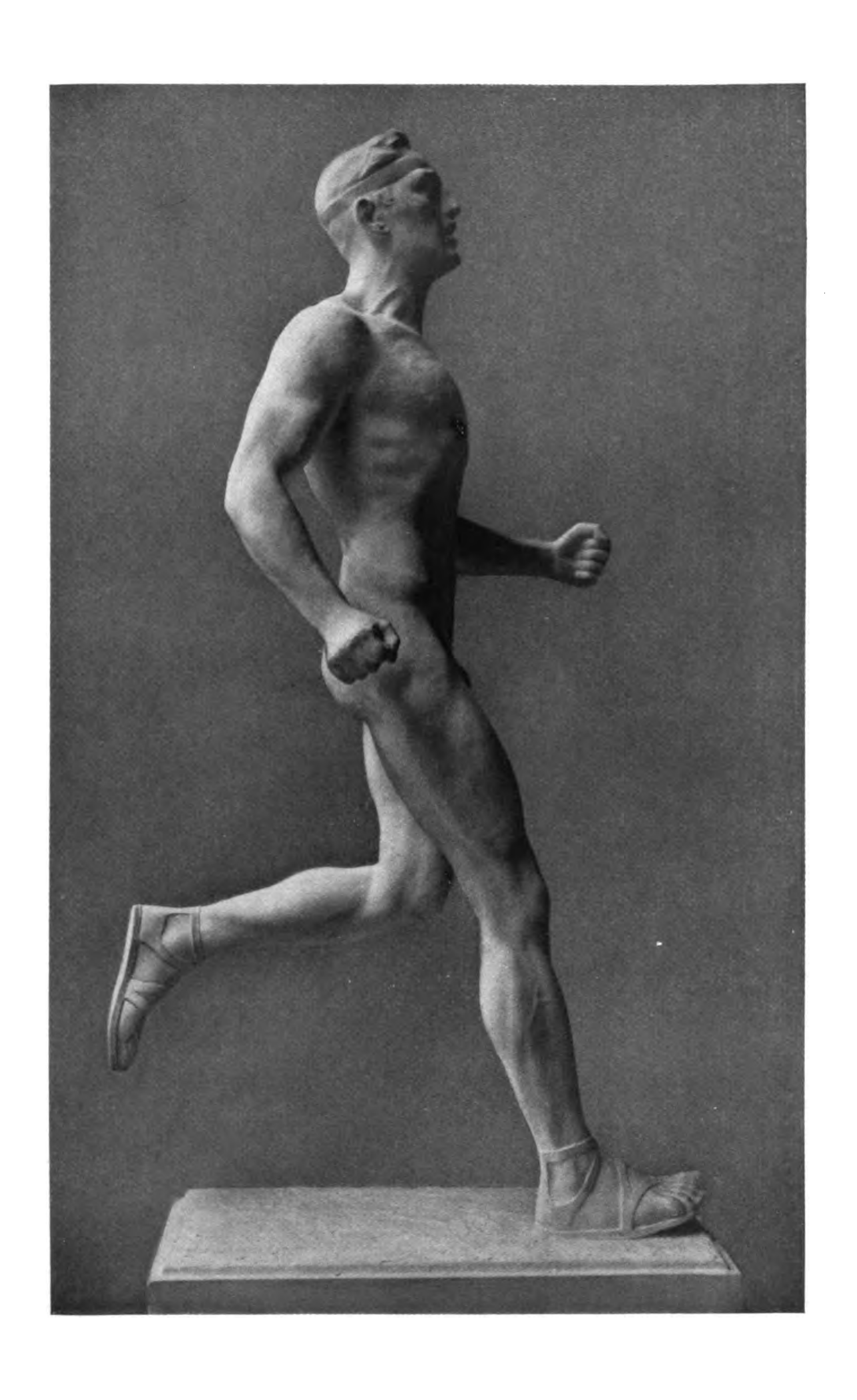
„Mit wem?"

„Das könnte dir schließlich gleichgültig sein, Christel. Oder nicht? Es sei denn, du wärst es selber. Aber darauf hoffst du wohl gar nicht mehr."

„Mädel! Mädel!" Er schöpfte tief Atem. „Ich warne dich, Fe. Seit Weihnachten warte ich auf den Augenblick, wo ich dich auf meine Arme nehme, in die Luft werfe, wieder auffange und an mich presse. Ich muß schreien oder jauchzen. Du —!"

„Glaubst du, ich würde dulden, daß du hier einen Indianertanz mit mir anstellst? Bei den Kulturvölkern ist selbst eine Verlobung ein grauenvoll nüchterner Akt geworden. Das hat mir meine Mutter erst vor anderthalb Stunden so recht klargemacht."

Er hatte ihren Umhang über die linke Schulter geworfen, hielt ihre beiden Hände wie eisern umklammert und zog sie ein paar Schritte weit mit sich fort. „Du hast ihr alles gesagt? Ja? Ach, sprich doch, sprich!" Ihm war zumut, als müsse ihm das Herz zerspringen — vor Freude und Erwartung.



Langstreckenläufer. Bildwerk von H. H. Dietzsch-Sachsenhausen †

Sein Jubel rührte sie. „Ach Christel, du wirst leider sehr enttäuscht sein."

„Deine Mutter hat dich natürlich vor mir gewarnt?"

„Ich habe gar nicht den Mut gehabt, ihr auch nur ein Wort über dich zu sagen."

Er lachte. „Woher kann sie dann wissen, daß eine Verlobung mit mir ein so grauenvolles Ereignis wäre?"

„Komm ein paar Schritt weiter, Christel. Da drüben steht ein Mann mit einem verdächtigen Kasten. Vielleicht will er uns filmen. Unglückliches Brautpaar auf der Flucht vor der Welt."

Sie schlugen den Weg zu einem der Rosengärten ein. Ein Teehaus, zu dieser frühen Nachmittagsstunde noch völlig leer, lag vor ihnen. Die Schleiflackflächen der Tische und Stühle wurden soeben von den letzten Regenspuren gesäubert. Ohne weitere Verabredung betraten sie die Terrasse, die im Augenblick in der voll zum Durchbruch gekommenen Sonne lag, und nahmen in der äußersten Ecke Platz.

„Nun erzähl' mir, Fe. Nein, nicht chronologisch. Fang' an mit dem, was du heute erlebt hast. Alles andre kommt danach."

„Heute? Heute war ich im Begriff, mich endgültig von meiner Mutter zu trennen. Ich glaubte: nein, ich ertrag' es nicht, mit Hadra unter einem Dach zu leben. Er ist kein bösartiger Mensch, durchaus nicht, er möchte mich sogar in Gold gefaßt auf den Präsentierteller seines Hauses setzen und mit mir stolze Paraden abnehmen. Aber ich schäme mich seiner so sehr. Für meine Mutter war die Verlobung mit ihm eine Spekulation — die Heirat gewiß ein Opfer. Und als wir heute ohne jede Selbsttäuschung und Schonung die Bilanz unseres Lebens zogen, da ergab sich, daß meine Verlobung entweder ein glänzendes Geschäft werden müsse — oder eine unbegreifliche Torheit. Denn wenn Hadra seine Hand von mir abzieht, bin ich bettelarm. So bettelarm wie meine Mutter, als sie den Antrag von Hadra annahm."

„Und natürlich haben sie schon eine Partie für dich, die keine Torheit sein würde."

„Natürlich."

„Rufius?"

„Ja. Rufius."

„Er war auch auf der Nilfahrt mit an Bord?"

„Ja. Und wird heute abend bei Tisch mein Nachbar sein."

Das Teehausmädchen brachte die Teeplatte. Sie schwiegen, aber ihre Blicke lösten sich nicht voneinander. Als sie wieder allein waren, zog er ihre Hände über das Lacktischchen zu sich herüber und sagte halblaut, innerlich ergriffen und doch mit einem lustig-übermütigen Beiklang: „Es wäre außerordentlich lieb von dir, Fe, wenn du mir jetzt endlich Auskunft darüber geben möchtest, ob du bereit bist, die unbegreifliche Torheit zu begehen und dich heute nachmittag mit mir zu verloben. Und über Jahr und Tag mit mir zu verheiraten. Ich garantiere dir, daß du mir auf unserer goldenen Hochzeit aufs Knie patschen und sagen wirst: das war damals in dem sächsisch-japanischen Teehaus ein äußerst vernünftiger Gedanke von dir, Christel."

Ihre Hände lagen in den seinen. Sie nickte ihm mit einem matten Lächeln zu. „Lieber, guter, frecher Christel, — denkst du etwa, ich soll heute abend beim Essen ans Glas klopfen und verkündigen: wißt ihr das Neueste, Fe hat sich mit Christel Eyck verlobt?"

„Hm. Sie würden nicht Hoch rufen, sondern dich verstoßen?"

„Sie wüßten dann: ich bin von Stund' an völlig abhängig von ihnen. Nein, so geht es nicht, Christel. Ich muß dich verschweigen. Wir müssen ein heimlich verstecktes Brautpaar bleiben. Man wird uns niemals hochleben lassen. — Und es handelt sich darum, ob du mit der Heimlichkeit einverstanden sein wirst."

„Was bleibt mir übrig? Ich arbeite inzwischen, um die Million zu verdienen, die du brauchst."

Sie hob leicht die Schultern und ließ sie wieder fallen. „Eine Million? Ich weiß nicht, ob das heute viel ist. Ich weiß nur, daß es sehr schwer sein muß, sie zu verdienen. Das ist für dich aber nicht das Wichtigste. Deine Arbeitspläne sind die Hauptsache. Du sollst darin nicht gestört sein durch eine ungeduldige Heiratskandidatin. Siehst du, das hab' ich mir auf dem weiten Marsch hierher alles überlegt. Es war sehr schwer für mich."

„Nimm doch das Leben nicht schwerer, als es ist, Liebste."

„Wenn ich jetzt den Schwierigkeiten ausweiche, — wirst du mir dann später auch keine Vorwürfe machen? Nicht ungeduldig werden? Wirst ohne Groll zusehn, wie ich im Hause Hadra die festliche Komödie mitmache, — so wie Mama es wünscht, weil sie's für den Frieden mit ihrem Manne braucht?"

Enttäuscht war er doch. Irgendwie enttäuscht. Er hätte sich vorstellen können, daß sie mit einem großen, starken Entschluß den ganzen Plunder der Hadraschen Herrlichkeit

von sich abstreifte und lieber in die bescheidensten Verhältnisse zog. Ihrem ganzen stolzen Wesen hätte das gewiß mehr entsprochen. Aber sie war eben verwöhnt — und war zu weltklug, um sich nicht alle Folgen eines Bruchs zu überlegen. Fügte sie sich vorläufig den Wünschen ihrer Umgebung, so ging ihr Leben im alten Glanze weiter. Nur daß sie öfter als bisher nach Dresden kommen und der Gast ihres Stiefvaters sein mußte, der ihr das Dasein vergolden wollte.

„Ich werde auf dich warten, Fe," sagte er ernst, vielleicht ein wenig traurig.

Sie folgte jeder Regung in seiner Miene. „Oh, siehst du, Christel, nun merkst auch du, daß eine Verlobung bei naiven Naturvölkern, die Indianertänze aufführen, eine lustigere Sache ist als bei uns komplizierteren — Geschäftsleuten." Sie sagte das Wort mit beißendem Selbstspott. So ganz froh war sie ihres Entschlusses, den Waffenstillstand mit Hadra zu schließen, also doch nicht. Was wieder lockte, was ihrem Verlöbnis immerhin einen gewissen romantischen Reiz gab, das war die Aussicht auf all die Heimlichkeiten, die sie von nun an verbinden würden.

„Wir werden einander sehen — uns vor Fremden wie flüchtige Bekannte begrüßen — aber es wird ein Blitz von Auge zu Auge gehen!" Sie rückte näher zu ihm und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Wird es dich ein bißchen entschädigen, Christel?"

„Ich werde unten auf der Straße stehn, Fe, und zu den erleuchteten Fenstern hinaufsehn. Und dann tanzt dein Schatten vorbei."

„Ach, nun wirst du bitter und garstig, Christel."

Seine Herzlichkeit versöhnte sie wieder. „Nein, Fe, ich will mir Mühe geben, hell und gutgestimmt zu bleiben. Und will dir immer vertrauen. Mach' mir's nicht zu schwer, Fe."

„Du!" Sie hob schalkhaft drohend den Zeigefinger. „Ich weiß, was für ein Unband du sein kannst."

Ein Blick auf die Armbanduhr sagte ihr, daß es nun Zeit sei aufzubrechen.

„Also wirst du unsern feierlichen Verlobungstag mit den andern festlich beschließen?" sagte er und seufzte leicht. „Und ich werde im Zuge sitzen und immerzu, immerzu herdenken."

Sie preßte seinen Arm. „Nein, so soll's nicht sein. Wir müssen uns heute abend noch einmal sehn. Sei's auch nur für Augenblicke. Du sollst mich küssen und sollst fühlen, daß ich dich lieb hab'."

Während sie das Teehaus verließen und dem Ausgang zuschritten, entwickelte sie ihm einen Plan. Sie würde abends nach dem Essen ihre Verwandten veranlassen, nach der Ausstellung zu fahren. Im Rosengarten sprang die Leuchtfontäne. Da würde sie sich im Schutz der Menge freimachen, er sollte sie an einer bestimmten Stelle erwarten ... „Bist du zufrieden, Christel?"

Er begleitete sie bis zum Tor der Ausstellung. Sie bestieg eine Autodroschke und fuhr in Richtung Elbbrücke davon.

★

Nachdenklich ging er die Wege, die sie zusammen geschritten, noch einmal. Es fror ihn. Längst war er in der Nachmittagsonne getrocknet, Erkältungen kannte er ja überhaupt nicht, aber so ein innerliches Frösteln empfand er. Es war wohl die Bangigkeit, die ihn befallen hatte: weil Fe so überraschend klug und überlegen, als so gute Rechnerin und gewandte Lebenskünstlerin, ihr Schicksal in die Hand nahm!

Gelegentlich fiel ihm auf seiner Wanderung dann ein, daß er noch ohne Mahlzeit war. Er beendigte seinen Rundgang durch die Anlagen, die er seit der Eröffnung nicht mehr gesehen, machte sich seine Notizen im Katalog und nahm dann in dem hübschen Zeltrestaurant am Abschluß des Rosengartens Platz, um zu essen.

Der Abend ward wärmer, als nach dem regnerischen Vormittag zu erwarten gewesen war. In langen Ketten sprangen die Lichter an den Rosenspalieren auf, die den Riesengarten umgaben. Das Bild war festlich und lichtgebadet. Nur dort, wo der Eichenhof mit seinen uralten Stämmen die Linie unterbrach, herrschte Dunkel. An der Eiche rechts wollten sie sich treffen. Ob sie Wort halten konnte? Und ob sie Wort halten wollte? Hatte sie ihm im Anfang ihrer Freundschaft nicht bitterböse Vorhaltungen darüber gemacht, daß er so unzuverlässig war? Schlimm, schlimm, wenn sie's ihn heute wollte entgelten lassen!

Der große Springbrunnen wurde mit den wechselnden Farben elektrischer Scheinwerfer von innen heraus durchleuchtet. Tausende von Zuschauern umzogen das weite Bassin, immer wieder stehenbleibend und eine Weile sich an den bunten Wasserspielen ergötzend. Christian verfolgte jeden neu auftauchenden Trupp. Aber es war ja noch lange nicht die mit Fe verabredete Zeit. Die Stunden verrannen ihm sehr langsam. Er verließ seinen Platz und mischte sich in den endlosen Zug, der sich zwischen dem Grünen Dom und der Leuchtfontäne zögernd vorwärtsschob.

Es war schon fast zehn Uhr, als er Je entdeckte. Sie ging mit einer jungen Frau von unverkennbar amerikanischem Einschlag Arm in Arm und bildete den Beschluß einer auffallend luxuriös gekleideten Gruppe, innerhalb deren die Unterhaltung lebhaft hin und her ging. Da war auch Doktor Rufius — seine weiten Nüstern und die aufgestülpte Nase, die seinem Ausdruck etwas Gieriges und Lüsternes gaben, hatte Christian nicht vergessen, auch die starken, hellblonden Brauen und Wimpern nicht, die wie künstlich eingesetzt wirkten. Sein wiegender Gang, seine gezierten, etwas weibischen Bewegungen verrieten seine Eitelkeit. ‚Er fühlt sich geschmeichelt!' dachte Christian. Der untersetzte kurzbeinige Nachbar von Rufius, dessen singendes Sächsisch weithin vernehmbar war und der sich immer wieder den beiden schönen jungen Damen zuwandte, ihnen Dinge erklärend, die sie wohl auch ohne sein Zutun bemerkten, war zweifellos Günther Hadra.

Christian war ins Dunkel des Eichenhofs getreten. Auf allen Bänken saßen hier Liebespaare. Er wartete an der Riesen-eiche.

Im Augenblick, als Je sich von ihrer Nachbarin löste, legte ihr diese, wohl ins Einverständnis gezogen, den dunkeln Seidenmantel um die Schultern, so daß ihr helles Kleid sie nicht mehr verraten konnte. Sie war im Nu in dem Halbrund der mächtigen Anlage verschwunden. Sobald sie Christian entdeckt hatte, streckte sie die Hand nach ihm aus. Er zog sie mit sich, am Naturtheater vorbei. Eine lange, dunkle Allee lag hinter dem Garten der Rosenfreundin. Er ging hastig, atmete erregt.

„Hast du Angst, Je?" fragte er.

Sie schluckte und schüttelte den Kopf.

Nun blieb er stehn. Seine Hände glitten über ihre Schultern und Arme. Die schwere Seide schmiegte sich weich ihrer Haut an. Ihr zarter Duft berückte ihn. Er wollte ihr ein liebes Wort sagen, aber sie warf sich ihm plötzlich schluchzend an die Brust. Indem er nach ihrer Hand faßte, tropfte es ihm aus ihren Augen heiß aufs Gelenk. „Je!" sagte er erschrocken bittend.

„Ich — bin — sehr — unglücklich, Christel!" kam es zerrissen aus ihrem Mund. Sie suchte nach ihrem Taschentuch, schluckte wieder und trocknete ihre Augen.

„Sie haben dich gequält?" fragte er.

„Ach Christel, ich — ich hab' es mir leichter vorgestellt. Ich weiß nicht — ob ich's so durchhalten kann."

Er umfaßte ihren Kopf und küßte sie lange auf den Mund. Sie gab sich dem Kusse ganz hin. Ein wenig schwankten sie dabei beide. Als sie sich befreite, um Atem zu schöpfen, sah er ihre nassen Augen im Schimmer der Lichter blitzen, der durch das Blätterwerk drang. „Es wird also doch einmal eine Trennung sein müssen. — Und zu wem wirst du halten, Je?"

„Fragst du noch?" Sie lehnte sich zärtlicher an ihn. „Hörst du mein Herz klopfen, Christel?"

„Ich fühl's," sagte er leise. „Siehst du, das war in diesen Stunden meine große Bangigkeit: hat denn Je ein Herz?"

„Daran hast du gezweifelt?"

„Ja, Je. Mußt' ich nicht?"

Sie hielt ihre Arme um seinen Nacken geschlungen und lehnte die Schläfe an seine Schulter, zu ihm aufblickend. „Ich hatte mir's ganz anders ausgedacht. Ein lustiger Streich sollt' es sein. Blitzgeschwind bei dir, und lachen wollt' ich mit dir, so recht lustig und diebisch, wie Kinder, die hinter die Schule laufen. Ich wollte dir nichts vorklagen."

„Ich danke dir, daß du gekommen bist, Je. Und wann seh' ich dich wieder?"

„Zunächst in Berlin. Ich soll das Turnier mitmachen."

„Da werd' ich dann also unter den Zuschauern stehn und dich sehen. Wenigstens aus der Ferne. Und wird es eine Möglichkeit geben, daß wir uns auch sprechen?"

„Ich hoffe es. Denken werde ich viel, viel an dich. Und du wirst bei mir sein, in Gedanken mir zureden, mir helfen. Und kann ich's nicht mehr ertragen, dann flieh' ich in deine Arme. So wie heute."

„Aber dann nicht mit Tränen, Je."

„Vielleicht lern' ich's wieder, zu lachen! — So, nun muß ich gehn. Mrs. Printer dirigiert sie zur Fontäne. Dort tu' ich so, als hätt' ich sie verloren gehabt. — Noch einen Kuß, Liebster. — Ich bin nicht ganz so oberflächlich, wie ich vorausgesetzt hatte. Ich hab' wirklich ein Herz, Christel."

Ein letzter Kuß, so inbrünstig, daß er fast schmerzte.

Dann glitt sie von ihm, gewann rasch die Stufen, die vom Eichenhof in den Rosengarten führten, und mischte sich bei der Fontäne unter die Zuschauer. Sobald sie den dunkeln Seidenmantel wieder abstreifte, wurde sie von ihren Angehörigen erkannt, die aus den weiteren Entfernungen nur immer Ausschau nach ihrem hellen Kleid gehalten hatten. Im Nu war sie umringt.

Christian sah aus der Menge zu.

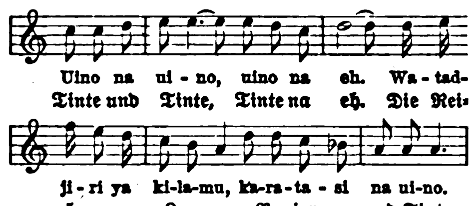
. . . Je hatte also doch ein Herz . . .

Daß er daran hatte zweifeln können!

(Schluß des Romans folgt)

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Makatumbe. Von Prof. Dr. Claus Schilling



Mit diesem ebenso geistvollen wie melodischen Gesang (na, die oberbayerischen Schnadahüpfeln sind oft auch nicht viel geistreicher!) ruderten uns vier schwarze „baharia" hinaus aus dem schmalen Hafenausgang von Dar es Salam. Die Palmen von Kilindini schoben sich vor die Häuser der Stadt und die Schiffe im Hafen; draußen auf dem langgestreckten Korallenriff, das die Reede schützt, tauchte der Leuchtturm auf und vor ihm das Ziel unserer Fahrt: die kleine Insel Makatumbe.

Als ich sie im Dezember 1911 zum ersten Male betrat, da lagen die vier Häuschen, welche die Quarantänestation bildeten, in dichtes Buschwerk eingebettet, aus dem nur einige plumpe Affenbrotbäume wie grüne Kugeln herausragten; die Insel sollte, wie man mir sagte, nur von Puffottern bewohnt sein. Als ich sie etwa ein Jahr später verließ, da waren die Puffottern verschwunden, der Busch zum größten Teil grünen Rasenflächen gewichen und darauf weideten ein Dutzend Pferde, Rinder und Ziegen. Nicht als ob ich sie dort eingefangen und gezähmt hätte, wie weiland Robinson seine Lamas; diese neuen Bewohner waren von mir dorthin gebracht worden, um als Versuchstiere zu dienen; die Insel war eine Versuchsfarm geworden.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft, insbesondere ihr Ausschuß für die sogenannte Wohlfahrtslotterie, hatte mir eine sehr beträchtliche Summe zur Verfügung gestellt, um meine am Institut Robert Koch und in Westafrika begonnenen Versuche, zu einer Schutzimpfung gegen die Tsetsekrankheit der Nutztiere und gegen die menschliche Schlafkrankheit zu gelangen, in Afrika fortsetzen zu können. Tropische Krankheiten müssen in den Tropen erforscht werden; wohl können wir die Erreger auch im heimischen Laboratorium züchten, aber die natürlichen Verbreitungsbedingungen lassen sich nicht nachahmen, und besonders die natürlichen Überträger, die Tsetsefliegen (Glossinen), können hier nicht gezüchtet werden. Deshalb ist es unvermeidlich, die Heimat dieser Krankheiten selbst aufzusuchen. So traf ich denn im Dezember 1911 mit meinem Assistenten Dr. Hans Schreck und dem Laboratoriumsdiener Hugo Rathke in Dar es Salam ein, und das Gouvernement wies uns die Quarantänestation Makatumbe zur Arbeitsstätte an. Eine Insel mußte es sein; denn auf dem Festlande konnten uns die dort so gut wie überall vorkommenden Tsetsefliegen böse Streiche spielen. Wir mußten einen Ort wählen, wo wir vor diesen ungebetenen Gästen ganz sicher waren.

Ein Jahr etwa haben wir auf dieser kleinen Insel, die etwa 300 Meter im Quadrat umfaßt, zusammen gelebt; es war das glücklichste Jahr meines Lebens. Arbeit, spannende, aussichtsreiche Arbeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, mit ein paar Stunden Ruhe während der heißesten Tageszeit. Danach ein Bad am durchwärmten Sandstrand, während drüben über den Palmen von Dar es Salam das Abendrot verglomm. Dann die Hauptmahlzeit des Tages, noch eine Stunde oder zwei Lektüre oder Geplauder, oft auch ein Besuch vom Festland, mit herzhaftem Trunk und fröhlichem Singsang zur Gitarre; früh ins Bett, fester Schlaf in der kühlen Seebrise — und mit Sonnenaufgang wieder heraus. Und kein Tag ohne Sonne! Wenn ich das Auge vom Mikroskop erhob, so lag die weite Meeresbläue vor mir, gesäumt von der weißen Brandung an dem braunen Riff, die Tag und Nacht ihre an- und abschwellenden Orgeltöne herübersandte. Nach der Landseite der grüne Streifen des Festlandes, davor die Hafeneinfahrt mit den aus- und einziehenden Dampfern und Seglern. Und über dem allen ausgegossen das gewaltige Licht der Tropensonne, das in solch feuchter Luft jeder Farbe einen besondern Glanz verleiht. Gar oft, ich gesteh's, zogen diese Bilder meinen Blick von der Arbeit empor.

Das Beste aber war mein lieber Kamerad Hans Schreck; ein Sonnenmensch. Unermüdlich an der Arbeit, stets guter Laune, gemütvoll und fröhlich zugleich, im Ernst wie im Frohsinn gleich einfach und unkompliziert — ja so warst du, mein unvergeßlicher Freund! Auch nicht ein einziges Mal haben wir uns nicht verstanden, geschweige denn gezankt — und das will viel heißen! Uns beiden wurden die Augen feucht, als das Boot, das mich zum Dampfer bringen sollte, vom Strande abstieß. — Und dann das Wiedersehen in der Halle des Lehrter Bahnhofs, im März 1919! Der Zug mit den Kämpfern und Vertriebenen aus Ostafrika war um eine Stunde verspätet eingelaufen, weil die Maschinenführer kurz vor der Einfahrt in

den Bahnhof erklärt hatten, sie führen nicht weiter, ihre achtstündige Arbeitszeit sei um, sie gingen jetzt ihrer Wege; nur durch eine Geldsammlung unter den Flüchtlingen war es möglich gewesen, die „freien Bürger der Republik" zum Weiterführen des Zuges zu bewegen. Das war der Empfang in der Heimat, nach vier Jahren Krieg, nach schwerer Krankheit und englischer Gefangenschaft! Tiefsten Mitgefühles voll nahm ich dich mit in mein Haus, erst da ging dir das Herz auf, und du weintest dich aus. Wenige Tage später kam von deinen Eltern die Nachricht, nach kaum beachteten Vorboten eines Malaria-Rückfalls habe die Mutter den Sohn morgens tot im Bette gefunden. Malaria, Ruhr, Typhus und Grippe, aber wohl noch mehr die seelischen Erschütterungen hatten den jungen Körper zermürbt. Warum mußtest du, mein armer Freund, erst noch in der Heimat all den Jammer mit ansehen, all das Elend selbst auskosten? Warum durftest du nicht draußen fallen und ein Grab finden unter einer hohen Borassuspalme, deren Blätter so seltsam im Winde knistern und die Stille des Pori noch stiller machen? Warum?

Solange wir auf unserer Insel hausten, hätten wir niemals an solche Möglichkeiten auch nur gedacht; für uns gab's damals nur eines: die Arbeit, die Versuche. Wohl war der allgemeine Plan dazu schon im heimischen Laboratorium ausgearbeitet worden, aber da draußen gab's der Schwierigkeiten noch viele. Die kleinen Versuchstiere mußten mit jedem Dampfer von Deutschland hinausgeschickt werden; die Zucht der weißen Ratten und Mäuse wollte uns in dem Tropenklima um keinen Preis gelingen. Dann galt es, Pferde zu beschaffen: Schreck holte aus Aden — na, man konnte es ja auch Pferde nennen! Jedenfalls hatten sie zeit ihres Lebens nie so viel und so gutes Futter gesehen wie auf Makatumbe. Welch ein Schreck, als uns vom Festland her die Pferdesterbe eingeschleppt wurde; glücklicherweise blieb sie auf einen Fall beschränkt. Eine ganze Schar von Affen war in dem großen Wellblechschuppen untergebracht; sie waren die besonderen Freunde unseres Rathke, der sie, je nachdem, „Maxe" oder „Lotteken" getauft hatte; auch ein „Pohnert" — so hieß sein früherer gestrenger Vorgesetzter — war immer dabei. Überhaupt Rathke! Wenn man mit ihm sprach, so stotterte er jämmerlich; wenn er sich aber unbemerkt glaubte, so redete er ganz fließend vor sich hin. Allmählich mischten sich unter sein unverfälschtes Weddingsch immer mehr Suaheli-Brocken: „Na nu mal heija upesi, rin mit'n Thermometa in'n Tumbo!" Wir gewöhnten uns bald an seine Monologe und hörten ihm bei der Arbeit kaum zu; nur manchmal lachten wir los, wenn er von seinen Heiratsplänen sich selbst was erzählte, oder über die Mächens, die weißen und die schwarzen, philosophierte.

Von großer Wichtigkeit war die Aufzucht der Tsetsefliegen, die wir zu unseren Übertragungsversuchen benötigten. Ich hatte einen intelligenten Schwarzen in einer fliegenreichen Gegend an der Zentralbahn stationiert; dieser führte jeden Tag eine Ziege und ein paar mit Schmetterlingsnetzen bewaffnete Jungens an den Fluß. Die an dem lebenden Köder gefangenen Fliegen wurden in weithalsige Gläser gesetzt, deren Öffnung mit Gaze überspannt war. Täglich kam mit dem Abendzug ein Kistchen mit solchen Gläsern in Dar es Salam an, und am nächsten Morgen holte ein Boot die Sendung nach der Insel herüber. Hier wurden die Fliegen täglich an einem Tiere gefüttert, indem das Glas mit der Öffnung auf seine Haut aufgesetzt wurde; die Fliegen stachen durch die Gaze hindurch und sogen Blut. Nach einigen Tagen legten dann die Weibchen ihre Puppen ab (die Glossinen gehören zu den lebend gebärenden Fliegen), die Puppen wurden in Kisten mit trockenem Sande in die Sonne gestellt, und wieder wenige Tage später schlüpften die jungen Insekten aus. Solche jungen Fliegen beherbergen keinerlei Krankheitserreger, wie dies Kleine in zahlreichen Versuchen festgestellt hat, gleichgültig ob die Mutterfliege infiziert war oder nicht; die Infektion geht nicht auf die Nachkommenschaft über, diese Fliegen sind „rein", mit ihnen können nun Übertragungen ausgeführt werden, ohne dazwischenlaufende Infektionen fürchten zu müssen.

Nicht immer gehen solche Versuche wunschgemäß, im Gegenteil, nur zu oft schlägt die Natur ganz unvermutet einen Seitenweg ein, der erst erkennbar wird, wenn ein oft unentwirrbares Durcheinander der Resultate eingetreten ist; dann heißt es den Weg wieder zurückgehen und suchen, wo der Seitenweg abzweigt und wohin er führt. Die Erreger der Tsetsekrankheit (Trypanosoma brucei) und der Schlafkrankheit (Trypanosoma gambiense) können durch verschiedene Medikamente (Arsen, Antimon, Farbstoffe) im Blute des befallenen Tieres abgetötet werden, so daß eine scheinbare Heilung erzielt wird, das Tier sich auch gut erholt. Aber nach Wochen oder Monaten steigt plötzlich die Temperatur des Tieres wieder an und neuerdings sind die Erreger im Blut zu finden. Diese Erreger des „Rückfalls" nun haben eine neue Eigenschaft gewonnen: eine Wiederholung der Behandlung läßt sie jetzt ganz oder fast ganz unbeeinflußt, die Krankheit läuft ungehemmt weiter. Die Trypanosomen des Rückfalls sind gegen das Medikament „fest" geworden. Solch ein Fall kam auch bei uns vor: ein Pferd, das wir vor mehr als sechs Monaten mit hohen Dosen von Brechweinstein behandelt hatten und das uns geheilt schien, erlitt einen Rückfall. Solche Vorkommnisse gehen auf die Nerven!

Einen köstlichen Ausgleich gegen das

ständige Sich-Konzentrieren auf einen engen Kreis von Fragen boten die Musikabende, die im Hause des Gouverneurs Dr. Schnee und seiner verehrten Gattin stattfanden. Unter seinen geübten Händen gab uns ein schöner Flügel die edelsten Perlen deutscher Musik wieder, Assessor Ebner war ein tüchtiger Geiger, und mir gelang es — o Wunder! — in Dar es Salam ein Cello aufzutreiben. Für alle waren das Stunden wohltuendster Erfrischung.

Wie wir uns da draußen auf unserer Insel verpflegten? Herrlich. Vor allem gab's jeden zweiten Tag Fische oder Langusten, die wir noch lebend von den Fischern kauften. Wollten wir uns was Besonderes zugute tun, so ließen wir von den Korallenriffen Austern brechen: kleine Muscheln von sehr feinem, etwas süßem Geschmack. Ganz köstlich waren die Früchte — Mangos, Ananas, Zitronen —, die wir jeden Tag vom Markte bezogen. Die Brauerei in Dar es Salam lieferte frisches, gutes Bier und einen Brocken Eis — kurz, Makatumbe konnte es wohl mit der Insel der Phäaken aufnehmen.

Hochinteressant war auch unser Riesen-Natur-Aquarium. Von der Insel erstreckte sich nach Nordwesten ein Korallenriff, das bei Ebbe trocken fiel. In den Vertiefungen blieb Wasser stehen, und in diesen Becken wimmelte es von kleinen bunten Fischchen, Krebsen, Muränen, Seesternen. Unter den Steinen saßen Schwämme von herrlichster Färbung, und stellenweise waren Beete der farbigen Seerosen und Seeanemonen ausgebreitet, zwischen denen langsam die schwarzen Kugeln der Seeigel sich hinschoben. Und alles ohne Eintrittsgeld und nicht hinter Glas!

Um zu erforschen, wie weit das Wild des Busches mit Parasiten der Tsetsekrankheit infiziert ist, also als Reservoir des Erregers in Betracht kommt, und wie sich diese Parasiten zu unseren im Laboratorium seit Jahren weitergezüchteten Stämmen verhalten, machte ich nach der Regenzeit einen vierzehntägigen Jagdausflug. Heia safari! Nichts Schöneres gibt es als dieses Streifen auf der Wildbahn, dies von allen Hemmnissen befreite Dasein, Auge in Auge mit der großen Sphinx, der Natur. Unvergeßlich ein Bild: wie in früher Morgendämmerung ein Rudel Giraffen auf 50 Meter meinen Weg kreuzte, wie diese phantastischen Gestalten wie Schatten aus der Urzeit lautlos an mir vorüberzogen, dunkel sich gegen den hellen Morgenhimmel abhebend. Die Jagd erwies sich als sehr lohnend: in der Mehrzahl der erlegten Stücke konnten Trypanosomen mit besonderen Eigenschaften gefunden werden.

Die Arbeiten näherten sich im November 1912 dem Abschluß. Ich wollte auf kurze Zeit in die Heimat zurückkehren, um dann im Herbst 1914 die Versuche, die Dr. Schreck in meiner Abwesenheit nach verabredetem Plane fortsetzte, abzuschließen und das Verfahren der Praxis zu übergeben. Mein Schiffsplatz war bestellt. Dr. Schreck erwartete mich mit Spannung und voll der besten Hoffnungen: wenn das Verfahren bei der Tsetsekrankheit der Nutztiere brauchbar war, dann mußte es, mit einigen Abänderungen, auch bei der menschlichen Schlafkrankheit anwendbar sein. Da brach der Krieg aus — die Insel mußte geräumt werden, die Versuchstiere wurden verkauft, die Ausrüstung dem Gouvernement, die Pferde der Schutztruppe übergeben, Schreck trat als Veterinär beim Gouvernement ein. So ist unsere Arbeit, zu drei Vierteln abgeschlossen, ein Stückwerk geblieben. — Werde ich sie je vollenden?

Ferngespräch. Von Leonhard Adelt

Die Stimme kommt aus fernen Weiten
Und ist so nah wie diese hier.
Ich fühle ihr gelindes Schreiten
Und ihren Herzschlag wie vorzeiten
Mit meinem Herzschlag singen: Wir!

Gelöster Klang wird zum Verschwörer
Und körperlosen Stelldichein.
Schon meldet sich das Amt als Störer,
Enttäuschter Hand entsinkt der Hörer:
Leb' wohl, es muß geschieden sein!

So wirst du, liebe Stimme, klingen,
Wenn unser Leib zu Staub zerfiel.
Dem Tode wird es nicht gelingen,
Ich höre meinen Engel singen,
Und unser Fernsein ist nur Spiel.

Ein Jugendbildnis Beethovens

Von Prof. Dr. Karl Koetschau

Nur der Kunstsnob kann behaupten, daß bei einem Bildnis die Ähnlichkeit Nebensache sei. Jeder andere wird sie als eine vom Künstler ganz selbstverständlich zu erfüllende Forderung voraussetzen und mit gutem Grund betonen, daß deshalb der Freiheit seiner Betätigung keineswegs Schranken gezogen seien. Was über diese Sicherheit in der äußeren Wiedergabe hinaus künstlerische Auffassung und Ausdruckskraft in der Schilderung der Persönlichkeit zu leisten vermögen, das freilich wird auch ihm als das Entscheidende erscheinen. Der Porträtmaler — natürlich auch der Graphiker und der Bildhauer — hat einen stillen, zähen Kampf mit dem auszufechten, den er darstellen soll. Dieses Ringen wird ihm dadurch nicht erleichtert, daß der andere weitaus in den meisten Fällen davon gar nichts ahnt. Es handelt sich um nichts Geringeres, als daß der Künstler sich eine fremde Individualität aneignen, sie so durch und durch kennen soll, daß er ihren Wesenskern bloßzulegen vermag. Das Äußere aber muß er so scharf beobachtet haben, daß er aus hundert Wandlungen der Züge und der Haltung gerade die eine herausgreifen kann, die allein uns die Schilderung des Erkannten glaubhaft werden, die Persönlichkeit in ihrer besonderen Art uns verstehen läßt. Eben deshalb sind gute Bildnisse so selten, und wir würden ihre Zahl noch mehr einschränken müssen, wenn wir immer die Dargestellten kennten. Denn nur von der Bravour der technischen Mache kann gerade hier, so notwendig sie auch für die Gesamtleistung ist, das Urteil nicht abhängig gemacht werden.

Jener angedeutete Kampf wird nun für den Künstler um vieles schwieriger, wenn er sich vor die Darstellung eines Großen gestellt sieht, eines großen Wollers, eines großen Denkers oder eines großen Gestalters. Nicht selten unterliegt er dabei der stärkeren Individualität, kann er uns, unter ihrer Wucht zusammengebrochen, nicht mehr geben als eine Schale, die beim Öffnen uns durch einen vertrockneten Kern enttäuscht. Oder er wird von ihr gezwungen, so über sie auszusagen, wie sie selbst es will, nicht wie er sie erkannt oder erfühlt hat, und dann ist er als der Vermittler ausgeschaltet, der uns zur inneren, höheren Wahrheit hinführen soll. So mag es wohl kommen, daß wir schließlich auch vor einer langen Reihe von Bildnissen der gleichen Persönlichkeit, z. B. vor denen Goethes, unbefriedigt stehen und nur zu einem einzigen gläubig emporblicken, das wir schon längst im Innern des eigenen Herzens uns geformt haben.

Solche und ähnliche, mehr aus der Erfahrung als aus der Theorie gewonnene Gedanken wurden mir wieder recht gegenwärtig, als ich in einer Kölner Kunsthandlung einem Bildchen begegnete, vor dem ich den Namen eines Großen, Ludwig van Beethovens, um so weniger zurückdrängen konnte, je länger ich mich mit ihm beschäftigte. Ein freundliches Geschick wollte es, daß gerade damals Theodor von Frimmel seine methodisch sicher aufgebaute, von vorsichtigster Kritik getragene Studie „Beethoven im zeitgenössischen Bildnis", in neuer Gestalt erscheinen ließ, so daß ich bei weiterem Nachforschen von der besten Hand mich geleitet fühlte, nach der ich greifen konnte. Das 24,5 Zentimeter hohe, 19,2 Zentimeter breite, auf Leinwand gemalte Bildnis, das uns einen kaum mehr als zwanzig Jahre zählenden, frischen, nicht ohne Selbstbewußtsein und fast mit etwas Trotz in die Welt blickenden Jüngling im Brustbild und in nicht ganz voller Vorderansicht zeigt, stammt gewiß nicht von einem namhaften Meister. Einen Dilettanten möchte man ihn freilich auch nicht nennen, denn Fehler, wie wir sie z. B. an dem mehr flüchtig angedeuteten als modellierten Ohr oder am Ansatz des Armes an die Schulter entdecken, mögen wohl auch Berufskünstlern einmal unterlaufen, und das Ganze ist doch so einheitlich zusammengefaßt, verliert sich so wenig an Einzelheiten, ist so flott im Vortrag, daß man schon eine geschulte, im Porträtieren erfahrene Hand annehmen muß. Ob es nur eine Studie war, die zu einem größeren Bildnis die Vorstufe sein sollte, oder ob damit die Aufgabe als gelöst angesehen wurde, mag dahingestellt bleiben.

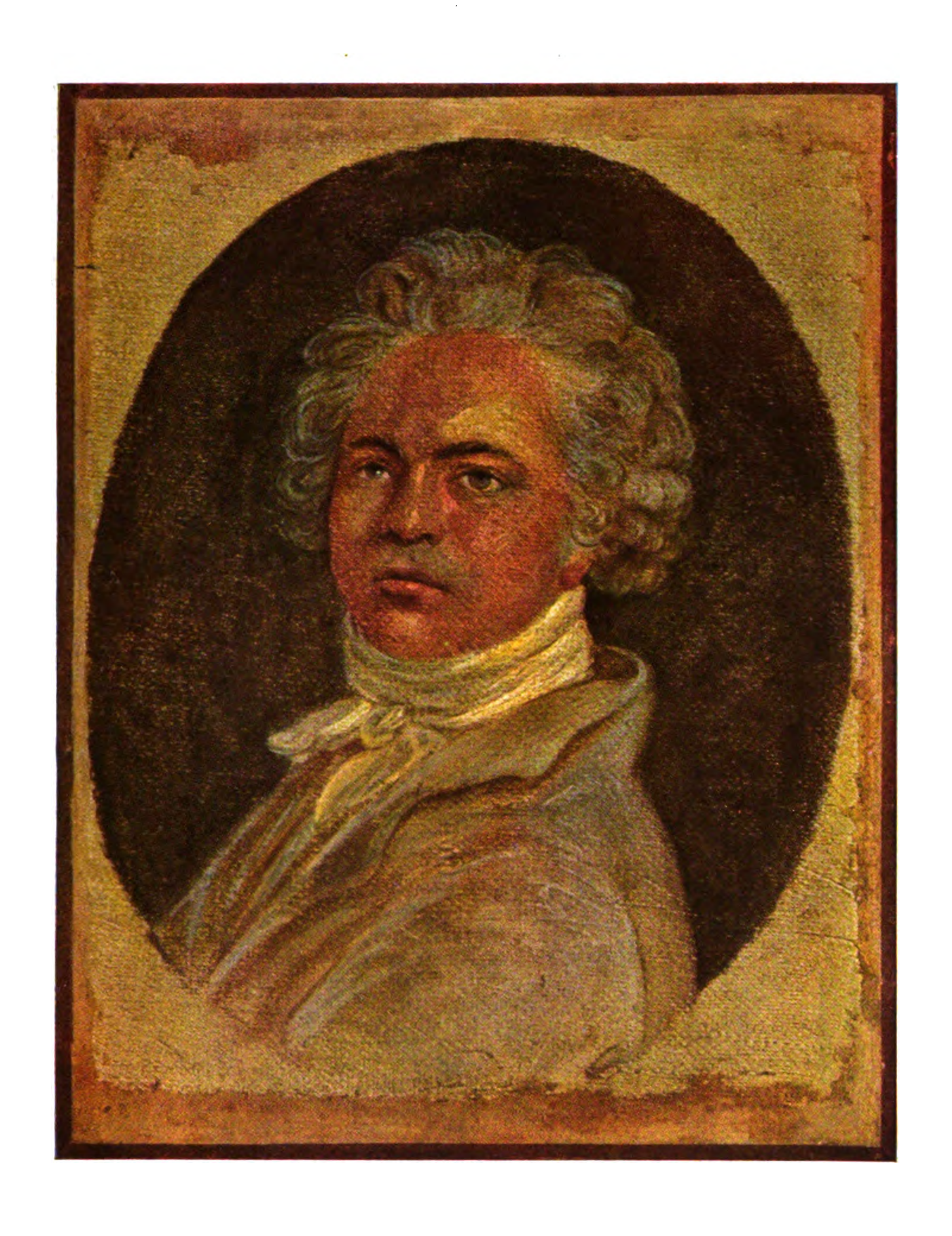
Frimmel hat die Notwendigkeit nachgewiesen, daß wir beim Vergleich der Beethoven-Bildnisse immer wieder die Maske zu befragen haben, die im Jahre 1812 der Bildhauer Franz Klein vom Lebenden nahm, und die „das wichtigste Abbild Beethovens ist und bleibt". Sie zeigt uns freilich, wie das bei der schichtenweisen Überstreichung des Gesichts mit dünnem Gips unvermeidbar war, geschlossene Augen und einen geschlossenen Mund, und da die Form nur bis zur Haargrenze genommen wurde, fehlt uns auch ein sicherer Anhaltspunkt für die Rekonstruktion des Schädelbaus. Aber welche bleibenden Formen dem Gesicht eigen waren, darüber kann nun kein Zweifel mehr bestehen. Hält man sich an diese Kontrolle, die uns das Leben selbst darbietet, so dürfen das erste Mählersche Bildnis, etwa vom Jahre 1804, eine von 1808 auf 1809 entstandene kleine Zeichnung Ludwig Schnorrs von Carolsfeld, die Büste Kleins, die er nach der Maske anfertigte, ein Stich von Blasius Höfel nach einer Zeichnung Louis Letronnes aus dem Jahre 1814 als zuverlässige Zeugnisse der äußern Erscheinung

Beethovens angesprochen werden, und aus der Zeit nach dem Wiener Kongreß, in der bei wachsendem Ruhm des Meisters sich dessen Bildnisse mehren, lassen sich ihnen anreihen das Gemälde von Ferdinand Schimon (1818/19) und eine Kreidezeichnung Stephan Deckers (1824).

Die Annahme, daß unser Bildnis ein Porträt Beethovens sei, kann aber doch durch die eben angeführte Reihe nicht so gestützt werden, daß sie unerschütterlich wäre. Dazu liegt ein zu langer Zwischenraum zwischen jenem und dieser. Denn daß der Dargestellte ein junger Mann im Alter von zwanzig, höchstens zweiundzwanzig Jahren ist, dürfte nicht zu bestreiten sein. Die Malerei muß also, wenn unsere Identifizierung zutrifft, 1790, spätestens 1792, das heißt in den letzten Bonner Jahren des Künstlers, entstanden sein, wozu auch die Haarfrisur und die Tracht recht gut passen würden. Damit müßte ihr nun freilich eine besonders wichtige Stelle in der Ikonographie des Meisters angewiesen werden, denn aus der Jugendzeit ist uns überhaupt kein gemaltes Bildnis, sondern nur ein von dem Bonner Neesen angefertigter Schattenriß erhalten, der etwa die Züge des Sechzehnjährigen wiedergibt. Diesen müssen wir beim Vergleich heranziehen. Aber wir haben uns auch gegenwärtig zu halten, wie schwer ein Gesicht in Vorderansicht sich mit einem im Profil in Verbindung setzen läßt, noch dazu, wenn dieses Profil, der Eigenheit der Technik wegen, eben nur in einem Umriß und ohne jede Modellierung gezeigt werden kann. Immerhin möchte ich meinen, daß sich Beziehungen zwischen Bild und Silhouette bei der Stirn und bei den Lippen, vielleicht auch noch bei der Nasenkuppe einigermaßen zwanglos ergeben. Die nächsten Bildnisse aus der ersten Wiener Zeit, ein Stich Johann Neidls nach Steinhauser (etwa 1801) und eine Miniatur des Dänen Christian Hornemann (1803), läßt Frimmel, trotzdem er an Einzelheiten mit Recht manches auszustellen hat, doch als „Behelfe bei dem Wiederaufbau des Meisterantlitzes" gelten. Indem wir uns seinem Tadel anschließen, ja, ihn etwas schärfer betonen möchten, an dem Stich also „die Nase zu lang, den Mund zu schmal" finden, bei der Miniatur „uns die Nase schmächtiger vorstellen" und nicht so plump, anderseits aber an jenem „die Entfernung der Augen voneinander" und bei dieser das „Verhältnis von Nasenlänge zu Stirn und Kinn" als annähernd richtig getroffen halten dürfen, können auch wir sie für unsern Versuch als beweiskräftige Eideshelfer heranziehen. Aber noch braucht man sich nicht als völlig überzeugt bekennen, und wenn die Schilderung des Bonner Bäckermeisters Gottfried Fischer uns entgegengehalten würde, die vom jungen Beethoven berichtet, daß er kurz gedrungen, breit in den Schultern, kurz von Hals gewesen sei, einen dicken Kopf, eine runde Nase und schwarzbraune Gesichtsfarbe gehabt habe, so stünde es eben des letzteren Merkmals wegen schlecht um unsere Sache, wenn wir nicht wüßten, daß auch andere Künstler diese dunkle Haut, wahrscheinlich der koloristischen Gesamthaltung wegen, immer ganz wesentlich aufgelichtet hätten. Genau so wie sie die Pockennarben verheimlichten oder sehr stark abschwächten, von denen die Maske doch deutlich genug Kunde gibt. Auch in unserm Bilde hat sie der Künstler verschwiegen, erst recht die besonders auffallende „Narbengruppe an der Nasenwurzel" und „die schmißartige Furche, die in der rechten Gesichtshälfte zwischen Kinn und Mundspalte" sich hinzog.

Aber indem wir uns jetzt mancherlei Einwände gemacht, sie freilich auch auf das rechte Maß zurückgeführt haben, möge nun endlich die Maske uns helfen. Zwanzig bis zweiundzwanzig Jahre liegen zwischen ihr und dem Bilde. Das Leben und die Arbeit hatten an dem Kopfe Beethovens genug zu modeln gefunden, aber entscheidende Grundformen konnten sich nur wenig oder gar nicht verändern. So sehen wir denn auch bei unserm Bildnis die Stirn im wesentlichen schon vorbereitet, die Nase an sie breitrückig ansetzen und in breiter, gerundeter Kuppe endigen, die tief zurückliegenden Augen weit voneinander gestellt und von den Jochbeinen in gleicher Weise nach den Wangen zu getrennt. Wir stellen auch den gleichen Abstand des Mundes von der Nase fest, und wenn wir bedenken, daß beim Abgießen die Lippen fest aufeinander gepreßt werden mußten, wodurch auch der herbe Ausdruck in die Maske kam, so dürfen wir wohl glauben, daß die schwellenden Lippen des Jünglings, die uns auch der Schattenriß andeutet, im Mannesalter so ausgesehen haben können. Die Verhältnisse des unteren Gesichts dürften, zumal wenn man das Herauspressen des Fleisches durch die hochsitzende Halsbinde bedenkt, einander entsprechen.

Über die Geschichte des Bildes war nur zu ermitteln, daß es als von langher überkommener Besitz sich in einer Bonner Familie befunden habe. Ob es von ihr, die sich mit den Ereignissen und Folgen des Jahres 1918 nicht befreunden konnte, wirklich deshalb verkauft worden ist, weil sie es für ein Bildnis Robespierres hielt — mit ihm besteht nun freilich nicht die geringste Ähnlichkeit —, läßt sich, da der Name der Familie unbedingt verschwiegen wurde, nicht nachprüfen. Immerhin: das Bild stammt aus Bonn. Könnte es nicht dort seit seiner Entstehung geblieben sein? Sehe ich mich recht in es hinein, so möchte ich den werdenden Meister mir gerade so in seiner Vaterstadt vorstellen: ex ungue leonem. Alles, was wir von seiner Jugend wissen, läßt sich gut in diesem Antlitz, besonders deutlich aber in Mund und Augen, lesen. Und so mag denn auch hier die innere Wahrheit das letzte entscheidende Wort sprechen.



Das neuentdeckte Bonner Jugendbildnis Beethovens

Beethoven und das Wiener Ballett

Von Dr. Robert Haas

Als Beethoven im Jahre 1792 nach Wien übersiedelte, da waren die Gemüter allenthalben aufs höchste erregt durch die unaufhörlich aus Frankreich herüberdröhnenden Gewitterschläge der Weltgeschichte; auch an der Donau verfolgte man in atemloser Spannung die Ereignisse, nebenbei hing man aber auch leidenschaftlich allen gewohnten Passionen nach, ja der allgemeine Druck machte sich alsbald Luft in echt wienerischer Ablenkung auf eine Theatersensation.

Das eigentümliche Quodlibet der damaligen Wiener Gedankenwelt wird in einem satirischen Zeitbildchen ins rechte Licht gestellt, das ein politisches Blatt —



Die Tänzerin Madame Viganò. Zeitgenössischer Kupferdruck

der „Volksfreund“ — 1793 entwirft. Zwischen einem Baron und einem Chevalier läuft „ein kleines Grabengespräch“ folgendermaßen hin und her:

B. Hast du nichts von dem Unglück gehört? Ah quel malheur!

Ch. Von einem Unglück? Ist Coburg vielleicht geschlagen?

B. Ha, je m'en fiche ça.

Ch. Ist dein Engländer krepiert?

B. Und wenn's mein ganzer Stall wäre! Weit was Schrecklichers. Ach!

Ch. Hat dich dein alter Herr als Prodigus erklärt?

B. Das wäre eine Kleinigkeit!

Ch. So rede doch, du zitterst ja, als wenn du Fieber hättest!

B. Die V..., cet ange, diese Göttin aller Tänzerinnen wird ... ah je me tue...

Ch. Wird sterben?

B. Nein, sie wird ... ah les ingrates! ... sie wird nicht engagiert!

In dieser Skizze spiegelt sich das Viganò-Fieber wider, in dem Wien damals geradezu toll erglühte. Die Leute schienen „in eine Art Taumel verfallen zu sein, der mit einem starken Rausche viele Ähnlichkeit“ hatte.

Salvator Viganò zeigte sich mit seiner Frau am 13. Mai 1793 zum erstenmal auf der Hofbühne in einem griechischen Pas de deux, einer Tanzszene zwischen der Waldnymphe Dryas und einem Wesen, halb Faun, halb Gottheit. Dieses Auftreten des Tänzerpaares wirkte unmittelbar zündend mit dem Reiz „einer ganz unbekannten Neuheit“. Madame Maria Josefa Viganò war mit einem Schlage der vergötterte Liebling von ganz Wien, und selbst die wenigen nüchtern und kritisch urteilenden Köpfe mußten ihr zugestehen, daß sie „die Bewegungen ihres Charakters, worin sie die antiken Gemälde kopiert, ganz in ihrer Gewalt habe“. Allerdings wird als das Geheimnis der seltenen Anziehungskraft „die Nacktheit, die sie in ihrer Kleidung täuschend nachahmte“, bestimmt.

Die Befreiung des weiblichen Körpers aus den Fesseln der Rokokomode zog rasch von der Bühne in das öffentliche Leben weiter, sie wurde von Geschlechtsgenossinnen wie dem Hofratstöchterchen Karoline Greiner als „empörend frech“ und im gleichen Atem als „hinreißend anmutig“ gekennzeichnet; wie volkstümlich aber die Angelegenheit bald wurde, das kann man in vielen Variationen des Themas auf dem ungenierten „Schreibtaferl“ des „Eipeldauers“ verfolgen.

Die Viganò war eben Stadtgespräch bei



Neues Schauspiel. — Neues Ballet.

Heute Mittwoch den 30ten März 1796 wird in beyden k. k. Hoftheatern aufgeführet werden:

(Im Nationaltheater)

Von den k. k. Hof-Schauspielern

(zum zweytenmal)

Falsche Schaam.

Ein neues Schauspiel in vier Aufzügen.

Vom Hrn. von Kotzebue.

Personen:

Hofrath Flachsland. .. Hr. Lange.
Hofräthinn, seine zweyte Frau. .. Mad. Stephanie.
Minchen, seine Tochter aus der ersten Ehe. .. — Leifer.
Emmy, seine Pflegetochter. .. Mlle. Rösler.
Hauptmann Erlach. .. Hr. Ziegler.
Herr von Hückel, ein Landedelmann. .. — Klingmann.
Baron Sillinger, ein Fremder. .. — Schulz.
Jaques, sein Bedienter. .. — Schütz.
Madame Moreau. .. Mad. Rivolla.
Jahn, des Hofraths alter Gärtner. .. Hr. Weidmann.

(Im Theater nächst dem Kärntnerthor)

Von den k. k. Hof-Schauspielern

Die abgenöthigte Einwilligung.

Ein Lustspiel in einem Aufzuge. Nach dem Französischen des Hrn. von Merville.

Nach diesem, (das erstemal) ein heroisch-tragisch-pantomimisches Ballet, von Erfindung und Ausführung des Hrn. Joseph Trafieri, k. k. Balletmeisters:

Alonzo und Cora.

Personen:

Ataliba, Inca von Peru. .. Hr. Damato.
Alonzo Molines. .. — Vulcani.
Cora. .. Mlle. Casentini.
Cabanna. .. Hr. Marsili.
Rolla. .. — Julius Vigano.
Elima. .. Mlle. Terzaga.
Amalzir. .. Mad. Coperletti.
Telmira. .. — Angiolini.
Gardehauptmann. .. Hr. Filippo Cesare.
Zwey Offizier. .. — Angiolini und Brunetti.
Oberpriester der Sonne. .. — Deffrani.
Oberpriesterinn der Sonne. .. Mlle. Buteau.

Cora wagt es nicht, ihre heimliche Liebe zu Alonzo ihrem Vater zu gestehen, und leistet auf sein Verlangen den Eid als Sonnenjungfrau, wiewohl Rolla die Ceremonie unterbricht, ihr seine Hand anzutragen. Indessen hält Alonzo als Sieger seinen Einzug. Cora verräth sich wiewohl zu spät. Auch Alonzo entdeckt öffentlich seine Leidenschaft zu ihr. Das Feuerspeien eines nahen Berges trennt die Versammlung. Alonzo schleicht sich durch einen heimlichen Gang in die Wohnung der heiligen Jungfrauen, und bewegt nach langem Widerstreben seine Geliebte mit ihm zu entfliehen. Rolla, der sich durch eben diesen Gang herein geschlichen hat, wird überrascht, und für Cora's Verführer angesehen. Er entkömmt zwar zuerst, wird aber wieder in einer Höhle sammt seiner Geliebten und ihrem Retter gefangen. Auch diese müssen sterben, weil das Verdammungsurtheil einer schuldigen Sonnenjungfrau sich auf ihre ganze Verwandtschaft erstrecket. Bey dem Verhöre erscheint auch Alonzo, dessen Theilnahme an Cora's Verbrechen bisher unbekannt war, und fordert entweder Verzeihung für Alle, oder den Tod mit ihnen. Der gütige Inca gewähret ihm das erstere. Vergebens widersetzt sich der Oberpriester, der sogar einige vom Volke aufhetzet und beym allgemeinen Schrecken, den das Erdbeben und das Einstürzen des Tempels verursacht, Cora und ihren Vater seiner Wuth aufopfern will. Der Monarch rettet sie. Ein herab stürzender Balken tödtet den Oberpriester, welches von dem Volke als eine gerechte Strafe seiner Bosheit angesehen wird.

Die Musik ist vom Hrn. Kapellmeister Weigel, in wirkl. Diensten der k. k. Hof-Theatral-Direktion. Nur beym letzten Solo der Mlle. Casentini ist zu ihrem Behufe und wegen Kürze der Zeit, die in Mayland von Herrn Tarchi geschriebene Musik beybehalten worden.

Die Dekorationen und Maschinen sind alle neu vom Hrn. Sacchetti, in wirkl. Diensten der k. k. Hoftheatral-Direktion.

Die Bücher vom Ballet sind italiänisch und deutsch bey der Kasse für 17 kr. zu haben.

Der Anfang ist um halb 7 Uhr.

Theaterzettel zur Erstaufführung des Balletts „Alonzo und Cora“ von J. Trafieri und Weigel am 30. März 1796

hoch und nieder. „O Jemine, die tanzt mit nackten Füßen! Und weil 's z' Wien selten ein bloßen Frauenzimmerfuß sehn, so ist's Theater, so oft 's tanzt, zum Erdrucken voll." Der „griechische Geschmack" habe der halben Stadt „die Köpfe verruckt". „Wenn 's auf der Gassen geht, so laufen 's ihr nach wie d' Pudel, und wenn 's zum Fenster herausschaut, so stellen sie sich vors Haus hin und gucken sich durch ihre Brillen fast d' Augen aus, und wenn 's in der Michaelerkirchn ist, so zeigen d' Herrn dem Altar den Rucken und beten d' fremde Tänzerin an."

In der weiblichen Mode wird Madame Viganò unumschränkte Gesetzgeberin; als sie Mutterfreuden entgegensah, wurden sogar „d' Figanobäuch so gemein wie 's liebe Brot". Die Nachahmung dieser Nuance erstreckte sich nach dem Eipeldauer bis hinab zu den Bettelweibern, die durch Vortäuschung anderer Umstände eher ein Almosen erwarteten; von der schönen Welt heißt es sarkastisch, sie trage sich so, damit die Leute im Zweifel blieben, was Dichtung und was Wahrheit sei.

Die Tänzerin Marianna Venturini. Stich von Pfeiffer

Die Begeisterung ging ins Uferlose, das Josefstädter Theater wußte durch den Wettbewerb einer ausgezeichneten, dabei viel jüngeren „Vorstadt-Viganò" daraus Kapital zu schlagen, viele poetische Ergüsse wurden an die Öffentlichkeit geschwemmt. Huldigungen über Huldigungen erflossen in Vers und Prosa. Darunter war unter andern ein „griechisches Gedicht" von Johann Baptist Rolla, im Musenalmanach von 1794 feierte J. Friedelberg, der spätere Freiheitskämpfer und Kriegsliederdichter Beethovens, die Diva, der im Theateralmanach von 1795 eine ganze Reihe von Widmungspoemen in deutscher und italienischer Sprache galten.

Nirgends ist dabei der Tatsache gedacht, daß hier eine Wienerin vor ihren Landsleuten solche Triumphe erringt. Die „fremde Tänzerin" hatte zwar in Spanien einen Italiener geheiratet, dessen Vater seine Ehe wieder in Wien geschlossen hatte, sie war aber trotz des Künstlernamens Medina, den sie als Mädchen angenommen hatte, ein echtes Wiener Kind, das 1756 als Maria Mayer in der Kaiserstadt das Licht der Welt begrüßt hatte. Zur Zeit des Wiener Siegeszuges war demnach ihr Lebensalter bereits längst über die erste Jugendblüte vorgerückt.

Wie sich Beethoven zum Viganò-Kult verhalten hat, das wissen wir nicht. Aus einigen seiner Gelegenheitskompositionen läßt sich aber auf Teilnahme und Freude am Ballett schließen, und das Gegenteil wäre auch bei der Bedeutung des Bühnentanzes im Kulturleben des zeitgenössischen Wien etwas ganz Unwahrscheinliches. Seit 1791 spielte das Bühnenballett der Hoftheater wieder eine ausschlaggebend hervortretende Rolle, der mächtige Enthusiasmus für die große Pantomime suchte dieser Gattung neben Drama und Oper ganz ernsthaft einen gleichwertigen Thron zu errichten, und mit leidenschaftlichem Feuereifer trachtete man danach, alle Möglichkeiten pantomimischer Kolossaldarstellungen zu erschöpfen. Daß es nur unvollkommen gelang, ist zum großen Teil Sache der beteiligten Musik, die den enormen Ansprüchen nicht gewachsen war. Mit Beethoven griff wiederum (nach Gluck) ein Vollmeister in die Entwicklung der Ballettpantomime ein.

Unter den Eindrücken der Großstadt reizten den jungen Meister auch die der üppigen, mit der Bevölkerung so innig verwachsenen Tanzpflege. Er schrieb sich die Wohnung des Tanzmeisters Andreas Lindner ins Notizbuch („Stoß am Himmel Nr. 415") und bei diesem Lindner wird er wohl auch Tanzstunden genommen haben, allerdings nicht mit vollem Erfolg, da Ries später bezeugt, daß es der Titane nicht dazu gebracht habe, „nach dem Takt" zu tanzen. Als Tanzkomponist hatte er damals aber entschiedenes Glück. „Seine Meisterhand" darin wurde öffentlich anerkannt, als er sie beim Ball der bildenden Künstler zur Verfügung stellte. Er widmete „aus Liebe zur Kunstverwandtschaft" dem Tanzvergnügen im kleinen Redoutensaal am 22. November 1795 ein Dutzend Menuette und ebensoviele deutsche Tänze, die so beliebt



Aus den Skizzen Beethovens zum Ballett „Die Geschöpfe des Prometheus
Berlin, Handschriften-Sammlung der Preußischen Staatsbibliothek

wurden, daß man sie zwei Jahre später noch aufspielte. Beethoven ließ sich die Tanzkomposition bis zu den Mödlinger Tänzen hin immer wieder angelegen sein, er gab bei Artaria Menuette (1796) und ländlerische Tänze (1799) heraus, eine überraschende Anzahl von handschriftlicher Tanzmusik ist aber bis heute noch ungedruckt. Unter den im alten Artariaarchiv befindlichen Tänzen (jetzt liegen sie in der Berliner Staatsbibliothek) ist u. a. eine Verlagsabschrift von „12 deutschen Tänzen im Klavierauszug, welche in dem kleinen Redoutensaal aufgeführt wurden". Ihre Entstehung wird in die Jahre 1796 oder 1797 verlegt. Im Jahr 1799 wurden vom Meister dann abermals zwölf Menuette für die Redoute des Künstlerpensionsfonds komponiert, ohne daß sie zur Aufführung gelangten. Sie wurden in Stimmen von A. v. Perger 1871 im Archiv des Pensionsfonds aufgefunden und der Wiener Hofbibliothek übergeben.

Der Name Vigand begegnet uns im Thema eines der frühen Variationswerke für Klavier, nämlich in den zwölf C-Dur-Variationen über das „Menuet à la Vigand". Diese Variationsreihe gehört bereits einer Zeit an, wo beide Viganòs Wien für mehrere Jahre den Rücken gekehrt hatten und nur die Nachwirkung ihrer Tanzkunst noch lebendig war. Das Menuett wurde im Freihaustheater von Marianne Venturini und Johann Baptist Chechi getanzt, es kam vor in einem Ballett Chechis „Le nozze disturbete" oder „Il matrimonio disturbato", das am 18. Mai 1795 mit Musik von Jakob Haibel zur Erstaufführung gelangt war. Schikaneder machte damals seit April 1795 den Versuch, das Ballett einzuführen, als Primaballerina wirkte die genannte Venturini, eine sehr beliebte Wiener Balletteuse, die seit 1791 am Hoftheater als Grotesktänzerin geglänzt, dort aber eben erst Abschied genommen hatte. Schikaneder mußte schon am 9. Februar 1796 das Ballett Chechis wieder entlassen. — Bald darauf ging am Wiener Tanzhimmel ein neuer glänzender Stern auf, als am 30. März 1796 in „Alonzo und Cora" Maria Casentini debutierte. Diese Künstlerin war mit dem Ballettmeister Josef Trafieri aus Venedig nach Wien gekommen, sie gefiel allgemein, besonders erregte sie im Herbst 1796 mit einem russischen oder moskowitischen Tanz in Trafieris „Das Waldmädchen" großes Aufsehen. Über die Musik Paul Wranitzkys zu diesem Tanz schrieb Beethoven wieder zwölf Klaviervariationen, die er der Gräfin Browne widmete. (Als Gegengeschenk erhielt er vom Grafen ein Reitpferd.) Fräulein Casentini war später ausersehen, im Prometheusballett die Tochter des Prometheus, also die weibliche Hauptrolle, darzustellen.

Mit „Alonzo und Cora" wurde ein zur Zeit sehr beliebtes Stoffgebiet gestreift, das



Aus den Skizzen Beethovens zum Ballett „Die Geschöpfe des Prometheus“
Berlin, Handschriften-Sammlung der Preußischen Staatsbibliothek

durch die Herübernahme des Namens Pizarro in den „Fidelio“ mit Beethovens Werk verknüpft ist. Schon Bouilly hat das unter Einwirkung der zeitgenössischen Vorliebe für den besonders durch J. F. Marmontel schmackhaft gewordenen Geschichtsstoff getan, der den spanischen General Pizarro als rücksichtslosen Gewaltmenschen zeichnet. Der Ballettmeister Trafieri brachte diesen Pizarro 1799 in der „Eroberung von Peru“, der Fortsetzung von „Alonzo und Cora“ auf die Wiener Ballettbühne, aber schon seine Vorlage, das gleichnamige und in Wien sehr erfolgreiche Schauspiel von Kotzebue, hat über diese Bühnenfigur verfügt.



Szene aus dem Ballett „Tochter der Luft“
Stich von Leicher

Anregungen aus dem Wiener Hofballett haben Beethoven ferner auf die C-Dur-Romanze aus „Richard Löwenherz“ geführt. Während Gretrys Oper seit 1788 abgespielt war, hat Vigands große Pantomime 1795 bedeutende Anziehungskraft ausgeübt. Das ironische „Schreiben eines Eipeldauers über ‚Richard Löwenherz‘“, dessen Verfasser ein heftiger Gegner Vigands war (Cornelius von Ayrenhoff), half unabsichtlich beim Erfolg des Balletts mit. Der ge-

treue Blondel, den das Programm einen „Kapellmeister“, der Eipeldauer „das kleine blinde Ritterl“ nennt, wurde von Vigand selbst dargestellt. Blondel spielt auf einem „Zaubergeigerl“, das in Weigls Musik die von Beethoven als Variationsthema gewählte Romanze zitiert. Das geschieht im dritten Akt (Nr. 22 der Partitur), wo die Sologeige, zu der sich später eine Klarinette gesellt, auf der Bühne gespielt wird und „alle Leut' tanzen macht“. Zunächst tanze Blondel, indem er dem gefangenen König sein Leibstückl vorgeigt, dann komme die Gräfin Margareth hinzu (Mad. Viganò), die im Wald herumlaufe, „um Schwammen zu suchen“, und fange auch an zu tanzen, endlich tanze auch der eingesperrte Löwenherz in seinem Kotter mit, ohne daß bei diesem Terzett eins das andere sähe, denn es sei stockfinstere Nacht. Die Romanzemelodie kehrt im sechsten Akt (Nr. 41) wieder.

Die größte Bedeutung hat Viganò später, 1801, als Ballettlibrettist der „Geschöpfe des Prometheus“ für Beethoven erlangt. Um seine Bedeutung als Balletterfinder war aber zur Zeit seines ersten Wiener Aufenthalts ein derartig heftiger Streit entbrannt, daß nach dem Zeugnis Heinrichs von Collin die wichtigste Staatsangelegenheit nicht imstande war, eine erbittertere Entzweiung der Gemüter hervorzubringen. Alte Gegensätze lebten da wieder auf, die schon im Pantomimenhader zwischen Gaspero Angiolini und Noverre aufeinandergeprallt waren, denn das pantomimische Ballett war ein Stolz der Wiener und eine ihrer ernsthaften Angelegenheiten. Angiolinis im Gluckkreis verankerter asketischer Standpunkt erscheint nun längst abgetan, die Gegner Viganòs beriefen sich als klassische Gesetzesmacht auf das Vermächtnis Noverres. Auf den Schild erhoben wurde der Vorgänger und Kollege Viganòs Anton Muzzarelli, der 1791 das Ballett wieder hochgebracht hatte. Die beiden Ballettmeister kreuzten nicht mehr selbst die Federn, sondern sie hatten an anerkannten Schriftstellern ihre Wortführer. Muzzarelli unterlag, aber auch Viganò mußte zeitweilig das Feld räumen.

Obwohl er bis zu seinem Tod (1821) in Wien blieb, wurde Muzzarelli doch nahezu ganz kalt gestellt. 1802, also bald nach dem „Prometheus“, taucht er auf und verherrlicht Wien unter der Allegorie der Zeiten des

Neues Ballett

Im kaiserl. königl. Hoftheater nächst der Burg
wird von den k. k. Hof-Operisten
heute Samstag, den 28ten März 1801. aufgeführt:
zum Vortheile der Mademoiselle Casentini,

Der Dorfbarbier.

Ein Einaspiel in einem Aufzuge. Nach dem Lustspiele dieses Nahmens bearbeitet.

Nachher: (zum ersten Mahle.)

Die Geschöpfe des Prometheus.

Ein heroisch-allegorisches Ballett in zwey Aufzügen.
Von der Erfindung und Ausführung des Herrn Salvatore Vigano.

Personen:

Prometheus	Hr. Cesari	Thalia	Mad. Cesari.
[illegible]	Mlle Casentini	Melpomene	Mad. Reuth.
	Hr. Salvatore Vigano	Apollo	
Bacchus	Hr. Ferdinand Gioja	[illegible]	
[illegible]	— Aichinger	Arione	
Terpsichore	Mad. Brendi	Orpheus	

Inhalt.

Der Gegenstand dieses allegor. Ballets ist die Fabel des Prometheus. [illegible]

Die Musik ist von Herrn van Beethoven.

Die Dekorationen sind von Hrn. Platzer, k. k. Hof-Kammermahler, und Hof-Theatral-Dekorateur.

Künftigen Ostermontag den 6. April wird in den k. k. Redouten Säälen maskirter Ball gehalten werden.

Der Anfang ist um halb 7 Uhr.

Theaterzettel zur Erstaufführung von Beethovens Ballett „Die Geschöpfe des Prometheus“ vom 28. März 1801



Die Tänzerin Madame Viganò als Terpsichore. Zeitgenössische Lithographie

Perikles als „neues Athen". Bei seinem letzten Versuche (1811) wendet er sich mit beweglichen Worten an das Publikum, erinnnert es an seine alten Triumphe und beklagt sich — vergebens — über die unverdiente Zurücksetzung. Man hätte ihn damit trösten können, daß es auch dem hochbegabten Gaetano Gioja, just in der Zeit um den „Prometheus", nicht gelang, neben Viganò aufzukommen.

Muzzarelli wird zu Beginn der neunziger Jahre, insbesondere durch Ayrenhoff, gegen Viganò ausgespielt und als Meister der tragischen Gestaltung gepriesen. Seine Ballette „Ines de Castro" (1791, aber schon fünf Jahre zuvor in Mantua getanzt) und „Die wiedergefundene Tochter Ottos II." (1794) sind als Muster einer einheitlichen Führung der Handlung hochgestellt.

Viganò hingegen wird wegen der Einführung frivoler Wirkungen getadelt, es wird ihm auch die mangelhafte Sorgfalt um einheitliche Tönung seiner Ballette zum Vorwurf gemacht. Schon in der ersten großen Wiener Ballettpantomime „Paul, Herr von Kreckì" (1793) ist in der beliebten Kerkerszene beanstandet, daß die Aufmerksamkeit der Zuschauer zwischen der tragischen Handlung und burlesken Zutaten geteilt werde, indem auf der einen Seite des Theaters der Held des Stückes unter rasenden Schmerzen verzweifle, während auf der andern Seite — zur gleichen Musik — der besoffene Kerkermeister herumtaumle und

von seinen Kindern geäfft werde. Ebenso wurde in der krassen Handlung der „Tochter der Luft“ (1793), die mit Mord und Augenausstechen operierte, die Flucht der Hauptpersonen in den Groteskstanz befremdend empfunden, obgleich die oberste Galerie ihr Gaudium daran hatte. An pathetischen Höhepunkten wird überhaupt das störende Hervortreten rein tanzmäßiger Wirkungen gerügt, etwa wenn in der „Tochter der Luft“ Semiramis und Memnon in einer heimlichen, äußerst gefahrvollen Zusammenkunft „mit dem größten Phlegma so weit auseinander, als die Breite des Theaters es verstattete, das ruhigste und seltsamste Pas de deux“ vollführten.

Auch im „Richard Löwenherz“ sei an Stelle einer ausdrucksvollen Pantomime der außerordentlich künstliche Tanz getreten, so bei der Verständigung Blondels mit der Gräfin, abstrakte Ideen sollten durch Pirouets und Entrechats ausgedrückt werden. Durch die Mitwirkung der Viganò (Semiramis, Gräfin Margareth) ging es auch im hohen Stil nicht ohne Bewegungen im Wirbeltempo, ausgelassene Würfe des Kopfes, ja Zähneblecken ab, denn den Seitensprung in die Welt der zehnten Muse legte der Tanzdiva ihre natürliche Begabung stets nahe, deren Stärke eben die Minauderie, die Äfferei, die erotische Nuance war. Im „Übelbehüteten Mädchen“ erreichte die sinnliche Realistik mit der Szene im Strohschober eine damals ganz unerhörte Deutlichkeit.

Wenn auch andere Stimmen freundlicher urteilten, so ist es doch immerhin auffallend, daß sich Beethoven gerade mit der als frivol verschrienen Richtung des Wiener Balletts zur gemeinsamen Arbeit bereit fand. Allerdings trat beim zweiten Wiener Aufenthalt Viganòs seine Frau nicht hervor. Dafür war aber ein beträchtliches Nachlassen seiner Erfindungskraft zu bemerken, und das zeigte sich gleich beim ersten Versuch, nachdem das schwächliche, aus Venedig mitgebrachte Zigeunerballett „Chlotilde“ verrauscht war. Nun huldigte Viganò der Kaiserin Maria Theresia, deren Musikliebe allgemein gerühmt wurde und eben erst die Widmung des Septetts Beethovens verursacht hatte. Dem großartigen, wahrscheinlich von Beethoven selbst angeregten Vorwurf, der von der Titanengestalt des Prometheus ausgeht und die unerhörte Macht der Musik feiern will, hätte eine viel schwungvollere Behandlung gebührt, als sie der Italiener leisten konnte. Ein geschichtlicher Augenblick, wo der hohe Genius der Musik wieder zündend in das üppig, aber seelenlos wuchernde Geflecht des Ballettwesens hätte Funken sprühen können, war verpaßt...



Die Tänzerin Maria Casentini

Die Komödie der Frau Doktor Grimm

Novelle von Manuel Schnitzer

Sie sprach nicht davon. Mit niemand. Schon der Kinder wegen. Die brauchten nicht zu wissen, daß Papa keineswegs das Ideal eines treuen Gatten war und Mama eine arme, betrogene Frau.

Sie hatte es von Anfang an beobachtet: mit der leise nagenden Eifersucht, die stets in ihr war.

Es geschah doch nicht das erstemal, und sie wußte nur zu gut, wie liebenswürdig ihr Mann sich zu Hause gab, wenn sein Herz sozusagen außer Hause beschäftigt war.

Im Grunde war's ja nicht allzu schlimm. Er brauchte nun einmal — wie oft hatte er dies scherzend gesagt — „aus dichterischen Gründen“ von Zeit zu Zeit das, was er „die große Leidenschaft“ nannte, die ihn dem Alltag entriß, „die große ... platonische Leidenschaft“ . . .

Nie erschien er so heiter und zuvorkommend, niemals weniger nervös, übelgelaunt und rechthaberisch. Ah, ganz prachtvoll war er dann. Auch sah er viel frischer und jugendlicher aus, da er etwas mehr auf seine äußere Erscheinung hielt und seinen blonden Spitzbart — an den Schläfen schon leicht angegraut — sorgsamer pflegte. Und in seinen stahlblauen Augen, die so finster blicken konnten, war eine sanfte Verklärung.

Diesmal handelte es sich um eine Schauspielerin, die kleine Mara Lenz.

Frau Doktor Grimm kannte die junge Dame. Nicht nur von der Bühne, wo sie allerliebst aussah. Fräulein Lenz war zweimal bei ihr gewesen. Das erstemal kurz vor ihrem Debüt im Iffland-Theater, um dem Herrn Doktor, „dem strengsten, gerechtesten und einflußreichsten Kritiker der Stadt“, den Empfehlungsbrief eines Wiener Freundes zu überreichen und für ihr Auftreten „wohlwollende Nachsicht“ zu erbitten.

Sie hatte den strengen und gerechten Mann nicht angetroffen und schien darüber beinahe erfreut.

So könnte sie doch, sagte die sehr hübsche Person, so könnte sie doch der gnädigen Frau ihr Herz ausschütten, und es wäre natürlich etwas ganz, ganz anderes, wenn die Frau Doktor bei dem Herrn Doktor ein gutes Wort für sie einlegte. Und die gnädige Frau sähe so lieb aus, daß sie, die kleine Mara, ihre Schüchternheit völlig verliere und das frohe Gefühl habe, bei guten Freunden zu sein.

Sie verlor ihre Schüchternheit so weit, daß sie zum Kaffee blieb und sich in ihrer muntern Wiener Art mit sämtlichen Mitgliedern der Familie Grimm (bis auf den abwesenden Gatten, Vater und Kritiker) richtig befreundete.

Als sie das gastliche Haus verließ, waren Frau Klotilde und die beiden Mädels Annie und Otti von ihr entzückt. Nur der junge Herr Grimm, ein Student im zweiten Semester, machte ein düsteres Gesicht, zupfte an seinem Schnurrbärtchen und sagte gar nichts.

Das zweitemal kam Fräulein Lenz einige Tage nach ihrem ersten Auftreten, das ihr viel Anerkennung und dem neuen Lustspiel „Der Schmetterling“, dem Werk eines Wiener Autors, einen durchschlagenden Erfolg gebracht hatte.

Sie wollte sich für die fesche Kritik des Herrn Doktors bedanken, die „geradezu entscheidend“ gewesen sei für den günstigen Abschluß ihres Vertrages, und um weitere Gunst bitten. Die werde sie jetzt erst recht nötig haben, wegen der lieben Kolleginnen, denen ihr Sieg eine schwere Kränkung sei...

Doktor Grimm war wieder nicht zu Hause.

Aber der Dank, sagte Mara mit ihrem reizendsten Lächeln — es machte sie noch hübscher und lieblicher, als sie ohnedies war — der Dank gebühre doch eigentlich der Frau Doktor und ihrem großen Einfluß . . .

„Nicht doch!“ wehrte Frau Klotilde freundlich ab. „Wär's nach mir gegangen, so hätte mein Mann noch viel netter über Sie schreiben müssen.“

Mara hatte ihr ein paar prachtvolle Rosen mitgebracht und den kleinen Damen Annie und Otti auch . . . wirklich, sie wußte ihre Namen noch. Und eine Rose müßte der Herr Student bekommen, der gewiß ein Dichter sei und die Königin der Blumen liebe . . .

Besagtem jungen Herrn liefen bei diesen sehr zart gesprochenen Worten der Schauspielerin die Gläser des Kneifers an, so heiß war die Glut, die ihm zu Kopfe stieg. Er hörte nur noch das Kichern seiner Schwestern, in das Mara Lenz mit einem leisen, klingenden Lachen einstimmte, und Ottis, der Fünfzehnjährigen, freche Bemerkung: „Ich hab' mir's ja gleich gedacht, daß er Ihnen ein Gedicht schicken wird! Das macht er immer so!“ Dann stürzte er aus dem Zimmer. Nicht einmal zum Kaffee hätte

er zu erscheinen geruht, würden die drei jungen Damen an der Tür seiner Stube nicht allerlei übermütigen Unfug getrieben und ihn gebeten haben, wieder vernünftig zu sein.

Nach dem Kaffee kam Annie, die ältere, mit ihrem Stammbuch und bat um ein Sprüchlein.

Mara, die nach ihrer eigenen Angabe neunzehn Jahre alt war (Frau Grimm hielt sie für dreiundzwanzig), hatte erst die kindische Lust, einen richtigen Schulmädelvers zu schreiben, etwa: „Unsere Freundschaft endet nicht — Bis der Mops französisch spricht.“ Aber Annie verlangte, auf die Berühmtheiten hinweisend, die sich da verewigt hatten, etwas anderes, woran ihre Freundinnen gleich sehen könnten, daß eine bedeutende Künstlerin ihrer Sammlung die Ehre angetan hätte. Und so warf Mara folgende Worte auf das Blatt:

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut,“ sagt Goethe.
„Seien Sie, liebste Annie, wie Ihre Mutter!“ sagt
Mara Lenz.

„Sehr geistreich ist das gerade nicht,“ knurrte es in Hans Grimm, der irgendeine Offenbarung erwartet hatte. Außerdem grollte er ihr noch. Sie hätte nicht lachen dürfen zu Ottis Unverschämtheit, sie nicht!

‚Kleine Schmeichlerin,‘ dachte Frau Klotilde und freute sich, daß ihr Mann nicht zu Hause war.

Bald darauf verabschiedete sich Fräulein Lenz mit tausend Danksagungen für die frohen Stunden, die sie in der Familie des Kritikers hatte verleben dürfen, und versprach, von den Mädchen bestürmt, bald einmal wiederzukommen.

Annie, Otti und Hans sahen ihr vom Erkerfenster nach und bewunderten ihre elegant einfache Toilette, ihren beinahe allzu zierlichen Gang. Plötzlich rief Otti: „Sieh doch . . . sieh doch mal . . . da kommt Papa . . .“

„Und geht richtig an ihr vorbei,“ ergänzte Annie bedauernd.

„Nein doch . . . es ist zu komisch . . . jetzt bleiben sie beide stehn und drehn sich nacheinander um. Sieh doch, Mama!“ sagte Otti.

Mama kam sofort ans Fenster und sah, wie Mara Lenz und Doktor Grimm sich die Hände schüttelten. Sie glaubte das helle Lachen der Wienerin zu hören, und es wurde ihr etwas schwer ums Herz.

Dann begleitete ihr Mann die Schauspielerin bis an die Straßenecke, wo sie in lebhafter Unterhaltung stehen blieben.

Als Doktor Grimm zwanzig Minuten später nach Hause kam, war er sehr aufgeräumt.

„Diese kleine Person ist ja sehr keck. Hat mich nach der alten Photographie erkannt, die die Mädels ihr gezeigt haben, und mich einfach gestellt. Sehr begabt, die Kleine, sehr begabt . . . Und von euch ist sie merkwürdigerweise entzückt . . . Besonders von Mutter, was ja noch begreiflich ist . . . Und von ‚diesem harmonisch reinen Familienleben‘ . . . Und so weiter . . . Kurz, diese kleine Mara Lenz scheint auch jenseit der Bühne eine gute Komödie zu spielen . . .“

Wie gesagt . . . sehr aufgeräumt.

Seitdem — es waren fast drei Monate her — hatte sich die Schauspielerin nicht mehr sehen lassen.

*

Und während der ganzen Zeit hatte Doktor Grimm seine gute Laune nicht verloren. Bis auf das einzige Mal, da seine Frau beim Aufräumen des Schreibtisches jenes kleine Gedicht in der Mappe fand:

„Die da preisen der Sterne Schimmer,
Liebste, des Mondes leuchtende Pracht...
Wie so dunkel ist ihre Nacht — — —
Deine Augen sahen sie nimmer!“

Aber sein Unmut rührte nur daher, daß Frau Klotilde nicht sofort zugeben wollte, diesen Vierzeiler seit länger als zwanzig Jahren zu kennen, als eines jener Gedichte, die ein gewisser Ernst Grimm einem gewissen Fräulein Meinhard in unbegreiflicher Liebesnarrheit zu Füßen gelegt habe . . . Und es sei, sagte er, es sei charakteristisch für die Frauen, daß sie solche Huldigungen vergessen könnten! Solche Huldigungen eines schwärmerischen Gemüts, das sich nicht scheue, die Herrlichkeiten einer erhabenen Natur herabzusetzen, um der Geliebten etwas Hübsches über ihre Augen zu sagen . . .

Zu seiner besonderen Genugtuung war er sogar in der Lage, diesen selben Augen, die ihn immer noch fragend anblickten, diese selben Verse in dem uralten Jahrgang einer Zeitschrift zu zeigen, wo sie als Mittelstück einer Reihe von lyrischen Ergüssen unter dem Titel „Klotilde“ (gegen ein verhältnismäßig anständiges Honorar, wie er sagte) gedruckt worden waren.

Immerhin . . . wie kam er dazu, sie jetzt wieder herauszukramen und in seiner leserlichsten Handschrift aufzuzeichnen? Aber sie fragte nicht.

Sonst blieb seine Laune ungetrübt. Selbst als seine Frau allerlei Andeutungen machte, die ihm auffallen mußten.

Er lächelte nur nachsichtig und meinte:

„Es ist doch klar, Liebste, daß ich nach der Tagesarbeit abgespannt bin, nicht? Man ist ja schon ein bißchen verbraucht durch die Fron in der Tretmühle des Berufs. Und der Jüngste ist man auch nicht mehr. Nun also, ich brauche zuweilen Gesellschaft, möglichst anregende Gesellschaft. Deshalb gehe ich abends noch ins Café . . ."

„Dort findest du die anregende Gesellschaft?"

„Natürlich, die finde ich da."

„Und das Fräulein Mara Lenz?"

„Selbstverständlich auch Fräulein Lenz. Denn es sind nach elf Uhr lauter Künstler da. Und der Umgang mit Künstlern, siehst du, ist für mich eben anregend. Übrigens schwärmt die Kleine von dir und versäumt niemals, dich herzlich grüßen zu lassen."

„Ah, davon hast du mir noch nie . . ."

„Aber Kind!" — ein liebevoller Vorwurf war in seiner Stimme — „so wichtig ist das mit einemmal? Soll ich dich aus dem besten Schlaf wecken, um dir jedesmal den Gruß zu bestellen? Und am nächsten Morgen, wenn wir wie eben jetzt gemütlich beim Frühstück sitzen und der Zauber der Häuslichkeit um mich ist, da habe ich das Café und den ganzen Kreis und Fräulein Lenz längst wieder vergessen."

Wie er das sagte! Es war einfach bestrickend. So ganz und gar Ruhe, gutes Gewissen und Treuherzigkeit.

„Und dann," fuhr er zwanglos fort, „du weißt ja, daß ich an einer Komödie arbeite . . . Das weißt du doch . . ."

„Ja, ja, seit vier oder fünf Jahren . . ."

„Du verstehst eben unter ‚arbeiten', wenn man am Schreibtisch sitzt und am Federhalter kaut," erwiderte er wohlwollend. „Aber hier," . . . er tippte sich an die Stirn . . . „hier, meine Liebe, ist die Werkstatt des Dichters!"

Dagegen war nun nichts zu sagen.

„Sammeln!" sprach er mit Überzeugung weiter, „Eindrücke sammeln! Die Rolle des lustigen Frauchens in meiner Komödie, die schneide ich einfach auf diese kleine Mara Lenz zu. Sich selber soll sie spielen! Dazu muß ich sie genau kennen lernen, in jeder ihrer Regungen sozusagen, in ihrer ganzen muntern Eigenart." Er hatte sich in eine gleichsam schöpferische Begeisterung hineingeredet, die ihn selber hinriß und sein Gesicht verklärte. Nun erhob er sich, ging ein paarmal auf und ab, rieb sich die Hände und fuhr, vor seiner Frau stehen bleibend, fort: „Und ich habe das sichere Gefühl, daß es diesmal wird, endlich!" Er streichelte ihr die Wange. „Du hast ja lange genug das Unglück, mit einem Dichter verheiratet zu sein, um zu wissen, daß solche Studien sich nicht umgehen lassen," schloß er anscheinend sehr heiter.

„Ja, ja," meinte sie eingeschüchtert, „aber man sagt doch . . . man erzählt sich . . ."

„Ach laß doch sagen und erzählen," fiel er ihr auflachend ins Wort. „Ist ja alles unsinniger Klatsch! Das Einfachste ist, du überraschest mich einmal im Café, wenn die Kleine da ist. Da wirst du sehen, wie töricht das Geschwätz ist . . . Ich würde mich sogar freuen, wenn du dir meinen Vorschlag überlegtest," sagte er, als er, schon im Herbstmantel, noch einmal ins Zimmer trat, um Klotilden Lebewohl zu sagen. „In meinem Stück kommt nämlich eine Szene vor, die eine solche Begegnung zwischen der Frau und der vermeintlichen Geliebten eines Unholds von Gatten darstellt. Da brauchte ich nur die Wirklichkeit abzuschreiben."

Damit drückte er seiner Frau einen Kuß auf die Stirn und ging vergnügt davon.

★

Aber man sagte nicht nur . . . man erzählte nicht nur . . .

Frau Doktor Grimm hatte da einen merkwürdigen Brief bekommen:

„Gnädige Frau,

nur das Mitleid mit einer Ahnungslosen, Betrogenen treibt mich . . .

Eine Dame wie Sie . . . und diese kleine Komödiantin . . .

Machen Sie dem Skandal ein Ende . . . Ehe es zu spät ist!

Oft, sehr oft holt er sie vom Theater ab . . .

Dann sitzen sie beide im Café . . .

Atlantic-Café in der Kleiststraße . . .

Er an ihrer Seite . . .

Sie an seiner Seite . . .

Gnädige Frau, wenn Sie sich entschließen könnten, so gegen Mitternacht da hinzukommen!

Sie werden sehn, daß ich die Wahrheit spreche . . ."

Frau Klotilde war aufrichtig entrüstet.

‚Daß ich die Wahrheit spreche . . .' Ich! Wer ist dieses Ich? Es hat nicht den Mut, sich zu nennen. Zweifellos eine Rivalin dieser Mara Lenz. Eine Schauspielerin des Iffland-Theaters und des gleichen Rollenfachs, die der jungen Wienerin den Erfolg nicht gönnt und noch weniger die Freundschaft des gefürchteten Kritikers. Mara hatte so etwas doch selber angedeutet bei ihrem letzten Besuch. Freilich, daß sie sich nicht mehr sehen ließ . . .

Briefe solcher Art beachtet man nicht.

Niemals würde sie, Frau Klotilde Grimm, dies schändliche Schreiben ihrem Manne zeigen, niemals! Dergleichen liest man und wirft's ins Feuer. Und ehe man's den Flammen übergibt, liest man es vielleicht noch einmal ... Und dann, dann denkt man, daß am Ende doch ... Nun, das Verbrennen hat ja keine Eile ...

Frau Doktor Grimm las die offensichtlich in starker Aufregung hingeschriebenen Zeilen zum dritten Male: ‚Wenn Sie sich entschließen könnten, so gegen Mitternacht da hinzukommen ...' Hatte ihr Mann nicht selber diesen Vorschlag gemacht? Im Scherz natürlich, weil es angeblich einer Szene in seiner Komödie entsprechen sollte, an der er nach einer höchst merkwürdigen Methode zu arbeiten schien ...

„In welchem Café triffst du denn die kleine Lenz?" fragte Frau Doktor Grimm ihren Gatten beim Frühstück und sah dabei ganz unschuldig aus.

Er blickte von der Zeitung auf, runzelte die Brauen und fragte: „Wie bitte?" Völlig harmlos wiederholte sie die Worte.

„Ach so, wo meine Abendgesellschaft anzutreffen ist?" Eine kleine Pause. Dann sagte er mit gleichmütiger Ruhe: „Im Atlantic, Liebe, an der Kleiststraße, du kennst es ja."

„Und du meinst," gab sie fast neckend zurück, denn seine Auskunft beruhigte sie, „wenn ich dich da einmal überraschte ..."

„Ich bin überzeugt," entgegnete er lebhaft, „Fräulein Lenz wird sich sehr freuen. Du bist nun einmal ihr Schwarm. Aber wir dürfen sie natürlich nicht merken lassen, daß du mich aus Eifersucht verfolgst. Lächerlich darfst du mich nicht machen ... und dich erst recht nicht," schloß er etwas gereizt.

*

Nicht im entferntesten dachte Frau Klotilde an eine Überraschung ihres Gatten im Café Atlantic und an irgendeine Eifersuchtsszene. Nein, das lag ihr nicht, und er mußte ja wissen, daß sie viel zu hoch stand, um sich irgendwelcher theatralischer Mittel zu bedienen. Jene anonyme Briefschreiberin mochte es immerhin glauben ... eine Theaterdame! ... aber er! Nein, das entsprach ihrem Wesen nicht.

Schlank und hochgewachsen, hatte sie mit ihrer heitern Ruhe, die sich in ihren ernsthaften grauen Augen gern widerspiegelte, mit ihrer freundlichen Art und einer Stimme, der man ein Schreien nicht zutraute, eine so überzeugende Mütterlichkeit an sich, daß sie wie die Kinder so den Gatten in einem ungezwungenen Respekt hielt. Und sie hätte sich selber für eine kluge und fröhliche Frau gehalten, wäre nicht jene leise, nagende Eifersucht in ihr gewesen. Aber so gab es stets einen Zwiespalt in ihr, der sie störte. Freilich bemühte sie sich, ihn zu verbergen. Niemand sollte ihn wahrnehmen. Höchstens Doktor Ernst Grimm, den man doch etwas merken lassen mußte, weil ... Nun, so ein bißchen Unruhe war ihm schon zu gönnen bei seinen „großen Leidenschaften", die den unschuldsvollen Zweck hatten, einen Dichter dem Alltag zu entreißen. Weiter durften sie ja nicht gehn.

Nicht im entferntesten dachte Frau Klotilde ... Aber nun kam — drei Tage nach jenem merkwürdigen Briefe — ein zweiter der gleichen Art.

Dieses schrieb die um die Tugend des strengen und gerechten Kritikers so überaus besorgte Warnerin:

„Gnädige Frau ...

... zögern Sie nicht länger ... Noch ist Unheil zu verhüten ... Vielleicht!

Wenn Sie diese gleißnerische Schlange näher kennen würden!

Eine Lucretia! ... Aber nicht aus der römischen Geschichte, sondern aus dem Geschlecht der Borgia!

Und der arme, arme Herr Doktor! ... Man möchte ja weinen ...

Schon um seinetwillen muß etwas geschehn ... Bald! Sofort!!

Sie ahnen ja nicht, wessen diese egoistische Heuchlerin fähig ist, um in der bevorstehenden Premiere eine begeisterte Kritik zu haben ..."

‚Also wirklich eine Schauspielerin!' war Frau Klotildens erster Gedanke, den sie weiterspann. Natürlich die nächste Premiere ... die neue Rolle ... Eine Rivalin ... Diese kleine Mara Lenz wurde gefürchtet und gehaßt ... Man schreckte nicht zurück vor so vergifteten Waffen gegen sie ...

Frau Klotilde mußte trotz aller Unruhe lächeln. Eine recht gebildete Dame, die Schreiberin dieser infamen Zeilen ... „Keine Lucretia aus der römischen Geschichte" ... welch ausgesuchte Bosheit! Aber gleich die Lucretia Borgia! Diese hübsche Wienerin, die hier mit Annie und Otti und Hans Kindereien getrieben hatte und vergnügten Unfug? Nein, das war doch maßlos übertrieben.

Mit einmal schwand das Lächeln von Klotildens Lippen. Ihre Gedanken machten einen jähen Sprung. In diesem Briefe — war da nicht ein wunderlicher Unterton? Rivalin? Rivalin nur auf der Bühne? Ob

da ... ob da nicht auch eine persönliche Nebenbuhlerschaft mitspielte? Ah ... und sie, die Gattin des Mannes, um den es offenbar ging, sie sollte ihn von der einen befreien, damit die andere, die Verfasserin solcher Niederträchtigkeiten ...

Eine scharfe Falte zwischen den dunkeln Brauen, die Lippen aufeinandergepreßt, die Augenlider zusammengezogen, starrte Frau Doktor Grimm vor sich hin und suchte aus der Reihe der ihr bekannten jungen, jüngeren und älteren Liebhaberinnen des Iffland-Theaters das Bild jener aufzufangen, der diese Briefe zuzutrauen waren.

Und so vertieft war sie in all das quälende Nachsinnen, daß sie die Tür nicht gehen hörte und nicht wahrnahm, wie Annie und Hans sich dem Erkertischchen näherten, an dem sie saß.

Der Student hatte den Briefumschlag bemerkt, der unbehütet dalag, warf einen Blick darauf und sagte wie in lebhafter Überraschung: „Ah, von Fräulein Lenz?"

„Was sagst du?" fuhr Frau Klotilde auf und sah ihn verwirrt an. „Was ist mit Fräulein Lenz?"

„Das weiß ich doch nicht," gab er etwas mürrisch zurück, „aber nach der Schrift auf dem Umschlag glaubte ich ..."

„Nein, nein." Sie hatte sich schnell gefaßt, war aber noch ein wenig befangen. „Dieser Brief!" — sie steckte ihn mit einiger Hast in ihre Handtasche und nahm dem jungen Mann auch den Umschlag ab — „dieser Brief ist durchaus nicht von Fräulein Lenz." Sah dann ihren Sohn streng, ja so finster an, daß er beinahe so rot wurde, wie sie selber geworden war, und fragte scharf: „Und woher kennst du die Handschrift von Fräulein Lenz so genau, Hans?"

„Aber Mammi," mischte sich Annie lachend ein (ihr Bruder schien noch nach Worten zu suchen), „in meinem Autographen-Album: ‚Edel sei der Mensch, hilfreich und gut' ... Weißt du nicht?" Sie legte einen Arm um die Schulter ihrer Mama. „Es wäre ja zu nett, wenn sie sich wieder einmal bei uns sehen ließe. Ich bin doch ordentlich verliebt in sie, und erst ..."

Hier fühlte sie den Absatz des brüderlichen Stiefels auf ihrer kleinen Zehe, rief: „Auah!" und fuhr nach einem Atemzug fort: „... und erst Otti! Sie hat sich's sogar als Geburtstagsgeschenk gewünscht, daß Mara eingeladen wird. Du ... weißt doch, Mammi, Otti bildet sich heimlich zur Schauspielerin ..."

„... aus," wollte sie sagen, aber Hans, der inzwischen sein seelisches Gleichgewicht wiedergefunden hatte, unterbrach sie mit einem boshaften „... ein!" Und wiederholte selbstgefällig seine Pointe: „... bildet sich zur Schauspielerin ein ..."

„Ach Unsinn!" wies ihn Annie zurecht, „Otti hat viel Talent für die Bühne, und Mara Lenz ist ihr Ideal."

Frau Doktor Grimm hatte das Gefühl, Annies Zärtlichkeiten mit einiger Energie abwehren zu müssen. Es war ihr zum Weinen. Aber sie beherrschte sich und meinte ruhig: „Nein, Kinder, der Brief ist nicht von Fräulein Lenz. Es handelt sich um eine Wohltätigkeitssache und auch ... ja, um eine kleine Überraschung für Papa. Also, ihr habt nichts gesehen und gehört, nicht wahr?"

Dann bat sie Annie so ganz nebenbei, ihr das Autographenbuch zu bringen. Vielleicht könnte sie aus den dort verzeichneten Berühmtheiten die eine oder andere für die Wohltätigkeitsgeschichte gewinnen. Und zog sich ein paar Minuten später mit dem Buche in das Schlafzimmer zurück. Saß am Fenster, ihr Einglas-Lorgnon am rechten Auge — sie war ein wenig weitsichtig — und verglich unter starker Spannung die Schrift des Briefes mit der des Autogramms.

Eine Dutzendhandschrift, hier wie dort.

Aber da, die großen Buchstaben! Das „S" in der „gleißnerischen Schlange" und in diesem bittern „Sie ahnen ja gar nicht." Und daneben in „Seien Sie wie Ihre Mutter!" Ah, das Abschlußhäkchen oben, das Ringelchen! Und zwischen dem „S" und dem anschließenden Buchstaben eine Lücke, da und dort. Und gar das „M" in „Mutter" und in diesem verzweifelnden „Man möchte ja weinen." Unverkennbar! Der letzte Schattenstrich so weitergezogen, daß das kleine Zeichen dahinter unterstrichen erschien. Und — ihr geschärfter Blick nahm es jetzt deutlich wahr — die i-Punkte niemals an der richtigen Stelle, sondern eine Strecke weiter. Ein Zweifel war unmöglich! Was für scharfe Augen doch ihr Hans hatte!

Diese beiden Briefe, diese beiden bösen, bösen Briefe, die ein so häßliches Charakterbild der kleinen Mara Lenz zeichneten, diese Briefe hatte sie selber geschrieben!

Und indem Frau Klotilde Grimm solche Seltsamkeit feststellte, hörte sie sich mit etwas zittriger Stimme sprechen: „Ah, sie will ihn also los werden!" Und nach einer Weile, immer noch in die Handschriften vertieft, mit einem Anhauch von starker Freude: „Nein, nein. Sie haben nichts miteinander ..."

„Noch nicht ..." fügte sie dann wieder beunruhigt hinzu.

Und weiter dachte sie, mit der Empfindung, daß ihr Lächerliches eingefallen sei: ‚Wie unausstehlich muß er sein gegen sie! Wie mag er sie quälen mit seinen Eifersüchteleien, mit seinen törichten Eifersüchteleien!'

Oh, das kannte sie! Sehr gut kannte sie das. Sie nahm ja auch heute noch Rücksicht darauf. Mit ihren dreiundvierzig Jahren. Völlig aufgegeben hatte sein Herz sie ja nicht. Von Zeit zu Zeit verliebte er sich von neuem in seine alte Frau. Wenigstens tat er so. Und war dann gleich wieder der alte Quäler, der Wüterich, der Tyrann. Unwirsch und unausstehlich bei jedem freundlichen Blick, der nicht ihm galt. Wie jetzt vermutlich bei dieser armen kleinen Wienerin . . .

„Mammichen," rief Otti, als sie aus der Schule kam und ihre Mutter küßte, „was ist dir denn Angenehmes begegnet? . . . Du siehst ja so glücklich aus! Beinah wie ein Backfisch, der Schlagsahne löffelt . . ."

*

Irgendwas mußte geschehn. Natürlich mußte Frau Klotilde irgendwas unternehmen in dieser höchst verwunderlichen Sache. Vorsichtig, ganz vorsichtig, damit ihr keiner der Fäden entglitt, die sie nun alle in der Hand zu haben vermeinte.

Doktor Ernst Grimm . . . Nur keine Szene, nur keine Übereilung! Er hatte eine schmähliche Niederlage erlitten. Die zwei Briefe bewiesen das deutlich genug. Und man gönnte ihm diese Niederlage. O ja, von ganzem Herzen gönnte man sie ihm. Aber man kannte ihn doch und wußte, daß er eine Beschämung nicht vertrug, daß sie ihn rebellisch machte und zu Unbesonnenheiten hinriß. Gott, man liebte ihn doch! So wie er nun einmal war. Mit allen seinen Menschlichkeiten.

Also Ruhe und Geduld! Unauffällige Beobachtung! Noch drohte keine Gefahr. Nur sich nichts merken lassen. Oh, eine kleine Komödie mit dem ahnungslosen Gatten, das würde sie schon treffen.

Aber hier war diese kleine Mara, die in nervöser Ungeduld den Augenblick ersehnte, da Frau Klotilde mit flammendem Cherubschwert . . .

Eine leise Mitleidsregung mußte überwunden werden. Eigentlich war es doch sehr anständig von ihr, daß sie von Doktor Ernst Grimm loszukommen suchte. Mehr noch, daß sie sich bemühte, ihn auf den rechten Weg zurückzubringen zu seiner Frau. Sehr, sehr anständig. Aber immerhin, sie hatte sicherlich arg geflirtet mit ihm, ihm Mut gemacht. Gott, die schönen Augen einer jungen Künstlerin! „Versuche dein Glück, mein Lieber . . . vielleicht . . . vielleicht . . ." Es verpflichtet ja zu nichts. Und da war nun einer, der's ernst nahm (oder so tat) und sich Rechte anmaßte und unbequem wurde, immer unbequemer . . .

Ah, so leichten Kaufs sollte das Fräulein nicht davonkommen! Daß man sozusagen auf den ersten Wink . . . Nein, meine Liebe, quäle dich noch ein klein bißchen und ihn auch . . . Vielleicht entschloß sie sich doch, ihm, Herrn Doktor Ernst Grimm, selber zu sagen, was seine wunderliche Frau ihm vorenthielt . . .

Nein, das würde sie niemals wagen! dachte Frau Klotilde, und ein Lächeln war in ihren Augen. Der Kritiker, der strenge und gerechte Kritiker, den kränkt man doch nicht. Es wäre gefährlich für die Künstlerin. So ein in seiner menschlichen Eitelkeit getroffener Kritiker. — Mara Lenz brauchte ja nicht zu wissen, was Frau Klotilde Grimm und alle Welt wußte: daß Doktor Grimm in seinem Urteil durch nichts zu beeinflussen war. In seinem Urteil! Aber der Ton, in dem man sein Urteil für die Zeitung niederschrieb — es gibt da allerlei Abtönungen in der Anerkennung und im Tadel. Hier ein liebevoller Wink, dort ein Mitklingen herzlicher Gesinnung. Und es gibt Ironien, die jedes gute Wort zunichte machen und jedes böse verstärken.

Nein, niemals würde Mara Lenz es wagen, dem Kritiker in solcher Weise wehzutun. Wenn aber „eine höhere Gewalt" eingriff, sie nämlich, die Frau dieses Kritikers, da war man ja mit einem Schlage erstens den unbequemen Verehrer los und zweitens stand man da als das arme Opferlamm, das auf besonderes Wohlwollen Anspruch hatte. Das hieß doppelt gewonnenes Spiel.

Frau Klotilde war keineswegs bis ins letzte überzeugt, die Gedanken und Absichten der kleinen Wienerin durchschaut zu haben. Fühlte sie doch, daß in solchen Erwägungen gar zu viel von ihrer eigenen Klugheit steckte und mehr noch von ihrer Eifersucht, die ihren Scharfsinn und ihre Einbildungskraft immer merkwürdig erhöhte. Und so nahm sie sich vor, auch hier die weitere Entwicklung der Ereignisse mit möglichster Ruhe abzuwarten und der Briefkomödie des immerhin nicht ungefährlichen Fräuleins eine Komödie völliger Ahnungslosigkeit entgegenzusetzen. Was ihr um so leichter fallen mußte, als eine persönliche Begegnung mit der Schauspielerin zunächst nicht zu befürchten war.

*

Aber es traf ein neuer Brief ein, der dritte. Diesmal mit Rohrpost. Frau Klotilde klopfte doch das Herz, als sie ihn öffnete. Was mochte er bringen? Den letzten Hilferuf? Schmähungen über die Gleichgültigkeit einer Frau, die ihren Gatten dem Unheil überläßt und den Verführungskünsten einer — ha! — Verworfenen! Wirklich, es war sehr, sehr nett von der kleinen Mara, daß sie niemals auch nur mit einem einzigen Worte andeutete, Doktor Ernst Grimm sei hier der Übeltäter. Immer sie, immer nur sie war schuld an dieser wilden Geschichte.

Und was hatte sie jetzt in solcher Eile Schreckhaftes mitzuteilen?

„. . . morgen also die 100. Aufführung des „Schmetterling".

. . . der Herr Doktor wird ja wohl dabei sein und in seiner Zeitung der intriganten Person Kränze winden und Hymnen singen — der Verblendete!

. . . wenn Sie den Herrn Gemahl ins Theater begleiten, werden Sie sehen, für wen man dort oben auf der Bühne spielt und Mätzchen macht . . ."

Mit geröteter Stirn saß Frau Klotilde, die Lider gesenkt, schwer atmend einen Augenblick.

‚Ruhig', sagte etwas in ihr, ‚ruhig, sie hat es ja selber geschrieben: Mara Lenz gegen Mara Lenz!' Und dachte, während ein Lächeln um ihre Lippen sich zu formen und aus den klugen blauen Augen ein Schatten zu weichen schien: ‚Das letzte Mittel, eine eifersüchtige Frau aus dem Hinterhalt zu locken ... Ah ... sehr geschickt, die Kleine ... Eine Komödie für mich in der Komödie . . . Sieh mal an . . .' Erhob sich rasch, ging ein paarmal auf und ab, blieb plötzlich vor dem großen Schrankspiegel stehn, sah sich prüfend an, glättete das Haar an den Schläfen und sagte: ‚Warum nicht? . . . Seien wir großmütig und lassen wir den „Schmetterling" zum zweitenmal über uns ergehn. Und stellen uns dem Feinde, der durchaus überwunden sein möchte . . .'

‚Eine Partie Schlagdame,' fiel ihr ein, ‚wer alles verliert, hat alles gewonnen . . . O du kleine intrigante Person . . .'

Freilich, dies galt nur, wenn Mara Lenz tatsächlich die Schreiberin dieser abscheulichen Briefe war. War sie's aber nicht, war am Ende doch eine Rivalin im Spiele?

Frau Klotilde wurde unruhig.

„Ich begleite dich morgen ins Iffland-Theater," sagte sie mittags zu ihrem Gatten.

„In das fade Wiener Stück, in den ‚Schmetterling'?" Es klang verwundert und recht ungemütlich. „Eigentlich wollte ich einen unserer jungen Herren bitten, mir den Bericht abzunehmen. Aber natürlich, wenn du dich durchaus bei dem Schmarren langweilen willst, schön, so gehe ich selber. Gern tu' ich's aber nicht."

Am nächsten Tage brachte Doktor Grimm, jetzt wieder in der besten Laune, seiner Frau einen kleinen Strauß Parmaveilchen für den Theaterbesuch mit. „Damit du wenigstens ein Vergnügen bei dem Unternehmen hast!" sagte er lachend.

Er selbst wollte erst zum dritten Akt des Lustspiels im Theater erscheinen. Ihm genüge das völlig für die paar Zeilen, die er über die Jubiläumsvorstellung zu schreiben habe.

★

Im Vestibül Blumen und Blumen. Rote und gelbe Rosen. Kränze mit prahlerischen Schleifen. Ein mächtiger Korb voll der schönsten Orchideen, von Schmetterlingen umflattert. Das meiste für Mara Lenz. Von der Direktion, vom Verein der Österreicher, von „Verehrern Ihrer fröhlichen Kunst" usw., sogar von ihren Kollegen! Vor einem ganz schlichten Lorbeerzweig mit den Farben der Stadt Wien blieb Frau Klotilde nachdenklich stehn. Keine Andeutung des Spenders. Aber sie dachte sehr lebhaft an ihren Mann.

Und saß dann auf ihrem Fauteuil in der zweiten Reihe des linken Parketts etwas steif da. Aus einer Loge der rechten Seite winkte ihr eine Dame grüßend zu, die Heroine des Iffland-Theaters, die seit dem Erfolge der Schmetterlingskomödie hier nichts zu tun hatte (außer in sonntäglichen Nachmittagsaufführungen klassischer Dramen) und an andern Bühnen in Ibsenrollen gastierte. Winkte nach dem sehr gemessenen Gegengruß noch einmal, hob die Lorgnette an die Augen, nickte, lächelte, winkte, lächelte noch süßer.

Frau Klotilde wandte ihren Blick ab, fast jäh. Sie begann sich unsicher zu fühlen. Wie einen scharfen Schmerz empfand sie den Gedanken: entweder weiß die Schauspielerin dort in der Loge, was zwischen Doktor Ernst Grimm und der kleinen Lenz spielte wie vermutlich die gesamte Theaterwelt ... oder ... oder ...

Ah, wenn . . . wenn die Handschrift . . . Selbst Gerichtsgraphologen irrten sich zuweilen . . . Dergleichen hatte man schon öfter gelesen . . . Wenn diese schändlichen Briefe gar nicht von Mara Lenz geschrieben waren . . .

‚Zu spät!' dachte sie bitter und fühlte sich mit einem Male hilflos und verlassen. ‚Ich

hätte eingreifen müssen beim ersten Zeichen . . . Wie jede andere Frau getan hätte . . . jede . . .'

Nervös zerdrückte sie den Veilchenstrauß, erschrak darüber und ordnete die Blüten. Dann hatte sie plötzlich den Einfall, das Theater zu verlassen, ehe ihr Mann eintraf, und sie wäre vielleicht auf und davongegangen, hätte sich im gleichen Augenblick der Saal nicht verdunkelt. Der leise auseinanderrauschende Vorhang gab die Szene frei, einen sommerlichen Garten mit blütenumrankter Terrasse, auf der eine heitergelaunte Großmama von der Art der anmutigen Wiener Bühnengreisinnen mit einem etwas kauzigen Professor am Schachbrett saß. Und das Spiel vom Schmetterling, der zwei Akte lang eine Raupe zu sein hat, begann zum hundertsten Male. Mit einem hellen Jungmädchen-Lachen hinter der Szene, das näher zu kommen schien und in größerer Entfernung wieder verebbte und von neuem aufklang, von frischroten Lippen sich lösend wie Korallen von zerrissener Schnur . . .

Und im nächsten Moment huscht Mara Lenz, während der Professor sich nach einem sehr interessierten Aufhorchen und einem lächelnden „Schach dem König!" der alten Dame wieder in das Spiel vertieft, auf die Szene, ein wuschelköpfiger Backfisch von entzückender Jungenhaftigkeit. Die beiden auf der Terrasse bemerkend, deutet sie ein drolliges Erschrecken an. Ihr quirlendes Lachen verstummt, und die ganze zierliche Gestalt wird erschüttert von einem lautlosen, unbändigen Gelächter, mit dem sie, ein Losprusten bekämpfend, an den Spielenden vorüberschleicht.

Vorüberschleichen sollte . . . Aber der Beifall, der bei Maras Erscheinen auf der Bühne mit außerordentlicher Stärke einsetzte, schien sie zu einer kleinen Dehnung des Auftritts zu veranlassen. Mehr noch: zu einem raschen Dankesblick in den Zuschauerraum, über das Parterre hinweg zu den Rängen und wieder zurück. Und jetzt — Frau Klotilde fühlte in unsäglicher Spannung ihren Atem stillestehn — jetzt heftete sich dieser Blick, heftete sich dieser Blick, scharf vorübersehend an ihr, so daß ihre Augen sich nicht begegnen konnten, auf den unbesetzten Platz neben ihr, um sich — Frau Klotilde glaubte dies wahrzunehmen — nach einem zornigen Aufblitzen verdunkelt abzuwenden.

Beifall und Zurufe begleiteten die Künstlerin hinter die Szene, woher bald wieder aus einiger Entfernung das Lachen kam.

‚Sie hat ihn gesucht und ist außer sich, daß er nicht hier ist,' dachte Frau Doktor Grimm beklommen. Und nach einer Weile: ‚Oder sie wollte mir zu verstehen geben, daß sie ihn vermißt . . . Und wenn sie diese Briefe geschrieben hat, so gehört das schon zu der für mich bestimmten Komödie . . . Ah!'

Auf der Bühne ging das Spiel weiter. Frau Klotilde, vertieft in ihre hin und her flatternden Empfindungen, achtete gar nicht darauf. Sie bemühte sich mit wechselndem Erfolg, die tröstlicheren Gedankengänge festzuhalten und ein amüsiertes Lächeln für den Fall, daß Mara Lenz sie doch irgendwie beobachtete. Ja, ein Fünklein Übermut wollte sich in ihre Gefühle mischen, und ganz unvermittelt summte ihr das Auftrittslied des Menelaus aus der „Schönen Helena" durch den Kopf. „Doch hier sei weiter nichts gesagt. — Das Weitere folgt im dritten Akt . . ."

Nach dem ersten und zweiten schnell vorüberrauschendes Händeklatschen und Hervorrufe, die den Mann am Vorhang nicht zu interessieren schienen. Die Pause lag erst nach dem dritten Aufzug, der die besten Situations- und Witzschlager des Stückes enthielt und für Mara Lenz jene großen Szenen, die vor drei Monaten ihren Erfolg entschieden hatten und Abend für Abend erneuerten.

Die Gardine war bereits zurückgezogen, als Doktor Ernst Grimm erschien und, noch behaftet mit der Frische des Winterabends, an der Seite seiner Frau Platz nahm, endlich!

„Entzückend . . . die Kleine . . . heute," flüsterte Klotilde ihm zu. „Im Spiel . . . im Aussehen . . . ganz ihrem Namen entsprechend," setzte sie so harmlos hinzu, als wäre ihr die scherzhafte Bemerkung eben erst eingefallen.

„Mara?" gab er etwas verwundert zurück. „Wieso? ‚Mara' heißt bekanntlich ‚die Bittere'."

„Nein, Lenz!" Sie lachte ganz leise. „Soviel wie Frühling." Und nach einem Atemzug: „Du nennst sie wohl immer bei ihrem Vornamen?" Es klang doch etwas spitz, was sie keineswegs beabsichtigt hatte.

„Ach so!" brummte er. „Und du meinst, daß sie heute besser ist als in der Premiere?"

„Unvergleichlich!"

Sie kam in diesem Moment auf die Bühne, der Schmetterling. Eine junge Dame, reizend, die Knabenhaftigkeit gebändigt wie das Haar. Und hielt, als zwinge sie das neueinsetzende Klatschen der Galerie dazu, im Gehen plötzlich inne, wandte mit einer wunderlich zögernden Geste den Kopf nach dem Saale, und — ein Blick flitzte, aufleuchtend wie im Triumph zu Doktor Grimm, die Stirn Frau Klotildens

Das Leben. Gemälde von Ludwig Vacatko

streifend, die ihn wie ein Brennen empfand.

Daß ihr Herz zu klopfen aufhöre, glaubte sie zu fühlen ... eine Sekunde ... zwei ... drei ... Sie versuchte ohne Erfolg die Augen zu schließen, um die liebliche Gestalt nicht sehen zu müssen, die jetzt, der Rolle getreu, mit sittsam-tändelndem Schritt nach der andern Bühnenseite ging, und fand endlich, nach ein paar tiefen Atemzügen, sich selbst wieder.

‚Ah, die Briefe haben Sie doch geschrieben, kleines Fräulein ... Sie und niemand anders ... Und Ihre Komödie hat begonnen.'

Nun wollte sie aber ruhig, ganz ruhig ...

„Hast du nicht bemerkt, wie nett die Lenz dich begrüßt hat?" flüsterte sie ihrem Gatten zu, und es mochte sich anhören, als freue sie sich darüber in ihrer grenzenlosen Harmlosigkeit. Dabei tat es ihr sehr leid, ihn in dem kritischen Augenblick nicht beobachtet zu haben.

„Begrüßt? Mich?" gab er etwas unfreundlich zurück. „Da dürftest du dich gründlich irren. Das ist doch nicht ihre Art, ins Publikum hinein zu spielen. Ganz und gar nicht."

War in seiner Stimme nicht ein vernehmliches Zittern? Und warum ließ er sich herab, nach einer kurzen Weile wie entschuldigend hinzuzufügen: „Gewiß war sie überrascht, mich hier zu finden. Sie hatte ja keine Ahnung."

Frau Klotilde sagte nichts, aber ein feines Lächeln huschte über ihr Gesicht, um bald einer tiefen Spannung zu weichen. Mit fast schmerzender Aufmerksamkeit folgte sie dem heitern Spiel, das sich seinem Höhepunkt näherte, immer wieder von einer leisen Angst durchzittert, irgendein Manöver der kleinen Mara zu übersehn, das zu ihrer privaten Komödie gehörte, eine weitere Andeutung der dem Herrn Doktor Grimm geltenden, maßlosen und gefährlichen Leidenschaft, die seiner Frau endlich zu Bewußtsein gebracht werden sollte.

Aber nichts, nichts geschah. Fräulein Lenz gab sich auf der Bühne, die sie jetzt beherrschte, so unbefangen, brachte ihre Pointen mit solcher Sicherheit, scheuchte mit so drolligem Lachen unbequeme Verehrer aus ihrem Gesichtskreis und weinte so entzückend über ihre eigene „unglückliche Liebe" zu dem vor lauter Schüchternheit düster sich gebärdenden Privatdozenten, daß sie völlig zu vergessen schien, was ihr Brief angekündigt hatte. Oder ... oder wußte sie nichts von diesen Briefen? Und die Ähnlichkeit der Schrift war ein Zufall? ... Ah ...

Jetzt ... die Hauptszene. Sie und der düstere Privatdozent. Was er spricht und wie, das ist äußerst unwirsch und verwickelt und wird durch Maras scheue Fragen noch verworrener. Und während sein Herz ihn drängt, sich dem Schmetterling zu erklären, muß sie der Meinung sein, daß er ihr vertrauliche Mitteilungen machen wolle über seine Liebe zu einer andern. Solches merkt er endlich. Und sein rasch gefaßter Plan ist: die heimlich Geliebte, deren spöttischen Übermut er kennt und fürchtet, sie selbst soll ihm verraten, wie eine Liebeserklärung beschaffen sein muß, die Eindruck machen könnte auf sie, eine Liebeserklärung, bestimmt natürlich für die — andere. Mit gebrochenem Herzen will der tief unglückliche Schmetterling dem Geliebten das schwere Opfer bringen. Rührend ist sie, wie von zartester Mütterlichkeit, in ihrem Weh, das eine vorgetäuschte Drolerie zu verdecken sich bemüht. Erst solle e r's doch versuchen, wie er selber ohne fremde Hilfe, ohne die Hilfe eines so unerfahrenen kleinen Mädelchens — o diese Heuchlerin! Und wirklich, er versucht's, beginnt mit Briefsteller-Phrasen und stottert sich, immer lebhafter werdend, in eine Ungeheuerlichkeit von Periode hinein, durch deren eingeschachtelte Sätze er den Weg zu dem erlösenden Wort nicht mehr zu finden vermag. Und verstummt, da sie ihn unterbricht mit einem traurigen: „Nein, nein, ganz falsch!" — „Wie denn sonst?" fragt er. Und sie, ohne ihn anzusehn, in tiefer Schlichtheit: „Ich liebe dich ..." Leise, ganz kunstlos und ohne den Privatdozenten anzusehn. Aber ihre Augen sind bei diesen zu Herzen gehenden drei Worten mit zärtlichem Ausdruck auf Doktor Ernst Grimm in der zweiten Fauteuilreihe gerichtet ...

Frau Klotilde atmet auf. ‚Sie will ihn loswerden,' ist ihr Gedanke und: ‚Ah, die Komödie für mich ...' Und wagt nicht wegzuschauen von der Bühne ...

Dort oben widerspricht der Liebhaber. Man müßte der Geliebten doch etwas „Substantielles" sagen vorher. Fängt von neuem an, etwas weniger umständlich. Das gleiche Spiel: „O, nicht doch ... unmöglich!" und mit einem Anhauch von Jubel: „Ich liebe dich ..."

Und wieder ruht ihr Blick auf Doktor Grimm, während sie die drei Worte wiederholt, traumhaft, wie im Gebet: „Ich ... liebe dich!"

„Wundervoll!" raunt Frau Klotilde ihrem Gatten zu, der, anscheinend in beträchtlicher Aufregung, an seinem Barte zupft.

Er wendet rasch das Gesicht nach ihr und brummt: „Findest du? Na ..." Aber seine

gerunzelten Brauen wollen zu den seltsam verklärten Augen nicht stimmen.

In Frau Klotilde, von der alles Quälende nun gewichen ist, lacht ein schadenfrohes Kichern auf.

‚Er hat keine Ahnung,' denkt sie, ‚daß hier Komödie gespielt wird für mich, eine sehr ernsthafte von ihr dort oben und eine recht komische von ihm. Geschieht dir schon recht, mein Lieber!' Und wundert sich beinahe, wie so sehr gleichgültig ihr im Moment der Mann ist, um dessen Liebe sie doch zittert. Nur Mara interessiert sie jetzt, erregt sie, nimmt sie völlig gefangen. Und dies Doppelspiel ... Und sie ist überzeugt, daß im nächsten, im allernächsten Nu Mara sie, sie selbst ansehen werde, um sich zu überzeugen, ob die gefühllose Frau dort unten denn noch immer nichts merke.

Vorerst geschieht nichts. Das schalkhafte Spiel auf der Bühne geht weiter. Der Privatdozent versteht seine Unterweiserin nicht recht. „Dreimal, dreimal dasselbe?" stammelt er. „Immer das gleiche?" — „Dreimal?" ruft sie zwischen einer unwiderstehlichen Entrüstung und hervorbrechender Empfindung, „nein, hundertmal ... tausendmal ... bis in alle Ewigkeiten hinein ... Ich liebe dich! ... Ich liebe dich ..."

Fünf-, sechs-, siebenmal bringt sie die Worte, den Ton steigernd bis zur Leidenschaft und dann wieder in einem süßen Abklingen der Stimme zu innigster Zartheit. „Ich liebe dich ... ich liebe dich ..."

Beifall braust stürmisch auf nach der tiefen Stille und Spannung, in der man dem hinreißenden Spiel der jungen Künstlerin gefolgt ist, die hier ihr Bestes gegeben. Zwei aber sind im Hause, die wissen, daß sie bei jedem „Ich liebe dich!" ihren Blicken das gleiche Ziel im Zuschauerraum gesucht hat. Nun steht sie zwei Pulsschläge lang wie entatmet da in dem sie umrauschenden Applaus, um im nächsten Moment den Kopf so jäh Frau Klotilde zuzuwenden, daß diese beinah zusammenfährt.

‚Jetzt!' durchzuckt es sie, ‚mein Stichwort!'

Wie in einem grünlichen Schimmer leuchten ihr Maras Augen entgegen, heiß, fragend, in einem flackernden Triumph.

‚Jetzt!' ... Ein Atemzug ... Und die heißen, fragenden Augen begegnen einem ruhigen Frauenantlitz ... einem Lächeln voll sanfter Güte ... und einem freundlich grüßenden Kopfnicken, das sich wiederholt ...

Frau Doktor Grimm hat das Gefühl, daß Mara Lenz sie mit Augen anstarrt, in denen jeder Glanz erloschen ist. Hört plötzlich ihren Gatten unwirsch sagen: „Unerhört, sie spielt wirklich ins Publikum hinein!" Und zwei Minuten später, als Fräulein Lenz die Schlußworte ihrer Szene gesprochen hat und nun, der Rolle gemäß, mit mühsam unterdrücktem Schluchzen davonstürzt, noch knurriger: „Jetzt hat sie gar ihre beste Pointe verdorben ..." Diese Pointe, die dem Privatdozenten endlich zu Bewußtsein bringt, wie es um den armen Schmetterling steht, und ihn veranlaßt, seiner Partnerin in komisch wirkender Verzweiflung nachzustürzen mit den Worten, die er so oft gehört hat von ihr.

Das Publikum hat nichts gemerkt. Es rast und tobt. Die Hände klatschen wie toll. Die Füße stampfen. Der Mann an der Gardine hat seine Arbeit. Der Vorhang öffnet und schließt sich. Schließt und öffnet sich, um endlich die Bühne freizugeben, auf der alle Mitwirkenden sich versammelt haben. Blumen bauen sich da auf, ein Garten. Jeder erhält sein Teil. Mara Lenz steht unter Rosen. Kränze zu ihren Füßen, eingeschlossen von Körben mit Orchideen, hinter zwei Fliederbäumchen, die sie fast verbergen mit ihren zarten, lilafarbenen Blütentrauben.

Jede neue Blumengabe entfesselt neuen Beifall, und „Lenz! Lenz!" tost es durch das Haus, als verlangten tausend verrücktgewordene Menschen nach dem Frühling. Die auf der Bühne verstehen: das Publikum will Mara allein sehen. Und die Gefeierte tritt vor die Blumen, um sich, in der Rechten den Lorbeerzweig mit den Wiener Farben, den man ihr zuletzt gereicht, nach allen Seiten zu verneigen.

Man hat sich bereits erhoben. Frau Doktor Grimm, die lebhaft applaudiert, steht neben ihrem Gatten. Sie fühlt sich seltsam bewegt. Nein, das Lächeln des zierlichen Fräuleins dort oben ist kein rechtes Lächeln. Melancholisch, ganz, ganz freudlos wie ihr Blick, der müde über Ränge und Parkett schweift, um plötzlich, groß und mit dem Ausdruck der Angst, auf Frau Doktor Grimm zu ruhen.

Während die beiden Frauen für einen Moment ihre Augen ineinander senken, steift sich mit kurzem Ruck der Nacken der älteren. Eine jähe Bewegung ihres Arms, und der unscheinbare Veilchenstrauß, den sie ins Theater mitgebracht, fällt der Künstlerin zu Füßen.

Und es geschieht, was Frau Klotilde fast erschüttert. Aus Maras Hand gleitet der Lorbeerzweig zu Boden. Sie selbst aber bückt sich rasch, nimmt den Veilchenstrauß auf, preßt ihn an die Brust und verbeugt sich tief, tief vor der Gattin des Kritikers.

„Das galt dir!" sagt er mit etwas

heiserer Stimme, da sie mit den Hinausströmenden in den Wandelgang treten. „Ich habe dir ja erzählt, daß du ihr Schwarm bist."

„Ja, ja," gibt sie zerstreut zurück, lächelt flüchtig und wundert sich, daß der kluge Mann an ihrer Seite nichts, gar nichts, nicht das Allergeringste von der Komödie gemerkt zu haben scheint, die sich zwischen Bühne und Zuschauerraum abgespielt hat.

Oder war alles nur Täuschung, die tolle Phantasie eines eitlen, zitternden Herzens? Wie, wenn Mara Lenz es doch nicht gewesen, die jene bösen Briefe geschrieben hatte? Was dann? Irgend etwas mußte doch geschehen, heute noch, ehe es zu spät war.

*

Die Pause. Bekannte treten heran.

Ja, die Lenz ist heut prachtvoll. In ihrer süßen Reife lieblicher noch als bei ihrem Debüt. „Erstaunlich, was sie an echtem, weiblichem Empfinden herausholt aus dieser Backfischrolle . . ." meint ein Kollege Grimms. „Sie ist die Rosine in einem Wiener Schmarren," sagt ein als boshaft geltender Rezensent und belacht seinen Witz.

Das Klingelzeichen läßt auf sich warten. Man fängt an, ungeduldig zu werden. Da kommt der Direktor des Theaters sichtlich aufgeregt auf die Kritikergruppe zu.

„Was sagen Sie zu unserer Kleinen, meine Herren? Denken Sie, nach diesem unerhörten Beifallsorkan — kriegt sie nicht einen veritablen Weinkrampf? Heult wie ein Schloßhund. Ist gar nicht zu beruhigen."

Frau Klotildens Arm löst sich aus dem ihres — so will ihr scheinen — fortstrebenden Gatten. „Fräulein Lenz?" fragt sie. „Und wie befindet sie sich jetzt?"

„Alles gut. Es geht gleich wieder los."

„Sehr tapfer," bemerkt der boshafte Herr. „Ich hätte schon bei der zehnten Vorstellung dieses Stückes einen Weinkrampf bekommen."

Doktor Grimm hatte die Absicht, nach der Pause das Theater zu verlassen, um seinen Bericht noch für das Morgenblatt zu schreiben. Er hatte seiner Frau auch bereits gesagt, daß er dann ins Café gehen werde, um Mara seine Glückwünsche zu sagen. „Und deine natürlich auch, Tilde." Nun mußte er sie noch einmal auf der Bühne sehn. Es sei ja immerhin beunruhigend.

Ohne Sorge kann er sich nach dem ersten Auftritt Maras entfernen. Sie hat den Schock anscheinend überwunden, und wenn ihre Munterkeit auch einen Trauerflor trägt, so paßt dies ausgezeichnet zu den Sentimentalitäten des letzten „Schmetterling"-Aktes.

Frau Klotilde hört kaum noch, was auf der Bühne gesprochen wird. Versonnen sitzt sie da, unzufrieden mit sich. Nein, als Siegerin vermag sie sich nicht zu fühlen. Was hat sie denn gewonnen? Die Genugtuung, ihre Komödie besser gespielt zu haben als Mara Lenz? Ah, und da war einer, der mit sich trug das verlockende „Ich liebe dich . . . ich liebe dich!" und feurige Blicke und Verheißungen und nicht im entferntesten ahnte, daß alles dies nicht ihm galt und daß er nur ein Statist war in dem Spiel des kleinen Fräuleins, das doch von ihm befreit sein wollte. Und keine Hilfe fand und ihre heiße Mühe verschwendet sah an der Borniertheit einer törichten Frau . . .

‚Ich muß mit ihr sprechen,' wallt es in Frau Klotilde auf, ‚heute noch . . . unbedingt . . . Ehe sie das Café betritt . . . Und sollte ich sie darum bitten . . .'

Erregt steht sie, während im Zuschauerraum der Beifall rast, in der Garderobe, als ein Logenschließer sich ihr nähert, ihr in den Mantel hilft und leise sagt: „Fräulein Lenz läßt die gnädige Frau herzlich und dringend bitten, auf sie zu warten. Sie wird bald zur Stelle sein."

„Gut," antwortet Frau Klotilde hastig, „gewiß, gern," und wundert sich dann, daß sie gar nicht erstaunt ist.

Ein Lächeln um den Mund erwartet sie Mara Lenz.

Ruhig wird es in ihr. Sie weiß jetzt, daß die Komödie zu Ende ist.

Der Weg die stille Uferstraße entlang. Man hat keine Eile, geht ihn fast zweimal. Nach einer Stunde sind die letzten Tränenspuren verschwunden.

Händeklatschen empfängt Mara Lenz im Café. Die Künstlertische sind mit Blumen geschmückt. Der Cafétier weiß, was er seinem berühmtesten Stammgast schuldig ist an diesem Abend.

Doktor Ernst Grimm hat mit einiger Überraschung seine Frau begrüßt und spricht herzliche Worte zu der Wienerin, die ihren Arm in den Klotildens gelegt hat.

Schüchtern fast dankt sie für die Glückwünsche und . . . „für alles, alles." Dann weist sie auf den neben ihr stehenden Partner aus dem „Schmetterling", der den schüchternen Liebhaber dargestellt hat, jetzt aber durchaus nicht schüchtern aussieht, und sagt mit etwas zitternder Stimme: „Gestatten Sie, Herr Doktor, mein Verlobter . . ."

Die Bedeutung geistiger Werte für Arbeit und Wirtschaft

Von Univ.-Prof. D. Adolf v. Harnack

Die Frage: „Haben geistige Werte für Arbeit und Wirtschaft eine Bedeutung?“ ist stets eine zeitgemäße Frage, aber sie ist für uns und in unserer Zeit von besonderer Wichtigkeit; denn wir stehen noch immer im Kampf um unsre Selbsterhaltung. Noch immer sind wir nur Halbfreie, versklavt durch eine empörende Schuldanklage und durch eine furchtbare Schuldenlast, und brauchen alle Kräfte.

Aber ist es nötig, über die Bedeutung geistiger Werte für unsre Arbeit und Wirtschaft ausdrücklich zu reden, ist diese Bedeutung nicht selbstverständlich? Wo und wann können geistige Werte jemals ausgeschaltet werden? Nun, wir werden sehen, daß wir leider in unserm Zeitalter vor der Gefahr stehen, daß im angeblichen Interesse der Arbeit und Wirtschaft geistige Werte beiseite gestellt und den „Ideologen“ überlassen werden. Dieser Gefahr müssen wir begegnen; aber zuvor ein kurzes Wort — was sind geistige Werte? Die Antwort kann in Kürze gegeben werden: Erstlich muß schlechthin alles, was den Menschen über die Naturstufe erhebt, zu den geistigen Werten gerechnet werden; denn es wird nicht durch physische Kraft zwangsweise wirksam, sondern es bedarf des Entschlusses und der Zustimmung. Sodann und im besonderen ist alles, was den Egoismus bricht oder schwächt und den Menschen zu Opfern willig macht, ein geistiger Wert und damit im Zusammenhang alles, was ihm eine innere höhere Befriedigung gibt, die ihn befähigt, sich über Unglück zu erheben.

So betrachtet, dürfen wir von einem herrlichen Reichtum geistiger Werte sprechen, der uns geschenkt ist. Der Schöpfer hat mit ihnen nicht gekargt. Es sind die Kräfte der Kunst, der Erkenntnis und des Wissens, der Gerechtigkeit und des Rechts, des Volkstums und des Staats, vor allem aber der Moral und der Religion, die als einzelne und noch mehr in ihrem Zusammenwirken eine zweite, geistige Welt darstellen, in der wir leben können und sollen. Wie aber vermögen sie in unsrer Arbeit und Wirtschaft wirksam zu werden? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns zunächst darüber Klarheit verschaffen: Wie vollzieht sich die Arbeit und die Wirtschaft heute unter uns?

Wenn ich recht sehe, sind hier drei mächtige Tendenzen wirksam.

Die erste Forderung ist die der *strammen Arbeit*. Lockere, halbe Arbeit, wie sie auch subjektiv unbefriedigend ist — halbe Arbeit wird zum Überdruß und Ekel, nur volle Arbeit führt zur Arbeitsfreude — ist im Ganzen des Arbeitsprozesses heute unerträglich. Wer nur lockere Arbeit leisten will, wird herausgeschleudert und kommt unter die Räder; er kann nicht mehr bestehen. Von jedem Arbeiter verlangen wir die höchste Anspannung seiner Energie. Und wirklich — wir Deutsche arbeiten jetzt und schon seit längerer Zeit wie kein Volk in Europa vor uns und neben uns!

Die zweite Forderung ist die der *Rationalisierung der Arbeit*. Wird von dem Arbeiter die *höchste* Energie-Anspannung gefordert, so wird gleichzeitig gefordert, daß jede Arbeit mit dem *kleinsten* nötigen Kraftmaß bewältigt wird. Das heißt Rationalisierung der Arbeit. Alle unproduktive und alle Doppelarbeit ist auszuschalten; jeder Zeitverlust ist zu vermeiden; alle Spesen sind auf das Mindestmaß herabzusetzen; der Arbeitsprozeß selbst ist auf die einfachste Grundform zurückzuführen, das Arbeitsprodukt möglichst zu typisieren; durch geschickte Arbeitsteilung sind die Arbeitskräfte zu steigern. Durch diese Mittel hat bei uns — Amerika ist vorangegangen — die Arbeit eine neue Art und einen neuen Charakter gewonnen.

Sparsamkeit im Arbeitsprozeß und Herausgestaltung des besten Typus des Arbeitsprodukts auf jedem Gebiet, um dann alle andere Typen abtun zu können, das ist heute die Losung.

Die dritte Forderung endlich lautet: *Eigengesetzlichkeit der Arbeit*. Es war zuerst *Machiavelli* im Renaissance-Zeitalter, der in bezug auf die Leitung des Staats diese Forderung erhoben hat. Er erkannte in dem Staat ein Gebilde eigenen Lebens und verlangte, daß in bezug auf seine Leitung schlechterdings nichts maßgebend sein dürfe als das Wohl und die Größe des Staats selbst, daß also auch Rücksichten auf die Moral und Rücksichten auf andere sich niemals einmischen dürfen. Heute wird von vielen diese Forderung der Eigengesetzlichkeit in bezug auf viele Gebiete nachdrücklich erhoben: die Wirtschaft ist eigengesetzlich, also darf sie nur vom wirtschaftlichen Standpunkt geleitet werden, nichts darf sich hier einmengen, auch nicht der Staat; die Religion ist eigengesetzlich, also muß auf ihrem Gebiete den Kirchen alles überlassen werden; die Wissenschaft ist eigengesetzlich, also darf keine Rücksicht auf die Erziehung oder auf das Gesamtleben des Volkes hier walten; die Kunst ist eigengesetzlich, also hat sie jeden Einspruch der Moral abzulehnen, schließlich: jede Arbeit ist eigengesetzlich und empfängt daher ihr Gesetz allein von sich selbst.

Durch das Zusammenwirken dieser drei Forderungen ist unser heutiges Leben in Arbeit und Wirtschaft charakterisiert, eine jede berechtigt und doch — wenn sie entschlossen und rücksichtslos als alleinberechtigt geltend gemacht werden, ist eine furchtbare Mechanisierung des gesamten Lebens, ist die Herrschaft des Materialismus und zuletzt ein Zerfall des ganzen Gemeinwesens durch Verödung und zugleich durch einen tödlichen Kampf der verschiedenen Gruppen untereinander die sichere Folge. Die Wirtschaft wird durch die Maschine zum Tyrannen werden, oder ein drakonischer, alle Freiheit vernichtender Staat; aber bevor diese beiden Mächte ihren Kampf ausgekämpft haben, werden ihre Sklaven, die Menschen, innerlich zugrunde gegangen sein. Um die Mittel für das Leben zu erwerben, werden sie dieses selbst verloren haben! Denn wenn der einzige Inhalt des Lebens die Arbeit sein soll und nicht mehr die Entfaltung aller Gaben, wie sie jeder nach seinem Maße erhalten hat, so erstickt der Mensch. Und wenn alle Arbeit rationalisiert und auf wenige Typen gebracht werden soll, so erstickt die Arbeit als individuelle und geistige. Und wenn jedes Lebensgebiet, und so auch die Wirtschaft, eigengesetzlich ist und man bei seiner Förderung keine Rücksicht auf anderes nehmen darf, so löst sich der Organismus des Gemeinwesens auf.

Also sind die geistigen Werte heranzuziehen — nicht, wie man wohl oberflächlich meint, um das Leben zu verschönen oder interessanter zu machen, oder über seine Härten zu täuschen, sondern um es zu erhalten. Nicht um eine Nebenrolle handelt es sich, die man ihnen gütigst zugesteht, sondern als lebensnotwendige Mächte müssen die geistigen Werte ihre Stellung mitten im Leben haben.

Es kommen aber die geistigen Werte in doppelter Hinsicht in Betracht, erstlich bei der Arbeit selbst, sodann neben der Berufsarbeit und außerhalb derselben.

Es sind erst wenige Monate her, da saß ich in München im Arbeitszimmer des berühmten Psychiaters Professor Kraepelin, der uns zu unsrem tiefen Schmerze vor kurzem entrissen worden ist. Wir sprachen zuerst von dem großen neuen Gebäude für die psychiatrische Wissenschaft, dessen Errichtung nunmehr gesichert war und an dessen Spitze er selbst treten sollte. Dann wandte sich das Gespräch dem Thema zu, welches den Gelehrten gerade vor allen andern fesselte — die Psychologie der Arbeit und der Arbeiter. Mit leuchtenden Augen setzte er mir auseinander, wie notwendig diese Wissenschaft sei, um dem Arbeiter die Freudigkeit, ja die Seele zu erhalten und der Arbeit eine Seele zu geben. Die Arbeit und die Arbeiter müssen psychologisch rationalisiert werden, sagte er, das heißt, es müssen alle die Faktoren ermittelt werden, welche den Arbeitsprozeß durch innere Organisierung und Ermittelung der psychologischen Voraussetzungen jeder Arbeit erleichtern und den Arbeiter durch richtige psychologische Leitung zu größerer Arbeitsleistung befähigen, ohne ihn frühzeitig zu ermüden. Er erzählte mir von seinen Experimenten auf diesem Gebiete, z. B. ohne daß die Arbeiter es wußten, daß sie Gegenstand einer Untersuchung werden sollten, wurde ihnen beim Beginn der Arbeit eine freudige Nachricht mitgeteilt. Das Ergebnis: die Arbeitsleistung sämtlicher Arbeiter ging an diesem Tage bedeutend in die Höhe! Dies ist das einfachste Experiment; es lassen sich viele ähnliche anstellen. „Wenn man Freude und Gemütswerte in die Arbeit einführt, steigert sich der Ertrag, jeder Verdruß aber mindert ihn!" Doch auch die einfachste Arbeit selbst läßt sich vergeistigen und dadurch anmutiger machen, zunächst schon indem man ihr einen Rhythmus gibt und sie dazu Tag für Tag statistisch ausmißt. Ich habe in einem langen Arbeitsleben sehr viele mechanische Arbeit in der Wissenschaft leisten müssen; denn ich bin stets mein eigener Kärrner gewesen. Ich habe wochenlang einfach Abschriften gemacht, Texte verglichen, Wörterstatistik getrieben, öde Tabellen zusammengestellt und dergleichen. Was mir dabei die Arbeitsfähigkeit und -freudigkeit erhielt, war neben der täglichen Berechnung des Fortschritts der organisierende Rhythmus, den ich ihr gab, und ferner kleine Veränderungen in der Arbeitsweise, die wie eine Abwechslung wirkten. Auf solche kleine Abwechslungen, Freude und Gemütswerte muß der Arbeitgeber bedacht sein — er, aber auch jeder einzelne Arbeiter, muß erfinderisch werden, um seine Arbeit zu beleben und zu vergeistigen. Indem ich dies niederschreibe, fällt mir die Philosophie eines alten Bauern in Tirol ein, der ein tiefgründiges Gespräch über das, was der Mensch außer Essen und Trinken bedarf, mit den Worten schloß: „Was braucht der Mensch? a Freid', a G'miet und a Abwechslung!" Der Mann hat recht, und mit dieser Einsicht muß sich die Arbeitspsychologie durchdringen.

Doch gewiß — die Möglichkeit, der Arbeit eine Seele zu geben und die Seele des Arbeiters innerhalb der Arbeit vor Verödung zu schützen, ist begrenzt. Also müssen neben und außerhalb der Arbeit die geistigen Werte ihr Werk tun.

Hier ist es zunächst die Kunst im weitesten Sinn des Wortes, die herbeizuziehen ist. Ich rede nicht davon, daß sie schon bei der Arbeit selbst eine Stelle finden kann, sei es auch nur durch gefällige Arbeitsräume, durch zweckmäßig ausgesuchte gute Bilder und durch die Anmut von Blumen. Was mir vorschwebt, ist die Erweckung des Sinns des Arbeiters — nicht nur des

Fabrikarbeiters, sondern ebenso des Heeres von kleinen Beamten und Beamtinnen usw. — für die bildende Kunst, ist seine Erholung durch die Musik und nicht zuletzt seine Schulung durch Gymnastik und Sport, denn gerade diese haben durch ihre Vereinigung von Kunst, aktiver Übung und Geselligkeit eine eminente Bedeutung. Was die bildende Kunst betrifft, so ist sie vielleicht nicht jedermanns Sache — „Kunstwerke sind vornehme Herren; man muß warten, bis sie einen ansprechen" —; aber dennoch beobachtet man, wie dankbar und freudig die Kunst in weitesten Kreisen erfaßt wird, wenn nur die richtige Anleitung und Führung geboten wird, auf die hier alles ankommt. Die Anschauung von Kunstwerken vermag eine seelische Ruhe und eine innere Erhebung zu bewirken, die das Graue und die Unbill des Tages vergessen läßt. Daher müssen Führungen in den Museen und, wo diese nicht möglich sind, kleine Kunstausstellungen mit Erläuterungen häufiger geboten werden, als das heute der Fall ist. Viel tiefer freilich noch als die bildende Kunst greift die Musik in das Seelenleben ein. Wie viele Menschen habe ich kennengelernt, die ihr ödes Arbeitsleben durch die Musik verschönern und erleichtern! Ich denke hier nicht in erster Linie an die eigene Musikausübung, sondern an gehaltvolle Musikaufführungen im Konzertsaal und in der Oper. Solche volkstümlich zu gestalten, das Beste zu gewähren und den Eintritt mit dem geringsten Entgelt zugänglich zu machen, ist eine Aufgabe, der wir zurzeit noch immer nur unvollkommen genügen. Kino und Radio, denen eine künstlerische Bedeutung — aber sie hemmen und schaden auch — nicht abzusprechen ist, können sie nicht ersetzen, auch nicht das Schauspiel; darüber bedarf es keiner Worte.

Noch ein Wort über den Sport. Er ist nicht nur Leibes-, sondern auch Seelenübung in Entschlossenheit und Mut, Enthaltung und Ausdauer; er ist daher durch keine andere Kunst zu ersetzen, und der Aufschwung, den er bei uns genommen hat, ist aufs wärmste zu begrüßen. Aber der Sport wird leicht zu einem tyrannischen Herrn. Wir müssen daher gegen jede Übertreibung ankämpfen, sonst schädigt er nicht nur die Gesundheit, sondern bewirkt auch das Gegenteil von dem, was er soll: er vertreibt alle anderen guten und notwendigen Geister und führt dadurch zu einer Verödung des geistigen und seelischen Lebens. Diese Gefahr ist bereits im Anzug! Begegnen wir ihr, damit nicht Schlimmes aus Gutem wird!

Höher noch als die Kunst ist die Bedeutung der Erkenntnis und des Wissens für Arbeit und Wirtschaft einzuschätzen. Allen zuvor kommt hier die Kenntnis des eigenen Faches und Berufs in Betracht. Je größer die Arbeitsteilung wird und je seltener sich der Arbeiter an seinem Werke als einem Ganzen, das er geleistet hat, freuen kann, um so kräftiger muß die Forderung erhoben werden, daß jeder Arbeiter wenigstens einen Überblick über das ganze Arbeitswerk, von dem er nur einen kleinen Teil selbst herstellt, zu gewinnen vermag. Man unterscheidet mit Recht „gelernte" Arbeiter; aber ein gelernter Arbeiter ist man erst, wenn man nicht nur die Handgriffe gründlich versteht, sondern auch das ganze Werk, dem man dient, kennt und etwas von der geschichtlichen Entwicklung dieses Werks und seinen Fortschritten weiß. Arbeitgeber und Arbeitnehmer müssen dafür sorgen, daß dies ermöglicht wird. Freilich, nicht überall gibt es wie in München ein „Deutsches Museum", in welchem jeder Industriearbeiter durch Anschauung die Entwicklungsgeschichte seines Faches aufs beste lernen kann; aber auch aus guten Vorträgen, Büchern und Besichtigungen von Werken läßt sich lernen, und der Erfolg für den Arbeiter und seine Arbeit wird ausgezeichnet sein.

Ebenso wichtig aber ist, was man allgemeine Bildung nennt in ihren beiden Zweigen: Naturwissenschaftliche Kenntnisse und Geschichte. Sie bieten die beste Bereicherung und Erholung des Geistes zugleich. Habe ich nötig dies auszuführen? Naturwissenschaftliche Kenntnisse sind neben und mit dem Naturgenuß eine nie versiegende Quelle der Belehrung, der Aufklärung, und sie führen aus dem dumpfen Zustande der Gebundenheit an die Natur heraus; Geschichtskenntnisse aber, auch wenn es bei den Anfängen bleibt, heben den Menschen aus seinem Eintagsleben heraus und erweitern sein Ich von Stufe zu Stufe. Gewähren uns die naturwissenschaftlichen Kenntnisse einen Einblick in das Weltgebäude vom Kleinsten bis zum Größten, wappnen sie uns gegen die Natur, wo es nötig ist, und erfüllen unsern Geist mit Staunen und Ehrfurcht, so sind geschichtliche Kenntnisse das einzige Mittel, um uns über das geistige Leben der Gegenwart zu orientieren, uns von der Vergangenheit, wo sie zum Hemmnis wird, zu befreien und uns in den Stand zu setzen, die Zukunft vorzubereiten. Jeder, auch wenn er nur anfängt, sich mit irgendeinem Zweige der Geschichte zu beschäftigen, erfährt das, ja man merkt es einem Menschen auch schon in einem kurzen Gespräch an, ob er nur im Tage lebt oder ob er etwas von Geschichte weiß — wieviel umsichtiger und besonnener sind seine Urteile! Und damit ist noch nicht das letzte gesagt in bezug auf das, was uns die Geschichte leistet. Von Goethe stammt das Wort: „Das Beste an der Geschichte ist der Enthusiasmus, den sie erregt." Er will damit sagen, daß uns die Geschichte mit großen und guten Menschen zusammenbringt, an denen wir uns aufrichten und erheben können, und ferner, daß sie uns gewaltige Ereignisse vorführt, die uns er-

schüttern, warnen oder begeistern. Nichts vermag diese Wirkungen der Geschichte zu ersetzen! Zu unsrer Freude sehen wir aber auch in unsern Tagen und schon seit Jahrzehnten in dem Arbeiterstande — stärker als im Mittelstande — das Hervorbrechen eines rühmlichen Bildungshungers. Tiefe Bedürfnisse nach naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Kenntnissen tun sich kund und verlangen Befriedigung. Man warnt ihnen gegenüber vor Halbbildung. Gewiß, Halbbildung ist schädlich; aber man vermag ihr nicht dadurch zu begegnen, daß man die Unbildung in Kraft erhält, sondern daß man ihr ganze Bildung entgegensetzt. Ganze Bildung aber gibt es nicht nur auf den höchsten Stufen, sondern sie ist schon dort vorhanden, wo man seine eigne Sache gründlich versteht, stets vorwärts strebt, um den Geist zu bereichern, und Respekt vor den höheren Stufen bewahrt. In diesem Sinne ist die Volksbildung mit allen Mitteln zu pflegen, für Volksbibliotheken zu sorgen und jedem Arbeitenden Gelegenheit zu geben, seinen Geist lebendig zu erhalten.

Kunst und Wissenschaft, aber auch jegliche Arbeit, können nur in einem geordneten Staatswesen gedeihen. Also muß uns unser Staat, unser Vaterland, Gegenstand freudiger Wertschätzung und hingebender Mitarbeit sein! Aber wie selten überlegt man das und handelt danach! Trotz allem, was wir erlebt haben, steckt noch immer ein enger Parteigeist und zugleich die Vorstellung von dem Obrigkeitsstaat in uns, dem man mit Mißtrauen begegnen müsse. Wohl sagt man: „Das Vaterland über alles," und singt man „Deutschland, Deutschland über alles," aber man bedenkt nicht, daß dies bloße Worte bleiben, wenn man nicht zugleich mit dem Vaterland den deutschen Staat hochhält und wertschätzt. Das schließt nicht aus, daß man Kritik an ihm übt und vieles ganz anders wünscht; aber auch dafür ist die erste Bedingung, daß man sich in seinen Dienst stellt. Ein jeder, der in der Arbeit und Wirtschaft steht, muß sich als verantwortlicher Staatsbürger fühlen und muß empfinden, daß die Verantwortung für Recht und Gerechtigkeit und für die Gesundheit und Würde des Staats auf seinen Schultern ruht. Hier handelt es sich um einen geistigen Wert, den nationalen Staat, von dem nicht nur das Gesamtleben des Volks abhängig ist, sondern der auch als ein herrliches Gut jeder Arbeit und Wirtschaft seinen Stempel aufdrückt. Ein Arbeiter, der sich als verantwortlicher Staatsbürger fühlt und sich immer inniger mit seinem Vaterlande verbindet, kann nicht veröden! Möge er sich auch ernstlich darum kümmern, das Recht und die Einrichtungen des Staats immer besser kennen zu lernen. Arbeit und Wirtschaft können nur gedeihen, wenn seine Bürger wissen, wie das Gemeinwesen beschaffen ist, dessen Glieder sie sind.

Dem Staate kommt ein moralischer Wert zu. Damit sind wir zu den letzten und höchsten Werten gelangt, die für die Arbeit und Wirtschaft von Bedeutung sind. Schopenhauer hat das tiefe Wort gesprochen: „Daß die Welt bloß eine physische, keine moralische Bedeutung habe, ist der größte, der fundamentalste Irrtum, die eigentliche Perversität der Gesinnung." Ich füge diesem Ausspruch zwei Worte von Goethe hinzu: „Jedes Geschäft wird eigentlich durch ethische Hebel bewegt," und „Wo ich aufhören muß sittlich zu sein, habe ich keine Gewalt mehr." Dem Geschlecht von heute muß man diese Bekenntnisse mit allem Ernste vorhalten. Was ist Moral? Man kann sie sehr verschieden definieren; aber die Antwort ist doch im letzten Grunde eindeutig: „Erst an seine Pflichten denken, dann seine Rechte in Anspruch nehmen," „Den Nächsten lieben als sich selbst," „Das irdische Leben nicht als das höchste Gut schätzen, sondern höhere Güter anerkennen," usw. Am besten ist es, hier nicht viel zu philosophieren, sondern von etwas ganz Einfachem auszugehen und sich daran zu halten — an die Treue und die Liebe.

Wenn Goethe sagt: „Jedes Geschäft wird eigentlich durch ethische Hebel bewegt," so meint er die Treue. Treue als Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit ist das Fundament alles Wirkens und Schaffens. Entfernt man die Treue aus der menschlichen Gesellschaft und ihrer Arbeit, so bricht alles zusammen. Umgekehrt erringt die Treue als Gewissenhaftigkeit und Vertrauenswürdigkeit den höchsten sittlichen und wirtschaftlichen Wert zugleich. Jeder, der in der Arbeit und Wirtschaft steht — er mag sonst denken wie er will — muß das bestätigen; nur die Treue bringt Sicherheit in alle menschlichen Beziehungen und Geschäfte. Die Treue ist eine herrliche Tugend, und niemand kann sich ihrer Anerkennung entziehen, ja sie kann selbst da noch ihre Stelle finden, wo andere Tugenden längst erloschen sind. Oder schätzen nicht selbst Verbrecher die Treue ihrer Kameraden hoch und rächen sich mit Recht an ihrer Untreue? Ich wundre mich, daß noch kein Dichter erstanden ist, der das hohe Lied von der Treue in einem großen Epos gesungen hat. Jesus Christus hat an den Menschen und an menschlichen Einrichtungen kaum etwas zu loben gefunden; aber doch sagt er: „Wie ein großes Ding ist es um einen treuen Haushalter", und der Apostel Paulus schreibt: „Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden." Treue im großen und im kleinen; denn vor der Treue gibt es nichts Großes und nichts Kleines. Die Treue schließt aber auch das Sich-selbst-treubleiben ein, ja das ist gar nicht von ihr zu trennen. Sich selbst treu bleiben aber heißt nichts anderes als seinem bessern Ich, seiner höheren Bestimmung treu bleiben. Damit

bekommt die Treue auch den höchsten Wert für die eigene Selbsterhaltung, so daß man nicht stückweise an seine Umgebung und an die Welt zerfällt, sondern sich ihr gegenüber als ein Ganzes in seiner Art behauptet. Welch unersetzliche Bedeutung hat also die Treue für Arbeit und Wirtschaft, wenn sie die Arbeit zuverlässig und zugleich den Arbeitenden zu einem geschlossenen und gefestigten Mann macht!

Die Schwester der Treue ist die Liebe — ist es nötig von der Bedeutung zu sprechen, die sie für das gemeinschaftliche und Berufsleben der Menschen hat? Ohne Liebe — Liebe sowohl zu dem Werk und der Arbeit, die man treibt, als auch zu den Menschen, denen man dienen soll — bleibt alles ungenügend und ein trauriges Stückwerk. Wie der Arbeiter ein Knecht seiner Arbeit bleibt, der sie nicht liebt, so bleibt der fürsorgende Hirte ein Mietling, der seine Schafe nicht liebt. Umgekehrt wird jede Arbeit und jede Person, die mit Liebe erfaßt wird, gleichsam geadelt und auf eine höhere Stufe gehoben, und nicht anders wiederum der Mensch selbst, der sein Werk und Amt mit Liebe treibt; auch er steht nun nicht mehr nur in einem „geschäftlichen" Beruf, sondern in einer seelischen Arbeit und verwirklicht die einzige wahrhaft wertvolle Demokratie, die Demokratie der Liebe. Selbst aus dem Elend der Not und des Todes kann die Liebe herausführen, wie ein tiefes Wort unserer Religion sagt: „Wir sind vom Tode zum Leben hindurchgedrungen; denn wir lieben die Brüder."

Unserer Religion — im Mittelalter beherrscht eine gemeinsame, aus der Religion fließende Weltanschauung das ganze Volk und faßte es zu einer festen, geistigen Einheit zusammen. Leichtfertige und Widerspenstige gab es auch damals genug; aber die vom Gottesglauben getragene Weltanschauung bestimmte doch das ganze öffentliche Leben, griff in das Leben jedes einzelnen ein, richtete Ideale und Ziele auf und bot Kräfte dar, um ihnen nachzustreben. Diese einheitliche, auf dem christlichen Glauben ruhende Weltanschauung haben wir als die das öffentliche Leben bestimmende Macht verloren, und das ist der größte Verlust, den uns die Neuzeit gebracht hat — der größte Verlust, weil sowohl die Gesundheit und Stärke des gemeinsamen Lebens als auch die Kraft des einzelnen, Not und Unglück zu überwinden und stark zu bleiben gegenüber einer See von Plagen, abhängig ist von dem Besitz eines festen Glaubens in bezug auf den Sinn des Lebens und der Welt. Der Besitz einer festen Weltanschauung ist so wichtig, daß es um den Menschen immer noch besser steht, der eine falsche Weltanschauung hat, als um den, der gar keine hat und sich wie ein Stück Holz auf der Oberfläche des Lebens von den Wellen treiben läßt. Denn wer eine Weltanschauung, einen Glauben hat, erkennt etwas Höheres über sich an, weiß sich ihm verpflichtet und bringt dafür Opfer; wer aber schlechterdings keine hat, der verfällt entweder dem Gesindel, das nur im Sinnlichen lebt, oder zehrt sich in einem trostlosen Pessimismus auf. Freilich — man hat eine Weltanschauung, man hat den Glauben an Gott, an eine höhere Bestimmung und ein ewiges Leben nicht so, wie man eine Uhr besitzt oder sonst einen irdischen Gegenstand; täglich will sie vielmehr aufs neue gewonnen sein; denn nur das, wonach wir mit Bewußtsein und mit allen Kräften streben, ist im höheren Leben unser Eigentum; was wir zu besitzen meinen, haben wir bald verloren. Umgekehrt gilt aber auch — mancher ist nicht ferne vom Reiche Gottes und weiß es selbst nicht: mit dem Kopf ist er ein Skeptiker, aber das Herz ist warm, die Hand ist offen und er handelt aus der Tiefe sittlicher und religiöser Motive heraus, die er selbst nicht kennt; denn das ist gewiß: wir kennen uns selbst nicht, und nur Gott siehet das Herz.

Aber wie ist zu antworten, wenn wir gefragt werden: Wie kommt man zu einer festen Weltanschauung, die fähig ist, sich die gesamte Lebensarbeit zu unterwerfen, sie zu durchdringen und den Arbeitenden mit Kraft und Zuversicht zu erfüllen? Eins ist gewiß: man kann sie sich nicht selbst durch den bloßen Willen schaffen; sie ist ein Geschenk, und so empfindet es jeder, der einen festen Glauben besitzt. Man muß also Geduld haben und warten, aber man darf dabei nicht müßig und stumpf sein. Es gibt einen innern Respekt, eine Ehrfurcht vor dem, was man nicht selbst besitzt, der ein Führer zu dem bisher Unerreichten werden kann, und dann: die Treue und die Liebe haben auch hier ihre große Bedeutung: Wer sich geistig arm fühlt — arm, weil er keinen festen Glauben hat —, möge mit um so größerer Gewissenhaftigkeit und Treue sein Werk tun und möge sich immer hingebender in den Dienst seiner Brüder stellen. Er wird es erleben, daß sein Herz fest und Unerreichtes erreicht wird! —

Von der Bedeutung geistiger Werte für Arbeit und Wirtschaft haben wir gesprochen. Von der Psychologie der Arbeit und der Arbeitenden sind wir aufgestiegen bis zu jenem höchsten Wert, der durch eine feste Weltanschauung gegeben ist. Wir haben gesehen, wie viele und wie große geistige Mächte bereit sind, unsrer Arbeit und Wirtschaft zu Hilfe zu kommen. Mögen wir sie herbeirufen, um uns vor Verödung zu schützen, das große Arbeitswerk, das unsrem Volk anvertraut ist, zu fördern und unsre Freiheit wiederzugewinnen!

Die neuere schwedische Malerei

Von Dr. Victor Dirksen

Bei der Sympathie, die man in Deutschland den stammverwandten nordischen Völkern entgegenbringt, bei dem Einfluß, den manche ihrer Dichter und Künstler auf deutsches Schaffen gehabt haben, ist es eigentlich verwunderlich, daß ihre bildende Kunst nur oberflächlich bei uns bekannt ist. Das liegt wohl zum Teil daran, daß Ausstellungen nordischer Künstler in größerem Umfange bisher überhaupt noch nicht in Deutschland gezeigt worden sind. Nur die internationalen Größen, wie Munch, Zorn, Liljefors oder Larsson sind auch bei uns keine Fremden mehr. Im Frühling vorigen Jahres machte durch Hamburg, Lübeck und Berlin eine Übersicht über die schwedische Malerei der letzten fünfzig Jahre die Runde, die als Erwiderung einer 1922 in Stockholm veranstalteten deutschen Ausstellung aufzufassen war. Die Schau ergab ein weit reicheres Bild der malerischen Entwicklung in Schweden, als es die landläufige deutsche Vorstellung sich bisher klar gemacht hatte. Sie bot zum erstenmal die Gelegenheit, sich eingehender mit der schwedischen Malerei und Plastik bekannt zu machen.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die geschichtliche Entwicklung der schwedischen Malerei. Im 18. Jahrhundert steht sie wie die der übrigen europäischen Nationen unter dem Einfluß Frankreichs. Paris war die Bildungsstätte auch für den schwedischen Künstler, der in der Heimat angesehen sein wollte. Hier feierte Roslin Triumphe als Porträtist der eleganten Welt, von hier nahm der Pastellmaler Lundgren seinen Weg, welcher zu glänzenden Erfolgen in der Heimat führte. Seine Schilderungen des intimen Lebens der französischen Gesellschaft machten Lafrensen oder wie er sich französisch nannte, Lavreince berühmt. Auch der bedeutendste Plastiker vom Ende des 18. Jahrhunderts, Tobias Sergell, der ältere Zeitgenosse von Canova und Thorwaldsen, vollendete seine künstlerische Ausbildung im Ausland, ehe er sich in Stockholm niederließ.



Die Mühle (Waldemarsudde). Gemälde von Prinz Eugen von Schweden

Gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts knüpften sich Verbindungen zwischen skandinavischer und deutscher Kunst an. Düsseldorfs Akademie wurde der Anziehungspunkt für viele nordische Maler, von denen manche wie z. B. Gude bei uns heimisch wurden. Achenbach und Schirmer haben nachhaltig die skandinavische Landschaftsmalerei beeinflußt. Ende der sechziger Jahre trat Düsseldorfs Bedeutung hinter München zurück. Während die schwedischen Historienmaler die Pilotyschule in München aufsuchten, wandten sich die jüngeren Kräfte nach Paris. Der Landschafter Alfred Wahlberg machte den Anfang, indem er von Düsseldorf nach Paris übersiedelte und eine ganze Schar Gleichgesinnter mitzog. Die intime Landschaftsschilderung der Schule von Barbizon hatte den Sieg über die Düsseldorfer Pathetik davongetragen. Außerdem lockte die neue koloristische Entwicklung der französischen Malerei, die den Impressionismus vorbereitete. Die schwedischen Maler dieser Generation sind dem faszinierenden Reiz der französischen Koloristik stark unterlegen gewesen, so daß es manchmal schwer ist, ihre Arbeiten von denen der Lehrer zu unterscheiden. Erst die folgende Generation, die der französischen Kunst nicht mehr ganz unvorbereitet gegenübertritt, wahrt sich eine stärkere Selbständigkeit. Ja, mit ihren Mitgliedern, die in den achtziger Jahren in Paris studieren, hebt eigentlich die neuere schwedische Malerei an.



Bildnis. Gemälde von Ernst Josephson

An ihrem Eingang steht die tragische Gestalt Ernst Josephsons. Tragisch aus dem Grunde, weil der vielleicht am feinsten von seinen Zeitgenossen organisierte Künstler mit 37 Jahren geisteskrank wurde. Er hat zum Unterschied von seinen Kameraden viel die alten Meister in den Museen studiert und verdankt Velasquez wie auch den alten Holländern manche Anregung. In Paris trifft er 1880 ein und entwickelt hier seine Malerei zu großer Breite und Helligkeit. Sein bewegliches Talent nimmt die französischen Eindrücke lebhaft auf und formt daraus einen Stil, der nicht sehr einheitlich

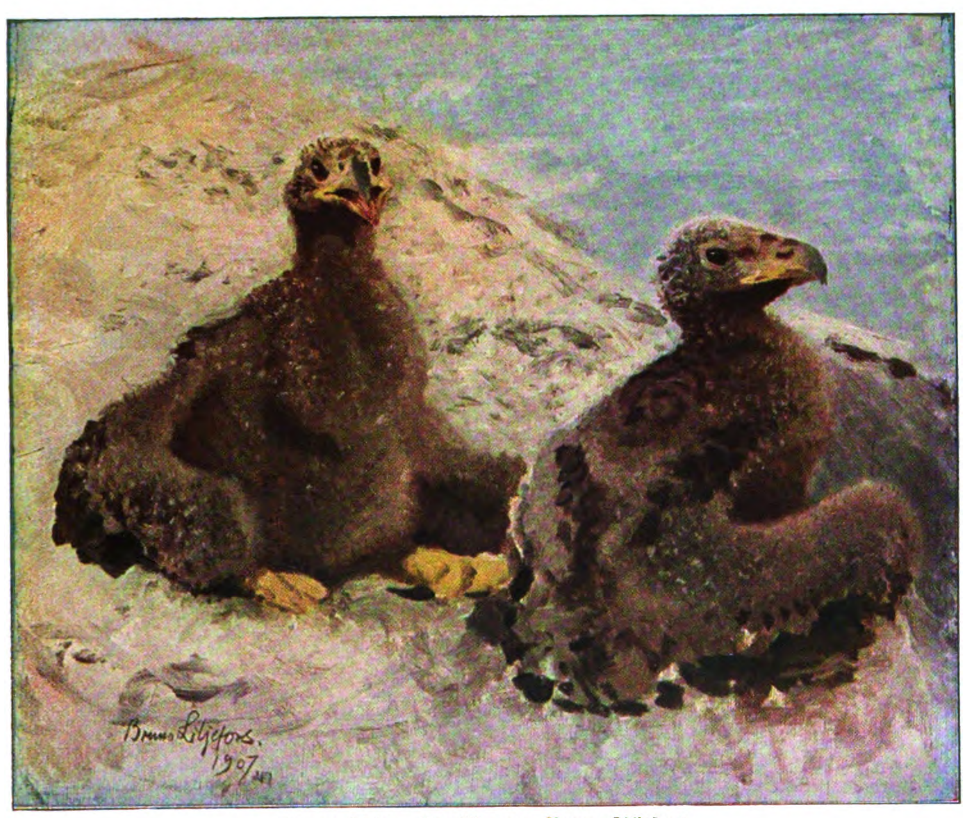


Drottningholm. Gemälde von Karl Nordström

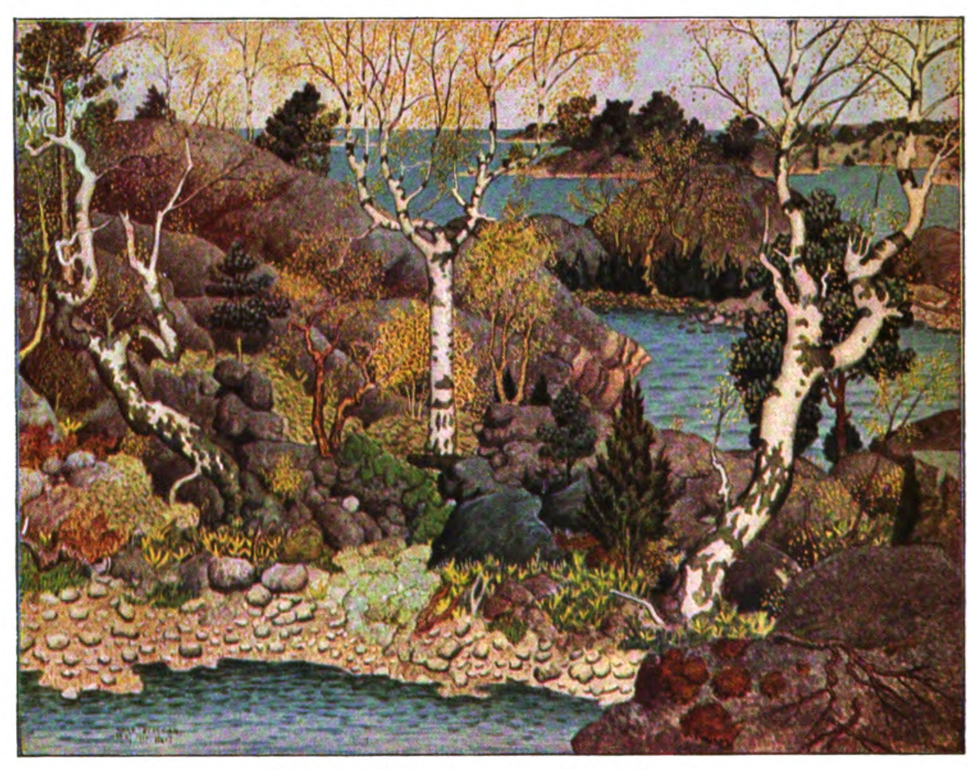
von impressionistischer Naturauffassung bis zu einer böcklinhaften Romantik reicht. Seine Bildnisse, unter denen das abgebildete der Frau Rubenson hervorragt, sind durch die edle Behandlung der Materie wie durch die Feinheit des Ausdrucks bemerkenswert. Josephson hat auch nach der Erkrankung künstlerisch geschaffen. Nur zeigen diese Arbeiten ein Nachlassen der Formbeherrschung, einen visionären, naturfernen Charakter, eine bizarre Phantastik, dabei eine wundervolle Farbigkeit und ornamentale Rhythmik. Man möchte dennoch sagen, daß sie echtere Josephsons sind als die in gesunden Tagen entstandenen Werke.

Neben und zum Teil später als Josephson arbeiteten Richard Bergh, Karl Nordström, Niels Kreuger, Oscar Björck in Paris. Sie haben als Lehrer und Anreger starken Einfluß auf die schwedische Künstlerjugend gewonnen. Mit der Rückkehr der schwedischen Maler in ihre Heimat setzte ein sehr lebhafter Streit der Meinungen im Publikum und in der Künstlerschaft um den neuen Stil ein. Kein Wunder, daß die Jungen sich in der Opposition befanden. Sie, die „Opponenten“, schlossen sich im Jahre 1886 zum Künstlerbunde zusammen, der nun den Rückhalt der modernen Richtung bildete.

Die französische Malerei hatte die Künstler die landschaftliche Schönheit ihrer Heimat und ihren Reichtum an malerischen Motiven mit neuen Augen sehen gelehrt. Ganz neue Themen, neue Farben tauchen jetzt in der schwedischen Malerei auf, es sind nicht mehr die historisierenden oder genrehaften Motive Düsseldorfer Herkunft, nicht mehr der braune Galerieton, sondern ähnlich wie in Deutschland wurden der Alltag, der Mensch mit seiner Umwelt, die Wiedergabe von Licht und Luft Probleme der Kunst. Unter den Landschaftern nimmt Karl Nordström einen hohen Rang ein. Er ist wie eigentlich alle schwedischen Landschafter ein Romantiker. Das unterscheidet die schwedischen Künstler sehr deutlich von den Franzosen. Richard Bergh hat das einmal sehr gut formuliert: „In Frankreich kann der Landschaftsmaler vielleicht mit Hilfe seines Auges Maler werden, im Norden muß er Dichter sein.“ Nordström gibt die Landschaft nicht als bloßes Augenerlebnis wieder, so wenig wie Prinz Eugen, wie Eugen Jansson, wie Carl Johansson — sie sind alle Dichter. Die schwedische Landschaftskunst ist Stimmungsmalerei, wie es die schwedische Lyrik ist. Sie ist unrealistisch, weil sie Dichtung ist. Drum sprechen die Landschaftsbilder unmittelbar



Junge Adler. Gemälde von Bruno Liljefors

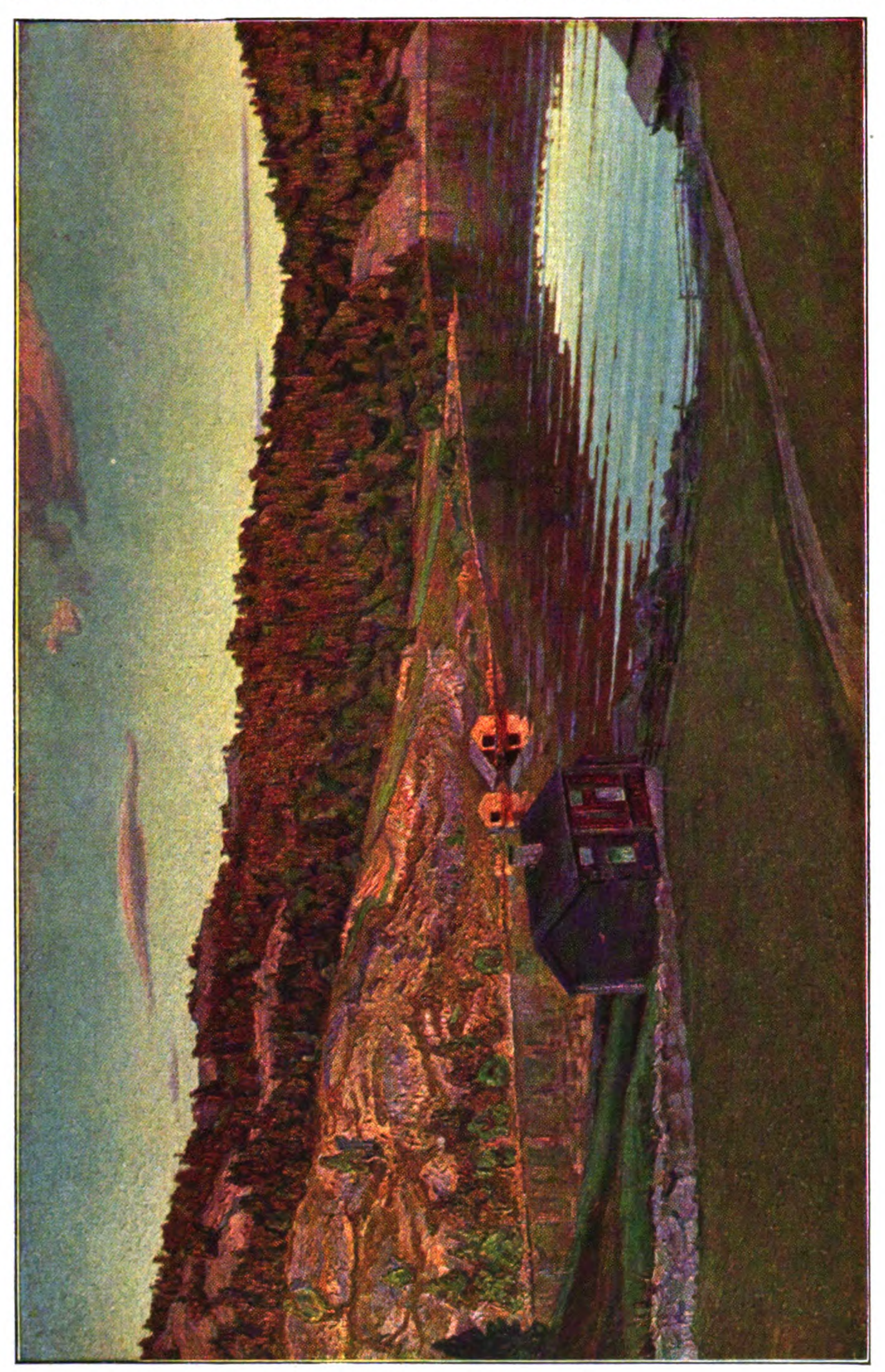


Schärenlandschaft. Aquarell von Oscar Bergman

zu unserem Gefühl, wir spüren das typischSchwedische sogleich heraus. Die Seele des Landes redet zu uns. Welche Motive stehen denKünstlern aber auch zur Verfügung! Die kahlen Felsmassen aus Granit, vom Wasser umspielt, die Schären und Inseln, die Wälder, die Seen, die hellen Mittsommernächte oder die Stunden der Dämmerung, wenn die Konturen verschwimmen und ein Hauch von phantastischer Unwirklichkeit die Landschaft überzieht, dann der lange Winter mit dem unendlichen Schnee und der klaren Luft. Nordström hat viel die große Weite des schwedischen Landes gemalt, von grandioser Einsamkeit, herb und ernst, mit wenig Farbe, ganz einfach und großzügig in der Form. Unsere Abbildung gibt ein Bild seiner späteren mehr impressionisti-

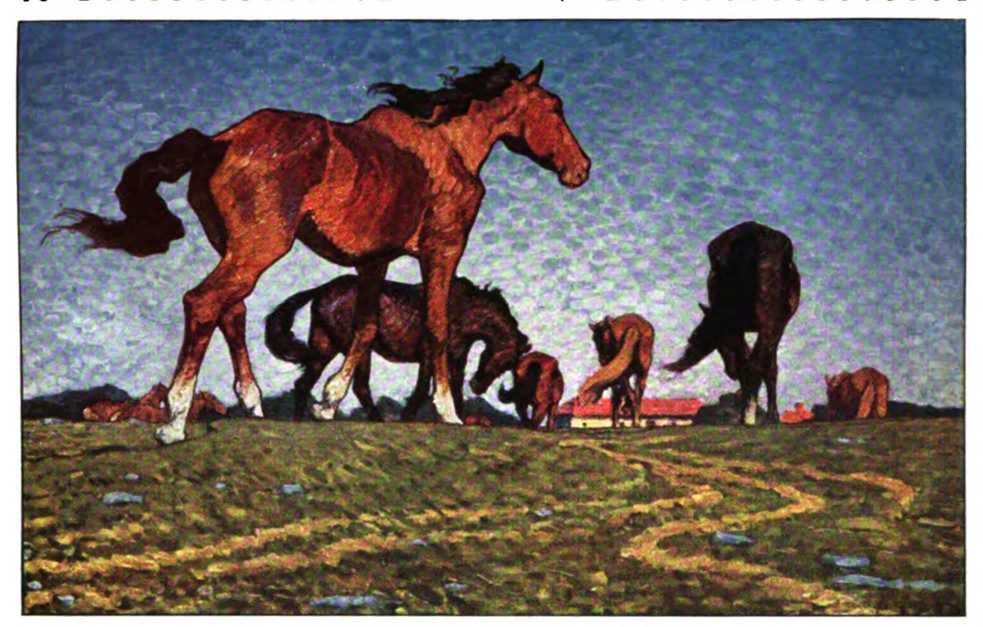


Sonnenreflexe. Bildwerk von Carl Milles
Stockholm, National-Museum



Sommerabend. Gemälde von Carl Johansson

schen Periode. Niels Kreugers Stil ist dem Nordströms verwandt, mit dem er lange im Westen Schwedens gemeinsam gearbeitet hat. Doch ist seine Auffassung einfacher, mehr auf die dekorative Flächenwirkung abzielend. Er liebt die großen Weideflächen mit den grasenden Tieren. Er rückt sie gern gegen den hohen Himmel, von dem sich die fest gezeichneten Konturen prägnant abheben. Ein Hauch von erdhafter



Tummelnde junge Pferde. Gemälde von Niels Kreuger

Kraft strömt aus seinen starkfarbigen Bildern. Prinz Eugen, der Bruder des Königs, ist ebenfalls durch die französische Schule gegangen, ohne von seiner Eigenart



Dünung in den Lofoten. Gemälde von Rikard Lindstrom

einzubüßen. Er ist der Lyriker unter den Landschaftern. Seine stillen Bilder sind von einer weichen, manchmal traumhaften Stimmung erfüllt, die Motive meist schlicht und anspruchslos, aber voll malerischer Reize.



Schnitter am Meere. Gemälde von Axel Sjöberg

Die Abbildung gibt eine alte Mühle wieder, die am Rande der schönen Besitzung des Prinzen in Waldemarsudde steht und die er pietätvollerweise erhalten hat. Er hat viel Stockholmer Motive gemalt, aus dem Hafen, aus der Stadt, Blicke von seinem Garten auf die Inseln und ähnliche. Auch als Freskomaler hat er sich erfolgreich betätigt. — Unter den schwedischen Malern ist Bruno Liljefors einer der bekanntesten. Er ist der Tierspezialist und belauscht das Leben der Tiere wie ein Jäger auf dem Anstand sitzend; aus seinem Versteck beobachtet er seine Modelle und hat intime Schönheiten der Tierwelt aufgedeckt, wie sie sich nur dem erschließen, der ganz mit der Natur lebt. Tier und Landschaft sind für ihn untrennbar verbunden. Mit raffinierter Technik zaubert er einen Ausschnitt der urwüchsigen

Warten am Brunnen. Gemälde von Carl Wilhelmsson

Natur, fern aller menschlichen Behausung vor uns hin, in dem die Enten auf dem Wasser ruhen, die Wildgänse über das Meer streichen, die Füchse auf Raub ausgehen, die jungen Adler horsten. Er weiß die Mimikry der Tiere so wiederzugeben, daß wir manchmal die Motive auf seinen Bildern erst entdecken müssen. In der Schärfe der Beobachtung und der Feinheit der impressionistischen Technik verdankt er den Japanern manches.

Die wunderbare schwedische Landschaft hat viele Künstler angelockt, ihre Motive sind so mannigfaltig, ihre Formation durch die Verbindung von Gestein und Wasser so abwechslungsreich, daß eigentlich alle schwedischen Maler sich mit ihr auseinandergesetzt haben, zumal der Landaufenthalt einen viel engeren Konnex zwischen dem Städter und seinem Land schafft, als es in Deutschland üblich ist. So lieben Rikard Lindström oder Gustaf Fjaestad die winterliche Landschaft, wenn tiefer Schnee die starren Felsformen rundet, die Seen und Flüsse gefroren sind, die Zweige sich unter der Schneelast senken und die Sonne die malerischsten Effekte über die weiße Decke verstreut. Axel Sjöberg schildert uns das Leben des arbeitsamen Bauernvolkes, das den kurzen Sommer nutzen muß, um die Ernte hereinzubekommen. Sein Stil ist breit, flächenhaft, voll Größe.

In der schwedischen Malerei steht Carl Wilhelmsson etwas abseits. Er ist bekannt durch seine Bilder aus der westschwedischen Landschaft Bohuslän. Hier in der kargen, steinigen Gegend wohnt ein ernster, verschlossener Menschenschlag, den Wilhelmsson in seinen hellen, klaren, ein wenig bunten Bildern darstellt. Sein Stil und seine Welt



Casimir. Gemälde von Carl Larsson

passen gut zusammen, doch ist sie fast mehr norwegisch als schwedisch.

Unter den Figurenmalern der älteren Generation haben Carl Larsson und Anders Zorn den Ruhm der schwedischen Kunst am weitesten über die Grenze ihrer Heimat hinausgetragen. Larsson ist die geborene Erzählernatur, der nicht müde wird, das Leben und Treiben in seinem Bauernhause in Sundborn in Dalekarlien uns vorzuführen. Alle die großen und kleinen Begebenheiten und Freuden der Familie sollen wir miterleben, und so heiter, so eingehend und natürlich weiß Larsson zu plaudern, daß wir aus seinen Bildern vielleicht die klarste Vorstellung des schwedischen Freiluftdaseins und eines echtschwedischen Heims bekommen haben. Der Einschlag von Bauernkunst und -ornament gibt Larssons Arbeiten neben den kräftigen Farben seiner Palette den volkstümlichen Anstrich, den wir lieben. So ganz naiv, wie er sich manchmal stellt, ist er



Kinderzimmer. Gemälde von Oscar Björck

doch nicht. Sein zeichnerisches Können verleitet ihn zu einem allzu gefälligen, koketten Schnörkelspiel der Linien. Die gewollte Monumentalität mancher Komposition ist ein wenig leer.

Anders Zorn war eine viel derbere, kräftigere Persönlichkeit. Durch seinen Vater, einen bayerischen Braumeister in Mora, floß deutsches Blut in seinen Adern. Das spürt man in seiner sinnenhaften Vollblutnatur, wenn auch der Einschlag durch die französische Schulung ins Weltmännische, Elegante umgebogen erscheint. Doch charakterisiert es Zorn als Mensch und Künstler, daß, soweit ihn seine Reisen von der Heimat entführen mochten, er immer wieder in seinen kleinen Geburtsort zurückkehrte. Hier hat er in der Berührung mit der heimatlichen Scholle, deren Menschen seine Werke schildern, seine Schaffenskraft an ihrem Urquell gespeist. Zorn war ein technisches Genie, er war fast zu begabt. Seine gemalten und radierten Porträts sind von einer verblüffenden Lebendigkeit, seine weiblichen Akte am Ufer oder im Wasser, im Zimmer oder beleuchtet von der flackernden Herdflamme sind raffiniert mit breitem Pinsel hingestrichen, aber sie gleichen sich wie ein Ei dem andern. Zorns Auffassung und Formenwelt sind nicht sehr reich und wandlungsfähig. Seine frühen Arbeiten zeigen noch nicht die ausgeschriebene Handschrift seiner späten Jahre, sie sind intimer, nicht so oberflächlich.

Zorns Altersgenosse Oscar Björck, der die schwedische Ausstellung in Deutschland zusammengestellt hatte, hat sich ähnlich wie Zorn in den letzten Jahrzehnten vor allem als Bildnismaler einen Namen gemacht. Seine Arbeiten zeichnen sich durch eine feine Koloristik und einen eleganten Vortrag aus, der sich von allen Äußerlichkeiten freizuhalten weiß. Das in der Komposition sehr glückliche Kindergruppenbild gibt eine gute Vorstellung von der Art des sympathischen Künstlers.

Gösta von Hennigs, etwas jünger als die beiden vorigen Maler, ist ein Schüler von Anders Zorn. Wie Toulouse-Lautrec und Degas entnimmt er der Welt der Bühne, des Zirkus, des Variétés seine Themen. In geschickt gewählten Bildausschnitten malt er uns in lustigen Farben, die er mit breitem Pinsel auf die Fläche setzt, die Welt des Scheins und läßt uns gern einen Blick hinter die Kulissen und in die Garderobenräume tun.

Blicken wir auf die Arbeiten der jungen



Sonnenwendtanz in Dalarne. Gemälde von Anders Zorn
Stockholm, Nationalmuseum



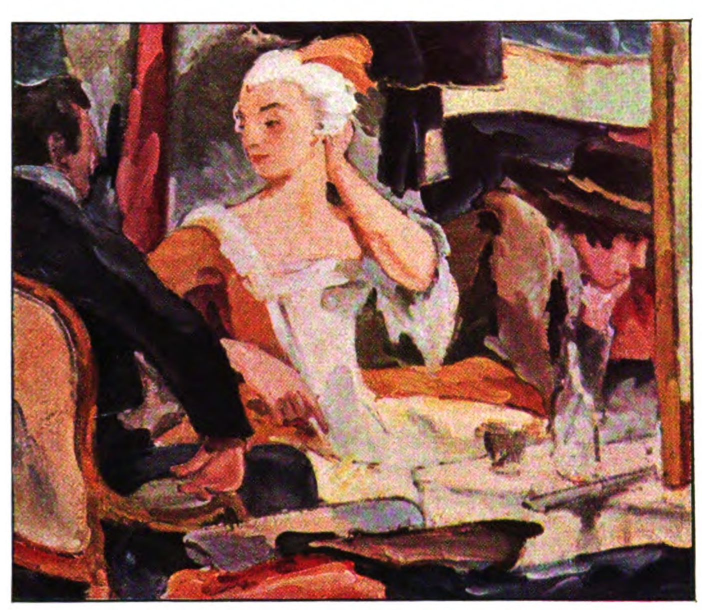
Aphrodite und der sterbende Adonis
Bildwerk von Ivar Johnsson

schwedischen Generation, die Ende der achtziger Jahre geboren ist, so tritt uns hier der Unterschied gegen die gleichzeitige deutsche Kunst deutlich vor Augen. Kurz nach 1900 kam bei uns der Expressionismus zum Durchbruch. In den leidenschaftlichen, farbglühenden Bildern unserer Maler wetterleuchtete es von kommenden geistigen und politischen Umwälzungen. Diese Kunst, die so rücksichtslos mit der Natur umsprang, daß sie nur als Vorwand zur Offenbarung innerer Gefühle zu gelten schien, entsprang den tiefsten Quellen deutschen Wesens. Unbändig, explosiv, gedanklich belastet, grüblerisch trug der Expressionismus einen stark nationalen Ausdruck.

Die junge schwedische Malerei dagegen zeigt einen starken französischen Einschlag. Sie hat nicht so entschlossen die alte Anschauungsform, wie es bei uns geschehen ist, über Bord geworfen. Vielmehr hat auch die junge Generation ihre Ausbildung in Paris gesucht, wie die Väter es getan. Die Entwicklung ist dadurch kontinuierlicher, ruhiger in den Gleisen der formstrengeren französischen Kunst verlaufen. Außerdem ist ja Schweden von Krieg und Revolution verschont geblieben, es fehlt daher auch seiner Kunst der Niederschlag tiefster Erschütterung. Sie wirkt unproblematischer, stiller, aber auch nicht so eigenwillig wie die



Forellenfischer. Gemälde von Leander Engström



Im Ankleideraum. Aquarell von Gösta von Hennigs

jüngste Malerei in Deutschland. Zu den großen Anregern der modernen Malerei bei uns gehört der Norweger Edvard Munch. Es ist merkwürdig, daß er auf die schwedischen Künstler kaum gewirkt hat. Munchs eigenartig visionäre Gestaltungskraft scheint nicht zu dem heiteren, unbeschwerten Charakter der schwedischen Malerei zu passen. Statt dessen hat die Persönlichkeit Henri Matisses tiefen Einfluß auf die jungen nordischen Künstler gehabt. Sie sind scheint's so ziemlich alle durch seine Schule in Paris gegangen. Voran Isaac Grünewald, der mit die stärkste Begabung unter ihnen ist. Er hat die leichte, geistreiche und geschmackvolle Art zu charakterisieren, den Pinsel zu führen dort gelernt. Die weltmännische, kultivierte Art sich künstlerisch auszudrücken, kehrt bei den jungen Schweden wieder, wie wir sie bei Larsson, bei Zorn, bei Liljefors und anderen beobachtet haben. Die klare Übersichtlichkeit der Bildkomposition, die anmutige farbige Haltung, die dekorative Flächenbehandlung gehören zu den charakteristischen Merkmalen der neuen Bilder. Leander Engströms Forellenangler ist dafür ein gutes Beispiel.

Auch die neue Sachlichkeit, wie man sich gewöhnt hat, die letzte Phase der malerischen Entwicklung zu nennen, sieht in Schweden anders aus als in Deutschland. „Naivisterna" nennen die Schweden selbst diese jungen Maler, die Naiven — und wirklich, die Bilder sehen unschuldig wie ein zweites Biedermeier aus, liebevoll, peinlich sauber durchgemalt, die Themen harmlos, die Formate klein. Es fehlen ihnen die Schärfe, die fast wissenschaftlich anmutende Trockenheit, die Raumprobleme der entsprechenden deutschen Erscheinungen. Aus der Zahl dieser Gruppe nennen wir Otte Sköld, Hilding Linnqvist und Arvid Fougstedt, dessen Doppelbildnis (Hamburg, Kunsthalle) wir S. 78 zeigen. In der sauberen, übersichtlichen Kompositionsart Percys und Jolins verbinden sich schwe-



Madame de C.-F. Gemälde von I. Grünewald



Frau und Knabe. Gemälde von Arvid Fougstedt

dische Traditionen und französische Schulung. — Von den Bildhauern der jungen Generation heben wir nur zwei hervor, Carl Milles und Ivar Johnsson. In Milles besitzt Schweden den vielleicht bedeutendsten und eigenartigsten Denkmalsplastiker Euro-



Paul. Gemälde von Arthur Percy

pas. Nach Anfängen in einer impressionistisch aufgelösten Flächenbehandlung, ging Milles nach manchen Wandlungen zu immer größerer Vereinfachung über. Sein Sten-Sture-Denkmal in Upsala und sein Gustav Wasa gehören zu den eindrucksvollsten Monumentalwerken, die wir kennen. Das barocke Element in seiner Kunst zeigt uns seine Nixe auf einem Delphin durch die Flut reitend. Neben ihm verdient Johnsson genannt zu werden, der mit einem David 1925 in Paris den Grand prix errang (Helsingborg). In der glücklich komponierten Bronzegruppe der Aphrodite mit dem sterbenden Adonis (Museum zu Malmö) wandelt er auf den Pfaden des Neuklassizismus.

Der flüchtige Überblick über die neuere schwedische Malerei, den wir in diesen Zeilen zu geben versucht haben, konnte nur einige führende Persönlichkeiten und die nicht einmal vollständig aufzählen. Nur der Besuch des Landes selbst und seiner Museen wird dem Kunstfreund ein wahres Bild der malerischen Entwicklung Schwedens geben. Doch eines werden auch die Abbildungen dieses Artikels gezeigt haben, daß in

runden Nase und einer braunen, fast schwarzen Hautfarbe ging er stets etwas vornübergebückt. Zu diesem die meisten nicht sehr anziehenden Äußeren kam ein infolge seiner Taubheit häufig verschlossenes, argwöhnisches Wesen und eine bärbeißige, rauhe Umgangsform, die besonders die zarteren Seelen von ihm abstieß. „Seine Mutter scheint ein Mann gewesen zu sein," meinte der Tondichter Zelter einmal über ihn zu Goethe.

Einzig der Blick seiner Augen und das Lächeln seines Mundes strahlten zuweilen den ganzen großen innern Reichtum dieses einmaligen Wesens wider. Aber von seiner Totenmaske mit den tief geschlossenen Lidern, den breiten, wie eine Wunde aufklaffenden Lippen war auch dieser seltene Ausdruck seiner mitfühlenden, mitjubilierenden Menschlichkeit verschwunden. Sie starrte den Beschauer nur mit jenem erhabenen Ernst an, den Rossini von seinem Besuch bei Beethoven als den Hauptausdruck des Meisters bezeichnete, der selber die persönlichen Huldigungen dieses Italieners sanft abwehrte mit den Worten: „Ich bin nichts mehr als ein Unglücklicher." Un infelice!

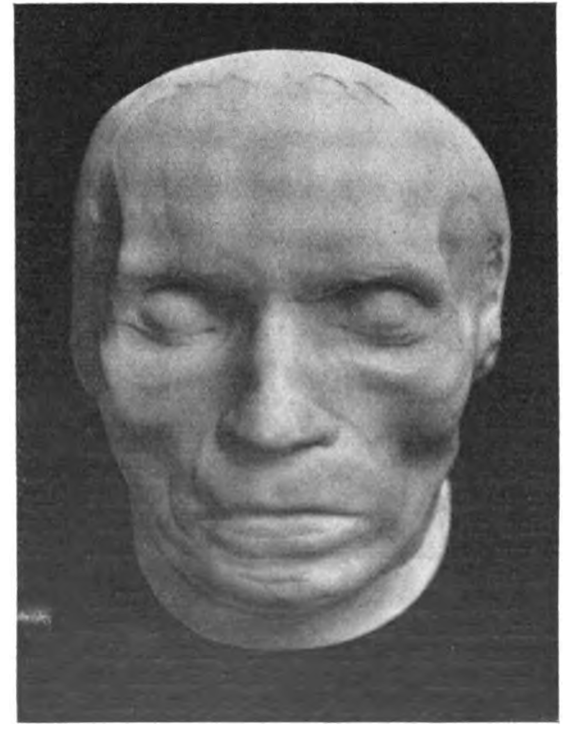
Dem braven Genremaler Danhauser fiel dieses Geschichtchen von Beethoven, das Rossini damals in Wien erzählt hatte, wieder ein, als er jetzt die Gipsmaske des toten Tonschöpfers wie eine Schale voll von Bitternissen und Schmerzen in seinen Händen wog. Un infelice! Wem sollte er diese letzte schauerliche Aufnahme des Gewaltigen schenken? Er dachte zunächst an den Dichter Grillparzer, von dem er wußte, daß er zu den persönlichen Bekannten und Verehrern des Verstorbenen gehört hatte. Aber Grillparzer konnte ihn nicht gleich empfangen, weil er dem Schauspieler Anschütz die Grabrede einstudieren mußte, die er für die Beerdigung Beethovens verfaßt hatte. Und als Danhauser nach dem Begräbnis noch einmal mit der Maske bei Grillparzer anpochte, weigerte dieser nachdrücklich die Annahme einer solchen Entsetzlichkeit. Der lebende Tonmeister, so führte der Dichter dabei aus, stehe ihm noch so stark und warm vor Augen, und er entsinne sich noch so deutlich jedes seiner abgehackten Worte, als sie über den Text zu einer Oper „Melusine" verhandelt hätten, daß er sich diese tiefen, schönen Eindrücke nicht durch den steten Anblick einer solchen grausigen Totenmaske stören lassen wolle. Auch hause er als tragischer Dichter ohnedem den unterirdischen Bezirken des Hades allzu benachbart, um sich durch solch eine Gabe, die an die Vernichtung streife, ständig noch an das Sterben und Vergehen erinnern lassen zu dürfen. Ebenso wie der Dichter Österreichs wies auch die Wiener Hofbibliothek, der Danhauser nunmehr die Totenmaske anbot, dies trauervolle Geschenk zurück. Mit dem Bemerken, dergleichen Gegenstände dürften wohl in der Kapuzinergruft, wo die toten Kaiser und Kaiserinnen ruhten, einen Platz finden, aber nicht in einer Bücherei, in der frische und lernbedürftige junge Männer aus- und eingingen.

Der biedere Danhauser wurde ganz böse und verstimmt über den unheilvollen Abguß, den keiner haben wollte und den er selber in einer finsteren Ecke seiner Werkstatt verbergen mußte, weil verschiedene Wienerinnen, die bei ihm Modell standen, erklärt hatten, sie kämen nicht wieder, solange der Gespensterkopf bei ihm herumhing. Schon dachte Danhauser daran, die Unglücksmaske nach England zu verkaufen. Die Engländer waren schon zu Lebzeiten Beethovens, um ihn zu sehen, scharenweise nach Wien gepilgert, wie jener komponierende Brite, von dessen wunderlichen Huldigungen uns späterhin Richard Wagner in seiner Pilgerfahrt zu Beethoven erzählt hat. Die Engländer hatten sich auch noch des erkrankten und notleidenden Meisters erbarmt, indem ihm von ihnen durch Moscheles hundert Pfund Sterling als Vorschuß auf ein Konzert aus seinen Werken geschickt worden waren. Die Rührung über dies „noble Volk" hatte ihm noch die letzten Tränen entlockt, die über seine völlig eingefallenen und ausgehöhlten, knochigen Wangen gelaufen waren. „Möge mir der Himmel!" so hatte der Meister in seinem letzten Brief nach London schreiben lassen, „nur recht bald wieder meine Gesundheit schenken, und ich werde den edelmütigen Engländern zeigen, wie sehr ich ihre Teilnahme an meinem traurigen Schicksale zu würdigen weiß. Eine ganze skizzierte Symphonie liegt in meinem Pulte, ebenso eine neue Ouvertüre oder auch etwas anderes. Alles, was die Philharmonische Gesellschaft in London nur wünscht, werde ich mich zu erfüllen bestreben und noch nie bin ich mit solcher Liebe an ein Werk gegangen, als es hier der Fall sein wird."

Doch die Engländer scheuen im allgemeinen vor einem allzu nahen und eifrigen Befassen mit dem Tode zurück. Sie bestatten ihre großen Künstler auf das würdigste in ihrer Westminsterkapelle. Aber damit ist ihnen in der Regel auch genug getan. Diese Ansichten brachte dem nicht sehr weltgewandten Danhauser ein schlauer rheinischer Antiquarius bei, der in seinem Atelier die mißachtete letzte Maske seines be-



rühmten Bonner Landsmannes entdeckte. Es gelang ihm denn auch, dem Wiener Maler den Gedanken, das „wertlose Dings“ nach England zu veräußern, auszureden und ihm die Maske für ein höchst billiges Geld abzuhandeln. Der Rheinländer nahm sie mit nach Hause und übergab das letzte Antlitz Beethovens aus Anlaß seines hundertjährigen Geburtstags der Universität Bonn. Dort hing das greuliche Gipswerk jahrelang in der Bibliothek herum. Man ließ es mit Absicht verstauben, damit es weniger Entsetzen um sich verbreitete. So fand es eines Tages ein Professor, der in der Bücherei Ordnung schaffen sollte. „Der arme Schiller!“ sagte er und blies und wischte die schwarze Kruste von dem Abguß ab. Da bemerkte er zu seinem Schrecken, daß sich ihm unter den Händen der vermeintliche Schillerkopf in dies erschütternde Todesangesicht des übermenschlichen Tonschöpfers verwandelte. Er erwirkte alsbald die Erlaubnis, die Maske des Meisters in das Beethovenhaus bringen zu dürfen, in jenes Geburtshaus des Künstlers in der Bonngasse, das erst vor kurzem zu einer Gedächtnisstätte Beethovens gemacht worden war, nachdem es bis dahin einem Tingeltangel allerübelster Sorte Platz geboten hatte. Der Wiederentdecker der Totenmaske des größten Bonners trug sie persönlich an den neuen würdigen Platz, den man für sie bestimmt hatte. Die Kinder auf den Straßen, durch die er kam, liefen erschrocken beim Anblick des Totenkopfs weg, ähnlich, wie sie früher oft vor dem jungen Beethoven fortgerannt waren, wenn er mit seinem finstern, fremdländischen Aussehen wie ein „Spangol“, ein Spaniole, von seinem elterlichen Hause zum Franziskanerkloster als kurfürstlicher Orgelspieler geschritten war. Nun starrt das letzte Gesicht des Meisters als ernstestes Memento mori von der Wand unfern der kleinen und engen Dachkammer, in der er geboren wurde, als Sohn einer Magd und Bürger einer Welt der Schönheit, deren glänzender Widerschein in seinen Werken uns über allen Staub und Schlamm der Erde erhebt. —



Die Totenmaske Beethovens Nach dem Abguß des Malers Joseph Danhauser. Bonn, Beethovenhaus

Klein, Novelle von Norbert Jacques

In der Stadt wußte man nichts andres von ihm, als daß er Klein hieß, einen Teil des Jahres — doch da begann schon Mystisches Nebel um ihn aufsteigen zu lassen — in Wien als Musiker verbrachte, als Klavierspieler ... in der Großen Oper ... Er sprach nie mit jemand. Er lief den ganzen Tag mit überaus eiligen Schritten seiner kleinen Beine spazieren, durchquerte die Stadt, hastete in der Bannmeile herum, begab sich aber nie über den Bereich der Häuser hinaus.

Also, mit der Musik in Wien mochte es nicht weit her sein. Seine Stiefel waren am Oberleder sehr stark geflickt. Er trug immer ein und dieselbe Hose mit verdächtigen Rändern. Er hielt, wenn er dahin eilte, das hellfarbige Köpfchen immer etwas schief. Unter dem schwarzen Hütchen hingen glattgekämmte lange, gelbe Haare bis über den Kragen herunter. Nun ja, er war ja Musiker. Das war nachzusehn. Aber um die lichtgrünen Äuglein hatte er überhaupt keine Haare, war auch sonst glatt rasiert, trug eine große, schöne Nase und abgesehn von den haarlosen Augen hatte er ein gewisses Gepräge im Gesicht. Man drehte sich nach dem Männchen um, wenn es daher hastete. Klein war anders, mehr braucht man nicht zu sagen.

Einmal gingen zwei Knaben an ihm vorbei. Da hatte der eine der beiden, der Bartel hieß, den plötzlichen, unerklärlichen Einfall, vor Klein stehen zu bleiben, mit dem Schein tiefen Respektes seine Mütze vom Kopf zu reißen und laut zu sagen: „Guten Tag, hoher Fürst!" Dann wollte er lachend über den vortrefflichen Scherz sich wieder seinem Kameraden zuwenden und einem etwaigen queren Einschnappen des Narren durch Flucht sich entziehen. Aber bevor Bartel das tun konnte, blieb Klein stehen, wandte sich voll zu den Knaben, und indem er ebenfalls tief seinen Hut zog, antwortete er in überaus freundlichem Ton: „Guten Tag, mein Herr! Ich danke verbindlichst!" Dazu lachten seine kleinen Augen beglückt. Gleich hastete er weiter.

Bartel schaute ihm betroffen nach. Auch sein Kamerad vermochte sich nicht in die unerwartete Entwicklung der Begebenheit hineinzufinden. Aber von dieser Stunde an stand ein heimliches Etwas zwischen Bartel und Klein. So oft die beiden sich begegneten, zog Klein seinen Hut vor dem Knaben, und Bartel auch grüßte ernst, höflich und fühlte dabei sein Gemüt von einer warmen Welle überschwemmt, die aus einer Gegend herankam, in der die Seligkeit der Zukunft dunkel umglänzt das Knabenherz erwartete.

An einem Herbsttag war Nebel. Bartel ging allein durch den Park, der nach Südwesten die Stadt umschloß. Er schritt einen schmalen Weg hin und sah durch den Nebel eine Gestalt auf sich zukommen. Fast prallte er mit ihr zusammen. Da erkannte er, daß es Klein war. Klein stammelte etwas, hielt die Schritte an. Dann zog er wie gewöhnlich seinen Hut sehr respektvoll, zögerte, tat, als wollte er etwas sagen, aber zugleich, als wollte er weiterhuschen, und blieb doch stehn. Er schaute mit seinen kleinen, nackten, lichtgrünen Augen Bartel verlegen an.

Auch Bartel fühlte einen Stich im Herzen und ging nicht weiter. So standen beide eine Weile stumm und unruhig nebeneinander. Da stammelte Bartel: „Guten Tag, Herr Klein!"

Klein schaute ihn wehmütig an. Mit einer kleinen, leisen, etwas unsicheren Stimme sagte er: „Sie haben ... einmal mich anders, mit ... einem Titel ... haben Sie mich gegrüßt."

Bartel sich schämend und in der Furcht, wegen seines Scherzes zur Verantwortung gezogen zu werden, stotterte: „Verzeihen Sie ... mir, Herr ... Klein!"

Aber Klein winkte mit dem Köpfchen ab. Er hob zugleich eine seiner Hände aus der Manteltasche. „Was ist an der Wahrheit zu verzeihn?"

Bartel schaute ihn betroffen an.

„Aber eine Frage mein Herr," fuhr Klein fort, „erlauben Sie mir gütigst: woran sahen Sie, daß ich ein Fürst bin?"

Bartel war erschrocken. Was sollte er antworten? Aber er sah das ferne, winzige Lächeln das absonderliche Gesicht Kleins mit einem seidigen Erzittern, wie mit einem Schein erhellen, der nicht aus diesem grauen Tag kam. Betreten senkte er die Augen und begann sich zu schämen, daß er damals mit einem so dummen Scherz einen solchen Menschen zu belästigen gewagt hatte. Denn die Augen Kleins leuchteten aus dem nackten Gesicht wie etwas, das weit über dem Leben stand, in dem Bartel bisher sich aufgehalten hatte. Etwas, das zwischen dem Hiersein und einer andern unaussprechbaren Gegend trennend eine Schicht hatte. Und wie Klein jetzt vor ihm stand mit diesen Augen, schien es Bartel, als ob das gelbe haarlose Ge-

sicht in irgendeiner andern Luft daheim war, als ob eine andre Atmosphäre auf diese Augen drückte. Sie hatte eine holde Seligkeit in sich, die sich in das Ungewisse des Kommenden verlor.

„Nein," fuhr Klein fort, mild lächelnd und mit leisen, langgezogenen und singenden Tönen, „nicht ein Fürst aus einem Steinpalast, selbstverständlich nein, mein lieber Herr, was meinen Sie?"

Bartel leise bebend flüsterte erregt: „Nein . . . nichts! Wer sind Sie . . .?"

Der Nebel umschloß sie beide in dem einsamen Park, wie eine weglose, unausmeßbare Kugel in der Raumlosigkeit. Klein sagte: „Wenn ich wieder meine Heimat verlasse, in der nächsten Woche, lieber Herr, dann gehe ich in mein Reich zurück. Und wenn ich wieder darin bin, dann vermag ich es, mit diesen Fingern . . ." wobei Klein den dicken Wollhandschuh der linken Hand abzog und mit dieser in dem Nebel auf und ab fingerte wie an einem geisterhaften Geigenhals „. . . daß die Straßen Wiens zu erklingen anfangen bis hoch hinauf auf die bebenden Spitzen der Türme. In der Dunkelheit eines Saales halten dann zweitausend Menschen den Atem an, weil sie sehen, daß ihre Seele aus ihrem Körper geht. Dann bin ich in meiner richtigen Heimat."

Bartel stand erstarrt und horchte diesen Worten zu, die er nicht verstand. Die Scham war fort aus ihm. Seine Seele brannte. Der Glaube war in sie gekommen, der Glaube an Klein... Es war einerlei, was Bartel glaubte. Er glaubte an diesen kleinen Mann, an diese huldvollen, wie eine Wiese im April so hellen Augen.

Und Klein fuhr fort. Seine Äuglein sprühten. Doch seine Stimme blieb leise und fern: „Männer sind nicht mehr Männer und Frauen sind nicht mehr Frauen. Sie sind alles zusammen und haben einander nicht mehr nötig. Es gibt keine Ergänzungen mehr, keine Erwägungen und keinen Verstand und keine Sehnsucht und kein Untergehn. Alles überflüssig! Von diesen Fingerspitzen fließt das Elixier aller Erlösung ab. Und sie trinken es, lieber Herr, sie trinken es . . . und werden Götter."

Bartels Ohren waren wie fellüberspannte Schluchten, und tief und tausendfach hallten die Worte hinab in ihn. Er glaubte sie, ohne zu wissen, was er glaubte. Ihm war, es habe sich in der Dunkelheit der Erde seiner vierzehn Jahre wie beim Tode Christi ein Riß aufgetan. Er sah in das dem Knaben Unglaubhafte hinein . . . in das männliche Nehmen. Er sah hinein in den Weg seiner jungen Sehnsucht.

„Ja, lieber Herr," sagte Klein jetzt ruhig, mäßig und versunken. „Dieses Nest ist nur die Heimat dieses Gefäßes, das die Menschen Klein heißen. Aber die Heimat meines Gemütes ist dort. Und dort auch bin ich ein Fürst."

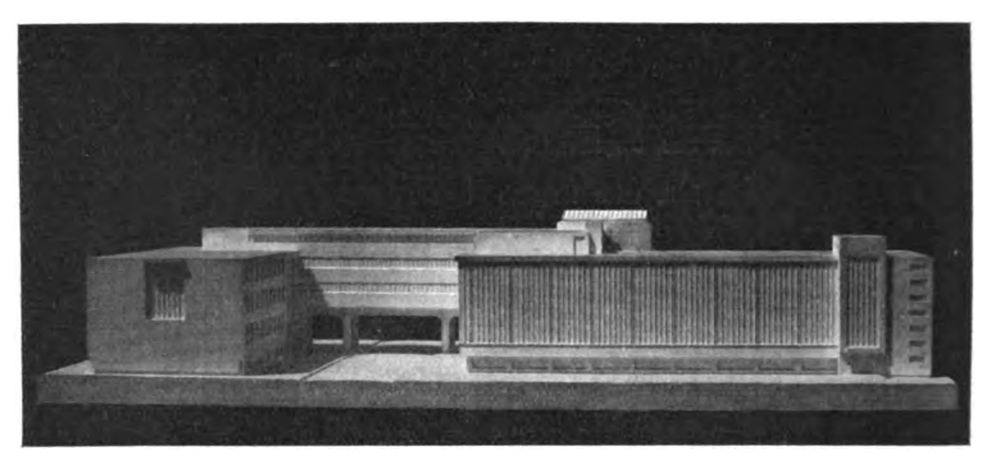
Aus Bartels Glauben erwuchs das Glück. Er fühlte sich so, als sei er die Rippe, die Gott aus dem ersterschaffenen Menschen genommen, um das zweite Wesen zu machen. Ein Dämmerschein aus der Urzeit traf seine Seele, und durch sein Bewußtsein bohrte sich mit einem Strahl das Elementare auf — die Phantasie. Mit dem Augenblick dieses Empfindens jedoch spürte er sofort, daß das Glück mit der ewigen Traurigkeit des Todes gepaart sei. Ein wildes, überheißes Aufsprudeln, eine chaotische, hinschleudernde Erregtheit nahmen sein empfindsam junges Herz in Besitz.

Er hörte nicht mehr, wie Klein sagte: „Woher wissen Sie das nun? Denn daß Sie es wissen, habe ich aus Ihrem ersten Gruß sofort verstanden." Ihn plötzlich wehmütig, mit kleiner werdenden Augen anlauernd, fügte er hinzu: „Weshalb sagen Sie nicht mehr den hehren und wahren Gruß: Hoher Fürst?"

Nein, das hörte Bartel nicht mehr. Es war ihm vor diesen neuen Dingen seiner Seele, als sei er in einem purpurnen Fatum in sich selber abgestürzt. Aber es war eine mit Melancholie gesättigte Glückseligkeit, in die er fiel und sich verlor. Aus allem Ungreifbaren und Dunkeln des Lebens erhob sich ein Schluchzen in seine Kehle. Sehnsüchtig, mit Kleins Brust, aus der das süße Geheimnis des höheren Seins ihm aufgebrochen war, seinen Zustand zu teilen, drängte er zu ihm und faßte mit knabenhaft ungestümer Zärtlichkeit nach seinen Schultern.

Aber der kleine Mann rückte vor diesem Ausbruch erschrocken zurück. Er begann mit seinen hastigen Beinchen zu laufen . . . in den Nebel hinein... davon... „Ja, was? was?" stammelte er außer sich. Die kleinen Augen waren bös und zornfunkelnd. Es war doch deutlich zu hören gewesen: „Guten Tag, hoher Fürst?! . . . Geirrt! Geirrt! Menschen! . . . Pfui . . ."

Bartel aber sank am Nichts hinab auf den Boden und lag lange auf der nassen Erde im Nebel des Parks, wie in einem Gefängnis, aus dem es Rettung nicht gab. Er erhob sich erst, als seine enttäuschte Knabenseele sich ausgeweint hatte. Im Nebel vor ihm aber stand jetzt ein unsichtbares Loch. Seine erste Sehnsucht lief torkelnd hinein . . . Phantom! Phantom . . . lief vergeblich.



Modell zum inzwischen vollendeten Neubau des Bauhauses in Dessau. Entwurf von Walter Gropius

Das Bauhaus in Dessau

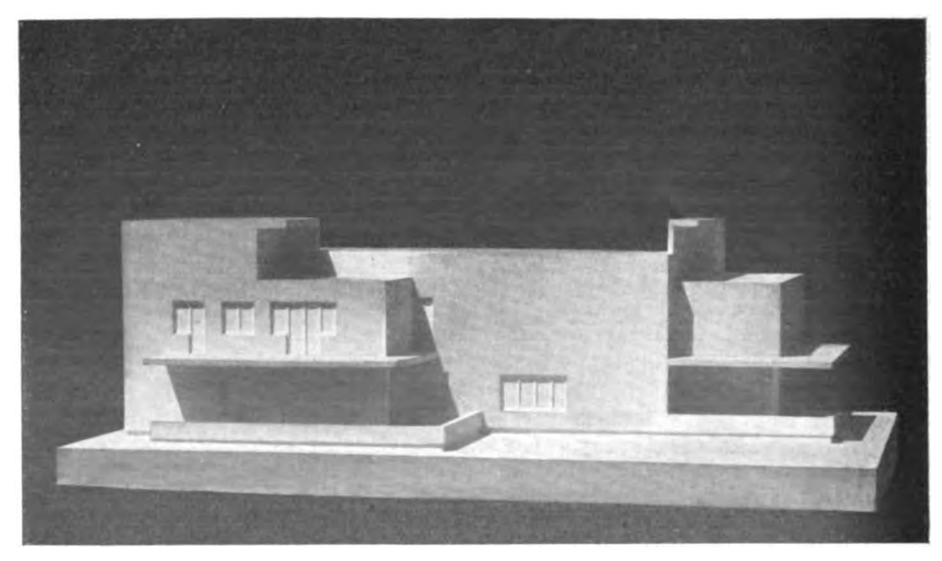
Die Aufgabe. Von Walter Gropius, Direktor des Bauhauses

Das Bauhaus ist eine Hochschule für gestaltende Arbeit. Es erstrebt die Sammlung alles künstlerischen Schaffens zur Einheit, die Wiedervereinigung aller werkkünstlerischen Disziplinen zu einer neuen Baukunst. Das Bauhaus will der zeitgemäßen Entwicklung der Behausung dienen, vom einfachen Hausgerät bis zum fertigen Wohnhaus.

In der Überzeugung, daß Haus und Wohngerät untereinander in sinnvoller Beziehung stehen müssen, sucht das Bauhaus durch systematische Versuchsarbeit in Theorie und Praxis — auf formalem, technischem und wirtschaftlichem Gebiete — die Gestalt jedes Gegenstandes aus seinen natürlichen Funktionen und Bedingtheiten heraus zu finden.

Diese Wesensforschung führt zu dem Ergebnis, daß durch die entschlossene Berücksichtigung aller modernen Herstellungsmethoden, Konstruktionen und Materialien Formen entstehen, die, von der Überlieferung abweichend, oft ungewohnt und überraschend wirken (vgl. beispielsweise den überraschenden Gestaltwandel von Heizung und Beleuchtung).

Die Suche nach neuen Formen um jeden

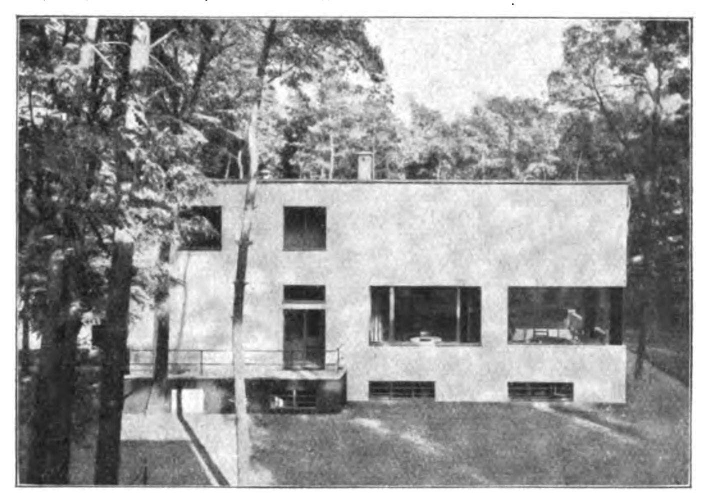


Modell eines Doppelwohnhauses der Bauhaus-Siedlung in Dessau. Entwurf von Walter Gropius

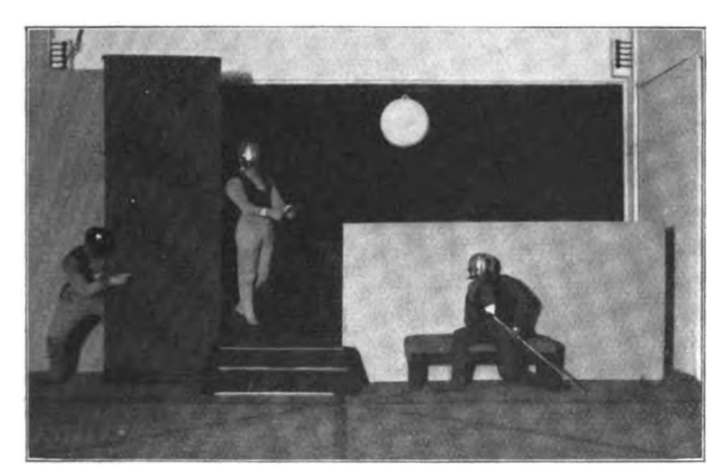
Preis dagegen, soweit sie sich nicht aus der Sache selbst ergeben, wird ebenso abgelehnt wie die Anwendung rein dekorativer — erdachter oder historischer — Schmuckformen.

Denn die Fähigkeit, einen Gegenstand „schön“ zu gestalten, beruht auf der meisterlichen Beherrschung aller formalen, technischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen, aus denen sein Organismus resultiert. Die Art, in der der gestaltende Mensch die Beziehungen der Massen, Materialien und Farben des zu gestaltenden Dinges ordnet, schafft diesem das charakteristische Gesicht. In den Maßverhältnissen dieser Ordnung liegt sein geistiger Wert verborgen, nicht in äußerlicher Zutat von schmückendem Ornament und Profil; diese stören sogar seine klare Gestalt, sobald sie nicht funktionell begründet sind.

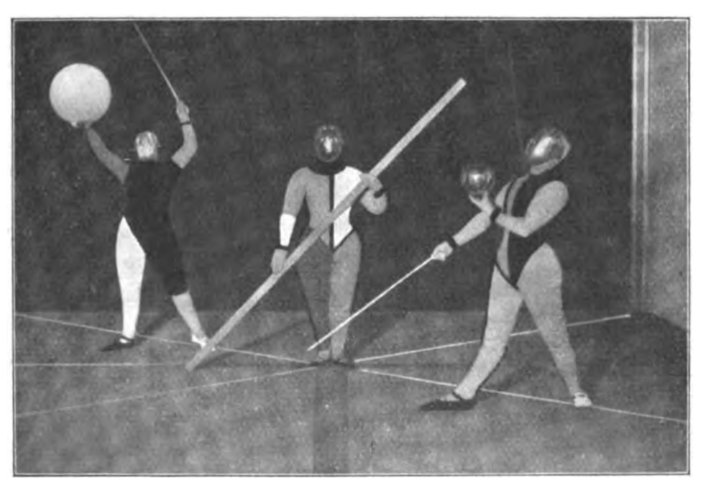
Nur durch dauernde Berührung mit der fortschreitenden Technik, mit der Erfindung neuer Materialien und neuer Konstruktionen gewinnt das gestaltende Individuum die Fähigkeit, die Gegenwart in lebendige Beziehung zur Überlieferung zu bringen und daraus die neue Werkgesinnung zu entwickeln: Entschlossene Be-



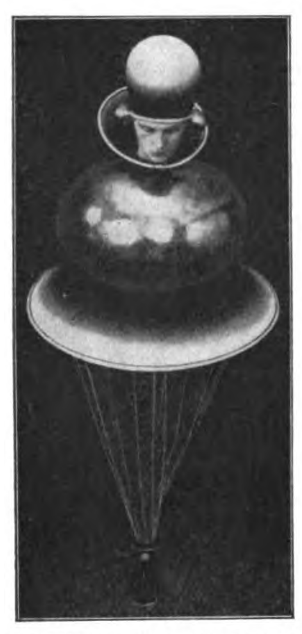
Einzelhaus Gropius der Bauhaus-Meisterhäuser, Dessau. Jurkoschlackenbeton-Bauweise; steineiserne Decken, begehbare Dachflächen. Ostseite. Entwurf von Architekt Walter Gropius



Szenenbild der Versuchsbühne am Bauhaus, Dessau. Entwurf von Oskar Schlemmer



Formentanz auf der Versuchsbühne am Bauhaus Entwurf von Oskar Schlemmer in Dessau



Figur für das Triadische Ballett
Entwurf von Oskar Schlemmer

jahung der lebendigen Umwelt der Maschinen und Fahrzeuge. — Organische Gestaltung der Dinge aus ihrem eigenen, an die Gegenwart gebundenen Gesetz heraus, ohne romantische Verspieltheiten und Beschönigungen.

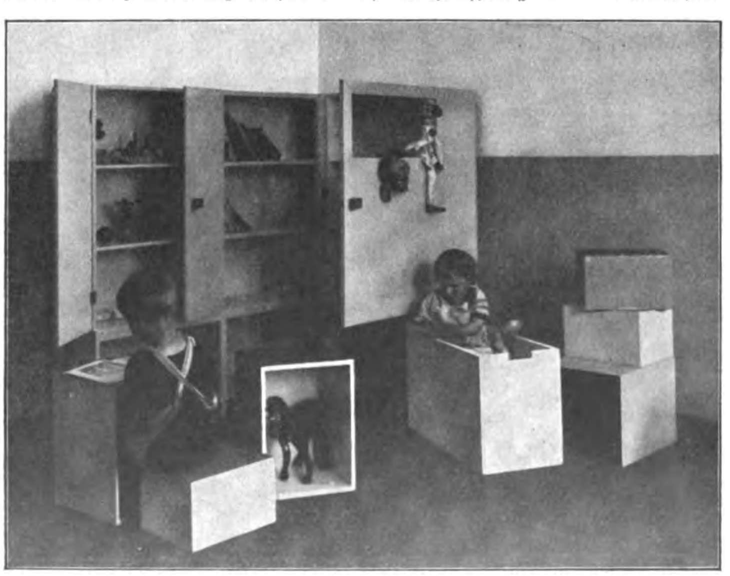
Beschränkung auf typische, jedem verständliche Grundformen und -farben.

Einfachheit im Vielfachen, knappe Ausnutzung von Raum, Stoff, Zeit und Geld.

Die Schaffung von Typen für die nützlichen Gegenstände des täglichen Gebrauchs ist eine soziale Notwendigkeit. Die Lebensbedürfnisse der Mehrzahl der Menschen sind in der Hauptsache gleichartig. Haus und Hausgerät ist Angelegenheit des Massenbedarfs, ihre Gestaltung mehr eine Sache der Vernunft als eine Sache der Leidenschaft. Die typenschaffende Maschine ist ein wirksames Mittel, das Individuum durch mechanische Hilfskräfte — Dampf und Elektrizität — von eigener materieller Arbeit zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse zu befreien und ihm vervielfältigte Erzeugnisse billiger und besser als von der Hand gefertigt zu verschaffen. Eine Vergewaltigung des Einzelwesens durch die Typisierung ist ebensowenig zu befürchten wie eine völlige Uniformierung der Kleidung durch das Gebot der Mode. Trotz typischer Gleichartigkeit der einzelnen Teile behält das Individuum Spielraum zu persönlicher Abwandlung. Denn infolge der natürlichen Konkurrenz ist die Zahl der vorhandenen Typen für das einzelne Ding doch immer so reichlich, daß dem einzelnen die persönliche Wahl des ihm am meisten entsprechenden Modells überlassen bleibt.



Figur für das Triadische Ballett
Entwurf von Oskar Schlemmer



Aus dem Kinderzimmer: Spielschrank in Betrieb. Entwurf von Alma Buscher

Die Bauhauswerkstätten sind im wesentlichen Laboratorien, in denen vervielfältigungsreife, für die heutige Zeit typische Geräte sorgfältig im Modell entwickelt und dauernd verbessert werden.

Das Bauhaus will in diesen Laboratorien einen neuen, bisher nicht vorhandenen Typ von Mitarbeitern für Handwerk und Industrie heran-



Arbeitszimmer. Entwurf von Walter Gropius. Möbel in Kirschbaum mit gelben Bezügen

bilden, der Technik und Form in gleichem Maße beherrscht.

Diese Modellkonstrukteure müssen mit den maschinellen Werkmethoden fabrikmäßiger Vervielfältigung, die von denen des Handwerks abweichen, genau vertraut sein, wenn auch die Modellstücke mit der Hand ausgearbeitet werden. Denn aus der

Eigenart der Maschine entwickelt sich die neue eigene „Echtheit" und „Schönheit" ihrer Erzeugnisse, während die unlogische Nachahmung handwerklicher Arbeit mittels der Maschine den Makel des Surrogats trägt.

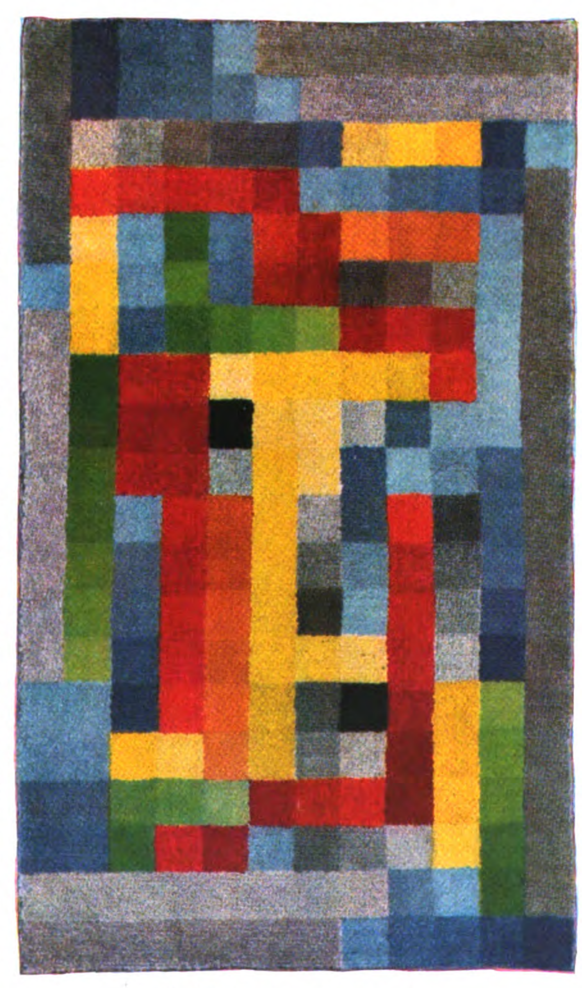
Das Bauhaus vertritt die Ansicht, daß der Gegensatz zwischen der Industrie und dem Handwerk weniger durch den Unterschied des Werkzeugs gekennzeichnet wird, als vielmehr durch die Arbeitsteilung hier und die Arbeitseinheit dort. Handwerk und Industrie sind aber in ständiger Annäherung begriffen. Das Handwerk der Vergangenheit hat sich verändert, das zukünftige Handwerk wird in einer neuen Werkeinheit aufgehen, in der es Träger der Versuchsarbeit für die industrielle Produktion sein wird. — Die in den Bauhauswerkstätten endgültig durchgearbeiteten Modelle werden in fremden Betrieben vervielfältigt, mit denen die Werkstätten in Arbeitsverbindung stehen.

Die Bauhausproduktion bedeutet also keine Konkurrenz für Industrie und Handwerk, sondern schafft vielmehr für diese einen neuen Aufbaufaktor. Denn das Bauhaus führt dem Werk- und Wirtschaftsleben schöpferisch begabte Menschen über die Praxis zu, die der Industrie Vorarbeit zur Produktion abnehmen sollen.

Das Bauhaus kämpft gegen Ersatz, minderwertige Arbeit und kunstgewerblichen Dilettantismus für eine neue Qualitätsarbeit.

Die Arbeit. Von Dr. Günther Frhr. von Pechmann

Einen neuen Stil zu suchen waren die Erneuerer des Kunstgewerbes um die Jahrhundertwende ausgezogen. Sie trugen in die gewerbliche Produktion ein Gestaltungsprinzip hinein, das bis dahin als ein Vorrecht der bildenden Künste, und zwar vorwiegend der Malerei und der Plastik, gegolten hatte: das Recht der künstlerischen Persönlichkeit, ihr Wesen in individuell-gestalteten Formen zum Ausdruck zu bringen. Von dem Gebiet der freien Kunst übertrug man die Forderung nach unbegrenzter künstlerischer Freiheit auf das Gebiet der Architektur und des Kunstgewerbes oder, wie man unter starker Betonung des künstlerischen Elementes jetzt sagte, der „angewandten Kunst". „Jeder, der sich ein Haus baue," rief damals Hermann Obrist aus, „sei womöglich sein eigener Architekt! Er bemühe sich, wenigstens in Planung und Ausgestaltung des einzelnen seinen eigensten, persönlichen Geschmack mit Vermeidung aller herkömmlichen Formen in freien Neuschöpfungen zur Geltung zu bringen! Los von Tradition und Schule! Verschließt eure Augen gegen die alten vererbten Formtypen! Wir müssen bei vielen Aufgaben ganz von vorne anfangen, wenn wir selbständig werden, vom Nachahmen der Alten loskommen wollen."



Knüpfteppich in Smyrnawolle
120×200 cm. Entwurf von Gertrud Hantschk. 1924

Man fürchtete nicht, durch die Erfüllung dieser Forderungen eine Anarchie der Formen herbeizuführen. Im Gegenteil, die Vertreter dieser Richtung, als deren temperamentvollster der belgische Architekt Henry van de Velde, der frühere Direktor der Kunstgewerbeschule



Kinderstühle und Tisch aus gesperrtem Holz von geringem Gewicht. Teppich für ein Kinderzimmer
Möbelentwurf: M. Breuer, Teppichentwurf: Benita Otte

Weimar, gelten darf, waren davon überzeugt, daß nur auf diesem Wege die Entwicklung eines neuen, dem Zeitgeist entsprechenden Stiles angebahnt werden könnte.

Die Schöpfungen einzelner führender Künstler, die bis etwa 1905 auf dem Gebiet der gewerblichen Künste, vor allem der Raumausstattung, entstanden, trugen demgemäß ein ganz persönliches Gepräge: sie mußten, wie immer das ästhetische Urteil sich zu ihnen stellen mochte, interessieren als Ausdruck eines ernsten, künstlerischen Suchens und Wollens. Die ganz individuellen Formen wurden aber auch von der Industrie aufgenommen und in allen erdenklichen Varianten abgewandelt: eine Flut von Neuheiten ergoß sich über den Markt. Bald war es unverkennbar, daß bei der allgemeinen Formverwilderung, welche die vielfachen Stilimitationen und dann die — zumeist mißverstandene — Benützung der von einzelnen Künstlern geschaffenen Formen in der Industrie hervorriefen, sich jene Erzeugnisse vorteilhaft aus der Masse der anderen heraushoben, welche unter Verzicht auf jede künstlerische Wirkung und vor allem auf jedes Ornament mit der sog. Zweckform sich begnügten. War es bei dem offenkundigen Mangel eines einheitlichen Formgefühls nicht der sicherste Weg zum Guten, wenn man „auf der Grundlage alles Schaffens, auf dem Vernünftigen und Zweckmäßigen“ aufbaute?

Die Vorbilder boten sich von selbst an: man sah sie überall, wo die Industrie ohne Streben nach Dekoration, auf der Grundlage naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und mit den Mitteln moderner Technik reine Zweckformen geschaffen hatte: Maschinen, Automobile, Motorboote, Flugzeuge nebst allem Zubehör solcher technischen Meisterwerke. Von der Anwendung neuer Materialien, insbesondere des Eisens und des Eisenbetons und von der modernen Technik erwartete man, daß ihre logische Verwendung zur Entwicklung eines modernen Stiles führen müßte.

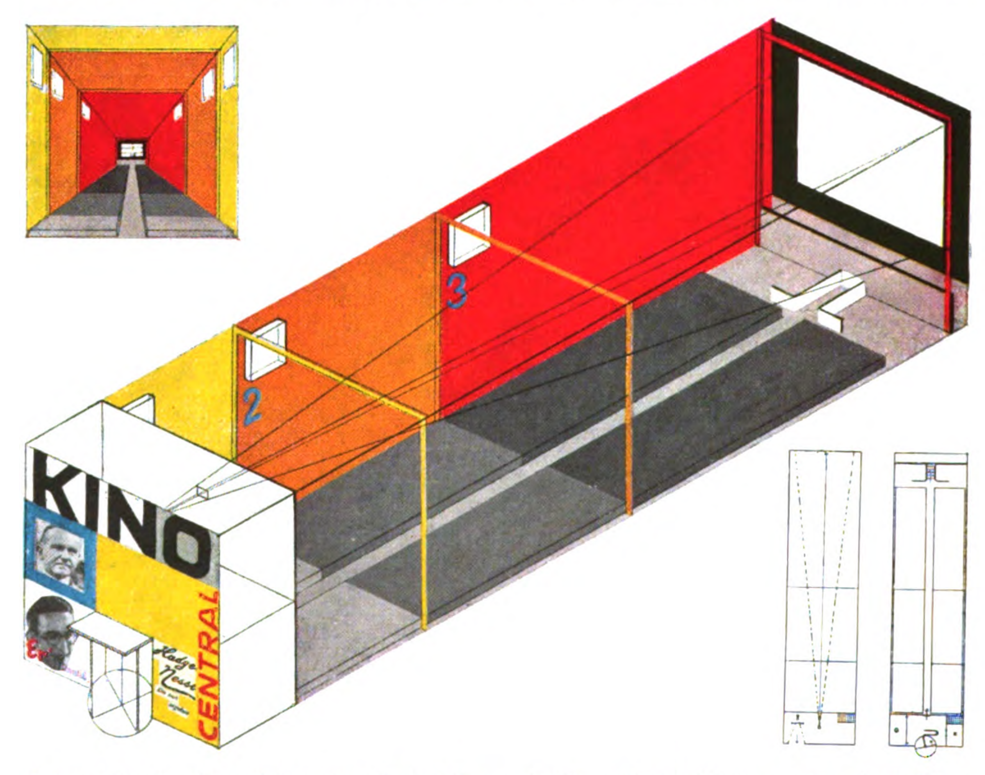
Die Erkenntnis war da, aber wie sieht es



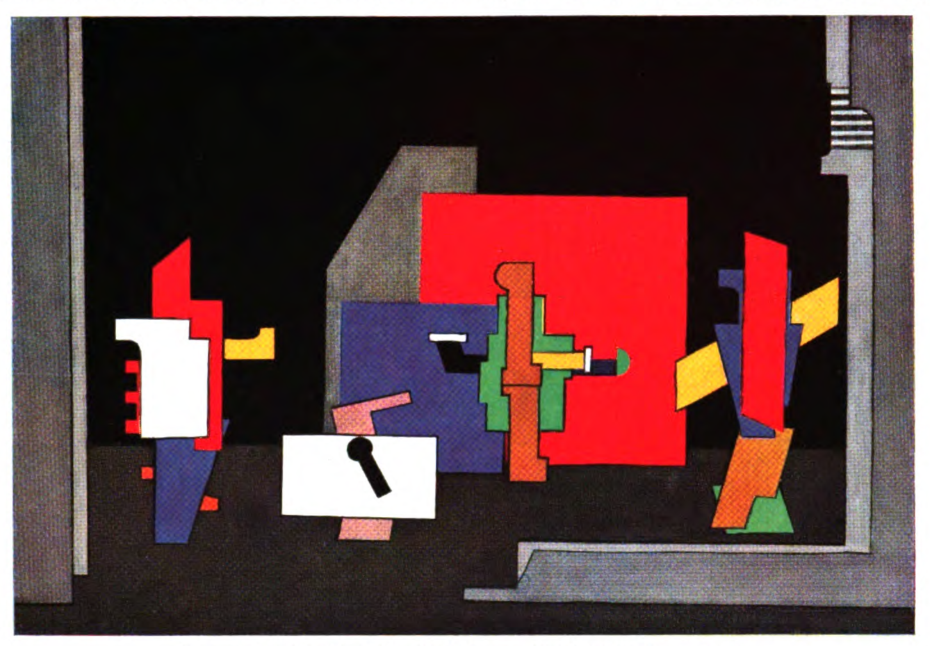
Mokkamaschine. Porzellan. Bauhausmodell für die Staatliche Porzellanmanufaktur, Berlin
Entwurf Theo Vogler

mit den praktischen Folgerungen aus? In den gewerblichen und kunstgewerblichen Schulen hat man sie — von Ausnahmen abgesehen — nicht gezogen. Die Trägheit der Institutionen und des Publikums, das Gewinnstreben der Produzenten, welche diese Trägheit zu nützen wissen, hält das handwerkliche und industrielle Schaffen auf weiten Gebieten in dem Bann falscher Vorstellungen und unwahrer Ausdrucksmittel.

Es ist die mutige Tat von Walter Gropius, jene Erkenntnis zur Grundlage eines Erziehungsprogramms gemacht zu haben, das er mit unbeugsamem Willen und schöpferischer Kraft durchführt. Gropius bekämpft den kunstgewerblichen Dilettantismus der letzten Generation. Er bejaht die Maschine als modernstes Mittel der Gestaltung und sucht die Auseinandersetzung mit ihr. Die handwerkliche Lehre ist ihm deshalb nicht Selbstzweck; sie dient zur Schulung der Hand und des technischen Könnens, sie soll die ver-



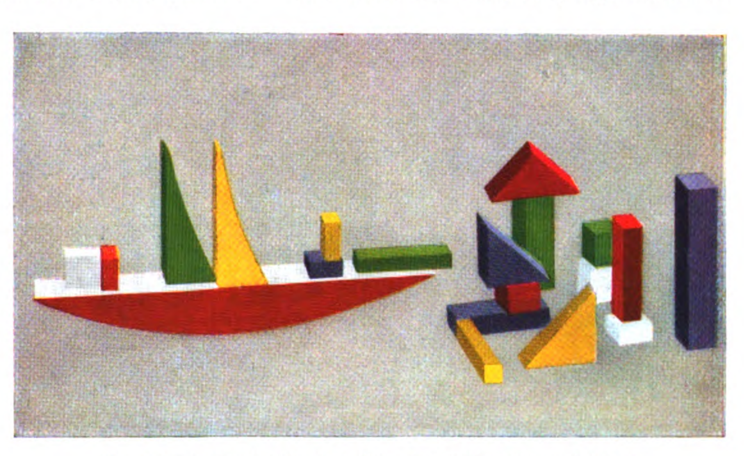
Entwurf für eine Kinogestaltung von Herbert Bayer. Fassade werbetechnisch ausgenutzt auch für Filmprojektion nach außen. Innen Betonung der einzelnen Plätze durch Farbe; Einzelheiten sind vermieden, um dem angestrengten Auge in den Pausen Ruhe zu geben



Das mechanische Ballett. Aufführung im Stadttheater zu Jena

lorene Beziehung zur Werkwelt wieder herstellen und verhindern, daß die Begabung des Lehrlings in dem materiellen und einseitigen Arbeitsgeist der Fabriken erstickt. Ausbildungsziel ist die Befähigung zur kollektiven Gestaltungsarbeit, durch welche eine Vielheit von Individuen gemeinsam eine höhere Werkeinheit zu erschaffen vermögen. Die Zusammenarbeit vieler — das ist einer der wichtigsten Gedanken von Gropius — ist nicht allein durch Können und Begabung einzelner Persönlichkeiten zu erlangen; die Einheitlichkeit eines Werkes, die dadurch erreicht wird, daß die Entwürfe eines einzelnen von vielen Helfern ausgeführt werden, kann nur eine äußerliche sein. Die Arbeit eines jeden am gemeinsamen Werk muß seine eigene geistige Leistung bleiben, und die Einheit des ganzen Werkes kann nur durch die gemeinsame Entschlossenheit erreicht werden, ein Ding aus seinen natürlichen Funktionen heraus zu gestalten. Die Schaffung von Typen für die nützlichen Gegenstände des täglichen Gebrauchs bis herauf zum Wohnhaus erkennt er als soziale Notwendigkeit. Durch die entschlossene Berücksichtigung aller modernen Herstellungsmethoden, Konstruktionen und Materialien entstehen oft Formen, die — weil sie von der Überlieferung abweichen — ungewohnt und überraschend wirken; die Suche nach neuen Formen um jeden Preis dagegen, so weit sie sich nicht aus der Sache selbst ergeben, wird ebenso streng abgelehnt wie die Anwendung rein dekorativer — erdachten oder historischer — Schmuckformen: „Jede lebendige Form ist immer Ausdruck eines inneren Resultats."

Den Wert des Bauhaus-Programms, um



Bauspiel in bunt lackiertem Holz (ohne Vorlage zu spielen)
Entwurf von Alma Buscher. 1923

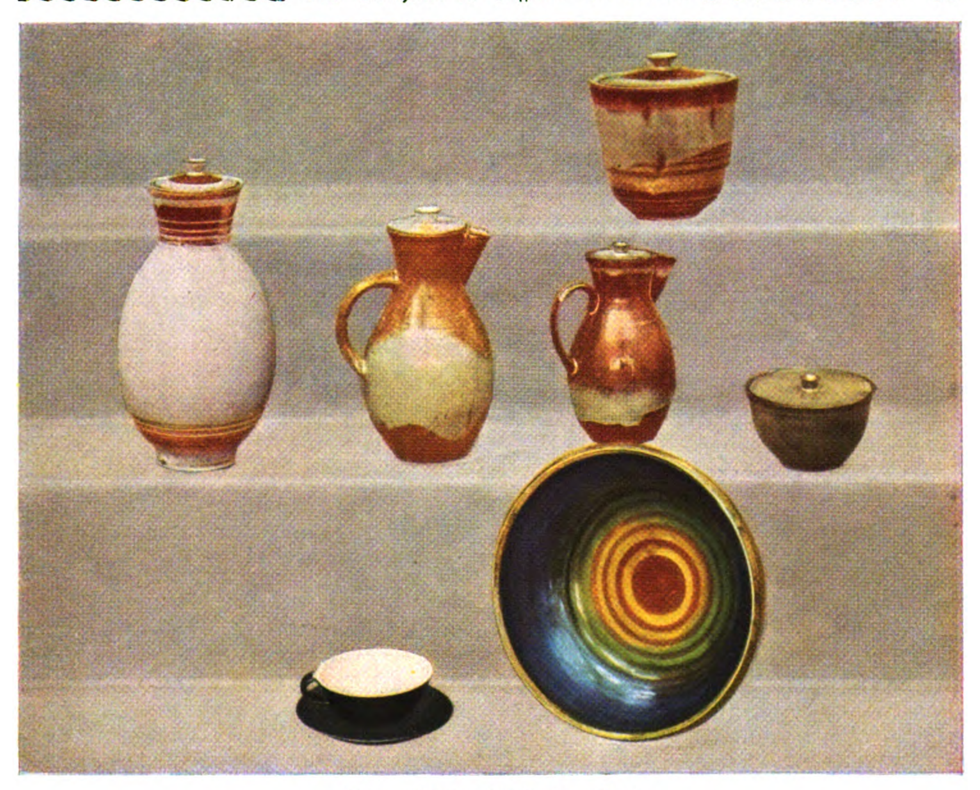


Farbkreisel aus bunt lackiertem Holz mit aufwerfbaren Pappringen. Von Ludwig Hirschfeld-Mack

den seit Jahren lebhaft und vielfach recht unsachlich gestritten worden ist, kann man jetzt an den Leistungen des Bauhauses nachprüfen. Gegen Ende 1926, im zweiten Jahre seiner Übersiedlung von Weimar nach Dessau, bezog das Bauhaus einen Neubau, der nach den Plänen von Walter Gropius am Stadtrand errichtet worden ist. Beton, Eisen und Glas sind das Baumaterial des stattlichen Baukomplexes. Er gliedert sich in drei Hauptmassen: Schulgebäude, Werkstättengebäude und Atelierhaus. In den Verbindungsbauten sind Verwaltungs- und Wirtschaftsräume, Aula und Versuchsbühne untergebracht. Alle herkömmlichen Requisiten einer eklektischen Baukunst fehlen: hier gibt es weder Säulen noch Konsolen, weder Gesimse noch Voluten. Kubische Massen sind streng geometrisch gegliedert. In der Gliederung zeigt sich die schöpferische Kraft des Architekten. Sie weist jene Eleganz auf, mit der man — vielleicht besser als mit dem Beiwort der klassischen Ästhetik „schön" — die typisch modernen Formen bezeichnet, welche wir an den Werken der Technik unserer Zeit bewundern. Alle Einzelteile, wie Fenster, Türen, Wandschränke sind nach dem Gesetz größter Zweckmäßigkeit konstruiert. Das flache Dach des Atelierhauses ist ein großer Erholungsplatz, von dem der Blick weit über die anhaltischen Wälder schweifen kann. Der moderne Mensch verlangt Licht und Luft. Die Anhäufung zweckloser Dinge ist ihm unerträglich. So wendet sich auch die Produktion des Bauhauses nur den wenigen wesentlichen Dingen des Bedarfs zu. Sie wendet keine Kraft an Gegenstände, deren Zweckbestimmung darin besteht, aufgestellt und abgestaubt zu werden. Die Werkstätten widmen sich der Konstruktion von Gebrauchsmöbeln, Beleuchtungskörpern und notwen-

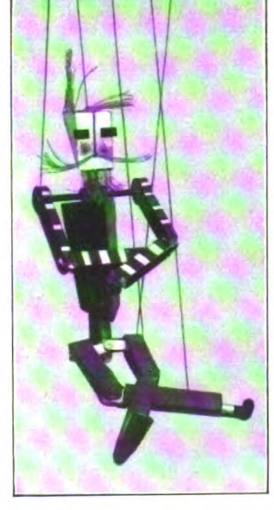


Erzeugnisse der Töpfereiwerkstatt. Nach Entwürfen von Otto Lindig, Marguerite Friedländer und Eva Oberdieck

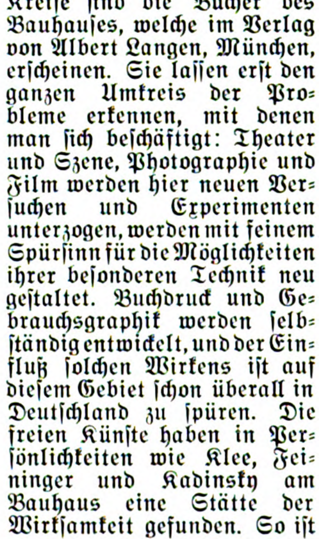


Erzeugnisse der Töpfereiwerkstatt
Nach Entwürfen von Theo Bogler, Otto Lindig und Marguerite Friedländer

digem Tischgerät. Auf keramischem Gebiet ist der Einfluß der Bauhausformen auf andere Betriebe heute schon unverkennbar. Am stärksten spricht das Formgefühl einer neuen Zeit aus den Textilerzeugnissen, jenen Webereien, von denen Rudolf von Delius sagt: „Wir fühlen in Dessau die prachtvolle Energie eines Weges, der in die Zukunft dringt. Gewiß steht man erst im Anfang. Aber Entschlossenheit und Mut ist da. Geradlinig liegen die Farbenfelder nebeneinander, mathematisch sicher ihre Werte haltend, aber ein tiefes Wissen um diese Werte stellt jede Tönung an ihren Platz. Zartest abgewogene Verteilung klingt als Lichtrhythmus. So wird etwa ein Goldgelb zum höchsten Leuchten gebracht durch das benachbarte Goldbraun und durch Grau und stumpfes Braun. Ein Stoff hat den Akkord Rot und Blau, doch ein dazwischengelegtes Weißgrau und leichte gelbe Striche heben und stärken und verbinden die Grundfarben. Nur dem Auge, das die feinsten Unterschiede wahrnimmt und genießt, eröffnet sich die Seele dieser Werke.“



Figur aus einem Marionettenspiel. Entwurf von K. Schmidt



Ein wesentliches Mittel der Wirksamkeit auf weite Kreise sind die Bücher des Bauhauses, welche im Verlag von Albert Langen, München, erscheinen. Sie lassen erst den ganzen Umkreis der Probleme erkennen, mit denen man sich beschäftigt: Theater und Szene, Photographie und Film werden hier neuen Versuchen und Experimenten unterzogen, werden mit feinem Spürsinn für die Möglichkeiten ihrer besonderen Technik neu gestaltet. Buchdruck und Gebrauchsgraphik werden selbständig entwickelt, und der Einfluß solchen Wirkens ist auf diesem Gebiet schon überall in Deutschland zu spüren. Die freien Künste haben in Persönlichkeiten wie Klee, Feininger und Kadinsky am Bauhaus eine Stätte der Wirksamkeit gefunden. So ist



Schaftweberei (Kunstseide). Entwurf von Ruth Hollós. 1924

dieses vielumstrittene Gebilde ein Sammelpunkt geworden für solche Geister, welche neuen Ideen Gestalt zu geben suchen. Neben die praktische Durchführung tritt die Spekulation, die Versuchsarbeit, die ohne Vorurteil die verschiedenartigsten Gestaltungsprobleme aufgreift. Die Wirksamkeit des Bauhauses, seines Leiters und seiner Mitarbeiter überschreitet dadurch den Rahmen einer gewerblichen und künstlerischen Schule. Noch steht seine werkmäßige Produktion in den Anfängen; geistige Anregung sendet es schon heute nach vielen Gebieten des Lebens aus.

Die Prinzessin Tarakanoff

Von Dr. Herbert Stegemann

Historiker und Romanschreiber, in Frankreich wie in Deutschland, haben bis in die neueste Zeit hinein oft von einer russischen Prinzessin Tarakanoff gefabelt, angeblich einer Tochter der Kaiserin Elisabeth Petrowna, die im Februar 1775 von dem Grafen Orlow in Livorno auf ein Schiff gelockt und dann nach Petersburg gebracht wurde, wo sie bei der großen Überschwemmung des Jahres 1777 in ihrem unterirdischen Kerker elend ums Leben gekommen sei. Während man bei vielen anderen Prätendenten über ihre Echtheit sehr verschiedener Meinung sein kann, steht es in diesem Falle einwandfrei fest, daß es sich nur um eine Abenteuerin gehandelt hat, in welcher der Plan, sich als eine Tochter der Kaiserin Elisabeth auszugeben und der großen Katharina den Thron streitig zu machen, erst verhältnismäßig spät und unter dem Zwange verschiedener Umstände gereift ist. Daß die Tarakanoff trotzdem zu einer so beliebten und dichterischen Figur werden konnte, liegt wohl in erster Linie an den faszinierenden Eigenschaften ihres Wesens, an ihrem besonderen Charme, der zahllose ihrer Zeitgenossen in seinen Bann zog, und an ihrem tragischen Ende, das der Sentimentalität und dem Mitleid reiche Nahrung bot und in bildlichen Darstellungen bis heute die Gemüter bewegt. Man kennt in verschiedenen Reproduktionen das berühmte Bild Flawitzkys, das ergreifend genug den Augenblick darstellt, in dem die Fürstin Tarakanoff dem Tode in dem durch das Gitterfenster ihrer Gefängniszelle hereinbrechenden Wasserschwalle der Überschwemmung vom Jahre 1777 entgegensieht. In Wirklichkeit ist die in der Peter-Paul-Festung eingekerkerte Gefangene ganz einfach bereits im Dezember 1775 an der Schwindsucht gestorben. Die nüchterne geschichtliche Wahrheit ist eben immer dem Mythos gegenüber im Nachteil. Immerhin ist der tatsächliche Ablauf des Lebens dieser genialen Abenteuerin mindestens so interessant, wie die Geschichte mancher mit weit legitimeren Grundlagen auftretenden Prätendenten, und die groteske Komödie, die sie mit so viel Erfindungsgabe und Geschick zu spielen wußte, ist als ein Vorbild weiblicher Schauspielkunst und menschlicher Leichtgläubigkeit wert, auch der Gegenwart einmal kurz ins Gedächtnis zurückgerufen zu werden. Die Tarakanoff war eben eine Hochstaplerin großen Stils, zu deren Unschädlichmachung sich Katharina II. keines geringeren bedienen mußte, als ihres ehemaligen Geliebten Alexis Orlow.

Wer und woher die Tarakanoff war, wird sich schwerlich mehr mit Gewißheit feststellen lassen. Den Namen Tarakanoff hat die Abenteuerin übrigens niemals selbst geführt: er ist ihr erst von den späteren russischen Sensationsschriftstellern, besonders von Castera in seinem im Jahre 1797 erschienenen Buch „Vie de Cathérina II“ beigelegt worden. Gewiß erscheint nur, daß sie deutscher Herkunft war, und wahrscheinlich ist es, daß sie als ganz junges Mädchen ihre Laufbahn in Berlin und Genf begonnen hat. Bei ihrem Verhör in der Peter-Paul-Festung im August 1775 gab sie an, 23 Jahre alt, also im Jahre 1752 geboren zu sein. Vermutlich war sie einige Jahre älter, hatte aber dieses Geburtsjahr angegeben, um dasselbe dem Gerüchte von der Geburt einer Tochter der Kaiserin Elisabeth und des Grafen Alexis Rasumowski anzupassen. Ihre ersten deutlichen Spuren finden sich im Jahre 1772 in Paris, wo sie mit einem jungen, seinen Gläubigern entlaufenen Genter Kaufmannssohne Vantoers zusammenlebte. Dieser, ihr Liebhaber, erhielt von ihr den Namen Baron Embs, während sie selbst sich Aly Emetté, Prinzessin von Woldomir, aus Zirkassien nannte. Von Aspirationen auf den russischen Thron war damals, als die schöne junge Frau noch in den Kinderschuhen der Hochstapelei steckte, nicht die Rede: man begnügte sich mit finanziellen Unternehmungen größeren Stils, wobei ein früherer Liebhaber, der auf den Namen eines Baron Schenk getauft wurde, hilfreiche Hand leistete. Das Paar lebte in Paris mit großem Aufwande und knüpfte besonders zu zwei den höchsten Kreisen angehörigen Persönlichkeiten intimere Beziehungen an, dem Grafen Rochefort Valcour, Hofmarschall eines deutschen Fürsten, des regierenden Grafen von Limburg-Styrum, Mitbesitzer der Grafschaft Oberstein, und dem Hetman von Litauen, Grafen Oginski, die beide ohne weiteres auf den Schwindel mit der zirkassischen Prinzessin hineinfielen und volles Vertrauen auf ihre aus Persien avisierten märchenhaften Schätze zeigten. Die sehr intime Bekanntschaft mit Oginski scheint in der Hochstaplerin den Keim zu ihren russischen Prätendentenplänen gereift zu haben, obgleich Oginski selber wohl kaum in diesem Sinne auf sie eingewirkt, wie er sich denn auch hernach, als die Sache ernst wurde, völlig von ihr zurückgezogen hat. Es stellten sich jedoch bei allem Prunk und Glanz des Pariser Lebens immer wachsende finanzielle Schwierigkeiten ein, so daß das Paar es vorzog, nach Deutschland zu flüchten. In Frankfurt a. M. erwartete sie Graf Rochefort, dem Schenk so packende Einzelheiten über den Reichtum der zirkassischen Prin-

zessin vorgefabelt hatte, daß er sich mit dem Plan herumtrug, sie zu heiraten. Gerade hatte sich auch hier in Frankfurt wieder ein Hause wütender Gläubiger zusammengerottet, so daß es zu peinlichen Zwischenfällen kam, als plötzlich der Fürst, bei dem Rochefort Hofmarschall war, wie ein rettender Genius erschien und durch seine Verliebtheit die geheimnisvolle Fremde auf jene Höhe emporhob, auf der sie aus einer simplen Hochstaplerin allmählich zu einer wirklichen Prinzessin und von da aus zu einer Kronprätendentin avancierte. Der für Frauenschönheit besonders empfängliche, bereits vierzig Jahre alte Fürst verliebte sich auf den ersten Blick in die vermeintliche Zirkassierin und überwand nur allzu schnell das Mißtrauen, das in ihm aufstieg, als sie gleich bei Beginn der Bekanntschaft einen bedeutenden Pump bei ihm anlegte, da angeblich ihre persischen Gelder noch nicht eingetroffen waren. Das junge Paar reiste Anfang Juni 1773 in die Staaten des Fürsten ab, ließ sich auf Schloß Neuses in Franken nieder, und die Prinzessin, die nun den europäischen Namen Eleonore angenommen hatte, begann ein Leben voll Glanz und Aufwand, das den bereits früher stark verschuldeten Fürsten völlig an den Rand des Ruins brachte. Vom Fürsten eingeladen, erschien in Neuses dessen Freund Baron von Hornstein, Minister des bekannten Jesuitenfreundes, des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus von Trier, der gleichfalls schnell unter den Einfluß der schönen Schwindlerin geriet und den sie besonders durch die Zusicherung köderte, aus ihren persischen Schätzen dem Fürsten die nötigen Summen vorzustrecken, um alle Rechte des Kurfürsten auf den Mitbesitz der Grafschaft Oberstein zugunsten des Fürsten abzulösen. Der Fürst, dessen Verliebtheit sich immer mehr steigerte, dachte sogar an eine eheliche Verbindung, obwohl er allmählich an der Eigenschaft seiner Geliebten als einer zirkassischen Prinzessin — sie nannte sich mit Vorliebe Dame von Asow unter der Souveränität der russischen Kaiserin — zu zweifeln begann. Natürlich war der Abschluß einer Ehe keine einfache Sache, Taufzeugnisse mußten herangeschafft werden, was begreiflicherweise seine Schwierigkeiten hatte. Die Leidenschaft des Fürsten ging so weit, daß er mit seiner Angebeteten in den Orient gehen wollte, um dort die erforderlichen Urkunden aufzutreiben.

Während sich das Paar mit solchen Vorbereitungen und Plänen beschäftigte, in Oberstein aufhielt und gleichzeitig die finanziellen Schwierigkeiten immer mehr anwuchsen — es war im Spätherbst 1773 — tauchte zuerst das Gerücht auf, daß die Prinzessin eine Tochter der russischen Kaiserin Elisabeth sei, ein Gerücht, das von der Abenteuerin selbst in Umlauf gesetzt, vom Fürsten mit allen Mitteln begünstigt wurde. Ursprünglich dachte sie wohl nur daran, diese Erfindung zu einer neuen Geldschwindelei zu benutzen, nachdem die Legende von der Dame von Asow ihre Zugkraft zu verlieren begonnen hatte, während der Fürst durch diesen Trick seine Verwandten der von ihm geplanten Heirat günstig zu stimmen beabsichtigte. Aber die Umstände brachten es automatisch mit sich, daß Elisabeth — so nannte sie sich in ihrer neuen Rolle — auf die politische Bühne herausgestellt wurde und eine kurze Zeit hindurch den Mittelpunkt der gegen die große Katharina gerichteten Bestrebungen bilden konnte.

Um diese Zeit hielt sich in Deutschland der polnische Palatin von Wilna, Fürst Karl Radziwill, auf. Der Palatin, ein glühender Patriot, hatte sich an den Rhein begeben, um von hier in nähere Verbindung mit dem Versailler Kabinett zu treten und gegen die Teilung Polens zu agitieren, insbesondere die Absetzung des den Teilungsmächten gefügigen Schattenkönigs Stanislaus August zu betreiben. In Paris, wohin er sich im August 1773 von Straßburg aus begeben hatte, scheint ihm das Versailler Kabinett wenigstens unter der Hand Hoffnung auf Unterstützung gemacht zu haben. Nun hatte die Dame von Asow im Laufe des Herbstes 1773, während ihres Aufenthaltes in Oberstein, ein Liebesverhältnis mit einem jungen Polen namens Domanski unterhalten, der ein Parteigänger Radziwills war und mit diesem in dauernder Verbindung stand. Der Haß der polnischen Konföderierten richtete sich, wie das in der Natur der Dinge lag, in erster Linie gegen die russische Kaiserin, und es ist nur natürlich, daß Radziwill, dem jedes Mittel zur Rettung Polens recht war, den Gedanken einer Prätendentin auf den Zarenthron und dadurch verursachter Verwicklungen mit Enthusiasmus begrüßte. Ob Domanski der Prinzessin den Einfall, die Fabel von der Tochter der Kaiserin Elisabeth zu einer wirklichen politischen Intrige auszuspinnen, suggeriert hat, oder ob sie selbst darauf verfallen ist, läßt sich schwer entscheiden. Im Januar 1774 traf Radziwill in aller Heimlichkeit mit der Abenteuerin in Zweibrücken zusammen und begrüßte sie pathetisch als die Retterin Polens. Versuche, auch Oginski ins Komplott zu ziehen und um größere Geldsummen für das Unternehmen zu prellen, scheiterten. Er antwortete aus Paris höflich, aber ablehnend. Anders der Fürst. Zwar stand auch er zunächst den hochfliegenden Plänen seiner Geliebten ängstlich und ablehnend gegenüber, ward aber durch die Versicherung beruhigt, Ludwig XV. habe selbst ihren Plan gebilligt, mit Radziwill über Venedig und die Türkei zu gehen, um von dort aus ihre Ansprüche auf die russische Krone zu proklamieren und mittels einer neuen Revolution in Polen und des heftiger werdenden Türkenkrieges Katharina vom

Throne zu stürzen. Er schaffte, allerdings mit schwerer Mühe, das Geld zur Reise, und in den letzten Tagen des Mai traf die Abenteuerin unter dem Namen einer Gräfin von Pinneberg in Venedig ein, wohin ihr Radziwill bereits vorausgeeilt war. Der Fürst selbst blieb als trauernder Liebhaber in Oberstein zurück.

Venedig war als Ausgangspunkt der Operation nicht übel gewählt, denn dort hielten sich zahlreiche tätige Agenten der polnischen Generalkonföderation auf, besonders der Graf J. K. Potocki, der dortige französische Konsul war durch Radziwill gewonnen und stellte nicht nur das Haus als Absteigequartier für die Prinzessin, sondern auch bare Geldmittel zur Verfügung, und endlich konnte man von Venedig bequem nach Ragusa und von dort aus nach Locarno gelangen, wo unter dem Kommando des Grafen von Orlow eine starke russische Flotten-Abteilung als Etappenstation im türkischen Kriege lag. Von ihren bisherigen Erfolgen verblendet, von einem Schwarme huldigender Polen- und Franzosen-Offiziere umgeben, dachte die Abenteuerin nun in der Tat zu einem politischen Coup größten Stils auszuholen. Am 10. Juli 1774 schrieb sie dem ihr befreundeten Minister Hornstein, sie wolle ihn nunmehr offen in ihre Pläne einweihen. Zuerst werde sie die russische Flotte in Locarno zu gewinnen suchen, die Zeitungen von sich sprechen lassen, während die Pforte ihre Manifeste publiziere. In Konstantinopel beabsichtigte sie nicht lange zu bleiben: sie wolle sich, sobald irgend möglich, an die Spitze ihres Volkes stellen und sich als russische Kaiserin proklamieren lassen. Die Verordnung ihres Großvaters, das Testament ihrer Mutter ermächtige sie, den Bitten des russischen Volkes nachzugeben und den Thron zu besteigen, der ihr gebühre. Sie betrachte es als ihre Aufgabe, in Gemeinschaft mit ihrem Bruder Rasumowski, der den Titel Pugatschew angenommen habe, Katharina vom Thron zu stürzen und auf diese Weise dem russischen Volke den langersehnten Frieden zu geben. Hier erwähnt die Abenteuerin zum erstenmal ausdrücklich die Aktenstücke, auf die sie ihre Ansprüche stützen wollte, und die sie später oft den Personen mitteilte, deren Hilfe sie nachsuchte. Sie sind uns in ihrer eigenen Handschrift erhalten und bestehen aus einer letztwilligen Verfügung Peters des Großen über die Thronfolge, aus dem Testamente der Kaiserin Katharina I. (einer Übersetzung des bekannten, damals für authentisch geltenden Textes) und dem Testamente der Kaiserin Elisabeth, einer freien, nicht ungeschickten Erfindung der Prinzessin. In Ragusa hielt die Prätendentin ganz offiziell Hof und erzählte täglich bei der Tafel ihre wunderbaren Erlebnisse. Sie entstammte danach der Ehe der Kaiserin Elisabeth mit dem Grafen Rasumowski, war bis zu ihrem neunten Jahre bei der Kaiserin, ihrer Mutter, geblieben, nach deren Tode aber nach Sibirien gebracht, von dort jedoch nach kurzer Zeit in das Haus Rasumowskis geflüchtet. Als man sie zu vergiften versucht, hatte er sie zu dem ihm verwandten Schah von Persien geschickt, der ihr, als sie 18 Jahre alt geworden, das Geheimnis ihrer Geburt enthüllt und ihr seine Hand angetragen, falls sie dem griechischen Glauben entsage. Da sie das schon aus dem Grunde nicht habe tun können, weil ein Übertritt gleichsam mit dem Verzicht auf den russischen Thron gleichbedeutend sei, habe der Schah sie unter der Leitung seines Vertrauten, des Fürsten Hali, nach Europa geschickt. In Manneskleidern habe sie Rußland durchreist, sei in Berlin von Friedrich dem Großen auf das freundlichste empfangen worden und habe seit Halis Tode in London und Paris gelebt, bis sie endlich in Deutschland die Grafschaft Oberstein gekauft habe.

Radziwill ließ sich bei näherer Bekanntschaft mit der Abenteuerin denn doch davon überzeugen, daß sie nicht die geeignete Persönlichkeit zur Durchführung seiner politischen Pläne sei, und als Elisabeth ihm etwa Ende August ein Schreiben an den Sultan zur Besorgung übergab, in dem sie sich als russische Thronerbin ankündigte und die Hilfe der Pforte erbat, unterschlug er dasselbe. Es kam zu Szenen zwischen den beiden, und nachdem der Friedensschluß zwischen Rußland und der Türkei zur Tatsache und damit jede Hoffnung Elisabeths illusorisch geworden war, verließ Radziwill Ragusa und begab sich nach Venedig, während Elisabeth sich durch den englischen Gesandten, den bekannten Sir William Hamilton, einen Paß verschaffte und noch Rom ging, wo sie am 6. Februar 1775 eintraf. Dort trat nach kurzer Zeit wieder das alte Leiden, der chronische Geldmangel, auf, und Elisabeth beschloß, einen großen Pump bei Hamilton aufzunehmen, der ihr bei der Beschaffung des Passes besonderes Entgegenkommen gezeigt hatte. Sie schrieb ihm am 21. Dezember einen langen Brief, der die bekannten Schwindeleien enthielt: besonders operierte sie mit ihrem Bruder Pugatschew und wußte viel von seinen Fortschritten und Erfolgen im Innern Rußlands zu berichten; sie produzierte die bekannten Dokumente und erbat einen Vorschuß von 7000 Dukaten. Dieser Brief führte die Abenteuerin ihrem Verhängnis entgegen, denn Hamilton schickte ihn durch den englischen Konsul in Locarno, Sir John Dick, an den Grafen von Orlow, der dadurch auf die richtige Spur gebracht wurde. Sofort sandte Orlow, der Mitte November bereits den brieflichen Befehl seiner Kaiserin erhalten hatte, sich in jedem Falle der Abenteuerin zu bemächtigen und eventuell die Stadt Ragusa, wo sie sich damals dem Vernehmen nach aufhielt, durch ein Bombardement zu ihrer Auslieferung zu zwin-

gen, seinen Generaladjutanten Kristenek nach Rom mit dem Auftrage, die angebliche Prinzessin aufzufinden, ihre Bekanntschaft zu machen und sie durch Vorspiegelung von Orlows Wunsch, einer Verbindung mit ihr, nach Pisa zu locken. Kristenek traf Mitte Januar in Rom ein und erlangte ohne Mühe eine Audienz bei Elisabeth. Er erzählte von dem lebhaften Interesse, das Orlow für sie hege, und überbrachte einen Brief desselben, in dem dieser sich bereit erklärte, mit seiner ganzen Macht für die gerechten Ansprüche der Prätendentin einzutreten. Soviel Entgegenkommen machte Elisabeth denn doch im ersten Augenblick stutzig. Sie hatte gleichzeitig mit dem oben erwähnten Brief an den Sultan im September des vergangenen Jahres von Rasuga aus in der Tat auch an Orlow ein Schreiben gerichtet, in dem sie sich unter Beifügung des gefälschten Testaments als russische Thronerbin erklärte und ihn aufforderte, ihre Partei zu ergreifen, aber niemals eine Antwort erhalten, so daß sie gar nicht mehr auf Orlow rechnete. Und nun mit einem Male ein so überwältigender Erfolg? Es war fast zu schön, um wahr zu sein, aber ihre sich täglich steigernde Geldnot ließ ihr keine andere Wahl, und so entschloß sie sich, es mit Orlow zu wagen. Von Domanski, ihrem früheren Liebhaber, der seit Venedig nicht von ihrer Seite gewichen war und einem anderen Polen, namens Czernowski, gleichfalls einem Anhänger Radziwills, begleitet, traf sie am 15. Februar 1775 in Pisa ein.

Orlow, der ein Haus für sie hatte einrichten lassen, besuchte sie täglich. Er behandelte sie mit großer Aufmerksamkeit, in Gegenwart ihrer Umgebung sogar mit tiefster Ehrerbietung, ja, er heuchelte eine heftige Liebesleidenschaft für die schöne Unbekannte, entzweite sich um ihretwillen ostentativ mit Frau von Demidof, seiner Mätresse, und bat sogar feierlich um ihre Hand. Dem schönen, stattlichen Orlow, der seine Rolle als Verliebter meisterhaft spielte, vermochte Elisabeth nicht zu widerstehen und ließ sich bereden, ihn nach Locarno zu begleiten, wo er ihr ein russisches Linienschiff zeigen und das Schauspiel eines Flottenmanövers geben wollte. Czernowski und Domanski wurden ebenfalls zu der Fahrt eingeladen, die auch Kristenek mitmachte. In Locarno stieg man bei dem schon früher benachrichtigten englischen Konsul ab und ruderte dann auf der Schaluppe des Grafen nach dem Admiralschiffe, wo der Konteradmiral Greigh sie mit großen Ehrenbezeugungen empfing, während die ganze Flotte Salutschüsse abgab. Die Abenteuerin betrachtete das Schauspiel mit solchem Interesse, daß sie nicht bemerkte, wie Orlow und Greigh von ihrer Seite verschwunden waren. Plötzlich trat der Gardekapitän Litwinow mit Bewaffneten heran, forderte den beiden Polen ihre Säbel ab und erklärte sie sowie die Dame für verhaftet. Elisabeth wurde auf dem Admiralschiff gefangen gesetzt, die Polen auf ein anderes Schiff gebracht, und die Fahrt nach Rußland begann.

Am 11. Mai traf das Geschwader in Kronstadt ein, wo die Gefangenen sofort in die Peter-Paul-Festung eingeliefert wurden. Der Kommandant Fürst Galizin unterzog die Abenteuerin nach genauen Weisungen der Kaiserin eingehenden Verhören, bei denen Elisabeth sich jedoch zu keinerlei eindeutigen Geständnissen entschloß und betonte, sie habe nie die Absicht gehabt, sich als eine Tochter der Kaiserin Elisabeth auszugeben, obwohl ihr der Schah von Persien bzw. sein Vertrauter, Hali, allerdings von einer solchen Herkunft gesprochen hätten. Nicht einmal die ihr vorgelegten gefälschten Testamente, die Orlow mit den Akten eingesandt hatte, vermochten sie zu irgendwelchen Äußerungen zu bewegen. Während der Untersuchung, die Galizin mit Energie, aber ohne jede besondere Härte führte, verschlimmerte sich der Gesundheitszustand der Abenteuerin, die schon vorher an der Auszehrung gelitten hatte, infolge der ausgestandenen Erregung beträchtlich: Husten, Fieber, Blutspeien traten auf, aber noch mit dem Tode ringend blieb Elisabeth ihrem Hochstaplersystem treu und schrieb lange Berichte an die Kaiserin, in denen sie behauptete, sie sei eine zirkassische Prinzessin aus einem uralten Geschlecht der Hamet und habe am Terek mit deutschen und französischen Kolonisten einen zirkassischen Grenzstaat unter russischer Oberhoheit gründen wollen. Alle Versuche, sie durch Schmälerung der Kost, Aufstellung von Wachen in ihrem Zimmer und ähnlichen Maßnahmen zu einem offenen Geständnis zu bewegen, blieben fruchtlos. Sie verfiel von Woche zu Woche und verschied dann endlich am 4. Dezember 1776. Nicht einmal dem Geistlichen, der in ihrer Sterbestunde bei ihr weilte, gab sie ihre Hochstapeleien zu. Ihre polnischen Begleiter sowie ihre Dienerin entließ Katharina bereits im Januar aus der Festung; sie wurden des Landes verwiesen und bei Riga über die Grenze geschafft.

Gedichte

Jugendland. Von Ernst Zahn

Das war das Land, das Jugendland:
Hoch unterm Himmel ew'ger Schnee
Und grüne Alm und graue Wand,
Ein Tal tief unten se und se.

In schwarze Wälder fuhr der Sturm,
Durch Runsen stob der Laue Bruch,
Und um der Felsen jähen Turm
Da flog der Wolken Bannertuch.

Die Gemse äste unterm Grat,
Im blauen Äther stand der Weih,
Und jodelnd an der Lehne tat
Der Hirt des Tagwerks Einerlei.

Doch, wenn die Nacht aufs Dörflein fiel,
Ward da und dort ein Fenster licht
Und ging der Sterne Flammenspiel
Und hob der Mond sein weiß' Gesicht.

Die Nacht ward hell, die Nacht ward weit,
Bis daß das Herz fast stillestand
Vor wünscheferner Einsamkeit. –
Das war das Land, das Jugendland.

Das kranke Kind. Von Jakob Haringer

Mutter, und ist der Himmel noch so schön,
Ich werd' nicht sterben und von dir gehn!
Und brächten die Engel mir Kuchen und Wein –
Ich will lieber mit dir hungrig sein.
Hast mir goldne Rosen ans Bettlein gebracht,
Die blühen schöner als alle Stern' in der Nacht –
Und die Amseln vorm Fenster hören auf zu klagen,
Wenn mich deine Händ' in ein altes Märchen tragen.
Und brächten die Engel mir Kuchen und Wein –
Ich will lieber mit dir hungrig sein.
Ich werd' nicht sterben und von dir gehn –
Mutter – und ist der Himmel noch so schön.

Ein Ahnen ist … Von Charlotte Ball

Ein Ahnen ist aus längstversunknem Schlaf,
Doch weiß ich nicht, wo ich mich so gesehn.
Erinnern blieb am blassen Segler stehn,
Den Königswind auf weißen Fahrten traf.

Ich weiß es nicht, wo ich mich so gesehn …
Die Möwe stob; es stand das Dünengras
Verweht um kleines Grab …
Ein Spiegelglas
Entzückten Tags und ein Nachhausegehn.

Die Knaben. Von Karla Höcker

Nein, wir sind nicht nur Kinder, – fremde Gesichter,
Die am Tage verstummen, von Mühsal erdrückt.
Manchmal sind wir Akkorde, zitternde Lichter,
In die Fernen der Nacht entrückt …

Manchmal gleichen wir Früchten, die Süßes enthalten,
Von der Schwermut kommender Reife berührt.
Aber einmal werden wir, stürzend blinde Gewalten,
In die Arme der Götter geführt!

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Agnes Miegel: Geschichten aus Alt-Preußen (Jena 1927, Eugen Diederichs) — **Heinrich Lersch: Manni!** (Stuttgart 1927, Deutsche Verlags-Anstalt) — **Wilhelm Hegeler: Die zwei Frauen des Valentin Kay** (Ebenda) — **Otto Flake: Villa U. S. A.** (Berlin 1927, S. Fischer) — **Toni Schwabe: Der Ausbruch ins Grenzenlose** (München 1926, Albert Langen) — **Rudolf Haas: Die drei Kuppelpelze des Kriminalrats** (Leipzig 1927, L. Staackmann)

Zwei Lyriker, die zu unseren Besten gehören und von Art so verschieden sind, wie ihre Heimatwälder weit voneinander liegen (Ostpreußen und Rheinland), betreten zum erstenmal das Feld der Erzählungskunst: Agnes Miegel und Heinrich Lersch. Beiden konnte der Verfasser dieses Berichtes einmal für ihre Gedichte den Kleistpreis verleihen, für ihre Prosa würde ich es vorläufig noch nicht verantworten können. Allenfalls bei Agnes Miegel für ihre Geschichten aus Alt-Preußen, aber auch da nur mit dem Vorbehalt, daß das Buch als Ganzes etwas ungleich geworden ist und von den vier Erzählungen, die es enthält, wenigstens eine, „Der Geburtstag", nicht genug bietet, weil sie — zuviel bietet, zu breit in naturalistischer Kleinmalerei zerfließt.

Und doch zahlt Agnes Miegel mit diesem Prosawerk selbst hochgespannte Forderungen und Erwartungen in schwerem Golde aus. Namentlich zwei ihrer Novellen reihen sie sogleich den Stärksten unserer Erzähler ein. Vor allem „Die Fahrt der sieben Ordensbrüder". Wie in ihren Balladen scheint Agnes Miegel auch in ihren Prosadichtungen da am bedeutendsten und eigensten zu sein, wo sie auf geschichtlichem Hintergrunde heißes und dunkles Menschentum zeichnet. Die sieben Ordensbrüder reiten bei eisigem Ostwind nahe der Küste über weglose Schneefläche, geführt von ihrem schwarzhaarigen Komtur, dem Sarazenensproß, dessen Pate Kaiser Friedrich ist. Sie haben sich verirrt und finden endlich ein Unterkommen im Hofe des letzten Preußenherzogs, der auf dem Totenbett liegt und dessen ganzes Geschlecht in dieser Nacht hinsterben soll, — die beiden Jüngsten werden an der Bahre des Toten geopfert. Es ist nur das Erlebnis einer Nacht, aber in ihm ballen sich die Schicksale von Familien, Geschlechtern, Völkern —: im Halbdunkel, bei Schneelicht und rotem Hallenfeuer, unter dem sausenden Rauschen der Fichtenwipfel, dem Kreischen der Krähen, dem Heulen der Hunde, dem leisen Klirren der Wehrgehenke. Bild webt sich in Bild, so anschaulich und reizvoll in wenigen Zeilen hingesetzt, daß es einem Maler in den Fingerspitzen kribbeln müßte, ein Dutzend Skizzen davon hinzuwerfen. Aber nur ein ganz großer Meister könnte auch das Eigentümliche dieser Bilder treffen: die wehenden Schauer der nordischen Volksballade, das geheimnisvolle Umdräuen düsterer Naturgewalten, die dämonischen Elemente in der Menschenbrust wie in der herben Natur, die hier zusammenklingen.

Auch in der Erzählung „Engelkas Buße", an Wert der vorigen fast gleich, wird auf heimatlichem Boden und leicht angedeutetem historischem Hintergrund Menschenschicksal besonderer Art gestaltet: die Schuld und Sühne eines Mädchens erleben wir mit Unruhe und Gespanntheit, bis endlich aus schwerer Gefahr Befreiung und Siegerlohn winken. Es gibt da eine Flucht der Engelka vor ihrem Kind, bildlich gesprochen, und später die Flucht mit einem anderen Kind, wörtlich genommen, die wie Erlebnisse nachwirken, wenn man das Buch längst fortgelegt hat: Meisterkunst. Und immer ist es die Heimat der Dichterin, die in die Schicksale ihrer Menschen mit den Stimmen der Wälder oder der See hineinrauscht, selbst bei jenem Erlebnis in Byzanz noch werden die beiden „Landsleute" — so heißt die Novelle — von diesen heimlichen Rufen vertrauter Natur zusammengeführt und zur Flucht gedrängt. Am breitesten ist das Heimatliche in dem „Geburtstag" ausgemalt, die Fülle kleiner Beobachtungen drängt sich hier wie die Menschen bei der Feier des neunzigsten Geburtstags in der Stube des Urgroßvaters Eitersberger. Wir sehen bis in jede Einzelheit, wie diese Leute sich geben, — schließlich auch ihre Schicksale, die langsam und beinahe unmerklich aus alledem hervorsteigen. Johann Heinrich Voß' „Siebzigster Geburtstag" ist ein Sketch gegen diesen neunzigsten. Und doch bekenne ich, mich keinen Augenblick beim Lesen dieser umständlichen Feier gelangweilt zu haben; man bleibt immer gefesselt, weil alles mit Dichteraugen geschaut ist und die Stimmung sich so stark auf den Empfangenden überträgt, daß man förmlich den Abendfrieden mitspürt, der sich schließlich nach überstandener Feier über den Bauernhof legt. „Das leise Rauschen der Kastanie ist zu hören, die schrillen Schreie der Schwalben, das Brüllen der Kühe. Rosen-

duft, der Duft von erstem Holunder, ein süßer Geruch von Heu und Wiesen kommt mit der Sonnenwärme in das Zimmer, dessen brutwarme Luft nach Kamillen und Beifuß riecht."

Da hat Heinrich Lersch, Kesselschmied und Poet dazu, einen schweren Stand, sich gegen diese Rivalin zu behaupten. Aber das ist auch gar nicht seine Absicht; er kommt mit einem schon im Titel bescheidenen Büchlein Manni! „Geschichten von meinem Jungen". Aber es ist sonderbar, was so ein richtiger Poet für besinnliche Schätze aus den Winkeln einer Kinderstube hervorzuzupfen weiß. Gleich in der ersten Skizze „Der Mann mit dem Vogel" ist ein feiner Sinn verborgen, der nachdenklich macht; man lächelt über das gute Kinderherz, das im zweiten Stück die alte Hexe sogar bemitleidet, wenn sie Hunger hat und allen Ernstes bereit ist, sie als zweite „Oma" aufzunehmen. Auch: Das Schießgewehr, Anschauungsunterricht, Zur Tafel, Das erste Gewitter, Wir gehen durch einen großen Wald, Kraft und Stärke, Und die Sterne, Privat, Zwei Himmel, Das Heimweh spiegeln in den Anschauungen des ursprünglichen Kindergemüts Welt und Leben oft in komischer Verzerrung, oft in ganz neuer Beleuchtung wider, so daß man alle Achtung vor diesem kleinen Kiekindiewelt bekommt. Bei einer zweiten Auflage täte der Dichter indessen gut, eine Anzahl der kleinen Geschichten zu streichen, nicht alles, was dem Vaterherzen wichtig ist, ist es auch dem fremden Leser. Es bleibt noch immer genug, das Büchlein lesenswert zu machen, namentlich für Eltern, die selber solch einen wißbegierigen und altklugen Hans-in-allen-Hägen haben. Einen besonderen Reiz gewinnt das Buch dadurch, daß man ganz nebenher und ungewollt vertraute Einblicke in das Leben des Dichters selber gewinnt, in Heim und Haus, Werkstatt und Garten, ihn auf seinen Spaziergängen begleitet, in seinen Feierstunden beobachtet und ihn so noch lieber gewinnt, diesen Arbeiterdichter, dem an ernstem Ringen und starkem Können wenige gleich sind.

Mit der Distanz und kühlen Ruhe eines wissenden Beherrschers kultivierter Erzählungskunst gibt sich Wilhelm Hegeler in seinem neuen Roman: Die zwei Frauen des Valentin Kay. Aber freilich darf sich niemand vermessen, bei einem Künstler mit Bestimmtheit zu sagen, wo er selber monologisch hörbar ist, wo nicht; schließlich bleibt „schreiben" immer „Abdruck von der eigenen Seele nehmen", und ich vermute, daß Hegeler manchen der besseren Züge des Valentin Kay so wenig nur fabulierend ersonnen hat, wie die tiefdeutigen Erlebnisse mit weiblichen — Persönlichkeiten und ihren Wandlungen, die des Buchs Eigenart ausmachen.

Bei Kamilla ist in früher Jugend durch unaustilgbare Erlebnisse mit ihrer verdorbenen Mutter das sinnliche Liebesleben ertötet. So lebt sie in einer Scheinehe mit dem Maler Valentin Kay, obwohl sie ihn wirklich liebt. Sie sieht das künstlerische Ringen dieses begabten Künstlers und glaubt ihm als Seelenfreundin und treue Schwester genügen zu können. Erstrebt er doch in seiner Kunst die völlige Loslösung von der Natur, sie ist ihm „ein kunterbunter Kramladen, wo wahllos das Erlesenste und das Gemeinste durcheinanderliegt. Natur heißt Gleichgültigkeit, Schamlosigkeit und Dumpfheit." Aber in der Kunst läßt Mutter Natur so wenig ihrer spotten wie im Leben. Valentin leidet unter dem Unnatürlichen seiner Ehe, als Mensch wie als Künstler. Kamilla muß befürchten, ihn in absehbarer Zeit ganz zu verlieren, da scheint es ihr ein glücklicher Ausweg, seine Liebe mit einer anderen Frau zu teilen, die in vielem ihre vollkommene Ergänzung ist, während sie gerade im Erotischen manche Ähnlichkeit mit ihr aufweist. Guilia, die Tochter eines einfachen Dorfschmiedes, steht da, wo die großen und lebenskräftigen, vollsaftigen Frauengestalten der Dichtung stehen: in natürlicher Wurzelkraft, aber doch frei und wandlungsfähig. Sie wird die Freundin Kamillas und — ihres Gatten. Das Problem der Doppelehe wird hier mit Ernst und Tiefe ergründet. Ist sie dauernd möglich, kann sie zum Glück jedes der drei führen, selbst wenn die beiden Frauen den Mann lieben und sich selber schwesterlich zugetan sind? Die Natur spricht nein, und der Verstand hinkt diesem Urteilsspruch nach. Was Valentin in seiner Kunst auf Umwegen hat lernen müssen, erfährt er auch hier: die Natur rächt sich, wenn man sie vergewaltigen will. Dort hat er die Logik des Intellekts überschätzt, hier die abstrakt-sittliche Höhe der Frau, die liebt und Mutter wird. Schließlich ist es der Schrei des Kindes, der zur Natur zurückruft und die Kraft der Persönlichkeit im Weibe stählt — sei es zum Verbrechen, sei es zu heroischem Verzeihen, beide Fälle sind hier psychologisch wahrscheinlich gemacht.

Nur leise deutet der Dichter an, daß Guilia nach dem Gesetz der Vernunft und Natur als Mittlerin die beiden anderen und insbesondere Kamilla von ihren Hemmungen erlöst, ohne daß sie selbst deswegen zugrunde geht. Sie wird ruhig und stark wieder in ihre ländliche Heimat zurückkehren, nachdem sie eine Weile auf fremden Höhen gewandelt ist, das Schöne gesehen und von Leidenschaften sich durch Schmerz geläutert hat. Es ist viel von dem Sehnen und Ahnen einer neuen Zeit, die ihre eigenen Gesetze hat, in dem Roman, der Wilhelm Hegeler in bester Kraft und Reife als den vornehmen und feinsinnigen Epiker zeigt, den wir in ihm lieben.

Ein wesentlich anderes Gesicht als Mensch und Künstler weist der zwölf Jahre jüngere Otto Flake auf. Sein neuer Roman

Villa U. S. A. ist durchgereifter als irgendein anderer aus seiner Feder, und weit abgerückt scheint Flake von dem vor etwa sechs Jahren unternommenen Versuch, eine „Stadt des Hirns" aufzurichten und die Form des Romans zu sprengen unter Ausschluß „konkreter Erzählung, Ordnung des Nacheinander, bürgerlicher Probleme". Nun, er hat wohl inzwischen eingesehen, daß dies neue Programm auch in den Luftströmen einer Sonnenwendzeit nicht standhält, sein vorliegendes Werk läßt es an keinem jener verabscheuten Zubehöre und Rüstzeuge der Erzählungskunst fehlen. Villa U. S. A. ist eine Art Fortsetzung des Romans Ruland, obwohl Ruland nicht selber darin auftritt. Aber auch der „Importeur" Krüder, der uns auf der Schwelle des Romans begrüßt, ist eine mit Liebe und Verständnis gezeichnete Gestalt: ein moderner Großkaufmann, dessen Stammhaus in Königsberg steht, der jetzt aber in Berlin sein Hauptgeschäft hat, ein kluger, abgebrühter, internationaler, bei alledem nicht unsympathischer Geschäftsmann. Als Witwer hat er eine achtundzwanzigjährige Geliebte, die in Köln eine ansehnliche Zimmerflucht bewohnt und Sekretärin eines rheinischen Romanschriftstellers ist. Krüder bringt seine siebenzehnjährige Tochter Irene zu ihr, in der Hoffnung, sie könne in Annie einmal eine Mutter finden, da er sie zu heiraten gedenkt. Daraus wird aber nichts, weil der bequeme Importeur für die Ehe nicht mehr genug Illusionen aufbringt und Annie sich überdies anderweitig versorgt hat: sie ist die Geliebte eines hochstehenden Schriftstellers Dr. v. Neuhöwen, eines Wahlschweizers, der Europa bereist, um ein Buch über Deutschland zu schreiben. Dieser eigentliche Held des Romans ist der Typ des modernen Menschen, offensichtlich ganz nach dem Herzen Otto Flakes, der seinen Importeur Krüder einmal sagen läßt: „Fragt man bei einem Mann nach Seele und seinem privaten Charakter? Man tut etwas ganz anderes. Man setzt fest, daß Charakter in Energie und Pflichtgefühl, in Zähigkeit und Entschlußfähigkeit besteht, und verlangt von unseren jungen Leuten, daß sie sich diesen Charakter aneignen ... Genau das ist Zucht. Man kommt voran, alles wird geordnet."

Auch Neuhöwen kommt voran. Kalt, überlegen, reich, ein „Gent", der sich auf das Überwinden aller Lebenshemmungen und vor allem aller weiblichen Widerstände versteht, geht er oder vielmehr fährt er durchs Leben, denn er ist immer auf Reisen und seine Heimat sind die Hotels der europäischen und amerikanischen Großstädte. Der Leser, der ihn begleitet, macht eine Reihe Bekanntschaften, wie man sie eben auf Reisen macht: man sieht ihr Äußeres, ihre Kleidung, ihre Gesten, man schließt auf ihr Inneres, aber man erfährt kaum etwas davon. Dafür erlebt man eine Reihe interessanter Abenteuer, namentlich erotischer Art, aber auch Morde, Erpressungen, Vergewaltigungen, ohne daß immer kausale Zusammenhänge nachzuweisen wären oder die psychologischen Folgerungen gezogen würden. Sechs Hauptepisoden dieses Inhalts sind lose aneinandergereiht, ohne daß sie bis zu Ende durchgeführt wurden. Das ist auch kein Fehler in diesem Buch, wenigstens empfindet man es nicht als Mangel, denn diese Personen sind so sicher in ihrem Snobismus, so zeitgemäß und selbständig, daß man um ihr Schicksal sich keine Sorgen macht, sie werden schon mit allem fertig werden.

Schließlich scheinen diese vielmaschigen Geschehnisse nur ein Kanevas, auf den der kunstvolle Stilist nun mosaikartig eine Stickerei von Einfällen, Urteilen, Weisheitssprüchen und Paradoxen setzt; über Frauen und Männer, Geldgeschäfte und Liebeleien, Rassen und Völker — wobei die Deutschen besonders schlecht wegkommen — wird da unablässig debattiert. Gut getroffen ist der Typ der modernen, vorurteillosen Frau in allen Schattierungen, ein „reich assortiertes Lager". Gefühl und Entwicklung sind kaum irgendwo in dem Roman zu finden, ein überwacher Intellekt diktiert jede Zeile und schafft so ein in seiner Art fesselndes Buch der Bekenntnisse.

Die stattliche, nachgerade unstatthafte Zahl der Goetheromane ist um einen neuen vermehrt: **Toni Schwabe** schildert unter dem vielverheißenden Titel **Der Ausbruch ins Grenzenlose** Goethes Entschluß, in die große Kurve seines Lebens von Weimar nach Italien trotz allen Widerständen und Haltestricken einzubiegen. Der Roman ist gar nicht ungeschickt gemacht. Da gibt es hübsch gefeilte Naturschilderungen von Weimar, Schneeberg, Karlsbad, ein paar Gesellschaften mit Goethe im Mittelpunkt werden farbig hingepinselt, dazwischen plätschern Dialoge, die aus den Briefen an Frau Stein oder überlieferten Zeitdokumenten herausdestilliert sind, wir sehen die Kleidung der beteiligten Personen und etwas von ihrer Haltung, hören auf der Straße die Jungen schreien, oder einleitende Philistergespräche im Dialekt und — sind so hingeführt zu einem Quell, der durch Jahrhunderte rauscht und Dürstende erquickt. Aber wo ist der Becher? Toni Schwabe reicht uns wahrhaftig keinen, wir müssen schon niederknien an diesem Quell und mit eigener Hand schöpfen. Und das ist denn freilich eine himmlische Erquickung, aber zu ihr gelangen wir auch ohne diese preziöse Romaneinführung. Wer wissen will, wie es in Wirklichkeit um diese einzigartige Seelenehe Goethes mit Charlotte bestellt war, wer die leise, wehmütige Tragik ihrer abklingenden Melodie auskosten will, der wird sich in die Briefe Goethes an Frau Stein versenken, er wird Iphigenie lesen und ihre milde Hand auf der fiebernden Stirn des



Der erste Frühlingstag. Gemälde von Prof. Wilhelm Schnarrenberger
(Aus der Ausstellung „Neue Sachlichkeit“)

Orest fühlen, er wird von den Gestalten einer Leonore von Este, einer Natalie oder Makarie Auge und Herz erquicken — aber in weitem Bogen wird er um diese verwässernden, versüßlichenden, verflachenden, „Goetheromane“ herumgehen, diese leicht und billig herzustellenden Aufgußlimonaden mit ihrem faden Geschmack.

Es gibt aufhellende Romane von Wert aus dem Leben großer Menschen der Vergangenheit. Sie sind eine Bereicherung, wenn ein kongenialer Dichter etwa das Schicksal eines Paracelsus mit seinen vielen dunklen Abgründen und einsamen Gipfelpunkten aus nachfühlender Seele gestaltet. Aber Goethe? In einem nicht gerade kurzen und auch nicht ganz untätigen Leben hat Goethe einigermaßen ausgebildet und geformt, was ihn anging, er hat nicht verfehlt, gerade das Tiefste und Wesentlichste seiner Erscheinung in unvergängliche Bilder von lichtem Marmor zu meißeln — laßt, ihr Romanschreiber und namentlich ihr Romanschreiberinnen im Dutzend mit eurem empfindsamen Wispern und schwärmerischen Augenaufschlag — laßt eure Hände von Goethe!

Da lohnt es besser, einen anspruchslosen Roman von der schlichten Kraft und dem gesunden Humor eines Rudolf Haas zur Hand zu nehmen. Der „Triebel-Haas“ ist an dieser Stelle schon zu Carl Busses Zeiten immer mit heiterem „Willkommen“ begrüßt worden, diesen Empfang verdienen auch seine Drei Kuppelpelze des Kriminalrates, die sich um das Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Held seiner lustigen Geschichte verdient. Haas hat wirklichen Humor, nicht am Schreibtisch ertüftelten, sondern im Sonnenlicht auf gesundem Boden gewachsenen, der in weltfrohem Volkstum beheimatet ist. Seine Gestalten haben Blut in den Adern und mögen sie auch meist ein bißchen laut und polterig sein, so sind doch auch prächtige und im Grunde feine Leutchen darunter, wie dieser alte launige Kriminalrat, der die Härten seines Amtes philosophisch durch die Ethik des Spinoza mildert, die den Erscheinungen nach Art und Reihenfolge keine Zwecke, sondern lediglich eine Bestimmung durch wirkende Ursachen beimißt, wonach sie also weder gut noch schlecht, sondern einfach notwendig sind. Das ist freilich für einen Kriminalrat eine in amtlicher Praxis schlecht zu verwertende Weltanschauung und so darf es denn nicht wundernehmen, wenn dieser lebenskluge und gutherzige Sittenwächter sich drei Kuppelpelze holt: von dem „Müllermädel“, der „Schneiderbabettl“ und dem Tausendwochenkind „Mariannel“, deren herzhafter Dankeskuß für die Befreiung und Zuführung ihres Peter Amerling ihn daran erinnert, daß sie viel mit Zuckerbäckern zu tun hat . . .

Gedichte von Ernst Lissauer

Ich bin getreten aus der Zeit

Ich bin getreten aus der Zeit,
Ich stehe vor dir in der Ewigkeit.

Verloschen ist mir Tag und Frist,
Ich nur bin, und du nur bist.

Ich trug einen Namen in Menschenland,
Ich stehe vor dir ungenannt.

Vormals hatt' ich Besitz und Gut,
Ich stehe barfuß und ohne Hut.

Abgetan hab' ich was mein einst war,
Nackt und arm bring' ich mich dir dar.

Nackt, arm, ein Mensch am Anbeginn,
Du sollst mir sehen in den Sinn.

Moses

Im Körbchen, aus Binsen und Blättern gebunden,
An den Ufern des Nils ward Moses gefunden.
Wer hat ihn gezeugt?
Nilwässer haben ihn großgesäugt.

Schaffender Mann, du Enkel von Niles Stamme,
Dein Blut ward getränkt mit dem nährenden Schlamme,
Es strömt in dir des segnenden Flusses Born.
Es schwillt deine Liebe, es schwillt dein Zorn,
Du überflutest von der eigenen Schwere,
Um deine Ufer weithin wächst wie Korn
In dichten Feldern Gesetz und Lehre.

Illustrierte Rundschau

Eine japanische Tänzerin — Malersilhouetten von Otto Wiedemann — Das Gnadenbild von Prof. Anton Hanak — Exlibris von Eva von Berlepsch — Kreppapierarbeiten der Stuttgarter Kunstgewerbeschule — Zeichnung von Alexander Friedrich — Wunder der Schöpfung von Chatham — Zu unsern Bildern

Es gibt nicht nur gute, sondern auch schöne Menschen in allen Zonen, und wenn den meisten unserer Leser die japanische Dichterin und Tänzerin Takebayashi fremd geblieben ist: das auch technisch ausgezeichnete Bildnis, das diese Rundschau eröffnet, wird jedermann mit Vergnügen betrachten. Die Künstlerin hat vor längerer Zeit eine Gastspielreise durch die Hauptstädte Europas unternommen. Der Beifall, den sie erntete, galt in erster Linie der Tänzerin, denn was sie mit der schmiegsamen Anmut ihrer Erscheinung ausdrückte, war verständlicher als ihre Dichtungen, deren blühende Zartheit nur in ihrer Heimat recht gewürdigt werden kann. Aber daß diese Frau dichterisch empfindet und in ihrer Kunst wie in ihrer Persönlichkeit die hohe Kultur ihres Heimatlandes verkörpert, bewies ihr Tanz, beweist auch dieses Bild.



Die japanische Dichterin und Tänzerin Takebayashi
Aufnahme Lipnitzki

Jedem, der die Tänzerin gesehen hat, drängte sich der Wunsch auf: möchte doch das alte Japan, dem diese jugendliche Schönheit angehört, nicht völlig zugrunde gehen! Hat nicht die Welt an einem Amerika genug?

*

Vor ein paar Jahren hat Otto Wiedemann in diesen Heften über seine Kunst geplaudert (Februar 1923). Er war damals vorwiegend mit Musikersilhouetten beschäftigt, und es war hübsch zu lesen, wie listig er, fast wie der Jäger dem Wild, seinen Modellen nachstellte. Hier seien einige neuere Arbeiten des Künstlers gezeigt, Malersilhouetten. Sie beweisen aufs neue, was seine Bewunderer wissen: er hat den scharfen Blick für das Wesentliche und gibt mit sparsamen Mitteln eine erschöpfende Charakteristik. Aus diesem Slevogt sprüht, seiner behäbigen Erscheinung zum Trotz, das leidenschaftlich bewegte Leben,

von dem die Kunst dieses Meisters erfüllt ist. Vor dem Schattenriß des alten Karl Hagemeister, des großen Landschafters, fühlen wir, wie dieser bäuerliche Märker in seinen Werken mit der Natur denselben Herzschlag hat. Die Silhouette Hans Meids zeigt uns den Graphiker bei seiner geistvollen, unruhig bewegten Arbeit, und Arthur Kampf vor der Staffelei, das ist die selbstbewußte Sicherheit, die keines modischen Aufputzes bedarf, sondern durch ihre künstlerische und menschliche Ehrlichkeit wirkt.

★

Ein merkwürdiges Gnadenbild hat der Wiener Professor Anton Hanak, unterstützt von seinen Schülern, dem Tiroler Sepp Baumgartner und dem Kärntner Hans Domenig geschaffen. Auf den ersten Blick wird es manchen befremden und an religiöse Statuen aus dem fernen Osten erinnern. Der dem Werk zugrundeliegende Gedanke ist jedoch echt christlich und recht deutsch. Wir müssen nur unsre humanistische Bildung, unsern klassizistischen Geschmack vergessen und den (für den Protestanten freilich nicht selbstverständlichen) Anschluß an mittelalterliche religiöse Vorstellungen suchen. Das Werk ist in Holz geschnitzt und zeigt die Muttergottes, wie sie das Jesuskind mit ausgebreiteten Armen der Menschheit entgegenhält. Die Gestalten sind groß empfunden und gesehen, so wuchtig, daß ihr überwältigender Eindruck von den vielen kleinen Figuren nicht geschwächt wird, die der Aufbau trägt; sie wirken rein ornamental. Aber Hanak ist im Geiste unsrer Alten ein besinnlicher Meister. Er will mehr geben als ein Bild Mariae und Jesu. Die ganze Geschichte der Erlösung, die für ihn das Herzstück alles Geschehens



H. Hagemeister.

Scherenschnitte von Otto Wiedemann, Berlin-Friedenau



bedeutet, soll erzählt werden. So sehen wir auf den Armen des Kindes Adam und Eva mit den Tieren des Paradieses. Vom Sockel links aufwärts haben sich die Propheten versammelt; rechts wird das Leben Christi erzählt, von der Huldigung der Weisen und dem ersten Tempelgang bis zu dem verhängnisvollen letzten Einzug in Jerusalem. Auf der Rückseite baut sich das Leiden Christi auf, und wer alles genau betrachtet, der erlebt hier auf engstem Raum, noch knapper gefaßt als an den Pforten unsrer Kathedralen, den Weg der Menschheit aus den Tiefen der Sünde bis zur Verklärung im Himmelreich. Die Bekrönung des Aufbaus gleicht dem Turm eines Domes, den die Menschen zum Zeichen ihres Glaubens und ihrer Anbetung zum Himmel empor gebaut haben.

Was der Leser hier vor sich sieht, das Holzbildwerk, stellt nicht die endgültige Fassung des Gnadenbildes dar. Hanak möchte es aus Sandstein meißeln, riesengroß, 12 bis 15 Meter hoch, und sein Herzenswunsch wäre, daß es, frei zum Himmel ragend an einem für die gesamte Christenheit wichtigen Punkt errichtet werden möge, als Markstein — oder Wegweiser!

★

Das schlichte *Exlibris* von *Eva von Berlepsch* auf S. 110 beansprucht wegen seines Besitzers Interesse. Es ist das Bucheignerzeichen der zweiten Gemahlin Kaiser Wilhelms II., der verwitweten Prinzessin von Schönaich-Carolath, geborenen Prinzessin Reuß ä. L. Saabor ist Carolathscher Besitz. Es liegt in Niederschlesien, nicht weit von der Stelle, wo die Oder bei ihrem Eintritt in Brandenburg eine entschiedene Wendung nach Westen macht. Die Radierung atmet Ruhe und Vornehmheit. Sie hat nicht den Ehrgeiz, etwas Besondres oder gar Ausgefallnes sein zu wollen, und das ist beim Exlibris ein großer Vorzug. Denn wenn es wirklich brauchbar sein will, darf es keine übertriebenen Ansprüche stellen und wichtiger sein wollen als das Buch, das es zeichnet.

★

Die drolligen *Kreppapierarbeiten* stammen aus einem Wettbewerb, den die Seidenpapierfabrik Fleischer-Eislingen unter den Schülern der Staatlichen Kunstgewerbeschule in Stuttgart veranstaltet hat. Natürlich sollen aus dem vergänglichen Stoff keine Gebrauchsgegenstände

Scherenschnitte von Otto Wiedemann, Berlin-Friedenau

angefertigt werden, wohl aber hat das verdienstliche Preisausschreiben ergeben, daß sich aus Kreppapier die reizvollsten Gelegenheitsdekorationen und -kostüme herstellen lassen, namentlich zur Faschingszeit. Höchst wichtig ist, daß das nach einem neuen Verfahren behandelte Papier nicht in hellen Flammen brennt, sondern nur langsam glostet, so daß der Träger eines Papierkostüms nicht mehr zu befürchten braucht, das traurige Schicksal Paulinchens im „Struwwelpeter" zu erdulden, und die Feuerpolizei hat ihre Bedenken gegen den billigen und hübschen Ersatzstoff fallen lassen. Es wäre auch aus gesundheitlichen Gründen gut, wenn sich solche Papierkostüme durchsetzten.

★

Nach allerlei phantastischen Themen hat sich der Hamburger Künstler Alexander Friedrich (S. 111) als Radierer, zur Erholung gleichsam, der Eroberung der uns umgebenden Welt zugewendet. Er wird aber auch hier kein trockener Schilderer. Bei aller Treue wetterleuchtet über unserm Blatt ein dramatisch gestaltender, poetischer Wille. Friedrich hat seit 1916, seinem 21. Lebensjahr, fast ausschließlich radiert. Sein Werk umfaßt bisher über 150 Platten. — Über den Düsseldorfer Theo Champion, dem dieses Heft sein Titelbild verdankt, ist bereits gesprochen worden. Auch das eindrucksvolle Spätwinterbild sucht den Ausgleich, der den Künstler so stark beschäftigt: die Versöhnung von Natur und Technik. Wie trostlos erscheint dies Stück Natur, draußen vor der Stadt, wo dürftige Anlagen durch Eisenstäbe geschützt werden, eine Gaslaterne häßlich in den grauen Himmel sticht, und ein paar karge Bäume frieren. Aber eine schwermütige Schönheit liegt über diesem Bilde und sogar ein bißchen tröstliche Heiterkeit, denn selbst hier findet Jugend Platz und Lust zum Spiel. — Milder als Hodler, wenn auch sicher von seinem Monumentalstil beeinflußt, erscheint der Flame J. A. Joets mit seinem „Tischgebet" (zw. S. 8 u. 9), dem Meisterstück einer klugen Komposition. — Der Engländer William Ablett hat uns die flotte farbige Ra-



Das Gnadenbild
Holzbildwerk von Prof. Anton Hanak-Wien

dierung „Der grüne Schal“ zur Wiedergabe überlassen (zw. S. 16 u. 17). Die Leser bemerken, daß wir seit einiger Zeit auch wieder die großen ausländischen Ausstellungen besuchen, um wertvolle Werke für unsre Hefte zu gewinnen. Selbstverständlich wird in unsern Heften deutsche Kunst immer den ersten und geräumigsten Platz einnehmen. Aber ab und zu soll auch fremdes Gut gezeigt werden. Das entspricht der Überlieferung dieser Hefte. Wie packend ist „Das Leben“ von dem Böhmen Ludwig Vacatko (zw. S. 56 u. 57). Es ist gut gemalt und erzählt etwas: nämlich höchst eindringlich die alte und wahre Geschichte, daß das Leben achtlos seine Gaben verschwendet und daß es der Jugend in all ihrer Torheit leichter fällt, sie zu erhaschen, als der Weisheit und der Würde des Alters. — Aus guter Düsseldorfer Schule Eduard v. Gebhardts und Claus Meyers stammt Walther Heimig. Er hat einen feinen Sinn für die farbige Gesamthaltung eines Bildes, aber seltener und deshalb noch erfreulicher ist sein Humor. Sein Bild (zw. S. 24 u. 25) heißt nach dem Nordnordoststurm, der im Frühjahr durchs Land tollt, Märzbise. Es sind die Wochen, in die der Josephitag fällt, der einem Joseph von Wilhelm Busch der Bise wegen so sehr verhängnisvoll geworden ist. — Den Karlsruher Professor Wilhelm Schnarrenberger kennen unsre Freunde als einen sachlichen Porträtisten. Sein „Frühlingsspaziergang“ (zw. S. 104 u. 105) ist in seiner flächenhaften, bunten Malerei mehr Illustration als Bild. Viele werden es nur als Karikatur erheitert genießen. Aber es gehört zu jenen guten Karikaturen, vor denen uns mit der Zeit das Lachen vergeht, weil wir, je nach Temperament, verdrießlich oder ergeben sagen: Wir sind ja auch dabei! Und dann übersehe man nicht, wie kunstvoll die Komposition ist und wie sogar aus den grellen Bilderbogenfarben die Fröhlichkeit



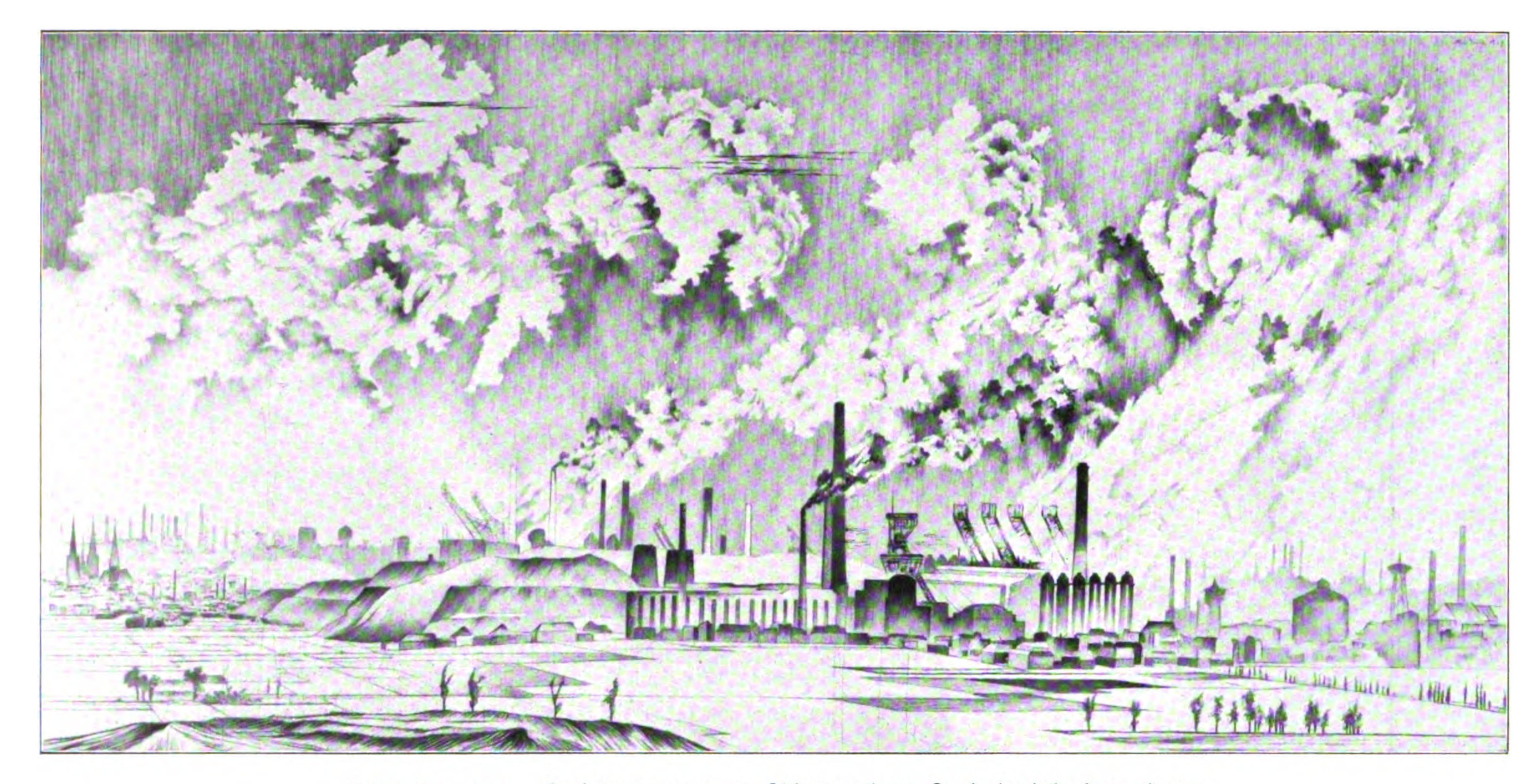
Exlibriszeichnung von Eva von Berlepsch





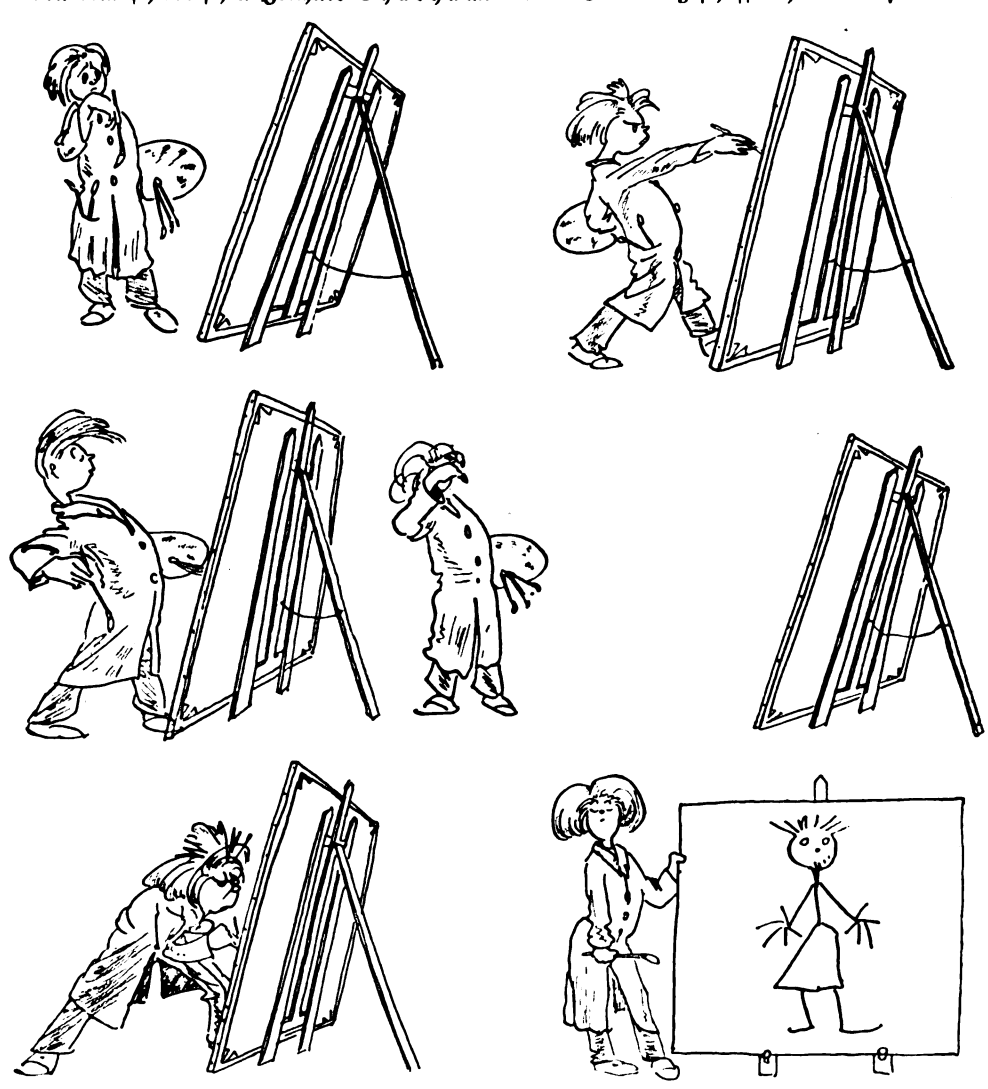


Tanzkostüm, Lampenschirm und Flaschenhüllen aus einem Wettbewerb für Kreppapierarbeiten der Stuttgarter Kunstgewerbeschule



Oberhausen. Zeichnung von Alexander Friedrich=Hamburg

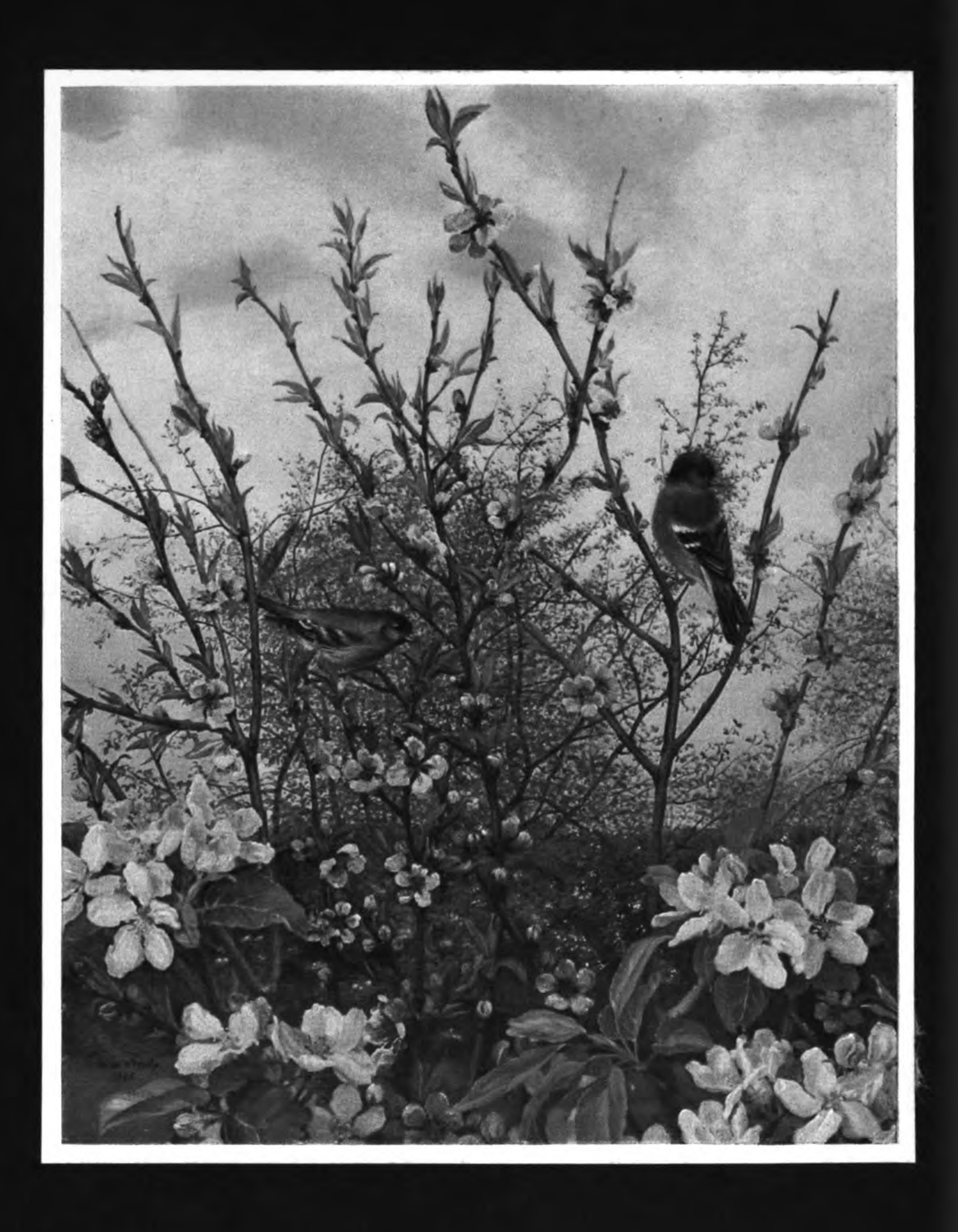
eines sonnigen Lenztages spricht. Man wird sich solch ein Bild nicht ins Zimmer hängen, wo man lieber freundlich oder ernst, aber weniger gern ironisch angesprochen wird. Trotzdem glauben wir, immer wieder, wenn auch nie gehäuft, auch Abseitiges aus der zeitgenössischen Kunst zeigen zu sollen, und haben aus In- und Ausland Stimmen vernommen, die uns in dieser Auffassung bestärken. — Den Schluß der Rundschau macht ein Spaß von dem schwedischen Zeichner Chatham. — Die schöne Plastik zw. S. 32 u. 33 weckt dankbares Gedenken an einen Frühvollendeten, den Bildhauer H. H. Dietzsch-Sachsenhausen, der vor der Zeit von seinem Schaffen abberufen wurde, dem „Licht entgegen", das er in einem jubelnden Mädchenkörper einst so wundervoll aus der Höhe des Gedankens in irdische Wirklichkeit zu bannen wußte. Er war Reserveoffizier im Gardekürassierregiment, dessen Heldentaten er ein Denkmal geschaffen hat. **P. W.**



Wunder der Schöpfung. Zeichnung von Gösta Chatham

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Frühling. Gemälde von Frieda Kniep
(Ausstellung der Künstlergilde, Berlin W.)



Das ungetreue Liebespaar

Roman von Paul Oskar Höcker

Schluß

Christian kannte den neuen Golfplatz schon. Die Aufgabe, die dem Gartenarchitekten hier gestellt war, hatte ihn stark gefesselt. Er war mehrmals auf seinen Motorradfahrten von der Chaussee Pfaueninsel-Wannsee abgebogen und hatte sich von dem Leiter der Winterarbeiten die Absichten des Gestalters erklären lassen.

Das Spiel war in vollem Gange, als Christian eintraf.

Vor dem hübschen weißen Klubhaus mit der im Halbrund vorspringenden Tanzterrasse öffnete sich ein weiter Talgrund mit malerisch sich einschmiegenden Waldstücken. Da und dort waren einzelne Kiefern stehen gelassen worden, die als Kulissen das Bild einfaßten. Zwischen den verschieden hoch gelegenen Wäldchen befanden sich die glattgeschorenen Rasenstücke, auf denen die blumentopfgroßen Löcher das Ziel für die Golfbälle bildeten. Es gab Entfernungen bis zu vierhundert Metern von Grün zu Grün. Die einzelnen Parteien verstreuten sich über das weite Gelände. Die bunten Farben der Damenkleider, die charakteristischen Golfanzüge der Herren belebten das helle Grün der Rasenfelder und das dunklere der Baumgruppen. Jenseits des Spielgeländes erhoben sich in immer neuen Wellenlinien die märkischen Wälder zwischen Potsdam und Lichterfelde, nach Süden zu überschnitten von den mattblau schimmernden Höhenzügen des Fläming. Weit und breit sah man kein Haus. Die nahe Großstadt schien wie im Wald versunken. Man glaubte sich inmitten einer Thüringer Berglandschaft.

Soeben begannen die Hauptwettkämpfe der Damenklasse. Christian hatte durch Zerner, den Landrat-Stellvertreter, der seinen Kreisstadt-Klub hier vertrat, eine Einladung erhalten. Je hatte ihm nur das Programm geschickt, dem ein Zettelchen beilag mit den paar Worten: „Daumen halten — und immerzu nett an mich denken!“

Das tat er ja nun auch. Er sah sie drüben an dem kanzelartig aufragenden grünen Startplatz, genau gegenüber der Terrasse, als sie den ersten Schlag tat. Sie besaß eine fabelhafte Schwungkraft. Wie sie ausholte, sich bei festem Stand, nur leicht federnd, um die eigene Achse drehte und den Treibschläger mit tödlicher Sicherheit genau auf die Stelle des Balls, die sie berechnet hatte, niedersausen ließ, das war schon ein hübsches Bild. Der weiße Ball durchschnitt die Luft, von vielen Augen in der Geschwindigkeit kaum erfaßt, und blieb achtzig Meter davon genau am Rande des ersten Grüns liegen. In der Gruppe von Berufsspielern und Liebhabern des Golfspiels, Herren wie Damen, die Je und die Kampfrichter umgaben, herrschte ein fast sakrales Schweigen. Das Golfspiel soll ja weltentrückend wirken. Da gibt es also keine lauten Rufe, keine Beifallsbezeugungen. Die notwendigste Verständigung wird im Flüsterton oder in leisem Murmeln durchgeführt. Bei dem ersten meisterlichen Schlag von Je fand sich nur Blick zu Blick in stummer Zustimmung. Ein paar Sekunden lang zeichnete sich die schlanke Mädchengestalt im flotten, hellen Kleid gegen den blauen Waldhintergrund und den weißbewölkten Himmel als feine Silhouette ab. Sie reichte ihrem Caddie, dem Jungen, der sie mit dem Schlägersack

begleitete, den Treibstock und tauschte ihn gegen den leichteren, für den zweiten, sanfteren Stoß auf dem Grün geeigneten, aus. Christian unterschied ihre schlanke Gestalt noch, als sie tief unten, jenseits des ersten Waldstücks, den Sieg am neunten Loch ausfocht. Es herrschte nur eine Stimme der Bewunderung über ihre Meisterschaft.

Auch Frau Theres war da — an einem großen Teetisch auf der Terrasse präsidierte sie — und stimmte laut in den Beifall ein. Christian mußte sie begrüßen. Auch Frau Esser, seine Gönnerin, befand sich am Tische von Frau Theres. Sie machte wieder ihre drolligen Bemerkungen über die Stiefelkönigin. „Ich bin nämlich als Anstandswauwau mitgeschleppt worden," sagte sie zu Christian. „Seitdem Theres getrennt von ihrem Mann lebt — Benno ist, nebenbeigesagt, ein Dilettant, daß er sich so blamabel hat ertappen lassen —, ist sie wieder so schüchtern und anlehnungsbedürftig geworden wie ein Backfisch zu Großmutters Zeiten. Sie will dadurch vielleicht noch jünger wirken — aber die Gören von heute beweisen ihre Jugend ja gerade durch ihre beispiellose Frechheit. Nun sehen Sie bloß mal die nackten Knie von dem Tauentziengirl da drüben, Christel Eyck, — nein, sehen Sie lieber nicht hin, sonst werden Sie mir hier noch ganz verdorben." Er mußte seinen Bekannten, der sich endlich seines offiziellen Auftrags entledigt hatte, heranziehen und ihn vorstellen. Man plauderte, hörte auf die Meldungen von den einzelnen Grüns und hörte amüsiert den kleinen Bosheiten von Frau Esser zu. Frau Theres kam neben ihr nicht auf. Natürlich wollte sie die Gelegenheit wahrnehmen, dem jungen Landrat zu zeigen, wie beschlagen sie in Golfdingen sei. Sie hatte doch den großen Vorzug gehabt, mit Fräulein von Borowski in Schuls-Tharasp zu spielen. Aus dieser Zeit stammte ja ihre Freundschaft mit ihr.

„Ja, und eine besonders vorteilhafte Errungenschaft aus dem Engadin war ihre Hausfreundin Frau von Glon!" warf Frau Esser ein, indem sie nachsichtig lächelnd die Teetasse an die Lippen führte.

Frau Theres schnappte es auf, tat aber so, als hätte sie's nicht verstanden.

Der Assessor hakte sofort ein. „Frau von Glon soll plötzlich spurlos verschwunden sein, hört' ich?" fragte er Christian. Der erwachte aus seiner Versunkenheit, fand sich aber nicht gleich zurecht. An seiner Statt antwortete Frau Esser trocken: „Nicht so ganz spurlos. Sie gibt sich in Berlin Wildwest redliche Mühe, Herrn Benno Strahl in seinem Strohwitwertum zu trösten."

Einige Damen in der nächsten Nachbarschaft am Tisch steckten die Köpfe zusammen und bestätigten die Feststellung von Frau Esser. Es sei ein Skandal! Diese Person habe monatelang die Gastfreundschaft von Frau Theres genossen und dabei die ganze Zeit über ihr heimliches Spiel mit Benno getrieben. Und das Tollste: sie halte sich daneben ganz ungeniert noch einen zweiten Verehrer, anscheinend einen Verehrer aus früherer Zeit, einen höchst zweifelhaften Gent, Eßlingen heiße er, böse Geschichten würden von ihm erzählt, es sei eine dunkle Schieber-Existenz. Frau von Glon habe schon da und dort Schulden von ihm bezahlt, und Benno, der arme, dumme Tropf, dem sie langsam die Gurgel zudrehe, merke noch immer nicht, daß er nun auch noch den Dritten im Bunde finanzieren müsse. „Es geschieht ihm ganz recht," meinte eine besonders spitze Zunge. „Er soll sie nach der Scheidung nur ruhig heiraten. Das wird seine größte Strafe."

„Hat Herr Strahl denn keinen einzigen Freund, der ihm die Augen öffnet?" fragte der junge Landrat.

Frau Theres hatte in der Nachbarschaft eine Bekannte begrüßt und sich im Gespräch mit ihr langsam zum anderen Ende des Tisches herangespielt. Sie stand mit dem Rücken gegen Zerner und hörte Wort für Wort. Noch immer hielt sie die Bekannte fest, tat, als ob sie angespannt deren Bericht über ihre Rivieraretse lauschte, schnitt die dazu erforderlichen verwunderten Grimassen, warf auch ein paar nichtssagende Worte ein. Immer erregter ward sie. Plötzlich wandte sie sich gegen Zerner um und sagte: „Einen einzigen wirklichen Freund hatte er, Herr Landrat, und das war seine Frau." Es traten Tränen in ihre Augen und sie wandte sich rasch wieder ab.

Die Köpfe der Damen fuhren erschrocken auseinander. Zerner erhob sich und trat zu Frau Strahl. Auch Christian hatte genug. Als er aufstand, um möglichst unauffällig die Terrasse zu verlassen, winkte Zerner ihn heran. Er mußte ihm und Frau Theres folgen. Sie standen vor der breiten Tür, die zu dem großen, jetzt völlig leeren Lesesaal führte.

„Nur ein paar Worte, Christel Eyck!" raunte Zerner halblaut ihm zu.

So traten sie denn zu dritt ein. In der Kaminnische bat Zerner die junge Frau, die sich nun nicht mehr halten konnte und in ihr Taschentuch schluchzte, Platz zu nehmen. Er setzte sich ihr dicht gegenüber und zog einen dritten Sessel heran, für Christian.

„Also das ist nun das zweitemal, daß ich

Vorsehung spielen muß. Seien Sie mir nicht böse, lieber Eyck, aber als wir damals die so reizende Luftgondelfahrt ins Erzgebirge machten, da war ich nämlich der Meinung, Frau Aimée, das kleine Satanchen, habe es auf Sie abgesehen!"

„Das hat sie auch, gewiß!" stieß Frau Theres aus, noch unter Schluchzen. „Kein Mann ist ja sicher vor ihr!"

Christian wehrte ärgerlich ab. „Mein Gott, nun muß ich den Unsinn schon wieder hören —!"

„Bleiben Sie sitzen, Christel Eyck. Ich weiß ja jetzt, daß ich ein Kamel war. Verzeihen Sie das harte Wort. Aber gleichzeitig war ich doch auch Ihr Freund, aus Ihres prächtigen Herrn Vaters Zeiten her, und da drängte mich's einzugreifen."

Er hielt einen Augenblick inne, da Frau Esser an die Tür herankam. Mit einer bittenden Gebärde wehrte er ihr ab, jetzt einzutreten. Sie zog sich denn auch gleich wieder zurück.

„Ich habe auf der Fahrt damals Frau Aimée von Glon sehr eindringlich ins Gebet genommen und ihr ungefähr folgendes gesagt: Meine sehr verehrte gnädige Frau, wenn Sie's wagen sollten, sich meinem jungen Freunde Christian Eyck zu nähern, dann kenne ich keine Rücksicht, dann erfährt er, daß Ihr Komplice Eßlingen vom Landgericht Cottbus wegen Betrug zu anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt worden ist, und daß Sie, meine verehrte gnädige Frau, wegen Hehlerei nur deshalb mit drei Monaten davongekommen sind, weil Sie in der zweiten Verhandlung den Beistand des Bankprokuristen Federsen hatten, dessen Zeugenaussage Sie zum Teil entlastete — und er erfährt auch, daß der Bankprokurist Federsen, den Sie durch Ihre freigebige Huld zum Meineid verführt haben, sich drei Tage nach der Verhandlung eine Kugel durch die Schläfe gejagt hat."

Beide waren sprachlos von ihm zurückgerückt. Frau Theres hatte ihre Japaneraugen weit aufgerissen. Trotz Schminke und Puder hatte sie sich entfärbt.

„Meine kurze Standpauke hat ihre Wirkung damals getan; wie Sie wissen, lieber Eyck, ist Frau von Glon, obwohl die Gondel sich kaum rührte, seekrank geworden; nach der Landung sauste sie sofort mit achtzig Kilometer Geschwindigkeit in Richtung Berlin davon. Ich atmete auf — denn ich wußte Sie gerettet. — Aber da mein Freund Eyck dieser Rettung gar nicht bedurfte, was mich nachträglich teils beschämt, teils erfreut, so erkläre ich mich gern bereit, Frau Strahl, auch Ihrem Herrn Gemahl vertraulich mit einigen Hinweisen auf das Vorleben seiner Angebeteten zu dienen."

Frau Theres konnte vor Erregung nicht sprechen. Sie stieß nur immer wieder aus: „Oh! Oh!" und „Ah!" Plötzlich schoß sie empor, lief zur Tür, sah sich suchend nach Frau Esser um und winkte ihr, als sie sie entdeckte, stürmisch zu. Die kullrige kleine Frau mit den klugen Augen und dem spöttischen Mundwerk tauchte gleich darauf neben ihr in der Saaltür auf. Und endlich fand Frau Theres ihr erlösendes Wort: „Das ist ja verheerend!"

„Frau Esser dient wohl als Zeitung für Berlin W.?" fragte Zerner lächelnd.

Christian meinte: „Eher als oberste Zensurbehörde. Jedenfalls ist die Angelegenheit nun in gerechten Händen. Nur in kleinen Dingen ist Frau Esser nämlich ungerecht: sie kann niemals einen Witz unterdrücken, der ihr einfällt, und wenn ihre eigene Seligkeit davon abhinge."

„Die sie also nicht unter die großen Dinge rechnet?"

Die beiden Damen kamen heran. Frau Esser übernahm sofort den Vorsitz in einer Art Kriegsrat. „Das Auto muß ihr vor allen Dingen wieder abgeknöpft werden," begann sie. Aber Frau Theres fiel ein: „Ich schenke ihr noch drei Autos dazu, wenn sie nur einsieht, daß sie ihre Rolle nun endgültig ausgespielt hat."

„Wenigstens in Berlin," sagte Zerner lächelnd, „denn Sie werden hoffentlich nicht von mir verlangen, daß ich ihr fortan dauernd auf ihren Liebeswegen folge."

„Ach, was für Unglück wird die noch überall anstiften!" rief Frau Theres.

Daß sie ein Satanchen sei, gab Zerner zu.

„Mein Himmel," sagte Frau Esser, „schließlich ist's doch besser, die Männer machen ihre Dummheiten mit solchen Außenseitern als mit uns anständigen Frauen."

Auf der Terrasse setzte die Musikkapelle ein. Ein paar Tänze unterbrachen das Programm. Einer der Bekannten kam herein, um Frau Theres zum Shimmy abzuholen.

„Sie weigert sich jetzt noch, weil sie seelisch zu tief ergriffen ist," sagte Frau Esser trocken, „aber den zweiten Tanz macht sie dann schon wieder mit, darauf gehe ich jede Wette ein."

„Ich wage da keine Wette einzugehen, gnädige Frau," erwiderte Zerner, „denn Sie kennen die Psyche der Frauen offenbar besser als ich."

Frau Esser beobachtete das Paar. „Nun hätt' ich die Wette doch verloren: sie macht schon den ersten mit!"

Lachend kam sie an Zerners Seite auf die Terrasse.

Christian konnte unbemerkt den Ausgang erreichen. In dem kleinen Säulenvorbau oberhalb der Terrasse blieb er noch einmal stehen und ließ seinen Blick über die weite Landschaft schweifen. Ganz weit rechts, da unten zwischen Baumgruppen, Gebüsch und Hecken zog sich wie ein farbenschillerndes Band der Trupp von Spielerinnen, Kampfrichtern, eleganten Zuschauern und Caddies hin. Mitten darunter Je. Er sah wieder die schlanke Linie ihrer Gestalt, sah ihre beiden Arme mit dem Treibschläger emporschwingen, weit zurück ausholend, und niedersausen ... Das „Klack" des Balles schallte herauf. „Die Vierhundertmeter-Strecke — glatt bis zum Grün mit dem ersten Schlag!" sagte irgendwer, der von der Brüstung aus durchs Fernglas zusah. „Fabelhaft!"

Auf der Terrasse begann wieder die Musik. Ein lockender, pikant rhythmisierter Tango.

„Immerzu nett an mich denken!" hatte Je ihm befohlen.

Es war nur schwer in dieser Umgebung, in die er so ganz und gar nicht hineinpaßte.

*

Arbeit! Arbeit! Es war für Christian das einzige Mittel, um wieder in seelisches Gleichgewicht zu kommen. Aber er konnte doch den jungen Eleven, die heute da und dort an seiner Stelle stolz die Aufsicht führten, ihr Amt nicht wieder abnehmen. Also holte er das Paddelboot aus der kleinen Halle am Steg, um nach dem Peetz-See zu fahren.

Ute jätete im Steingarten. Eilig legte sie Wühleisen und Korb hin und kam herzu.

„Du fährst nicht nach Wannsee, Onkel Christian? Aber heute fällt doch die Entscheidung. Hast du das Programm nicht gelesen?"

Er habe auf Wüstrow zu tun. Da er das Handwerkszeug sah, das sie mitten im Weg hatte stehen lassen, sagte er: „Unkraut jäten, wie du hier."

„Das kann ich doch auch dort, Onkel Christel!" rief sie und nestelte sogleich an ihrem Hänger. Sie brauchte ihn nur abzuwerfen und stand in ihrem schwarzen Schwimmkostüm da.

Er mußte über sie lachen. „Man kann dir, scheint's, nicht entgehen, Tante Ute."

Voller Eifer verstaute sie das Frühstückspaket in ihr Kleid in der Bootstasche. Auch er zog sich um, weil er unterwegs schwimmen wollte.

Dann starteten sie zusammen nach Wüstrow. Der verkrautete Zwischenkanal wurde wieder vermieden. Sie trugen das Boot die kurze Strecke über Land.

Als sie durch den Waldzipfel kamen, erschrak Ute plötzlich. Eine Gruppe junger Burschen lag da um ein kleines Feuer, rauchte Zigaretten und rief dem Paare irgendeine Unflätigkeit zu.

Ute glaubte, mitten unter der Schar das freche Gesicht von Orge gesehen zu haben. Stolpernd ging sie weiter, fast hätte sie das Boot fallen lassen. Machte dieser schreckliche Bursche nun doch wieder die Gegend unsicher?

Es war heiß und drückend. Die Mücken stachen. Als sie wieder im Boot saßen und über den Peetz-See auf die Südspitze der Halbinsel zuhielten, betrachtete Christian den Himmel. „Ein Gewitter wird's wohl geben, damit müssen wir uns abfinden."

In der Pflanzung war es unerträglich. Sie wurden bei ihrer Jätarbeit von den Mücken arg zerstochen. Die Schwimmbäder brachten immer nur für kurze Zeit Kühlung.

Christian warf endlich das Jäteeisen hin. „Ordentlich gegen den Wind paddeln muß man jetzt. Bis zur Havel. Und sich dann treiben lassen."

Sofort packte Ute ein. „Einmal im Leben möcht' ich bis nach Brandenburg kommen!" sagte sie tatendurstig.

„Ja, und dann an Pritzerbe, Rathenow und Havelberg vorbei zur Elbe!"

Sie klatschte in die Hände. „Au, und auf der Elbe nach Hamburg."

„Von da ist's nur noch ein Katzensprung nach Amerika. Was ist in dich gefahren, Tante Ute? Woher die Ausreißerstimmung?"

„Ich bin so froh, daß ich bei dir sein darf, Onkel Christel."

Nun saßen sie wieder im Boot und paddelten in flottem Tempo mitten in der Strömung. Die Mücken blieben hinter ihnen. Der Wind strich ihnen über die von der Sonne gebratene Haut. Es war eine Erquickung.

Je weiter sie sich von Paretz entfernten, desto mehr hellte sich Utes Stimmung wieder auf. Vielleicht nur, weil damit die Strecke größer wurde, die sie von Orge trennte. Sie nahm sich fest vor, Onkel Christian nun endlich ihr Geständnis abzulegen. Es belastete sie noch immer, daß sie damals im Winter nicht den Mut gehabt hatte, die Anklage gegen Orge anzubringen. Aber zunächst gab sie sich ganz der Lust des Vorwärtskommens hin. Auch im Havelluch hatten sie Glück: der Wind blies ihnen ent-

gegen, gerade stark genug, um sie vor der hier berüchtigten Mückenplage zu bewahren.

Christian hörte ihrem Geplauder zu. Sie erzählte von den Eltern, den Geschwistern, den zahlreichen Verwandten. Natürlich setzte sie längst voraus, daß Onkel Christian den vielverzweigten Stammbaum ebenso gründlich beherrschte wie sie. Aber er fiel immer in neues Staunen, wenn da wieder neue Zweige des so fruchtbaren ostpreußischen Stammes auftauchten. Sie unterbrach dann die Paddelarbeit und wandte sich entsetzt nach ihm um. „Aber Onkel Christel, du weißt nichts von Tante Adeline —?!"

Die Gewitterwolken hatten sich verzogen. Christian rechnete aus, daß sie bis Pritzerbe paddeln und dann doch noch vor Dunkelheit in die ihnen bekannten Gewässer zurückgelangen könnten. „Wenn du müde wirst, Ute, mußt du's sagen, dann ziehen wir deine Löffelpaddel ein." Aber sie fühlte Riesenkräfte in sich. Er mußte ihre Oberarmmuskeln fühlen. Sie war schon ein strammes Bürschchen, in Wind und Wetter und Arbeit aufgewachsen und nie im Leben verwöhnt. Er lobte sie. Aber irgendein Mitleid erfüllte ihn mit dem jungen Ding: wenn er das einsame, freudlose Dasein der Kleinen mit dem Luxusleben verglich, das Fe seit frühster Kindheit führte . . .

Es ward ein Tag voll Sonne und Wind und fröhlicher Sportarbeit.

An einer Havelwiese, wo die Brandenburger Jugend ein Zeltlager aufgebaut hatte, legten sie an, holten den Mundvorrat an Land, breiteten die Spritzdecke aus, um sich eine Unterlage zu schaffen, legten die Sitz- und Rückenkissen zurecht, und nahmen die Mahlzeit aus der Hand. Auch eine Milch- und Kaffeebude war in der Nähe. Christian kaufte ein. „Zichorie ist gesünder fürs Sportherz als Mokka!" sagte er und leerte den Becher mutig, aber mit geschlossenen Augen. Ute fand alles himmlisch.

So einmal ein richtiger Ferientag!

Sie lehnten sich zurück und schliefen dann beide fest ein. Das fröhliche Strand- und Badeleben ging rings um sie weiter.

„Kommt ihr aus Berlin?" fragte, als sie erwachten, ein negerbrauner Schwimmer, der neben ihnen eine Zigarette rauchte. „Dann packt mal beizeiten ein. Da hinten nach Potsdam zu wetterleuchtet's schon lange."

Christian fuhr empor und hielt Ausschau. Die Himmelsgegend dort sah allerdings nicht einladend aus. Unwillkürlich wollte er nach seiner Taschenuhr greifen — aber sie steckte ja in seinem Arbeitsanzug, der in der Bootstasche verwahrt war. Der Sonne nach zu urteilen mochte es immerhin schon sieben Uhr sein. Der Negerbraune bestätigte es: mit guten Augen konnte man in der Ferne auch die goldenen Zeiger einer Kirchturmuhr von Brandenburg erkennen, die im Sonnenlicht glänzten.

„Das Sybaritenleben hat jetzt ein Ende, Tante Ute! Es geht wieder an die Arbeit!"

Als sie ihr Boot bestiegen, die Kissen und die Spritzdecke versichert hatten und mit den Paddeln vom Ufer abstießen, wurden sie von den Schwimmern und den Badenden unter lustigem Räubergeschrei umringt und angespritzt. Sie gewannen aber rasche Fahrt und ließen auch die Ausdauerndsten bald hinter sich.

„Es war wundervoll!" rief Ute begeistert. „Weißt du — auch so mal am hellen Tag zu schlafen!" Und sie erzählte: das letztemal, dessen sie sich entsinnen konnte, das war im Krankenhaus in Königsberg gewesen, wo sie acht Tage im Gipsverband gelegen hatte. (Sie hatte das Wadbein gebrochen, als sie in der Tenne mit der Leiter umstürzte; aber es war alles famos verheilt, sie spürte gar nichts mehr davon.) Prächtig hatte sie's da gehabt. Die Mahlzeiten waren ihr ans Bett gebracht worden, am Sonntag morgen hatten die Schwestern auf den Gängen Choräle gesungen, und sie hatte geschlafen, immerzu geschlafen . . . „Und immerzu geträumt, Onkel Christel, so drollige Sachen! Ich hab' nur leider nicht alles behalten. Von Blumenwiesen und unzählig vielen kleinen Kindern. Es können auch Engel gewesen sein."

Er ließ sie plaudern. Ein rührend gutes Ding war sie. Er mußte sich ihrer künftighin doch etwas mehr annehmen. Sie war zu schade, nur so als Arbeitstierchen eingespannt zu werden. Vielleicht konnte er sie als Gartenstütze bei Frau Esser anbringen. Da bekam sie ein leidliches Gehalt, fand gewiß bessere Pflege, auch ein nettes Quartier.

„Na, Ute, wie denkst du dir das?" fragte er. „Zieh mal die Paddel ein." Er holte mit um so größerem Kräfteeinsatz aus. „Wie stellst du dir überhaupt deine Zukunft vor, he?"

Sie hatte sich zu ihm umgewandt und machte träumerisch-verzückte Augen. „Ach, Onkel Christel, weißt du, ich möchte so furchtbar gern heiraten."

Er lachte. „Das ist originell. Ohne Frage, kleine Ute."

„Ach, du machst dich lustig über mich. — Wen? — Ja, das weiß ich natürlich auch nicht. Aber fabelhaft viel Kinder möcht' ich haben. Weißt du, so eine ganze Wiese voll."

„Wie die auf der Blumenwiese? Aber

waren die nicht alle ziemlich gleichaltrig? Die Himmelsputten auf den alten Bildern zählen meist so zwei bis drei Jahre."

„Ja, das geht natürlich nicht. Es ist schade."

Wie sie so vor ihm saß, mit ihrem hellblonden Strohhaar und der braunen Haut und den Sommersprossen, so ganz Naturkind, unverbildet, meinte er: sie müsse einmal ein herzensgutes, prächtiges Hausmütterchen abgeben. Fabelhaft viel Kinder —!

Da schlug drüben, dicht bei Brandenburg, der Blitz ein. Aus einer häßlich schwefelgelben, schwarzgezackten Wolke. Und krachend folgte der Donner innerhalb einer Sekunde. Als ob ein Felsengebirge einstürzte.

„Alle Mann an Deck!" kommandierte er. „Volle Kraft voraus!"

Sie arbeitete sofort wieder tüchtig mit.

Unter Blitz und Donner querten sie das Havelluch. Die Gewässer waren ziemlich rasch leer geworden. Alles flüchtete: Segeljachten, Ruderboote, Kanus, Motorschiffe.

„Wenn wir nur vor Dunkelheit bis Klein-Wüstrow kommen," sagte er, die dicken, sich immer mehr über der Havel ballenden Wolkenmassen unruhig musternd, „dort können wir dann das Boot zusammenpacken und marschieren."

Sie arbeiteten im Takt, das Boot schoß. Es ward mit Macht finster.

Mit einemmal schlug's dicht neben ihnen ins Wasser. Ute schrie auf. Sie war geblendet.

Und wolkenbruchartig brach es nun über das kleine Boot herein. Der Regen peitschte ihnen in die Augen, in die Ohren.

„Wir müssen nach links halten, da ist das Ufer am nächsten!" rief Christian. Der Lärm des Gewitters, das Rauschen und Prasseln war so stark, daß man sich kaum verständigen konnte.

Aber wo war nun links, wo war rechts? Das Boot drehte sich wie in einem Wirbel, wurde weite Strecken weitergejagt, dann wieder gebeutelt, gedreht, geschüttelt. Man sah nicht einen Schritt weit, steckte mitten in der Regenwolke, die sich mit dem wildgewordenen Havelsee vereinigt zu haben schien. Bald gab es eine Schütte von der Seite, daß das Wasser trotz Spritzdecke ins Innere drang, bald hob eine Woge das kleine Fahrzeug an der Spitze, dann wieder am Heck.

„Nur keine Angst, Ute. Das Boot trägt uns noch."

Aber diesem tropischen Regenüberfall schien es auf die Dauer doch nicht gewachsen. Christian fühlte, daß seine Füße schon bis über die Knöchel im Wasser standen. Wenn das Boot jetzt kenterte, wußte man nicht, nach welcher Richtung schwimmen, denn man sah nichts, nichts mehr. Und zuckten die Blitze auf, dann blendeten sie derart, daß man die Augen schließen mußte.

Ute hatte das Gesicht tief herabgebeugt und ließ den Platzregen auf Kopf und Nacken peitschen. Die Hände hatte sie gefaltet.

‚Sie betet!' ging's ihm durch den Sinn.

Es war wirklich eine Zeit der Todesnot. Er sah seine Machtlosigkeit ein. Wenn er nur ein einziges Mal die Kraft aufbrächte, der Blendung zu widerstehn, damit er die Augen offen halten und einen Blick zum Ufer gewinnen konnte!

Aber es war grausig — wenn auch wieder schön in seiner Art — dieses von Feuerflammen durchsetzte Geprassel, das unbarmherzig auf Wasser und Boot und Kopf und Arme niederging.

Da drüben — in diesem Flackerschein jetzt sah er's — tauchte ein dunkler Streifen auf. War es eine Wolke? Er packte die Paddel fester . . . Aber schon drehte sich das Boot wieder.

Abermals ein Blitz in nächster Nähe. Es krachte, splitterte. Hoch oben blieb eine Flamme stehn. ‚Ein Baum am Ufer muß getroffen sein!' dachte er.

Ein unheimliches Sausen, das den Lärm des Gewittersturms übertönte. Und dicht hinter dem Boot fiel klatschend und patschend eine schwere Last ins Wasser, es aufpeitschend. Das Boot schoß auf einer mannshohen Welle in die Höhe, wurde fast kerzengerade auf die Spitze gestellt, aber eine neue Woge riß es wieder weiter.

„Wir haben Grund!" rief Christian plötzlich.

Im Schein eines neuen Blitzes sah er: das Ufer war kaum mehr fünf Meter entfernt. Hinter ihnen war die breite Krone des vom Blitz getroffenen Baumes, in der Mitte geknickt, ins Wasser gesunken. Er stieß die Paddel auf den Grund und fühlte, maß ab.

„Bleib noch sitzen, Ute!" rief er, besorgt um sie, und umklammerte ihren Arm.

Im nächsten Augenblick stand er im Wasser. Es reichte ihm kaum über die Knie. Tastend, denn es herrschte finstere Nacht, hob er sie heraus und stellte sie auf die Füße. Das Tau des Wellenrands hatte er um sein Handgelenk geschlungen. Er zog, Ute führend, das Boot, das nun vollends umschlug, hinter sich her.

Sie fühlten Waldboden unter ihren Füßen.

„Bäume sind kein Schutz gegen Gewitter," sagte er, „aber Land ist besser als Wasser bei solchem Schweinewetter."

Es blitzte und krachte weiter. Das Gewitter war indes weitergezogen. Auch Sturm und Regen ließen nach.

Sie mußte darüber lachen, daß er ‚Schweinewetter' sagte. Aber sie war ein bißchen abergläubisch und meinte: das sei doch eine Herausforderung.

Er zog das Boot vollends an Land und kippte es um. Schwierig war's, in Regen, Wind und Dunkelheit das Boot auseinanderzunehmen. Aber sie hatten es ja beide oft geübt. Nur tasteten sie zunächst immer wieder aneinander vorbei, wenn sie sich gegenseitig unterstützen wollten.

Es blieb nichts übrig, als hier besseres Wetter abzuwarten. Vor allem also die Kleider aus der wasserdichten Tasche herausholen! Sie waren tatsächlich trocken geblieben. Aus dem Bootsgerüst wurden ein paar Stäbe gelöst und in den Waldboden gesteckt. Die Spritzdecke diente als Sitzgelegenheit, die Bootshülle wurde als Zeltdecke verwendet. „Kriech hinein, Tante Ute, reiß das nasse Schwimmzeug herunter und schlüpf' ins Kleid." Er reichte ihr das kleine Paket. Inzwischen vollzog er draußen die eigene Umwandlung. Seine Joppe, die auf dem nassen Waldboden gelegen hatte, nur ein paar Minuten lang, triefte allerdings. Zum Glück fand er in der Stabtasche seinen Gummibatistmantel.

Eng zusammengepreßt kauerten sie unter dem Notzelt und sahen in die Nacht hinaus. Es gewitterte noch auf mehreren Seiten. Die Blitze hatten jetzt längere Dauer, der Donner folgte in größeren Abständen. Man konnte die Wasserfläche auf etwa zwanzig Schritt übersehen. Zwischen den Bäumen prasselte der Regen nieder. Unmöglich war's, festzustellen, ob man sich auf dem Ost- oder dem Westufer befand.

Ute war matt geworden. Sie lehnte den nassen Kopf an seine Schulter.

„Ruh' dich aus, Tante Ute. Kannst die Augen zumachen und schlafen."

Sie schlief im Sitzen ein. Er hielt sie, damit sie nicht zu Boden fiel.

Ihre Wärme füllte bald das klägliche kleine Zelt. Von allen Seiten troff die Nässe herunter. Aber sie spürten es beide kaum. Das gleichmäßige Plätschern, die Mattigkeit nach der Aufregung und Anstrengung schläferte auch ihn ein. Er zog die Kissen zurecht. Sie hatten eine Kapokeinlage und boten Schutz gegen die über die Spritzdecke hereinströmende Regenmenge. Allmählich gaben seine Glieder nach. Er ließ sich zurücksinken. Ute lag, in seinen Armen Schutz und Wärme suchend, wie ein schlafendes Kind.

Er wußte nicht, ob er selbst geschlafen hatte. Aber das fühlte er: sein rechter Arm war eingeschlafen. Er mußte ihn endlich bewegen. Dabei wachte Ute auf. Sie brauchte lange, bis sie sich wieder zurechtfand. „Ach so, ach so," sagte sie schlaftrunken, „Onkel Christel, ach, es ist so schön jetzt. Ich möchte gar nicht mehr aufstehn."

„Da könnten wir uns beide den herrlichsten Rheumatismus holen." In seiner Rocktasche sappte das Wasser. Uhr und Feuerzeug schwammen darin. „Aber bis zur Frühdämmerung heißt's nun schon durchhalten. Falls der Regen nachläßt, kann man um halb drei Uhr schon Ausschau halten."

Sie schmiegte sich an ihn. „Hast du auch geglaubt, Onkel Christel, daß wir umschlagen und ertrinken werden? Ich hab' so zu Gott gebetet. Ach nein, noch nicht sterben, gelt?"

„Du liebst das Leben so, kleine Ute?"

„Es ist doch so wunderschön, Onkel Christel." Sie sagte es schon wieder halb im Schlaf.

Der Regen plätscherte weiter. Ab und zu erhellte noch ein ferner Blitzschein den Horizont. Donnergrollen hörte man nicht mehr.

Christian dachte an Fe. Im Halbschlaf, in den er versank, verwandelte sich Ute in Fe. Er fuhr mit ihr an einem hellen Wintertag auf Skiern über den Schnee. Dann hob sie die Arme und schlug in schönem Schwung nach dem Ball. Und in der dunkeln Allee am Rosengarten lag sie ihm an der Brust und schluchzte.

„Warum weinst du?" fragte er plötzlich auffahrend.

Aber es war Ute, die weinte. Aus Überreizung oder Müdigkeit weinte sie im Schlaf. Sie kuschelte sich eng an ihn an. „Weine ich?" fragte sie und lachte drollig. „Ach vielleicht weil ich so glücklich bin."

Er starrte in die Dunkelheit, streichelte Utes Schulter und verglich wieder. ‚Armes kleines Seelchen!' ging's ihm durch den Sinn. Aber er schwieg, ließ sie schlafen.

Im allerersten Büchsenlicht legte er sie behutsam nieder und kroch hinaus.

Der Regen war ganz dünn geworden. Die Ufer ließen sich erkennen. Drüben lag eine holländische Mühle. Sollte es die hinter Langwerder sein? Zur Linken blinkten ein paar Lichter. Waren das etwa die Vorwerke von Ketzin? Dann war man ja kaum ein paar Kilometer von Paretz entfernt. Der schwache Schimmer am Horizont zeigte die

östliche Richtung an. Danach orientierte er sich nun.

Im Uferschlick lagen einzelne Teile der Bootsausrüstung. Er begann aufzuräumen. Dabei sah er die vom Blitz gespaltene Kiefer. Die Havel bildete Strudel um die Stelle, wo die mächtige Krone ins Wasser gestürzt war.

Ute richtete sich schlaftrunken auf und sah sich um. „O je!" sagte sie, als sie die Verwüstung erblickte: die Bootsteile im Morast, die geknickte Kiefer im Wasser. Aber rasch war sie dann auf den Füßen, noch etwas taumelig, und half.

Es war schon eine mühselige Arbeit, all das verquollene Zeug im Regen in die Taschen zu verpacken. Die patschnassen Schuhe, gar die Strümpfe anzuziehen, war unmöglich. So packten sie denn schließlich die ganze Last zusammen und machten sich barfüßig auf den Marsch, zunächst dem Ufer folgend.

Als sie in die Dorfstraße von Ketzin kamen, schlug die Turmuhr drei Uhr.

„Nun hört auch glücklich der Regen auf," stellte Christian fest.

Im ersten Krug brannte Licht. Ein Marktwägelchen hielt vor der Tür. Sofort entschloß er sich, Utes wegen, Hilfe in Anspruch zu nehmen. Er hatte sich selber den Hauptteil der Last aufgepackt, aber sie trug doch tapfer den Stäbesack mit. Der Kutscher, der zur Bahn fahren sollte, nahm sie gern auf. Er stärkte sich noch eben in der Wirtsstube mit heißem Kaffee. Die beiden Schiffbrüchigen erzählten ihr Abenteuer und nahmen an dem Frühstück teil. Darauf waren sie in einem Viertelstündchen in der Eichenallee von Paretz und auf dem Wirtschaftshof.

Ute konnte sich kaum mehr auf den Füßen halten. Sie merkte, daß sie taumelte, und lachte darüber. Christian nahm sie um die Schulter und führte sie bis zum Anbau. „Ich werde Burkert wecken, du mußt warm eingepackt werden, Wärmflasche ins Bett, und schwitzen." Aber sie bat ihn inständig, davon abzusehn. Sie hatte zu großen Respekt vor der Nachtruhe des brummigen Obergärtners. Er lobte sie noch einmal, klopfte ihr die Backen und wünschte ihr Gute Nacht. Rasch hob sie sich auf die Zehen, umschlang ihn und küßte ihn auf den Mund. „Gute Nacht, Onkel Christian, das war der schönste Tag meines Lebens!"

Vorsichtig schlich sie ins Haus.

Er lohnte den Kutscher ab, schleppte die Bootsbündel zum Ruderhaus, brannte die Laterne an und begann das unbeschreiblich verschmutzte Zeug auseinanderzunehmen.

Mitten in der Arbeit hörte er einen durchdringenden Schrei.

Er kam vom Anbau her.

Noch einmal. Eine Kinderstimme. Nein, es war Ute.

Hastig warf er alles hin und lief, noch immer barfuß, den Weg vom Ufer zum Hof zurück.

„Ute! Ute!"

Da stürzte sie schon aus der Tür, stolperte, fiel hin.

Es wurde lebendig auf dem Hof. In der Kammer von Burkert wurde Licht gemacht. Drüben, im Oberstock des Hauses, öffnete sich ein Fenster. Der Hund bellte.

Christian lief auf die Liegende zu. „Was ist, Ute?"

„Orge!" wimmerte sie. „In meinem Bett — ach, schrecklich, schrecklich . . ." Sie erbrach sich und verlor das Bewußtsein.

Inzwischen war Burkert in seinen dicken Mantel geschlüpft und schlaftrunken herausgekommen.

„Kommen Sie, Burkert, die Kleine ist ohnmächtig!"

Der Obergärtner erkannte in dem Lichtschimmer, der aus seinem Zimmer fiel, die kleine Ute, die bloßfüßig, durchnäßt, mit wirrem Haar am Boden lag. „Immer diese Weiber, diese Weiber!" brummte er. Aber er faßte sofort mit an und sie trugen das Mädchen in ihre Kammer.

Das Fenster ihrer Kammer stand offen, ein Stuhl war umgefallen, das Bett durchwühlt.

Ute schreckte auf, sah sich voller Angst und Verzweiflung um. „Nicht dahin, nicht dahin!" flehte sie.

Sie brachten sie also in die Küche, legten sie hier auf die Bank. Eisern hielt Ute Christians Hand fest. Die Zähne schlugen ihr aufeinander.

„Am besten, Burkert, wir schaffen sie hinüber ins Haus. Frau Krause muß sich ihrer annehmen. Das Mädel hat ja Fieber . . . Ich erzähl' Ihnen später . . ."

Als sie merkte, daß sie nicht in ihr Bett gelegt, sondern in den Schutz des andern Hauses gebracht wurde, beruhigte sie sich.

Drüben war man im Begriff, Morgen zu machen. Die Köchin verließ gerade ihre Bodenkammer.

Ute kam allmählich wieder zu sich. Aber sie konnte keine geordnete Auskunft geben. Sie lag wie im Schüttelfrost.

„Zunächst mal trockenes Zeug, Frau Krause," ordnete Christian an, „und dann ausschlafen lassen."

Der Zustand der kleinen Schiffbrüchigen erregte denn doch das Mitleid der alten



Der Liebespfeil. Gemälde von E. Fortescue-Brickdale

Wirtschafterin, die sonst nicht allzuzart besaitet war. So konnte das Mannsvolk also wieder abziehen.

Christian begleitete den Obergärtner nach dem Anbau zurück. „Was ist mit Orge? Wird der Bursche hier wieder beschäftigt? Die Kleine schrie ja, als ob der sie überfallen hätte!"

Burkert hielt es für Fieberphantasien. Keiner von dem Berliner Pack dürfe sich mehr auf den Hof wagen.

Christian gab sich vorläufig zufrieden und kehrte zum Bootshaus zurück, um seine Arbeit zu beendigen. Aber die Sorge um Ute verließ ihn nicht mehr.

★

Je mußte ihren entscheidenden Sieg feiern, ohne daß ihr, wie sie gehofft und erwartet, aus der Menge Gleichgültiger heraus Christians fritzisch-blaue Augen einen besonderen Glückwunsch sandten. Er war noch vor Abschluß ihres Spiels gegangen. Das schien ihr doch unbegreiflich. Ihre Stimmung war den ganzen Abend über gedrückt. Frau Theres erwähnte Christel flüchtig, als sie einander auf der Terrasse begegneten. Aber die Stiefelkönigin hatte ihr Mordsdinge über Frau von Glon und deren Komplicen Eßlingen zu erzählen, Dinge, für die Je nicht das geringste Interesse aufbringen konnte.

Am andern Morgen kämpfte Je mit sich. Sollte sie Christel anrufen?

Sie stand schon im Arbeitszimmer des Generaldirektors und hatte den Hörer in der Hand. Aber als das Amt sich meldete, legte sie ihn wieder zurück. Nein, besser, es blieb bei der Verabredung — und wenn einer von ihnen dem inneren Drang nicht widerstehen konnte und sie brach, dann mußte e r es sein.

Aber sie erlebte eine schwere Enttäuschung.

Da der Entscheidungskampf der Damenklasse erst um drei Uhr begann, hatte Vincent Rufius, mehr und mehr der Maître de plaisir des Kreises, in Günther Hadras Auftrag eine elegante kleine Motorjacht gechartert, auf der den auswärtigen Gästen die Umgebung von Potsdam gezeigt werden sollte. Die Autos fuhren um elf Uhr in Wannsee vor, das „Elite-Boot" lag fahrbereit am Steg, für ein Sektfrühstück an Bord war gesorgt, spätestens um halb drei Uhr ward die Wasserfahrt an der Pfaueninsel beendigt, und in wenigen Minuten brachten dann die Autos, die dort warteten, die Gäste zum Land- und Golf-Klub Wannsee. Die Gässikoner, die von der Mark Brandenburg nur die altehrwürdige Vorstellung hatten, daß sie öde und poesielos und sandig sei, würden bei dieser Gelegenheit den ersten Einblick in die norddeutsche Landschaft gewinnen. Auch Frau Vivian Breull hatte zugesagt — ihr Gatte freilich konnte sich an der Fahrt nicht beteiligen. Noch ein paar ausländische Freunde und Bekannte kamen mit. Günther Hadra, der aus seiner Abneigung gegen die Berliner Preußen sonst kein Hehl machte, äußerte sich auf der Fahrt sehr gönnerhaft. Das große, vielbesuchte Familienbad, an dem man entlang fuhr, gewann seine stärkste Sympathie. Er brachte das Zeiß-Glas kaum von den Augen. Die Motorjacht schlug hernach ein flotteres Tempo ein. Man kam an Sacrow vorbei und sah das aus einem Blumenmeer auftauchende Schloß der Stiefelkönigin. Das Boot bog in den Jungfernsee, lief in der Rinne des Fahrlander Sees in den Paretzer Kanal ein und eine Strecke weit über Ketzin hinaus in die breite Havel . . .

Man saß unter dem Sonnensegel an der weißgedeckten, mit Blumen geschmückten Tafel beim Gabelfrühstück, als das Elite-Boot die vorgeschriebenen Zeichen gab, um zu wenden. Die zahlreichen kleinen Segelboote, Kanus und Kajaks, die das Wasser belebten, gerieten in einige Unruhe. Weithin rollten die Schaumkämme, die das Einschwenken der Jacht in den neuen Kurs verursachte. Hallkofer war baß erstaunt über den maritimen Geist der Groß-Berliner, der sich auf den Havelgewässern in tausend Bildern zeigte; er hatte mit Kennerblick verschiedene sehr stattliche Sportjachten größerer Klubs bewundert. Günther Hadra übte seinen Witz besonders an den kümmerlichen Versuchen kleiner Leute, durch ein geflicktes Lateinersegel einem alten Ruderboot oder einem winzigen Kanadier Windkraft zuzuführen. Und Gestalten sah man, Gestalten —! Da gab es Pärchen, die Korbsessel aufgestellt hatten, in denen sie mit übergeschlagenen Beinen saßen, Radiohörer am Kopf, andere lagen langausgestreckt und lauschten einem plärrenden Grammophon. Die meisten befanden sich im Schwimmanzug, oft durch einen Strohhut gegen die stechende Sonne geschützt. Braun wie die Neger waren sie alle. Und überall sah man Taschentücher und Fächer im Kampf gegen die Mücken.

Als das Boot im weiten Bogen zur andern Fahrrinne wendete, umkreisten sie ein kleines Faltboot, in dem zwei Paddler saßen. Ein großer, schlanker, blauäugiger junger Mensch, blond, mit schmalem, braunem Kopf, braunen Armen und Knien. Er steckte in einem schwarzen Schwimmtrikot wie seine junge Sportgenossin, die dicht vor ihm saß. Taktmäßig führten sie die Paddelschaufeln, auffallend gut geschult, und ge-

wannen flotte Fahrt. Innerhalb kürzester Frist überholten sie die meisten Zweiruderer.

Frau Marion machte Je und Frau Vivian auf die prächtigen Sportserscheinungen aufmerksam. Auch Rufius sah sich nach dem Faltboot und seinen Insassen um. Und plötzlich begann er zu winken und zu rufen. „Aber das ist doch — das ist doch . . .“ Er brach ab, da er die schreckhafte Bewegung im Antlitz von Je gewahrte. „Haben Sie — gesehen?“ fragte er, das Taschentuch sinken lassend.

Je hatte sich sogleich wieder in der Gewalt. „Das war Herr Eyck. Nicht wahr? Jawohl, Christian Eyck aus Paretz.“ Sie fächelte sich zu. ‚Und sein kleiner Brackenburg,‘ schloß sie still für sich.

Längst wußte Frau Stefanie Bescheid. Auch ihr Mann. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit hatte Vincent Rufius ihnen einmal die kleine Begebenheit berichtet, die zu Weihnachten im Schloß Strahl beinahe zu einem törichten Auftritt geführt hätte. Als nun Günther Hadra die Namen Eyck und Paretz nennen hörte, legte er also den silbernen Hummerspieß sofort auf den Teller zurück, wandte sich um und führte sein Zeiß-Glas an die Augen. „Flott — flott!“ lobte er. „Der hat sie aber mächtig an der Strippe, der Braune, sein kleines Kajakfrauchen!“ Und zu Je, etwas scheinheilig: „So, den kennste? Ach, das is der junge Gärtner aus Paretz? So, so.“

Die Insassen des Faltbootes hatten die Gesichter in der Fahrtrichtung. Sie ahnten nicht, wie viele Blicke ihnen noch lange durchbohrend folgten.

An diesem Nachmittag spielte Je zuerst merkbar unruhig. Ihre Freunde begannen schon besorgt zu werden. Von der Terrasse aus wurde jeder Schlag von ihr, ja jede Bewegung aufmerksam beobachtet. In den Spielpausen blickte sie von den verschiedenen Abschlagstellen immer wieder zur Terrasse empor. Sie suchte die Augen Christels. Unter hunderten hätte sie seinen Blick herauserkannt. Aber er war zum Turnier nicht erschienen.

Und er kam auch zum Tee nicht. Er war auch bei der Preisverteilung nicht da. Erschien auch nicht auf der Tanzterrasse.

Ein unerhört heftiger Gewittersturm mit Platzregen fegte die ganze Gesellschaft, als nach dem Abendessen die ersten Stepps gespielt wurden, ins Innere des Klubhauses.

Alle Fenster und Türen mußten geschlossen werden. Eine wahre Sintflut ergoß sich über die Golfplätze und die Terrasse. Im Umsehn herrschte eine drückende Enge und Hitze in den Sälen.

Je tanzte nicht. Sie sei zu abgespannt, sagte sie.

Aber Vincent Rufius merkte ihr an: es war die Begegnung mit Eyck auf der Havel, die sie verstimmte, — sie war eifersüchtig.

Je lauter draußen das Unwetter tobte, desto höher schlugen die festlichen Wogen im Klubhaus. Man durfte ein schönes sportliches Ergebnis und einen glänzenden gesellschaftlichen Erfolg feiern. Ans Heimfahren dachte niemand. Draußen harrte eine lange Reihe von Privatautos der Gäste. Die Chauffeure waren vor dem Wolkenbruch in die Wagen geflüchtet.

Der Generaldirektor Breull, der gegen Mitternacht angelangt war, um noch ein Stündchen mit seinen beiden Damen in dem festlichen Kreise zusammenzusein und sie selbst nach Hause zu bringen, berichtete haarsträubende Dinge über die Verfassung der Fahrstraße: man fuhr streckenweise durch wahre Seen; die Fahrt war also lebensgefährlich.

Um so länger dehnte sich das Fest aus. Gegen drei Uhr morgens ließ das Unwetter nach. Jetzt erst lichtete sich allmählich die Schar der Ballgäste.

Bindende Verabredungen waren getroffen worden. Je sollte am Turnier in Salzbrunn teilnehmen, verschiedene kleinere Kämpfe ausfechten in Bremen, in der Schweiz, und im August wieder in Wannsee erscheinen, dann voraussichtlich im Besitz des Meistertitels der Damenklasse. Freunde und Bekannte richteten sich in ihren Sommerplänen nach diesen Terminen. Rufius hätte natürlich am liebsten keines der Turniere versäumt, aber — „leider hat man daneben noch einen Beruf!“ beschwerte er sich. Günther Hadra klopfte ihm kordial auf die Schulter. „Ihre Sorgen möcht' ich haben, Herr Doktor!“ Und er lachte über seinen witzigen Ausspruch noch lange.

Vincent Rufius drängte sich an diesem Abend Je nicht auf. Er fühlte, daß es bei ihr kriselte. Sie war unberechenbar. Besser, er wartete.

Da Breull ihm einen Platz in seinem Auto anbot, blieb er bis zum letzten Augenblick in der Nähe von Je. Als sie am Olivaer Platz ausstiegen — es war schon taghell, freilich hatte sich ein sachter Landregen entwickelt —, wagte er einen Vorstoß.

„Sie werden in vier Wochen in Schuls-Tharasp sein, Je. Ich hoffe, daß ich dort endlich Gelegenheit finden werde, mit Ihnen zu kämpfen.“

Sie sah ihn ein paar Sekunden lang mit einem müden Lächeln an. „Mit mir? — Sie meinen: gegen mich?“

„Für Sie," sagte er mit brennendem Blick, „— und für mich."

„Vielleicht bin ich schon abgereist, wenn Sie kommen, Rufius. Ich kann selbst nicht frei über mich verfügen."

„Nicht mehr — oder noch nicht?"

„Quälen Sie mich nicht."

„Ich komme, Fe."

Sie sagte nicht Ja und nicht Nein.

Lebhaft dankend verabschiedete er sich von dem Ehepaar Breull. Er blieb noch ein Weilchen an der Haustür stehn und sah durch die Kristallscheiben in das prunkvolle Vestibül, das jetzt hell erleuchtet war. Als Fe in den Fahrstuhl eingetreten war, der die Halle abschloß, klammerte sich sein Blick an ihr blaßgewordenes Gesicht. Aber sie schien ihn nicht mehr zu bemerken.

*

Für Ute war nun im Haupthause Quartier gemacht worden. Frau Krause, die Wirtschaftsstütze, hatte selbst angeregt, daß die kleine Elevin künftig ihre Bodenkammer teilte, die ja geräumig genug war. An die Spukvorstellung, daß ein Kerl sich in den Anbau geschlichen und auf Ute einen Überfall ausgeübt habe, glaubte sie nicht. Die Kleine war überanstrengt gewesen von der nächtlichen Fahrt im Gewitterregen, etwas Fieber war wohl auch vorhanden, da hatte sie dumme Phantasien gehabt.

Ein paar Tage bekam Ute Schonung. Christian fragte jeden Morgen, wenn er zur Arbeit ging, an Frau Krauses Tür nach der Patientin, schickte ihr auch ein paar Bücher und ein paar Süßigkeiten. Aber dann hatte er auswärtige Arbeiten für Nitsche auszuführen. Und nach seiner Rückkehr berief ihn Frau Esser zu mehreren Konferenzen, die eine einschneidende Veränderung in seinem Schicksalsplan bedeuteten.

Im ganzen großen Betrieb von Roland Nitsche erregte es Aufsehn und Bedauern, als es hieß: Christian Eyck verließ Paretz!

Am schwersten wurde es Nitsche selbst, seinen ‚Meisterschüler' scheiden zu sehen. Aber er verstand, daß es Eyck drängte, sich endlich auf eigene Füße zu stellen, und die erste große, selbständige Arbeit, die Eyck ausführen sollte, die Anlage des großen Parks von Frau Esser, war jedenfalls lockend und lohnend. Frau Esser wollte etwas Vorbildliches schaffen, es kam auf die Kosten nicht an. In der ersten Konferenz ging sie auch näher auf seine persönlichen Verhältnisse ein. Sie hatte seine große Versuchsanlage des immergrünen Parks und Gartens auf der Halbinsel Wüstrow gesehen und fragte ihn nun aus, wie und wann er sie praktisch nutzbar zu machen gedenke. Er erwiderte, daß der praktische Nutzen für ihn wohl nur gering bleiben würde, denn es fehlten ihm die Mittel, um das Werk zu vergrößern. Ja, wenn er noch eine größere Strecke Acker- und Wiesenland hinter Wüstrow erwerben könnte, dann würde er Baumschulen anlegen und einen Großbetrieb einrichten, der bald florieren müßte.

Frau Esser ließ in den Grundbüchern nachschlagen. Dabei ergab sich, daß ihr in den Inflationsjahren zusammengekaufter Besitz fast bis an die Halbinsel Wüstrow heranreichte. Wenn sie noch zwanzig Morgen Wald und Wiese dazunahm, wurde Christian Eyck ihr Nachbar.

Das Auto wurde angekurbelt, Christian mußte sie auf einer Fahrt zum Peetz-See begleiten. „Es kann nicht alle Welt kosten," sagte sie, als der Feldmesser die trennenden Parzellen bezeichnete. Schon andern Tags wurde das Geschäft abgeschlossen. Der Krugwirt von Klein-Kezin und die Müllerswitwe von Langwerder konnten Bargeld gerade gut brauchen. Die Taglöhne für die Mäharbeit und die Kosten für die Fuhren waren ihnen längst höher zu stehen gekommen als der schmale Ertrag.

„Ich verpachte Ihnen das Land, Eyck, wenn Sie's haben wollen," sagte sie kurz entschlossen. „Kapital können Sie auch haben. Überschlagen Sie, wieviel Kredit Sie brauchen. Und am Gewinn machen wir dann halbpart."

Nun kam ein neuer Aufschwung in Christel Eycks Leben. Er ging zu allererst zu Roland Nitsche, um dessen Meinung zu hören. Der fand den Plan ausgezeichnet. „Haben Sie erwartet, Eyck, ich würde Ihnen abraten, weil ich mir die Konkurrenz vom Leibe halten wollte? Greifen Sie zu. Segen und Glückwunsch mit Ihnen!"

Beim Notar eine lange Sitzung. Die Kauf- und die Pachtverträge wurden unterschrieben. Frau Esser zeigte sich in allen Geschäftsdingen sehr praktisch, gewandt und weitsichtig. Die neue Firma trug den Namen: Christian Eycks Pflanzungen, Wüstrow am Peetz-See, Mark. Die erste Rate diente für den Bau eines Wohn- und Wirtschaftshauses mit Gärtnerunterkunft und Warmhäusern. Natürlich mußte Eyck nun sobald als möglich seinen Wohnsitz in Wüstrow aufschlagen. Bis zur Fertigstellung des Gebäudes räumte ihm Frau Esser in dem noch leerstehenden kleinen „Kavalierhaus" ihres Grundstückes am Jungfernsee zwei Zimmer und ein Büro ein. „Zu Dank keine Ursache, ich komme dann bloß noch leichter um den Logierbesuch

meiner lieben Berliner herum," sagte sie in ihrer bekannten Art.

Eyck war heller Stimmung. Die Würfel waren gefallen. Er würde also nicht, wie Fe es ihm einmal ausgemalt hatte, heimatlos von Auftrag zu Auftrag durch die Lande ziehn. Ein schönes, neues, großes Werk, das ein arbeitsames Leben ausfüllen konnte, erstand vor ihm auf festem Boden.

Als er nach Paretz in seine alte Kammer kam, setzte er sich zunächst an den kleinen Tisch am Fenster, durch das er nach Südwesten sah, in die Richtung von Wüstrow, und schrieb an Fe. Ein Zettelchen nur, das er um den schmalen Saphirring seiner Mutter legte. Er richtete die Sendung nach Sässikon, ihre alte Adresse, weil er ja ihren augenblicklichen Aufenthalt nicht kannte. Das Zettelchen schloß: „. . . Lebenswende ist's. Der Zigeuner ist seßhaft geworden. Im Mai 1927 wird das Häuschen einzugsfertig dastehn. Kein Palast am Weißen Hirsch, keine Generaldirektors-Etage am Kurfürstendamm, kein Stiefelköniginnen-Schloß an der Havel. Aber sonnig und luftig und heiter soll's werden drinnen und draußen. Ich denke mir's an der Stelle, wo wir an einem herrlichen Wintertag im Schnee standen, Christrosen zu unseren Füßen, die blaue Glocke über uns. Wirst Du am Einzugstag bereit sein, Fe? Vielleicht könnte Dir's im ersten Jahr zuweilen noch einsam sein. Darum keine Bange: Du sollst Deinen jungen Ruhm als Golfmeisterin so oft auskosten, als Dich's drängt, den grünen Rasen wiederzusehn. In den nächsten Jahren wirst Du Dich über Einsamkeit dann wohl kaum mehr zu beklagen haben. So hoff' ich. Damit schließ' ich das Zettelchen. Und warte auf Antwort.

Dein Christel."

Indem er die Bücher, die noch in Stapeln dalagen, in die Kisten verpackte, kam es eilfertig die knarrende Treppe herauf. Ute pochte kaum an, sie riß gleich die Türe auf und stürzte herein.

„Onkel Christian!"

In ihren großen braunen Augen standen die Tränen. Sie preßte die Hände ineinander. Von der Arbeit im Garten waren ihre Sandalen, ihre nackten Waden mit Erde beschmutzt. Sie war heiß und rot im Gesicht. Ihr Hals, ihre Arme waren zerstochen, ihr blondes Haar war struppig.

„Es ist kein Abschied, Tante Ute," tröstete er sie. „Ich hab' mit Nitsche schon gesprochen. Du kommst als Gartenstütze zu Frau Esser. Nettes Zimmerchen bei ihr, Gehalt, hast Anschluß an deine Flurnachbarin, die Lehrerin der Kinder, Ostpreußin wie du, Förstermädel obendrein. Alles ist geordnet. Am Ersten trittst du an."

Sie umklammerte ihn. „Ach Onkel Christel, nimm mich gleich mit, ach bitte, bitte!"

„Nein, du, Tantchen, geht nicht. Auch schon des Gepäcks halber nicht. Das Auto wird hochbeladen sein, ich muß selbst auf den Bock. Am Ersten holen wir dich dann in guter Kleiderordnung ein. Da wirst du dir aber vorher dein Zottelhaar in Ordnung bringen und die Waden sauber machen."

Ganz bestürzt sah sie an sich hinunter und duckte sich, damit das Hängerchen tiefer reichte. „Ach Gott ja, du hast recht, man muß sich meiner ja schämen."

„Hilf mir noch ein wenig, Ute. Dort ist Waschwasser. — Nein, nein, bloß die Hände sollst du dir jetzt waschen, der schönen Bücher wegen."

Sie kniete neben der Kiste und zeigte sich beim Einpacken sehr anstellig. Aber ihre ganze Art war verstört. Immer wieder schluckte sie, setzte an, als ob sie mit einem schweren Entschluß ränge.

„Übrigens sehen wir uns natürlich schon vor dem Ersten. Ich habe jetzt fast alle Tage in Wüstrow und um Wüstrow herum zu tun. Du kannst dich nützlich machen. Ganz gut, wenn Frau Esser gleich sieht, was für ein gelehriger und tüchtiger kleiner Bursch du bist."

Sie hielt seine Hand fest, der sie einen Stapel Bücher entnommen, und preßte sie schluchzend an ihre Wange. „Du bist so gut zu mir, Onkel Christian, und ich — ich hab' dich so schwer hintergangen!"

Er entzog ihr die Hand. „Du, hör' mal, Ute, das Geweine mag ich nicht. Bist du nicht meine tapfere kleine Kajakfrau gewesen? Und nun stellst du dich an, aufgeregt, wie eine hektische kleine Berlinerin."

Sie wischte sich die Tränen aus den Augen und sah lachend zu ihm auf. „Ich? Nein, nein, Onkel Christel, mit den Berlinern will ich gar nichts zu tun haben. So ein Grauen, so einen Ekel hab' ich vor denen. Und nur darum bitt' ich dich doch . . . Das ist es ja, Onkel Christel, was ich nicht los werde: daß ich dir damals nicht gleich die Wahrheit gesagt hab'!"

„Wenn du sie mir jetzt nicht sofort sagst, Ute," drohte er, „dann kriegst du wahrhaftig endlich den Katzenkopf, den du schon an deinem Einzugstag hier von mir erwartet hast."

Noch immer lag sie auf den Knien. Suchend, mit sich ringend, allmählich rascher und erregter werdend, schilderte sie ihm die

Begegnungen mit Orge. Ihre Entdeckung, daß er den Raub auf Wüstrow ausgeführt hatte, ihre Angst, ihn zu verraten, weil er so fürchterliche Drohungen ausgestoßen hatte. Lange war er nicht mehr zu sehen gewesen. Aber als sie neulich mit dem Kanu durch das Waldstück zum Peetz-See gingen, hatte er mit andern Berliner Strolchen um ein Feuer herumgesessen. Und als sie todmatt nachts in ihre Kammer kam und sich auszog, da hatte sich in ihrem Bett eine Gestalt gerührt, ein Kissen ward ihr über den Kopf geworfen, sie wehrte sich, schlug, kratzte, und als sie das Gesicht frei bekam, da schrie und biß sie . . . Sie erkannte die Gestalt und das junge Verbrechergesicht, es war Orge . . . Fluchend sprang er durchs Fenster, der Stuhl fiel um, und von dem Lärm erwachte Burkert . . . „Ich hätte nie wieder auch nur eine Minute in der Kammer sein können. Und der Ekel vor dem Bett. Ach, Onkel Christian, und da hast du mir geholfen — und ich war doch so schlecht zu dir!"

Er war so überrascht und verwirrt von ihrem Bericht, daß er nun erst bemerkte: noch immer lag sie auf den Knien, wie um Verzeihung bittend. Er hatte Mitleid mit ihr und hob sie auf. „Armer kleiner Kerl," sagte er, „was hast du ausgestanden!" Er klopfte ihr kameradschaftlich auf die Schulter und drückte sie auf die jetzt leergewordene Bücherbank. „Ja, siehst du, da hat sich's bitter gerächt, daß dein Vertrauen zu mir nicht stärker war als die Furcht vor ihm. Wie? Na, die Strafe hast du weg durch den widerlichen Schreck, den du erlebt hast. Vergiß ihn. Und daß der Bursche dich nicht noch einmal belästigt, dafür soll schon gesorgt werden. Vor allen Dingen muß Burkert alles erfahren. Und Nitsche auch." Nachdenklich packte er weiter ein. „Ja, natürlich ändert das die Sache. Da will ich doch lieber heute noch mit Frau Esser . . ."

Sie klatschte in die Hände und sprang empor. „Und ich darf dann gleich —?!"

„Wenigstens bald. Sicher noch vor dem Ersten. Und solang du noch hier bist, Ute, gehst du mir nicht allein vom Grundstück herunter, hältst dich in Frau Krauses Nähe. Inzwischen wird man ja sehn, wie man den Burschen dingfest macht. Die Sache mit dem Russen gibt vielleicht noch eine neue Spur. Nun aber keine Tränen mehr, Ute. So, nun gib mir die Hand. Bleibst mein guter kleiner Kamerad."

Voll inneren Jubels umhalste sie ihn. Er lehnte aber den Kopf zurück, weil er nicht wieder geküßt sein mochte.

„Kleine, stürmische Tante Ute! Und 'ne nasse Nase hast du auch!"

Der Autofahrer wurde heraufgerufen, um beim Gepäcktragen zu helfen. Auch Frau Krause und die Köchin stellten sich ein. Zum feierlichen Abschied aber kam Eyck, das war schon verabredet, am Sonnabend abend herüber. Da wollte Nitsche die Eleven, den Obergärtner und seine Gehilfen, sowie das Büro- und Hauspersonal im Zeichensaal versammeln, es sollte Tee und Kuchen geben, und die jungen Leute bereiteten lustige Aufführungen vor mit Lautenmusik und Chorgesang.

*

Je erhielt das Zettelchen mit dem Saphirring, der seit hundert Jahren von Mutter zu Tochter oder Schwiegertochter gewandert war, an Bord der ‚Marion' in Lindau. Die Jacht fuhr sogleich weiter nach Konstanz. Je verließ ihre Kabine unterwegs nicht. Sie schrieb und — wurde heiß dabei. Mit der ersten Post, die in Konstanz von Bord ging, wanderte ihre Antwort zur Bahn.

„. . . Ja, Christel, im nächsten Frühjahr bin ich bereit. Du brauchst mir dann nur zu telegraphieren: In Klein-Kapelln wartet der Organist! Denn der muß spielen, wenn uns der Herr Dorfpfarrer feierlich zusammengibt. Das ist meine einzige Bedingung. Ich werde schnell gerüstet sein. Ein Handkoffer — und dein Saphirring mit all dem Frauenhoffen und Menschenleid eines Jahrhunderts — muß genügen. Es wird einen unbeschreiblichen Sturm geben. Du ahnst nicht, was für Welten zwischen Herrn Günther Hadra und so einem pausbäckigen Gärtnerglück liegen. Ich werde in meinem Handköfferchen voraussichtlich keine Anweisungen von ihm auf in- und ausländische Bankkontos mitbringen — aber höchstwahrscheinlich die Gewißheit, testamentarisch enterbt zu sein. Eine Erbschaft steht mir ja freilich nicht zu, nur eine Gnade. Diese Gnade mir jetzt noch zu erhalten, wird mir sauer genug. Ich werde mich, wenn Du mich auf Wüstrow knapp halten mußt, nach Günther Hadras freigebiger Hand für Pelzwerk und Seide niemals zurücksehnen. Die ‚Marion' ist aller Anmut bar geworden, seitdem Günther Hadra zur Crew gehört. Alle fühlen's, keiner sagt's. Aber ich merke, wie ich meinen Freunden durch diesen Anhang mehr und mehr entfremdet werde . . . Wie Du's angestellt hast, Du unzuverlässiger, rücksichtsloser, ja barbarischer Mensch Du, mich so aus allen Banden herauszureißen, das weiß ich nicht. Bin ich erst Deine Frau, dann werd' ich mich furchtbar rächen. Mache Dich auf das Schlimmste gefaßt. Aber von Deiner groß-

mütigen Erlaubnis, Eheurlaub zu nehmen, um Turniere auszufechten — solang noch kein Hindernis vorliegt, wie etwa im vorigen Jahr bei Mrs. Printer, werde ich wohl keinen Gebrauch machen. Ich fühle nämlich, daß ich eine schreckliche Veranlagung zur Eifersucht habe, und möchte damit nicht alleinstehn. Ich verlange von Dir, daß Du ebenso eifersüchtig bist und mich keinen Tag lang anderen gönnst . . . Heute kann ich Dir's ja verraten, Christel: Ich habe am zweiten Turniertag in Berlin Qualen ausgestanden. Wir sind vor den Kämpfen auf der Havel spazieren gefahren und haben Dich im Boot mit Deiner kleinen Kajakfrau ertappt. Du wirst sagen, dieser Brackenburg kann Dich nicht aus dem Geleise bringen. Ich glaub' es ja auch — vielleicht. Mindestens sag' ich mir's immer und immer wieder vor. Aber es grämt mich, es peinigt mich, es frißt an mir, daß es Leute geben soll, die spöttelnd einander zuzwinkern, einander heimlich zuraunen . . . Nein, nein, nein, nein, das darf nicht sein . . . Siehst Du, und deshalb werde ich in Schuls-Tharasp einem gewissen Herrn aus Hamburg, obwohl er Dir ebenso ungefährlich für mich erscheint, wie mir Dein kleiner Brackenburg, eine energische, endgültige Absage erteilen. Freust Du Dich? . . . Du bist nun von tausend neuen Sorgen und Geschäften erfüllt, mein seßhafter Christel, und zuverlässig warst Du ja nie, wenn sich's um andere Dinge als Deine Lieblingspflanzen gehandelt hat. Aber das eine, einzige Opfer mußt Du mir schon bringen: Du mußt für ein paar Stunden zu mir kommen. Ich will und muß Dich sehen. Ich glaube nicht eher daran, daß unser Trutzbündnis unlöslich geschlossen sein soll, als bis Du mir's Aug' in Auge bestätigt und mir Gelegenheit gegeben hast, Dir meines Vaters ebenso historischen Ring an den Goldfinger zu stecken. Kann es da Zeitmangel geben? Ein fleißiger Mensch wie Du hat immer Zeit. Wozu sind die Nächte da? Und bedrängt Dich Dein Sozius, die kluge Frau Esser, allzusehr, so gesteh' ihr einfach meine Liebe zu Dir: Sie wird's begreifen. Briefgrüße und Briefküsse schicke ich Dir nicht mit. Du weißt, wann und wo Du sie Dir holen kannst."

★

Endlich war's Sommer in der Mark. Nun stach die Sonne aber auch gleich so gewaltig, daß die erste Rosenblüte im Nu verbrannt war. Die Meteorologen sagten eine langandauernde Hitzeperiode voraus. Selbstverständlich irrten sie sich. Aber eine Woche lang herrschte eine solche Glut, daß auf und an der Havel die halbparadiesische Kleiderordnung Gesetz ward. In Berlin, so berichtete Frau Esser, liefen die Herren ohne Hut herum, in Hose und Seidenbluse, ganz wie in Neuyork. Ein Halbwilder, der außer diesem Kostüm auch noch Hosenträger zeigte, sei allerdings aus dem Amtsgericht, wo sie mit dem Grundbuchrichter verhandeln mußte, als unsittlich von den Schranken zurückgewiesen worden. Im Steingarten von Paretz zu jäten, kam eigentlich einer Sträflingsarbeit gleich. Aber Ute, die die Wahl hatte zwischen verschiedenen Kommandostellen — der alte Burkert hatte ihr gegenüber den brummigen Sergeantenton ganz verloren — blieb doch lieber möglichst nahe am Hause. Denn sie wartete doch stündlich auf einen Anruf von Onkel Christian.

Sie hatte einen sauberen Hänger, saubere Schuhe und Strümpfe bereitgelegt. Wenn aus dem Hause Esser angerufen wurde und der Rechnungsführer, der am Telephon saß, es nicht verbummelte, sie benachrichtigen zu lassen, dann konnte sie in längstens zehn Minuten fix und fertig beim Gotischen Hause stehen und das Auto abpassen.

Vor Frau Esser hatte sie einen Heidenrespekt: daß eine so kleine, kullrige Frau soviel Geld und Macht und Klugheit und Entschlußkraft besitzen konnte!

Als dann der Anruf erfolgte und das Auto heranrollte, befand sich Frau Esser aber nicht darin. Es war das Lastauto. Es brachte Christian Eyck, einen Handwerksmeister, sechs Arbeiter und ungeheure Rollen von Zaundraht mit. Mehrere Fuhren mit Pfosten und Draht sollten noch folgen. Das ganze Gelände, das für die Pflanzungen in Betracht kam, wurde eingezäunt. Auch das große Waldstück, das nördlich an die Halbinsel grenzte, kam mit in den Bereich. Es war nur niedriger Kiefernwald, der keinen besonderen Wert hatte, aber Teile davon sollten abgeholzt und, nach durchgreifender Bearbeitung des Bodens, mit seltenen Baumarten neu aufgeforstet werden. Auch auf dem Gebiet der Waldwirtschaft gedachte Christian Eyck neueren Lehren zu folgen.

Ute wurde wie ein leichtes Paket von kräftigen Männerhänden auf das Lastauto heraufgezogen. Onkel Christian konnte sich zunächst nicht um sie kümmern. Karten und Zeichnungen waren ausgebreitet, auf denen mit Zirkel und Zeigefinger und Bleistift herumgedeutet wurde. Aber er vertraute sie an Ort und Stelle dem Klempnermeister aus der Drahtzaunfabrik an, den sie über das Gelände orientieren sollte. „Die Kleine kennt Weg und Steg, kennt jede Pflanzengruppe, auch ganz genau die Grenze von Wüstrow!" sagte er.

Zunächst sollte das Waldstück nördlich der Halbinsel, das von Frau Esser noch mit hinzuerworben war, gegen die Straße und das Ackerland von Groß-Peetz durch den Drahtzaun abgeschlossen werden, weil von hier aus durch unverständige Anwohner und Ausflügler die meisten Beschädigungen der kostbaren Wintergehölze stattgefunden hatten.

Während Christian mit dem Feldmesser und den Arbeitern sich auf den Weg machte, um die Markierung vorzunehmen, maß Ute mit dem Bandmaß verschiedene Strecken aus, die der Handwerksmeister in sein Notizbuch eintrug.

Der Meister sah sich dabei ganz verwundert in der Gegend um. „Das ist ja hier wie in Afrika," meinte er. Er glaubte sich zu erinnern, daß er vor dem Kriege einmal von Potsdam aus im Kremser mit seinen Kegelklubgenossen einen Ausflug hierher gemacht hatte. „Aber dazumalen gab's hier bloß Kieferkusseln und Sand und Pickbeeren."

Ute war glückselig. Nun würde also dieses Juwel einer Landschaft, das bisher nach kein Mensch kannte, endlich die rechte Würdigung erfahren. Was hier an seltenen und seltensten Gewächsen angepflanzt war, in der sorgfältigsten Pflege herangewachsen, das stellte ja einen ungeheuren, unersetzlichen Wert dar: Der Triumph, daß es Christel gelungen war, tropische und subtropische Pflanzen hier unter ganz besonderen Bedingungen zu akklimatisieren. Sie brachte so mancherlei von ihrer jungen Wissenschaft an, und der Handwerksmeister staunte. „Ik versteh' ja nischt von," sagte er, „aber et war schon immer en Jerede, det hier so'n botanischer Professor merkwürdige Zicken macht. Na ja, nu seh' ik ooch, dat et lohnt, det Zeug hier en bisken unter Verschluß zu nehmen. Det is hier ja noch scheener als in Dahlem."

Lange nachdem die Kolonne unter Führung von Eyck und dem Feldmesser über den schmalen Isthmus der Halbinsel nach links hin abgezogen war, blinkte rechts, etwas oberhalb des Seeufers, ein Feuer auf.

„Ist das ein Zeichen?" fragte Ute, die mit dem Bandmaß die abgesteckten Uferstrecken abmaß, den Meister, und wies in die Richtung. Sie war der Meinung, daß die Kolonne den Wald inzwischen durchquert hätte.

„'n Zeichen, wieso?" Der Meister konnte sich den Feuerschein ebensowenig erklären. „Da verbrennen sie vielleicht Kartoffelkraut."

„Jetzt?!" Ute, als Försterskind, sah den aus der Industrie stammenden Großstädter ganz entsetzt an. „Das gibt's doch erst im November!"

Seit dem Morgen herrschte Nordostwind; die Hitze hatte darum auch wesentlich nachgelassen. Da das Feuer in der Windrichtung lag, verspürte man rasch den Rauchgeruch.

„Ein Waldbrand!" rief sie beunruhigt. Sie lief an der kleinen Anhöhe entlang und dann auf dem Festland mitten in den Kiefernwald hinein, sich nach rechts haltend, in der Richtung, die der immer dicker werdende Qualm bezeichnete.

Der Klempnermeister hatte mehr Sorge um sein Material als um den Wald. Da lag doch eine Menge Handwerkszeug ausgebreitet, das von dem ersten der Lastautos herbefördert worden war. Spitzhacken und Spaten. Er wollte seinen Standplatz nicht verlassen. Inmitten des ‚botanischen Gartens' ließ er sich auf fremdartige Rankengewächse nieder, zog sein Frühstücksbrot aus der Tasche und begann zu essen.

„Meister! Meister!" schrie Ute, die aufgeregt aus dem Wald herausstürzte. „Der Wald brennt! Wo ist Eyck? Wir müssen ihn rufen! Der ganze Waldrand dort rechts steht schon in Flammen."

Nun erhob er sich. Sowie er die Nase in die Windrichtung steckte, mußte er husten. Tatsächlich! Das prasselte und schwelte dort drüben in den Baumkronen. Eine besonders große Kiefer stand wie eine Riesenfackel da. Aber auch auf dem Boden kroch es glimmend und schwelend und rauchend vorwärts. Unheimlich sah sich das an.

„Das dauert keine zehn Minuten mehr, dann ist es hier!" rief Ute voller Angst. Sie sah sich nach Christels kostbaren Baumbeständen um. „Da ist keine Zeit zu verlieren! Man muß graben! Wo sind die andern? Holen Sie sie doch, Meister, rufen Sie, laufen Sie ihnen nach!"

„Ik sah se doch vor 'ne jute Viertelstunde janz links da draußen, auf dem Acker! Ik nehme man die Beene untern Arm und loofe hin!"

Ute hatte das Werkzeug gesehn, dabei war sogleich eine Kindheitserinnerung an das ostpreußische Försterhaus in ihr aufgetaucht: wie sie da bei einem Waldbrand alle, groß und klein, mit Hacken und Spaten einen breiten Graben ausgeworfen hatten, damit das Feuer nicht überspringen konnte. Sofort stand ihr Entschluß fest: hier auf dem schmalen Hals der Halbinsel, wo die mächtigen Rhododendren die Abschlußgruppen bildeten und die letzten Juniperus wie Zwergwächter den Eingang zu Christels exotischem Naturpark behüteten, hier mußte sie beginnen, den Graben anzulegen. Das

Wasser würde vom See her nachdrängen und den Schutz noch verstärken. Inzwischen mußte ja auch Hilfe kommen. Sie hatte heute zum Glück Lederschuhe an, so daß sie bei jedem Spatenstich das Gewicht des Fußes mithelfen lassen konnte. Als sie flink die ersten Schaufeln aushob und das Erdreich als Wall aufwarf, merkte sie, daß das Land nach Westen hin ein wenig abfiel. Ein Glück! Es war also nur nötig, den Damm im Osten des Halbinsel-Ansatzes zu durchstoßen: das Wasser floß dann vom See her in die neue Bahn und ergoß sich über den tiefergelegenen Grund. Während sie alle Kräfte zusammenpackte, um an dieser wichtigsten Stelle so rasch wie möglich einen Graben auszuheben, blickte sie immer wieder, in steigender Angst, nun auch schon belästigt durch den grauweißen Qualm, der am Boden zu ihr herkroch, in das Flammenmeer, das sich immer mehr der Halbinsel näherte ... Funken spritzten in die Luft, es sprühte zuweilen, wie wenn in einem Feuerwerk Schwärmer losgelassen werden. Und der Wind trug eine erstickende Hitze heran ... Sie schrie plötzlich laut auf vor Schmerz, ein glühender Kiefernzweig war ihr auf den bloßen Arm gefallen ... Wenn nur bald Hilfe kam!

★

Christian Eyck hatte den Feldmesser bis zur Nordgrenze des Waldstücks begleitet. Hier bezeichnete die gebesserte Straße, die Groß-Peetz mit Wüstrow verband, die Grenze seines neuen Besitzes. Ein Vorarbeiter markierte die Stellen, an denen die Pfähle für den Drahtzaun eingerammt werden sollten, mit weißen Hölzern, die Kolonne begann dann sogleich mit den ersten Spatenstichen.

Aus dem Wald hörten sie Rufe. Einer der Arbeiter meinte, das sei die Stimme des Klempnermeisters. Sie gaben Antwort. Erneute Rufe. Es klang sehr ungemütlich, denn es stimmte gar nicht zu seiner sonstigen Wesensart. Und nun vernahm man's deutlich: „Feuer! Feuer!"

Ganz außer Atem kam der Unglücksbote an ... Drüben auf der andern Seite des Waldes, da brenne es. Das kleine Fräulein sei noch bis dicht an den Feuerherd herangekommen. Aber man könne sich von der Wasserseite jetzt nicht mehr nähern. Der Rauch sei erstickend.

Während die Arbeiter sich ratlos umsahen und der Feldmesser noch mit Fragen in den Handwerksmeister drang, die dieser nicht beantworten konnte, handelte Christian instinktiv: er kletterte auf den nächsten Chausseebaum, um vom Gipfel einen Blick über das niedriger gelegene Waldstück zu werfen, das zwischen der Straße und dem See lag.

Ein aufpeitschendes Bild! Der ganze östliche Waldrand, von der Mitte an bis zum See, stand in heller Lohe. Der Wind trieb die Flammen nach Südwesten. Wie flatternde Fahnen sahen die höher emporragenden Kiefern aus.

Er glitt in aller Hast wieder zur Erde.

„Die Feuerwehren alarmieren! Zum nächsten Fernsprecher!"

Der Feldmesser führte sein Zweirad auf die Chaussee. „Ich radle zum Gemeindehaus von Groß-Peetz."

„Eine kleine Dorfwehr allein schafft das nicht!" rief Christian dem schon Davonsausenden zu. „Gleich alle umliegenden Wehren anrufen und melden, um was es sich handelt: Potsdam, Sacrow, Neubabelsberg und Cladow!"

Die letzte Woche hindurch hatte die Sonne unbarmherzig gewirkt. Ein ausgedörrter Kiefernwald ging leicht in Flammen auf nach solch einer Hitzeperiode. Gefährdet war, der Waldrichtung nach zu schließen, auch das Dorf Klein-Wüstrow. Darum hielt er's für geboten, zum Schutze der Wohnhäuser und der Ställe die Arbeiterkolonne dahin zu schicken, damit die Leute die Wehr alarmierten und sich ihr anschlössen. Vielleicht war in Klein-Wüstrow der Waldbrand noch gar nicht entdeckt. Er selbst wollte dem Feldmesser folgen, um den Oberbrandmeister von Nowawes persönlich anzurufen. Die dortige Wehr verfügte, mitten in einem Industriegebiet gelegen, über besonders gut und modern ausgerüstetes Rettungsmaterial.

„Wie mag das nur entstanden sein?" fragte einer der Arbeiter bedächtig.

„Von uns hat keiner geraucht!"

„Wir sind ja auch gar nicht auf die andere Seite vom Wald gekommen!"

Christian Eyck wehrte ungeduldig ab. „Auf die Ursache kommt's jetzt gar nicht an — nur auf Hilfe! Eilt euch bloß! Lauft nach Klein-Wüstrow! Es können Menschenleben in Gefahr sein!" Im Eilschritt folgte er dem Feldmesser.

Kurz vor dem Dorf Groß-Peetz sah er schon Männer, Burschen, Frauen und Kinder, die von der Straße abbogen und querfeldein dem Wald zuliefen, um das großartige Schauspiel der Feuersbrunst mitzuerleben.

Ein barfüßiger Junge blieb stehen und rief ihm etwas zu. Er achtete nicht darauf, verstand es auch nicht. Dann nahm eine Frau mit krähender Stimme, die sich fast überschlug, den Ruf auf.

Selbstbildnis. Gemälde von Walter Schulz-Matan

(Original im Besitz der Stadt München)

„Wilde Wandervögel waren's! Ein Stücker fünfe! Und der Kerl in der Russenbluse war wieder bei! Den hab' ich schon lang auf dem Kicker! Ich sah sie aus dem Wald herauslaufen!"

Für eine kurze Atempause blieb Christian stehen. Die Frau drohte mit der Faust ins Ungewisse. Zwei Hühner seien ihr gestohlen. Die habe sich das Pack wohl dort gebraten. Überall im Wald sehe man jetzt Feuerstellen. Das Gesindel nächtige im Freien, auch Frauenspersonen aus Berlin seien dabei. Die müsse man doch endlich abfangen und einsperren . . .

Christian fiel die Begegnung mit den Burschen am Zwischenkanal ein, als er mit Ute das Boot über Land trug. Und Utes Anklagen gegen Orge, den Gelegenheitsarbeiter aus Berlin. Er wollte der Frau irgend etwas erwidern, aber das Wort blieb ihm in der Kehle stecken. Bei einem Rückblick sah er von dieser erhöhten Stelle der Straße aus, daß die Flammensäulen vom Wind genau in der Richtung auf die Halbinsel Wüstrow getrieben wurden. Das Herz stand ihm still. Er sah sein Werk bedroht, das Ergebnis seiner schweren Studien- und Arbeitsjahre.

In Groß-Peetz herrschte große Aufregung. Die Feuerwehr ordnete sich. Nicht alle freiwilligen Helfer waren zur Stelle, manche waren über Land oder noch weit draußen bei der Arbeit. Signale ertönten. Noch immer kamen Trupps von Kindern und Frauen an, die Schule und Spiel, Haus und Wirtschaft im Stich ließen und der Brandstelle zueilten.

Vor dem Gemeindehaus traf Christian den Feldmesser im Gespräch mit dem Landjäger und dem Lehrer. „Ist Nowawes benachrichtigt?" fragte er schon von weitem. „Der Oberbrandmeister?"

Nein, nur die näher liegenden Wehren seien mobil gemacht. Bis die aus Nowawes den weiten Weg zurückgelegt hätten, sei der Wald bis zum See ja doch schon ein einziges Flammenmeer. Es sei Nordostwind . . .

„Aber der Wind kann jede Minute umspringen," rief Christian, „und dann ist diese Ortschaft am allerersten und allermeisten bedroht!"

Wenige Augenblicke später hatte er Verbindung mit dem Oberbrandmeister, dem er die ganze Lage in knapper Form schilderte. „Zwei Züge gehen sofort ab!" lautete der Bescheid.

Christian hielt sich keine Sekunde länger auf, sondern schloß sich den Trupps an, die quer über die abgemähte Wiese auf den brennenden Wald zuhielten.

Eine Strecke von etwa zwei Morgen war schon schwarzgebrannt, rauchte nur noch. Die verkohlten Stämme ragten kronenlos in die Luft. Da und dort glomm es. Hier brach ein Baum in sich zusammen, dort ging ein einzelner Zweig, der bisher unversehrt geblieben war, plötzlich in Flammen auf. Es prasselte und sprühte, die brennenden Kiefernnadeln stoben, wie aus einer Fontäne die perlenden Strahlen, nach allen Seiten, der Wind fing sie auf und trieb sie vor sich her.

Die bunt zusammengewürfelte Menge der Schaulustigen hielt einen gleichmäßigen Abstand vom Waldrand, so daß es aussah, als sei eine Absperrkette gebildet worden. Aber es war lediglich die Hitze, die die Leute abhielt, auch nur einen Schritt weit über diese Linie hinauszugehen.

Christian nahm unmittelbar den Weg zum Seeufer. Auf dem Wasser herrschte Leben. Zahlreiche Boote schwankten in näherer und weiterer Entfernung, die Insassen standen aufrecht drinnen und genossen das grausige Naturschauspiel.

Dicht am Ufer blieb Christian stehn und blickte zu dem Isthmus hinüber, der die Halbinsel mit dem Festland verband. Er hatte sich innerlich darauf vorbereitet, daß seine Pflanzungen schon zum größten Teil vom Feuer ergriffen sein würden. Aber zu seiner Überraschung brannte drüben noch kein Baum, kein Strauch.

Und eine seltsame Geschäftigkeit entdeckte er auf dem schmalen Landstrich zwischen der Halbinsel und dem Festland. Da standen seltsam vermummte Gestalten bis über die Knie im Wasser, bückten sich, schaufelten . . . Ausflügler lenkten ihre Boote zur Halbinsel und landeten. Es war ein Rufen und Kommandieren. War schon eine Wehr zur Stelle? Sportsegler hatten Segelleinwand vom Boot mitgebracht, tunkten sie ins Wasser, schlugen sie wie einen Mantel mit Kapuze um Kopf und Schultern und arbeiteten, schaufelten.

Es hielt ihn nicht länger. Am Seerand sich noch weiter vorzuwagen war der Hitze und der Gefahr der brennend umstürzenden dünnen Kiefernstangen halber unmöglich. Er sprang wie er war ins Wasser und begann, sobald er den Grund verlor, zu schwimmen, hielt im Bogen auf die Halbinsel zu, landete südlich von dem arbeitenden Trupp und lief triefend, das Wasser aus den Ärmeln schüttelnd, nordwärts.

Ein breiter Graben war hier entstanden, durch den das Seewasser den Hals der Halbinsel überschwemmte. Große Rhododendronbüsche, Kirschlorbeer, Juniperus waren ent-

wurzelt. Aus der Halbinsel war eine Insel geworden. Die mit lehmig gewordenem Segelzeug phantastisch ausgerüsteten Gestalten gruben noch immer. Weithin war das Wasser schmutzig, Pfützen standen auch schon am äußersten Westrande des schmalen Übergangs.

Die Hitze war furchtbar. Der Waldboden auf dem Festland brannte schon in einer Breite von fünfzig Metern. Hier schaufelten Männer, auch ein paar Frauen, bis zu den Knien im Wasser stehend, warfen das im Schlick und Schlamm ausgestochene Erdreich auf den brennenden Boden, daß es klatschte, wichen vor den sprühenden Funken und dem Qualm zurück, spuckten und husteten ...

„Da droben liegen noch Spaten und Schaufeln!“ rief ihm ein junger Mann zu.

Es war das Handwerkszeug, das sie heute früh auf dem Lastauto hergebracht hatten. Sofort rüstete er sich mit einem Spaten aus, stellte sich in die Reihe und schaufelte mit. Seine Nebenmänner tauchten von Zeit zu Zeit die Leinwand, die sie sich umgeworfen hatten, ins Wasser. Er spürte, wie rasch er trocknete. Vom Wind wurden Funken aus den verkohlten, nur noch glimmenden Stämmen über die Gruppe ausgestreut. Man sah sie durch die Luft kommen und duckte sich unter die nassen Segel. Dann ging die Arbeit weiter. Die Hauptgefahr war der brennende Boden. Da ihr durch den Wassergraben ein Halt geboten war, kroch die schwelende Flamme zu beiden Seiten weiter. Das zum Heu verdorrte Gras rechts vom Waldrand begann zu brennen. Schreiend zogen sich die aus dem Dorf herzugelaufenen Zuschauer zurück.

„Auf das bißchen Heu kommt's nicht an!“ rief einer aus der Schar der Schaufler. „Wert hat hier nur die Halbinsel! Die ist nämlich ein Unikum!“

„Die Wehr kommt! Die Wehr kommt!“ Der Ruf pflanzte sich vom Ufer her fort. Man hörte auch schon das rasende Klingeln.

„Sanitätskolonne her!“ kommandierte ein baumlanger Herr mit einer Bärenstimme. Er trug das Klubabzeichen der Segler an der Mütze und ein nasses, schmutzig gewordenes Stück Segel über dem Anzug als Schutz gegen die Funken.

„Ist wer zu Schaden gekommen?“ fragte Christian, die Schaufel nasser Erde in den Fäusten festhaltend und sich zu dem Rufer umwendend.

„Ein kleines Fräulein. Die hat doch die ganze Rettungsaktion veranlaßt. Ich bemerkte vom Wasser aus das Feuer, hielt auf Wüstrow zu und sah hier das Fräulein den Wassergraben anlegen. Hallo, ich komme hinüber und helfe! Spaten gab's zum Glück. Andere Wassersportler folgten. Nur das dumme Volk da drüben am Ufer steht und gafft.“

Christian war in höchste Besorgnis geraten. „Wo ist das Fräulein? Was ist ihr geschehen?“

„Sie hat wohl Brandwunden. Ein Herr hat eine Taschenapotheke mit und behandelt sie. Wir haben sie da drüben in den Schatten gelegt.“

Christian warf die Schaufel hin und lief auf die kleine Gruppe zu, die er jetzt erst bemerkte: unterhalb der kleinen Feldsteinterrasse umstanden ein paar Männer eine Liegende, die man wimmern hörte.

„Ute! Ute!“ Es preßte ihm fast die Kehle zu.

„Weg da!“ rief der Samariter, der nun schon den dritten Notverband anlegte. Er fühlte sich durch die Neugier der ihn und seine Patientin Umdrängenden belästigt und gehindert. Ute war an beiden Armen und am Kopf durch brennende Zweige, am Fuß durch den brennenden Waldboden zu Brandwunden gekommen, die ihr große Schmerzen verursachten.

„Hier Sanitätskolonne!“ klang es übers Wasser.

„Eine Tragbahre her! Hierher!“ Und da die Männer einen Augenblick hilflos sich umsahen: „Ihr werdet doch schwimmen können, ihr Sanitäter?“

Ute stand wohl Qualen aus, aber sie erkannte Christian sofort. „Nicht schelten!“ bat sie ängstlich, als sie seine entsetzte Miene sah.

„Ach meine kleine Ute!“ sagte er nur.

„Sie kennen das Mädel?“ fragte der freiwillige Samariter, der seine Vaselinbüchse nun wieder schloß und das übriggebliebene Verbandzeug zusammenpackte. „Na, ich sage Ihnen, die hat sich tapfer gehalten, die Kleine!“

Eine zweite Wehr erschien jetzt auf dem Festland. Der Oberbrandmeister selbst befand sich auf dem vordersten Wagen.

Das Rettungswerk gelangte damit in feste Leitung.

Um die Patientin möglichst rasch ins Krankenhaus zu befördern, bezeichnete Christian, der hier Weg und Steg kannte, den kürzesten Weg. Ein Motorbootinhaber stellte sich zur Verfügung. Die Tragbahre mit der leichten Last wurde vorsichtig in das Boot gehoben. Die beiden Sanitäter und Christian begleiteten den Transport.

Unterwegs schlief Ute ein.

Der Motorbootführer bedauerte, zu spät gekommen zu sein, als daß er sich noch selbst

an den ersten Rettungsversuchen hätte beteiligen können. „Das ist nämlich ein ganz bedeutendes Unternehmen, dieser Naturpark. Ich komme schon seit Jahren hierher und bin jedesmal ganz begeistert. Es soll ein ganz junger Gartenarchitekt sein, der Sohn von dem Geheimrat Eyck. Wissen Sie Näheres über ihn?"

Christian mußte sich nun schon vorstellen.

„Na, da kann ich Ihnen nur mein Kompliment machen. Und meinen Glückwunsch, daß die Pflanzungen heil geblieben sind. Wenn das Feuer übergesprungen wäre, hätte wohl auch die Wehr nichts mehr helfen können. Dem kleinen Fräulein ganz allein soll die Rettung zu verdanken sein."

Christian sah das im Halbschlaf vor Schmerz zuckende Gesicht der auf der Tragbahre Liegenden voll tiefer Erschütterung. ‚Kleine Ute!' sagte er still für sich. ‚Durchs Feuer bist du für mich gegangen! Und sie wollen über dich lachen! Nennen dich den kleinen Brackenburg! — Ein Prachtkerl bist du, meine kleine Ute!'

★

Aus Schuls-Tharasp schrieb Je ein zweites und ein drittes Zettelchen.

Nun erst kam Christian dazu, ausführlich zu berichten.

Die Verwüstungen, die die Feuersbrunst und die Rettungsaktion auf Wüstrow verursacht hatten, ließen sich ertragen. Utes kluges und entschlossenes Vorgehen war wirklich bewundernswert. Der Kiefernwald nördlich der Halbinsel aber war bis auf kleine Reste im Nordwestzipfel und an der Straße von Groß-Peetz völlig vernichtet. Die Aufräumungsarbeiten nahmen ihn nun stark in Anspruch. Auch die amtlichen Erhebungen über die Brandstifter — die zu einem greifbaren Ergebnis nicht führten — raubten ihm Zeit, ebenso die Verhandlungen über die Kostengebühr für die Einsetzung der verschiedenen Wehren. Fast die dringendste Arbeit war nun die Einzäunung des ganzen Komplexes. Die Tageszeitungen hatten anschauliche Schilderungen des bisher so unbemerkt gebliebenen Naturparks der immergrünen Gehölze veröffentlicht, die Halbinsel Wüstrow ward ebenso viel genannt wie der junge Schöpfer dieses eigenartigen Idylls. Scharen zogen hin, um die Pflanzungen, die nur wie durch ein Wunder vor dem Feuertode bewahrt geblieben waren, zu besichtigen. Der Landregen, der nun rasch wieder der kurzen, glühenden, alles verdorrenden Hitzwelle folgte, wirkte zum Glück ablenkend. Christian mußte aber dafür sorgen, daß die Arbeiter, die die Drahtzäune spannten, sich durch das Regenwetter nicht hindern ließen. Inzwischen begann das Ausheben der Baugrube für das Wohnhaus und die Gärtnereigebäude; aus praktischen Erwägungen wurde ein Platz nahe der Straße gewählt: auf dem freigelegten Waldgrund. Daneben durften erst recht nicht die Arbeiten für den neuen Park von Frau Esser vernachlässigt werden.

Jede freie halbe Stunde aber verbrachte er im Potsdamer Krankenhaus.

Nachdem die wütendsten Schmerzen sich gelegt hatten, fand Ute ihre alte Dankbarkeit gegen das Schicksal wieder. Eigentlich ging es ihr doch sehr gut: sie war hier in der zweiten Klasse untergebracht, Onkel Christel sorgte für sie, sie hatte seinen fast täglichen Besuch, und außerdem soviel Liebe und Aufmerksamkeit wie nie zuvor in ihrem Leben. Selbst Roland Nitsche suchte sie auf, der vielbeschäftigte, und brachte ihr das Wunderexemplar einer Rosen-Neuzüchtung. Burkert kam, Frau Krause.

Eines Tages erschien dann, in einem neuen Pariser Kostüm, Frau Theres Strahl und schenkte ihr Trüffelschokolade, einen seidenen Pyjama und eine inhaltlich nicht ganz einwandfreie Pariser Originalradierung. Frau Esser, die am andern Tage kam, lächelte nur ganz unmerklich, als sie diese Danaergeschenke sah. Aber hinterher, Christian Eyck gegenüber, wollte sie sich ausschütten vor Lachen über die jüngste Vertreterin der Stiefeldynastie. „Es sind zweifellos Geschenke, die Frau Aimée zugedacht waren und die meine praktische Theres nun möglichst rasch unterbringen will, um sich nicht mehr an die fatale Zeit erinnern zu müssen. Ihr Benno ist reuig zurückgekehrt und schwört ihr jeden Treueid, den sie nur verlangt. Er atmet natürlich erlöst auf, daß er vor der Gefahr bewahrt blieb. Sie leben jetzt gottlob wie die Turteltauben."

Die Gaben, die Ute von Frau Esser bekam, waren jedenfalls besser verwendbar für sie. Ute freute sich schon sehr auf ihre neue Tätigkeit in Frau Essers Hause.

Aber dann gab es einen Rückfall. Ute bekam Fieber. Der Arzt war sich zuerst selber nicht klar darüber, ob es in Verbindung zu bringen war mit ihren Brandwunden. An Aufstehn, Ausgehn, Wiederaufnahme der Arbeit war vorläufig gar nicht zu denken.

Christian hatte Sorge um sie. Einmal, als er nach leisem Anklopfen in ihr Zimmer trat — er war der Schwester-Pförtnerin längst gut bekannt, sie ließ ihn ohne Anmeldung herein —, erkannte sie ihn gar

nicht. Sie sprach wirres Zeug, ängstigte sich, hatte Schweiß auf der Stirn. Er saß lange an ihrem Bett. Das braune Gesichtchen war ganz blaß geworden. Das hellblonde Haar war nicht mehr in Schnecken gefaßt, es lag fraulich in losen Bändern über die Ohren, machte ihren Ausdruck fast madonnenhaft.

Voll tiefen Mitleids verließ er das Krankenhaus.

In seiner Brusttasche knisterte das neueste Zettelchen von Fe. So empört war Fe, daß er ihr nun wiederum viel mehr über seine tapfere kleine Kajakfrau geschrieben hatte, als über seine Stimmung für sie. Und von seinem Besuch kein Wort! „Bist Du mir denn noch treu, seßhaft gewordener Christel?" hieß es in dem Zettelchen.

„. . . Nein, Fe, so treu, wie Du's von mir verlangst, bin ich Dir in diesen Wochen nicht gewesen. Ich habe ein reines, klares, gütiges Kinderherz lieb gewonnen. Du brauchst darauf nicht eifersüchtig zu sein. Aber auch spotten darfst Du nicht. Weißt Du, Fe, das ist etwas so Großes und Heiliges und Schönes, was dieses arme Kinderherz mir gegeben hat, daß ich glaube und hoffe: auch Du wirst Ute gern in Deiner Nähe dulden. Ich meine fast: wir können beide für unsere Lebenswanderung viel von dem tapfern, hilfreichen kleinen Menschenwesen lernen!"

★

Als diese Zeilen in die schon fieberhaft ungeduldigen Hände von Fe gelangten, befand sich ein neuer Gast im Kurhaus, der mit starken Entschlüssen rang. Doktor Vincent Rufius hatte keine Neigung mehr, im allgemeinen Troß der Bewunderer hinter Fe herzuziehen. Man hänselte ihn schon in seinen Kreisen. Er war von Hamburg abgefahren in dem Bewußtsein, daß sich's bei dieser neuen Begegnung um die Entscheidung handeln würde. So oder so.

Frau Stefanie, auch Günther Hadra hatten ihm Mut gemacht. Eines war sicher: Fe bevorzugte bis jetzt keinen ihrer anderen Bewerber.

Ein schöner Strauß ward Fe ins Hotelzimmer gebracht. Daran hing ein Kärtchen mit einem Gruß von Vincent Rufius.

Strauß und Kärtchen lagen auf ihrem Miniaturschreibtisch neben der Balkontür, während sie Christian antwortete. Sie schrieb es ihm:

„. . . Seine Blumen blicken mich an, schmeicheln mir, werben um mich. Und Du bist nicht bei mir, sondern bei einer andern, die Du bewunderst, die Du zu einer kleinen Märtyrerin machen willst. Ja, Christel, ich b i n eifersüchtig. Willst Du mich deshalb auszanken? Stolz solltest Du darauf sein — denn ich bin es zum ersten Male. Dieses Zettelchen erhältst du am Dienstag abend. Mittwoch früh 9.45 Uhr startet das Verkehrsflugzeug vom Tempelhofer Feld nach Zürich. Um 4.50 Uhr steigt man in Zürich in den Engadin-Expreß. So spät es auch sein mag, Christel, ich werde noch wach sein, wenn der Hotelwagen hier vorfährt. Ich werde in meinem Zimmer alle Lichter andrehen, werde die Balkontür öffnen und ans Gitter treten. Seh' ich Dich den Wagen verlassen, dann bin ich zwei Minuten darauf in der Halle und wandere mit Dir in die Nacht hinaus. Es wird zunehmender Mond sein, der die Wege beschneit und nur gewisse Ruhebänke, auf denen Liebespaare sitzen, rücksichtsvoll im Dunkeln liegen läßt. Wohin wir wandern? Wie lang? Gleichgültig. Nur: ich m u ß Dich sehn. Donnerstag nachmittag kannst Du dann schon wieder auf dem Tempelhofer Feld landen. — — Im allerschlimmsten Fall, wenn Du durchaus Zeit sparen mußt für Deine Arbeit, für Frau Esser und für Deine kleine Heilige, mach' ich mich hier für ein paar Stunden frei und fahre Dir entgegen. In der Mitte der Strecke zwischen Zürich und Tharasp liegt Chur. Dort soll es ein uraltes, gemütliches Hotel geben, in dem sich verbotene wie legitime Liebespaare treffen. Bitte, vergiß nicht, daß wir noch nicht verheiratet sind. Ich kann Dir nicht versprechen, daß ich Dich daran erinnern werde. Telegraphiere mir, ob Du mich hier in Tharasp besuchen wirst, oder ob ich Dir in Chur begegnen soll. — Auch ich bin krank, Christian, und bedarf Deines Zuspruchs. Krank bin ich vor Verzweiflung. Ich sage alle Wettspiele, alle Spazierfahrten und alle Klettertouren für die nächsten Tage ab und schließe mich in mein Hotelgehäuse ein. Weder Mama noch sonst jemand soll mich besuchen. Ich überschreite diese Schwelle nicht eher, als bis Dein Telegramm da ist. Das sind die letzten Zeilen, die ich Dir schreibe, Christel. Die nächsten Worte von Mund zu Mund. Andernfalls . . ."

Da brach das Zettelchen ab.

Christian empfand den heißen Atem. Er fühlte sein Herz klopfen. Gewiß sagte er sich auch: es ist die weibliche Machtprobe. Sie war bisher uneingeschränkte Herrscherin über ein ganzes Heerbanner von Rittern und Pagen. Sie mußte einmal wenigstens auch über ihn siegen. Und er wollte ihr den Triumph ja gerne gönnen.

Aber Ute schwebte in Lebensgefahr. Frau Esser kam beunruhigt aus dem Krankenhaus und berichtete: die Kleine habe sie nicht mehr erkannt.



Meister der Graphik: Masurischer See
Originallithographie von Erich Waske

Morgens um sieben Uhr fragte er im Krankenhaus an. Der Assistenzarzt hatte seine erste Runde noch nicht beendet. Aber die Schwester konnte ihm Bescheid geben. Noch immer Fieber. Ein wenig gesunken gegen gestern abend. Ja, bei Besinnung sei die Kranke. Jawohl, sie habe wiederholt nach Onkel Christian gefragt. Um zehn Uhr könne er kommen und sie für ein paar Minuten sehen. Aber besser, der Professor erführe nichts von seinem Besuch.

Gab's da nun eine Wahl?

Christian fuhr an diesem Morgen nicht nach dem Tempelhofer Feld, um mit dem Flugzeug nach Zürich zu starten. Um 9.45 Uhr, als der Junkers sich in den hellen Sommermorgen schwang, beendigte er auf dem Esserschen Gut seine Besprechung mit dem neuen Obergärtner und bestieg das Auto, um in Potsdam seinen kleinen Brackenburg zu besuchen.

Dieses dankbare Aufleuchten in den fiebermatten, braunen Kinderaugen mußte ihn nun für alles entschädigen.

Ute erkannte ihn sofort.

„Wunderschön!" sagte sie langsam, ein bißchen singend, und schloß die Augen wieder.

Er hätte gern ihre Hand gestreichelt, aber die dicken Verbände, die ihre Arme einhüllten, hielten ihn ab. Die leiseste Berührung konnte ihr vielleicht wehetun.

So saß er denn eine Weile still an ihrem Bett, nickte der Schwester zu, erhob sich dann behutsam und ging ganz leise zur Tür hinaus.

Und stand nun auf dem Telegraphenamt und schickte Fe, während das Auto draußen ratterte und ihn mahnte, zu seiner Arbeit zurückzukehren, die heute so wichtig und unaufschiebbar war, die Absage.

*

An diesem Mittwochabend tanzte Fe im Kurhaus.

Sie hatte sich das Gabelfrühstück noch in ihrem kleinen Salon servieren lassen — wieder wie stets kaum etwas angerührt —, hatte noch immer keinen Besuch angenommen, obwohl sie nicht zu Bett lag, sondern am Schreibtisch saß, oder im Fauteuil, und las oder schrieb. Eine seltsam gemischte kleine Bibliothek befand sich in ihrem Reisegepäck. Sportbücher, Pflanzenkunde, ein englisches Werk über Innenarchitektur, ein Buch über den immergrünen Garten des Grafen Tarouca . . . Dann war ihr vom Pagen das Telegramm gebracht worden . . . Sie hatte kurz darauf im Sportkleid das Hotel verlassen und war auf den Waldwegen des Plasnatales rasch verschwunden, noch bevor irgendeiner der Kurgäste, die sie von weitem gesehen, ihr hätte folgen können. Erst kurz vor der Hauptmahlzeit kehrte sie von einer strapazenreichen Tour zurück, badete, ließ sich den Hotelfriseur ins Schlafzimmer kommen, nahm für ihre Toilette die beiden Stubenmädchen der Etage in Anspruch, und erschien dann endlich kurz vor Dinerschluß, in einem kostbaren Ballkleid, das sie bisher noch nicht gezeigt hatte, im großen Speisesaal. Zur Genugtuung und Freude ihrer Mama, ihres Stiefvaters und des Hamburger Freundes, der seine Abreise für den andern Morgen bereits angekündigt hatte, sie nun aber doch wieder aufschob. Günther Hadra bereitete ein Fest für die dem Kurleben Wiedergegebene. Er feierte solche Feste am liebsten mit französischem Champagner. Fe trank freilich kaum ein Fingerhütchen, sie brauchte keinerlei Peitschen für ihre Nerven, sie war ja selbst Champagner, wenn sie nur wollte. Heute wollte sie.

Sie war heute Champagner und war Rhythmus.

Der kleinen Bosheiten, die Fe über Vincent Rufius früher hingeworfen hatte, über seine feminine Art, seine Eitelkeit, seine Aufdringlichkeit und Sinnlichkeit, entsann sich Fe wohl gar nicht mehr. Sie gab sich ganz dem Tanze hin. Und da er gut tanzte, schon immer ihr Haupttänzer gewesen war, bewunderte man im ganzen Ballsaal das so flott aufeinander eingestellte Golfspieler-Paar.

Die Melodien dieses Jahres hatten etwas Aufwühlendes. Die Zweischritt-Tänze waren stürmischer geworden, in die übertrieben langsamen, süß-sentimentalen Walzer mit ihren seltsamen rhythmischen Verschiebungen war etwas vom Wesen des Tango hineingeraten. Es lag immer Frage und Antwort darin. Diese Töne konnten Umarmungen in sich schließen.

Als kurz vor Mitternacht die Hotelautos von der Bahn heraufkamen und neue Gäste brachten, die die Halle mit Unruhe erfüllten, brach Fe mitten im Tanz ab. Sie verließ den Ballsaal und machte einen Spaziergang durch die Halle zum Portal. Vincent Rufius begleitete sie. Die Nacht war herrlich. Der Mond schien. Eine ganze Menge von Tanzpaaren war vors Hotel getreten, man promenierte, schwatzte, lachte. Aber Fe hatte keine Lust, zu den andern zu gehn. Sie wollte die Aussicht von ihrem Balkon genießen. Da sah man jetzt im Mondlicht die wildgezackten Vorberge vom Piz Sesvenna oder vom Piz Madlain.

Rufius preßte die Lippen zusammen und sah sie durchbohrend an. „Ich hatte gehofft,"

sagte er fast tonlos, „Sie würden mir heute endlich eine Antwort geben, Je."

Sie warf das Ende ihres weißen Seidenumhangs über ihre nackte Schulter. „Doch nicht auf der Holztreppe, Rufius."

„Ich darf die Aussicht — von Ihrem Balkon — mitgenießen?" fragte er stockend.

„Vielleicht ist der ganze Firnenzauber schon vorbei, wenn wir hinaufkommen."

Ihr Zimmer lag im zweiten Stockwerk. Der Balkon bildete die Mitte der ganzen Front. Er nahm an, daß sie kein Licht andrehen würde, da man sie vom Platz aus ja sofort sehen mußte, wenn sie sich auf dem Balkon zeigten. Atemlos folgte er ihr. Er wagte es bis zur letzten Sekunde kaum zu hoffen, daß sie ihn wirklich in ihr Zimmer mit eintreten ließ.

Die Balkontür stand weit auf. Auch die Tür zu ihrem Schlafzimmer. Rasch machte Je in dem kleinen Salon hell und stellte sich ans Balkongitter. Sie erkannte unten auf dem Platz ihre Mama. Eine große Gruppe scharte sich um sie. Darunter auch Günther Hadra.

„Herrlich, die Aussicht von hier oben!" rief sie in seltsam hartem Ton hinunter. Dann zu ihrem Besuch: „Hab' ich zu viel versprochen?" Und auf eine Frage ihrer Mutter: „Ja, Mama, Rufius ist hier bei mir!"

Unten wurde gelacht. Wohl zumeist über das verdutzte Gesicht, das Günther Hadra machte.

Ein Weilchen gingen die Neckereien hin und her. Viele Paare hatten sich dem hellen Viereck zugewandt, das aus der sonst dunklen Hotelfront herausleuchtete. Die Gesichter da unten waren weiß und gespenstisch vom Mond beschienen.

„Machen Sie sich lustig über mich?" fragte Rufius schluckend vor Erregung. „Ich bat Sie um Antwort."

„Sie sollen Ihre Antwort haben."

„Auf dem Balkon. So. Durchaus hier draußen, wo uns zwanzig Paare sehen, jede Bewegung verfolgen? Dagegen war's ja auf der Hoteltreppe fast einsam."

Sie lachte nervös. „Auf der Hoteltreppe wären dreißig eifrige Hände hilfsbereit gewesen, wenn ich diesen Ring weggeworfen hätte. Denen wollte ich ausweichen."

„Was für ein Ring ist das?"

Sie zog ihn vom Finger. Ein schmaler Saphirreif war's. „Mein Verlobungsring."

„Sie sind also doch — — Je, Sie foltern mich!"

„Ich war bis zum heutigen Tage verlobt, Rufius. Bis zu diesem Augenblick." Mit der sportlich erworbenen Schwungkraft ihres Armes schleuderte sie den Ring weit über den ganzen Platz hin. Er blitzte noch einmal im Mondlicht über den tiefer liegenden Anlagen, dann war er im Inntal verschwunden. „Wie eine Sternschnuppe," sagte sie. Sie biß die Zähne aufeinander.

„Und nun — sind Sie frei?!" Rufius hatte nach ihren beiden Händen gegriffen.

„Und nun — bin ich frei!" sagte sie tonlos.

Er zog sie ins Zimmer zurück und machte dunkel. „Je!" stieß er aus, zitternd.

Von unten klang Lachen herauf, lustiges Rufen.

Stürmisch riß er sie an sich. Sie ließ es geschehen.

*

Christian bekam von Je keine Antwort mehr auf sein Telegramm.

‚Sie hört wohl nur das Nein der Untreue heraus,' sagte er sich.

Allein er hätte auch in der ganzen folgenden Woche sich nicht für volle zwei Tage auf Reisen begeben können. Zwar ging es Ute besser; die Ärzte erklärten sie außer Gefahr. Aber die Arbeit gerade dieser Epoche war zu verantwortungsvoll: sie war entscheidend für die ganze künftige Ausgestaltung von Wüstrow. Fehler, die man jetzt bei der grundlegenden Anordnung beging, konnten nie wieder beseitigt werden.

„... Es ist doch auch Dein Besitz, Je," schrieb er ihr, als er ihr ausführlich die Sachlage erklärte und ihr einen Durchschlag der inzwischen fertiggestellten Pläne schickte.

Auf dem großen Anwesen herrschte starker Arbeitsbetrieb. Von dem vernichteten Wald war das ganze Stück, das für die Aufnahme des Hauses, der Warm- und Kalthäuser und des Geschäftsgebäudes in Aussicht genommen war, von den verkohlten Stämmen, Stümpfen und Wurzelballen befreit. Erdarbeiter begannen mit der Aushebung der Baugrube. Auch für die Anlage der Pflanzungen mußte der Boden vorbereitet werden. Wichtig war es, die Verhandlungen mit dem Kreis und mit den Gemeinden wegen der Straßenführung zu fördern, denn die Heranschaffung der Baumaterialien verursachte jetzt doch große Mühen und Kosten.

Als Ute aus dem Krankenhaus entlassen war und im Esserschen Hause Aufnahme und Pflege fand, verfolgte sie all diese Vorgänge mit stolzem Interesse. Welch ein Riesenwerk war da im Entstehen!

Von ihrer Magdeburger Tante, die in ihrer Zeitung eine ausführliche Schilderung des Waldbrandes gelesen hatte, worin auch Utes Name anerkennend erwähnt war,

hatte sie eine Einladung erhalten: sie sollte sie für vierzehn Tage nach Ostpreußen zu den Verwandten begleiten. Aber Ute lehnte dankend ab. Es war ja jetzt zu spannend hier! Auch die Neuanlage des Esserschen Parks interessierte sie doch brennend. Sie konnte es kaum erwarten, bis sie endlich wieder arbeitsfähig war und mithelfen durfte.

Mit ihrer Landsmännin, der jungen Lehrerin, die Mary und Edu, die Kinder von Frau Esser, unterrichtete, stand sie sich sehr gut. Ihre Zimmer lagen auf demselben Flur. Ute hatte so ungewohnt viel freie Zeit, daß sie froh war, mit ihr immer ein bißchen plaudern zu können.

Nun war es ihr endlich erlaubt, spazieren zu gehen. Auch kleine Besorgungen durfte sie dann ausführen. Meistens benutzte sie dabei das Zweirad ihrer Landsmännin, denn ihr linker Fuß war noch recht empfindlich. Ein wahres Fest war es für sie, als Onkel Christel sie zum erstenmal wieder auf seinem Motorrad mit nach Wüstrow nahm. Da mußte sie ihm nun an Ort und Stelle alles nach einmal berichten.

Aber die Gegend nördlich der Halbinsel war gar nicht wiederzuerkennen. Der Wald war fast vom Erdboden verschwunden. Nur kleine Gestelle standen noch. In den letzten, vom Brand heimgesuchten Teilen erlag nun auch der Rest der trostlos aufragenden schwarzen Stangen der Axt der Waldarbeiter.

Christian nahm sich inmitten aller Arbeit immer wieder Zeit, zu ihr zu kommen und ihr an der Hand der Pläne auseinanderzusetzen, wie alles werden würde: hier auf dem Festland der eigentliche Gärtnereibetrieb mit dem Wohnhaus und den Wirtschaftsgebäuden, den Sämereien und Plantagen, davor die Halbinsel gewissermaßen als Schaufenster.

Über die Ursache des Waldbrandes war man sich allgemein klar: wilde Wandervögel oder Obdachlose hatten im Forst ein Feuer angezündet, um abzukochen — man fand noch das primitive Kochgerät unter verkohlten Baum- und Strauchresten —, und hatten, als die nächsten Kusseln Feuer fingen, planlos die Flucht ergriffen.

Meister Nitsche hatte seinem ehemaligen Schüler zwei seiner Eleven überlassen. Sie konnten bei der Neuanlage der Eyckschen Pflanzungen eine ganze Menge lernen, sagte er, gewiß noch mehr als in seinem Betrieb, der nun schon längst seinen ganz geregelten Gang hatte. Von diesen beiden Eleven hörte Ute — sie wurde von ihnen, da sie nun ja doch „beinahe eine Berühmtheit" war, endlich als Fachgenossin anerkannt —, daß sich unter den Erdarbeitern, die der Potsdamer Unternehmer hergeführt hatte, auch wieder der berüchtigte Orge Praust befunden hatte. „Wir haben aber nicht geduldet, daß er mit eingestellt wurde; Burkert meinte doch, er sei einer der größten Schlote, die von Berlin N. ausgespien würden."

Ute atmete wie befreit auf, daß sie das widerliche Gesicht nicht noch einmal zu sehen bekam. Sie war fest davon überzeugt, daß ihr alter Quälgeist zu der Bande gehörte, die die Schuld an dem Waldbrande trug.

Als aber Christian Eyck vernahm, daß man den Burschen in Händen gehabt habe, sagte er, sie hätten ihn festhalten und auf alle Fälle der Behörde ausliefern sollen, und er bedauerte, daß er nicht selbst zur Stelle gewesen war.

Frau Esser fuhr gegen Abend in ihrem Motorboot zum Peetz-See; ihre Kinder und die Lehrerin waren mit an Bord. Ute erhielt von Onkel Christian den ehrenvollen Auftrag, sie im immergrünen Garten auf der Halbinsel herumzuführen und ihnen die Anlage zu erklären, denn sie hatte sich doch schon eine ganze Menge Spezialkenntnisse angeeignet. Als sie hernach sowohl von Frau Esser wie von Onkel Christian freundliches Lob erntete, wagte sie die große Bitte: sie möchte nun endlich, endlich wieder an ihre Arbeit gehen dürfen!

So wurde denn bestimmt, daß sie am andern Morgen ihren Dienst antrat. Der neu angelegte Steingarten am Ufer des Jungfernsees, der zum Esserschen Besitz gehörte, bedurfte einer geübten Hand. Die Gartenarbeiter, die keine Spezialkenntnisse besaßen, pflegten beim Jäten zugleich mit dem Unkraut auch viele der kostbarsten kleinen Steingartenpflänzchen auszureißen; Ute aber wußte aus ihrem Lehrgang in Roland Nitsches Plantagen schon gut Bescheid.

Christian kam gerade aus dem ‚Kavalierhaus', führte sein Motorrad aus der Garage und wollte nach Wüstrow fahren, als Ute die Essersche Villa verließ, den Korb mit dem Arbeitszeug am Arm.

„Hallo, kleine Gärtnerin!" rief er sie fröhlich an und musterte sie. Oh, sie bot jetzt schon ein viel besseres Bild: sie trug einen Hänger, den Frau Esser ihr geschenkt hatte — zum Glück stammte er aus einer Zeit, da die ehemalige Besitzerin nur die Hälfte ihres heutigen Umfangs aufwies.

„Es ist ja alles viel zu gut für mich," sagte Ute fast beschämt, freute sich aber



Ehre, Freundschaft, Vaterland. Bildwerk von Richard Kuöhl-Hamburg

doch diebisch darüber, daß sie sich ihm in diesem Aufzug zeigen konnte.

„Ich werde mal inspizieren kommen, Tante Ute. Aber du giltst hier ja schon als kleiner Pflanzenprofessor. Nur wenn mittags der Gong anschlägt, Ute, dann vergiß nicht: erst Hände sauber machen! Denn du sollst hier immer mit der Lehrerin und den Kindern essen, und ich will doch stolz sein auf meine kleine Kajakfrau!"

Sie nickte ihm strahlend zu. „Ich mach' dir keine Schande, Onkel Christel, ich versprech' dir's!"

. . . Das war ihre letzte Begegnung.

★

Der ganze schreckliche Vorgang ist ja niemals völlig aufgeklärt worden. Er ließ sich nur aus bruchstückweisen Schilderungen ahnen.

Ein warmer Sommermorgen war's. Ute befand sich ganz allein auf der Seeseite des Grundstücks. Die Gartenarbeiter waren unter der Leitung des neuen Gehilfen von Christian Eyck mit der Terrassierung des Westabhangs beschäftigt, der für die Bepflanzung mit Stauden in Aussicht genommen war.

Kurz vor Mittag kam von der Sacrower Ecke her ein Sportruderboot. Es war ein neuer, schmaler, feingebauter Zweisitzer, der aus der Sacrower Werft stammte und von dort kurz vorher entwendet worden war. Georg Praust lenkte ihn, ziemlich ungeschickt. Ob er vorher beobachtet hatte, daß Ute im Steingarten jätete, oder ob er sie erst jetzt zufällig entdeckte, ließ sich später nicht feststellen.

Eines der Esserschen Kinder, die kleine Mary, die mit dem Bruder Verstecken spielte und die Steintreppe herabsprang, um sich unten beim Bootshaus einen Winkel auszusuchen, hörte Ute schreien. Die Kleine berichtete, der fremde Kerl sei vom Steg aus heraufgekommen, habe Ute den Mund zugehalten, habe sie gewürgt — es sei so gewesen, als habe er sie mit sich ins Boot schleppen wollen —, aber Ute habe sich gewehrt und habe immer lauter geschrien . . . Und da habe der fremde Kerl in die Jackentasche gefaßt, es habe aufgeblitzt, und dabei ein kurzer Knall, und Ute habe mit beiden Händen in die Luft gegriffen und sei umgefallen. Da habe sie selbst auch laut aufgeschrien. Auf den Schuß und das Geschrei hin sei die Lehrerin mit Edu oben an der Treppe erschienen, aber sie hätten Ute, die unten an der Steinmauer lag, wohl gar nicht sehen können. Der fremde Kerl sei ins Boot gesprungen, um davonzurudern. Inzwischen habe sie Edu zugerufen, Fräulein Ute sei erschossen worden, und sie seien nun alle drei zu ihr gelaufen. Aber Ute lag still da, rührte sich nicht, nur in der Schläfe hatte sie ein kleines Loch, aus der etwas Blut sickerte.

Der Schuß und das Geschrei war auch auf der Westseite des Gartenabhangs gehört worden. Die Gärtner stellten die Arbeit ein. Der Eleve sah den Ruderer flüchten und lief sofort hinunter zum Ufer, um im Ruderhaus das Boot flottzumachen und ihn zu stellen. Orge wollte dem Fahrzeug eine andere Richtung geben, stieß dabei aber heftig mit der feinen Spitze des Sportbootes, dessen Holz nicht viel stärker war als das von Zigarrenkisten, gegen den eisernen Pfahl beim Ruderhaus. Das Boot splitterte, kippte, der Insasse fiel ins Wasser. Da er oben am Ufer und auf der Terrassentreppe immer mehr Menschen auftauchen sah, entschloß er sich, quer über den See zu schwimmen. Aber nach zehn oder zwanzig unregelmäßig heftigen Stößen gab er plötzlich einen Angstruf von sich. Gleich darauf tauchte sein Kopf unter, und er kam nicht mehr an die Oberfläche.

Jammernd flüchteten Mary und Edu ins Haus, die Lehrerin hinterdrein. Frau Esser befand sich weit hinten im Parkgelände. Sie hörte nun aber die Stimmen ihrer Kinder, das Geschrei der Leute am Ufer und lief eilends herzu. Inzwischen waren die Köchin, die Jungfer und die beiden Hausmädchen alarmiert. Alles rannte in den Terrassengarten. Unten, dicht beim Bootshaus, stand der Obergärtner mit einigen Arbeitern.

„Sie ist tot!" meldete der Gärtner.

Der Eleve war auf den See hinausgerudert und holte die Mütze, die da draußen auf dem Wasser schwamm.

Von dem Ertrunkenen war sonst keine Spur geblieben. Seine Leiche wurde erst drei Tage später hinter dem Großen Horn an der Neblitzer Havelbrücke aufgefischt. Man stellte in dem Toten durch den Erkennungsdienst den früheren Fürsorgesträfling Georg Silvester Praust fest.

Als Christian aus Wüstrow zurückkam, hörte er die Schreckenskunde von dem Eleven, der, auf dem Weg zu ihm, am Gartentor mit ihm zusammentraf.

Bei der Leiche, über die Frau Esser ihren Sommerumhang gebreitet hatte, befand sich die telephonisch benachrichtigte Kommission aus Sacrow. Der Landjäger hielt Wache, denn von der andern Seite des Sees kamen schon Boote an, mit Neugierigen, die landen wollten, um die Tote zu sehen und Näheres über den Hergang zu erfahren.

Christian stand fassungslos da, über die starre kleine Gestalt gebeugt.

Was war ihm doch hier geraubt!

Er hatte niemals eine Heimat gehabt. Durch die wechselvolle Karriere seines Vaters hatte er seine Kindheit und seine Jugend in vielerlei Gegenden des In- und Auslands verbracht, nirgends Fuß gefaßt. Aber das wußte er nun: in diesem Kind hatte sich seine Herzensheimat verkörpert.

★

Die kleine Ute, seine kleine Kajakfrau, die so tapfere Wasser- und Feuerproben mit ihm und für ihn abgelegt hatte, war nun eingebettet — unter einem feierlichen Prunk, der sie selbst sehr stark verwundert haben würde.

Auf ihrem Grab begannen die Kränze zu welken. Nun endlich fand Christian Sammlung genug, um Je über die tragischen Vorgänge zu berichten, die sein langes Schweigen verursacht hatten.

Aber der Brief ging nicht ab.

An demselben Tag, an dem sein armer kleiner ‚Brackenburg' die letzte und erste kampflose Ruhe gefunden hatte, war auf dem Weißen Hirsch bei Dresden die Vermählung von Fräulein Felicitas von Borowski mit dem Großkaufmann Dr. Vincent Rufius gefeiert worden. Es hatte ein Fest von größtem Ausmaß gegeben. Günther Hadra sah sich zu seiner großen Befriedigung endlich einmal in der Lage, Gäste von Rang und Namen bei sich zu empfangen, Gäste, die das Haus eines Neureichen nie betreten hätten, wenn es nicht durch die elegante Frau Stefanie und deren gefeierte Tochter von dem Geruch des Schiebertums befreit worden wäre.

Von der Bedeutung und Wichtigkeit des großen festlichen Ereignisses zeugte auch das Format der Vermählungsanzeigen, die das Haus an der Elbe verließen. Es wirkte wie ein Staatsdokument.

Christian drehte den großen Pergamentbogen ernst und nachdenksam zwischen seinen wetterbraunen, wetterharten Händen. Kein Groll stieg in ihm auf. Nur leise Trauer

★

Im Herbst sah er Je wieder.

Sie kam von einer Spanienreise mit ihrem jungen Ehemann, hatte die letzten Wettspiele auf den großen Golfplätzen überschlagen, wollte nun aber in Hamburg wieder ernstlich trainieren, um im nächsten Frühjahr die Kämpfe um den Meistertitel mit auszufechten.

Es war auf dem Bahnsteig der Lehrter Bahn. Christian kehrte von Bremen zurück, wo er in berühmten Züchtereien Pflanzen für den Esserschen Park ausgesucht hatte, — sie fuhr nach Hamburg. Ihr Gatte befand sich noch in der Vorhalle, er besorgte das umfangreiche Gepäck.

Je schritt am Zug entlang, rank und schlank und selbstgewiß, in fast allzu königlicher Haltung, den Kopf leicht zurückgelegt, die feine, schmale, scharf vorspringende Nase in die Luft gereckt, ein spöttisch-überlegenes Lächeln um den Mund.

Aber als Christian Eyck sie plötzlich entdeckte, stehenblieb und sie grüßte, da erstarb ihr Lächeln. Sie hielt dicht vor ihm und blickte ihn an. Und Christian sah eine Spur von Erschütterung in ihrem Blick.

Ein Weilchen schwiegen beide.

„Also kann ich dir nun wenigstens noch einmal die Hand geben, Je, und dir Gutes wünschen für deine Lebensreise."

„Danke, Christel." Sie nahm seine Hand und preßte sie, gab sie auch nicht gleich wieder frei. „Wir beide, Christel, wir hätten wundervoll zueinander gepaßt. Das weißt du, und das weiß ich."

„Aber du hast nicht warten können."

„Nein. So lieb ich dich hatte."

„Nur die Eifersucht, Je?"

„Und ein bissel Trotz."

Er schluckte und holte dann tief Atem.

„Werde recht, recht glücklich, Je."

„Aber was denkst du, du Scheusal, ich bin es doch schon." Sie warf wieder den Kopf auf. „Können Menschen wie wir unglücklich werden durch andere?"

„Das ist ein stolzes Wort."

„Brauchst du etwa Trost, Christel?"

„O nein. Ich habe mich ganz wieder."

„Nun ja, du hast deine Arbeit." Endlich gab sie seine Hand frei. „Leb' wohl, Christel. — Da kommt Vincent, und du legst wohl keinen Wert darauf —"

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

Ein letzter Blick Aug' in Auge. Dann schieden sie.

. . . Nun ja, er hatte seine Arbeit! . . .

Konrad Witz / Von Univ.-Prof. Dr. Hans Jantzen

Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Kunstgeschichte, wie zuweilen aus dem Dunkel historischer Zeiten Gestalten auftauchen, die, vorher nicht gekannt oder nicht beachtet, nun plötzlich zur Macht gelangen und eine ungeahnte Bedeutung entfalten. Die deutsche Kunstgeschichte ist reich an solchen Beispielen. Künstlernamen wie die Albrecht Dürers, Cranachs, selbst Schongauers haben durch die Jahrhunderte ihren Klang behalten. Aber jeder weiß, daß die Persönlichkeit Grünewalds erst unserer Zeit wieder zugänglich geworden ist. Der Fall liegt keineswegs immer so, daß die Werke eines Künstlers am verborgenen Orte bewahrt wurden und nun



Die Ritter Abisai, Sabobai und Benaja bringen König David Wasser aus dem Brunnen am Tore Bethlehems
Rechter Innenflügel des Heilspiegelaltars. Basel, Öffentliche Kunstsammlung



Melchisedek überreicht Abraham Brot und Wein. Rechter Innenflügel des Heilspiegelaltars
Basel, Öffentliche Kunstsammlung

zufällig hervorgeholt werden. Die Vorbedingung bleibt stets die, daß eine neue Zeit ein neues Verständnis für das Geschaute erlangt. So geschieht es immer wieder, daß eine jede Gegenwart nicht nur durch ihre eigene lebendige Produktion neue Kunstwerke schafft, sondern auch dadurch, daß sie neue Wertungen vollzieht.

Einen solchen Fall haben wir in der Kunst des Konrad Witz. Seit der ersten wissenschaftlichen Abhandlung über ihn vor fünfundzwanzig Jahren (von dem Baseler Gelehrten Daniel Burckhardt) ist die Erkenntnis von der Bedeutung des Meisters stets gewachsen. Nicht nur, daß Konrad Witz das Bild, das wir von der oberrheinischen Malerei jener Zeit besitzen, bestimmt, sondern er gehört zu den markantesten Künstlerpersönlichkeiten der deutschen Malerei des 15. Jahrhunderts. Er vertritt jene Generation, die in den Niederlanden einen Jan van Eyck, in Italien einen Masaccio ihr eigen nennt.



Esther findet Gnade vor König Ahasverus. Linker Innenflügel des Heilspiegelaltars
Basel, Öffentliche Kunstsammlung

Von den drei großen Altarwerken des Konrad Witz, mit denen für uns der Ruhm des Künstlers sich verknüpft, ist keines in seiner ursprünglichen Ordnung und keines vollständig erhalten. Die einzelnen Teile sind über die verschiedensten Museen verstreut. Von dem umfangreichsten Werk, dem Heilspiegelaltar, der ursprünglich vermutlich in einer Baseler Kirche stand, befinden sich die meisten Tafeln heute im Baseler Museum, andere in Berlin und Dijon. Ein zweites Hauptwerk schmückte ehemals den Hochaltar der Kathedrale von Genf. Von ihm werden noch vier Tafeln im Genfer Museum bewahrt, deren eine uns durch eine Inschrift den Maler nennt: Hoc opus pinxit magister conradus sapientis de basilea MCCCCXLIIII (dieses Werk malte Meister Konrad Witz aus Basel 1444). Zu einem dritten Altar, dessen ursprünglichen Ort wir nicht kennen, gehören ein paar Gemälde der Galerien von Nürnberg und Basel, vielleicht auch dasjenige der Straßburger Sammlung.

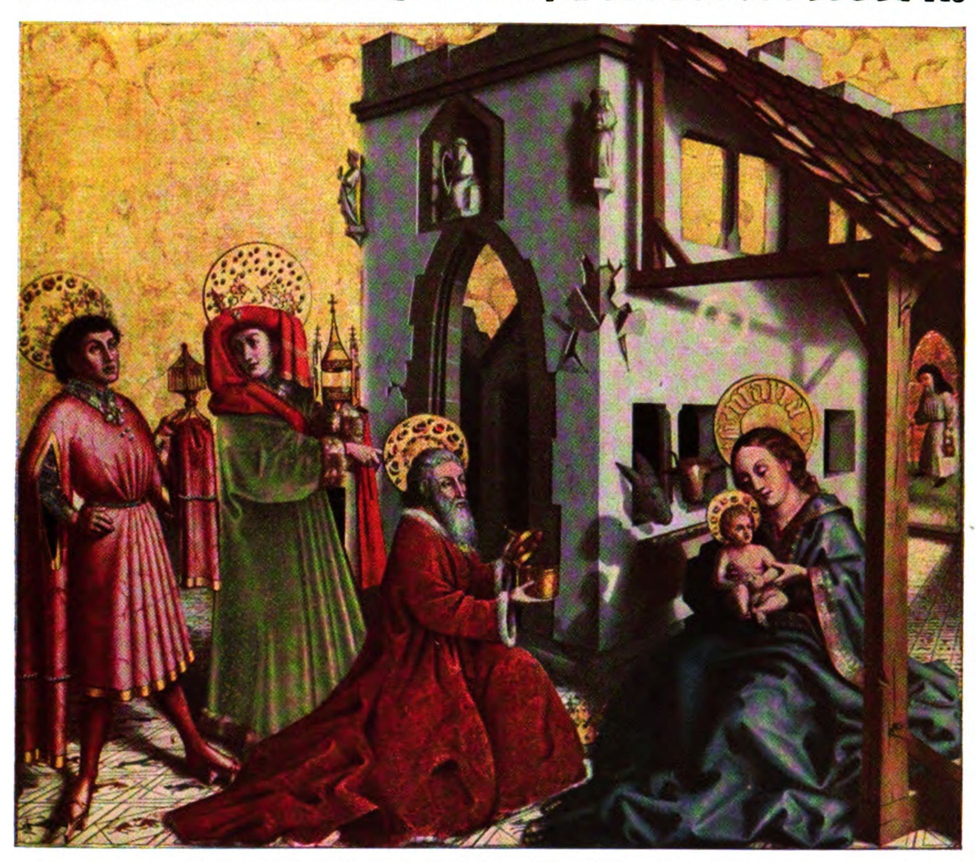
Die herbe Kunst des Baseler Heilspiegelaltars erschließt sich dem Betrachter kaum auf den ersten Blick. Der Gedankenkreis des speculum humanae salvationis bot dem Maler einen für die Veranschaulichung sehr spröden Stoff. Nach den Vorstellungen der mittelalterlichen Theologen wurden eine große Reihe von Personen und Begebenheiten der jüdischen und heidnischen Geschichte als Vorbedeutung auf das



Madonna mit dem Stifter Bischof François de Mies und St. Petrus. Petrusaltar. Genf, Museum

Erlösungswerk Christi genannt. Als Hinweis auf die Geburt Christi galt die Erzählung von der tiburtinischen Sibylle, die dem Kaiser Augustus die Erscheinung Christi zeigt. Wie die Königin von Saba dem Salomo einen Pokal überreicht, wie die jüdischen Ritter Abisai, Sabobai und Benaja dem König David ungeachtet aller Lebensgefahr Wasser holen und darbringen, versinnbildlichen sie die Anbetung der heiligen drei Könige. Die Szene zwischen Abraham und Melchisedek bezieht sich vordeutend auf das Abendmahl. Wie Esther bei Ahasverus für Israel bittet, so bittet Maria für die sündige Menschheit. Wie Antipater dem Cäsar seine wundenbedeckte Brust entblößt, so weist Christus vor Gott-Vater auf seine Wundmale. Das sind die Darstellungen, die Konrad Witz auf den Innenflügeln des Baseler Heilspiegelaltars zeigt. Und dieser symbolische Bilderkreis erfährt noch eine Ergänzung durch eine Reihe von Einzelfiguren auf den Außenseiten des Altars.

Aber selbst wenn wir diese mittelalterliche Zeichensprache des Altars zu lesen verstehen, haben wir noch nichts für die Kunst des Malers gewonnen. Zudem bietet die Figurenwelt des Konrad Witz zunächst wenig Anziehendes. Diese vierschrötigen, untersetzten Gestalten mit ihren seelenlosen Köpfen haben so gar nichts von dem, was wir im landläufigen Sinne als schön bezeichnen. Nicht einmal eine interessante Umgebung. Sie sitzen oder stehen zwei und zwei vor einem wie Brokatstoff gemusterten Goldgrund. Und doch geht von diesen Gestalten eine ganz unmittelbar zu erlebende Wucht des Eindrucks aus. Es sind Figuren darunter, die sich um jeden Preis durchsetzen, von einer vitalen Kraft, daß sie uns zu sich zwingen und mit unbeirrbarer Sicherheit ihre künstlerische Existenz uns einprägen. Ihre Gebärdung ist so eindeutig, fest und klar wie die Funktion einer gut durchdachten Maschinerie. Das Entscheidende ist freilich, daß sich hier ein ganz neuer Typus von Mensch Geltung verschafft. Man betrachte den Benaja unter den israelitischen Rittern. Schon die ge-



Anbetung der heiligen drei Könige. Petrusaltar. Genf, Museum

grätschte Beinstellung ist höchst auffallend. Sie betont nicht bloß die körperliche Standfestigkeit der Figur, sondern es ist die herausfordernde Haltung des auf sich selbst gestellten Renaissancemenschen, eine Haltung, die noch durch den Blick aus dem proletarischen Gesicht heraus verstärkt wird. Es ist die gleiche Auffassung, wie wir sie in Castagnos Darstellung des Bandenführers Pippo Spano in Florenz finden.

Der eisengepanzerte Sabobai läßt zwar nichts von seinem Gesicht sehen, aber seine Haltung mit dem in die Hüfte gestemmten Arm gibt der seines Hintermannes an selbstbewußter Kraft nichts nach. Dazu kommt, daß diese Figuren mit einer Farbenpracht gemalt sind, wie sie in der europäischen Malerei jener Zeit im besten Falle noch bei den Niederländern zu finden ist, mit dem Unterschiede, daß Witz sowohl kühner wie einfacher bleibt. Der Sabobai selbst bietet dem Auge eine wahrhaft blendende Fülle der farbigen Erscheinung. Schon der Kontrast des seidenblauen Schleppmantels zu dem funkelnden Spiel der Lichter auf dem eisengrauen Panzer zeigt einen Maler, der es versteht, die Farbe zu höchstem Triumphe und zu stärkster sinnlicher Wirkung zu führen. Aber niemals wirkt Konrad Witz bunt. Was seinen Bildern bei allem Reichtum in der Schilderung des Stofflichen die einfache, klare und großartige farbige Haltung gibt, ist der Umstand, daß der Künstler die entscheidenden Farbenkontraste nur ein einziges Mal im Bildfelde erklingen läßt. Der König David steht als Rotfläche gegen das Grün der Bank. Die „Synagoge“ (auf der Außenseite des Altars) ist ganz in ein gelbes Gewand gekleidet — Gelb ist die Farbe der Verachtung im Mittelalter —; durch die geöffnete Tür des Raumes, in dem die Figur steht, sieht man eine stumpfblaue Fläche des Himmels, und als dritte Hauptfarbe kommt das Rot in den Ärmeln und in der Fahne hinzu.

Zweifellos besitzen wir bereits im Heilspiegelaltar alle Grundzüge der Kunst des Konrad Witz. Aber eine Betrachtung der weiteren, sicher später entstandenen Werke



Die heiligen Katharina und Magdalena in einer Kirche
Straßburg, Städtische Gemäldesammlung

Ornats, ist doch derjenige, der in Demut niederkniet und sich der göttlichen Gnade zuführen läßt. Diese zwingende Kraft der Charakterisierung der Gestalten gehört zur Gesamtwirkung, ganz abgesehen davon, daß die riesigen, in knittrige Falten gebrochenen Stoffmassen der Gewänder, von denen die Körper der beiden Hauptfiguren umhüllt sind, den Figuren eine machtvolle Größe verleihen.

Auf der gegenüber befindlichen Tafel ist die Anbetung der heiligen drei Könige gemalt. Um die überraschend neuartige Wirkung bei Witz zu verstehen, muß man sich klarmachen, wie die Maler einer kurz voraufgehenden Zeit dieses Thema behandelt haben. Ungefähr zwei Jahrzehnte früher hat ein mittelrheinischer Meister im

zeigt, daß dieser Meister nicht nur eine Steigerung und Bereicherung aller seiner Kunstmittel erstrebt und erreicht, sondern daß seine Kunst auch an Gehalt wächst. In den vier Tafeln des Genfer Altars, der 1444 entstand, lernen wir ihn in neuen Motiven kennen. Der Altar war eine Stiftung des zum Kardinal ernannten Bischofs François de Mies. Er ist dargestellt auf der Innenseite des einen Altarflügels, wie er vom heiligen Petrus der auf der Bank thronenden Maria und dem Jesuskinde empfohlen wird. Prachtvoll, wie jede Figur durch die denkbar einfachste Gebärdung mit vollkommenster Klarheit die ihr zukommende Bedeutung ausspricht. Die Madonna ist schon durch symbolische Größenwertung über alle andern hinausgerückt. Petrus, eine höchst schlichte Gestalt, ist derjenige, dem die Schlüssel verliehen sind und der, mit dem Blick zur Muttergottes, seine feste Hand auf die Schulter des Kardinals legt. Und dieser Kardinal selbst, der am prunkvollsten gekleidet ist mit dem ganzen Pomp seines bischöflichen

Ortenberger Altar (Darmstadt) die Anbetung gemalt, ein Bild von feiner, zarter Farbenwirkung und flächiger Füllung, so daß man sich das Ganze auch als schön gewirkten Gobelin vorstellen könnte. Die Könige von äußerster Eleganz des Auftretens und Benehmens. Der eine küßt dem Jesuskind das Händchen. Der andere, der das Füßchen küßt, läßt zugleich vom Beschauer seine schlanke Wespentaille und die weit herabfallenden hermelingefütterten Ärmel bewundern. Ganz entsprechend in der Auffassung ist ungefähr zur gleichen Zeit das Bild des Gentile de Fabriano in Florenz gemalt, nur daß hier der Nachdruck noch mehr auf die Schilderung des vielköpfigen Gefolges der Könige gelegt ist.

Im Vergleich mit solchen Bildern wirkt Konrad Witz wahrhaft revolutionär. Die weiche, lyrische Stimmung, die die voraufgehende Generation so sehr liebte, ist aus seiner Darstellung völlig verbannt. Seine Figuren haben immer etwas Gepanzertes, auch nach der Seite ihrer psychischen Existenz. Jede Figur birgt gewissermaßen ihren



Die Befreiung Petri. Petrusaltar. Genf, Museum

Schwerpunkt in sich selbst, strahlt vom eigenen Zentrum Kraft nach allen Seiten aus. Der jüngste König steht wieder grätschbeinig da, die rechte Hand fest in die Hüfte gestützt. Der älteste König kniet, aber ohne die leiseste Neigung des Hauptes. Und das Jesuskind kümmert sich schon gar nicht um die drei Ankömmlinge. Dies Minimum an Zeremoniell verbindet sich mit beispielloser Klarheit des Anschaulichen. Stereoskopische Plastizität der ganzen Szene ist oberstes Gestaltungsprinzip dieser Malerei.

Eine der Hauptentdeckungen optischer Natur jener Zeit war der Schlagschatten, dessen Wirkung in der burgundisch-niederländischen Malerei nach allen Seiten studiert wurde Konrad Witz besitzt eine besondere Vorliebe für den Schlagschatten, um seinen Körpern räumliche Wirkung zu sichern. Er gibt ihn so scharf begrenzt, daß man z. B. den Schatten der Madonna säuberlich und behutsam aufrollen könnte wie den Schatten des Peter Schlemihl. Seine Ablösbarkeit geht so weit, daß das Christuskind des Schattens eine ganz andere Haltung zeigt als das Kind auf dem Schoße der Mutter. — Man erwartet kaum, daß dieser Maler der „neuen Sachlichkeit“ auch Wunderszenen gestalten könne. Und doch wirkt er grade hier besonders eindringlich. Die Befreiung Petri aus dem Gefängnis zeigt uns die gleiche, unerbittliche Klarheit in der Schilderung aller Einzeldinge wie auf den übrigen Bildern. Aber das, was wir sonst vielleicht als eine gewisse Starrheit in der Figurenwelt des Witz empfinden, wird hier in eine Sphäre eigentümlicher Entrücktheit aus dem natürlichen Geschehen gewandelt. Die Einheit der Zeit ist aufgehoben. Petrus erscheint zweimal am gleichen Orte, im Gebäude rechts, wie ihm der Engel die Halsfessel löst, das zweitemal, wie er vom Engel durch den Gefängnishof geführt wird. Alle Figuren bewegen sich wie unter einem traumhaften Zwang. Unvergeßlich, wie Petrus völlig willenlos mit schlaff herabhängender rechter Hand von dem Engel durch die Schar der bestürzt auffahrenden Soldaten geführt wird. Der Engel selbst wahrhaft eine Traumgestalt. Er schreitet



Der Ratschluß der Erlösung (Gnadenstuhl). Mitteltafel vom Petrus-Altar. (?) Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum

nicht. Seine Füße sind verborgen. Er gleitet in seinem langen Gewande wie hingeweht durch den Raum.

Dieses traumhafte Hingewehtsein hat auch die rotgewandete Christusfigur auf der folgenden Darstellung, die das Wunder des Fischzuges Petri schildert. Auch hier sind zeitlich verschiedene Momente im gleichen Raum dargestellt, eine Erzählungsart, die übrigens dem 15. Jahrhundert durchaus geläufig war. Das Überraschende liegt denn auch weniger in der lebendigen Schilderung des Vorgangs mit dem Fischerkahn im Mittelgrunde als vielmehr im Verhältnis der Szene zum Landschaftsraum. Die Landschaft gehört zu den neuen Eroberungen der Malerei jener Zeit, und Konrad Witz erweist sich auch auf diesem Gebiete als ein durchaus moderner Kopf. Die Landschaft auf dem Genfer Petrus-Altar ist berühmt wegen ihres Porträtcharakters. Denn dieser wunderbare Fischzug spielt an den Gestaden des Genfer Sees mit seinem reichen, baumbestandenen Wiesen- und Feldgelände, mit den Vorbergen und den schneebedeckten Alpen im Hintergrunde. Über der Figur Christi ist die scharfgeformte Silhouette des Môle deutlich kenntlich mit der fein beobachteten Wolkenbildung an der Bergspitze. Aber die Bedeutung dieser Landschaft liegt nicht in erster Linie in der Benennbarkeit des Schauplatzes, sondern in der Folgerichtigkeit ihres räumlichen Flusses und der Neigung, alles Figürliche der Landschaft einzuordnen. Wie der prachtvoll gemalte Seespiegel sich bis in den Vordergrund und bis zum unteren Bildrande erstreckt, mit einer Andeutung des steinigen Ufers vorn wie in Hodlers Genferseelandschaften — das veranschaulicht ganz unmittelbar jene Absicht.

Die gleichen wesentlichen Züge der Raumkomposition finden wir schon in einem früher entstandenen Bilde, dem Baseler Christophorus. Ob er zum Heilspiegelaltar gehört, ist nicht ganz sicher. Der Heilige, der mit seiner göttlichen Kraft mühsam watend das Ufer zu erreichen sucht, steht mitten im Wasser, das als Teil einer schönen Seelandschaft gedacht ist und dessen spiegelnde Fläche das Auge bis zum Horizont hinüberlockt. Die Darstellung steht im stärksten Gegensatz zu einem sehr reizvollen kleinen Bildchen, das neuerdings als Werk

des Konrad Witz in das Berliner Kaiser-Friedrich-Museum gelangt ist und ebenfalls den heiligen Christophorus zeigt, der indessen mit der Kunst des Witz nur wenig zu tun hat. Während in dem Baseler Christophorusbilde der Raum sich gleichsam konzentrisch um die Figur wölbt, daß wir gewissermaßen an der vorderen Bildebene entlang ohne jede Beziehung zum Raum in einer für Konrad Witz ganz unmöglichen Auffassung.

Sowohl vom Petrus-Altar in Genf wie vom Baseler Heilspiegelaltar sind uns nur die Flügelbilder erhalten. Wie die Mittel-



Der wunderbare Fischzug Petri. Petrus-Altar. Genf, Museum

von der Figur aus alle Nähe und Weite des Raumes in prachtvoller Klarheit und Größe der Gesamterscheinung erleben, gibt das Berliner Bildchen lauter perspektivisch gleichmäßig in die Tiefe gerichtete Wellenzüge und in entsprechender Auffassung einen perspektivischen Durchblick durch die Berge. Der heilige Christophorus steht nicht in der Landschaft, sondern davor. Er bewegt sich stücke aussahen, wissen wir nicht. Es können geschnitzte Schreine gewesen sein oder gemalte Tafeln wie beispielsweise beim Genter Altar des Jan van Eyck. Man hat vermutet, daß ein Gemälde der Berliner Galerie mit einer Darstellung der Dreieinigkeit und einer Nebengruppe der Maria und Elisabeth zum Petrus-Altar des Konrad Witz gehört. Doch läßt sich ein ent-



Christophorus, das Jesuskind durchs Wasser tragend. Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum

scheidender Beweis für diese Vermutung nicht erbringen.

In der Stilbildung des Konrad Witz sind die vielen Beziehungen, die ihn mit der burgundisch-niederländischen Malerei verknüpfen, nicht zu verkennen, obwohl die Struktur seiner Bilder von Grund aus andersgeartet ist. Das gilt auch für innenräumliche Darstellungen. Auf dem Straßburger Gemälde haben sich die heiligen Katharina und Magdalena in einem tief sich erstreckenden Kreuzgang oder einer Kirche mit der für Witz so charakteristischen maßvollen Dehnung des Vordergrundraumes niedergelassen. Ganz nordisch ist das Verweilende, Zurückgezogene im Beieinander der Figuren empfunden. Der Lärm der Straße dringt nur aus weiter Ferne herein und berührt nicht die lautlose Stille, die sich um die beiden ganz in sich versunken sitzenden Mädchen breitet.

Diese lautlose Stille herrscht auch in der Verkündigungsdarstellung des Germanischen Museums in Nürnberg, einem Bilde, das uns die reifste Kunst des Meisters erschließt. Hier ist mehr als Ethos und Formensprache der neuen Sachlichkeit. Es ist die weitaus gehaltvollste Verkündigungsszene, die die deutsche Malerei vor Grünewald kennt. Sicherlich gibt es andere, die ihren eigenen Wert haben. Zur Zeit des Konrad Witz nimmt die Verkündigung des Kölner Dombildes von Stephan Lochner einen hervorragenden Platz ein, wie hier Festlichkeit der Erscheinung mit vornehmer Anmut sich verbindet. Konrad Witz gestaltet weniger repräsentativ, hat aber in seinem Nürnberger Bilde gerade das Geheimnisvolle zu wahren gewußt. Schon die Darstellung der Kammer! Dieser Raum ist von einer so einzigartigen Simplizität der Erscheinung — indem jede bloß erzählende Ausgestaltung, wie wir es von den Niederländern kennen, verschmäht wird, — daß allein hierin sich die ganze Größe des Künstlers offenbart. Und in einer rein formengeschichtlichen Betrachtung müßte man sagen, daß erst das 17. Jahrhundert die Probleme, die Konrad Witz



Christophorus, das Jesuskind durchs Wasser tragend. Heilspiegelaltar. Basel, Öffentliche Kunstsammlung

hier stellte, wieder aufgegriffen hat. Was diesen ein klein wenig über Eck gestellten Raum aber so eindrucksvoll macht, ist, daß er als reine Resonanz für das menschlich-schlichte Wesen dieser Maria geschaut wird und daß hinwiederum ohne diese restlos einfachen Flächen und Formen die Gestalt der Maria innerlich nicht verstanden werden kann. Dazu nun das Geheimnis der Verkündigung. Vor der verschlossenen Türe die in stiller Gebärde bewegte Gestalt des Engels, auf dessen Antlitz ein mildes Leuchten ruht. Maria sitzt vorn. Sie schaut aus ihrem Buche, das sie eben noch dicht vor Augen hatte, zur Seite mit einer unendlich feinen Bewegung des Kopfes und der Hände und nur so, als ob sie ganz und gar in sich hineinhorchte. Diese völlig neue Durchseelung der Gestalten in ihrer raumverbundenen Existenz ist es, was die späten Werke des Konrad Witz von seinen früheren unterscheidet.



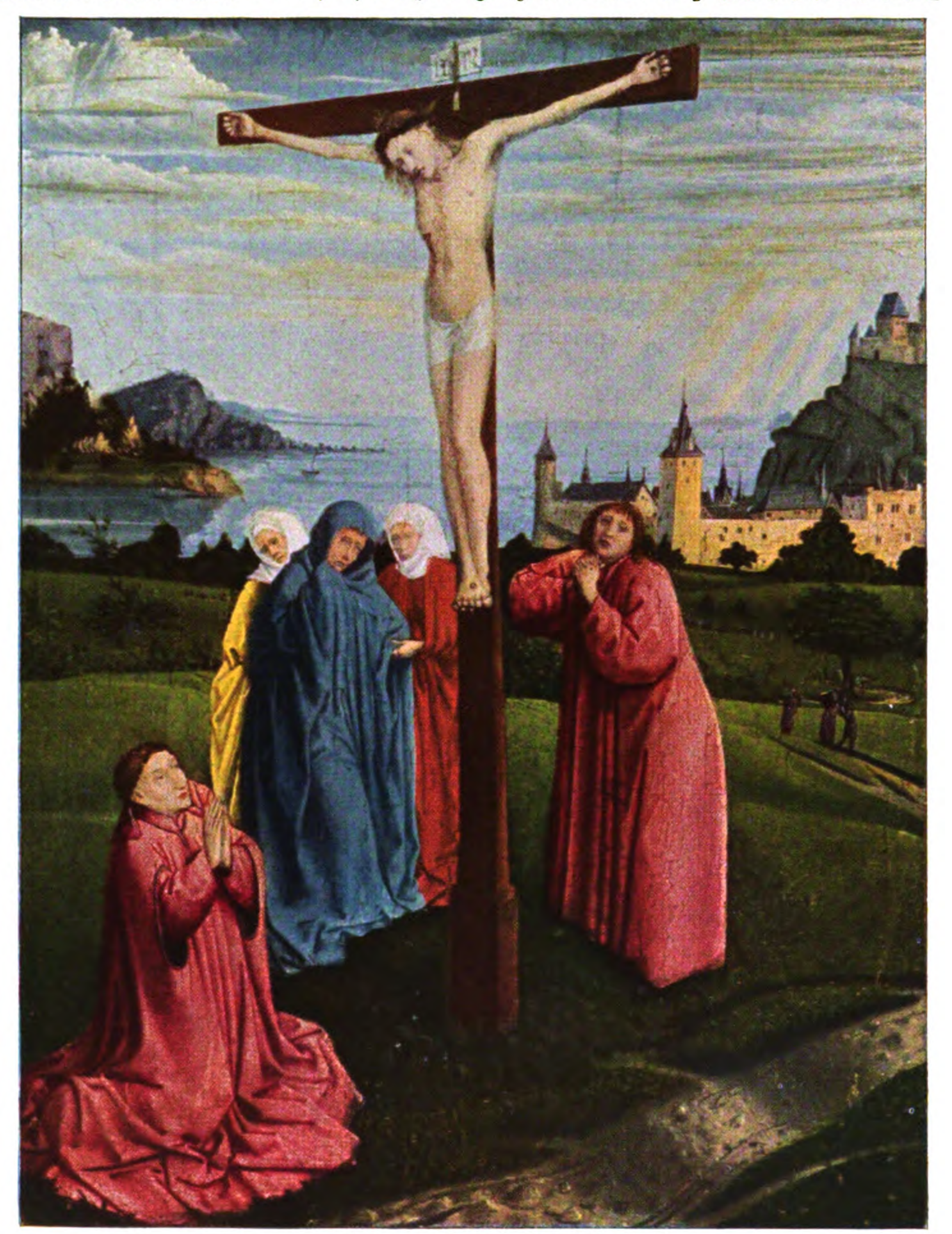
Mariä Verkündigung. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum

Wir finden sie nicht minder stark in der Begegnung unter der Goldenen Pforte. Joachim und Anna sind in dieser Szene häufig dargestellt worden. Aber wo ist das menschlich Ernste und Schwierige dieses Wiedersehens als etwas so ungemein Zartes begriffen worden wie bei Konrad Witz? Giotto und Dürer haben beide die Begegnung als eine gefühlvolle und bewegte Umarmung geschildert. Aber keiner von beiden hat auf das zuschauende Publikum verzichtet. Bei Witz fehlt jeder Zuschauer. Freilich würde dieser Umstand allein noch nicht den menschlich-intimen Charakter der Darstellung verbürgen. Erst in der Gebärdung dieser verschlossenen

Begegnung von Joachim und Anna an der Goldenen Pforte. Basel, Öffentliche Kunstsammlung

Menschen ruht bei Witz die künstlerische Größe und der tiefe Gehalt dieser Darstellung. Die scheue Zärtlichkeit der täppisch bewegten Hand des Joachim und sein unbewachter Blick geben dieser Szene etwas so Ergreifendes, daß man meint, erst beim späten Rembrandt könne man Gleichwertiges wiederfinden.

Die Baseler Begegnung und die Nürnberger Verkündigung gehören zum gleichen Altarwerk und geben ein beredtes Zeugnis, wie der Meister in seiner Kunst noch über den Genfer Altar von 1444 hinausgewachsen ist. Da Witz nach den Urkunden bereits 1447 verstorben sein muß, wird man jene Tafeln als späteste Werke des Künstlers ansehen müssen. Von dem Leben des Meisters wissen wir im Grunde herzlich



Christus am Kreuz. Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum

wenig. Die Familie stammt aus Rottweil in Schwaben, und wahrscheinlich ist Witz über Konstanz nach Basel gekommen. Wo er seine künstlerische Ausbildung genossen hat, welche Anregungen er etwa auf Reisen erfuhr, wissen wir nicht. Sein Lebenswerk, obwohl nur in Bruchstücken auf uns gekommen, läßt gleichwohl den genialen Künstler erkennen, der eine in der europäischen Kunst jener Zeit einzigartige Verbindung von nordischem malerischem Glanz und südlicher Festigkeit der Formensprache schuf.

Joseph Görres und das deutsche Altertum

Von Geh. Reg.-Rat Dr. Wilh. Schellberg

Je tiefer man ahnend, fühlend und forschend in Joseph Görres eindringt, desto schwieriger wird es, sein Wesen in seiner Ganzheit zu erfassen und auf eine bequeme Formel zu bringen, ein Verfahren übrigens, das der große Rheinländer bei der Beurteilung seiner bedeutsamen Schrift: „Teutschland und die Revolution“ andeutend gekennzeichnet hat, wenn er erklärte: „Alles wissen die teutschen Schachtelmagister wie die Gefächer ihrer Gewürzläden zu ordnen, nur dies Buch ist für jedes Gefach einen Zoll zu lang oder zu kurz.“ Seine Bedeutung beruht nicht auf seiner Tätigkeit etwa als Germanist oder Geschichtsforscher; als Forscher und Gelehrter hat er kaum einer neuen Idee Bahn gebrochen, wenn er auch manche bedeutsamste neuen Erkenntnisse vorahnend geschaut hat. Er ist der Volks- und Wortführer großen Stils, der sprachgewaltige Schöpfer einer Reihe aufrüttelnder Flugschriften, der Publizist, der einzig dasteht in der deutschen Literatur. Vor allem aber ist er einer der letzten großen Universalisten, einer jener wenigen, die es verstanden haben, Wesen und Fühlen und Wissen ihrer Zeit zusammenzufassen und in einer großen Schau den Zeitgenossen und den Nachfahren vor Augen zu stellen. Sein Universalismus aber, das scheidet ihn von den Enzyklopädisten, denen sein leidenschaftlicher Haß galt, ist himmelweit entfernt von kaltem Intellektualismus oder Historismus; er geht weit hinaus über bloßes Wissen und unfruchtbare Stoffzusammenfassung, wie die Aufklärung sie liebte, und die niemand mit solcher Schärfe wie Görres angegriffen hat. Sein Universalismus, der stets das Lebensganze und das Lebensechte im Auge behält, ist genährt durch die Glut seines feurigen Herzens, durch die seit seiner Jugend in ihm lebendige ethische Kraft, ist getragen von der fortwährenden Inbeziehungsetzung aller Ideen zu den großen, unvergänglichen Grundsätzen, von dem großen Gedanken vor allem der Wiedergeburt seines Volkes, für die zu wirken recht eigentlich seine Sendung ist.

Wie richtig diese Feststellung ist, erkennt man deutlich, wenn man seine Beziehungen zum deutschen Altertum überblickt. Gewiß tritt er dem deutschen Altertum auch nahe als Gelehrter, der, beeinflußt durch Herder und die übrigen Wegbereiter der deutschen Bildung, durch die Romantik, gemeinsam mit den Brüdern Grimm und anderen in die deutsche Vorzeit sich versenkt und wie jene sich an den alten Texten übt und sie veröffentlicht. Aber letzthin ist doch der andere Trieb entscheidend. Nicht gelehrtes Trachten ist es, das ihn befeuert, sondern das starke Lebensgefühl, das in dieser besonderen Ausprägung eine Frucht der Heidelberger Romantik ist, der Drang, durch die Hinlenkung zum deutschen Altertum die Enge der Zeit zu sprengen, neue Welten zu eröffnen, das deutsche Volk zu erneuern. Es ist, wenn man Görres' Werk überschaut, bemerkenswert, daß seine politische Entwicklung völlig gleiche Bahn geht mit seiner allgemein geistigen oder besser gesagt: daß diese beiden sich gegenseitig bedingen. Aus allem Jakobinerwahn und der Leidenschaft der Aufklärung ward Joseph Görres doch schließlich der Deutsche, der er eigentlich stets gewesen ist; denn sein ganzer Zorn gegen die Zeit und ihre Formen ist doch letzten Endes zürnende Liebe zu einem Deutschland, das er in seiner Niedrigkeit glaubte hassen zu müssen. Wir können natürlich nicht im einzelnen die Bahn verfolgen, auf der der heißblütige Stürmer und Dränger von der Begeisterung für die fränkische Republik und die Revolution zu der Anerkennung der alten deutschen Staatsformen und des ihnen eigentümlichen Gehaltes geführt wird. Nachhaltigst haben auf ihn eingewirkt schlimme Erfahrungen, die er in der Heimat mit der französischen Herrschaft macht, und die Ergebnisse seiner Sendung nach Paris, wohin den Vierundzwanzigjährigen das Vertrauen seiner republikanisch gesinnten Mitbürger gesandt hatte. In der Fremde wird er sich seines deutschen Wesens bewußt, in der Fremde besonders können die Mächte auf ihn wirken, die von der blinden Revolutionsbegeisterung unterdrückt waren. Langsam löst er sich unter dem Einflusse Herders von den weltbürgerlichen Gedanken und neigt sich dem vaterländischen Wesen. War ihm vordem der Rhein die politische Grenze, so erkennt er jetzt ganz in Herders Sinne: „Die wahren Grenzen sind nicht an Berge und Wasser gebunden, sondern laufen durch die Völker da, wo die Scheiden der Sprache, Sitten, Gesinnungen und Gemütsanlagen sind.“ Das Endergebnis dieser Zeit ist für ihn: Frankreich hat aufgehört, für ihn der Repräsentant der Menschheit zu sein, Napoleon hat Frankreich zum Despotismus geführt.

Aus diesem Sturme, der die Grundfesten seines jungen Lebens erschütterte, retteten ihn die Liebe zur Braut, der schönen Katharina von Lassaulx, die Neigung zur Kunst und Wissenschaft, der er sich nun in bitterer Hoffnungslosigkeit zuwendet. In der Stille seiner bescheidenen Tätigkeit als Lehrer an der Ecole supérieure zu Koblenz regen sich langsam alle Keime zu seiner späteren politischen und literarischen Tätigkeit. In jenen

Tagen ward in ihm lebendig der Haß gegen das Franzosentum und gegen alle französischen Formen, die Liebe aber auch zur heimischen Vergangenheit und zur eigenen Nation, das langsam sich entwickelnde Verständnis für die Eigenart seines Volkes.

Gelegentlich wird er sich der Bedeutung dieser Jahre bewußt, wenn er schreibt: „Ich unterdessen habe immer fort und fort gearbeitet und Feuer herausgelockt und es heller und heller in mir gemacht und blicke mit vieler Freude auf die getane Arbeit und auf das, was noch zu tun ist." Langsam löst er sich von seinen naturwissenschaftlichen Studien, ohne sie ganz aufzugeben, von seiner Begeisterung auch für die alte und die italienische Kunst, um dann unter der Einwirkung der Romantik, die Herders Einflüsse verstärkt, sich nun ganz seinem Volke und der Vergangenheit zuzuwenden. Voll Zorn über die tatenlose Gegenwart und Wirklichkeit versenkt er sich in die Vergangenheit; die Naturphilosophie, der er sich unter Schellings Einfluß genähert hatte, tritt zurück vor der Geschichte, aus der Unnatur der Zeit flüchtet er in das Mittelalter, in die vorreformatorischen Zeiten, wo die starken Geschlechter lebten. Das neue Weltgefühl, das in ihm lebendig wird und ihn zur Romantik lockt, trennt ihn mehr und mehr von der Aufklärung, dem Mechanismus ihrer Anschauungsweise, ihrem ungeschichtlichen Denken. Jetzt entwickelt sich unter der Herrschaft der Romantik ganz besonders seine Fähigkeit, sich in die Völker und Zeiten zu versetzen, und jener liebevoll selbstlose Sinn, den Wilhelm Grimm schon an ihm rühmt (1813): „Das eigne Anerkennen einer jeden Zeit in ihrer eigentümlichen Weise und dem damit zusammenhängenden eigentümlichen Wert." Die Romantik, die er in einer begeisterten Fanfare begrüßt, ist für ihn keine ästhetische Spielerei, nicht Ironie und blaue Blume, sondern jene Macht, die ihn hinlenkt und hintreibt zu seiner Vergangenheit und zu seinem Volke. Hier liegt der Wurzelboden für die Keime seiner späteren Forschungen über das deutsche Altertum, seiner Beschäftigung überhaupt mit der alten deutschen Vorzeit und Geschichte, die er später in fast jeder seiner Staatsschriften vergleichend und richtend heranzieht.

In Heidelberg hält er Spätherbst 1806 seinen Einzug, um in der Neckarstadt mit Brentano und Achim von Arnim zwei Jahre für sein Volk und für die eignen Scheuern zu schaffen. Diese Heidelberger Jahre, inmitten einer im hellsten Glanze strahlenden Natur, die ihm regen Verkehr mit Gleichgestimmten bringen, den Eichendorff der Nachwelt aufgezeichnet hat, haben ihm umfassende innere Bereicherung geschenkt, seelische Weitung, neue Vertiefung in der Erkenntnis von Welt und Geist. Welche Richtungen dieser ewig ruhelose Geist auch einschlagen mochte, nie hörte er auf, nach den letzten tiefsten Wurzeln zu graben. Aus dem Dufte und den Schauern romantischen Wesens steigt er immer wieder herab zu wurzelfestem Grund, um sich der Erforschung der deutschen Vorzeit und der Sammlung ihrer Schätze hinzugeben. Weit tun sich vor ihm die Tore der alten deutschen Welt auf, für die noch vor kurzem der Aufklärer Hohn und Spott hatte. Jetzt erkennt man in voller Deutlichkeit den Weg, den der junge Rheinländer, seines Geistes sicher, zurückgelegt hatte: jetzt weiß er nicht begeistert und laut genug des Mittelalters Größe und Herrlichkeit zu rühmen, während vordem der Aufklärer verachtungsvoll auf das gotische Gemäuer der Vorzeit schaute, aus dem Priester der Finsternis aufflogen, deren Fittiche Gift niederträufelten. Mundt hat gewiß recht, wenn er meint, daß Görres am liebsten „die Rosse der Vergangenheit vor den Wagen der Zukunft" spannen möchte.

Es ist nicht zu leugnen, daß ihn auch eine starke wissenschaftliche Anteilnahme an der Erforschung des deutschen Altertums fesselt, von dem zahllose Briefe geradezu ergreifenden Aufschluß geben in ihrem Tasten und Ringen um etwas, dem er in seinem aller Philologie unendlich fernen Innersten so wenig verwandt war, aber es ist bei allem Fleiße, den er auf die altdeutsche Sprache und ihre Denkmäler verwandte, doch ein anderes, für ihn Höheres, das ihn treibt. Denn seine Beschäftigung mit dem deutschen Altertum hat doch letzthin ein wesentlich ethisches und nationales Ziel, insofern sie durchaus getragen ist von dem Gedanken an Deutschlands Wiedergeburt, der wie ein Stern über seinem ganzen Leben leuchtet. Versuchte er in der Frühzeit und auch in der Merkurzeit die Wiedergeburt seines Volkes von der Politik aus zu erlangen, so ist jetzt die Literatur sein Ausgangspunkt. Mit dem ganzen ergreifenden Ernste seines der Reife zustrebenden Wesens sucht er nach den Mitteln, die sein Volk aus der Versunkenheit und dem Taumel der Zeit zu retten vermögen. Als ein solches erscheint ihm die Sammlung und Wiedererneuerung der vergessenen Schätze der Volksliteratur und später der altdeutschen Literatur überhaupt. Für diese Schätze sucht er die Gebildeten zu gewinnen. Diesem Streben, die geistige Erneuerung seines Volkes herbeizuführen durch die Versenkung in die alten Schätze, auf deren Sammlung Görres' und seiner Heidelberger Freunde Streben gerichtet war, sind die beiden bedeutendsten Leistungen der Heidelberger Zeit erblüht, vor denen alle anderen literarischen Versuche zurücktreten: „Die teutschen Volksbücher" und die große Anzeige von Brentanos und Achim von Arnims unsterblicher Liedersammlung: „Des Knaben Wunderhorn". Ein wahrer Ehrentempel sind „Die teutschen Volksbücher". Da steht zu Eingang der Volksbücher die stimmungsvolle Widmung an Clemens Brentano, in der bedeutungsvoll ein Wort ergänzt, das

der ganzen Heidelberger Zeit voranleuchtet: „Die Zeiten des Aufgangs such' ich immerdar, wo die starken Geschlechter wohnen... Ich suche das Leben, man muß tief die Brunnen in der Dürre graben, bis man auf die Quellen stößt." Der Widmung folgt eine farbenprächtige Einleitung, die ein begeisterter Hymnus auf das Mittelalter ist, ein Todeslied, wenn er der kargen, matten Gegenwart gedenkt. Zwischen der Einleitung und dem Epilog folgen seine meisterhaften Umschreibungen der alten deutschen Volksbücher, großzügige Besprechungen, die mit hinreißender Begeisterung, aber auch mit stiller Innigkeit das Wesentliche herausstellen und nie den ethischen Zweck verleugnen, alles Lebenskräftige der deutschen Vergangenheit der ohnmächtigen Gegenwart als nachzustrebendes Muster vor Augen zu stellen. Mag diese Schrift, die Goethe „eine verdienstliche" nannte, auch in manchen Stücken an heutiger und selbst auch damaliger Wissenschaft gemessen unkritisch sein, so hat sie doch ihre Wirkung getan, und auch heute noch wird man sich kaum ihrer Gewalt entziehen können.

Sein bestes Stilvermögen und seine ganze Kraft faßt er zusammen in seiner glänzendsten und charakteristischsten kritischen Leistung, in seiner Besprechung der Liedersammlung der Freunde. Meisterhaft ist die Überschau, die Görres hier bietet, der die Volkslieder in ihrer ganzen Fülle mustert und aus dieser Überschau heraus ein farbenreiches Bild des menschlichen Lebens und der deutschen Nation in Dichtung und Lied gestaltet. Sprachbeherrschung, treffsichere Wesenszeichnung, ein schier unheimliches Gedächtnis, das schon Brentano stärkste Bewunderung abnötigte, haben ein Meisterwerk literarischer Betrachtung geschaffen. Wie prachtvoll hebt er an: „Des Knaben Horn schweigt, die Glocken verklingen, die Töne sind gestillt, das Liederspiel ist geschlossen; die das wundersame Klingen gehört, treten zusammen und besprechen, was sie vernommen. Neu war es nicht, was sie gerührt, alte, verblichene Töne waren ihnen wie eine sympathetische Schrift in der Wärme wieder aufgefrischt; wie ein Strom milder Muttermilch waren ihnen diese Gesänge in das frühe Leben geflossen und wie frisches, kühles Bergwasser aus den Brüsten der Erde... Die Herausgeber haben die Bürgerkrone verdient um ihr Volk, daß sie retteten von dem Untergange, was sich noch retten ließ. Wie Bienenväter haben sie durch Spruch und Klang und Gesang die Fliegenden um sich her gesammelt, eben in dem Augenblick, wo sie verschwärmen wollten..."

So schrieb Görres. Ähnlich sprach er vor der um sein Pult sich drängenden Jugend, der er die ersten Vorlesungen über deutsche Literatur hielt. So übte er in Wort und Schrift auf alle, die ihm nahe kamen, eine Wirkung aus, von der Joseph von Eichendorff Zeugnis abgelegt hat, der sein Heidelberger Zuhörer gewesen ist. Seine Begeisterung weckte viele junge Herzen, die wie er an der Aufklärung irre wurden und gleich ihm organisch zu denken begannen und sich der großen Zusammenhänge mit der deutschen Vorzeit bewußt wurden. Gewiß haben Görres und auch die anderen keine großen Werke geschaffen, Fragmente eher, die, wie Görres betont, in der anderen Hälfte seines Lebens ergänzt werden müssen, und auch J. F. Böhmer, der Frankfurter Urkundius Regestus von Clemens Brentano, hat recht, wenn er meint: „Im Kreise der Romantiker war doch viel Dilettantismus, namentlich in bezug auf vaterländische Studien." Trotz dieser gewiß berechtigten Kritik sind Görres' Schriften und Bemühungen ein Glied gleichsam der großen Kette, mit der die Romantiker Vergangenheit und Gegenwart verknüpften. Wissenschaftlich unzulänglich ausgerüstet haben sie alles getan, um altes Gut zu sammeln und zu retten, und mitgeholfen an der Entstehung der deutschen Sprachwissenschaft. Kein geringerer als Freiherr vom Stein hat ein Wort gesprochen über diese Zeit, das J. F. Böhmer aufbewahrt hat und das verdient, immer wieder erwähnt zu werden: „In Heidelberg hat sich ein guter Teil des Feuers entzündet, welches später die Franzosen verzehrte." Und der Bayer Ringseis, König Ludwigs späterer Leibarzt, hat angedeutet, was diese Heidelberger Romantik und namentlich Görres und seine Genossen dem heranwachsenden Geschlecht gebracht haben, wie sie die Jugend gegen Napoleon entzündeten, das Selbstgefühl stärkten, den Glauben an eine bessere Zukunft hoben dadurch, daß sie immer wieder ihre Blicke auf die deutsche Vergangenheit und die in ihr lebendigen Mächte richteten.

Außer in diesem Buche und der großen Besprechung hat er in der Heidelberger Zeit und auch später in mancher kleineren und größeren Arbeit sich mit dem deutschen Altertum befaßt. So findet sich in der „Zeitung für Einsiedler", die Achim von Arnim mit Hilfe der Freunde herausgab, der Aufsatz: „Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen", eine bedeutsame Fortsetzung der Untersuchung J. von Müllers. Kühn wertet Görres hier die nordischen Zeugnisse für die Nibelungensage aus. Wenn auch seine Rekonstruktionen nur allzu deutlich die wissenschaftliche Unreife erkennen lassen, so offenbart sich doch auch hier wieder sein ins Große strebender Geist, der gleich Herder die Verbindung zwischen Völkergeschichte und Ideengeschichte kündet, dem im Urbeginn „e i n e Poesie und e i n e Fabel" war. Und so vermischt er genial mit persischen und orientalischen Sagen und Gestaltungen die nationale Heldensage der Skalden und Barden zu einer schwankenden Unklarheit — im ganzen bei aller guten Gesinnung und allem Streben in das Universale eine unfruchtbare wissenschaftliche Arbeitsweise.

Wenn auch Görres in trüber Stimmung

die Neckarstadt im Spätherbst 1808 verläßt, so wirken die Heidelberger Jahre doch noch lange nach. Den Faden der Wunderhornanzeige fortspinnend, bemüht er sich in den folgenden Jahren um Volkslied, Minne- und Meistergesang, in deren Quellen und Abhängigkeitsverhältnisse er mit unzulänglichen Mitteln und einer phantastischen Kombinationssucht einzudringen versucht. Aus diesen Bestrebungen erwachsen seine Altteutschen Volks- und Meisterlieder (1817), seine Aufsätze in den Heidelbergischen Jahrbüchern wie in F. Schlegels Deutschem Museum. Mit wohlwollendem, hingebendem Anteil, den Wilhelm Grimm freudig anerkennt, begleitet er in lebhaftem Meinungsaustausch mit den Brüdern Grimm, deren Schriften er besprochen hat, die ersten Flüge der sich regenden deutschen Sprachwissenschaft, für die er tiefes Verständnis zeigt. Im Jahre 1812 plant er mit Glöckle, der ihm zahlreiche mittelhochdeutsche Denkmäler schlecht und recht zum Teil auszugsweise abgeschrieben hat, eine große Sammlung altdeutscher Dichtungen. Sie ist nicht zur Ausführung gelangt. Bedeutsam ist seine Herausgabe des Lohengrin aus dem Jahre 1813. In der eigenartigen Einleitung zu dieser Ausgabe wendet er sich dem Dichtungskreis des heiligen Gral zu, dem Parzival und vor allem dem Titurel, der ihm „Mitte, Siegel, Kleinod und Edelstein“, später sogar in seiner Mystik Krone der ganzen altteutschen Dichtung ist. Von Görres stammt die ebenso geistreiche wie falsche Deutung des Namens Parzifal aus Parsi oder Parsch Fal (der reine oder arme Dumme), die in Wagners „reinem Toren“ wiederkehrt. Sein ganzer Anteil gilt in diesen Jahren, nachdem der Rheinische Merkur seinen jähen Abschluß erfahren hatte, der Sagengeschichte. Seit 1817 nimmt sie immer mehr an Umfang zu, sie tritt in seinem Briefwechsel namentlich mit Perthes, den Brüdern Grimm immer stärker hervor, aber auch mit anderen, die ihm Rede stehen müssen.

Seitdem die große Politik der Zeit ihn ganz ergriffen hat, kehrt er nur selten zu seinen germanistischen Studien zurück. Er ist letzthin doch eine dem Philologisch-Sachlichen zu sehr abgewandte und leidenschaftlich politisch bewegte Natur, als daß er in den Zeiten, in die er hineingestellt worden ist, dauernd mit einer wissenschaftlich kühlen Betrachtung des deutschen Altertums und seiner Denkmäler sich abfinden könnte. Im Merkur hat er im ganzen selten Gelegenheit, für diese Dinge einzutreten. Aber es sollte Görres nicht vergessen werden, daß er kraftvoll in diesen Jahren sich gerührt hat für die Rückgabe der Vatikanischen Handschriften und daß die schließlich erfolgte Zurückerstattung ganz wesentlich sein Verdienst ist. Es trifft ihn das Verbot des Rheinischen Merkurs, es droht die Verhaftung aus Anlaß seiner Staatsschrift „Teutschland und die Revolution“, tiefgreifende seelische Umwälzungen kommen, die ihn zurück zum Jugendglauben führen, während er das Brot erzwungener Verbannung essen muß, und endlich die Übernahme des Lehrstuhls für Geschichte in München und die Teilnahme an den politischen und kirchenpolitischen Kämpfen der Zeit. Wenn auch in seinem späteren Leben, das ihn durch die selbstgewählte Verbannung, über Straßburg und die Schweiz nach München führt, von wenigen Ausnahmen abgesehen die Beschäftigung mit dem deutschen Altertum aufgehört hat, so sind die deutsche und nordische Vorzeit seinem Gedächtnis und seiner Phantasie nicht entschwunden. Immer wieder sehen wir, wie er in Brief und Schrift eine Fülle von Bildern und Anspielungen aus dem germanischen Altertum holt.

In bedeutsamen Darlegungen, die bisher noch nicht die notwendige Beachtung gefunden haben, wendet er sich (1838) in der Einleitung zur Legende der heiligen Katharina (von L. von Bornstädt) der Legende zu, die ihm, neuzeitliche Erkenntnisse vorwegnehmend, eine Art christlichen Mythos ist. Dann wird noch einmal sein Sinn auf das deutsche Altertum gelenkt in den Zeiten kirchenpolitischer Kämpfe, als er gelegentlich seiner „Wallfahrt nach Trier“ alte germanische Sagen mustert.

Nicht übersehen darf man in diesem Zusammenhang Görres' große Verdienste um das bedeutsamste Bauwerk des deutschen Mittelalters, den Kölner Dom. Stets ist er für den Dom als Nationaldenkmal und heiliges Vermächtnis eingetreten: in dem flammenden Aufruf im Merkur (1814), zehn Jahre später in den Heidelberger Jahrbüchern mit seiner Besprechung von Boisserées Domwerk und 1842 in einer selbständigen Schrift, in der er die gotischen Dome und insbesondere den Kölner Dom als einen jener „Grenzsteine des germanischen Geistes und seines weitverbreiteten Reiches“ bezeichnet und als „das bewunderungswürdigste Erzeugnis eines der größten Geister“ hinstellt. Görres hat als machtvoller Prophet den Dombau volkstümlich gemacht und zu einer Angelegenheit des ganzen deutschen Volkes.

So umfaßt Görres' Blick die ganze Fülle der Erscheinungen der alten deutschen Welt. Gewiß trifft der Tadel der Freunde ihn grade hier, daß er dilettantisch und phantastisch die entlegensten Dinge zu verbinden und zu kombinieren versucht, daß er beispielsweise glaubt, es würde sich noch einmal erweisen lassen, „daß die Flammen der Brynhildis auf dem Kaukasus brennen“ — aber er hat auch hier manche neue Weisheit vorgeahnt. Bei allen Bedenken kann man sich der Größe dieser Anschauungsweise nicht entziehen, dieser Idee von dem großen architektonischen Plane, den der Bildner gefaßt, der ganz erfüllt ist von der Erkenntnis, daß ein geheimer innerer Zusammenhang alle Erscheinungen bindet. Dieses Streben, mag es im

einzelnen noch so unwissenschaftlich sein, es geht ins Riesenmäßige und es sucht, freilich mit oft unzureichenden Mitteln, zu künden die große Einheit alles Schaffens und Strebens, die Zusammenhänge der Ideengeschichte und der Völkerverzweigungen. Alles wird lebendig vor ihm und rundet sich in seiner großartigen geistigen Architektur, die Wolfgang Menzel in Görres' Anschauungsweise schon erkannt hat. Der deutsche Zug, der in dieser Art und in dieser Geistigkeit lebendig ist, dürfte unverkennbar sein.

Der Kreuzfahrer

Eine Osterlegende. Von Frida Schanz

Ich nahm das Kreuz. Ich kniete wie im Traum
Im heiligen Rom vor Gottes Altarstufen,
Erweckt aus Seelenschlaf; — sprach er. Ein Traum
Hatte mich Trotzigen zur Fahrt berufen.
Der Kreuzesruf war durch die Welt gehallt;
Ganz Irland tönte von Erweckungschören.
Ich barg mich tief wie Wild im tiefen Wald,
Um die gehaßten Klänge nicht zu hören.
Ich glaubte nicht an Christi Auferstehn.
Mir graute vor des Glaubens weicher Kette.
Was scherte mich der ferne Sarazen?
Was war mir heiliges Land und heilige Stätte?
Was früher nur gleichgültiges Verneinen,
Stand jetzt in mir als scharfe, wilde Wehr. —
Ich liebte Bäume — tiefe Wälder — einen,
Einen besondren Waldbaum liebt' ich sehr!
Mein Vater hatte seinen Keim gebracht
Von eines Südlandfreundes sonnigem Hage
Und ihm das Pflanzbett selbst zurechtgemacht
Ein Jahr vor seinem Todestage.
Der Baum war mir ein Freund. In jenem Jahr
Fuhr Sturm daher, wie keiner sich erhoben.
In Ächzen stand der Wald. Karfreitag war.
Ich jagte, jagte jauchzend in das Toben.
Jagte, den ganzen Christustrutz im Nacken;
Da fuhr's aus schwarzen Wolken grell wie Brand,
Starr, wie versteinert, standen meine Bracken.
Der Sturm hielt an. Vor meinen Blicken stand
Mein Baum. Was war geschehn? Mein Baum war krank! —
Hinsterbend hing mein Baum. — Sein Gipfel sank,
Kraftlos hing sein Geäst. Aus langer Wunde
Des Stamms floß ihm ein Harzstrom, blutrot, schmal.
Um Nachmittag war's, um die dritte Stunde,
Karfreitagläuten hallte aus dem Tal. — — —
Was sich in meiner Seele dann begeben —
Christs Tod — der Baum — der Ruf — das Kreuzesheer —!
Der wilde Trotz sah keine Ausflucht mehr.
In heißem Fieber rangen Tod und Leben.
Dann aber kam das helle Osterlicht.
Es war, als habe mich der Baum entboten.
Ich sah — geblendet, wie durch ein Gesicht —:
Der Baum war auferstanden von den Toten.
Im Sonnengold, das durch die Wolken brach,
Sah ich ihn licht auf seiner Lichtung stehen.
Durch seine Äste floß ein zartes Wehen; —
Er sprach zu mir — ich hörte, — ich versprach. — —
Nach jenem Ostern, das mein Ostern war,
Nahm ich das Kreuz als Christi Grabverwalter.
Noch eins —: Der Baum war damals dreißig Jahr,
Genau im Jesus Christus-Alter!

Merlins Vetter

Eine heitere Erinnerung von Martin Frehsee

Mit drei bisher unveröffentlichten Briefen von Paul Heyse

Der Weg führte mich im Sommer auf einer Heidewanderung durch ein kleines Kreisstädtchen im Hannoverschen.

Als ich am Landratshause vorüberschritt, las ich auf dem Schilde an der Gartentür einen Namen, der jählings bunteste Jugenderinnerungen in mir weckte; Erinnerungen an jene dummseligen Zeiten, da man noch selbst im Werden war und auf das Werden weit weniger Wert legte als auf das Sein und das Träumen vom Seinwerden.

Ob dieser Johannes Mieroff mein alter Freund war, mit dem ich als Student der Rechte nur das Unrechte getrieben, mit dem ich, kühnen Mutes voll, in die höchsten und dichtesten Lorbeerkronen griff, mit dem ich erste Liebe und ersten Haß, die Liebe zu den Weibsen und den Haß gegen die Mannsen, geteilt hatte, ohne den ich mir damals das ganze künftige Leben nicht denken konnte, und von dem ich nun schon seit drei Jahrzehnten kein Sterbenswort mehr gehört hatte?

Nicht lange überlegte ich; ich trat ein, ließ mich melden und stand wenige Augenblicke später wirklich vor meinem lustigen Hans, der zwar inzwischen ein amtswürdiger Johannes geworden war, der mich aber sofort mit ehrlichster Herzensfreude begrüßte und, Hand in Hand mit mir, dreißig lange Jahre ins Nichts versinken ließ.

Wir saßen in seiner Bibliothek, die diesen Prunknamen mit Ehren verdiente. Ein Etwas fiel mir auf, das aussah wie ein übergroßes Buch. Es stand zwischen den weitausladenden Regalen, hatte die Höhe eines Meters und die Stärke dreier Lexikonbände und trug auf seinem dunkelroten Lederrücken in goldenen Lettern die Aufschrift: „Märchen meines Lebens".

„Was ist das? Bist du doch erster Liebe treu geblieben? Hast du alle Kraft an ein einziges gesetzt, das nun ins Mammutische gediehen ist?"

Lachend drückte er an dem Riesenfolianten eine Feder. Der Lederrücken sprang zurück, ein Schränkchen mit vielen, vielen Schubladen ward sichtbar.

„Hier verwahre ich Dinge, die in den Augen anderer belanglose Nichtigkeiten sind, die mir jedoch, wenn ich sie . . . zumal in stiller Dämmerstunde . . . betrachte, mit immer neuen Worten, mit immer neuen Bildern das Märchen meines Lebens erzählen und es mir, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr mehr und mehr zum wirklichen Dichtwerk machen. Sieh hier: Mützen und Bänder unseres Bundes; das Fläschchen mit dem Knochensplitter aus meinem kantigen Hirndeckel; eine Schachtel voll Einladungen; Besuchskarten, auch noch aus meinem elterlichen Hause. Theaterzettel. Ein Sektkork. Ein Zigarettenkistchen. Das Taufhäubchen des Ältesten. Zerkautes Holzspielzeug der anderen. Bilder und „Mitbringsel" von Reisen. Briefe. Briefe. Briefe! Sie sollen nach meinem Tode verbrannt werden. Bis auf die, die in diesem Umschlag sind. Das sind Briefe von Leuten, deren Namen noch heute klingen und noch ferner klingen werden, und deren Wort auch im Nebensächlichen darum Wert behalten wird, gleichviel, ob der, an den es gerichtet wurde, gekannt und genannt ist. Die Perlen der kleinen Sammlung sind drei Briefe von Paul Heyse."

„Hast du mit dem Münchener Meister der deutschen Novelle in Briefwechsel gestanden?"

„Ich hab' ihm geschrieben. Er hat mir geantwortet. Und dazwischen hab' ich, ohne daß ich's wohl selbst wußte, und ohne daß er's auch nur ahnte, das schönste und wehmütigste Märchen meines Lebens geträumt."

„Erzähle!"

„Du erinnerst dich gewiß, daß uns damals . . . daß die zwei Silben so viel von Himmel und Erde umschließen können! . . . daß uns damals kein Stern zu hoch und zu hell gewesen ist, nach dem wir nicht gelangt hätten. Daß wir Künstler werden müßten, war selbstverständlich. Alles andere war ödeste Philisterei. Und Kunst der Künste konnt' es nur geben auf den Brettern, die die Welt bedeuten! Dramatiker oder Schauspieler. Oder beides. Wie William der einzige. Der längst der Entthronung durch uns harrte. Anfangs allerdings versuchte ich es mit der Novelle. Mit der Novelle in Versen. Damals . . . klingt dir das Wort mit dem doppelten Kammerton auch so wie mir: Fanfare ohne das abfallende Schluß-e? . . . damals waren Baumbach Mode und Scheffel und Julius Wolff! Ich schrieb den Erstling nieder. Eine etwas umständliche Sache, der ich aber den kühnen Untertitel „Deutscher Glaube" gab, weil mein „Held" nebenbei spielend auf die tiefsten und höchsten Fragen antwortete und nicht nur an die Gründung des eigenen Hausstandes, sondern auch an die einer neuen Religion dachte. Du entsinnst dich noch? Ja, ich hab' dir's sicherlich voll Stolz sofort vorgelesen."

„Stückweise, wie's entstand. Und im ganzen mit immer wachsender Begeisterung! Und Catos „Ceterum" wandeltest du ab in Kaiser Ferdinands pervertiertes „Pereat Justitia, fiat mundus!" Juristerei

ward dir zum Ekel. Zum Weltenschöpfer fühltest du dich berufen!"

„Das merkte mein alter Herr. Er nahm mich deshalb von Berlin fort und steckte mich nach Göttingen, wo ich ihm näher unter den fürsorgenden Händen war. Seitdem hab' ich dich nicht mehr gesehen. Ich war nun „gefangen". Suchte nach Befreiung. Meine Muse sollte sie mir bringen. Wie sie das machen sollte, und ob sie die Kraft und die Lust dazu hätte, war mir nicht ganz klar. Das war ihre Sache. Zunächst sah ich mich nach einem Schutzherrn für sie und für mich um. Und ich verfiel auf mein damals . . . diese beiden Römer sind auf das Wort abgestimmt, wie der Wein in ihnen . . . auf mein damals vergöttertes Vorbild: Paul Heyse. Ich schickte ihm mein „Opus" und war beseligt, schon wenige Tage später einen freundlichen Brief als Antwort zu erhalten. Lies hier:"

Ihr Gedicht, geehrter Herr, ist von einer schönen Wärme beseelt. Daß Sie aber durch Ihre Konfession die dunklen Welträtsel aufgehellt oder gar gelöst hätten, die seit Jahrtausenden die Menschheit geängstigt haben, ist mehr als zweifelhaft. Erlassen Sie es mir, näher darauf einzugehen. Wie ich zu diesen letzten Fragen stehe, habe ich im 2. Bande meines „Merlin" ausgesprochen. Warum aber nennen Sie Ihr Bekenntnis „Deutscher Glaube"? Wenn es die Wahrheit enthielte, sollte es für andere Nationen eine andere Wahrheit geben?

München, 31. 1. 93

Mit freundlichem Gruß
Paul Heyse.

„Eine harmlose Liebenswürdigkeit, die zu nichts verpflichtete und kaum zu irgend etwas ermutigte. Im Gegenteil: der Schluß ist voll ernster Kritik, die das Wesentliche mit fester Hand beim rechten Ende packt. Wenn ich ihm auch heute noch nicht zustimme: Glaube soll nicht allgemeine Menschensache sein. Glaube ist innere Sache eines Volkes, wie er im Grunde immer nur Sache eines Menschen sein kann. Es kann und soll jeder nur seinen Glauben bekennen. Seine „Fasson"! Wie jeder ja auch seine Liebe hat. Und seine Hoffnung. Oder seine Märchen. Gleichviel. Ich hörte von allem nicht das Nein, sondern das Ja und stürzte mich zunächst einmal auf den Merlin-Roman, der mich alsbald in einen Taumel des Entzückens versetzte. Der Held, Georg Falkner, tat es mir an. Ein Dichter, ein Dramatiker, ein König der Bühne. Umblüht von romantischen Abenteuern. Fangball spielend mit Welten. Blickend in aller Weisheit lichtesten Grund. Tragisch endend. Ein Stückchen Werther. Im Glanz von Egmont. Faust über allem. Selbst eine Merlin-Natur. Das teufelgezeugte Widerspiel des Heilands. — Ich hatte mein Ideal gefunden! Ich machte es mir noch ein tüchtiges Teil krauser und närrischer zurecht als das Urbild und schrieb dann an dessen Schöpfer, daß ich fortan selbst ein Georg Falkner werden und unter seinem Namen schreiben wollte, sofern Paul Heyse mir dies gestattete. Es muß ein verrückter Brief gewesen sein, den ich da losließ, und der menschenkundige Mann erkannte wohl sofort, welche Scheuern hier in lodernden Flammen standen. Er antwortete:"

Es freut mich, geehrter Herr, daß Sie sich mit meinem Georg Falkner befreundet haben, wenn es mir auch bedenklich scheint, daß Sie seinen Spuren folgen wollen, statt sich von seinem tragischen Geschick warnen zu lassen. Gewiß beruht alles wahre Glück auf der Übereinstimmung des Berufs mit unsern innersten Trieben und Kräften. Aber wie Wenigen wird das Glück in vollem Maße zu Theil, und wie Viele sind elend geworden, weil sie ihre Neigung für die Gewährung eines wahren Berufs gehalten haben. Ich würde Ihnen dringend rathen, den dichterischen Trieb, dem Sie Ihre praktische Laufbahn opfern wollen, aufs Strengste zu prüfen, ob er stark und fruchtbar genug sei, nicht nur, um äußere Erfolge zu gewähren, sondern auch um Ihnen ein ganzes Leben auszufüllen. Gern bin ich bereit, Sie bei dieser Prüfung zu unterstützen. Daß Sie aber unter der Maske meines Merlinhelden in die Welt treten wollen, kann ich nicht wünschen. Es würde der Verdacht schwer zu vermeiden sein, als steckte ich selbst dahinter und wünschte eigene Dichtungen in dieser durchsichtigen Vermummung an den Mann zu bringen.

München. Mit freundlichem Gruß
Ihr Paul Heyse.

„Was war die Wirkung dieser Zeilen auf dich?"

„Wiederum las ich nur das für mich Günstige heraus: daß er mich fördern wollte, und daß auch er der Meinung wäre, innerster Trieb und Beruf dürften nicht im Widerspruch zueinander stehen, wenn ja der Mensch wahrhaft glücklich werden wollte. Ich fürchtete mich vor der strengen Prüfung meines dichterischen Triebes nicht und war nun erst vollends entschlossen, die mir so verhaßte juristische Laufbahn aufzugeben, selbst wenn es darüber zum Bruch mit meinem Vater und mit meiner ganzen Familie kommen sollte. Daß meine Neigung nicht wahrer Beruf sein könnte, hielt ich für ausgeschlossen. Ich war viel zu eingenommen von mir, um die wundervoll ernste und eindringliche Mahnung, die so liebevoll und so schonend ausgesprochen wurde, zu vernehmen. Im Gegenteil: ich deutete mir alles ins Überschwengliche und glaubte sogar die Schlußwendung als eine besondere Anerkennung auslegen zu können.

Er rechnete danach doch selbst mit der Möglichkeit, daß man meine Werke für die seinen halten könnte! Nun galt es, ihm sofort eine Probe einzusenden. Aber ich hatte nichts zur Hand als . . . eine Griechentragödie, deren Held Pausanias war. Sie war entstanden im ersten Halbjahr auf Unterprima, dieser Oberbummelzeit für jeden rechten Pennäler. Strebte nach dem Ruhme „Wallensteins" und war Mutationsprodukt der nichtigsten Nichtigkeit. Im Rausch jener Tage aber sah ich's anders an: funkelnde Offenbarung des jungen Genies. Götz zur Potenz. Ich schickte es ab mit einem wahnwitzigen Geschwafel voll himmelstürmender Hoffnungen und harrte nun von Tag zu Tag des Bescheides. Er konnte mir nichts anderes bringen als die Mitteilung von der Annahme meines Stückes am Münchener Hof- und Nationaltheater. Als er nach drei qualvoll überstandenen Wochen endlich kam, lautete er:"

Ihr Drama, geehrter Herr, sende ich Ihnen beifolgend unter Kreuzband zurück und bedaure Ihnen nichts Günstiges darüber sagen zu können. Es fehlt diesen Figuren aller echte Lebenshauch, nirgend bricht durch die conventionelle Theatersprache ein wahr und voll tönender Naturlaut durch, und die Composition läßt erkennen, daß Ihnen noch jeder elementare Begriff von dem, was die dramatische Kunst bedeutet, abgeht. Ich sage Ihnen dies darum so unumwunden, obwohl es Ihnen schmerzlich sein wird, weil ich Ihr Vertrauen nicht besser verdienen kann als durch meine freimüthige Warnung, diese dichterischen Versuche nicht etwa mit Eifer und Vertrauen fortzusetzen. Nach meiner langen Erfahrung ist ein Talent wie das Ihrige nicht stark genug, um die schwere Schule der Kunst erfolgreich durchzumachen, auch wenn es mit der Hingabe seines ganzen Seins nach dem Ziele strebte. Wie Unzählige verwechseln Neigung und Beruf, und wie herb ist in späteren Jahren die Enttäuschung. Sie werden fortfahren, die Poesie zu lieben und zu genießen, auch wenn Sie auf eigenes Schaffen verzichtet haben, und es mir dereinst Dank wissen, daß ich Sie nicht mit falschen Hoffnungen hingehalten habe, wenn Sie späterhin dies Ihr Erstlingswerk mit unbefangenen Augen betrachten. Freundlich grüßend

München, 22. 11. 93. Paul Heyse.

„Nun fluchtest du deinem Abgott. Nun stimmtest du ein in den vollen Chorus derer, die Heyse selbst das dramatische Können absprachen. Sehr zu Unrecht. Er konnte etwas. Er hatte nur seine eigene „Fasson". Seine kleinen Einakter zumal sind Meisterwerke. Und sein „Kolberg" könnten sie ruhig heute wieder einmal hervorholen. Er war nur ein Mensch, der Zeit hatte. Tempo hieß bei ihm nicht: laufen. Doch das nur als Anmerkung „unterm Strich". Beende dein Märchen."

„Es war nicht ganz so, wie du sagst. Aber doch ähnlich. Jetzt schrie mir alles: Nein! Nein! Nein! Im Brief und in mir. Und der Trotz begehrte auf, ihm erst recht zu beweisen, daß er unrecht hätte, daß er nur den Nebenbuhler fürchtete! Daß er ungerecht und kleingeistig wäre. Ich faselte mir etwas vor von Goethe und Kleist. Und hundert Dinge in der gleichen Tonart. Daß sogar das Hamletregister vom Sein oder Nichtsein gezogen wurde, bedarf der Erwähnung nicht."

„Was rettete dich?"

„Das Gewöhnliche, das immer das Ungewöhnliche bleibt. Die Tochter des Pandektisten. Sie ist heut meine Frau. Liebe auf den ersten Blick. Kein anderes Ziel als die Vereinigung fürs Leben. Dies Ziel nur erreichbar auf dem sicheren Weg der schnellstens zu bestehenden Examina. Sie aber zeigte mir auch die Juristerei in anderem Lichte. Sie machte mir wahrhaft einen Beruf daraus. Das dank' ich ihr noch heute. Heute bin ich aber auch Paul Heyse für seine Briefe dankbar. Ich gab sie meiner Braut, die sie mir deutete auf ihre Art. Und sie lehrte mich, meiner Neigung die Richtung zu geben, die Heyse ihr gewiesen: Poesie sollte mir nicht Inhalt des Lebens werden, sondern Schmuck des Lebens sein. Das ist sie mir geblieben. Heute aber danke ich dem harten Warner nicht nur, ich bewundere ihn auch aufrichtig um des Mutes willen, der dazu gehörte, solchen Brief zu schreiben. Hart sein darf nur, wer ein Herz hat.

Es sind nicht viele, die im gleichen Falle gleich gehandelt hätten. Die meisten hätten irgendeine Ausflucht gefunden. Und hätten damit großes Unheil angestiftet. Ja, ich wage zu behaupten, daß viel Unheil in unserer heutigen Literatur nicht aufgekommen wäre, wenn die Unheilstifter zur rechten Zeit einen Brief bekommen hätten, wie ich ihn hier halte."

„Und wenn sie zugleich die Frau gefunden hätten, die ihnen über den Brief forthalf ins Helle und Frohe und Feste!"

Die Römer klangen zusammen. Fanfare! Und unser Schweigen umschloß Himmel und Erde: damals!

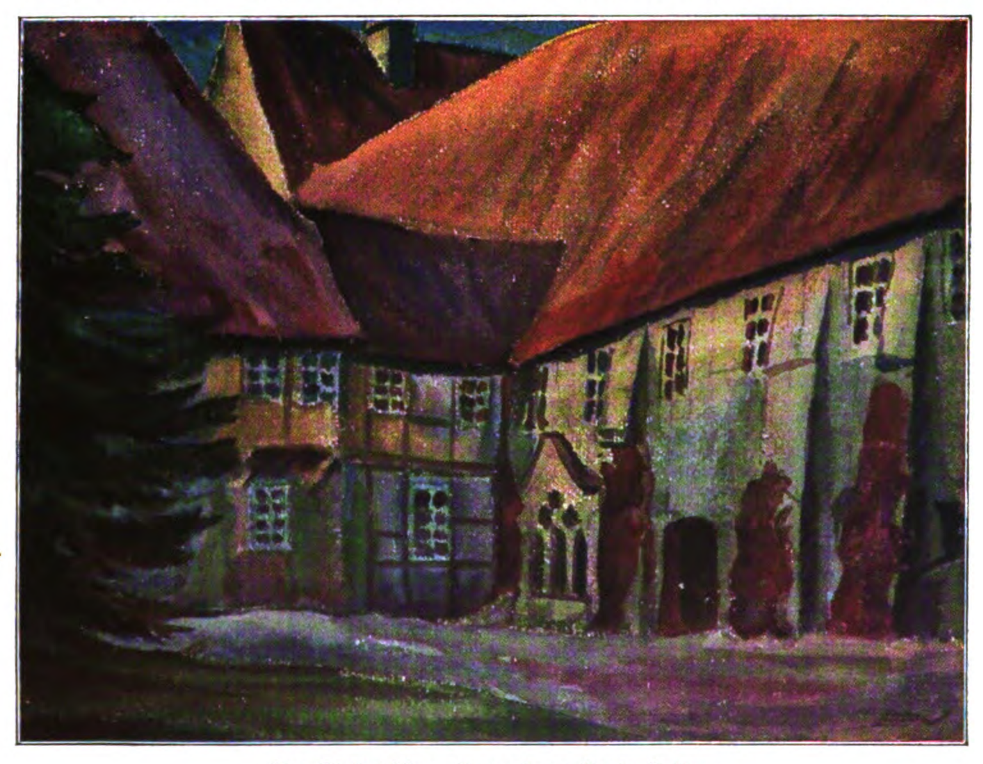
Die Frau Landrat rief uns zu Tische. Wir sprachen auch von den Briefen. Sie neckte ihn: „Du hast einmal Merlins Vetter werden wollen. Aber deine Muse wäre für dich die verderbende Viviane gewesen. Gut, daß du's erkanntest, ehe es zu spät war, und daß du einem Gütigen keinen Groll mehr hegst. Er hätte aber auch deinem Groll die Antwort bereit gehabt mit einem feinen Spruch, der sich in seinen gesammelten Gedichten findet und der vielleicht an dich gerichtet ist:

> Du kommst zu mir und harrst beklommen
> Des Urteils, das mein Mund dir spricht?
> Wärst du nur zu dir selbst gekommen,
> Du brauchtest meinen Wahrspruch nicht."

Lüneburg. Von Ida Boy-Ed

Geschichte und Poesie stehen im Verhältnis eines unglücklichen Liebespaares zueinander. Die Geschichte sieht mit hochmütiger Ablehnung auf die Poesie hinab und dankt ihr doch soviel, vor allem oft genug das wiederbelebte Interesse an manchem ihrer Abschnitte durch die verklärende Dichtung. Die Poesie aber bedarf durchaus der Geschichte zur Anregung, als unerschöpflicher Quelle großer Stoffe. Und wenn ihr die Geschichte es auch sehr verargt, daß sie mit diesen Stoffen manchmal gewaltsam und sie sehr verändernd umgeht, bleibt es doch wahr, was Gundolf in seiner Abhandlung über Kleist feststellt: daß die Poesie nicht die Aufgabe hat, Stoffe zu erfinden, sondern vielmehr die, gegebene Stoffe umzubilden. Ganz besonders aber haben Geschichte und Poesie ein gemeinsames Los; sie sind umschränkt von den Grenzen alles Geschehens, das sich wohl kulturell in ein es täuschend veränderndes Gewand hüllen kann, im Grunde aber eine Wiederholung bleibt, weil eben immer der Mensch in seiner physischen und körperlichen Begrenztheit der Träger jeder Handlung ist — der historischen sowohl, als der umgemodelten oder frei erfundenen.

An welche Tragödie, die wir in manchem Zuge ähnlich selbst erlebt haben, und an welche politischen Zusammenhänge, in denen wir noch stehen, erinnert das lebensgroße Bildnis Georgs des Zweiten, das im Kapitelsaal des Klosters Lüne hängt. Der Maler ist unbekannt; vielmehr: man hat sich noch nicht die Mühe gegeben, durch die modernen technischen Hilfsmittel das Zeichen des Künstlers festzustellen. Es ist aber, sowohl hinsichtlich der Farbenempfindung wie der psychologischen Werte, ein sehr bedeutendes Bild. Diese Züge sind von Verschlagenheit und Kälte durchzeichnet, aus den Augen funkelt Herrscherwille. Stolz steht, ganz in hellila, mit Silberstickerei geschmückte Seide gekleidet, die königliche Gestalt vor den dunklen Purpurfalten. Er war der erste wahrhafte Engländer aus dem Hause Hannover, während sich sein Großvater, Georg der Erste, nicht von der Empfindung losmachen konnte, vor allem ein hannoverscher (ich sage mit Absicht nicht „deutscher") Fürst zu sein. Schon unter ihm stürzte sich der große William Pitt,



Aus Kloster Lüne. Aquarell von Erwin Vollmer

an verzehrender Leidenschaftlichkeit, an Nationalstolz und vaterländischer Hingabe Bismarck so wundersam ähnlich, in den Kampf, der seine eigentliche Lebensaufgabe gewesen ist: den Kampf gegen den französischen Imperialismus, der damals wie heute ganz Europa und Nordamerika seiner Machtgier untertänig sehen wollte. Unter dem Enkel Georgs vollendete Pitt das Werk; als es ihm gelungen war, Britannien auf den Gipfel seiner Macht zu treiben, dankte ihm sein König — mit Entlassung! Die Mutter, die Prinzessin von Wales, rief damals aus: „Jetzt erst ist mein Sohn wirklich König von England.“ Eine verzeihliche Einbildung — der ungekrönte König blieb dennoch William Pitt, der Heißgeliebte des britischen Volkes und aller britischen Herzen.

Mit gewaltsam sich aufdrängenden, beziehungsvollen Vergleichen bin ich meiner Darstellung vorausgeeilt. Aber nein — doch nicht. Denn es ist durchaus natürlich, sich der Stadt vom Kloster Lüne aus zu nähern. Schon Karl der Große lagerte hier 795 — man denkt unwillkürlich an Campo Carlo Magno, oberhalb Madonna di Campiglio im Brentagebiet, und phantastische Bilder einer gewaltigen, beweglichen, durch die beherrschten Lande ziehenden Fürstengewalt drängen sich auf. Damals war das Kloster, das 1172 für den Orden der Benediktinerinnen gegründet wurde, noch ein Gutshof, den geistlichen Herren von St. Michael zu Lüneburg gehörig. Die frommen Frauen sind dann später, von einer mystischen Vision hingerissen (es erschien der jüngsten Nonne der Heiland am Kreuze schwebend), zum evangelischen Glauben übergetreten. Aber noch heute hat das Kloster, mit seinem schönen, an die Höfe italienischer Klöster erinnernden Kreuzgang, seiner herrlichen gotischen Kirche, eine durchaus religiöse Stimmung, und Sonntags zeigen sich die adeligen Insassinnen in ihrer feierlich strengen Tracht, mit seiner weißer Haube, dem Schleiertuch um das schwarze Gewand. Hinter ihnen, auf dem Chor, wo sie thronend dem Gottesdienst beiwohnen, hängt der große Schatz ihres Klosters, eine Kreuzesabnahme von Lukas Cranach. Eine völlige Ausbesserung dieses Kreuzganges und seiner alten Glasmalereien wäre erwünscht; sogar Napoleon I. zeigte sich von der Stätte begeistert, ließ die entflohene Äbtissin zurückholen und tat manches für das Kloster. —


König Georg II. von England, Kurfürst von Hannover. Ausschnitt aus einem Gemälde im Kloster Lüne

Die Verführung, die von den Namen Karls des Großen, Heinrichs des Löwen und Wittekinds ausgeht, lockte mich auch nach Bardowieck. Vielleicht waren es nicht allein diese hallenden Namen aus deutscher Vergangenheit, sondern die Kindheitserinnerungen an die Bardowieckerinnen, die schlank, im dunklen Rock mit schwarzem Spenzer, ein Kissen auf dem Kopf aus bunten Tuchlappen, ihre Gemüsekörbe in Hamburg und dessen Vororten von Haus zu Haus trugen, wie die Frauen im Orient ihre Wasserkrüge: auf dem Kopf mit stolzem Schreiten. Aber die Tracht ist verschwunden. Verschwunden die neun Kirchen, die einst dem im frühen Mittelalter wichtigen Stapelplatz, dem Stammsitz der Wittekinds, den Charakter einer wundersam frommen Stätte gegeben haben müssen. Es mag ein imposanter Eindruck gewesen sein, aus dem fruchtbaren Flachland diese Schar der Kirchen aufragen zu sehen. Jetzt steht nur noch der Dom. Merkwürdig wirkt es, in einem weit ausgebreiteten Bauerndorf, das durchschattet von Urväterbäumen, die über Strohdächer Zweige senken, und von Gemüsegärten umgeben ist, solchen gotischen Hallenbau zu finden. Es ist da eine Unstimmigkeit — satter Friede, stiller Fleiß würden — so fühlt man — vielleicht erquickender in einem schlichten Dorfkirchlein sich seelisch erheben. Von dem ursprünglichen romanischen Bau des Domes sind nur noch Spuren in den



Kreuzgang im Kloster Lüne. Gemälde von Ernst Müller-Bernburg

Fundamenten und ein Portal zu sehen. Und so verschwebte der Nimbus von großem Handel, krachendem Kampfgetöse und ehernen Namen, der mir von je den Platz wichtig gemacht hatte, in Nichts. Um Macht und Glauben war hier einst gestritten. Jetzt webte ländliche Stille.

Desto kraftvoller behauptet sich die Vergangenheit im köstlichen Stadtbilde von Lüneburg selbst. Das neue Lüneburg ist eine sehr rührige Industriestadt, und die uralten Ausnutzungen der Solquellen setzen sich in moderner Technik, und vor allem in der Anlage eines Sol- und Moorbades fort. Julius Wolff — wie in Deutschland leider manchmal üblich, einst über Gebühr in Mode und jetzt über Gebühr außer ihr — hat in seinem Roman „Der Sülfmeister von Lüneburg" die sehr interessanten Betriebs- und die mit ihnen verbundenen Vorrechtsverhältnisse geschildert. Es ist sehr merkwürdig, wie wenig diese Schar von rauchenden Fabrikschornsteinen, die mir immer wie ein Fackelzug der Arbeit vorkommen, das Bild stören. Vielleicht kommt es, weil die Stadt von einer weiten grünen Ebene umrahmt ist, von Feldern und Wäldern, die sich fern irgendwo in der Heide verlieren. Ich entsinne mich noch sehr gut des toten und wilden Eindrucks, den die Heide, vor mehr als sechzig Jahren schon gleich hinter Lüneburg beginnend, auf das Kindergemüt machte, als ich, neun Jahre alt, von meinen Eltern auf eine Reise an den Rhein mitgenommen wurde; von Hamburg bis Hannover ging es durch die Heide. Jetzt muß man auf Nebenbahnen tief in sie hineindringen, um, am besten im Schutzgebiet von Wilsede, noch ihren unberührten Charakter zu finden. Aber gerade dem, der sich des einstigen Bildes noch entsinnt, drängt sich die Erkenntnis auf von der ungeheuren Kulturarbeit, die in einem halben Jahrhundert hier getan wurde.

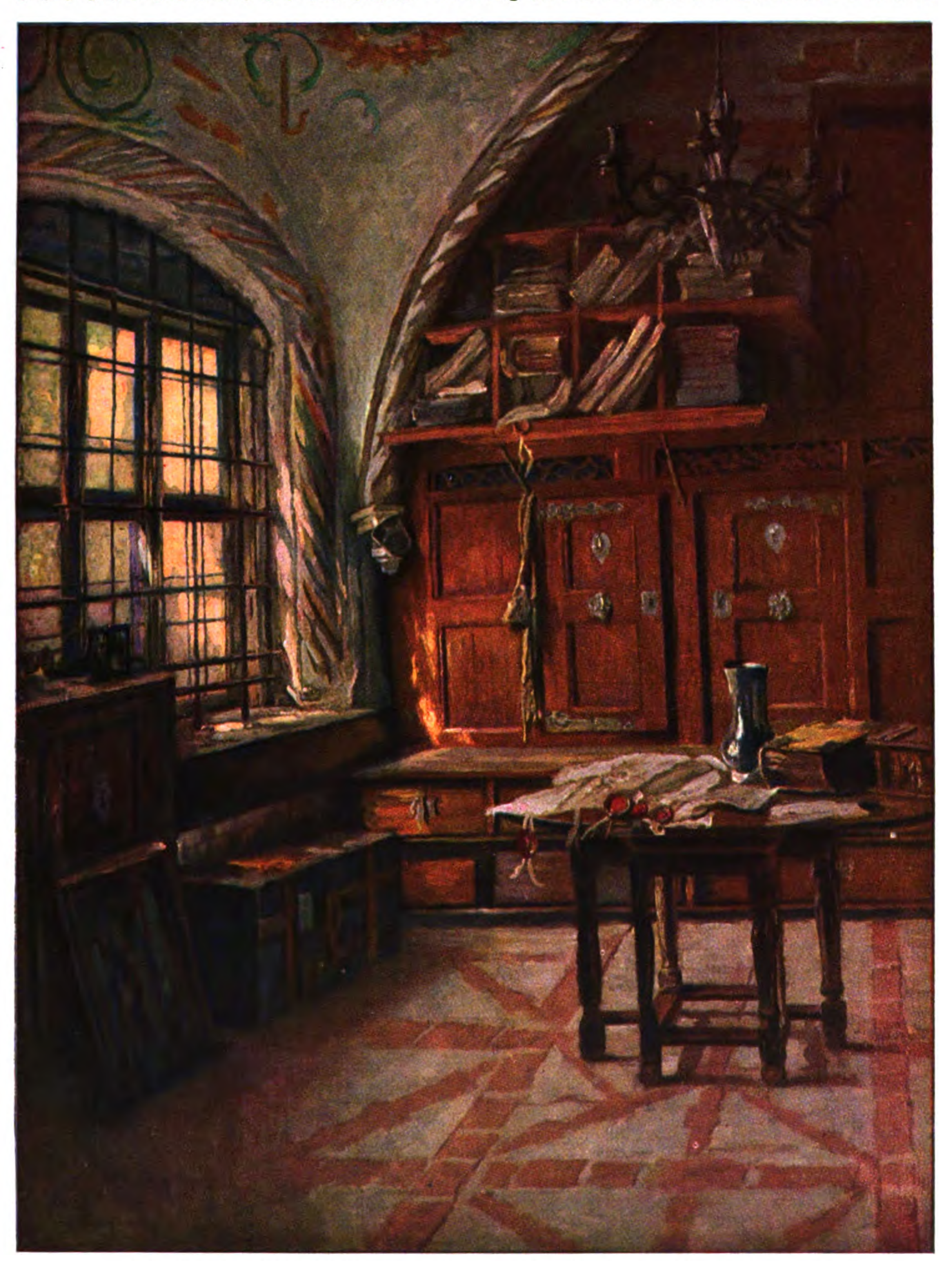
Im Maße, wie sich alles ändert, wächst die dankbare Freude an dem unverändert Erhaltenen. Ich darf mich selbst zitieren? Bei einer andern Gelegenheit sprach ich aus: „In allen Ländern der Welt sieht man Denkmale der Vergangenheit, jeder Art Kultur und jeder Art Geschichte. Was sind sie? Fremdartige Sehenswürdigkeiten. Aber was die deutsche Geschichte aufgebaut hat, sind keine Sehenswürdigkeiten, sie sind das see-



Der Fürstensaal im Rathaus. Gemälde von Ernst Müller=Bernburg

lische Eigentum des Volkes, Zeugen und Mitschöpfer seines Werdens." — Wenn man im großen Fürstensaal des Lüneburger Rathauses unter den dicht an dicht sich hinreihenden Fürstenbildern entlang schreitet, reden die individuellen Züge früherer Geschlechter, wirken die wunderlichen Trachten und die stolzen Namen auf den Beschauer. Mit Heinrich dem Finkler (wir sangen das Lied von seiner Wahl zum deutschen Kaiser in der Schule) beginnt die Reihe der Bildnisse, und es ist ein günstiger Zufall, daß sie mit Ernst dem Zweiten von Braunschweig=Lüneburg endet. So stört keine neuere Note die altertümelnde Stimmung. Die Balkendecke dieses Festraumes, der dreiunddreißig Meter lang ist, zeigt sich bedeckt mit Malerei aus verschiedenen Zeitaltern und von verschiedenen Stilarten; antike Bildnisse in Medaillonform, Arabesken, Blumengerank allerart in verblaßten Farben offenbaren die wunderbaren Wirkungen, wie sie sonst vor allem die Kunst des Orients kennt: durch Überfülle von Farbentönen und Linien Ruhe zu erzeugen. Das Rathaus darf überhaupt als eines der interessantesten Deutschlands angesprochen werden. Die Gerichtslaube, ein Raum mit reicher Malerei am Tonnengewölbe und den Wänden, mit Schranken, die edle Schnitzerei zeigen, ist ebenso sehenswert wie die charakteristische kleine Körkammer, wo enggedrängt die Ratsherren saßen und ihren Bürgermeister wählten. Und vor allem ist die große Ratsstube mit ihren herrlichen Schnitzereien ein Kunstwerk hohen Ranges. Ehe man das Rathaus verläßt, wird man noch gedankenvoll vor dem Bilde der Eleonore d'Olbreuse stehen, die mit ihrer dunklen Schönheit voll Geist und Temperament in der Ahnentafel der Hohenzollern glänzt. Man meint auf ihren Lippen das rasche Wort, den geistreichen Einfall bereit zu sehen.

Eine kluge Maßnahme ist das Verbot der Fassadenänderung; der Charakter der Stadt soll erhalten bleiben. Die vergangenen Jahrzehnte hatten hier wie auch in andern Orten viel gesündigt. Jetzt achtet man die Vergangenheit verständnisvoller und rettet allerorten, was noch zu retten ist. Die Zahl der alten Giebelbauten in Lüneburg ist relativ groß, es ist darin vielen Städten, denen die baltische Gotik mit ihrem Material von roten und schwarzen Backsteinen die Färbung gibt, weit voraus. Der strenge Ernst der Treppengiebel hat geradezu etwas Offenbarendes: er erzählt von Jahrhunderten des Aufbaus deutscher Kaufmannsunternehmungen, von dem Vorrange der Arbeit vor dem Behagen des Wohnens! Der langgestreckte Platz „Am Sande", dessen unteren Abschluß die mächtige Johanniskirche bildet, wird oben beherrscht vom „Schüt=



Alte Ratskanzlei im Rathaus zu Lüneburg. Gemälde von Wilhelm Beckmann

ting", einem Doppelhaus mit zwei Treppengiebeln, ganz und gar von schwarzglasierten Ziegelsteinen erbaut. Dieses im Sonnenschein silbrig gleißende Schwarz wird düster und drohend, wenn der Himmel sich bewölkt. Ihm an Eigenart steht das Haus in der Lühnerstraße 4 nicht nach. Man könnte eine lange Aufzählung von ähnlich bemerkenswerten und malerischen Häusern machen. An vielen alten Bauten erkennt man klar, wie richtig Alfred Lichtwarks Gebot war, die Fenster nicht in die Mauer zurücktreten zu lassen, was stets mehr oder minder den Eindruck eines Loches in der Wand hervorrufe, sondern ihre Rahmen genau der Front einzufügen, in einer Linie mit ihr.

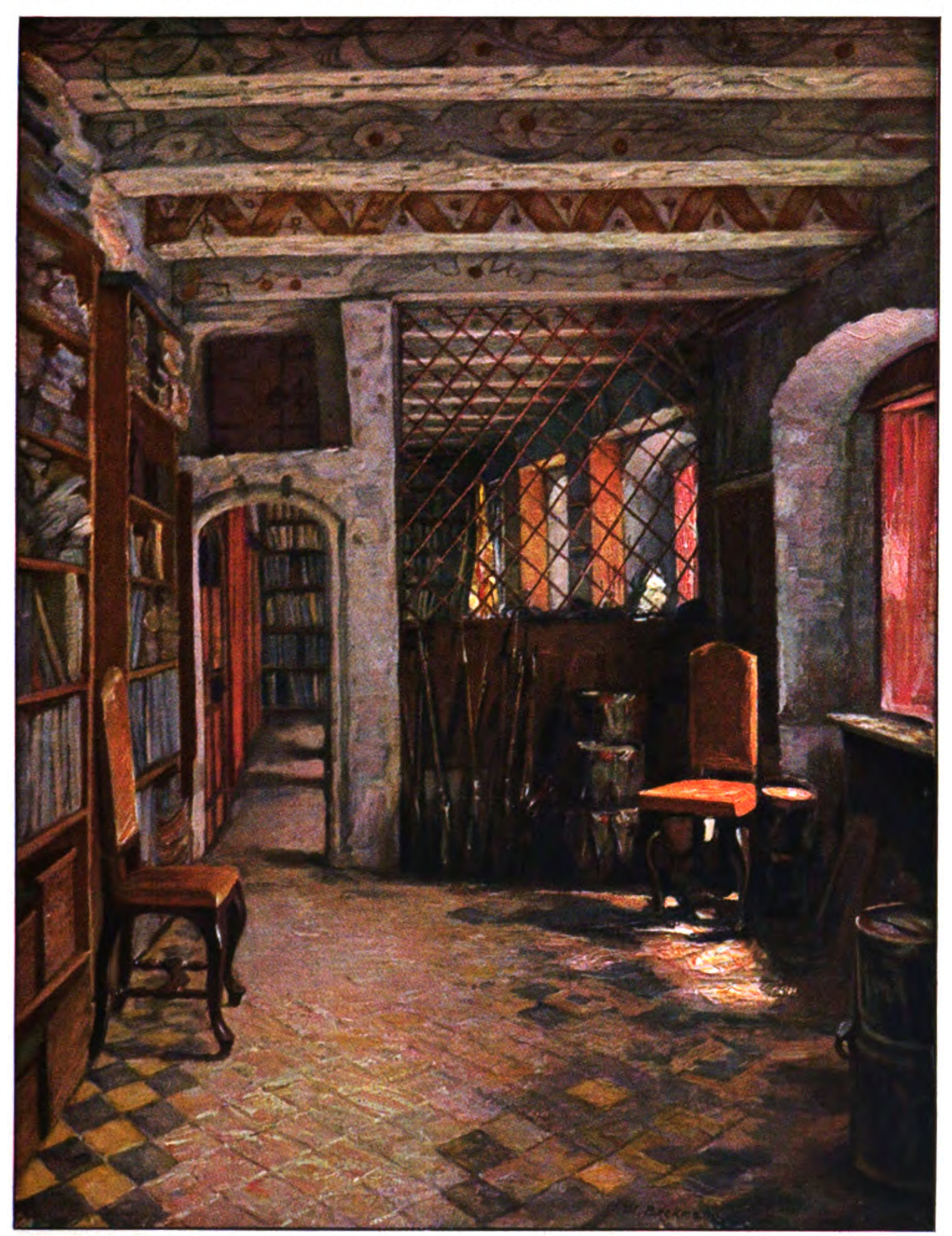
Beredsam sind in Lüneburg die Straßennamen. Sie rufen in sinnvoller Deutlichkeit den Handel und Wandel mittelalterlicher Zeiten im Gedächtnis der Nachfahren auf. „Bei den Brodbänken", „Auf dem Berge", „Zu der Abtspferdetränke", „Am wüsten Ort", „Auf der Rübenkuhle" usw. Das zum Teil unübersichtliche Gassengewirr verstärkt noch den Eindruck der in Enge zusammengedrängten Geschäftigkeit. Weit und groß hebt sich im Stadtbild der Hauptplatz „Am Sande" heraus und wird abermals zum Beweis, wie uns das Raumgefühl verloren gegangen ist. Mir drängte sich als Vergleich der wunderbare Platz in Siena auf, der mit seiner geschweiften, fast halbrunden, weiten Geräumigkeit keineswegs die Stadtmitte bildet, sondern an ihrem Rande liegt. Heute glaubt jeder



Bildnis der Eleonore d'Olbreuse
Gemälde im Rathaus zu Lüneburg



Die alte Ratsmühle. Gemälde von Ernst Müller-Bernburg



Körkammer im Rathaus zu Lüneburg. Gemälde von Wilhelm Beckmann

Städtebauer, ein Platz müsse im Zentrum eines Häuserviertels liegen und rund oder viereckig sein. Heute werden die Plätze angelegt, einst entstanden sie aus den Bedürfnissen und dem Charakter des bürgerlichen Lebens und des Handels. — Den Platz „Am Sande", der gleich am Eingang zur Stadt liegt, schließt vorn, wie schon erwähnt, die Johanniskirche ab, ein gotischer Bau, in der Wirkung sehr verwandt mit einigen Kirchen in Bremen, Lübeck und Rostock. Die Orgelfassade ist prachtvoll. Daß auch Johann Sebastian Bach auf ihr gespielt habe, wird mit Stolz berichtet. Dankbar zeigt man auch das schöne Glasfenster, das Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1906 der Kirche schenkte.

Malerische Städte, um die mehr als tausend Jahre alle Zauber der Geschichte und Legende sich gewoben, haben mit der Schönheit dies gemein: daß eine Beleuchtung sie noch heben, eine Wetterungunst sie schädigen kann. Ich war im Winter da, als dicke Schneepolster auf den schwarzen oder tiefroten Mauervorsprüngen lagen, als Flockenwirbel die phantastischen Wetterfahnen umspielte. Groß, an hoch noch die oberste Stufe der Treppengiebel überragenden Eisenstäben, in den auffallenden Formen sprengender Rosse oder sich schlängelnder Seejungfrauen, behaupten sie sich in der Luft und haben schon vor vielen Jahrhunderten den kleinen Menschlein da unten auf dem Platz angezeigt, was für Wind weht. Es waren, wie immer für deutsches Land, meist böse Stürme der Not, des feindlichen Überfalls, der Sorge, des Kampfes. Aber immer wieder hat auch über deutsches Land die Sonne geschienen. Damals, als ich im Winter dort weilte, kreisten Eisschollen auf der Ilmenau und das Wasser brauste eisig durch das Wehr bei den malerischen Ratsmühlen. Und ich vermeinte, etwas Kleidsameres könnte es für die Stadt nicht geben, als diesen weißen Winterpelz.

Aber Pfingsten, als ich wieder dort war, drängte sich goldig grünes Laub und farbige Blütenfülle um das schwarz-rote Gemäuer, und alle Reize festlichen Frühlings in der Kleinstadt gewannen das Herz. Pfingstsonnabend war's — und mir schien, es fehle noch eine Note, die das Bild zum idyllischen abrunde, ihm noch Humor und kindliche Lustigkeit schenken müsse. Und siehe da: der Zufall übernahm die Regie. Eine Zigeunerin trieb einen Tanzbären über den Platz und von meinem Balkon aus sah ich, wie sie ihn in das Bassin des Brunnens schob, daß die Strahlen des Wassers vom hohen Aufbau auf ihn herabspien — als er sein Bad genommen hatte, mußte er heraus. Atemlos, vor dem unerhörten Ereignis staunend verstummt, umstand die Kinderwelt diese Szene, und der sprühendes Getropfe um sich schüttelnde alte Braunbär tanzte dann im Sonnenschein seine paar täppischen Schritte. — Durch das alte Herz der Zuschauerin wandelten wehmütig schmunzelnde Erinnerungen an glückselige Kindertage und sie hätte viel darum gegeben, mit den Kleinen da unten auf dem Platze vor Staunen und Spannung ihre Pulse rascher schlagen zu fühlen. — Was ist ein Geschehen? Nichts an sich. Das Gemüt, das es erfährt, gibt ihm Wert und Wichtigkeit . . .



Der Schütting. Gemälde von Ernst Müller-Bernburg

Im Dunkeln

Novelle von Karl Rudolf Bertsch

„Auf!" rief die Mutter in die Kammer der Tochter hinein. Ewe, ein blasses, etwa sechzehnjähriges Mädchen, rieb sich die Augen aus. ‚Schon wieder Zeit,' dachte sie und blickte durchs Fenster in den grauen Morgendämmer. Leise rieselte der Nebelregen. An den gebauchten Scheiben zuckten die Tropfen herab. Einen Augenblick hob und senkte sie den Kopf und beobachtete müd das verzerrte Bild der Dorfstraße draußen. Wie komisch der Kirchturm sich verzog . . . und die Laterne . . .

„Willst jetzt wohl raus!" kreischte wieder der Mutter Stimme und eine kaltfeuchte Hand zerrte sie am Hals. Ewe fuhr zusammen, dann sagte sie schläfrig: „Ich könnte auch erst zur Mittagschicht einfahren." — „Untersteh dich!" schrie die Mutter sie an, und ihre giftgrünen Augen schielten ärgerlich. Da schwieg Ewe und fuhr in die schmutzigen schwarzen Grubenkleider, die ihre schlanke Gestalt plump umhüllten. Übers Fenster glitten matte Schatten. Von der Kohlenzeche schrillte ein Pfiff. Ewe griff hastig nach dem Grubenlicht und lief zur Tür. Im Taumel stieß sie an einen Querbalken. Die Lampe entfiel ihr. Beide Hände an die Stirn gedrückt sank sie gegen den Türpfosten. Die Mutter zankte und riß sie auf. „Blödes Ding!" Ewe nahm ihre Lampe; leise wimmernd eilte sie hinaus in den trüben Morgen.

⋆

Bleierne Luft lag in dem niederen Stollen, so dumpf und schwer wie das Dunkel. Gleichmäßig klangen die Häuerschläge und das Gerassel des fallenden Gesteins. Von Zeit zu Zeit huschte der Widerschein der Grubenlampen an den feuchten Wänden hin, dann kam knarrend ein Rollkarren über die Schienen. Zwei dunkle Gestalten, junge Mädchen, schoben ihn mit den Schultern. In der Förderhalle wurde abgeladen. Dann standen die Mädchen stumm und wischten sich den schmutzigen Schweiß von der Stirn, steckten die hervorquellenden Haarflechten unter das Kopftuch zurück und fuhren wieder in den Stollen.

Hin und her schob auch Ewe ihren Karren, die mageren Schultern gegen das harte, feuchte Eisen gestemmt, den Blick sinnlos verloren im matten Dunkel. Madeleine, ein kleines, lustiges Mädchen, schob mit ihr zusammen. Sie plauderte vom vergangenen Sonntag. Tanz und Geigen klangen aus ihren Worten und dunkler Süchte frohe Leichtigkeit. Ewe schwieg und dachte an Hesser, ihren Geliebten. Mit ihm hatte sie auch getanzt und gelacht. Er war so groß und stark. Aber gestern hatte er sie sitzen lassen, und sie hatte solange gewartet . . . ‚Er wird mir nicht bleiben.'

Es war Vesperpause. Ewe saß auf ihrem Karren und legte den Kopf in die Hände. Die Häuer schäkerten mit den Wagenschieberinnen und verzehrten dabei ihr Brot. Ewe hatte nichts zu essen. Aus einer Kanne trank sie Wasser und setzte sich zu den anderen. Rings leuchteten helle Gesichter aus der Nacht im unruhig flackernden Schein der Lampen.

Ewe stierte dumpf vor sich hin, ein Bein wiegend, weil dann immer ein Stück Papier knisterte, das neben ihr lag. Am Ende griff sie danach. Es lagen zwei Brote darin. Ohne Besinnung nahm sie eines und verschlang es gierig. Sie bemerkte nicht, wie der Eigentümer ihr listlächelnd zuschaute. „Na Ewe, schmeckt's? — So laß mir deinen Mund dafür."

Ewe fuhr erschrocken auf, aber zwei Arme umschlangen sie schnell, und schon fühlte sie einen Kuß auf ihrem Munde. Es war Meinhardt, der Häßliche, Eifersüchtige. Das ärgerte Ewe, und sie schlug blind nach ihm. Eine Ohrfeige schallte und rief beifälliges Gelächter hervor. Meinhardt verbiß lächelnd seinen Zorn und wandte sich weg. —

Ewe schob ihren Karren und sann vor sich hin. Es wäre ja nichts dabei gewesen, aber gerade dieser Meinhardt, der ihr schon solange aufpaßte! Er würde sich rächen, das fühlte sie, und als sie zur Auffahrtstelle kam, trat ihr auch richtig der Aufseher entgegen.

„Du hast dem Meinhardt sein Brot gestohlen."

Ewe fühlte, wie sie errötete. „Ich hatte Hunger," wagte sie bebend.

„Hunger?" sagte er spitz.

„Ich habe heute noch nichts gegessen." —

„Warum gingst du dann nicht zu deinem Hesser?"

Ewe errötete noch mehr und log: „Was geht der mich an?!"

Der Aufseher fuhr auf: „Ewe! Letzten Sonntag nach dem Tanz! Ich sah euch im Kornfeld!"

Ein Grubenkarren ächzte heran, und er

zog sie in einen Seitengang. Dann sprach er auf sie ein. „Wir waren Freunde, dein Vater und ich. Als damals der Stollen brach, bat er mich für dich. Und ich hab's ihm versprochen . . . Er hat's gespürt. Ihn begruben die Wetter, ich kam nochmals herauf . . . Ein Kind warst du damals. Nun bist du sechzehn. Ewe, hörst du? Ich will es nicht dem Ingenieur melden, das mit dem Brot. Aber du kennst den Alten der Grube! Ob ihr auch darüber lacht, er holt euch alle."

Ewe schluchzte noch lange, nachdem der Aufseher gegangen war. Aus einer Ader quoll Wasser und tropfte monoton ins Dunkel wie in eine leere Flasche. Als sie ruhiger geworden war, hörte sie auf das Klatschen des Wassers. Leise Angst überkam sie. Mit aufgerissenen Augen starrte sie in das trostlose Dunkel. Im Schein ihrer Lampe trat der nackte Fels hervor, und die nassen Stücke grinsten wie eine Fratze. Ewe erschrak und hastete fort. Im Nebenstollen stieß sie auf Hesser. Schnell wollte sie an ihm vorbei, aber er hielt sie auf und fragte lachend: „Wo kommst du denn her?" und da sie schwieg: „Wie, du heulst? Ich denk' mir's schon, der alte Brummkopf hat dich vorgenommen. Mir hängt er auch immer an."

Ewe drängte weiter. Da zwang er sie an sich. Sie entglitt ihm. — „Laß mich!"

Er blickte verdutzt und faßte sie noch am Kleid. — „Gemütlich! Hat er dich aufgebracht gegen mich, der Schnapphahn? Und du plärrtest natürlich, alberne Gans! — Komm!" Und er küßte sie und lachte über ihre Angstaugen.

★

„Wo steckt sie denn?" fragte Hesser Ewes Mutter, die unter der Haustür stand.

„Was ist denn los? Drinnen liegt sie und kühlt ihre Beulen," sagte diese, und als er eintrat: „Wollt Ihr den Nachmittag wieder flöten?"

„Warum nicht," gab Hesser gespreizt zurück.

„Dann laßt mich auch mitspielen."

Hesser zog ein Päckchen Leckereien aus der Tasche und warf es ihr hin, dann trat er in die Kammer. Ewe rührte sich nicht. Halb entkleidet lag sie auf dem Bett und stierte an die Zimmerdecke hinauf. Er tippte ihr auf die magere Brust und scherzte hell: „Nanu, was träumst du?"

Ewe lächelte müd. Er kribbelte sie unter den Armen. Sie aber wand sich weg und fragte barsch: „Was willst denn schon wieder?"

„Ach du, Kind! Schnarr nur nicht so!"

Nach einer Pause sagte sie dumpf: „Madeleines Mund ist süßer, gelt?" Er lachte gezwungen und wollte sie küssen. Ewe stieß ihn zurück: „Weg! Bringst Madeleines Mutter zwei Päckchen, dann findest auch ihre Kammertür!"

Nun ward er ärgerlich. „Dann schnarr halt allein weiter." Und dann ging er.

Als er draußen war, kam die Mutter herein und fuhr über sie her. Ewe nahm es gleichmütig hin mit tränenfeuchten Augen. Alles war ja so öd, so traurig . . .

Nach einiger Zeit kleidete sie sich an und ging durch die schmutzigen Straßen dem Felde zu. Grauer Nebel hing in den einzeln stehenden kahlen Bäumen. Das braune Land erdehnte sich eben und endlos, von dunklen Streifen Waldes durchsetzt. Immerzu stapfte sie in den trübseligen Abend hinein. Erst weit draußen kehrte sie um. An der Dorfschenke hielt sie inne und trat im Schatten an ein Fenster. Die nassen Scheiben kühlten die heiße Stirne. Einen Augenblick blendete sie das helle Licht drinnen, aber dann sah sie Hesser. In einer Ecke saß er und lachte mit Madeleine. Ewe zuckte zurück. Madeleine hatte sie aber schon erblickt und stieß Hesser an. Er lachte. Ewe trat schnell zurück und wankte heimwärts. —

‚Er wird mir nicht bleiben,' dachte Ewe vor sich hin, ihren Karren ins Dunkel schiebend. Madeleine lachte hell wie immer.

„Wer lud dich denn auf Sonntag, daß du dich so still freust?" stichelte sie, als man ihren Karren entleerte. Ewe blickte gequält weg und unterdrückte schweigend der Empfindungen Flammen, die nach Madeleine schlugen. Aber es schwoll stärker in ihr und ballte sich zum Trotz. Ein tröstender Ausweg klang ihr aus den Ärgerworten Madeleines. Wenn einer käme, daß sie's ihm zeigen könnte . . .

★

Beim nächsten Fest wollte Ewe zu Hause bleiben. Sie saß in ihrer Kammer, als Hesser kam und sie aufforderte. Ewe schwieg voll schwanken Unwillens.

Vor dem Hause klang plötzlich die Stimme des Aufsehers, der nach ihr fragte. „Sie ist schon weg," sagte ärgerlich über sein Erscheinen die Mutter.

„Wer ging denn eben rein, he? Du —" Er unterdrückte einen Ausdruck und wandte sich weiter.

Die Alte äffte ihm nach: „Wer ist denn hier Herr, he?"

In diesem Augenblick drang Ewes Stimme aus der Kammer: „Laß mich!"

Der Aufseher wandte sich zurück, aber die Alte vertrat ihm den Weg und feixte. Er

drängte sie verächtlich beiseite, ging hinein und riß die Kammertür auf. Ewe hatte sich eben losgewunden und ordnete ihr Haar. Als der Aufseher in der Tür erschien, schrak sie zusammen. Der blickte zuerst Ewe, dann Hesser an und hob den Arm wie zum Schlag. Dann aber schrie er wild auf: „Raus!" Hesser wandte sich spöttisch lächelnd zur Tür. Ewe stand noch immer unbeweglich und blickte zu Boden.

„Dirne!" schrie der Alte sie an, „untersteh dich noch einmal!"

Ewe weinte stumm. Der Aufseher ging mit schweren Schritten hinaus. Als die Tür zuklappte, stimmte die Mutter ein schallendes Gelächter an. Ewe wandte sich voll Ekel weg. Zuerst hatte es in ihr aufgeschrien, wild und voll Anklagen. Als aber sein schweres Wort gellte, da fand sie nicht mehr den Mut.

Bitterkeit und Scham würgten in ihrer Kehle, Wut und Haß gegen den Geliebten, Trotz und Abscheu vor der Mutter und halb vor sich selbst. In zitternder Ohnmacht warf sie sich auf ihr Bett und schluchzte dumpf in die Kissen.

Die Mutter trat grinsend dazu und rüttelte sie auf: „Ach herrje! Jetzt heulst auch noch!" und nach einer Pause voll Gift: „Ich will doch sehen, wer hier Herr ist im Haus! — Sei nicht dumm, Kind, komm!" Aber Ewe stieß sie zurück. Da ging sie: „Wirst schon! Zum Vesper wartet der Hesser auf dich. Wenn du was zu essen magst —" Ewe rührte sich nicht. Sie schluchzte und vergrub sich in ihren Kissen, bis sie des Weinens müde vor sich hinbrütete. Von draußen schimmerte helle Märzsonne herein und glitt über die runden Tapetenmuster, an denen ihre Augen hinirrten. Von Zeit zu Zeit schwankten Schatten von Menschen, die draußen vorübergingen, über die Wand, und frohe Stimmen lachten und lockten zur Festwiese.

‚Nun wird er mit Madeleine tanzen, während du hier liegst,' sprach Ewe in Gedanken und sprang auf. Von fern wollte sie das sehen und daran leiden. Die Mutter war schon gegangen, schnell richtete sie sich auf und ging durch die Gassen wie im Traum. Die helle Sonne blendete ihre großen, schimmernden Augen. Die roten Lider brannten. Das tat so schmerzlich wohl.

*

Jubelnd schwirrte das Treiben der Menge. Lange Girlanden wimpelten in bunten Farben. Ein helles Gefühl durchschlich Ewe, als sie durch die vielen Menschen drängte. Irgendwoher klang Musik. Das beschwingte die Füße und bedrückte den Atem. Hinter einem Gebüsch blieb sie stehen und schaute den Tanzenden zu. Zuerst kamen ihr Tränen, dann verflogen allmählich ihre trüben Gedanken. Eine gierdumpfe Empfindung hieß ihre Augen suchen. Als sie etwas vortrat, flog Madeleine am Arm eines andern vorüber. Das helle Wesen dieses Mädchens rührte immer ihr Gemüt auf. Ewe bewunderte, beneidete es still. Das weckte dann einen gewissen Trotz und doch eine lechzende Lust nach diesem frohen, leichtbeschwingten Leben. Wie sie so stand, kam Hesser einher. Ewe trat erbebend zurück, aber er hatte sie schon gesehen und zog sie mit. Beim Tanz legte sie ihren Kopf an seine starke, breite Brust und im Hintaumeln sanken all ihre dunkeln Gedanken in blaue Vergessenheit.

Es war Abend geworden, und Lampions gaukelten von Baum zu Baum. Ewe stand allein und wartete auf Hesser. ‚Warum tanzt er heute so wenig mit mir?' dachte sie. Als er nicht kam, ahnte ihr Trübes. Sie wandte sich zum Trinkzelt. Eine Gruppe junger Leute blickte ihr hämisch lächelnd entgegen. Ewe fragte. Man wies sie zum Feldweg. Als sie wegging, hörte sie das Lachen Hessers unter den Umstehenden. Sie wandte sich zurück, und gleich bildete sich ein Kreis um sie. Hesser bot ihr sein Glas an, nahm sie unter den Arm, und indem er ihr deutlich die Richtung wies, sagte er: „Dort drüben sitzt der Aufseher, siehste? Was zahlte er dir denn?" Alles lachte und sah sie gespannt an. Ewe verstand nicht und blickte in die Runde. Da gab ihr Hesser einen Schups und schlenderte mit einem anderen Mädchen fort.

Ewe stand noch immer verständnislos. Die jungen Leute lachten und boten sich ihr zur Liebe an. Einer hob ihr ein blinkendes Geldstück unter die Nase. Da schrie sie auf und rannte weglos übers Feld zum Wald. Erst als die Zweige ihr ins Gesicht schlugen, hielt sie keuchend inne, lief wieder wimmernd weiter, bis sie über eine Baumwurzel stolperte und ohnmächtig liegen blieb. Als sie erwachte, glitt das Mondlicht an den Baumstämmen hin. Einen Augenblick blieb sie noch liegen und besann sich. Der Rücken schmerzte. Dann erinnerte sie sich wieder an alles. Haßschaudernd erhob sie sich und tappte durch den Wald nach Hause.

*

Ewe schob fiebernd ihre Karren. An dem kalten Eisen kühlte sie ihre Wangen. Die Luft war so schwer, das Dunkel so ungewiß. In der Förderhalle hielten die

Schaufler jedesmal inne, wenn sie kam, und stichelten sie. Ewe schwieg, aber in ihrem Herzen fraß es seit dem Feste, fraß und schrie gequält hervor. In den Pausen, abends nach der Arbeit saß sie hinbrütend abseits. Sie fühlte sich ausgestoßen. Ihr ganzes Denken und Sinnen erfüllte Haß, und in ihren Phantasien ballte sich's zu Wahngebilden, die sie selbst mit Schrecken erfüllten. Die Tage vergingen, auch die Feiertage. Die Mutter schalt, weil Hesser nicht mehr kam. Ewe schwieg in Trotz. In der Grube gab ihr Erscheinen immer Grund zu zweideutigem Gespött, Grund, ihre Qual auf der Spitze zu halten und ihren Haß gegen diese Menschen, die sie abseits stießen, zu schüren. Allmählich wurde sie abgestumpfter, aber wenn sie nachts allein lag, kam es immer wieder und oft schrie sie im Traum auf, daß sie erwachte. Und dann ward alles laut, was sie beschwerend versehrte.

*

Es war Vesperpause. Ewe war in der Förderhalle geblieben und starrte ins Dämmerdunkel. Der Förderkorb kam herab und brachte die Häuer der Mittagschicht. Hesser war unter ihnen. Als er Ewe sah, machte er die andern aufmerksam auf sie. Man lachte. Ewe schaute ausdruckslos nach ihnen hin. Einer um den andern verschwand, im Treppeneingang niedersteigend, in den tiefen Stollen. Ihre Lampen warfen geballte Schatten an die nackte Decke der Halle. Als sie weg waren, erhob sich Ewe und schob ihren leeren Karren in den Stollen. Kaum war sie einige Schritte gefahren, als ein furchtbarer Knall erfolgte und alles zu schwanken schien. Darauf donnerte ein langanhaltendes Krachen wie von einstürzendem Gestein. Ewe stand einen Augenblick wie schreckgelähmt, dann durchzuckte sie jäh der Gedanke an ein schlagendes Wetter, und sie rannte zurück in die Halle. Aus einem Seitenstollen stürzten schreiend einige Männer hervor und rissen sie um. Ewe erhob sich schnell und sprang ihnen nach zum Förderschacht. In diesem Augenblick erfolgte eine neue Erschütterung, und der Förderkorb kam mit schrillem Schlag herabgestürzt, die unten wartenden Männer zerschmetternd. Gleichzeitig fiel die Decke im hinteren Teil der Halle herab und verrammte den Abgang zum Tiefenstollen.

Ewe war durch ihren Fall aufgehalten und gerettet worden. In die Knie gesunken, rang sie die Hände und tat einen verzweifelten Angstschrei. Doch im Augenblick erhob sie sich. Ihre Glieder zuckten. Sie tastete sich fort zum Leiteraufgang; der war aber von Gesteinsmassen ausgefüllt. Immer wieder fiel Geröll von der Decke und von den Wänden. Kraftlos lehnte sie sich an die Wand und schloß krampfhaft die Augen. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie nach dem Luftloch zu kommen versuchen könnte. Als sie es frei fand, setzte sie sich daneben und horchte hinunter. Von überallher wie aus dumpfer Ferne schollen die Verzweiflungsschreie der Eingeschlossenen. Dazwischen gluckten unbestimmt gurgelnd die hereinbrechenden Wasser. Ewe hielt halb ohnmächtig den Kopf über das enge Rohr. Ganz leicht strich die Luft aus ihm herauf. Nach einiger Zeit schreckten sie lautere Schreie auf. Ewe horchte nieder. Hohl klang es herauf und sie verstand undeutlich: „... das Rohr schließen . . . die Wasser . . .“ Ewe begriff. Die hereinbrechenden Wasser verdrängten die Luft aus dem Tiefenstollen. Schnell zog sie ihre Jacke aus und stopfte sie zusammengeballt in das Rohr. Dieser Dienst erfüllte sie belebend und brachte ihr die Besinnung wieder.

Lange saß sie so und wartete. Es erfolgte kein Wetter mehr. Die Angst kam und ging. Bis zum Abend, hoffte sie, würde sie frei sein.

Die Rufe aus den anderen Gängen verstummten, und es wurde drückend still. Ewe horchte atemlos. Nur das Blut rauschte im Ohr. Sie dachte an die Eingeschlossenen drunten. Das Herz schlug ihr unruhig, wenn sie an alle ihre Angstqualen dachte. Erzählungen von früheren Unglücksfällen fielen ihr ein, die sie als Kind mit Schaudern vernommen. Je länger sie daran dachte, desto mehr belebte sie das Gefühl, sicher zu sein. Aber ein anderes brach immer mächtiger hervor: daß sie eine Macht in Händen hatte, eine Macht über die da unten! Und das weckte eine jubelnde Freude in ihr!

Der Ingenieur, alle die Eingeschlossenen würden ihr danken, sie hervorheben, mit einem Schlag gewann sie wieder, was sie verloren. Alles würde wieder gut werden.

Und Hesser war auch unter ihnen. Nun hatte sie ihn! Aber sie würde ihm nicht verzeihen. Alle Kränkungen kamen ihr zum Bewußtsein, und sie durchlitt sie wieder von neuem, nur ganz anders. Ihre Augen glühten, ihre Brust wogte keuchend. Lodernden Hasses krallte sie ihre Finger in das Tuch der zusammengeballten Jacke. Ein halbunterdrücktes, wahnwitziges Lachen erstarrte in ihren bleichen Zügen. So saß sie bebend und durchwühlte ihres Herzens wehe Gebreste.

Eifrige Häuerschläge über ihr weckten sie

aus ihren irren Gedanken. 'Die Rettungsleute,' durchzuckte es sie freudig. Die fieberhaften Schläge pochten noch hastiger in ihrem Herzen. Von neuem begann ihre Phantasie die gaukelnden Bilder zu formen. Dazwischen horchte sie auf die Stärke und Richtung der Schläge oben. Unerwartet kam ihr ein Zweifel, der nach ihren Hoffnungen leckte: wenn die Rettungsleute durch den zweiten Förderschacht zu den Eingeschlossenen gelangten? Der Gedanke machte sie schaudern. Fieberhaft lauschte sie hinauf. Nein, es schlug gerade über ihr. Aber der Zweifel wachte und ließ sie immer wieder aufhorchen. Nach einiger Zeit hörte sie dumpfes Stimmengewirr und helle Rufe dazwischen. Hatten sie die Stollen der oberen Sohle freigelegt? Die Schläge verstummten. Nach einer Pause der Qual begann es wieder zu hämmern, aber ferner, ferner . . . Also doch durch den zweiten Schacht . . .? Eine wilde Flamme verzweifelten Hasses schlug in Ewe empor, als sie all ihre Hoffnungen versinken sah. Noch einmal lauschte sie angestrengt, dann riß sie mit jähem Ruck ihre Jacke aus dem Luftrohr. Ein schwellender Luftzug strich herauf und kühlte ihr die bloßen Schultern. Bald darauf hörte sie einen vielstimmigen Schrei und dumpfes Rauschen von Wasser. Noch vereinzelte Rufe gellten wie von Ertrinkenden, dann war's still; ferne nur pochten die Häuerschläge, tackten hastig und hart aus dem furchtbaren Dunkel. Ewe war zusammengesunken und so, in halber Ohnmacht brütend, fand man sie und trug sie hinauf.

*

Ewe erwachte. Es graute dem Morgen zu. An die Fensterscheiben schlug von Zeit zu Zeit ein Regenschauer. Aufhorchend besann sie sich. Durch die zerschlissenen Tapeten sickerten leise Wassertropfen. War's schon Zeit zur Schicht? Wie öde stimmte diese Frage! Schlaf kam und lastend die Müde. Bald erwachte sie wieder. Der Regen hatte aufgehört. Ein Stück bleicher Sonne lag an der Wand. Aber die Wassertropfen klopften weiter wie in eine leere Flasche . . . wie im Stollen . . . Ewe zuckte zusammen, nun fiel ihr alles ein. Bild um Bild flog vor ihren wachen Augen vorüber, in den Schläfen pochte laut das Blut. Wie nach einem schweren Traum besann sie sich auf das Ende. Wie kam sie hierher? Das vermochte sie nicht zu enträtseln, und sie fragte sich zweifelnd, ob sie nicht alles bloß geträumt.

Draußen schlug der Wind an das Fenster. Ein kühler Luftstrom machte sie erschauern. Wasser rauschte . . . Dumpf vergurgelnde Schreie ... Aber das Ende? War es nicht doch bloß Traum?

Da knarrte die Tür und die Mutter kam herein. Ewe erblickte sie voll Widerwillen. Sie sah immer nur die grünen Augen, den hämisch umfalteten Mund.

„Ja Kind, hast aber Glück gehabt," klang jetzt der Mutter Stimme. „Gott, war das ein Schrecken! Was hätte ich ohne dich tun sollen! Hab' kaum ein paar Mark mehr. Doch sag', wie ging es dir denn?"

Ewe lächelte müd und erzählte ruhig. Wie von selbst fanden sich die Bilder. Sie hätte gerade ihren Karren in den Stollen geführt, als das Wetter kam. Da sei sie in die Halle gestürzt, und wie der zweite Schlag erfolgte, hätte sie das Bewußtsein verloren . . .

„Der Aufseher brachte dich. Bin schier versunken vor Schreck," fügte die Mutter hinzu und umarmte ihre Tochter. „Hast Glück gehabt, Kind!"

*

In den Taghallen der Zechen standen weinende Frauen und Kinder vor den Reihen entseelter Körper. Jammern, Klagen, wirres, dumpfes Gemurmel erfüllte die Luft. Wie eine schwere Wolke hing es in den dumpfen, schmutzigen Räumen. Dazwischen stampften die Pumpen und gluckste das ihnen in Stößen entfließende Wasser. Bis zum Tiefenstollen hatte man noch nicht kommen können. „Die sind hin," hörte Ewe sagen, als sie an einer Gruppe der Herumstehenden vorüberging. Erbebend ging sie weiter. Da und dort wurde sie beglückwünscht und ausgefragt. Ewe war froh, daß sie reden konnte. Aber je öfter sie erzählte, desto unruhiger wurde sie, und zuletzt schwieg sie und trat an eine Pumpe. Mechanisch drückte sie auf die Hebelstange. Ihre Arme wurden mitgerissen. Übelkeit befiel sie, dennoch blieb sie und starrte in die abfließenden Wasserströme. Die Sonne blitzte in den schwarzbraunen Lachen. Blasen tanzten darin, matt schillernd wie tote Augen, und zerplatzten. Ewe sah auf sie mit stieren, ausdruckslosen Augen. Rufe vom Schacht weckten sie aus ihrem Hindämmern. Man brachte die Ertrunkenen der Tiefe. Die Wartenden strömten hinüber zum Einfahrthaus. Als Ewe herzutrat, schrie gelles Weinen auf. Sie lehnte sich an den Türpfosten und schloß die Augen. Plötzlich hörte sie ihren Namen rufen. Sie blickte entsetzt auf. „Willst du sie nicht helfen waschen, Ewe?" Ihr schwindelte, es war Madeleine, die sie aufforderte. Ewe nickte verstört und trat mit hinein in die Leichen-

halle. Da lagen sie auf Stroh mit blau aufgedunsenen, schmutzigen Gesichtern. Madeleine führte Ewe zu Hesser. Ewe sollte den Kopf hoch halten, Madeleine wusch das Gesicht. Ewe erschauerte und sah weg. Der Kopf war feucht und schwer. Als Madeleine fertig war, entglitt er ihr und fiel zurück. Das Stroh lag dünn, und er schlug hart auf. Ewe entfuhr ein leiser Schrei, und sie lief fort. Die Leute blickten ihr ärgerlich nach, und eine verhaltene Stimme meinte, daß es für die besser gewesen wäre . . .

*

Die Schäden an der Grube waren behoben, und die Arbeit nahm ihren Fortgang. Ewe schob ihre Karren mit Madeleine wie schon immer. Sie war noch schweigsamer und verstörter geworden. Aber alle waren schweigsamer. Doch das dauerte nicht lange, und die Häuer scherzten wie vormals wieder, das Lastende des Überstandenen zu verwischen. Die Sticheleien auf Ewe verstummten, ja man sprach sie oft freundlich an, wenn sie so still dasaß. Besonders Meinhardt, den sie seiner Zudringlichkeit wegen gekränkt hatte, mühte sich wieder um sie. Ewe übersah es, wunderte sich aber, daß sie keinen Widerwillen mehr gegen ihn empfand.

Schweigsam saß sie abseits während der Pausen; dann kam es oft, daß sie plötzlich eine unbestimmte Furcht hatte, und es drängte sie, sich den anderen zuzugesellen. Aber sie fand nicht den Mut dazu. So war ihr's bald lieb, wenn Meinhardt sie bisweilen ansprach und aufzumuntern suchte. Zuletzt schenkte sie seinen Werbungen auch Gehör und verbrachte mit ihm zusammen ihre Feierstunden.

*

Ewe saß in der Wartehalle auf den Förderkorb, zur Nachtschicht wartend, und blickte durch die Scheiben hinaus. Draußen zerriß der Mond den Wolkenhimmel in dunkle und helle Stücke. Schwarz und wuchtig hoben sich dagegen die Schachtgerüste. Auf den Wandbänken saßen die Bergleute herum und wirres Geschwätz flirrte durch den dunklen Raum. Dazwischen kollerte Mädchenlachen. Ewe saß versunken. So schwer war ihr. Wenn die vage Müde sie umfing, dann dachte sie immer an die Zeit, da sie nicht mehr hier säße. Immer stärker kam dieses Verlangen auf in ihr, nicht mehr in dieses Dunkel hinabzumüssen. Zu Hause sein, das Essen richten — das dachte sich so hell ... Mit Meinhardt? Sie würde ihn schon lieben lernen!

Nur heraus aus der Grube, aus diesem dumpfen und feuchten Dunkel.

Radächzen klang, der Förderkorb kam. Ein Häuer puffte Ewe an die Schultern. Die andern lachten. „Hat mit dem Meinhardt den Mittag gebummelt!" Ewe fuhr auf. Sie hatte nichts verstanden, aber die viellächelnden Blicke waren beredt. Barsch wandte sie sich weg und stieg in den Korb. Eng zusammengepfercht stand man und glitt rasch in die Tiefe. Ewe dachte an den Aufseher, der mit ihr eingestiegen war. Wenn sie ihm begegnete, kam eine tobende Unruhe über sie. Unlängst hatte er sie mit Meinhardt an einem Feldrain liegen sehen. Seitdem ging sie ihm noch mehr aus dem Weg. Der Unwille gegen ihn beschwor in ihr den alten Haß, den sie selbst fürchtete und abzuweisen suchte. ‚Er ist schuld,' dachte sie unbestimmt. Ihre Gedanken eilten weiter, und sie hörte seine gewichtige, tiefe Stimme: „Damals warst du noch ein Kind ... Ob ihr auch darüber lacht, er holt euch alle ..." Ewe lächelte abwehrend: Er hat mich nicht geholt ... Aber dann waren all die Gestalten da, über die sie in der Tiefe den Tod gebracht, und dann lag es unendlich schwer in der Brust.

Der Förderkorb hielt. Als Ewe ausstieg, stand der Aufseher vor ihr. Sie übersah ihn. Er rief sie an, aber sie eilte weiter.

*

Sonntag morgens. Ewe aß ihre Suppe, als Meinhardt eintrat. „Wo gehen wir hin?" fragte sie ihn freundlich.

„Über Feld, daß wir dem Aufseher nicht begegnen," sagte Meinhardt.

Ewe stutzte: „Hat er dich gestellt wegen mir?"

„Er würde mir meine Gelüste schon vertreiben, meinte er. Ich sagte ihm, daß ich's nicht unernst meinte mit dir. Da fuhr er auf."

Ewe überkam Ärger, aber Meinhardt küßte ihn ihr fort. Als er sie auf den Schoß nahm, fragte sie schelmisch wie von ungefähr: „Nicht unernst meinst's? Ihr Mannsleut' pfeift doch immer mit dem Wind! Nicht unernst! Vorsichtigerweise ..." Meinhardt lachte und küßte sie.

Da trat die Mutter dazu: „Nanu? Hat der Hunger?" meinte sie zu Ewe, und zu Meinhardt: „Da steht ihr Napf."

Ewe lachte und sagte: „Er möchte wohl nicht immer mitessen."

„Kann's besser haben, wenn er mitmacht," sagte die Mutter, und ihre Augen stachen listig nach Meinhardt.

Ewe lächelte schmollend: „Unernst meint er's nicht."

Meinhardt lachte, dann führte er Ewe hinaus. „Es wird schon grad."

Frührot leckte an den Tapetenmustern, als Ewe erwachte. Sie dachte an Meinhardt. Noch ein halb Jahr! Diese Hoffnung erfüllte sie freudig. Dann würde alles anders sein. Es wird licht werden und die toten Augen verstummen ...

Die Sonne duftet freundlich durch die Vorhänge. Die Schüssel dampft. Dann klappt die Tür, und er kommt und setzt sich an den Tisch, und sie schöpft ihm das Essen. Und Sonntags ... Nicht hierbleiben. Er müßte woanders Arbeit suchen. Unter andere Menschen! —

Ewe dachte an den Aufseher. Gestern hatte er sie wieder anhalten wollen, und sie war ihm wieder ausgewichen. Das machte sie unruhig. Es könnte ihm doch recht sein wegen Meinhardt? Halblaut sprach sie es vor sich hin. Aber sie fühlte trotzdem diese unbestimmte Furcht vor ihm, zehrend und quälend wie ihr Gewissen.

Fort von hier! Wieder leben und lachen wie die andern! Ewe erhob sich. Über ihre bloßen Arme floß Rotgold. Sie blickte erleichtert hinaus und trank traumhaft das quellende Licht.

*

Bis zur Auffahrtsstelle waren es gut vier Gänge. Eines hinter dem andern ging man gebückt unter der niederen Decke hin. Es war Schichtwechsel. Ewe wartete auf Meinhardt. Als er nicht kam, beeilte sie sich, die vor ihr Gehenden einzuholen. Die Luft war schwer, Ewe fürchtete sich allein im Dunkel. Die eigenen Schritte erschreckten. Bisweilen hielt sie inne und horchte in die drückende Stille. Dann eilte sie furchtsam weiter. Allmählich lächelte sie über ihr Hasten. „Märchen ...“ flüsterte sie leise und ging gemächlicher. Aber bald lief sie wieder. An einer Gangschwenkung stieß sie hart an und fiel über die kantigen Stufen in den etwas tiefer weiterführenden Stollen. Im Fallen sah sie rings die gaukelnden Fratzen des Alten. Stöhnend vor Schmerzen raffte sie sich auf und tastete angstvoll um sich. Der Gang stand fußtief unter Wasser. Ihr Grubenlicht war erloschen Fieberhaft horchte sie auf die vorangehenden Tritte. Nur Wassertropfen klopften. Aber sie kannte den Weg und stapfte blindlings weiter. Bald hielt sie erschöpft inne. Sie fühlte, wie ihr warmes Blut über das Gesicht rann. Wieder lauschte sie. Da klangen Tritte hinter ihr. Sie fuhr zusammen und hastete weiter. Immer wieder stieß sie an. Doch sie achtete nicht mehr darauf. Das Wasser klatschte, die Steine knackten, und hinter sich, unmittelbar, fühlte sie den Alten, schwebend, sicher lachend. Bald hörte sie dumpfes Stimmengewirr und sie sprang rascher, fiel, raffte sich auf Händen und Füßen weiter, sprang wieder auf. Da! Lichtschein ... die Halle! Rings saßen die Bergleute auf Blöcken umher und scherzten untereinander, auf den nächsten Förderkorb wartend. Als Ewe aus dem Gang hervorstürzte, schaute man auf. Sie sank atemlos in eine dunkle Ecke und wischte sich das Blut ab. Madeleine trat zu ihr und bot ihr ein Tuch an: „Du hast dich aber bös verstoßen! Was war denn? Dein Licht ist auch aus.“ Ewe schwieg und starrte in den Stollen hinein, aus dem sie gekommen war. Madeleine folgte ihren Blicken und fragte wieder verwundert: „Was war denn los?“

„Schweig,“ bat Ewe leise und blickte sich nach den andern um. In diesem Augenblick kam aus dem Stollen der Aufseher.

„Ach so!“ lächelte Madeleine und trat beiseite. Heimliches Gelächter schwirrte auf. Ewe blieb im Dunkeln sitzen und weinte. Dann kam der Förderkorb herab.

*

Am nächsten Tag kam Ewe nicht zur Schicht. Mit verbundenem Kopf lag sie halbwach im Bett und fieberte. Die Kammerenge bedrückte, drohend hing die niedere Decke herab. Sie schloß die Augen. Aber dann kamen die Träume, und sie öffnete sie wieder. Die runden Tapetenmuster blickten stumpf und ungewiß. Auch die Türe gähnte dunkel. Nur das Fenster ... Wie wohl tat es, ein Stück Helle zu sehen! Aber am Fensterkreuz baumelte unruhig ein Knoblauchbüschel im Wind. Immer wieder dachte sie an Meinhardt und die Hochzeit im Herbst. Die fremden Gesichter blickten freundlich. Da sprach nichts von dem Vielsagendlächelnden ...

Girlanden schwankten über der Menge ... „Was zahlte er?“ sprach Hessers Stimme ... Ewe riß die Augen auf, aber die Bilder wichen nicht ... Ein Geldstück blinkte hell. Sie fühlte einen Augenblick die kalte Berührung an der Nasenspitze. Dann rannte sie ...

Der Förderkorb glitt in die Tiefe, der Aufseher stand neben ihr — deutlich sah sie sein bekümmertes, altes Gesicht. Und dann waren all die Toten da, und ihre Augen blickten sie an aus dem Dunkel, so seltsam groß und vorwurfsvoll. Ewe erschrak immer, wenn sie kamen. Zornstiche zuckten ihr durch die Schläfen ...

... Abend. Der Vater saß am Tisch und zeigte ihr Bilder. „Das ist eine Guillotine,“ sprach er. Rings stand die Menge,

auf dem Schafott das Balkengerüst mit dem großen, scharfen Beil ...

„Fort! Fort!" hauchten ihre Lippen. Dann rannte sie wieder durch die Gänge, stieß an, fiel, raffte sich wieder auf. Aber an den Füßen hing es wie Blei, in der Kehle rang ein Schrei, der nicht laut werden konnte ... Und dann erwachte sie fieberschauernd.

Fern nur klang das prickelnde Lachen Madeleines nach, klang wieder und öfter und war wie ein heller Ton, von mahnenden Schatten durchfleckt.

*

Erst nach Wochen erhob sich Ewe wieder. Meinhardt kam täglich, und sie redeten von dem Kommenden. Ewe wollte nicht mehr zur Schicht gehen. Sie könnte sich jetzt umsehen und anrichten, was nottat für das neue Heim. Doch die Mutter schalt. Es sei noch reichlich Zeit. Sie solle nur noch etwas verdienen. Ewe versuchte, woanders Arbeit zu finden. Immer stärker ward ihr Widerwille gegen die Arbeit da drunten in den Stollen. Im Nachbarstädtchen fand sie eine Stelle in einer Fabrik. Der Weg war weit, aber Ewe scheute ihn nicht. Sie war so froh. Dort kannte sie niemand, und nichts erinnerte an das Vergangene. Auch eine Wohnung hatte sie ausgekundschaftet. Am Dorfrande draußen ein kleines Häuschen mit einem Gärtchen darum, und glutleuchtende Kerzen von Malven am Zaun. Aber die Ersparnisse würden nicht reichen. Meinhardt bewog Ewe, wieder in die Grube zu gehen. Dort verdiene sie mehr. Sie wollte nicht, doch die Vorfreude bezwang schließlich ihre dumpfe Furcht, und sie gab nach. So ging sie wieder den Weg zur Schicht. Beim ersten Einfahren schwindelte ihr fast. In der Grube begrüßte man sie laut mit offenen Anspielungen. Ewe überhörte alles. Noch zwei Monde, dann ist ja alles vorbei!

Ewe saß allein im Dunkeln. Madeleine rief nach ihr. Ewe gab keine Antwort. Der Aufseher hatte schon am Morgen nach ihr gefragt. Sie war so müd. In der Brust ballte sich's schwer. Die Luft drückte bleiern, sich überstürzend kamen all der Wehen Vorstellungen in ihre Gedanken. Dann dachte sie an das Häuschen am Dorfrand mit den Malven am Zaun. „Noch morgen," flüsterte sie leise und atmete auf. Wieder rief Madeleines Stimme. Ewe erschrak und blickte zitternd um sich. Im Dunkeln schwankten Schatten. Die Wassertropfen an den Wänden glänzten wie tote Augen.

Da trat plötzlich der Aufseher zu ihr und legte seine Hand auf ihre Schultern. Ewe erschrak jäh und sprang zerquält auf. „Ewe, was weichst du mir aus?" kam es warm aus seinem Munde. Ewe entwich in einen Seitenstollen. Bedächtig folgte er ihr nach, kreuz und quer durch die Gänge. Ewe hörte ihn folgen und begann zu laufen, eilte atemlos wie von irrer Gewalt gehetzt. Am Ende eines Ganges entschwand sie seinen Blicken. Da kehrte er um und gedachte sie am Tiefenschacht zu treffen. Der Stollen hatte nur diesen Ausweg dorthin. Und er schnitt ihr den Weg ab, kurz vor der Tiefe.

Wild kam sie den Gang einhergestürzt, als er sie aufhielt. Sie schrie schrill und sank halb zusammen, raffte sich aber wieder auf und stürzte an ihm vorbei. Er wollte sie halten. Sie entglitt ihm und stolperte fort. Er rief. Sie rannte weiter. „Ewe! — Halt ein! — Hörst du! Halt ein! ... Mein Gott! ... Der Schacht! ... Ewe!"

Noch wenige Schritte war er von ihr. Da versank sie vor seiner Hand. Schnell hielt er sich noch, Mund und Augen aufgesperrt. Dann gellte ein Schrei, kurz und abgerissen in der schwarzen, gähnenden Tiefe verhallend.

Die Treppe. Von H. Kutzleb

Ich stieg in schwarzer, ruheloser Nacht
Auf einer unbekannten Treppe nieder,
Nur auf den nächsten sichern Tritt bedacht
Und angespannt die leuchtelosen Glieder.

Da zwischen Schritt und Schritt schnitt mir's ins Herz
Gleich einem nachtgeboren eisigen Pfeile:
„Dies ist das Leben, Nachtpfad abgrundwärts,
Ein Schritt vielleicht, vielleicht noch manche Meile."

Und jäh zerbrach ich auf den kalten Steinen
Und wagte keinen Schritt mehr, keinen, keinen.



In der Loge. Gemälde von Auguste Renoir

Winckelmann in Triest

Novelle von Werner Bergengruen

Allen Vorstellungen, allen unwiderleglichen Vernunftgründen zum Trotz, kaum genesen, noch immer Nachschauer des eben gewichenen Fiebers im Körper, brach Winckelmann hastig von Wien auf. „Vergeben Sie mir, Liebster," sagte er, vor der wartenden Postkutsche stehend, zu dem treuen Cavaceppi, der ihm das Geleit gab. „Und wenn Sie den Fürsten Kaunitz sehen, so wiederholen Sie auch ihm meine Bitte um Vergebung. Aber ich kann nicht bleiben, ich kann nicht mit Ihnen nach Sachsen, nach Dessau, nach Preußen, ich kann nicht, Cavaceppi, ich kann nicht." Seine Stimme zitterte, Tränen traten ihm in die Augen, in die blassen Wangen stieg fieberige Röte. „Ich handele arg an Ihnen, Liebster, daß ich Sie in fremdem Lande allein lasse. Aber bei Gott, ich stürbe, ich stürbe, wollte ich nicht zurück nach Rom. Grüßen Sie die Freunde in Deutschland, Oeser, Berendis, Schlabrendorf, meinen Stosch, den Braunschweiger Erbprinzen, den Fürsten von Dessau. Sie alle sollen mir vergeben, Cavaceppi, aber ich kann nicht, bei Gott, ich kann nicht."

Scherzend, scheltend, spottend, besorgt und erschreckt hatte der römische Bildhauer anderthalb Monate lang — seit sie den Brenner überschritten hatten — des Freundes rätselhafter, plötzlich aufgetauchter Traurigkeit zu wehren, seinem unablässigen Flehen, mit ihm umzukehren oder ihn allein umkehren zu lassen, zu widerstehen gesucht. Nun preßte er seufzend seinen Arm. „Lieber Freund, Sie tun übel. Aber weil es Ihnen so gefällt, so tragen Sie nur Sorge für sich selbst, Gott befohlen."

Sie umarmten sich, Winckelmann wandte sich zuckend ab und stieg in die Kutsche.

Er fühlte sich schlaff und zerbrochen. Die große, berauschende Freude, die er sich vom Augenblick der Abreise, des endlichen Aufbruches nach Rom erträumt hatte, wollte sich nicht einstellen. Nur dumpf und verworren empfand er ein Gefühl der Erleichterung darüber, daß er nun nicht mehr gezwungen sein würde, zu reden, zu erklären, zu bitten, immer wieder besorgten Fragen auszuweichen, vor besorgten Blicken die Augen niederzuschlagen, zu überlegen und zu entscheiden. Nun würde alles von selbst gehen, bis Triest würde ihn der Postwagen bringen, dann ein Schiff nach Ancona, endlich ein Wagen nach Rom zur vertrauten stillen Wohnung alle quattro fontane.

Die Mitfahrenden, ein paar Kaufleute, ein Geistlicher, eine bejahrte Frau, begannen eine Unterhaltung. Winckelmann schloß die Augen, um als Schlafender zu gelten und müßiger Reiseneugier entrückt zu sein. Der Wagen war noch nicht aus Wien hinaus, da ging des Ermatteten scheinbarer Schlummer schon in einen wirklichen über. Und so war die Fahrt: Schlaf, Halbschlaf, plötzliches Auffahren, wenn der Wagen hielt, die Pferde gewechselt wurden, rasches, lustloses, mechanisches Einnehmen bereitgehaltener Mahlzeiten in verräucherten Wirtszimmern, und dann wieder Fahrt, Halbschlaf, Schlaf, Halbschlaf, alles in Dämmerung getaucht, unterschiedslos Tag und Nacht; Rumpeln, Dröhnen, Rasseln, Landstraße, Brücken, Stadtpflaster.

„Der Herr Nachbar hat einen gesunden Schlaf," sagte einmal eine träge und behäbige Stimme. Winckelmann schlug die Lider auf und starrte entsetzt in ein flaches, rotes Gesicht mit feistquellenden Backen, wässerig-trüben Augen über kurzem Halse und prall vorspringender Weste. Sein Blick glitt zur Seite, fiel auf das regenblinde Wagenfenster, sah vorhangartig dichte graue Regensträhnen, dahinter Felder, deren Ähren Wind und Wasserguß beugten, undeutlich verschwimmende Bäume, Höhenzüge, die mit schwärzlichen Wolken zusammenrannen. Gequält schloß er die Augen und nun erkannte er, was dies Rauschen und Plätschern um ihn her bedeutete: er stand an der Straßenkreuzung mit den vier Brunnen, sah die grauen Nymphenleiber, vor denen das klare, reine römische Wasser sprudelte; in den tiefen azurnen Himmel hob sich der Palazzo Albani, er stieg hinauf, da waren seine Bücher, seine Kupfer, sein Faunskopf, Torsi und Gemmen. Dann wurde das unablässige Rauschen und Brausen durch gemessene Abstände rhythmisch geteilt, langsam rollende Wogen schlugen sanft gegen den Strand von Porto d'Anzio, Winckelmann stand neben dem Kardinal auf der Turmplatte der Villa, sonnbeschienene weiße Segel funkelten schmetterlingsgleich in strahlender Bläue auf, Fischergesang trug den Beglückten in wiegenden Schlummer hinüber.

Jäh fiel heißes, grelles Licht rötlich durch seine geschlossenen Lider. Er öffnete sie verwirrt und stieg, trunken und geblendet, hinter den Mitreisenden als letzter aus dem haltenden Wagen.

Es dauerte eine Weile, bis er sich zu seinem eigenen klaren Bewußtsein fand und damit auch zu der Welt um ihn her. Der Postwagen hielt vor einem stattlichen Wirtshaus, dessen saubere, weißgetünchte Front in der Sonne leuchtete. Die Pferde wurden abgeschirrt und in den Hof geführt. Seine Fahrtgenossen standen, zusammen mit anderen Reisenden, aufgeregt durcheinander redend um den Posthalter, und der beleibte Händler, dessen munteres und flaches Gesprächsbedürfnis an Winckelmanns Schlaf vergebens anzuknüpfen gesucht hatte, deutete mit einer empörten Bewegung des weitgereckten kurzen Armes die Straße hinunter auf eine rasch immer ferner und kleiner werdende Staubwolke. ‚Staubwolke?' dachte Winckelmann, ‚wie lang ist's denn her, daß ich durch Regen fuhr?'

„Für die Herren ist gesorgt!" rief der Kaufmann unwillig, „und wir, deren Geschäfte vielleicht nicht weniger dringend sind, wir können warten!" Der Posthalter zuckte die Achseln und erklärte mißmutig, seine Schuld sei es nicht. Winckelmann trat hinzu. Man nannte ihm den Namen einer kleinen krainischen Ortschaft, dreieinhalb Tagereisen von Wien, achtzehn Stunden Weges von Triest entfernt, und dann erfuhr er, daß an ein Weiterkommen vor dem Abend nicht zu denken sei. Kurz nacheinander waren ein Kurier der Kaiserin an ihren Ambassadeur in Venedig und ein General, der die küstenländischen Fortifikationen inspizieren sollte, beim Posthause angekommen. Beide hatten laut kaiserlicher Order vorzugsweise mit frischen Pferden versehen werden müssen, und da der eine mit vieren, der andere mit sechsen fuhr, zudem bereits vor ihnen einige Extrapostreisende hier Relais genommen, so hatte der Posthalter keine ausgeruhten Tiere im Stall, und man war gezungen, sich eine mehrstündige Rast gefallen zu lassen. Der unruhigen Eile seiner Abfahrt zum Trotz empfand Winckelmann zu seinem eigenen Erstaunen keine Regung des Unwillens. Sei es, daß den vornehmen und fürstlichen Umganges Gewohnten seine Abneigung gegen den Beleibten als den Wortführer der Masse auf die Seite der Generäle und kaiserlichen Kuriere drängte, sei es, daß des geschwächten und fahrtdurchrüttelten Körpers Drang nach Rast, Fußbewegung und stillem Aufatmen stärker geworden war als die heiße Hast der Seele — genug, er nahm das nicht mehr zu Ändernde mit plötzlich aufstrahlender Heiterkeit hin, lächelte, suchte der Ungeduld der anderen mit einigen freundlichen Worten zu steuern und ging dann, Milde des Schlafes und wohlige Schwäche noch in allen Gliedern, in die dämmerige, kühle Wirtsstube, bestellte sich eine Kollation und ließ sich ein Zimmer anweisen, wo er sich waschen, rasieren und die Wäsche wechseln konnte. Erfrischt kehrte er zurück, speiste, trank einen leichten, säuerlichen weißen Landwein und gedachte in glücklich-stiller Vorfreude des vollen dunkelroten Gattinara, der ihn in Rom erwartete. Dann trat er auf die Straße hinaus, plötzlich in helles, kräftiges, sattes Nachmittagslicht, in Blumenduft und Sommer. Ja, es war Sommer, es war Sommer! Winckelmann war es nicht gewahr geworden in der trüben Hast des Krankenzimmers, auf eiligen Gängen und Fahrten durch die Stadt, in dem wirren Dahindämmern der Reise. Nun spürte er in glücklichem Staunen lebendige Fülle um sich. Winzig kleine weiße Wölkchen verloren sich im leuchtenden Blau, ja, und wahrhaftig, der Himmel war so klar, so tief, so strahlend, fast als wölbe er sich über der Kette der Albanerberge.

Pappeln, Platanen und Ahornbäume säumten die breite, ungepflasterte Straße; hinter blättergrünen und blütenbunten Gärtchen lagen niedrige Häuser. Ein steinerner Brunnen rauschte, und neben ihm hockte eine buntgekleidete slowenische Bauernfrau mit einem Korbe. Winckelmann begehrte um einige Kreuzer Kirschen, und sie füllte ihm ein lichtgrün schimmerndes Krautblatt mit den großen, herzförmigen, schwarzrot glänzenden Früchten. Langsam und mit Behagen verzehrte er im Gehen eine nach der anderen, bald aber vergaß er das Weiteressen, ganz dem kräftigen und sanften Glück dieser Stunde hingegeben. Ja, er fuhr der Ruhe entgegen, der großen Ruhe. Lange war er gereist und wenn er gerastet hatte, so war es eben nur die karge Rast des Reisenden gewesen, des Gehetzten, des heimlich Kranken. Nun lag römische Stille vor ihm, musen- und graziengesegnete Ruhe, die neues Wirken gebären mußte. Ruhe? Schon hob sich amphitheatralisch Neapel über dem blauen Golf, Herculaneum und Pompeji, fern enttauchte Sizilien den Wellen, weißer Akropolismarmor glühte rötlich im Sonnenaufgang, Elis, Smyrna und Pergamon, ionischen Bodens ungehobene Herrlichkeiten, Ägypten — — — weiter — — — weiter — — — Konnte es Ruhe geben? Aber hier umfing kurze Rast den Genesenden, verklärt vom Gefühl zurückgekehrter Kraft, vom Widerschein lockend vor ihm liegender Leistung. Alle Hast war gewichen. Milder, billiger, dankbarer, gedachte er der Tage in Wien, der Empfänge bei der Kaiserin, beim

Fürsten Kaunitz, aller Ehrungen, die dem Gefeierten geworden waren. Aber auch sie waren nichts als verpflichtende Vorboten, das Große, das Herrliche, die höchste Erfüllung lag noch vor ihm, Trümmerstätten, aus denen noch kein Forscher versunkene Herrlichkeit beseelend erweckt hatte.

Fern klang eine Flöte. Eine reife Frucht löste sich von einem Zweige und fiel mit leichtem Aufschlag zu Boden. Oh, das Leben war süß wie Hymettoshonig, alle Dinge waren beseelt und geadelt, jeder Frucht zarte Wölbung nannte seinen Namen.

Während er die Straße also gemächlich hinunterschlenderte, hörte er Rädergerassel und hastiges Hufgetrappel und sah gleich darauf einen im schärfsten Trab fahrenden bäuerlichen Einspänner vor sich. Neben dem zerlumpten Fuhrmann saß ein hochgewachsener, sehr schlanker Mann, dessen schwarze Kleidung bei den Bewegungen seines Armes unter dem hellen Staubmantel sichtbar wurde. Er berührte den Kutscher an der Schulter, der verlangsamte die Gangart des Schimmels, der Reisende lüftete den dreieckigen schwarzen Hut und fragte deutsch, aber mit italienischer Aussprache: „Um Vergebung, mein Herr, ist der Triester Postwagen noch im Ort?“

„Ja, und er fährt erst in einigen Stunden,“ erwiderte Winckelmann. Der Fremde dankte, und der Wagen fuhr im Schritt weiter.

Winckelmann verließ die Straße und bog in einen schmalen, von niedrigen steinernen Gartenmauern gefaßten Weg ein. Walnuß- und Apfelbäume warfen kühlenden Schatten, und durch ihre Kronen fiel, grüngoldig gebrochen, hin und wieder ein heißleuchtender Lichtstrahl vor die Füße des Schreitenden.

Der Weg erweiterte sich und mündete auf einen geräumigen, grasbewachsenen, mit einzelnen dichten Busch- und Baumgruppen bestandenen Platz. Winckelmann blieb stehen und spähte verwundert auf das goldige, silbrige Geflimmer im Gesträuch. Behutsam trat er näher und beugte sich über eine niedrige Brombeerhecke vor, um den holden Schläfer zu betrachten. Knapp umschloß die jugendlich weichen Formen ein eng anliegendes, gold- und silbergesticktes grünes Gewand, das den Hals, die Arme und die wohlgebildeten Beine bis über die Knie freiließ. Der Kopf war zur Seite geglitten, das Gesicht ruhte auf dem Unterarm, und das goldgelb flammende, langgeringelte Haar floß, ein im Schmelzen erstarrter Metallbach, zur Erde. Jede Linie, jede Form war zart und kräftig, schwellend und herb, sanft und verhalten; zu knabenhaft, um gerundet, zu gerundet, um knabenhaft zu erscheinen. Selig-entzückt ließ Winckelmann tastende Blicke über den schlummergelösten ephebischen Körper gleiten. Er entsann sich der noch übrigen Kirschen in seiner Hand, lächelnd warf er ein stengelverbundenes Paar dem Schlummernden zu: erwachend sollte er die Gabe neben sich finden. Das Kirschenpaar geriet rittlings auf eine schwanke, niederhängende Zweigspitze, glitt langsam abwärts und fiel auf des Schläfers Oberarm. Er erwachte, griff schlaftrunken nach den Früchten und schob sie lächelnd in den Mund. Winckelmann sah stahlblaue Augen, eine schmalrückige Nase, ein gewölbtes Kinn.

In diesem Augenblick rief eine kräftige Männerstimme in unverkennbar lombardischer Mundart: „Bice! Bice! Wo steckst du denn? In zwei Stunden wollen wir anfangen, vorher muß geprobt werden, und du schläfst noch!“

‚Bice?‘ dachte Winckelmann überrascht. ‚Ein Mädchen?‘ Aber er nahm wenig mehr wahr, die schlanke Gestalt war aufgescheucht emporgesprungen und leichtfüßig in der grünen Wildnis verschwunden.

Winckelmann zwängte sich durch Gebüsch und Hecken ihr nach, verlor sich zur Seite, gewann endlich die Richtung wieder, gelangte zu einem freien Platz und blieb an dessen Rande im Gebüsch stehen. Ein abgeschirrt grasendes Pferd, ein Wagen, auf dessen Vorderteil ein rot und grün gekleideter Affe hockte; eine an buntem Zeuge flickende Alte, ein in mäßiger Höhe über zwei Pflöcke gespanntes Seil — das alles ließ eine Gesellschaft vagierender Gaukler erraten.

Und jetzt sah er auch einen grauhaarigen Mann mit sonnengebräuntem Gesicht, eine Geige in der Hand, hemdsärmelig hinter dem Wagen zum Vorschein kommen, und ihm folgte das Mädchen in dem grünen, gold- und silbergestickten Gewand. Nun erkannte Winckelmann wohl, daß es billiges Flitterzeug war, aber die liebliche Erscheinung mit dem goldgelben Haar, von der rötlicher werdenden Sonne beglänzt, blieb wunderbar wie zuvor. Mit klopfendem Herzen verharrte Winckelmann ungesehen hinter seiner grünen Schutzwehr und trank mit weitgeöffneten Augen die selige Anmut des Mädchens in sich hinein, das nun zu den kunstlosen, aber sicheren und rhythmisch gefälligen Geigentönen des Alten seinen Tanz begann.

Bezeichnet das Wort Seiltänzerin zumeist eine Person, die auf dem Seile nicht

tanzt, sondern lediglich balanciert, so konnte es hier im eigentlichen Verstande angewandt werden. Denn Bice bestieg nicht, vorsichtig nach Gleichgewicht ringend, das Seil, sondern tanzte zunächst auf der Erde und stand dann plötzlich mit einem leichten und federnden Schwunge auf dem schmalen Hanfsteg, breitete die Arme aus und streckte das linke Bein nach hinten. So glich die jünglingsschlanke Gestalt Hermes, dem geflügelten Götterboten, und der Beschauer stand willig und bereit, Zeuge eines Wunders zu werden, das sie die Luft durcheilen und etwa einem Ulyß oder einer Kalypso himmlische Botschaft bringen lassen würde. Aber ohne daß das Verlassen des Seils den Rhythmus der Tanzbewegung unterbrochen hätte, war sie wieder zur Erde gesprungen, und dieser Sprung leitete absatzlos zu neuen Figuren über, in deren Verlauf sie noch mehrfach schwebend droben stand. Nicht Leidenschaft oder Sturm war in ihren Gebärden, überhaupt war ihr Tanzen weniger ein Tanz im gewohnten Sinne als vielmehr das rhythmische Hinübergleiten von einer anmutigen, antikisch edlen Stellung in die andere. Und Winckelmann fand, was er so oft und so schmerzlicher Sehnsucht voll am lebenden Körper vergebens gesucht hatte: die hohe Grazie, welche die Bewegungen der Seele in sich verschließt und sich der seligen Stille der göttlichen Natur nähert.

Sanfter Rausch schwellte das Herz des Schauenden. Ihn, Verkünder und Zeugen heroisch-idealischer Freundschaft, hatte Frauenliebe selten und nur leichthin gestreift; die kleine Tänzerin der Florentiner Oper, Viscioletta, die erste Courtisane von Rom, Margarita Mengs, des großen Malers römische Frau — waren sie mehr gewesen als flüchtig fesselnde Erscheinungen? Was konnten sie schenken, das sich der Freundschaft eines Genzmar, eines Lamprecht, Stosch und Berg hätte vergleichen lassen? Aber hier war marmornes Ideal Fleisch geworden, hatte heißes Leben und Blut gewonnen und doch Würde und Adel zu wahren gewußt. Oh Reichtum des Lebens!

Der Alte ließ die Geige sinken, das Mädchen hatte seinen Tanz geendet und sah ihn lächelnd an. Auch der nun schnellere Atem, das Wogen der kleinen Brüste hatte ihr Bild nicht ins Gewöhnliche zu ziehen vermocht.

„Nun, Großvater?" fragte sie.

„Brava, Bice, brava!" schrie der Alte begeistert. „Werden wir eine Ernte haben! Und gib acht, wie sie staunen werden, in Villach, in Klagenfurt, in Salzburg!"

Sie gingen auf den Wagen zu. Winckelmann stand trunken in seinem Versteck. Mochte die Postkutsche ohne ihn fahren! War Rom, war Pompeji, war Athen und Olympia nicht auch hier?

Er wollte auf die Gruppe zueilen, aber er besann sich eines anderen. Noch sollte sie ihn nicht sehen. Zur Vorstellung wollte er kommen, unersättlich sie tanzen und immer wieder tanzen sehen, wollte verborgen Wein mitbringen, Blumen, Früchte, Leckereien, bunte Bänder, die Staunende zu überraschen, wollte die vollkommene Gestalt in seinen Armen spüren. Beflügelt ging er den Weg zurück, den er gekommen war.

Dem Posthalter seinen Entschluß mitzuteilen und ein Zimmer für die Nacht zu nehmen, betrat er die Wirtsstube, an deren Tischen trinkend und essend die Reisenden saßen. Der Posthalter oder eine Bedienung war im Augenblick nicht zur Stelle, und Winckelmann setzte sich, um wartend eine Pfeife zu rauchen. Immer noch sah er vor sich den erstaunten Augenaufschlag des erweckten Mädchens, Hermes flugbereit auf dem Seil, den Absprung und die anmutig edle Schmiegsamkeit der Schlußstellung.

Aber dann wurden die stahlblauen leuchtenden Augen dunkel, groß und traurig, Blatternarben entstellten das schmale Gesicht, und Winckelmann wurde gewahr, daß seine Blicke auf dem schlanken, schwarzgekleideten Manne hafteten, der ihn vorhin nach dem Postwagen gefragt hatte und jetzt einige Tische von ihm entfernt vor einem Glase Wein saß. Nun war Winckelmann nichts unleidlicher als Blatternarben, und einer seiner liebsten Gedanken war es, daß die Alten wie manche andere Krankheit, so auch die Pocken nicht gekannt hatten und daß ehedem kein wohlgebildetes oder gar durch ursprüngliche Schönheit geadeltes Gesicht so häßlicher Entstellung preisgegeben war. Er wußte, er war ungerecht gegen alle, die dieses unverschuldeten Leidens Spur und Siegel trugen, aber war Gott, war die Natur gerechter, die eines edlen Antlitzes so schauerliche Zerstörung zulassen konnten?

Der Blatternarbige war aufgestanden und kam auf Winckelmann zu. Der beleibte Händler lachte höhnisch. Winckelmann sah erschrocken und ohne Fassung in die schönen, traurigen Augen des vor ihm Stehenden.

„Mein Herr," sagte die warme, leicht verschleierte Stimme, deren Winckelmann sich plötzlich wieder entsann, „ich bitte Sie um Vergebung. Meine letzte Hoffnung habe ich auf Sie gesetzt. Ich komme hier an, alle Wagenplätze sind belegt, die nächste Kutsche

geht erst morgen früh, ich muß nach Triest — — — und da wollte ich fragen, wollte Sie bitten — — — vielleicht, wenn es Ihnen nicht sehr eilig ist — — —"

„Mein Herr," sagte Winckelmann zweifelnd, zögernd und gedehnt, wie um Zeit zu gewinnen. „Ich selbst — — —" Er verstummte.

„Ich bin Ihnen fremd, und Sie sind es mir," fuhr der andere fast beschwörend fort. „Es mag Sie überraschen, Sie mögen mich für zudringlich halten. Ich kann Sie nur um Gottes willen bitten, ich weiß, ich habe kein anderes Recht zu meiner Bitte als das eines Menschen, dem es um ein wichtiges, um ein allerwichtigstes Ding geht."

Winckelmann empfand Mitgefühl. Er blickte auf die Tischplatte, um die Blatternarben nicht sehen zu müssen. Er schwieg noch immer.

„Wenn Ihnen diese kurze Verzögerung einen Schaden in Ihren Geschäften bringt," fuhr der andere flehentlich fort, „ich bin gewiß bereit, soviel ich vermag — — —" Er sprach aufgeregt und fast keuchend, aber seiner Stimme war bereits die Hoffnungslosigkeit des mehrmals Abgewiesenen anzumerken. „Ich bin Wundarzt in Triest, ich wurde zu einem kranken Freunde gerufen, und morgen, nun, ich will es Ihnen gestehen, eine Frau reist zu Schiff ab, einmal will ich sie nur noch sehen — — — Glauben Sie mir, mein Herr, ich werde einst ruhiger sterben können, wenn — — —" Er brach ab, offenbar erschrocken über das Geständnis, zu dem er sich hatte hinreißen lassen.

Winckelmann war bei des Wundarztes letzten Worten zusammengezuckt. Wie? Ein Schiff ging ab von Triest? Der Fremde würde ruhiger sterben können? Und er selbst? Er selbst? Ein Schiff ging ab. Leben glitt dahin. Auf ihn wartete Rom, die Reise nach Griechenland, immer wieder geplant und verschoben, sein Werk, sein Werk, und er sollte hier zögern? Gewiß, der Fremde tat ihm leid, aber was half das? Eile war not, jeder Tag, jede Stunde, die er nutzlos unterwegs versäumte, war Raub an seiner Bestimmung. Er hatte sich einschläfern lassen von der holden Luft dieses Tages, Vorschmack italienischer Himmelsklarheit, italienischer Heiterkeit, sich bereit machen lassen, mit schlechtem Ersatz tändelnd vorlieb zu nehmen, eines Mädchens Anmut hatte ihn binden wollen — nein, das Wort des Fremden galt auch von ihm, galt noch mehr von ihm: er würde nicht ruhig sterben können, wenn er hier zögerte. Gewiß, der Blatternarbige verdiente Dank, er hatte ihm seinen Weg gewiesen; jeden Gefallen wollte er ihm tun, nur diesen nicht, diesen nicht!

„Vergeben Sie mir," sagte er aufgeregt, „glauben Sie mir, ich kann mich in Ihre Umstände hineindenken, aber bei Gott, ich darf keine Zeit verlieren, zürnen Sie mir nicht, ich kann nicht, ich kann nicht."

Der Wundarzt murmelte ein hoffnungsloses Wort der Entschuldigung und kehrte langsam und ein wenig vornübergebeugt auf seinen Platz zurück.

Winckelmann trat auf die Straße hinaus. Finster die Lippen aufeinanderpressend ging er vor dem Posthause auf und nieder, hastig und in qualvoller Ungeduld. Ausgelöscht war jeder Gedanke an das schlafende, das tanzende Götterkind, nichts war in ihm als die große Unruhe, die plötzliche herzbeklemmende Furcht, etwas zu versäumen, zu spät zu kommen, seiner Arbeit, der Neuausgabe der Kunstgeschichte, dem dritten Bande der „Monumenti" einen Tag, eine vielleicht begnadete Stunde zu entziehen.

Er wagte sich nicht mehr zu entfernen, bewachte mißtrauisch Hofeingang und Stalltüren. Endlich wurde angespannt, der Kutscher fuhr vor, und die Passagiere stiegen ein. Als die Pferde anzogen, sah Winckelmann im Fenster der Wirtsstube des Wundarztes blasses, blatternarbiges Gesicht, und der schmerzliche Ausdruck der schönen Augen machte ihn betroffen.

Die Nacht war lang und qualvoll. Winckelmann verwünschte Generäle und Kuriere und die glücklichen Raststunden. Konnte er sich nicht um eben diese Stunden zur Abfahrt eines Schiffes nach Ancona verspäten? Dem Gespräch der Mitreisenden vermochte er sich diesmal nicht ganz zu entziehen. Er glaubte ersticken zu müssen in dem engen und heißen Raum; sein altes Übel, Nachtschweiße mit Fieberanfällen, kam wieder über ihn. Erst gegen Morgen gelang es ihm einzuschlafen. Als er erwachte, war es heller Tag. Durch das geöffnete Fenster kam ein frischer Karstwind. Die Straße senkte sich, und es wurde wieder heißer, rechts und links drängten sich steinerne Häuser, Räder rollten, Menschenstimmen summten und schrien durch die schwere, unbewegliche, von Küchengerüchen erfüllte Luft. Und dann hielt der Wagen unter hellem Horngeschmetter vor dem städtischen Gasthause am Petersplatz.

Ein Kellner geleitete Winckelmann durch das große, stattliche, ein wenig düstere Haus zu seinem Zimmer. Sie stiegen zwei Treppen hinauf und kamen in einen langen, hallenden, hohen Korridor, dessen Fensterläden der Hitze halber geschlossen waren und der

den noch geblendeten Augen des eben aus grellem Sonnenlicht Gekommenen undurchdringlich finster erschien. Lang und dunkel, ein Katakombengang; Sargnischen und Grabkammern die Türen und Zimmer.

„Serafina!“ rief der Kellner in das Dunkel des Ganges hinein. „Ist Numero Zehn hergerichtet?“

„Ja, gewiß, ganz und gar,“ antwortete eine Stimme von kindlich-vertrauensvoller Lieblichkeit aus dem Dunkel.

Einen schmalen Spalt breit stand einer der Fensterläden offen, in den schwarzen Korridor fiel ein heller, goldgelber Lichtstreifen und durch diesen Streifen huschte traumschnell ein Gewirr bunter Farbflecke, leuchtend rot, gelb, grün, braun. Der Kellner hatte sich im Gehen leicht und ohne besondere Ehrfurcht verbeugt, und erst als das Bunt schon vorüber war, kam es Winckelmann zum Bewußtsein, daß es ein Mensch gewesen war, südländisch-kindlicher Farbenfreude voll bekleidet mit sattgelben Beinkleidern, zeisiggrünem Rock, zimmetfarbenem Gilet und grellrotem Halstuch an Stelle des Jabots.

„Der Signor Francesco Arcangeli, des Herren Zimmernachbar,“ bemerkte der Kellner.

‚Serafina — — — Arcangeli!‘ dachte Winckelmann. ‚Nun, es sind gute Engel, die meinen Eingang in dieses Haus segnen.‘

Durch die beiden Fenster des Zimmers fiel sein Blick auf den Hafen: Schiffsmasten, Bläue, Ferne. Winckelmann dachte wieder an Porto d'Anzio, an Neapel, die ersehnte Reise nach Sizilien, Griechenland, Kleinasien, Ägypten. Er zählte einundfünfzig Jahre; noch konnten ihm Jahrzehnte gegönnt sein.

Er richtete sich ein, machte Toilette und ging zum Mittagessen hinunter in den Speisesaal. Er atmete auf, als er keinen seiner Reisegefährten unter der Tischgesellschaft vorfand.

Des Umganges mit geistlichen und weltlichen Fürsten gewohnt, gesellschaftlich sicher und beherrschend, hatte er doch Augenblicke, in denen Abstammung, Druck und Demütigungen seiner Jugendzeit sich in plötzlichem Nachwirken geltend machten, ihn linkisch, verlegen, menschenscheu werden ließen und es gewaltsamer Selbsterinnerung an Geleistetes, Erreichtes, Gewordenes bedurfte, um ihn Sicherheit und Selbstvertrauen wiederfinden zu lassen. Hier war er unter Reisenden, Kaufleuten und Beamten, ihnen konnte er nichts anderes bedeuten als einen stillen, bescheidenen, vielleicht ein wenig sonderlichen Gelehrten. Wer ahnte hier, daß sein Name an den Höfen und Akademien von ganz Europa Klang und Geltung hatte? Schüchtern blickte er auf die Tafel, machte den Gästen eine unbeholfene Verbeugung, gewahrte, daß das untere Ende des Tisches noch unbesetzt war, nahm hier einsam Platz und begann zu essen.

„Darf ich den Herrn um das Salzfaß bitten?“ sagte neben ihm eine klangvolle, Kraft und Anmut jugendlich verschmelzende Stimme in toskanischer Mundart.

Winckelmann war es nicht gewahr geworden, daß er einen Tischnachbarn bekommen hatte. Er wandte sich zur Seite und während er das Verlangte reichte, erkannte er überrascht den buntfarbig Gekleideten, den ihm der Kellner als seinen Zimmernachbarn Arcangeli bezeichnet hatte. Er sah unter weiß gepudertem Haar ein offenes, mäßig kluges, aber heiteres Gesicht mit sanftem Profil, eine kurze Stirn, mit der wohlgeformten Nase fast eine Linie bildend, einen halbgeöffneten Mund.

Arcangeli dankte und beschäftigte sich eifrig mit seinem Fisch. Die schönen weißen Zähne blitzten.

Der Wirt ging händereibend an der Tafel entlang, um den Speisenden einen gesegneten Appetit zu wünschen. Winckelmann fragte ihn, ob er ein segelfertiges Schiff nach Ancona wüßte. Der Wirt überlegte und bedauerte. Arcangeli wandte Winckelmann sein freundlich lächelndes Gesicht zu. „Ich weiß eins, dem Herrn zu dienen,“ sagte er. „Es liegt im Mandracchio, im inneren Hafen, dort vom Fenster aus ist es zu sehen. Gleich nach Tisch will ich's dem Herrn zeigen.“

„Sie sind sehr gütig. Wer ist der Eigentümer?“

„Der Patron heißt Ragusini. Er fährt gewiß heute abend noch ab. Der Wind ist günstig, und die Ladung wird beendigt sein. Ich kenne ihn, er ist ein ehrlicher Mann und wird Sie nicht übervorteilen. Wir sind Landsleute, Toskaner. Er war früher Matrose bei meinem Vater, als der noch sein Schiffsgeschäft in Livorno hatte.“ Jetzt, nachdem er seinen Fisch verzehrt hatte, während der Pause vor dem nächsten Gang, plauderte er redselig und zutraulich. „Nein, ich selbst bin nicht Seemann,“ beantwortete er Winckelmanns Frage und verstummte plötzlich, da der Braten serviert wurde.

Winckelmann gefiel Arcangelis volkstümlich freundliche Gefälligkeit, seine offenherzige Freude am Essen, an Wein, an der Buntheit der Kleidung, die ungezwungene und unentstellte Natürlichkeit seines Gehabens. Hier war nichts von dem ge-

schwollenen Selbstbewußtsein, der aufdringlichen Wichtigkeit seiner Reisegefährten. Nach Tisch traten sie ans Fenster.

„Sehen Sie, dort das schmale, schlanke Schiff, das ist es," sagte Arcangeli. „Wenn Sie wollen, führe ich Sie hin."

Winckelmann wandte ein, er dürfe doch des anderen Zeit nicht mißbrauchen und er werde sich auch allein hinfinden. Aber er freute sich, als Arcangeli erklärte, er habe Zeit genug und es mache ihm Spaß, einen so gelehrten und höflichen Herrn führen zu dürfen. Winckelmann nahm das Anerbieten dankbar an.

„Ein freundlicher Zufall, daß wir Tischnachbarn waren," sagte er, als sie zum Hafen gingen. „Zimmernachbarn sind wir ja auch."

„Oh, das ist hübsch. Ich habe manchmal mit Gelehrten zu tun gehabt, in Florenz, in Venedig, in Wien; aber die meisten waren stolz."

„Warum glauben Sie denn, ich sei ein Gelehrter?"

„Aber das sieht man doch. Wer viel schreibt, behält die Spuren davon an Augen und Fingern," sagte Arcangeli mit einem schlichten Lächeln.

Der Patron nickte Arcangeli kurz zu, begrüßte Winckelmann wie ein Mensch, der in Eile ist, und erklärte auf Arcangelis zungenfertigen Fragenschwall, er müsse umladen, und es sei noch nicht gewiß, wann er in See stechen würde.

„Nun, trösten Sie sich, Herr," sagte Arcangeli eifrig. „Ich finde Ihnen schon einen anderen."

Er vernahm, daß Winckelmann nach Rom wollte, und schlug ihm vor, sich nach einem Schiffe umzutun, das ihn nach Venedig, Rimini oder Pesaro brächte. Winckelmann war einverstanden, und sie gingen weiter: und ohne daß er sich dessen bewußt wurde, lag ihm nun weniger an dem Schiffe selbst als vielmehr an diesem behaglich suchenden Umherschlendern am Hafen, vor sich das blaue Wasser mit den Barken, Masten und Segeln, deren jedes ihm eine Brücke zu fernen Wundern schien, an dem harmlosnichtigen Plaudern mit seinem Begleiter, an dem Betreten der Fahrzeuge, dem gemächlichen Verhandeln mit Patronen und Matrosen.

„Nennen Sie mich Giovanni," sagte er lächelnd auf Arcangelis Frage nach seinem Namen. Es erschien ihm süß, sich nach allen Ehrungen, nach allem Weihrauch, aller Last, gern empfangen und getragen, hier namenlos zu verlieren, unterzutauchen in der Masse des Volkes, das da geboren wird, wächst, ißt, Kinder zeugt und stirbt, den Kreis rundend, den eine gütige Natur vorschreibt, und plötzlich unbewußt und unabsichtlich aus sich heraus eine Schönheit aufwachsen läßt, der Agave gleich, die jäh und dreimannshoch den breiten, stammartigen Blütenstengel in das Leuchten blauen Südhimmels emporschickt.

Was sie suchten, wollte sich nicht finden lassen. Endlich wurde ihnen ein Schiffer namens Viezzoli genannt, der in zwei Tagen nach Venedig gehen wollte; aber sie trafen ihn nicht an und mußten sich auf morgen vertrösten lassen. Allein Winckelmanns heitere Laune, an der seines Gefährten genährt und befestigt, vermochte auch das vergebliche Suchen nicht zu erschüttern. Sie verließen den Hafen, Winckelmann fühlte sich leicht ermüdet, und Arcangeli führte ihn in Kaspar Girots Kaffeehaus. Winckelmann gefiel sich in der verantwortungslosen Behaglichkeit der Stunde. Ab und zu nahm er einen Schluck Kaffee, tat einen Zug aus der Pfeife, hörte Arcangeli zu und beantwortete lächelnd seine neugierigen Fragen.

„Sie sind so weit gereist. Ist es wahr, daß man in Preußen die Bohnen mit Mehl anrührt?"

Winckelmann wünschte sich einen seiner Freunde herbei, um ihm den Arm drücken und ihm zuflüstern zu können: „Ist er nicht reizend? Haben Sie gehört: ist es wahr, daß man in Preußen die Bohnen mit Mehl anrührt? — — — Und sehen Sie doch nur, wie er den Arm leicht gewinkelt über die Stuhllehne hängen läßt! Und dieses Profil! Antinous — — — Meleager — — Meleager."

„Wenn Sie etwas zu besorgen wünschen, die Stadt ansehen wollen oder die Umgegend, ich werde Sie führen, Signor Giovanni. Sie sind fremd hier, man wird Sie betrügen wollen, und ich kenne mich aus. Aber ich will keinen Lohn von Ihnen, nein, ich tu' es, weil ich Sie gern habe."

Den Rest des Tages verbrachten sie zusammen, und abends nahm Winckelmann in Arcangelis Zimmer sein gewohntes italienisches Abendessen ein — roten Wein und weißes Brot. Ermüdet verließ er ihn früh und begab sich in sein Zimmer, um zur Ruhe zu gehen. Er fand ein halbwüchsiges Mädchen, fast noch ein Kind, beim Schein einer Kerze damit beschäftigt, sein Bett für die Nacht herzurichten. Winckelmann sah mit einer wunderlichen Rührung den gesenkten kindlichen Nacken, das dunkle, schlichtgescheitelte Haar über dem blassen und schmalen Gesicht, in welchem demütig

die großen braunen Augen standen. Ihm war, als sei er aus einem erhitzten und durchlärmten Festsaal plötzlich in die feierliche Stille der Sternennacht getreten.

„Bist du Serafina?" fragte er freundlich und von einer plötzlichen Traurigkeit bedrückt.

„Ja," sagte sie ängstlich und zutraulich zugleich.

Er strich ihr über den Scheitel. „Ich danke dir, Serafina. Gute Nacht, Serafina."

„Gute Nacht, Herr." Dann huschte sie lautlos hinaus.

Jeder der nun folgenden Tage glich dem anderen. Erwacht las Winckelmann wie einst als hungernder, gedrückter Konrektor in Seehausen seinen Morgensegen im Homer. Mit Arcangeli frühstückte er nach italienischer Sitte im Kaffeehause. Dann ging es zum Hafen. Aber es fügte sich so, daß dieser Schiffer auf Ladung, jener auf mehr Passagiere wartete, dann wieder fehlte es an Wind, oder die Wünsche eines Handelsherrn zwangen zur Wahl eines anderen Weges. Von einem Tage wurde Winckelmann auf den nächsten vertröstet. Viezzoli verschwor sich täglich, am kommenden Morgen in See zu stechen. Und Winckelmann trieb das Forschen und Fragen und Mahnen an gegebene Versprechungen schon mit einer behaglichen Lässigkeit, gleich als wollte er sich an dem schlichten und harmlosen Glück der Gegenwart genügen lassen. Und aus den zu zweit unternommenen Gängen zum Hafen, dem fragenden Wandern von Schiff zu Schiff wurden ausgedehnte und vertrauliche Spaziergänge durch die mannigfach belebten Straßen mit ihrem Gewimmel von Händlern, Seeleuten, Soldaten, Geistlichen, Bettlern und Frauen — Italienerinnen, Deutschen, Sloweninnen, Griechinnen, Jüdinnen —, über den wagendurchrasselten Corso, den von Stutzern belebten Molo San Carlo, den Aquedotto, durch die grünen, von Rosengebüsch durchleuchteten Platanengänge von San Andrea, das Eichengehölz des Boschetto, oder nach Servola, zur Rechten das blauleuchtende Meer, Villen und Gärten zur Linken; oder sie stiegen hoch über die Stadt zur Opcina empor.

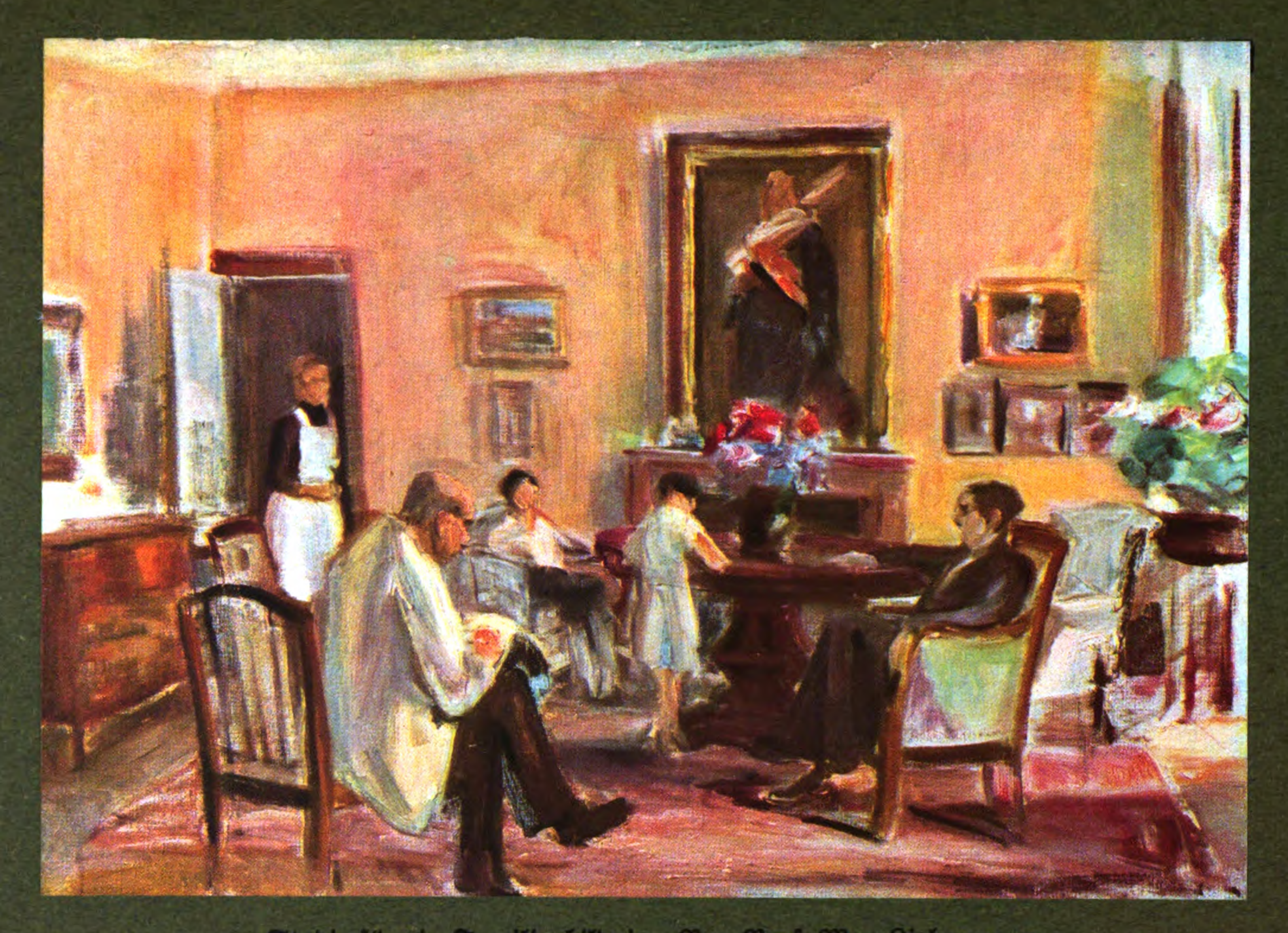
Arcangeli erzählte hundert drollige kleine Geschichten aus seiner Jugendzeit, seinem Wander- und Erwerbsleben. Koch war er gewesen, Kammerdiener bei manchen großen Herren, späterhin Kaufmann. Glück hatte er gehabt und Unglück. In Venedig hatte er seine Frau zurückgelassen, eine Deutsche, eine Wienerin. Ja, in Wien war er auch gewesen, aber darüber glitt er rasch hinweg. Nun, es mochte etwas dabei sein, von dem er nicht gern sprach, eine kleine Spitzbüberei, deren er sich ein wenig schämte, vielleicht auch una coltellata, ein Messerstich, um eines Mädchens willen. Hier in Triest hatte er sich eine Stellung suchen wollen, aber es sei hier nichts zu finden gewesen, und er wolle demnächst weiter nach Gorizia oder Udine. Ja, und eigentlich sei er fest entschlossen gewesen, am Abend des Tages abzureisen, an dem der Signor Giovanni gekommen war, aber dann habe er ihn kennengelernt, und jetzt dürfe er ihn doch nicht allein lassen, bevor ein Schiff gefunden sei.

Und Winckelmann, der Arglose, drückte ihm gerührt die Hand. „Wie gut das ist," sagte er freundlich. „Es hätte nicht viel gefehlt, und wir beide hätten einander nie zu Gesicht bekommen. Auf einer Station unterwegs bat mich ein Fremder, ihm meinen Platz zu überlassen. Hätte ich es getan, so wäre ich nicht mittags, sondern mitternachts angekommen und hätte Sie nicht kennengelernt, lieber Freund."

Sprach Arcangeli offenherzig von sich, so suchte er ein gleiches von Winckelmann zu erlangen und forschte ihn neugierig aus. Aber was sollte der ihm sagen? Das Schamgefühl des Menschen, der sich weder Kaufmann noch Handwerker noch Seemann oder Bauer nennen kann, schloß ihm den Mund gegenüber dem Schlichten, der sich von Tätigkeit und Bedeutung eines Präfekten aller römischen Altertümer keine Vorstellung hätte machen können. So antwortete er ihm ausweichend, konnte es aber doch nicht lassen, ihm von Rom zu erzählen, von Kardinälen und Nepoten, vom Palazzo alle quattro fontane und der Villa Albani und ihn zu einem Besuch aufzufordern.

Dann horchte Arcangeli auf, seine Augen funkelten, und Winckelmann wehrte lächelnd seinem ungestümen Fragen, wie wir uns wohl der allzu lebhaften Zärtlichkeiten eines geliebten Hündchens oder Kätzchens erwehren.

Arcangeli hatte eine Liebe zu Glanz und Farbe, zu allem, was reich, vornehm und prächtig war. Seine freilich abgenutzte Kleidung war vom besten Stoff und offenbar von einem geschickten Schneider gefertigt. Obwohl nur im Besitz einer geringen Barschaft war er im besten Gasthofe der Stadt eingekehrt, voll der kindlich-gierigen Freude an ein wenig Prunk, ein wenig Behagen, ein wenig Bedientwerden und Sichwohlseinlassen. Er war gewandt in allen kleinen Dingen, er half dem sorgsamer



Studie für ein Familienbildnis. Von Prof. Max Liebermann

(Aus Velhagen & Klasings Künstlermonographien: Max Liebermann. Von Hans Rosenhagen)

Rechnung und vorteilhaften Einkaufes Unkundigen bei Besorgungen, etwa, wenn es galt, Tabak, Früchte, Schreibzeug zu erstehen oder geringe Schäden an Schuhwerk und Kleidung bessern zu lassen. Natürlich, er erwartete keinen Lohn, und jedes Anerbieten eines solchen hätte ihn kränken müssen. Aber er ließ es sich gern gefallen, daß Winckelmann im Kaffeehaus für ihn zahlte oder ihn bat, auf seinem Zimmer sein Gast zu sein.

Allein das waren Geringfügigkeiten, und die fürsorgliche Anhänglichkeit, die er Winckelmann bewies, stand auf anderem Grunde, wurzelte in freier Zuneigung. Er ersetzte ihm reichlich jeden anderen Umgang und fast zeigte er sich eifersüchtig auf Serafina, das kleine, zarte, dunkle Geschöpfchen, dem Winckelmann manchmal mit Freundlichkeit und Rührung über die Haare strich und eine Frucht oder einen halben Paolo zusteckte.

„Sie waren doch solange in Wien. Haben Sie die Kaiserin gesehen?“ fragte Arcangeli einmal, als sie sich nachmittags im Girotschen Kaffeehaus gegenübersaßen.

Winckelmann lächelte. „O ja, mein Freund, und von Angesicht zu Angesicht. Sie und den Fürsten Kaunitz, ihren Minister. Und gesprochen habe ich auch mit beiden. Und mehr als einmal.“

Arcangelis Miene zeigte ungläubiges Erstaunen.

„Gesprochen auch? Da sind Sie wohl bei ihr im Schloß gewesen? Zur Audienz?“

Winckelmann nickte belustigt.

„Waren Sie auch bei der Tafel?“

„Bei der Kaiserin nicht, wohl aber beim Fürsten.“

Arcangelis Augen glänzten. Offenbar ließ er sein Mißtrauen fallen. Wollte der Signor Giovanni ihn zum besten haben, so hätte er doch gewiß erzählt, er hätte bei der Kaiserin gespeist, und zwar von einem goldenen Teller und mit einem diamantenbesetzten Messer.

„Hat sie Ihnen auch etwas geschenkt? Etwas Schönes? Etwas Kostbares?“

„O ja,“ sagte Winckelmann lächelnd. „Schaumünzen, goldene und silberne, Stücke von der herrlichsten Arbeit und von hohem Wert.“

„Oh, Sie werden sie mir zeigen, Signor Giovanni! Ja? Versprechen Sie es mir?“

„Ich habe sie wohlverpackt und verschlossen. Sie liegen zu unterst in meinem Koffer. Es würde Mühe machen, sie hervorzuholen.“

„Oh,“ sagte Arcangeli bedauernd, und Winckelmann hörte Zweifel und Unglauben aus seiner Stimme heraus.

„Zeigen Sie sie mir doch,“ bat Arcangeli nach einer Weile wieder.

„Nun, vielleicht. Ich will sehen.“

„Ja? Und werden Sie sie den andern auch zeigen? Denen an der Wirtstafel?“

„Bewahre,“ lachte Winckelmann, „wenn der Wirt das sieht, dann schlägt er mir ja gleich einen Dukaten auf die Zeche auf.“

„Aber mir werden Sie sie doch zeigen? Gewiß?“

Winckelmann versprach es. „Morgen, morgen, mein Freund. Morgen zeige ich sie Ihnen. Morgen nachmittag. Ich habe ohnehin etwas in meinem Gepäck zu ordnen.“

„Sie sind bei der Kaiserin gewesen,“ sagte Arcangeli nach einer längeren Pause halblaut. „Sie schreiben wohl immer soviel, weil Sie ein Gelehrter sind. Aber was ist das eigentlich für ein Buch, in welchem Sie morgens lesen, das mit den seltsamen Lettern? Ist es auch ein christliches?“

Winckelmann erklärte, es sei eine griechische Dichtung. Und nun sprudelte Arcangeli stolz einige gänzlich verstümmelte neugriechische Worte hervor und wunderte sich, daß Winckelmann sie nicht verstand. Er schwieg nachdenklich, fragte dann noch einmal, wie er zur Kaiserin gekommen sei, und als Winckelmann ihm eine unbestimmte Antwort gab, wiederholte er eindringlich: „Aber die Münzen werden Sie mir morgen doch gewiß zeigen?“

Winckelmann erneuerte lächelnd seine Zusicherung.

Und dann schlenderten sie wieder durch die Straßen, und wieder hörte Winckelmann wohlgefällig dem munteren, ernsthafteifrigen Geplauder seines Gefährten zu. Wie wohl das tat, nicht immer Fragen nach seinen Arbeiten, nach seinen Meinungen zu hören, oft genug töricht und flach, wenn auch wohlgemeint, keine hohlen, geschwätzigen, anmaßenden Kunsturteile vernehmen zu müssen. Hier aber war Treuherzigkeit, Einfalt, Natur; hier sprach ein ursprünglicher, unverbildeter, gesund aus der Tiefe gewachsener Mensch. Und er selbst? Wer war denn er? Ein Schustersohn, nicht in Dämmerung und Dürftigkeit, sondern in Dunkel und Not aufgewachsen, Kurrendeschüler, Stipendiat, oft gedemütigter Hauslehrer, hungernder Schulmeister, gedrückter Brotarbeiter war er vier Fünftel seines Lebens hindurch gewesen. Tat es nicht wohl, im zwanglosen Umgang mit einem gleich ihm dem Volke Entsprossenen sich dankbar seines Ursprungs zu erinnern, seines Ursprungs und der Beharrlichkeit und Leistung, die ihn über diesen Ursprung hinausgetragen hatten?

Aller Unruhe hatte er vergessen. Für kurze Zeit wollte er hier am Ziel sein, gesättigt am Augenblick, an Arcangeli, Serafina, dem Blick aufs Wasser, der Sonne, den Blumen, dem Grün der Bäume, am Anschauen und Mitfühlen tausendfältigen Lebens, wie es den Menschen und aller anderen Kreatur gemeinsam ist. In Rom warteten seiner neue Pläne, neue Arbeiten, Anforderungen und Pflichten. Hier wollte er noch einer kurzen, nicht selbstgewählten, sondern ihm aufgedrungenen, nein, ihm geschenkten Ruhe genießen. Er, der auf Ruhm, auf Menschenbeifall, auf Gekanntsein und Gegrüßtwerden kindlich Erpichte, genoß hier inmitten grellheißer Sommertage, Menschenhastens und Straßenlärms, ungekannt und von allen seinesgleichen entfernt, eine herbstlich-goldene Stille, reife und heitere Mittagsruhe, ehe er von neuem den Kahn hinausstoßen ließ in das mittägliche Leuchten des unendlich erblauenden Meeres, ehe er zu neuem Wirken ansetzte, Krönung und Vollendung alles Früheren. Was in jünglingshaftem Rausch empfangen war, liebend bewahrt und im Herzen getragen, das sollte nun ans Licht gestellt werden mit gestärkter Hand, in kräftigster Bildung, meisterlichst leuchtenden Farben.

Aber noch war ihm letztes kurzes Spiel, heiter unbeschwertes Ausruhen gegönnt. Williger und glücklicher und mit gesättigtem Herzen würde er dann den neuen Anstieg zu unerklommenen Gipfeln beginnen.

Am nächsten Morgen griff er, wie er es gewohnt war, zum Homer. Des Gesanges Wahl dem Zufall überlassend schlug er die Odyssee auf und geriet an jene Stelle des elften Gesanges, da der Schatten des jäh zum Hades gefahrenen Elpenor, des Knaben unter Odysseus' Gefährten, den göttlichen Dulder anfleht und beschwört, zur Insel Aiaia zurückzukehren und seinen Leichnam nicht unbeweint und unbestattet fern von der lieben Heimat am fremden Strande zu lassen.

Winckelmann schob das Buch zurück und schloß die Augen. Plötzlich sprang er auf, von heißem Drang zum Lebendigen getrieben, lief auf den Korridor und klopfte an Arcangelis Zimmertür. Es kam keine Antwort, er faßte die Klinke und merkte, daß die Tür verschlossen war. Sollte Arcangeli schon ins Kaffeehaus gegangen sein? Sonst pflegten sie diesen ersten Morgenweg gemeinsam zu machen.

Im Kaffeehause fand er ihn nicht und nahm einsam und bedrückt sein Frühstück ein. Kaum war er fertig, als Arcangeli hastig eintrat, ihm beide Hände hinstreckte und sich wortreich entschuldigte: er habe einige Besorgungen machen müssen. Winckelmanns Verstimmung war verschwunden, und gemeinsam gingen sie zum Hafen. Viezzoli schwor bei allen Heiligen, am nächsten Tage in See zu gehen, und ein Kaufmann, der dabeistand, und dessen Fracht des Schiffes Ladung ausmachte, bestätigte es. „Sie können sich darauf verlassen, Signore," sagte er zu Winckelmann. „Das Schiff hat für weitere Ladung keinen Raum mehr, und er hat keinen Grund, länger zu zögern."

„Nun, also morgen werden wir uns trennen müssen, mein Freund," sagte Winckelmann bedauernd, als sie den Burghügel hinanstiegen.

„Aber heute werden Sie mir doch noch die Münzen zeigen?" bat Arcangeli wie ein Kind, das fürchtet, man wolle ihm ein versprochenes Geschenk vorenthalten. Winckelmann bestätigte es lachend. Später rasteten sie auf der Höhe über der Stadt. Ein großer, gelbleuchtender Schmetterling ließ sich auf Arcangelis linker Hand nieder und wollte nach sekundenlangem Verweilen wieder auffliegen. Aber mit einer raschen, raubtierhaft geschmeidigen Bewegung seiner kräftigen, wohlgeformten Rechten hatte Arcangeli das Tier erhascht und zerdrückt. Lachend warf er die ungestalte kleine Leiche zu Boden. Winckelmann sah ihn gedankenvoll an. ‚Ja, er ist ein Stück der Natur und ihres Lebens selber,' fuhr es ihm einen Augenblick durch den Sinn, ‚lachend, unfühlend und grausam in der schönen Unschuld des Raubtiers.'

Arcangeli spielte gleichmütig mit seinem langen, nach oben zu sich verdickenden Stock, dessen breiten, knochengeschnitzten Knauf ein flatterndes Band von feuerfarbenem Stoff schmückte. Jetzt erhob er sich, dehnte lässig die Glieder und lehnte sich an den Stamm der Eiche, in deren Schatten sie Kühlung gesucht hatten. Den Stock wandte er spielerisch um, daß sein oberes Ende mit dem Flammenband den Boden berührte, schlug lässig das rechte Bein über das linke und machte eine Bewegung, als wollte er die Arme verschränken. Wie eine erlöschende, noch einmal aufzuckende Flamme bewegte sich das Band im leichten Winde, dann lag es regungslos am Boden, und Winckelmann erschauerte: so sehr gemahnte ihn Arcangelis Haltung an den Genius mit der umgekehrten Fackel auf dem Grabmal der Clymene. Dann sprang er auf, schüttelte den Kopf und zog den Gefährten mit sich fort. Wie? Arcangeli? Genius des Todes? Nein, Leben war er, Farbenpracht und

Fülle, Kraft und Biegsamkeit, Gefäß heiß und freudig strömenden Blutes. Bild und Bote des Todes, das mochte jener andere sein, der mit den Blatternarben, der Große, Traurige, Schwarzgekleidete. Wer weiß, was ihm hätte geschehen können, wenn er sich seiner Bitte willfährig gezeigt hätte.

Sie waren wieder in der Stadt, schritten über den menschenreichen Corso, plötzlich zuckte Winckelmann zusammen und preßte heftig Arcangelis Arm. Ein blasses, blatternarbiges Gesicht sah aus dem dichten Menschengewühl auf der anderen Straßenseite zu ihm herüber, große, schöne, traurige Augen.

„Sehen Sie nur — — —“ sagte Winckelmann und wollte hinzufügen: das ist der, um dessentwillen ich beinah Ihre Bekanntschaft versäumt hätte, aber er brach mitten im Satze ab, ein plötzliches Erschrecken rührte ihn an, ihm war, als habe er einen Freund preisgeben, einen Bruder verraten wollen. „Nein, nichts, ich habe mich geirrt, ich glaubte, da ginge unser Gastwirt,“ setzte er hastig hinzu.

Eine jähe Ahnung ließ Winckelmann das eigene Geschick dunkel mit dem des Wundarztes verbunden erscheinen. Er wollte auf ihn zu, aber schon war er im Gedränge verschwunden, Menschen stauten sich und gaben wieder Raum, ein Leichenzug kam vorüber. Winckelmann fuhr zusammen. Fort, fort! An was hatte er sich verloren? Um wessen willen Tage um Tage versäumt? Er mußte fort, mußte nach Rom, zur Stadt der Ewigkeit, nach Griechenland, in den Orient, der aufgehenden Sonne entgegen. Ihn, der nichts gekannt hatte, als Leben und aber Leben, der zu nichts anderem berufen war, als dieses Lebens formgewordenen Geist brünstig zu umfassen und tiefsinnig und begeistert zu deuten, ihn riß es plötzlich über dieses Leben hinaus, weiter, weiter, vorbei an irdisch begrenzten Zielstätten, vorbei an Tempeln und Götterbildern von Elis und Olympia zu der Höhe, da diese Götter selber wohnten; tiefer griff nun in griechischen Boden seine flammende Sehnsucht hinein als nur bis zu der Schicht, da gestürzte Meißelwerke vergraben und verschüttet lagen, und zaghaft und scheu, ein Dämmervogel, umflatterte sie die verborgenen Eingänge zur Unterwelt, zum Reich der Schatten — — —

„Ich habe mich bedacht. Ich reise heute noch zu Lande nach Venedig. Mit dem nächsten Postwagen. Ich habe keine Lust mehr, mich von Viezzoli nasführen zu lassen.“

„Heute noch?“ sagte Arcangeli erstaunt. „Heute noch?“ Seine Stimme war nachdenklich geworden. „Aber die Münzen werden Sie mir doch noch zeigen?“ setzte er rasch hinzu.

„Ja, ja,“ antwortete Winckelmann mit ungeduldiger Abwehr. Was wollte er denn mit den Münzen? Begriff er nicht, daß es jetzt um anderes ging? Aber wie konnte er der Kinderfreude am Blanken und Kostbaren zürnen? Ja, gewiß, er sollte sie sehen, das nahm ja nicht viel Zeit.

Sie eilten an einer Kirche vorüber, die Tür stand offen, kühl, schwarz, gähnend wie ein geöffnetes Grab. Und Winckelmann starrte einen Augenblick lang hinein, ohne wie sonst mit einem leichten Lächeln auf den vorwurfsvollen Blick zu antworten, mit dem Arcangeli ihn sonst bei solchen Anlässen zu strafen pflegte. Denn während dieser vor jeder offenen Kirchentür den Hut zog, sich bekreuzigte und verneigte, pflegte Winckelmann gleichgültig vorüberzugehen, obwohl er in Rom Titel und Kleid eines Abbate trug.

Auf dem dunklen Korridor begegneten sie Serafina an der gleichen Stelle, an der Winckelmann zum ersten Male Arcangelis ansichtig geworden war. Er sah ihr rasch in die Augen, und wieder empfand er jene plötzliche Traurigkeit, die bei seiner ersten Begegnung mit dem Mädchen über ihn gekommen war. Winckelmann betrat sein Zimmer, gleich darauf kam Arcangeli, der, wie er sagte, um Hut und Stock abzulegen, zuerst in die eigene Stube gegangen war.

Winckelmann wollte ihn schnell abfertigen und dann zum Wirt gehen, um nach seiner Rechnung und der nächsten Postkutsche zu fragen. Er schloß den hohen, in einer Ecke auf dem Fußboden stehenden Koffer auf, beugte sich über ihn und suchte. Plötzlich durchzuckte ihn die Erinnerung an einen Tag in Herculaneum, da er sich so über einen eben ausgegrabenen römischen Marmorsarkophag gebeugt hatte; er ergriff das Kästchen, da glitt ein schmaler Schatten an seinem Gesicht vorbei, eine Schlinge würgte seinen Hals, er ließ das Kästchen fallen und warf sich herum. In Arcangelis Hand blitzte ein Messer, Winckelmann griff danach mit der Linken; mit der Rechten packte er den Gegner an Hemd und Kamisol. Tisch und Stühle polterten zu Boden, keuchend rangen die beiden, eng verschlungen gelangten sie in die Mitte des Zimmers, schon glaubte Winckelmann die Oberhand zu gewinnen, da glitt er aus, beide stürzten, Winckelmann rücklings und schon spürte er Arcangeli auf sich knien und Messerstiche in Brust und Unterleib fahren.

Die Tür wurde aufgerissen, Serafina stürzte ins Zimmer, wurde noch bleicher als sonst und schrie: „Gott! Gott!“ Arcangeli sprang auf, gab ihr einen Stoß, daß sie taumelte, und lief aus der offen gebliebenen Tür. Serafina kniete neben Winckelmann und starrte ihn bebend an. Mit einer matten Bewegung riß er Weste und Hemd auf und sagte leise: „Gaurda, guarda, cosa mi ha fatto — sieh, sieh, was er mir angetan hat.“ In seinem Blick lag ein ruhiges und sanftes Erstaunen. Er wollte noch etwas sagen, aber die Kraft verließ ihn. Serafina preßte ein Handtuch gegen die Wunden und drückte Winckelmanns Hand darauf, um die Blutung zu hemmen. Sie stieß einige Worte hervor, die er nicht verstand, und eilte davon, um ärztliche Hilfe zu holen.

Ob seit ihrem Weggang Sekunden, Minuten oder Stunden verflossen waren, wußte Winckelmann nicht. Fast hatte er vergessen, was geschehen war. Er empfand nichts als ein Würgen am Halse. Er wollte rufen, aber er konnte nicht. Mühsam richtete er sich auf, und ihm war, als brauchte er Stunden dazu. Eine Hand auf die Wunden gepreßt, mit der anderen sich gegen die Wand stützend, schleppte er sich zur Tür. Er gelangte an den Spiegel, er sah ein bleiches, bläulich angelaufenes Gesicht, sah das Ende der Schlinge um seinen Hals. Eine dunkle Erinnerung wehte ihn an: des Ktesilaus sterbender Fechter mit der Schlinge um den Hals im Campidoglio, den er selbst gedeutet und beschrieben hatte. Und da kam ihm sein volles Bewußtsein wieder, er begriff alles und sank zusammen.

Jetzt kamen Rufe und Schritte näher, die Stube füllte sich mit Menschen, den Wirtsleuten, dem Hausgesinde, Fremden, Amtspersonen, Ärzten, Kapuzinern. Man trug ihn auf sein Bett, man fragte, man redete, man untersuchte, man löste die würgende Schlinge von seinem Halse. Winckelmann ließ alles mit sich geschehen, hielt die Augen geschlossen und gab nur selten kurze und mühsame Antworten. Zweimal schlug er die Augen auf. Das erstemal, als er Serafinas Stimme hörte, die in einer Ecke kniete und angstvoll, die großen Augen auf das Gesicht des Sterbenden gerichtet, die Litanei zu allen Heiligen betete. Als sie an die Stelle „omnes sancti Angeli et Archangeli, orate pro nobis“ kam, da sah Winckelmann sie erstaunt an, seine Augen weiteten sich, und er sagte langsam, in flehendem Tone: „Verfolgt ihn nicht — — tut ihm nichts — —“

Dann fielen die Lider abermals über die Augen, und ein halb Bewußtloser empfing er die Sakramente. Darauf machte sich wieder einer der herbeigerufenen Ärzte mit ihm zu schaffen. Winckelmann erkannte eine Stimme, sah noch einmal auf und blickte in die großen, schönen, traurigen Augen des Mannes mit den Blatternarben. Da ging ein Zucken über sein Gesicht, er streckte die Hand nach dem Blatternarbigen aus, aber die Hand griff in eine dunkle, gestaltlose Wolke, die sich ihm im nächsten Augenblick auch schon um Augen, Nase und Mund preßte.

Orchideen. Von Johanna Baeske

Wo die tropischen Gewächse
Schimmern matt im Mittagsglaste,
Hängt die Blüte an dem Aste
Fremd wie eine nackte Hexe.

Sahst du jemals Orchideen,
Die wie rote Vögel flattern
Zwischen Schlangen, zwischen Nattern
Sehnend sich zum Lichte drehen?

Pflanzen, die von Leben bluten —
Meine Seele faßt ein Schauer,
Trunkene Mänadenschwestern!

Denn ich muß gleich euch verglūten
An dem sel'gen Heut und Gestern
Rot in namenloser Trauer.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Aus nachgelassenen Aufzeichnungen von Luise v. Poellnitz

Es war ein feuchtkalter Novembersonntag des Jahres 1867 um die sechste Abendstunde. Das Leben Unter den Linden Berlins zeigte sich heute nicht besonders bewegt, denn der kalte Novemberwind, der, die Via triumphalis der Residenz entlangwehend, die Gasflammen flackernd tanzen machte, der feuchte Niederschlag, der sich als zäher Schlamm auf das Straßenpflaster legte, jagte die wenigen Fußgänger, denen man um diese Stunde begegnete, wo „tout Berlin" zu seinen Diners sich rüstet und die Theaterbesucher die Straße noch nicht beleben, ihren Zielen zu.

Die erste Etage des damals noch nicht in seiner jetzigen Pracht bestehenden Hotels des Ministeriums des Innern war in ihrer ganzen Frontbreite, soweit die Spalten der dicht geschlossenen dunkeln Vorhänge diese Wahrnehmung gestatteten, erleuchtet, nicht in jenem strahlenden Glanz der Erwartung eines großen Festes, sondern in dem matten, weichen Lichte eines behaglichen, vornehmen Heims, das die Intimen des Hauses empfängt. Vier bis fünf kleine elegante Coupés huschten auf ihren Kautschukrädern unhörbar in kurzen Zwischenräumen in die hell erleuchtete Einfahrt; dann schlossen sich die breiten Torflügel, der gewichtige Portier zog sich, nunmehr seiner ungestörten Sonntagsruhe sicher, in seine Loge zurück, und der zufällige Beobachter ging seines Weges weiter, nicht ohne ein wenig Neid im Herzen. Und zu beneiden waren die wenigen Auserwählten, die zu dem kleinen Zirkel gehörten, der sich jeden zweiten Sonntag um den gastlichen Tisch des liebenswürdigen und geistvollen Herrn dieses Hauses, des Ministers Graf Fritz Eulenburg versammelte. Welcher Geist wohltuenden Behagens hatte die mächtigen Räume des Hauses, die den Gast empfingen, zu lauschigen Plauderecken verengt und sie mit den Schätzen beider Indien geschmückt!

Graf Fritz Eulenburg, eine hohe, schlanke, elegante Erscheinung, mit fast unschönen, aber fein durchgeistigten Zügen, mit vollkommen edlen, wohlgepflegten Männerhänden, die in außerordentlicher Beweglichkeit seine Rede illustrierten, war vor einigen Jahren ausersehen worden, den für den Preußischen Staat so wichtigen Handelsvertrag mit Japan in Yeddo persönlich abzuschließen, und hatte auf einem Schiff unserer noch jungen Marine die exotischen Schätze des uns fast noch unerschlossenen Inselreiches in seine Heimat entführt. Sie schmückten jetzt die Räume, in denen er so lange Jahre als Herrscher seines Ressorts, treu in Leid und Glück zu dem bewundernswürdigen Genius Preußens und Deutschlands stehend, regierte. Die eigentlichen Privaträume des Ministers, die nach der Front Unter den Linden zu lagen, zeigten einen von den nach rückwärts gelegenen Repräsentationsräumen ganz verschiedenen Charakter. Tief dunkle, sattfarbige Damaststoffe deckten die Wände, geschmückt mit kunstvoll arrangierten Trophäen, fratzenhaften Götzenbildern und allen möglichen japanischen und chinesischen Kunstschätzen. Dicke, weiche, orientalische Teppiche dämpften jedes Geräusch und kleine, wie absichtslos hingestellte Möbelgruppen luden zum Plaudern, Schmollen oder Kosen ein. Keine einzige Gasflamme — außer in dem kleinen Speisesaal — blendete das Auge; hohe, durch Schirme japanischer Arbeit abgedämpfte Lampen verbreiteten ein behagliches, weiches Licht. Man kann sich denken, wie schöne Frauenköpfe und -schultern sich von diesem Hintergrund abhoben, und der liebenswürdige Herr dieser Räume wußte es wohl zu würdigen, daß selbst zu seinen kleinen, intimen Diners wir Damen, seinem feinen Geschmack huldigend, in großer Abendtoilette erschienen.

Nach den Grundsätzen dieses eleganten Lebemannes voll heiteren Lebensgenusses überstieg die Zahl der erwählten Gäste an seinem mit kulinarischem Kunstverständnis besetzten Tische zu diesen Sonntagsdiners nie die Zahl der Musen. Nie mehr als neun Personen reihten sich um die kleine runde Tafel.

Zu den Stammgästen dieser genußreichen Zusammenkünfte gehörten zwei Damen: die große Sängerin und kleine Baronin Pauline Lucca (Baronin von Rhade) und die Schreiberin dieser Erinnerungen. Selten, daß die Nichte des Ministers, Frau von Esebeck, die Witwe des Adjutanten unseres Kronprinzen (Esebeck hatte aus dem ruhmvoll überstandenen Feldzuge den Typhus heimgebracht, der seinem Leben ein Ziel setzte) noch in tiefer Trauer an dem Zirkel teilnahm. Zu den regelmäßigen männlichen Gästen gehörten der Gatte der kleinen Diva, Baron Adolf von Rhade, und Graf Heinrich Lehndorff, der Lieblingsadjutant unseres Monarchen, zwei prachtvolle, echt norddeutsche Erscheinungen — letzterer so sympathisch und liebenswürdig, wie ersterer unsympathisch und junkerhaft. Außer diesem „eisernen Bestand" wechselten an der Tafelrunde: Prinz Nikolaus von Nassau, der seinen Groll gegen Preußen bereits vergraben hatte; der Hofmarschall des Prinzen

Karl, der alte liebenswürdige Marchese Lucchesini; der Bruder des Hausherrn, Graf Philipp Eulenburg, Kommandeur eines, wenn ich nicht irre, in Magdeburg garnisonierenden Ulanenregiments; der verflossene Gesandte Hessen-Kassels, Exzellenz von Schachten, ein Chevalier de l'ancien régime, der noch in den Erinnerungen des seligen Wiener Kongresses schwelgte; Hans von Rochow, der Gegner Hinckeldeys in dem tödlichen Duell; Graf Waldersee, damals Marinekapitän, und — Graf Otto Bismarck.

Diese kleinen Diners waren Lichtblicke in den Rout-Drangsalen des Hof- und Hofgesellschaftslebens, waren viel beneidete, sagenumwobene Abende im Märchenlande des feinen Geschmacks, der geistvollen Plauderei, des harmlosen Verkehrs; waren aber auch fest geschlossene Zirkel gegen jeden unberufenen Eindringling. Der Herr des Hauses, der mit feinem Spürsinn diese verwandten Elemente um sich versammelte, stellte mit seinem glänzenden Redetalent, das so oft auf den weltbedeutenden Tribünen unserer Regierungshäuser seine Macht bewährte, den Hauptanteil der Unterhaltung, der kein Gebiet fremd war.

Einer dieser Abende, an dem Graf Bismarck mit einzelnen Enthüllungen über das Jahr 66 den Mittelpunkt bildete, wird mir unvergeßlich bleiben.

Wir hatten uns nach einem fein komponierten Diner in einen der vorderen Salons verfügt und saßen, den ideal gebrannten Mokka aus kleinen, rohrumflochtenen japanischen Schalen schlürfend, in zwanglosen Gruppen umher. Man hatte hyperbelt über Menschenverstand und tierischen Instinkt, und Graf Eulenburg ließ einen kleinen japanischen Hund, den er von einer Reise mitgebracht hatte, hereinführen. Das kleine schlitzäugige Tier erriet mit seinem untrüglichen Instinkt sofort meine Sympathie für sein ganzes Geschlecht, vom schönsten bis zum scheußlichsten Exemplare, und hatte sich auf meinem Schoße unter zahllosen Windungen ein Nest gebaut, in dem es, sich mit einem Seufzer der Erleichterung und Befriedigung niederlassend, sofort in tiefen Schlummer sank. Die schöne weiße Hand meines Nachbars zur Rechten, des Herrn des Hauses, lag auf dem schwarzen, seidenweichen Fellchen; links von mir lehnte in einem Fauteuil in der Uniform der Halberstädter Kürassiere die Hünengestalt des preußischen Premiers. Die kleine Sangesfee neckte sich gegenüber in einer Gruppe mit den Grafen Lehndorff und Waldersee, und ihre süßen Märchenaugen und ihr trotzig geschürztes Kindermäulchen sprühten Funken und Geistesblitze.

Wir waren von Hundetreue auf Männertreue, von dieser auf Volksliebe und Gunst und schließlich auf den Feldzug des verflossenen Jahres gekommen, und beide Minister tauschten ihre Erinnerungen über den Vorabend der Eröffnung der Feindseligkeiten aus.

Graf Bismarck hatte von den Kämpfen gesprochen, die er in der Einsamkeit stiller Sommernächte in dem Parke seines Ministerhotels in der Wilhelmstraße mit sich selbst bestanden. Die unabweisliche Notwendigkeit des Krieges war ihm bewußt: er kannte den Widerstand unseres friedliebenden Herrn, kannte die ganze Gefahr, die der kleinsten Großmacht — nur einer Sympathie, der italienischen, sicher — gegen eine Welt in Waffen drohte, kannte den Widerwillen der Nation und ihrer Führer gegen den Bruderkrieg. Nur zwei Männer des Staates standen ihm in seinen Kämpfen treu und unentwegt zur Seite, die Grafen Fritz Eulenburg und Moltke. Ohne Begriff und Maß für die an ihm vorüberrauschenden Stunden, eine der ihm notwendigen schweren Havannas nach der anderen aufrauchend, fand der anbrechende Tag ihn oft auf derselben Stelle des stillen Parkes, an der das scheidende Abendrot ihn verlassen hatte. Täglich war sein einfaches Coupé die Rampe des königlichen Palais hinaufgerollt, täglich hatte er durch schwere Stunden seine ganze wunderbare Beredsamkeit dem Widerstande des Monarchen gegenüber aufgeboten; täglich hatte die Menge sich vor dem Palais gesammelt und die Abfahrt des Ministers mit Drohungen, mit erhobenen, geballten Fäusten begleitet, und das für seines Landes Heil und Größe einzig schlagende Herz des besten Patrioten hatte sich eines aufsteigenden bitteren Gefühls nicht erwehren können. Er fühlte: du wirst und mußt siegen, und diese Menge wird von deinen Erfolgen geblendet dir zujauchzen, während sie dich steinigen würde, sollte das Glück dir abhold sein.

Da kam der Abend des 15. Juni heran. Die Truppen standen kriegsbereit an der hessischen und hannoverschen Grenze; Graf Bismarck stand vor der Entscheidung, es mußte gehandelt, die Entscheidung noch heute von dem Monarchen erzwungen werden.

Der Graf hatte im Laufe des Nachmittages, auf eigene Verantwortung alle Brücken hinter sich abbrechend, eine Depesche an General Vogel von Falkenstein abgehen lassen mit dem bestimmten Befehl, falls er bis 5 Uhr morgens keine Konterorder habe, die Grenze zu überschreiten und die Feindseligkeiten zu eröffnen. Gegen Abend war der Graf in das Palais gefahren mit dem festen Entschluß, den König nicht zu verlassen ohne Entscheidung. Seine beiden treuen Paladine, die Grafen Moltke und Eulenburg, harrten in banger Erwartung der Entschließung des Monarchen, ersterer in seinem Hause, letzterer im Verein mit der Gräfin Bismarck und dem Baron von Keudel, jetzigem Gesandten am Quirinal, im Ministerium in der Wilhelmstraße.

Lange, bange Stunden spannten alle Fibern der Harrenden bis zur Unerträglichkeit. Bis 1 Uhr nachts dauerte der Kampf des Ministers mit dem weichen Herzen des regierenden Herrn, den Bluts- und Wahlverwandtschaft an die feindlichen Höfe fesselte, bis endlich nach langem, immer erneutem Zögern, unter heißen Tränen um die erste Morgenstunde König Wilhelm seinen Namenszug unter die Marschorder setzte.

Tief bewegt, doch voll Mut und Vertrauen in alle getroffenen Vorbereitungen, verließ der Minister das Palais, und das kleine Coupé rollte der Wilhelmstraße und einer sturmbewegten Zukunft entgegen.

Als der Graf den kleinen Salon seines Hauses betrat, das verhängnisvolle Papier wie ein Siegespanier schwingend, entrang sich ein Jubelschrei der Brust der Zurückgebliebenen. Graf Eulenburg, den es trieb, sofort dem harrenden Grafen Moltke die ersehnte Botschaft zu überbringen, stürmte die Treppe hinunter, den ersten ihm begegnenden Menschen, den alten Portier, im Übermaß seines Gefühls an die Brust drückend und in wilden Bacchantenkreisen bis zum Haustor wirbelnd.

Kopfschüttelnd starrte der alte Cerberus dem zu Fuß durch die Nacht Stürmenden nach, der mehr laufend als gehend, atemlos die Wohnung Moltkes erreichte und die Klingel zog.

Still, wie im tiefen Schlafe lag das Haus, kein Lichtschimmer verriet die bange Erwartung, mit der der alte General in höchster Spannung auf das erlösende Wort wartete. Er hatte gegen Mitternacht die ganze Dienerschaft zur Ruhe geschickt und öffnete jetzt selbst, einfach, ernst und schweigend, in voller Generalsuniform, den Helm im Arme und Lackstiefel an den Füßen, dem stürmisch erregten Freunde das Haustor. Es bedurfte keines Wortes: beide Männer sanken sich in die Arme, und Graf Moltke trat sofort zu Fuß den Weg nach dem Palais des Königs an. Die ganze Nacht hindurch herrschte bewegtes Leben zwischen des Königs Residenz, dem Auswärtigen Amt und den verschiedenen Kommandos und Ministerien. Vom Ministerium in der Wilhelmstraße blitzte der elektrische Draht nochmals die Marschorder an den General Vogel von Falkenstein. Diese Depesche hat den General niemals erreicht, die Hessen hatten die Telegraphendrähte durchschnitten, und wenn Graf Bismarck nicht noch in der letzten Stunde dem König die Entscheidung entrang, so überschritt der Kommandierende die hessische Grenze, die Konterorder vergebens erwartend und — dies Graf Bismarcks eigene Worte — das Haupt des preußischen Premiers lag als das eines Hoch- und Staatsverräters auf dem Richtblock!

Graf Bismarck hatte zuerst in unserer engeren Konversation seine Worte an die Schreiberin dieser Zeilen gerichtet, bald aber hatte sich der ganze Kreis um unsere Sitze gruppiert und lauschte den interessanten Enthüllungen des Grafen, die er ja in einem genau gekannten Freundeskreise gab. Wir waren auf der eingeschlagenen Bahn weiterschreitend zu den Ereignissen des Feldzuges gelangt, zu den Fehlern von Nachod, zu dem Kampfe von Gitschin bis zur Entscheidungsschlacht von Königgrätz. Graf Bismarck bestätigte die bekannte Anekdote von der dem Grafen Moltke auf dem Schlachtfelde angebotenen Zigarre, sprach auch von den schweren und tiefen Sorgen des großen Strategen, der dem Ausgange des Kampfes durchaus nicht mit so sanguinischen Hoffnungen entgegensah, wie man glaubte. Wenn das allerdings großartig geplante und auch durchgeführte Manöver der Armee des Kronprinzen nicht gelang, war die Schlacht verloren. Aber es gelang, wurde ausgeführt, wie es geplant war. Der Verlauf der Schlacht ist bekannt: nach dem Eingreifen der kronprinzlichen Armee Sieg auf allen Punkten. König Wilhelm, von einer fieberhaften Erregung bis zur Exaltation getrieben, setzte sich selbst mit jugendlichem Feuereifer an die Spitze der den fliehenden Feind verfolgenden Kavallerie; es gelang Moltke erst nach energischen Vorstellungen, den König zurück und in sein Hauptquartier Schloß Nikolsburg zu führen. Der greise Sieger hatte 16 Stunden ununterbrochen zu Pferde gesessen, seine Nerven waren aufs höchste angegriffen, seine Kraft nur noch von dem Glücksgefühl des erregenden Erfolges aufrecht gehalten. Als er vom Pferde stieg, taumelte der König, und es war nur dem schnellen Hinzuspringen des Grafen Lehndorff zu danken, daß er nicht zu Boden sank. An Ruhe war nicht zu denken. Der Kronprinz und Graf Bismarck trafen mit dem Stabe im Hauptquartier ein.

„Das war die schwerste Nacht meines Lebens, Preußens Ruhm und Zukunft standen auf dem Spiele und Deutschlands Einheit und Größe!“ rief Graf Bismarck aus. Die ganze Hofgesellschaft kannte die Abneigung der Kronprinzessin gegen den Grafen, der ihrer englisierenden Politik durchaus und offen feindlich, oft bis zum scharf zugespitzten Wortgefecht selbst auf dem Parkett des Salons entgegentrat. Der Einfluß der Kronprinzessin auf ihren Gemahl war damals noch bedeutend, ja furchterregend für jedes patriotische Herz. Ich war zu der Frage wohl berechtigt, ob der Graf in jener Nacht unter der Gegnerschaft des Kronprinzen besonders gelitten habe, denn niemand hätte vorausgesetzt oder nur geahnt, daß es der König gewesen, der dem Minister entgegengetreten sei. „Nein,“ antwortete der Graf, „in jener Nacht hat der Kronprinz fest und treu zu mir gehalten!“

Der Kronprinz und Graf Bismarck waren zum König gerufen worden. Ehe

man das Hauptquartier erfahren und gefunden, war es spät in der Nacht geworden. Graf Lehndorff hatte seinen Diener mit dem Gepäck verloren, konnte sich nicht umkleiden und hatte sich einen schön rund gestopften Strohsack vor die Tür seines Herrn geschleift, auf dem er gestiefelt und gespornt, bedeckt mit allem Staub und Schmutz der Schlacht, erschöpft niedersank und in einen todähnlichen Schlaf verfiel. Seine Vorsicht, die Tür seines Herrn mit seinem Leib zu decken, würde diesen schwerlich vor Verrat oder Gefahr haben schützen können, denn als des Grafen alter Diener Friedrich, ein Faktotum des Lehndorffschen Hauses, ihn endlich gegen Morgen entdeckte, hat dieser ihm Stiefel und Kleider vom Körper gezogen, ihm, da er von dem runden Strohsack bald nach rechts, bald nach links herunterkollerte, ein Lager bereitet und ihn darauf gebettet, ohne daß der Graf eine Ahnung gehabt hätte, was mit ihm geschah.

Drinnen kämpfte Graf Bismarck indessen einen schweren Kampf mit König Wilhelm. Dieser, aufs äußerste vom Siegestaumel erregt, verlangte mit anbrechendem Morgen die weitere Verfolgung des Feindes und dessen Demütigung bis zum Siegeseinzug in Wien. Graf Bismarck stellte dem Herrscher die Unmöglichkeit eines solchen Handelns vor. Die Armee war aufs äußerste angegriffen, sie trug Cholera und Typhus in ihren Gliedern. Die Folgen der schlechten Feldlager in Böhmen bei überaus nassem Wetter, die fast unpassierbaren schlechten Wege hatten Schuhwerk und Kleidung fast zerstört; die Truppen hatten in der Schlacht Unglaubliches, Unbegreifliches an zäher Pflichterfüllung geleistet — sie waren am Ende. Neue Streitkräfte waren nicht heranzuziehen, die Main-Armee konnte nicht verringert werden, man mußte dem Feinde goldene Brücken bauen, um die eigene Schwäche zu maskieren. Der König wollte nicht glauben, nicht begreifen, „weinend wie ein Kind" — Graf Bismarcks eigene Worte — warf er sich in die Sofaecke, mit geballten Fäusten seine tränenden Augen deckend und rief: „Man will den Sieg, den Ruhm mir schmälern, ich will nicht einhalten, will nicht nachgeben, ich bin von Staatsverrätern umgeben!"

Ich führe jetzt den Grafen sprechend ein, um seine eigenen, mir unvergeßlichen Worte genau wiederzugeben: „Der Mann, der da vor mir lag, den ich vergötterte, für den ich mich in Stücke hätte hauen lassen, verlangte von mir wie ein Kind den Mond vom Himmel! Seine Wünsche waren unausführbar; meine Pflicht gegen mein Vaterland gebot mir, ihm entgegenzutreten. ‚Majestät,' erwiderte ich, ‚so bleibt mir nichts zu tun, als mein Amt als preußischer Premier Eurer Majestät wieder zu Füßen zu legen! Ich bin fortan nur noch Eurer Majestät Major in der Armee, und das erste österreichische Karree ist mein Tod! Ich, der die Notwendigkeit dieses Krieges für Preußen erkannt und gegen eine Welt von Widersachern alles daran gesetzt habe, ihn ins Werk zu führen, darf besiegt nie nach Berlin zurückkehren. Die Armee ist dezimiert; ein Schritt weiter, und Frankreich greift in die Aktion ein. Es bedarf nicht einer Heeresmacht gegen uns: wenige französische Bataillone auf dem Schienenwege durch Bayern uns entgegengeworfen, jagen unsere ganze disponible Kriegsmacht über den Haufen.' Ich bat, mich zu entlassen! Hier legte sich der Kronprinz ins Mittel; er verstand und begriff mich vollkommen, und mehr erschöpft als überzeugt gab der König nach!" — — So Graf Bismarck.

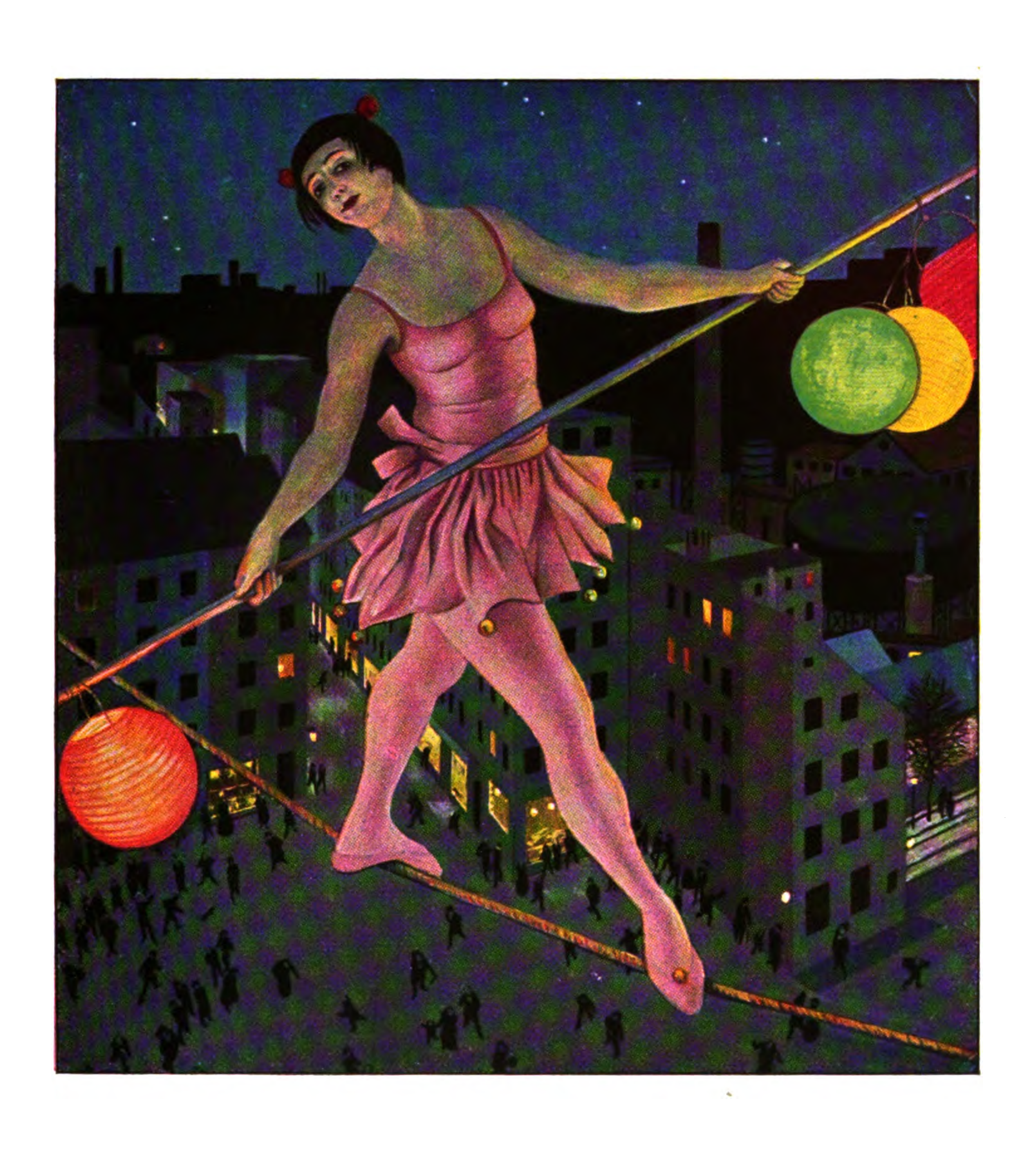
Obgleich ich erst nach Jahren diese Erinnerungen zu Papier bringe, steht die Stunde, in der ich Bismarcks Darstellung jener entscheidenden Ereignisse vom 3. Juli des Jahres 1866 so lebhaft vor Augen, als hätte ich sie erst gestern erlebt.

Der Golddelphin. Von Johann Luzian

Dort über Wäldern schwebt ein Wolkentier,
Verwandelt sich in funkelnde Gestalten:
Ein Elefant, ein Schwan, ein weißer Stier —
Zieht es dahin im Spiele der Gewalten.

Ein Fisch ist's nun — ein Golddelphin.
Im Abend leuchten Schupp' und Flossen.
Die Wälder aber jählings rund um ihn
Sind schwarz und spitz wie Lanzen aufgeschossen.

Es zieht dahin auf wunderbarer Spur ...
Die Waldharpunen sind ein Wurf der Schwäche.
Des Tieres roter Atem streift sie nur,
Und leise klirren sie zum Nebelgrund der Bäche.



Die Seiltänzerin. Gemälde von Hans Schöpflin



Berliner Bühnen

Theater von gestern

Man kann auch vorgestern sagen. Und grade in den unliterarischen Gegenden von Berlin erweist es seine Unentbehrlichkeit. Große Frankfurter Straße, hinterm Alexanderplatz! Hier gibt es Witwenbälle, und in den Schaufenstern der Modeläden kann man schicke Abendtoiletten für 11,90 RM kaufen. Das Publikum ist kleinbürgerlich. Das Schicksal der dramatischen Literatur ist dem Klempnermeister und dem Fräulein aus dem Seifengeschäft mit Recht gleichgültig. Sie wollen Theater haben, und das Rose-Theater führt die „Preciosa" auf. Es ist ausverkauft. Die Zuschauer sind begeistert. Für sie ist Pius Alexander Wolff, der die Zigeunernovelle des Cervantes dramatisiert und seine süß reimenden Verse goethisch aufgeputzt hat, ein echter Dichter, so wie er es auch für uns einmal war, als wir in glücklichen Zeiten das Gold der Dichtung und den Flittertand des Theaters nicht unterscheiden konnten. Webers Musik büßt auch in der handwerklichen Wiedergabe durch ein der Romantik entwöhntes Orchester nicht allen Zauber ein. Auf der Bühne riecht es nach Pappe und Leim, auch nach Staub. Aber auf einmal ist alle Unzulänglichkeit vergessen. Wir wandern mit dem edeln Don Alonzo, der scheußlichen Zigeunermutter und der lieblichen Heldin des Schauspiels durch den frischen grünen Wald und die große, weite Welt. Und wir lassen uns sogar die albernen Späße des stelzbeinigen Schloßvogts gefallen — das Theater von gestern, von vorgestern lebt. Auf diesen wichtigen Außenposten, die für viele Tausende die einzige Möglichkeit bieten, Schauspielkunst zu genießen, befindet sich die moderne Dramatik auf der großen Retirade.

Denn diese „Preciosa" im Rose-Theater steht nicht allein. Wer hätte es noch vor einem Jahre für denkbar gehalten, daß Gustav von Moser und Karl Laufs noch einmal über eine deutsche Bühne gehen würden? Sie waren die Kassen- und Publikumsfreude der siebziger und achtziger Jahre und hatten lange ausgedient. Aber siehe da, das Wallner-Theater bringt Mosers „Stiftungsfest" heraus, und es wird ein Erfolg. Im Theater in der Kommandantenstraße wird der „Tolle Einfall" von Karl Laufs ein höchst erheiternder Abend. Man ist in der Nähe des Dönhofplatzes, ein wenig berührt von dem Berlin, das die Fremden zu sehen bekommen. Der Regisseur Paul Marx hat deshalb dafür gesorgt, daß Herbert Döblin ein modernes Bühnenbild schuf. Es war überflüssig, stilwidrig. Was hätten unsre Eltern gesagt, wenn ihnen eine Jazzkapelle ein Ständchen gebracht hätte!

Warum führt man diese Stücke auf? Aus Verlegenheit. Man ersehnt volkstümliche Wirkung, und man glaubt, an diesen Volksbühnen mit Recht, daß die alten gemütlichen Schimmel besser ziehen als die modernen Traktoren, die einen so entsetzlichen Lärm verursachen. Und wie schnell sind auch sie veraltet. Über Wedekind ist der Regisseur gekommen. Das will sagen: seine Kunst, die noch vor kurzem ein Ausdruck der Zeit war, ist Geschichte geworden, wirkt nicht mehr un-



Maria Koppenhöfer. (Staatstheater)
Zeichnung von Marlice Hinz

mittelbar. Man muß ihr helfen. Im Theater am Nollendorfplatz läßt Karl Heinz Martin die „Franziska" spielen. Einst ein unerhörtes Wagnis. Man denke nur: ein nacktes Weib betritt die Bühne. Trotz der Durieux in der Titelrolle ist dieses moderne Mysterium altbacken, zumal wenn Veit Kunz, der Führer durch Höhen und Tiefen, so gar nichts von einem Dämon in der Verkörperung durch Heinz Salfner hat. Hallo, man macht Musik und Tanz dazu. Girls schmeißen die Beine. Saxophone quäken. Ein lärmender Hexenkessel, wenn in der Bar das Lied von den ausgefransten Hosen des armen Poeten ertönt. Ganz ähnlich läßt Robert in der Tribüne den „Liebestrank" mit Jazzmusik zur Groteske werden. Paul Wegener als wodkagläubiger Moskowiter, Adele Sandrock als verwitterte Zirkuskünstlerin machen sich über sich selber lustig. Sie bieten glänzende Leistungen, aber sie helfen Wedekind und uns nicht darüber hinweg: auch dieser „Liebestrank" ist schal, von gestern.

Im Staatstheater hat Erich Engel den „Erdgeist" und die „Büchse der Pandora", zu einer Tragödie von sieben Bildern zusammengezogen, inszeniert. Um Zensurschwierigkeiten zu begegnen, hat der Dichter selbst diese Fassung hergestellt. Die Wedekind-Philologen — „dieselben" gibt es — runzelten die Stirn: war es geboten, auf diese Notform zurückzugreifen? Hatten nicht beide Stücke, getrennt, ungeheures Aufsehen, volle Häuser gemacht? Jawohl. Aber gestern. Heute vermag uns der fürchterliche Abstieg des armen Tieres Lulu nicht mehr zwei Abende lang zu bewegen. Wir scheuen nicht mehr vor der Brutalität der Ereignisse, die ein Bauchaufschlitzer höchst stilgemäß zu Ende führt. Williger als die Leute vor zwanzig Jahren lassen wir uns von dem Dichter Wedekind packen. Auch von dem tragischen Narren. Doch die Schwabingerei, die sein Wesen und Wirken entscheidend bestimmt hat, ist alt geworden. Kathi Kobus, die Simpelwirtin, mitsamt den elf Scharfrichtern sind längst schon Legende. Man begreift nicht, warum das Staatstheater die „Lulu" aufgeführt hat. Denn Gerda Müller, der dämonischen Tragödin, fehlt der naturhafte Reiz, die naive Verderbtheit dieser Gestalt, und auch Kortners Begabung liegt auf einem andern Feld. Aribert Wäscher als Schigolch blieb in der Posse stecken, statt ins Unheimliche zu wachsen, und nur Lucie Höflich ließ wenigstens ahnen, daß ihre unglückliche Gräfin Geschwitz in Wedekinds Sinn die tragische Hauptgestalt des Stückes ist.

Neben Wedekind herrschten noch gestern die Russen auf dem Spielplan. Am Bülowplatz unternahm Erwin Piscator Gorkis „Nachtasyl" zu einem Drama von heute umzubiegen. Aber nach einer kurzen Einleitung, die uns das Grauen im Zuchthaus des Elends mit Finsternis und Heulen und Zähneklappen nahebringt, nimmt der Dichter das Wort. Er redet sehr viel. Agnes Straub fegt als Teufelin über die Bühne. Heinrich George, bärtig und breitbeinig,



Paula Batzer. (Volksbühne) Zeichnung von Marlice Hinz



Camilla Spira. (Lustspielhaus)
Zeichnung von Marlice Hinz

hadert mit dem Geschick. Granach predigt das Evangelium der Liebe. Aber wir werden nicht so aufgewühlt wie früher. Diese Armen klagen und handeln nicht, und als das lange Stück zu Ende ist, steht nichts im Wege, daß es genau so wieder von vorne beginnt.

Ferner noch als Gorki ist uns Tschechow gerückt. Russische Schauspieler haben viele Stücke von ihm gespielt. Das Moskauer Künstler-Theater brachte seine „Schwestern“ nach Berlin. Wir verstanden kein Wort und waren entzückt. Das Staatstheater hat das Verdienst der Uraufführung dieses Stücks in deutscher Sprache. Die Russengläubigen machen Jürgen Fehling, dem Spielleiter, den Vorwurf, er habe das Schauspiel zerdehnt. Bei den Russen sei alles viel inniger, zarter, aber auch knapper herausgekommen. Das Schillertheater ist für diese Kammermusik nicht geeignet. Doch war es nicht der einzige Grund des Mißgeschicks. Die „Schwestern“ sind kein Drama, und das stellt sich ganz klar heraus, wenn man jedes Wort versteht. Und dennoch: wer gern von gestern träumt, den hat dieser Abend glücklich gemacht, denn die Lossen, die Höflich, die Mannheim waren die Schwestern, an denen das Leben vorübergleitet und die in ihrer kindlichen Torheit nicht ahnen, daß das Ziel ihrer Sehnsucht, die große Stadt oder die große Liebe, keine schlaflose Nacht wert ist und kaum eine heimliche Träne.

Aber Shaw, der gekrönte Nobelpreisträger, das ist doch noch der Mann des Tages? Am Kurfürstendamm spielt Käthe Dorsch Major Barbara. Wieviel Freude hat es uns gemacht, als wir den tapfern Heilsarmeesoldaten zum erstenmal im Kampf mit dem Kanonenkönig sahen! Wie blitzte der funkelnde Spott des Iren, ganz gleich, gegen wen er sich wandte! Wie begierig lauschten wir, wenn er Verstand und Herz aus dem Schlaf der Gewohnheit rief! Wir haben inzwischen erlebt, daß die von Eugen Klöpfer mit schwer verständlichem Näseln vorgetragenen Beglückungstheorien des Herrn Undershaft auch bloß Gerede sind. Und nichts ist ärger als eine alltägliche Weisheit von gestern.

Klassisches Theater

Aber hat denn unser Theater nicht den „nötigen Vorrat dramatischer Dichtkunst“ in seinen Klassikern? Ist es nicht wichtige Aufgabe und hohe Freude, ihre Werke im-



Käthe Dorsch. Zeichnung von Egon Friedrich Maria Aders

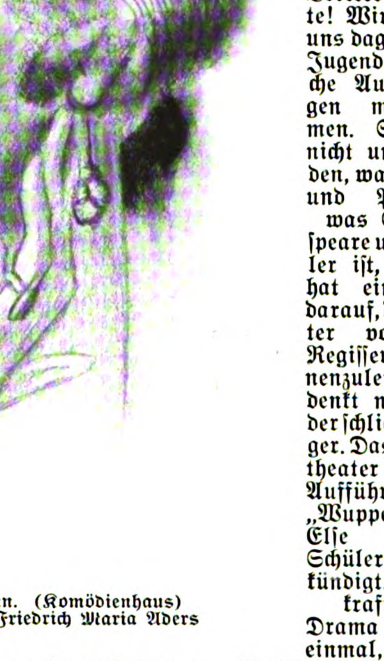
mer von neuem und namentlich für die Jugend lebendig zu machen? In Berlin traut man ihrer Zugkraft nicht. Über die staatliche Bühne des Schillertheaters führt Jürgen Fehling „Die Soldaten“ von Jakob Michael Reinhold Lenz, Goethes stürmischem Jugendfreund. Die lockere Folge von naturalistischen Bildern aus dem wüsten und dumpfen Garnisonleben des 18. Jahrhunderts vermochte eine militärische Begleitmusik nicht zusammenzuhalten. Eine Fülle schauspielerischer Leistungen, unter denen Lucie Mannheim als das Opfer galanter Herzlosigkeit und der ehrwürdige Arthur Kraußneck als mannhafter Feldprediger hervorragten, rettete die Komödie nicht vor dem Schicksal einer germanistischen Seminararbeit: der Literaturkenner war interessiert, der Theaterbesucher blieb unbefriedigt. Wichtiger war die von Leopold Jeßner inszenierte Aufführung des „Hamlet“ am Gendarmenmarkt. Jeßner gehört zu den geistig bedeutendsten Bühnenleitern, die wir haben, und es ist ihm zu danken, daß das ehemalige Königliche Schauspielhaus wieder in die Reihe der kämpfenden Bühnen gerückt ist. Auch seine Irrtümer sind Leistungen. Sein „Hamlet“, der den kommunistisch modernisierten „Räubern“ unter der Regie Piscators folgte, hat nicht viel Freunde gefunden. Er packt die Tragödie von einer neuen Seite an. Sie ist ihm der sieglose Kampf eines Menschen von Geist und Herz gegen einen „feisten und engbrüstigen Hof“. Dieser Hamlet unternimmt eine unglückliche Revolution. Denn der Fortinbras, in dem wir bisher immer den Bringer einer neuen und besseren Zeit erblickten, ist auch nicht anders als der Lumpenkönig Claudius; er stammt aus derselben Welt der Uniformen, gegen deren hohle Pracht sich Hamlet empört hat. Um diese Tendenz herauszubringen, unterstreicht Jeßner alles, was mit dem Hof zusammenhängt. Er steckt die Shakespeareschen Menschen in eine phantastische Tracht, die den glitzernden Prunk von höfischen Uniformen des 19. Jahrhunderts mit einigen Resten ritterlicher Rüstung verquickt. Und die auch äußerlich wichtigste Szene des ganzen Stückes wird die Aufführung des Dramas im Drama: ein kleines Hoftheater wird aufgebaut. Vorn an der Rampe, mit dem Rücken uns zugewandt, spielen die Mimen vor einem Parkett von Hofchargen. In der ersten Reihe sitzt Hamlet neben Ophelia und muß seinen Kopf in ihren Schoß betten, was seine Schwierigkeit und seine Unwahrscheinlichkeit hat. Um Oheim und Mutter beobachten zu können, ist er gezwungen, sich während des Spiels in die Hofloge im ersten Rang, tief im Hintergrund der Bühne zu begeben. Die Szene



Dagny Servaes. Radierung von Erich Goltz

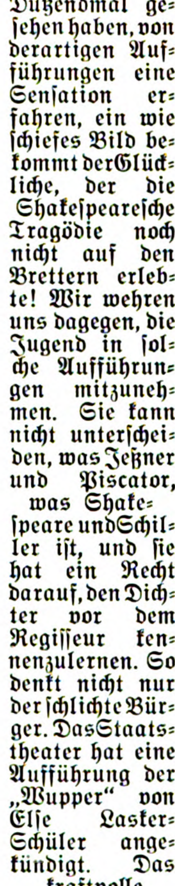
überrascht nicht nur, sie wirkt auch trotz dieser Unstimmigkeiten, und es ist gewiß keine Jeßnersche Bosheit, daß die Loge des Königs Claudius grade gegenüber der alten Hofloge errichtet ist.

Selbstverständlich wurde diese Aufführung politisch ausgemünzt. Man hat sogar festgestellt, daß Aribert Wäscher als Claudius einen verkürzten rechten Arm mimte. Dazu gehörten allerdings sonderlich scharfe Augen. Man glaubte in diesem Jeßnerschen „Hamlet“ die alte Gesellschaft parodiert und sehnte sich nach dem alten guten Hoftheaterstil zurück, über den man vor zwanzig Jahren so herzhaft gegähnt hat. Schwerer trifft der Vorwurf, daß dieses Weltanschauungsdrama wieder zur Haupt- und Staatsaktion des bestraften Brudermordes geworden sei. Und wirklich ist Kortner, der wundervolle Kaliban, kein Hamlet. Er ist blond und dick und etwas schmuddelig anzusehen. Er ist nicht der grüblerische Diener der Gerechtigkeit, sondern ein boshafter Troll. In Blandine Ebinger hat Jeßner keine Ophelia, sondern bloß einen kleinen Backfisch. Aber Paul Bildt als Polonius in Troddelmütze und Schlafrock wie im ordenklappernden Staatsgewand ist ein Mann von Humor, und selbst mit dem Geist von Hamlets Vater, der auch im Fegefeuer seine schneidige Kommandostimme nicht verloren hat (Fritz Valk), kann man sich vertragen. Der Humor der Totengräber läßt sich plattdeutsch vernehmen, und Arthur Kraußneck spricht die Erzählung vom wilden Pyrrhus mit jener wundervollen Klarheit und weisen Mäßigung, die über alles Komödiantentum sich hoch erhebt.



Erika von Thellmann. (Komödienhaus)
Zeichnung von Egon Friedrich Maria Aders

Das Mirakel des Abends war: auch dieser „Hamlet“ wirkte. Selbst ein so fragwürdiger Versuch konnte das Drama nicht morden. Shakespeare siegte über Jeßner. Aber — und hier geben wir den Gegnern des wagemutigen Intendanten recht — sind solche Experimente, solche artistischen Spielereien nötig? Shakespeare braucht wahrlich nicht aufgemöbelt zu werden, und wenn Zuschauer,



die den „Hamlet“ schon ein Dutzendmal gesehen haben, von derartigen Aufführungen eine Sensation erfahren, ein wie schiefes Bild bekommt der Glückliche, der die Shakespearesche Tragödie noch nicht auf den Brettern erlebte! Wir wehren uns dagegen, die Jugend in solche Aufführungen mitzunehmen. Sie kann nicht unterscheiden, was Jeßner und Piscator, was Shakespeare und Schiller ist, und sie hat ein Recht darauf, den Dichter vor dem Regisseur kennenzulernen. So denkt nicht nur der schlichte Bürger. Das Staatstheater hat eine Aufführung der „Wupper“ von Else Lasker-Schüler angekündigt. Das kraftvolle Drama ist schon einmal, bald nach dem Kriege, expressionistisch verregisseurt worden. Jetzt wendet sich die Dichterin in einem offenen Brief an den Intendanten und bittet mit erhobenen Händen um die ehrwürdige Kulisse, den süßen Fetzen, d. h. um simples Theater ohne kunstgewerbliche Spintisiererei, so wie es auch die Leute in der Großen Frankfurter Straße gern haben.

Liebe und Ulk

Den Vortritt hat „Die Königin“. Nicht die Operette, die Oscar Straus mit leichter Erfindung geschrieben hat und in der es sich darum handelt, daß Exkönigin



Elisabeth Bergner. Studie von Eugen Spiro

Helena den Präsidenten der Republik heiratet. Dieser lustige Einfall gewinnt erst das rechte Leben, weil die Massary die Helena singt und spielt. Wahrlich eine Helena, eine mythologische Gestalt, wie sie der weise Chiron dem Doktor Faust schildert: „Nie wird sie mündig, wird nicht alt, stets appetitlicher Gestalt“. Ist es nicht seltsam: wir sind alt geworden, seit wir uns zuerst für sie begeisterten. Und wenn wir sie jetzt sehen und hören, können wir für ein paar kurze Stunden träumen, es sei alles wie damals und die Zeit wäre stillgestanden. Die Massary und neben ihr Pallenberg ist der Erfolg des Deutschen Künstlertheaters. Wer sich nicht rechtzeitig Karten besorgt, fällt Billetthändlern anheim. Welche Bühne kann sich solches Glückes rühmen!

Die „Herzogin von Elba“ im Lustspielhaus hat es nicht so weit gebracht. Dieses Lustspiel mit Musik ist eine Unanständigkeit von Rudolf Lothar, die in Paris gern aufgenommen ist und ihrem Verfasser beinah die Wiedereintragung in die Liste der Ehrenlegion eingebracht hätte. Um die Flucht Napoleons aus Elba zu maskieren, wird der Frau des Bürgermeisters vorgeredet, der Kaiser habe sie zu seiner Liebsten und zur Herzogin ausersehen. Kamilla Spira spielt ihre Rolle sehr hübsch, und der Bürgermeister (Fritz Hirsch) ist eine ergötzliche Kopie des Kaisers, der selbst die Bühne nicht betritt. Aber die Schlafzimmerpikanterie wird dadurch nicht erträglicher, daß sich zum Schluß herausstellt, der Adjutant des Kaisers habe im Bett des Bürgermeisters wirklich nur geschlafen. — Auch Käthe Dorsch, der so etwas gar nicht liegt, muß am Kurfürstendamm in einem französischen Schmarren von Jacques Deval „Die Frau an der Kette“ auftreten. Die reizende Simone ist rettungslos in einen gräßlich kaltschnäuzigen Lebemann verliebt. Sie mietet sich einen netten jungen Kerl, der sie vor dem Geliebten retten soll und das auch geschickt besorgt, so daß am Ende das richtige Paar im rechten Bett landet. Geistvoller ist „Der gefällige Thierry“ von Tristan Bernard, der für den besten Humoristen Frankreichs gilt. Dieser Thierry, den der weltmännisch lässige Kurt Götz in den Kammerspielen verkörpert, hilft seinem Freund Thibaut (Brausewetter) aus allerlei Ver-

legenheiten, in die dieser dilettantische Liebhaber tapst. Und selbstverständlich bleibt er da hängen, wo er es am wenigsten vermutet, bei der reizenden, aber auch sehr gescheiten und einfach herzlichen Alice (Käthe Haack).

Dauerhafteren Beifall fand im Komödienhaus der Schwank „Früchtchen" von Gignoux und Théry. Es ist eine Nichtigkeit. Eine Dame mit Vergangenheit — Hansi Arnstädt spielt sie — hat Aussicht, einen verblödeten Lord zu heiraten, den Ralph Arthur Roberts mit umständlicher Eleganz ausstattet. Im ungeeignetsten Augenblick platzt ihre Tochter Genoveva ins Haus, keine dreizehnjährige, wie sie angegeben hat, sondern eine erwachsene und erfahrene Dame von einigen Zwanzig. Was tun? Sie muß den Backfisch mimen, und Erika von Thellmann macht das bezaubernd. Sie lacht und weint, sie spielt und kokettiert, sie sagt Lafontainesche Fabeln auf und ist von einer bodenlosen Frechheit. Aber sie kann noch mehr. Sie spielt sich von der Komödie in die Wirklichkeit hinein und findet sogar herzliche Töne, als sie sich den kleinen dummen Vicomte mit dem drollig glucksenden Lachen (Georg Alexander) erobert.

Gewichtiger war, was die Volksbühne am Bülowplatz ihrer ständig wachsenden Gemeinde bot: „Volpone" von — ja von wem? Man muß wohl sagen: von Stefan Zweig, denn, wie er selbst erzählt, hat er statt der geplanten Übersetzung der alten englischen Komödie von Ben Jonson, einem Vorläufer Shakespeares, eine freie Nachdichtung geschaffen, weil ihm auf einer Erholungsreise das Original nicht zur Hand war und er so wie von ungefähr dem Gang der Handlung folgen konnte. Diese mangelnde Treue ist dem Stück gut bekommen. Es geht sehr bunt und lustig zu in diesem venezianischen Tanz ums Geld, dessen Sprünge wir auch noch kennen. Vielleicht ist Albert Steinrück als der reiche Levantiner Volpone etwas zu schwer. Um so behender hüpft Granach als lustiger Gauner und Schmarotzer Moska herum, und Paula Batzer und Barbara von Annenkoff als brave Ehefrau und gewandte Kurtisane sind blühendes Leben.



Leopoldine Konstantin. (Lessing-Theater)
Zeichnung von Egon Friedrich Maria Aders

Aber wo bleibt der deutsche Humor? Es steht schlecht um ihn. Für seine Komödie „Olla potrida" hat der in Klagenfurt wohnhafte Wiener Alexander Lernet-Holenia den Kleist-Preis erhalten. Es wurde betont, nur für den ersten Teil, der gröber als Schnitzler und mit alten Possenmitteln die Nöte eines gelassenen Junggesellen schildert, der nicht weniger als drei Weiblein in seinem Schlafzimmer gegen rasende Ehemänner, gewissenlose Liebhaber, korrekte Bräutigame und gekränkte Schwiegerväter zu verteidigen hat. Die eine der drei listig geretteten Frauen spielt Maria Orska. Sie kann sich nicht recht entwickeln, und ihr kommt der zweite Teil der Komödie, der nichtgekrönte, zugute. Es ist ein Anhängsel, in dem sich der Verfasser pirandellosch benimmt: er spielt hinter der Szene, im Zwischenakt sozusagen, er führt das Theater in die Wirklichkeit hinüber und zu einer glücklichen Verlobung. Hier hat die Orska ein paar gute Momente, wenn sie ihren Geliebten wie die Katze die Maus behandelt. Hier hat Gülstorff die lohnende Aufgabe, einen etwas schmierigen Theaterdirektor mit wehender Mähne und wackelndem Klemmer darzustellen.

Diese „Olla potrida" ist nicht sehr nahrhaft. Doch man wird ja so dankbar. Das Publikum brüllt, wenn Guido Thielscher — „Hurra — ein Junge!" — als Dame oder als Matrosenbubi über die Bühne des Lustspielhauses tänzelt. Der Schwank von Arnold und Bach, der ihm diese Gelegenheit bietet, ist ein geistverlassenes Machwerk, im Vergleich zu dem Werke von Moser und Laufs klassische Geltung haben. Aber die Verfertiger nehmen sich sehr ernst. Als ein Direktor auf den ulkigen Gedanken verfiel, ihre „Spanische Fliege" als „Lesbische Fliege" im griechischen Altertum spielen zu lassen, verklagten sie ihn feierlichst wegen literarischen Diebstahls.

Eine besondere Gattung pflegt das Kleine Theater: die Parodie auf die

Revue. Glücklicher gelungen als die satirische Beleuchtung Amerikas („Oh! U.S.A.") waren Schiffers „Hetärengespräche" mit launiger Klavierbegleitung von Friedrich Hollaender. So wenig ansprechend die Anknüpfung an den alten Lukian war, so herzlich lachte man, als man einige Bilder unserer Zeit im Spiegel gelungener Satire erblickte. Da wird die Langeweile ausschweifender Bacchanalien verspottet. Da beklagt Vicky Werkmeister ihr mieses Schicksal als Pompadour, der Liebling der Revuedirektoren. Da stellt Twardowski als moderner Amor mit Hornbrille und roten Bäckchen die Frage nach der Existenz der deutschen Republik. Da unterhalten sich zwei galante Damen in herrlich geschraubtem Undeutsch über Tagesereignisse und machen gleichzeitig Reklame für den besten Lippenstift. Hier ahnen wir

Theater von heute

Es ist beinah alles. Über Gerhart Hauptmanns „Dorothea Angermann" hat der Berliner Berichterstatter kein Urteil. Der Erfolg des „Gneisenau" von Goetz sperrt ihm den Weg, und in Wien hat sich die äußerlich glänzende Uraufführung in der Josefsstadt nicht auswirken können. Mit „Viktoria" wurde sie verjagt. Das Stück mag sein, wie es will: es ist ein Zeichen der Zeit, daß selbst Hauptmann kein „Hüsung" findet. Die Erfahrung, daß manche auch seiner schwachen Stücke eine überraschende Lebenskraft beweisen, hat nicht verhindert, daß man das gute Geschäft dem gefeierten Dichter vorzog. Die Leser wissen, wie hoch der „Gneisenau" eingeschätzt ist. Aber wenn Hauptmann Monat für Monat warten muß: wann sind die Jungen alt genug, um dranzukommen?

Noch immer versuchen sie, da nichts andres hilft, mit Toben Aufmerksamkeit zu erregen. In einer Nachtvorstellung der „Jungen Bühne" wird ein Auszug aus der „Krönung Richards III." von Jahnn gespielt. Der Dichter hat auch eine „Medea" geschrieben. Sie ist ein Negerweib und spielt mit ausgestochenen Augäpfeln. Wie Grillparzer so ist ihm auch Shakespeare nicht grausig genug. In diesem Undrama läßt die Königin, an die sich Agnes Straub verschwendet, Pagen entmannen und Zungen ausschneiden. Mord und Totschlag sind harmlose Nebenbeschäftigungen. Übler Dunst von Perversität steigt auf. Dieses Theater von heute hat sich rettungslos verrannt.

Es ist schade, aber man kann es nicht verschweigen: das einzige ernste Drama, das unsre Gegenwart angeht, stammt von einem Franzosen: „Der Diktator" von Jules Romains. In fünf kurzen Akten zeigt es, wie der Mann des Volkes, zur Herrschaft gelangt, durch seine Verantwortlichkeit für das Schicksal des Staates gezwungen wird, genau so die Macht zu gebrauchen wie der König, ja sogar seinen alten revolutionären Mitstreiter zu entwaffnen und ins Gefängnis zu stecken. Es ist ein Schauspiel, das allein von politischer Leidenschaft lebt, eigentlich ein Männerstück und wahrscheinlich für manche Frau langweilig. Die Aufführung im Lessing-Theater entschlägt sich aller billigen Tagesanspielungen. Drei Männer tragen sie: Walter Franck, dunkel, verbissen, der doktrinäre Revoluzzer; Kurt Goetz, gescheit, liebenswürdig, der junge König ohne Vorurteil, und Albert Bassermann als Diktator. Er sieht sehr elegant aus. Der Revers seines Überziehers glänzt von Seide. Man fühlt: Diesem Mann ist das Vertrauen der Masse nur das Sprungbrett, um sich hoch über sie zu erheben. Er belebt den in seiner Logik trockenen Dialog des Franzosen, so daß wir an einem geistigen Ringkampf teilnehmen und nur bedauern, daß das Stück schließt, wo die Schwierigkeiten anfangen. Denn es ist leichter, die Macht zu erobern, als sie zu behaupten. Dieses unbefriedigende Ende beweist, daß auch Romains keinen Ausweg aus den Wirren kennt, in denen die Völker leben.

Ewiges Komödienspiel

Es ist seltsam: immer wieder, auch auf dem Theater, siegt das Märchen als reinste Kunst. Wir meinen damit nicht so sehr eine Aufführung von Geijerstams „Großem und kleinem Klaus", die das Thalia-Theater in lustig-bunter Ausstattung von Edward Suhr bot, sondern Spiele, die der Wirklichkeit noch weit ferner entrückt scheinen: Marionettentheater. Im Theater des Westens stellten sich des Dr. Vittorio Podrecca künstliche Menschen vor. Seine Figuren sind halblebensgroß und von erstaunlicher, fast gespenstischer Lebendigkeit. Sie tanzen und singen, sie turnen und springen, sie führen ein ganzes Varieté mit Akrobaten und Tänzerinnen, mit Negern und Tieren vor. Und dann spielen sie Respighis Märchenoper „Dornröschen mit unglaublichem Aufwand von Geschicklichkeit, lustig, poetisch und fast raffiniert. Sie haben einen Riesenerfolg und mit Recht. Und dann kommt Paul Brann aus München, ganz bescheiden, in den Sezessionssaal. Seine Puppen sind viel kleiner und nicht so gelenkig. Er spielt ein Krippenspiel, den Doktor Faust und Poccis „Zaubergeige". Und wir fühlen uns zu Hause und glücklich. Alle Unvollkommenheiten des großen Theaters schwinden vor dieser schwebenden Leichtigkeit dahin. Der Erzzauberer Faust mit seinem Diener Kaspar kämpft den ewigen Kampf um seine arme deutsche Seele und weicht an Erhabenheit nicht der Dichtung Goethes, so wie das bescheidene Dorfkirchlein nicht weniger heilig ist als der gewaltige ewige Dom. Und wenn der Kaspar seine Zaubergeige einbüßt, aber seine Gretel in seliger Verklärung heimführt, halten wir es nicht für Lästerung, wenn der gute Geist Kuprus bei leisem Donner die heitern Stunden mit denselben Versen schließt wie Goethe seinen zweiten Faust: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis ..." **P. W.**



Der Kiebitze schaukelnder Flug

Frühling und Birkhahnbalz im Moos

Von Carl O. Petersen

Abbildungen nach Studien des Verfassers

Es ist ein warmer, sonniger Tag in der zweiten Hälfte März. Die Zeit ist wieder da, die große, schöne Zeit für Moos und Bruch, die Hochzeitszeit für all das wunderbare Leben, das draußen auf den flachen, nassen Gründen ein Zuhause hat. Viele Stimmen, viele Bilder und Farben, die wir lange nicht mehr vernahmen, sind wieder neu im Lande. — Die Lerche hängt irgendwo oben in dem blendenden Weiß des Himmels, und weit draußen im Bruche flötet der große Brachvogel. Die Kiebitze sind auch zurück und jagen sich im schaukelnden, schwarz-weißen Fluge. Hoch in den Lüften höre ich die Saatkrähen auf dem Wege nach Norden. Sie



Der Gang im Nebel

lassen sich gute Zeit. Sie kreisen stolz wie Adler in weiten Bogen, und ihre Stimmen klingen dick und heiser vor Sehnsucht und Liebe.

Ich sitze oben in einer Föhre und sehe durch das Glas über das weite Land hinaus. Es gilt den Birkhähnen. Es gilt auszukundschaften, wo sie ihre Balzplätze für heuer wählen werden, und diese Sache muß sehr vorsichtig gemacht werden. Haben die Birkhähne sich erst an einen Platz gewöhnt und sich dort, sozusagen, fest eingebalzt, halten sie ihn treu, und oft bringen nur wirklich ernste Störungen sie dazu, den gewählten Platz wieder zu verlassen. Aber im Anfang sind sie sehr empfindlich, und diese ihre Eigenschaft erklärt meine augenblickliche Lage in der hohen Föhre.

Vor mir liegt das große, flache Moos. Ärmlich, karg und öde — für mich das gelobte Land. Weite, bruchartige Streifen mit Heidekraut und Birken, Zwergföhren und Weidengestrüpp ziehen an den höheren und trockenen Stellen zwischen den sumpfigen oder vertorften Strohwiesen. Zwischen den braunen Schollen winden sich Bäche mit klarem, blankem Wasser über sauberen Kiesgrund in unzähligen Schlingen, um hier und da über den Uferrand zu treten und sich in kleinere Moraste mit einem Walde von Schilf und Röhricht zu verwandeln.

Ein Stück echter Urboden. Eine Insel der Verheißung mitten in der großen Einförmigkeit. Wie ein übermächtiger Feind hat die Kultur das Moos von allen Seiten umzingelt und rückt mit ihren schnurgeraden Gräben und Äckern Jahr für Jahr näher an sein Herz heran. Aber heute noch lebt das Moos, heute noch hat es seine richtige, lebendige Farbe! Die Farbe des Urbodens, die in ihrem tiefen, naßbraunen Ton an das warme Fell eines Säugetieres erinnert. An den Stellen, wo ein Torfstich oder die Pflugschar die Grasnarbe aufgerissen hat, ist der Boden so unbarmherzig schwarz, daß er alle Strahlen des Lichts aufnimmt, und ebenso unbarmherzig keine zurückgibt. Er wirkt wie ein Nichts, wie ein geheimnisvolles, tiefes Loch in der Erde.

Es sind auch sicher große Geheimnisse, die dort tief unter den geschichteten Jahrgängen von vertorftem Gras und Heidekraut schlafen.

Was warst du wohl einst, du altes liebes Moos, in vergangenen Zeiten? Was warst du, bevor die Gletscher von den Alpen hinunterglitten und die Wiege zu deiner jetzigen Gestalt schufen? Was verbirgst du unter den Millionen Tonnen von Kies und Sand, die die Eismassen mit sich führten, und die heute noch von dem gewaltigen Umsturz zeugen? In welcher Form



Ein alter Eigenbrötler

von Lebewesen schwebte der Geist Gottes über den toten Gewässern, seitdem das Eis geschmolzen, und wer belebte die öden, kalten Tiefen?

Die Paläontologie weiß hierüber sehr viel und kann uns sicherlich auch viel sagen. Aber im Augenblicke wollen wir das nicht wissen. Wir wollen die Mooswelt so nehmen, wie sie sich heute zeigt, und uns über all die Herrlichkeit, die sie noch über der Erde zu bieten hat, freuen. Wir können trotzdem träumen, daß es Erinnerungen an eine längst verflossene Welt sind, die uns heute noch aus dem dunklen, mystischen Ton der Erde entgegenleuchten. Und in diesem Kinderglauben fahren wir fort, indem wir die wundervoll wechselnden Stimmungen des Mooses und das geheimnisvolle Wesen seines mannigfaltigen Pflanzen- und Tierreichs den verborgenen Kräften der entschwundenen Welt zuschreiben.



Ein Föhntag im Moos

Wenn wir z. B. die kleine Drosera, den Sonnentau, oder die Pinguicula, das Fettkraut, sehen, wie sie an der Torfscholle dicht über dem blanken Wasserspiegel auf Fliegenfang angeklemmt sitzen — oder wenn an späten Abenden die Sumpfohreule im seltsamen Flugtanz über das bewegliche Leuchten des Wollgrases gaukelt — oder wenn aus dem Schilfe das gespensterhafte Gurgeln der Rohrdommel dröhnt, müssen uns wohl solche Gedanken kommen. Und vor allem, wenn wir im nebligen Tagesgrauen den Birkhahn wie einen von höllischer Glut besessenen Geist balzen sehen, und die ganze Luft um uns herum von seinem Trommeln und Blasen brodelt — dann spüren wir sogar selbst eine magische Kraft aus der Erde unter unseren eigenen Füßen herausgehen.

Der Birkhahn ist der Vogel des Urbodens. Viele germanische Stämme nennen ihn auch Urvogel, so die Dänen. Die Schweden sagen Orre, was das gleiche zu bedeuten hat. Also dasselbe Wort wie Auerhahn (Urhahn), das wir Deutsche für seinen größeren Verwandten brauchen. Leider haben sich beide Vögel nicht an das Vordringen der Kultur gewöhnen können. Deswegen haben sie auch in erschreckender Weise abgenommen. Jahr für Jahr sind sie immer weiter auf die eng begrenzten und seltenen Örtlichkeiten, die noch einigermaßen die Bedingungen für ihr Fortkommen bieten, zurückgedrängt worden. Viele andere Tiere dagegen haben sich nicht nur an diese Veränderungen gewöhnt, sondern haben sie mit Vorteil auszunützen verstanden. Das Rebhuhn, der Fasan, der Hase und auch das Reh sind gute Beispiele hierfür. Für diese hat die Landwirtschaft die vorteilhaftesten Lebensbedingungen geschaffen, unter denen sie sich vermehren und ausbreiten konnten. Sie sind Schritt für Schritt mit der Kultur gegangen und sind mit dieser in vielen Fällen in ganz fremde Gegenden und Länder vorgedrungen, wo sie früher nie gesehen wurden.

Selbstverständlich hat auch das Auer- und Birkwild einen kleinen Nutzen von der Landwirtschaft, indem es im Herbst auf die Getreidestoppeln einfällt und wohl auch manchmal in strengen Wintern die Saat in Anspruch nimmt. Aber dieser Gewinn läßt es seinen ursprünglichen Boden nicht entbehren. Diese Vögel sind an die Urscholle gebunden. Es muß noch Wildheit und Heidentum in der Erde sein, damit sie sich wohlfühlen und in die richtige Stimmung bei ihrem mystischen Spiel im Frühjahr kommen. Urboden und Urwald muß die Gelege verbergen und mit ihren wilden Beeren und Knospen die Brut ernähren. In der Pflanzenwelt ist es nicht anders. Wir haben die verschiedenen Enzianarten, die stolze Sieg-



Es grünt im Busch

wurz (Gladiolus), die liebe Aurikel, die Mehlprimel und viele andere, die bald aussterben und verschwinden, wenn die Kultur sich mit ihrer Mutterscholle befaßt. Andere wiederum wie die Schlüsselblume, die Dotterblume (Trollius), die merkwürdige Zeitlose (Colchicum), die ihre nackten, krokusartigen Blumen im Herbst aus dem Boden schiebt und erst im Frühjahr mit Kraut und Fruchtkapseln nachkommt, gedeihen sehr gut auf den dränierten und gedüngten Wiesen.

★

Aber jetzt zu mir in der hohen Föhre zurück.

Durch das Glas sehe ich einige Birkhähne an einer freien Stelle zwischen einem Paar verkrüppelter Mooskiefern einfallen. Ich habe sie heuer schon früher dort beobachtet. Heute sind es mehrere, wohl ein Dutzend. Es ist also anzunehmen, daß sie es mit dem Platze ernst meinen.

Der Abstand zwischen mir und den Vögeln ist zu groß, als daß ich die Balz hören könnte. Aber indem ich sehe, daß sie im Gange ist, vermeine ich sie auch zu hören. Vielleicht sind es Erinnerungen an die Balzzeit im vorigen Jahre, die als verhärtete Schallwellen noch an meinem Trommelfell haften, die jetzt beim Anblick der Hähne in der Sonne wieder auftauen

„Kockero— —Kockero— —Kock— —o— — Kockero— —Kock— —,“ diese merkwürdige Musik, die nur mit dem orgelnden Gesang der Eidervögel auf dem weiten Meere zu vergleichen ist.

Die Balz hatte sicher schon früher angefangen — einmal im Februar vielleicht, als der Föhnwind den Schnee wegblies und die braune, warme Erde wieder zum Vorschein kam. Da war es gewiß ein alter Hahn, der ohne Rücksicht auf den Kalender und im Glauben an das Frühlingszeichen zu tanzen anfing. Seitdem ist durch Wind und Wetter die Musik verstummt, und der Schnee hat den verlockenden braunen Boden wieder zugeweht.

★

Wir bauen jetzt eine kleine Hütte, oder einen sogenannten Schirm, der bei passender Gelegenheit in der Nähe des Balzplatzes aufgestellt wird. Da es vorkommen kann, daß die Hähne aus irgendeinem Grunde den Spielplatz wechseln, muß der Schirm leicht transportierbar gemacht werden. Fünf Rahmen, vier für die Wände und einer für das Dach, werden aus leichten Fichtenstangen verfertigt und mit Schilf oder Tannenreisig bespannt. An Ort und Stelle werden sie dann mit Draht oder Weiden zusammengesetzt. Den Verhältnissen nach werden Schießscharten ausgeschnitten, eine Bank kommt hinein — das Ganze wird mit Drahtseilen gegen den Wind verankert, und die Sache ist fertig.

Jetzt wird alles eine Zeitlang in Ruhe gelassen. Meine Föhre dient weiter als Beobachtungsposten, und nachdem wir festgestellt haben, daß die Hähne sich an den Schirm gewöhnt haben und regelmäßig einfallen, ist die Zeit für einen Besuch dort gekommen.



Ein Balzmorgen

In einer schönen Nacht im April läutet dann die Weckeruhr und befreit uns von dem unruhigen Schlafe, der einem solchen Unternehmen meistens vorausgeht. Wir haben etwa eine Stunde mit dem Rade bis dorthin zu fahren, wo das Gelände beginnt, das eine Grenze für jegliches Radfahren setzt.

Es ist kalt und sternenklar. Der Weg geht zu Fuß weiter. Es ist nötig, gut Bescheid zu wissen, denn es liegt ein dichter Nebel über den nassen, gefrorenen Wiesen. Wir kreuzen zwei Bäche, es gilt, die passierbaren Stellen zu finden, und folgen dann einem bruchartigen Graben.

Ein Brachvogel wird hoch irgendwo im Dunkeln. Wir müssen ihm sehr nahe gewesen sein, denn ich höre deutlich, wie die Flügel Luft nehmen. Sein heiserer Schreckruf klingt grob und laut, beinahe wie der Anschlag eines Hundes.

Es ist schlecht zum Gehen, und wir werden bei dem Versuche, die engen Pfade einzuhalten, die sich wie ein unendliches Netzwerk zwischen den harten, vertorften Boschen winden, trotz der Kälte warm. Die dünne, berstende Eiskruste auf dem schlammigen Boden macht den Gang noch unsicherer, und wir stapfen und taumeln wie Phantome von riesenhaften Urzeitgestalten vorwärts in dem alles vergrößernden Nebel.

★

Endlich sitzen wir in dem Schirm. Der Zeit nach müßte es bereits heller sein, aber die Nacht liegt noch schwer um uns herum.


Das Braunkehlchen

Wartezeiten, in denen der Lodenmantel, die Thermosflasche und die liebe Pfeife nicht zu verachten sind. Allmählich färbt es sich etwas gegen Osten. Der Nebel wird metallfarben, kupfrig, lichtet ein wenig, und wir unterscheiden die Umrisse der nächsten Kiefern. Still warten wir auf die Stimme, die das große Morgenkonzert eröffnen wird.

Da ist sie. Eine Lerche singt — der erste Einsatz ist gemacht. Jetzt singt wieder eine — dort noch eine — und wiederum eine. Die Brachvögel brechen auf und setzen mit dem Flöten ein. Bald ist es eine hohe, jubelnde Fanfare, bald ein weiches Vertönen im tiefsten Moll. Das Braunkehlchen stimmt ein. Wie aus einem feinen, wässerigen japanischen Holzschnitte sitzt es leicht und elegant auf einer vorjährigen Distelstaude ein paar Meter von uns. Die Bekassine, die sogenannte Himmelsziege, meckert irgendwo in unsichtbarer Höhe, und der klagende Ruf der Kiebitze mengt sich mit den vielen Stimmen. Die ganze Luft, der ganze Nebel ist gefüllt von einem tremolierenden Jubel.

Plötzlich hören wir durch die hohe, fröhliche Musik ein geheimnisvolles Zischen: Tsjuiii — tsjuiii — tsjuiii — tsjuiii . . . Das sind die Birkhähne!

Sie sind auf dem Wege — sie balzen sich vorwärts — an uns heran.

Jetzt hört man das Kullern. Das Orchester ist fertig. Die Bläser und Trommler sind am Platze! O — — Kockero — kockero — — kock — o — kockero — — kock — — o — — kock — —. Es kocht und brodelt rings herum, wie in einem Dampfkessel. Kockero — — kockero — — kockero — kock —. Und dazwischen zischt das scharfe Blasen Tsjuiii — tsjuiii —, als ob der Dampf ein kleines Loch gefunden hätte, wo er heraus kann, wenn der Druck zu hoch wird.

Der Nebel steigt ein wenig, und wir sehen die nächsten Hähne als große, dunkle Klumpen in dem silbrigen Zwielicht. Ein Hahn fällt auf ein paar Schritt vor uns ein. Einen Augenblick steht er kerzengerade, hoch und schwarz wie eine Champagnerflasche auf der nassen Scholle. Selbst ist er auch ganz naß vom Tau und Reif. Er plustert sich, schüttelt die Federn, daß sie wie harte Stacheln gerade herausstehen, fächert das Spiel, senkt die Schwingen und bläst den Hals zur Unförmigkeit auf. Die großen, schwellenden Geschlechtsrosen über den Augen leuchten prachtvoll in dem zunehmenden Lichte.

Ein zweiter Hahn schwirrt heran. Im vollen Balzen wirft er sich ruckweise vorwärts, hilft mit den Schwingen nach und gewinnt so einige Meter bei jedem Sprunge. Da wird seine Bahn jäh unterbrochen. Ein dritter Hahn kommt mit großem Gepolter grade über den Schirm und schlägt wie eine Bombe vor dem Herantanzenden ein. In einem Augenblick sind die zwei Vögel ein schwarz-weißes Knäuel, das zwischen den Torfboschen herumrollt. Mal für Mal löst es sich in seine zwei Bestandteile, um sich gleich wieder mit rasender Wucht zu vereinigen. Jetzt hat der eine das Übergewicht, mit einem festen Griffe im Nacken des andern fährt er mit ihm in weiten und höchst kuriosen Bogen auf dem Boden herum.

Die Sonne ist endlich aufgegangen und wirft durch den Nebel ein feines, opalisierendes Licht auf das seltsame Schauspiel. Ich kann jetzt etwa dreißig Hähne in der nächsten Umgebung zählen. Einige stehen oder liegen platt ausgestreckt auf einem Platz. Dick und aufgeblasen mit weitausgestrecktem Halse führen sie während des Kullerns das ausgebreitete Spiel von einer Seite zur anderen, und die unteren, weißen Deckfedern des Stoßes stehen wie lodernde Flammen aus dem schwarzen Trichter hervor. Die Tiere sind wie


Ein Stück Mooswiese



Der große Brachvogel

Wie auf unsichtbaren Reifen fahren sie geschwind hinter den Hennen her, die in geschicktem Manövern sich vor dem Überfahren zu retten suchen. Scheinbar wenigstens. Vielleicht ist es nur Prüderie. Einmal kommt die Vorsichtigste doch unter die Räder.

Sobald eine der kleinen schwarzen Teufelsmaschinen einer anderen zu nahe kommt, gibt es einen Zusammenstoß. Wie Besessene fahren sie aufeinander los.

Es scheint, daß die Jagd den drei Hennen zu heiß geworden ist, denn auf einmal reiten sie ab und nehmen eine ganze Anzahl Hähne in dem Auffluge mit.

Das prachtvolle Bild der vielen, wilden Vögel und

von einem inneren Schüttelfrost befallen — sie zittern und rütteln wie besessen. Wie kleine schwarze Autos mit angekurbelten Motoren sehen sie aus.

Andere wenden und drehen sich nach allen Seiten, stürzen sich sinnlos vorwärts, bleiben ebenso schnell wieder stehen, kreisen um sich selbst, werfen sich mit schnellem Flügelschlag kerzengerade in die Luft und kommen oft in ihrem Taumel auf dem Rücken wieder herunter. Das Blasen und Kullern folgt immer rascher aufeinander, bis die Stimmen sich in ein heiseres Tjägack — — tjägack — — überschlagen.

Plötzlich stehen zwei Hennen mitten auf dem Platze. Ich weiß nicht, woher sie kamen, und ich habe auch nicht viel Zeit, über die Sache nachzudenken, denn im nächsten Augenblick fällt eine dritte Henne auf das Dach des Schirmes ein und überschüttet uns mit einem Regen von dürren Fichtennadeln. Zwischen den Zweigen sehe ich deutlich die schöne, braune Zeichnung an den Bauchfedern. Ein Griff — und ich hätte sie an den Ständern greifen können. Aber das ist ja nicht unsere Absicht. Auch ist es nicht die Absicht der Henne, auf dem Dache zu bleiben. Mit einem lauten Gack — gack schwingt sie sich zu den anderen beiden Hennen hinunter.

Jetzt kommt erst richtiges Leben in das Spiel. Jetzt kommen die Motoren in Gang.

ihr seltsames, heidnisches Treiben in dem Tagesgrauen hat mich meine Büchse ganz vergessen machen. Ach, es ist so schön, ein Tier beobachten zu können, ohne an das Schießen zu denken! Aber schließlich wollten wir doch einen Hahn mit nach Hause bringen! Als eine Erinnerung an den schönen Morgen, als eine reife Frucht, als einen Tribut der kargen Mooswiesen wollen wir so einen schwarzen Tanzmeister besitzen. Wir wollen etwas Wildes, Fremdes, für uns Unverständliches und Unfaßbares in der Hand halten. Was weiß ich — wir haben so viele schöne Worte für das Töten gefunden!

Und doch brauchten wir sie nicht. Wir sind ja Jäger. Irgendeinen Tropfen Blut von den Menschen, die vielleicht gerade hier im Moose lebten und mit Großwild zu kämpfen hatten, tragen wir wohl noch in uns herum. Das ist ein starkes, dickes Blut und will zu seinem Recht. Also muß einer jetzt daran glauben. Ich habe mir schon längst einen alten, guten Hahn gemerkt, dessen lange, schön gebogene Sichel ihm wie Drachenflügel gerade aus den Seiten stand — die ihn als einen wirklich jagdbaren Hahn verriet.

Die kleine Winchesterkugel von einem einfachen Sechsmillimeter-Mauser, der nicht einmal ordentlich kracht, sondern nur über einen elenden Rauchpuff verfügt, fällt den stolzen Hahn. Ein kurzes, schwarz-weißes

Augenblicksbilder aus der Hahnenbalz

Flügelschlagen draußen auf der Scholle — ein Poltern und Donnern von vielen starken Schwingen, die die prächtigen Vögel dorthin tragen, von wo sie heute nacht gekommen sind — und die ganze Herrlichkeit ist vorbei.

Ah — es tut gut, die Beine wieder ausstrecken zu können. Wir steigen steif und verfroren aus dem Schirm und recken uns in der wohltuenden Sonne.

Die alte Mooswiese liegt da, so still und ruhig, wie sonst mit ihren harten, rostroten Gräsern, versilbert von Reif und dem durch den Nebel sickernden Licht. Dahinter steht die schwache Kontur der einfachen Landschaft. Alles sieht so selbstverständlich und nüchtern aus in der kalten Märzmorgenluft. Wir können es kaum mehr fassen, daß hier noch vor nur wenigen Minuten sich ein großartiges, geheimnisvolles Stück Naturtheater abgespielt hat.



Nur die dunklen Fährten in dem bereiften Grase, da und dort eine kleine schwarze Feder und ein dumpfes Nachklingen des brodelnden Kockero — — Kockero — — kock in dem eigenen Schädel erinnert an das nächtliche, geheimnisvolle Schauspiel.

★

Wie ich dann draußen bei meinem Hahn stehe, liegt er zwischen großen Büscheln von blauem Enzian, und über dem Rand der Scholle neben ihm hängen der Aurikel goldene Schlüssel und die der zarten, lilarosa Mehlprimel.

Inmitten dieser Farbenpracht sieht unser guter Hahn in seinem nassen, schwarzen Urzeitskittel ein wenig traurig, ein wenig armselig aus. Aber eine Farbe hat er ganz allein in dieser Jahreszeit im Moose! Das ist das leuchtende, flammende Rot an den stolzen, schwellenden Rosen über den geschlossenen Augen.

Dokumente
zur Geschichte der Naturwissenschaften
Konrad Gesner, der Naturforscher und erste Alpinist
Von Professor Dr. Ludwig Darmstaedter

Konrad Gesner war ein Wunder von Fleiß, von Wissen und von Scharfsinn," so charakterisiert Georges Cuvier diesen ungewöhnlichen Mann, der durch seine Gelehrsamkeit befähigt war, den Geschmack für Naturgeschichte, der zu den Zeiten des Aristoteles in großer Blüte stand, dann aber trotz der Neuerweckung des Plinius mehr und mehr dahingeschwunden war, an der Schwelle der Neuzeit wieder zu beleben und durch seine Schriften die Grundlage für die Fortentwicklung der Zoologie und der Botanik zu geben.

Seine Geschichte der Zoologie, die in vier Bänden von 1550 bis 1587 erschienen ist, ruht fast ausschließlich auf den Schultern von Aristoteles. Nur insofern unterscheidet sie sich davon, als sie sich bemüht, in den Beschreibungen kritisch nur das zu geben, was wahr, interessant und wichtig ist, und als sie die Beschreibungen auch auf das Vorkommen und die Lebensweise der Tiere und auf ihre Beziehungen zur Kulturgeschichte erstreckt. Von noch größerer Bedeutung als die Tiergeschichte ist Gesners Botanik, die er 1563 herausgegeben hat und die auf eigenen, durch viele Jahre fortgesetzten Beobachtungen ruhte und für die er zum ersten Male genaue Zeichnungen der Blütenteile und Früchte herstellen ließ. Gesner hat auf Reisen vieles mit Nutzen gesehen; er hat gezeichnet, er hat gesammelt, zu Hause hat er, so beschränkt seine Mittel waren, einen botanischen Garten gepflanzt, seltene Pflanzen gezogen und außerdem ein besonderes Naturalienkabinett und ein großes Herbarium angelegt.

Konrad Gesner ist am 26. März 1516 in Zürich als Sohn eines wenig bemittelten Kürschners geboren. Die Eltern waren arm und kinderreich. Sie nahmen gern das Anerbieten eines Verwandten, des Kaplans Hans Frick, an, den Jungen in seine Obhut zu nehmen. Frick war ein Pflanzenliebhaber und hielt sich ein kleines Gärtchen, das dem Kinde seine ersten Anregungen gab.

Auf der Schule beim Frauenmünster hatte Gesner das Glück, daß Oswald Mykonius, der berühmte Reformator, sich für ihn interessierte und ihn nicht allein in die Anfangsgründe der Mathematik einweihte, sondern ihn speziell noch an den an seiner Schule tätigen Germanisten Thomas Plater empfahl, der die Anlagen des jungen Gesner in liebreichster Weise entwickelte. Auch auf dem Kollegium Karolinum, das Gesner demnächst besuchte, hatte er das Glück, daß Johann Jakob Ammann sich seiner annahm, ihn sogar für einige Jahre in seinem Hause unterbrachte. Ammann war es auch gelungen, Ulrich Zwingli für den jungen Gesner zu interessieren; der unglückliche Ausgang der Schlacht von Kappel im Jahre 1531 und Zwinglis Tod vernichteten diese Hoffnungen und machten Gesners Tätigkeit in dem verarmten Zürich ein Ende. Der stets hilfreiche Mykonius verschaffte Gesner ein Unterkommen als Famulus bei dem bekannten Prediger Wolfgang Fabricius Capito in Straßburg mit einem Empfehlungsbrief, in dem es hieß: „Seine großen Anlagen darf ich Dir wohl nicht mit vielen Worten rühmen; Du wirst sie in kurzer Zeit kennen lernen. Man muß bei ihm mehr seine Fortschritte bewundern, als ihn zum Lernen antreiben. Ich hoffe, er wird Dir gefallen."

Capito sah bald ein, daß er dem begabten Jüngling nicht die richtige Tätigkeit geben konnte, und empfahl ihn an Bullinger, der ihm 1533 ein Reisestipendium erwirkte, um die Universität Bourges zu beziehen. Nach einjährigem Studium in Bourges ging Gesner nach Paris, wo indes die Protestantenverfolgungen so zunahmen, daß er 1535 nach der Heimat zurückkehrte. Man gab ihm in Zürich ein niedriges Schulamt, in dem er untergegangen wäre, wenn nicht Mykonius wieder bei Bullinger für ihn eingetreten wäre: „Ich bitte Dich zu bedenken, daß es nicht recht ist, ein Genie wie das unseres Gesner so in einer unteren Schule zugrunde gehen zu lassen. Alle Gelehrten, die ihn kennen, bewundern ihn, und alle bedauern seine traurige Lage."

Und Bullinger half und ermöglichte ihm, 1536 in Basel sein medizinisches Studium zu beenden. Gesners Mittellosigkeit zwang ihn aber, 1537 das Angebot einer Professur des Griechischen an der neuerrichteten Akademie zu Lausanne anzunehmen; ganz ließ er sich jedoch nicht aus seiner Bahn

reißen, indem er jede freie Minute der Medizin und den Naturwissenschaften widmete.

Ein Frühjahrsbesuch im Jahre 1540 in Zürich gewann ihn der Medizin wieder; er legte die Stelle in Lausanne im Herbst nieder und setzte seine medizinischen Studien in Montpellier und nach einigen Monaten in Basel fort. 1541 machte er sein Doktorexamen und ließ sich in Zürich als praktischer Arzt nieder. Die Heilmittellehre verdankt ihm einige Neuheiten, so führte er die Belladonna als schmerzstillendes Mittel bei Ruhr ein.

Gesner war ein großer Freund der Berge. So oft er konnte, wanderte er von Zürich aus ins Gebirge. Daß es nicht allein des Sammelns wegen geschah, sondern daß Gesner einer der ersten bewußten Alpinisten war, ergibt sein Brief an Jacob Avienus von 1542: „Welch ein herrlicher Genuß, was für eine Wonne ist es, die unermeßlichen Bergmassen bewundernd zu betrachten und sein Haupt über die Wolken empor zu heben. Die erstaunungswürdige Höhe macht auf die Seele den Eindruck der Erhabenheit und reißt sie zur anbetenden Bewunderung des allweisen Schöpfers hin. Ich bin entschlossen, jährlich einige Berge zu ersteigen, und zwar in der Jahreszeit, wo die Pflanzenwelt in vollster Kraft ist, teils um meine Kenntnis der Pflanzenwelt zu erweitern, teils um meinen Körper zu stärken und meinem Geist die edelste Erholung zu verschaffen. Der geistige und sinnliche Genuß, den eine solche Bergreise gewährt, ist ebenso mannigfaltig als wohltätig. Die Anstrengung der Reise, ein von den Berufsgeschäften freier Geist ist ein großer Gewinn. Dazu kommt die reine Bergluft, die uns überall umströmt."

Gesners Interesse war ein allgemeines. In Philosophie und Sprachen hat er ungewöhnliche Leistungen aufzuweisen, in Physik gab er die erste gute Beschreibung des Nordlichts. Sein Interesse für Chemie habe ich oben erwähnt. Das brachte ihn auf den Graphit und auf den Bleistift, dessen er in seinem 1565 erschienenen Buche „Über die Natur der Fossilien" unter Beifügung einer Abbildung Erwähnung tut: „Der unten abgebildete Stift ist zum Schreiben angefertigt, er wird aus einer gewissen Bleiart (Graphit) gefertigt, aus der ein Stift geschnitten und in Holz eingelassen wird."

Die chemische Natur des aus England stammenden Graphits hat Gesner noch nicht gekannt, sie wurde erst 1779 von Scheele festgestellt.

Gesners pekuniäre Lage war unerfreulich. Selbst seine Praxis vermochte dieselbe nicht zu bessern. Die Munterkeit seines Geistes ging verloren, er wurde düster und niedergeschlagen. Auch die Arbeit ging ihm nicht mehr wie früher vonstatten. Zudem litt sein Gesundheitszustand. Erst 1554 war es Bullinger möglich, ihm ein Kanonikat zu verschaffen, das seine Verhältnisse aufbesserte, und erst 1558 trug die Professur für Naturgeschichte dazu bei, ihn sorglos zu stellen. Das dauerte aber nur sieben Jahre, denn am 9. Dezember 1565 zog sich Gesner eine Ansteckung an der Pest zu, der er am 13. Dezember im Alter von nur 49 Jahren erlag.

Auch in den schlimmen Pesttagen hat Gesner noch versucht, sich mit der Arbeit zu trösten, und hat sich besonders mit seinem Herbarium beschäftigt.

„Ist nie gelegen beharrlich, sondern herumgegangen, gesessen oder etwas getan und geordnet mit seinem Herbario, das er Doktor Wolfen befohlen," schrieb Bullinger am 15. Dezember 1565 seinem Sohne und fügte hinzu, daß ganz Zürich den großen Verlust mitfühle.

Echo. Von Fritz Hasselwander

Als wir im Rufe uns wandten
Wider das Tal,
Sprang aus den Konsonanten
Hell der Vokal.

Über die Niederung gegossen
Schwamm er im breiten Wind.
Doch seine dürren Genossen
Stoben wie Splitter und Splint.

Nun begreif' ich der Fernen
Hohe und weise Magie!
Allen Dingen entfernen
Sie ihre Melodie.

Der amerikanische Neger

Von Arthur Rundt

Oft, wenn ich von schwarzen Freunden in Amerika spreche, höre ich die Frage: „Ja, wie können Sie sich denn mit Negern verständigen? Verstehen Sie denn ihre Sprache?"

Diese sich häufig wiederholende Frage zeigt, wie wenig mancher Europäer vom Problem des amerikanischen Negers weiß. Der amerikanische Neger spricht natürlich Englisch, nichts als Englisch, ist Amerikaner, will in allem durchaus Amerikaner sein.

★

Die Eingeborenen, die die Entdecker Amerikas bei ihrer Landung vorfanden, waren bald ausgerottet. Das gehörte wie überall zum Entdeckergeschäft. Ins menschenarme Land wurden von 1517 an in Schiffsladungen aus fast allen Teilen Afrikas Neger gebracht. Der künstlich nach Amerika verpflanzte afrikanische Neger war ein wesentlicher Bestandteil der Menschenkraft, die die Neue Welt aufbaute. Seine Arbeit war drei Jahrhunderte hindurch Sklavenarbeit. Dann, vor kaum sechzig Jahren, kam durch Abraham Lincolns Gesetz die Befreiung. Zu jener Zeit waren neunzig Prozent der Farbigen Analphabeten, heute sind es nicht ganz zehn Prozent. Heute werden mehr als 60 Neger-Universitäten und Colleges in den Vereinigten Staaten von fast 30 000 farbigen Studenten besucht. Die amerikanischen Neger drucken und lesen etwa 400 Zeitungen und Zeitschriften von teils hohem journalistischem Niveau mit vielfach sehr beträchtlichen Auflageziffern.

Auf die Frage nach der Wichtigkeit des Negerproblems gebe gleichfalls eine Ziffer Aufschluß: es leben in den Vereinigten Staaten mehr als elf Millionen Neger. Oder anders ausgedrückt: jeder zehnte Bürger der U. S. A. ist ein farbiger Mann.

★

Das Negerblut hat sich in den fünf Jahrhunderten seit der Ankunft des ersten Sklaventransports in Amerika mannigfach gemischt. Es gibt kaum eine Rasse, kaum eine Nation, die unter den Neger-Mischlingen nicht vertreten wäre: sie sind Töchter und Söhne, Enkel und Abkömmlinge von Iren und Russen, Schweden und Mexikanern, Chinesen und Indianern. Sie sind ebenholzschwarz, bronzebraun, mahagonigetönt, zitronengelb oder auch fast weiß, wollhaarig oder glatt, schwarz oder auch blond.

Eine Negerstatistik behauptet, sechs Siebentel der elf Millionen amerikanischer Neger seien reinrassig, nur der Rest sei Mulatten. Aber diese Statistik bezeichnet als Vollblutneger alle die, die zu drei Vierteln oder mehr negerblütig sind, woraus die viel, viel größere Zahl der Gemischtblütigen deutlich schätzbar wird.

Das amerikanische Negertum wird durch den einen großen psychologischen Konflikt beherrscht: daß sich in ihm Rassenbewußtsein, Rassenstolz mit dem heißen Wunsch durchkreuzen, dem andersfarbigen, dem weißen Manne gleich zu sein.

Diese beiden Motive, die immer und überall durchs Fühlen und Denken des amerikanischen Negers tönen, klingen vielleicht am deutlichsten in den Versen der schwarzen Dichterin mit dem merkwürdigen Namen Angelina W. Grimke „Der schwarze Finger" und in dem Ruf des jungen Negerpoeten Langston Hughes „Ich auch", die ich hier ins Deutsche zu übertragen versuche.

Der schwarze Finger

Eben jetzt sah ich,
Wundervoll schlank und ganz still
Gegen den goldenen Himmel gestellt,
Eine schwarze Zypresse.
Zart,
Köstlich:
Ein schwarzer Finger,
Der aufwärts zeigt. —
Warum, wundervoll stiller Finger, bist du schwarz?
Und warum zeigst du aufwärts?

Ich auch!

Auch ich sing' Amerika. Ich auch!
Ich bin der dunklere Bruder.
Sie lassen mich in der Küche essen,
Wenn Gäste kommen.
Aber ich lache
Und esse
Und werde stark.

Morgen
Will ich bei Tische sitzen,
Wenn Gäste kommen.
Morgen
Wird niemand sich traun,
Zu mir zu sagen:
„Iß in der Küche!"
Und dann werden sie sehen, wie schön ich bin,
Und werden sich schämen!
Auch ich bin Amerika. Ich auch!

★

Der Neger-Nationalismus schaut mit Hoffnung und Genugtuung auf die nationalen Befreiungen, die der Ausgang des Weltkrieges in Europa herbeigeführt hat. Man hört nicht selten mit großem Ernst, dem freilich ein Schuß unfreiwilliger Komik beigemischt ist, vom Beispiel der Tschechoslowakei reden und vom neuen nationalen Zentrum Prag.

Über das Wort hinaus zur radikalen nationalen Tat schreitet die Bewegung, die sich an den Namen Marcus Garvey knüpft und die bis vor zwei Jahren namentlich in den unteren Schichten der amerikanischen Neger größte Volkstümlichkeit genoß.

Garvey will der Moses der amerikanischen Neger sein, sie „back to Afrika" führen, zurück in die Heimat, aus der man sie gewaltsam weggeschleppt hat, weg aus Amerika, wo man sie nicht mag.

Garveys Wort hat zündend, alarmierend gewirkt. Hafenarbeiter, Liftführer, Schneidermädel, Scheuerfrauen gaben fanatisiert ihr letztes her, brachten ein paar hunderttausend Dollar auf, um Schiffe zu kaufen, Transportschiffe für die Heimfahrt nach Afrika. Aber der Exodus hat nicht geklappt. Eigentlich wußte man nicht recht, wohin nach Afrika man die Wanderlustigen führen wollte, womit sie beschäftigt, genährt werden sollten. Das Unternehmen verkrachte, das Geld, das die Ärmsten der Armen hergegeben hatten, war verloren. Garvey wurde zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Aber viele glauben noch heute an ihn als den Führer: die Zuchthausstrafe macht ihn zum Märtyrer.

★

Das „I too" des amerikanischen Negers, der Schrei nach Gleich-Sein, der Wille zur Mimikry hat am deutlichsten Gestalt gewonnen im Neuyorker Negerquartier Harlem, der jüngsten und zugleich der größten schwarzen Siedlung der Welt.

Wer mit einem Neuyorker Autobus von der unteren Stadt her Manhattan aufwärts fährt, am besten mit der Linie, die die Siebente Avenue entlang geht, der erlebt an der 125. Querstraße etwas sehr Seltsames. Er ist bis jetzt durch eine Weltstadt gefahren, es hätte ebensogut London oder Paris sein können: er hat auf der Straße, in den Läden, an den Fenstern Weiße gesehen und hin und wieder einen farbigen Mann, eine farbige Frau. Aber von der 125. Straße an sieht er — der Wandel ist ganz plötzlich — nur Farbige und höchstens hin und wieder einen Weißen. So bleibt es, bis die Straßentafel die Ziffer 145. zeigt, so bleibt es zwanzig Straßenblocks entlang, dann fährt er wieder durch eine weiße Stadt, in der er nur gelegentlich einem Farbigen begegnet.

Keine sichtbare Grenze des Bezirks, kein Unterschied in der Bauart der Straßen und Häuser, kein Unterschied in der Reinlichkeit. Nur die Farbe der Bewohner ist anders.

Das ist Harlem, die Negerstadt, genau ein Rechteck, gebildet aus der Fünften und der Achten Avenue als den längeren und der 125. und der 145. Straße als den kürzeren Seiten. Harlem, das nach dem Harlem River immer so hieß, war ursprünglich holländisches Quartier. Dann wurde es irisch, dann war es Judenviertel, später Siedlung der Deutschen; nach ihnen kam im raschen Wandel der farbige Mann.

Zu Beginn des Weltkrieges wohnten kaum mehr als 25 000 Schwarze in Harlem. Da kam der Weltkrieg, Bürger der europäischen Staaten eilten zum Heeresdienst in die alte Heimat, Arbeitskräfte wurden gesucht. Das Waffen- und Munitionsgeschäft rief immer drängender nach mehr Händen, besonders nach billigen: ein rapider Zuzug der Schwarzen setzte ein, aus den südlichen Staaten der Union, aus Westindien.

Heute wohnen mehr als 200 000 Schwarze in Harlem. Im Ghetto: die Zweihunderttausend sind auf diesem einen Fleck zueinandergekrochen, um sich durch ihre Masse vor ihrem Verfolger zu schützen. Zugleich in der Metropole des Stammes: Harlem ist die größte Negersiedlung der Welt, Ziel und Sehnsucht aller, die noch nicht hier sind, aber durch die Brüder, die früher auszogen, von dem Wunder Harlem hören.

Die vor ein paar Jahren aus dem Schmutz des Negerviertels im südlichen Nest hierherkamen, mit ein paar Kisten und Bündeln, einem Musikinstrument, sind aus der Strohhütte zur sauberen Bürgerwohnung emporgestiegen und zum täglichen Bad; ihre Kinder schicken sie ins College, später zur Universität.

Der farbige Mann sieht den Weißen, der ihn nicht mag, der ihn abweist; aber der Weiße wird, da er das alles geschaffen hat, Gegenstand staunender Bewunderung. Diese Bewunderung läßt Harlem in seiner inneren Organisation als die vollkommene Nachahmung des amerikanischen Kulturmodells entstehen. Das Vorbild wird aufs genaueste kopiert, ohne jede Kritik. Die Harlemer Kirchen, Spitäler und Banken, die Schulen und Wirtshäuser, die Klubs, Bruderschaften und Logen, Frauenrechtsvereine, Forschungsinstitute und Vergnügungsstätten, alles, alles in der Negerstadt gleicht aufs Haar dem Idol Neuyorks: Der amerikanische Neger will in allem durchaus Amerikaner sein.

★

Der geistig bedeutendste amerikanische Neger ist Booker T. Washington, der 1856 als Sklave geboren wurde und vor zehn Jahren als ein Mann starb, der die besten Repräsentanten des weißen Amerikanertums zu seinen Freunden zählte, dessen Namen man trotz seiner dunklen Hautfarbe in den

Vereinigten Staaten nie anders als mit dem größten Respekt nennen hört.

Booker T. Washingtons Autobiographie „Up from Slavery" („Vom Sklaven empor") ist ein Charakterbild von hohem menschlichem und literarischem Wert, in seiner Art ein Standardwerk der Weltliteratur.

Booker T. Washingtons weiße Freunde hatten bei allem Liberalismus gegenüber dem farbigen Mann es doch immer vermieden, sich mit ihm zu einer Mahlzeit an einen Tisch zu setzen. Das war, sehr amerikanisch, ein letzter Rest des weißen Vorurteils, bisher freilich nur in solchen Fällen geübt, wo die Mahlzeit an einem öffentlichen Ort stattfand, die Nachbarschaft bei Tische also von jedem Vorübergehenden gesehen werden konnte. Als Booker T. Washington einmal eine Anzahl seiner Freunde bei sich in seinem Hause sah und die Essenszeit herankam, wollte er nicht, daß hier die bisherige Reserve aufgehoben werde. Er ließ genau so viele Gedecke auflegen, als weiße Gäste bei ihm waren, lud sie zu Tische und — leistete ihnen von einem zum andern gehend Gesellschaft, ohne selbst zu essen, ohne selbst an seinem Tisch Platz zu nehmen.

Booker T. Washingtons Lebenswerk ist das Tuskegee Normal and Industrial Institute im Staate Alabama, das unter den Pädagogen Weltruf genießt. Das Tuskegee-Institut bestand in seinen Anfängen aus ein paar Bretterbuden. Heute beherbergt die Anstaltsstadt, die in einer Talsenkung nahe bei der winzigen Eisenbahnstation Chehaw liegt, 2000 Schüler.

Außer den Disziplinen der Universität gibt es nichts, was der farbige Bursch oder das farbige Mädel nicht in Tuskegee lernen könnte. Neben einer Kleinkinderschule und einem academic department, das bis zum College hinaufführt, gibt's Lehrwerkstätten für Baugewerbe und jegliches Handwerk und das Institut für Landwirtschaft; das Mädel lernt schneidern und kochen, wird für Krankenpflege und alle häuslichen Arbeiten ausgebildet.

Fast alle Gebäude der Anstalt sind von den Schülern selbst erbaut. Jeder, der das Institut absolviert, hat nicht nur sein Fach erlernt, er ist außerdem auch zum Lehrer der erlernten Disziplin ausgebildet.

Am Eingang zur Anstaltsstadt steht das seltsam symbolische Denkmal, das man dem großen Booker T. Washington hier gesetzt hat: er lüftet ein Tuch, das über den zu seinen Füßen kauernden schwarzen Mann gebreitet ist und ihn bisher in Dunkel gehüllt hat.

*

Das hundertprozentige Amerikanertum, im Ku Klux Klan mächtig organisiert, erkennt die Kulturleistung des amerikanischen Negers nicht, sieht im schwarzen Mann nur den Nigger, das übelriechende Halbtier.

Wo in den Südstaaten gegen den Farbigen ein Verdacht auftaucht, geeignet, die Phantasie der Rassenfeindschaft zu reizen, wird noch heute rapide Exekution vollzogen, ohne ein Urteil der ordentlichen Justiz.

In den drei Kalenderjahren 1922—1924 wurden in den Vereinigten Staaten 96 Neger ohne Geständnis, ohne Beweis vom Mob gelyncht.

Über eine Negerlynchung, die am 20. September 1925 in Rocky Ford, in Union County, Mississippi, vollzogen wurde, berichtet ein Augenzeuge in der Nummer der New Albany Gazette vom 24. September 1925 folgendes:

„... Ich sah sie Holz um seinen hilflosen Körper aufhäufen. Ich sah sie Benzin auf dieses Holz gießen. Und dann sah ich drei Männer dieses Holz anzünden ... Die Flamme sprang höher, der Neger wand sich, er stieß die Kette von seinen Knöcheln weg, aber sie fesselte ihn am Leib und am Hals an den eisernen Pfahl, der vor Hitze rot wurde... Als der erste Geruch von angebranntem Menschenfleisch zu ihnen drang, ging eine leichte Unruhe durch die Menge, mir wurde plötzlich übel. Durch die Flamme, die auf und nieder sprang, konnte ich sehen, wie der Neger zusammenfiel, nur aufrecht gehalten von den Ketten. Er war tot... Die Menge stieg in ihre Autos, niemand kümmerte sich mehr um den Neger, der noch immer an dem weißglühenden Pfahl hing, inmitten von roten und blauen Flammen. Die Leute waren hungrig und gingen essen."

*

Die Bedeutung des Negerproblems in den Vereinigten Staaten liegt in der Zahl der elf Millionen.

Ich hörte einmal einen Negerführer über das Garvey-Projekt sprechen. Er gehörte zu Garveys Gegnern, aber am Ende schränkte er seine Gegnerschaft ein: „Die nächsten Jahrzehnte werden von den großen Rassenkämpfen erfüllt sein. In Asien erhebt sich der Inder und der Chinese. Es wäre schon gut, wenn auch wir Neger in der afrikanischen Heimat beisammen wären."

Die elf Millionen amerikanischer Neger als Führer der 250 Millionen Neger, die auf dem Erdball leben, können eines Tages, weit über Amerika hinaus, zu ungeahnter Bedeutung gelangen. —

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Hans Franck: Minnermann (Leipzig 1927, H. Haessel) — Paul Fechter: Der Ruck im Fahrstuhl (Stuttgart 1927, Deutsche Verlags-Anstalt) — Hans Friedrich Blunck: Kampf der Gestirne (Jena 1926, Eugen Diederichs)

Der Zeitabstand von den Kriegsereignissen und ihren nächsten Folgen scheint auch solchen Erzählern, denen es weniger auf die „Fixigkeit als auf die Richtigkeit" ankommt, jetzt offenbar schon groß genug, sie episch zu erfassen.

Zwei bekannte Schriftsteller behandeln gleichzeitig in je einem großen Roman (zufällig jeder rund fünfhundert Seiten stark) dies Thema. Der eine, Paul Fechter, hat mit seinem Ruck im Fahrstuhl sogar schon die Distanz zu humoristischer Auffassung der Inflationszeit gewonnen, der andere, Hans Franck, wühlt in seinem Minnermann mit tiefem Ernst, mit Sorge, Zorn und bitterer Lehre in den Schicksalsjahren der Deutschen von 1914 bis 1925. Franck — um mit dem Ernst zu beginnen — betrachtet dies „große gigantische Schicksal" von dem Blickpunkt der Kleinstadt, der Umwelt seines „Klaus Michel" heraus. Er beginnt mit der Schilderung eines Schützenfestes im Frieden, das mehr als hundert Seiten des Romans einnimmt und, verhältnismäßig zu breit und umständlich, sich in Kleinigkeiten verliert. Wenn ein so kritischer Kopf wie Hans Franck diesen auffallenden Architekturfehler begeht, so ist es selbstverständlich, daß er einen besonderen Grund, ja geradezu eine künstlerische Absicht damit verbindet. Er will mit der ganzen Überzeugungskraft einer dem Leben, man kann vielleicht sagen: dem eigenen Erleben in allen Einzelheiten abgelauschten Tatsachentreue nachweisen, wie innerlich hohl und kleinlich — auf dem Hintergrunde einer zur Schau getragenen Selbstüberhebung — das damalige deutsche Volk zum Teil daherlebte; und wenn am Schluß des Romans das Thema noch einmal aufgenommen wird, wenn ein Mundstück des Dichters von „zuviel Fassade" spricht, die Deutschland vor dem Kriege gehabt habe, so gibt dieses erste Fünftel des Buches in nuce die bildliche Veranschaulichung dazu.

Die mecklenburgischen Montecchi und Capuletti Anno 1914! Die Feindschaft der beiden Familien Eerban und Minnermann im Städtchen Flossenow wirft schon auf die ersten Seiten des Buchs, auf den Festzug der Schützenbrüder, ihre Schatten, denn die Oberhäupter der beiden Familien, der halbgelähmte Proletarier im Kleinbürgerhabit, Christian Minnermann und der reiche Kaufmann Eerban haben beim Königsschuß je so vorzügliche Treffer erzielt, daß der Preis eigentlich geteilt werden müßte, selbst mit dem Zirkel läßt sich nicht nachweisen, welcher Schuß besser sitzt. Vor die Wahl gestellt, läßt der Bürgermeister — man sieht deutlich den Zeigefinger des Autors — Rücksichten auf die bessere Repräsentation der Königswürde durch Eerban entscheiden, was natürlich wieder bei den „Humpelmanns" und ihren Anhängern böses Blut setzt, während der alte vornehm denkende Handelsherr Eerban großmütig auf die Würde verzichten will.

Von dieser Ouvertüre, in welcher der Komponist prologartig und sinnbildlich den Grundgedanken des Werks ausspricht und so auf das Kommende vorbereitet, scheint zuerst, nach Ausbruch des Krieges, das Thema abzuschweifen, denn der Begeisterungsrausch in der ersten Zeit der Siege hat eine wesentlich andere Tonweise. Beiseitegesagt wird dies große Moment jener Zeit von den meisten heutigen Kriegsepikern denn doch gar zu gering eingeschätzt, wenn nicht ganz übersehen: diese tatsächliche Einigung eines großen vielspältigen Volks, diese seelische Erhebung, diese Kameradschaft des deutschen Volksheeres in Sturm und Not, die einer Welt von Feinden gegenüber jahrelang festhielt. (Eine Anmerkung, die sich weniger gegen diesen Roman, als gegen andere Zeitbücher richtet.) In der Kleinstadt, wo die Gegensätze schärfer aufeinanderstoßen und sich stärker aneinander reiben als im weltstädtischen Getriebe oder in ländlicher Stille, spitzen sich die Kontraste bald wieder heraus, zumal aus der immer wachsenden Not die gewissenlosen Raffnaturen ihren Vorteil ziehen und langsam eine völlige Umschichtung der sozialen und moralischen Verhältnisse herbeiführen. Der Kampf der feindlichen Familien ist auch hier ein Spiegelbild der Volkserlebnisse. In seinem Mittelpunkt steht das Schicksal des liebenden Paares Ludwig Minnermann und Bianka Eerban. Die unheilvolle Todfeindschaft der Familie hat Ludwig als Jüngling in ein unbedachtes Vergehen hineingetrieben, das nicht ohne entehrende Strafe geblieben ist. Unablässig sucht der Gestrauchelte die Dornenhecke von Vorurteilen, die ihn umgibt, zu durchdringen, aber er reißt sich nur blutige Stachelwunden der Verachtung und des Hohns. Vergebens bemüht er sich zu Beginn des Krieges, in

das Heer eingestellt zu werden, mit hochmütigen Worten wird er abgewiesen. Und gegen diese Verachtung, die ihn aus den Kreisen des werktätigen Volkes wie aus der kämpfenden Truppe ausschließen will, sammelt sich nun im Innersten Ludwigs ein rücksichtsloser Haß. Aus dem ehrlich um Wiedergeburt und Sühne Ringenden wird ein hartherziger Schieber und Streber. Er weiß die sämtlichen Fleischereien des Städtchens während der Hungerjahre in seine Hand zu bekommen und bald ist nicht einer im Ort und in dessen Umgebung, der nicht den Weg hintenherum zu Ludwig Minnermann gegangen wäre, um „Schwarzgeschlachtetes" zu kaufen — außer dem alten Starrkopf Eerban, der lieber verhungern will, als die Gesetze, die den Truppen ihre Ernährung sichern wollen, zu übertreten. So hat der ehemalige „Zuchthäusler" durch sein Wissen um die Verschuldungen der ganzen Stadt, die Behörden eingeschlossen, alle seine hochmütigen Richter in der Hand. Sein Weg führt aufwärts, der des edelherzigsten Menschen aber, dessen Glaube an das Vaterland, dessen Liebe zu seinem Volk nicht müde werden zu opfern, zu darben, zu schenken, der Weg des alten Eerban geht ebenso unaufhaltsam bergab. Als sein erster Sohn fällt, nimmt seine Todesanzeige eine ganze Seite im Käseblättchen der Stadt ein und klingt in dem Stolz über das Eiserne Kreuz aus, das der Gefallene erhalten hat, als später sein anderer Sohn fällt, muß sich der Verarmte mit einer Viertelseite im Blättchen begnügen. Schließlich bringt Ludwig Minnermann heimlich, durch einen Zwischenhändler, das Geschäft und Grundstück des Feindes an sich, und dieser, schon seelisch erkrankt infolge der Enttäuschungen und Entbehrungen des langen Krieges, wird schließlich ein blöder Schwachkopf.

Der Hauptbeweggrund Ludwigs: sich wieder zu Ansehen und Ehre zu bringen, ist seine Liebe zu Bianka Eerban. Sie ist eine der wesentlichsten Frauengestalten der neueren Erzählungsliteratur: aufrecht und tatkräftig, gütig und von hohem Sinne, steht sie zwischen den feindlichen Mächten, das aufrüttelnde Zeitschicksal weckt ihre edle Menschlichkeit in tiefsten Tiefen. Treu hat sie zu dem Geliebten gehalten, in Not und Schmach, jetzt sieht sie ihre Sendung darin, das Gute in ihm zu wecken, aber es ist zu spät. Durch die Stabilisierung der Mark um alle seine Reichtümer gebracht, findet er ein gewaltsames Ende, man weiß nicht ob mit Absicht oder durch einen unglücklichen Zufall, während Anka gerettet wird, ihrem Kinde zu leben. Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß zwischen den tatkräftigen Männern und Frauen der beiden Familien keine Versöhnung zustande kommt — dazu ist die Kluft zu tief — wohl aber durch zwei dem Tode nahe Greise und ein Kind. Der alte halbirre Eerban und der vom eigenen Sohn überfahrene Christian Minnermann sind kurz vor ihrem Ende wieder in gemeinsamen Kindheitserinnerungen glücklich, und der Sohn Ludwigs und Ankas „wird eines Tages mehr sein als ein Eerban oder ein Minnermann, er wird ein Eerban und ein Minnermann werden".

Ohne Frage gehört dieser Roman zu den bedeutendsten der in den letzten Jahren erschienenen. Seine Vorzüge sind die hier schon früher an Hans Franck gerühmten („Septakkord"). Wenn „Minnermann" trotzdem nicht ganz befriedigt, so liegt das an einer gewissen Unausgeglichenheit und an der sichtlichen Sorge des Verfassers, sein Thema, logisch eingestellt, wie nach einer vorgeschriebenen Disposition einwandfrei zu erschöpfen; darüber geht ihm einerseits schon im zweiten Drittel des Romans die unbefangene Freude am Erzählen verloren, die dem besten Epiker erst die dauernde Fühlung mit dem Leser gibt, anderseits die dichterische Freiheit, Menschen zu gestalten, ohne dabei an das Beweismaterial zu denken, das er mit ihnen geben will. Mitunter drängt sich das Zeitgeschichtliche mehr chronikartig als episch verarbeitet in den Roman, und mehr als einmal spürt man den Ton der Belehrung und bemerkt die als Argument zweckmäßig formulierte Gruppierung der Geschehnisse. Möglich, daß vielen Lesern diese kleinen Nähte und Lötstellen des Romans ebenso verborgen bleiben wie manche Gewaltsamkeiten zuliebe symbolischer Ausdeutung — so das Überfahren des alten Minnermann durch seinen Sohn, der Zufall, daß der Sterbende zu seinem alten Feinde gebracht wird, und manches andere — oder ein nicht gerade seltenes Papierdeutsch, das selbst die ungebildetsten Leute sprechen, ich habe da ein paar Seiten aufgeschrieben, auf denen diese Schreibtischsprache mir besonders aufgefallen ist: 85, 87, 140, 237 f., 246, 275, 486.

Diesen Einwänden, die eigentlich nur für den Verfasser bestimmt sind, stehen die erheblich wesentlichen Vorzüge gegenüber, von denen wir zum Teil schon sprachen. Das Ganze ist ein großer Wurf, ein Bekenntnis des Dichters gegenüber eigentlich allen Problemen, welche die deutsche Schicksalswende uns beschert hat. Sein hohes ethisches Gefühl verleugnet sich nirgends, und die menschengestaltende Kunst Francks offenbart sich in der zartgesponnenen Durchbildung einzelner Charakter, vor allem der ‚Anka', aber auch Ludwigs und der beiden Alten. Bewundernswert, wie Franck mancher Schwierigkeiten Herr geworden ist, die dieser Stoff heute noch bietet. Denn das erkennt man gerade aus diesem Roman: die innere Entfernung ist doch noch nicht groß genug zu seiner Behandlung. Wenigstens für Dichter nicht, die alles heißblütiger empfinden und durch diese beispiellos aufwühlenden Erlebnisse bei lebhafter Erinnerung wieder innerlich aufgewühlt werden. Nein, noch ist nicht die Zeit —

Aber halt! ich werde sogleich Lügen gestraft. Denn gerade der schon erwähnte Roman von Paul Fechter beweist, daß die Möglichkeit sehr wohl gegeben ist, jene Zustände von höherer Warte, sine ira et studio, zu betrachten. Aber das gelingt vorläufig nur dem großen Zauberer Humor, und dieser selbst würde sehr oft gründlich versagen, wenn er, wie Franck, die ganze Tragödie unseres Volks, die wir erlebt haben, beleuchten sollte. So beschränkt sich denn glücklicherweise Fechter auf die Inflationszeit zu seiner Betrachtung durch die rosige Brille.

Er spinnt in seinem Roman Der Ruck im Fahrstuhl das Gewebe weiter, das er schon in seiner hier vor fast zwei Jahren betrachteten „Kletterstange" aufgelegt hatte, nur in einer anderen Umgebung und in ausgedehnterem Muster. Beide Romane beginnen mit einem launigen Sinnbild, das im Titel liegt. Dort erblickte der Herr Rat auf einem Spaziergang, ohne es zu ahnen, sein eigenes Schicksal in dem Kletterer, der immer wieder hinabglitt, wenn er schon die Wurst gefaßt zu haben meinte, diesmal bleibt der weibliche Teil der Familie Jordan im Schacht des Lifts stecken, — es hat einen mächtigen Ruck gegeben, das äußere Zeichen für irgendwelche inneren Unrichtigkeiten. Wollte man die Aufwärtsbewegung schlechthin als das Steigen des Dollars in jener etwas blödsinnigen (mit Verlaub!) Zeit bezeichnen, und mit dem Ruck die plötzliche Stabilisierung, so würde man damit zwar im allgemeinen das Richtige treffen, aber das Ganze doch auf eine zu knappe und nüchterne Formel bringen. Denn der Roman spinnt sein buntes Garn durch längere Zeit und vielerlei Begebenheiten. Man darf dem liebenswürdigen Menschen und verdienstvollen Kunstschriftsteller Paul Fechter nun, meiner Überzeugung nach, nicht den schlechten Dienst erweisen, ihm zu sagen, diese Länge wäre berechtigt und in Anbetracht der Geschehnisse wünschenswert. Das würde ihn vielleicht darin bestärken, uns in seinem nächsten Roman (auf den wir hoffen) wieder mit allzugroßer Überdeutlichkeit, Breite und Betonung der Oberfläche, mit auffallend wiederkehrenden Wendungen wie: „Das hätte er nun nicht sagen sollen," oder „er legte seine Hand auf ihren Arm", mitunter die helle Freude an seiner liebevoll-heiteren Schilderung und an seinen köstlichen Gestalten zu schmälern. Denn sie sind köstlich. Da ist der alte Großvater Jordan, der jeden Abend bei der zweiten Flasche Burgunder zu singen beginnt, aber plötzlich, als die Sturzwelle hereinbricht, Burgunder und Leben aufgeben muß, da ist seine Frau, die sich unter keinen Umständen umgewöhnen kann, deren Tochter Frau Jordan, ein bekannter Typ der großstädtischen Gesellschaft, die sich nicht umgewöhnen will. Ihre beiden Töchter finden sich auf sehr verschiedene Art in den Wirbeln der neuen Zeit zurecht: Toni, die Leichtfertige, macht es nach der Schilderung des Valentin im Faust: „Und wenn dich erst ein Dutzend hat" usw., nur etwas großstädtischer, sie erfreut sich zum Schluß einer hübsch eingerichteten eigenen Wohnung; Eva, die andere Tochter, sitzt zu eben jener Zeit an der Schreibmaschine eines Fabrikanten für Radioapparate, der sinnvoll das Anbrechen einer abermals neuen Zeit andeutet. Es wird übrigens nicht bei der Schreibmaschine bleiben, denn „sie kriegen sich". Sichtlich inniger ist Paul Fechter, wie schon in seiner „Kletterstange" zu spüren war, den einfachen Gestalten aus dem Volk zugetan, deren er wieder eine erfreuliche Anzahl auf Lager hat. So die kostbare Niederstädten, die Portierfrau, Treugott Lehmann, die Direktrice Erna Gutbier, der ohne Schaden an Vorbilder erinnernde Diener von Distinktion, der seinem beim „Ruck" hilflosen Herrn mit Haltung unter die Arme greift. Alle diese Gestalten sind mit behaglichem Humor gezeichnet, in Dickensscher Art, Laune — und Liebe. Dies letzte ist für mich das Wichtigste in den Romanen Paul Fechters: er ist mit dem Herzen bei seinen Menschen; in die Berliner Wohnungen und Kneipen, die er schildert, fällt ein breiter Schwaden Sonnenschein und vergoldet den Staub darin, daß er zu tanzen beginnt und alle Gesichter, mögen sie noch so griesgrämig sein, in heiterer Bestrahlung zeigt. Ja, diese feinen tanzenden Pünktchen, diese stillen kleinen Geister des Humors, die ja wohl im ganzen Weltall verteilt sind — es bedarf nur des leuchtend-warmen Herzstrahls, sie aufglimmen zu lassen — sie weben noch eine Funkenkrone um das Sterbebett des alten Josias Voßwinkel. Das ist die schönste Episode in dem Buch. Wer sie schreiben konnte, der berechtigt zu großen Hoffnungen. Fechter wird sie erfüllen, denn nachdem er nun gezeigt hat, was er kann, wird es sein Ehrgeiz sein und sein müssen, über diesen Roman mit der Selbstkritik, die dem erprobten Kritiker nicht fehlen kann, hinauszuschaffen, und etwas knapper gestaltend die humoristische Erzählungskunst unserer Zeit, in der sich viel Wollen aber wenig Können offenbart, zu vertiefen. Denn — im Können hat er auf diesem vielbebauten Acker zur Stunde kaum einen über sich.

Wenn die Reihenfolge der hier angezeigten Bücher eine Rangordnung bedeutete — ein nicht durchführbares Verfahren — so dürfte H. F. Bluncks Roman Kampf der Gestirne gewiß nicht an letzter Stelle stehen. Denn seine tiefe Eigenart weist ihm einen Ehrenplatz an. Blunck ist kein Heimatdichter, aber er ist durchaus Dichter seiner Heimat. Mit dieser Unterscheidung soll über das Schlagwort hinweggegangen werden. Wohl wurzelt dieser Hamburger mit einer tiefen Pfahlwurzel, wie der Forstmann sagt, in seinem Heimatboden, aber die Zweige rauschen im Luft-



Susanne und die beiden Alten. Gemälde von Karl Ziegler=Königsberg

strom der Welt, und die Wipfelspitzen tasten, gleich bewegten Fühlhörnern, in metaphysischem Suchen nach ewigen Geheimnissen. Ist doch auch die Erde, ist doch schließlich die Welt unsere Heimat, wofür der Beweis unserem Staub überlassen bleibt. Blunck ist zugleich ein Märchenerzähler und Mythendeuter. Er kennt keine perspektivische Demut. Mit diesem Werk gar stößt er visionär in die dunkelsten Weiten mythologischer Träume vor. Und indem er das Werden und die Taten eines fabelhaften (das Wort im Doppelsinne gemeint) Königs erzählt, erfüllt er das Wort des Novalis: „Alles Vollendete spricht sich nicht allein, es spricht eine ganze mitverwandte Welt aus."

Kampf der Mächte der Nacht mit denen des Lichts ist der gewaltige Vorwurf. An das Schicksal einer altnordischen Heldengestalt gebunden und durch sie erst heraufgeführt, ist das Werden eines Volkes, das Werden des Germanentums selbst, aus unruhiger Wandersehnsucht geboren, in endlosen Kämpfen gestählt, vom hellen Glauben an den Sieg des Lichts beschwingt und doch — dies ist ein Geheimnis der germanischen Seele und wird von Ernst Bertram noch Nietzsche zugeschrieben — von einer tiefen Seelennot wiederum aus dem Hellen, allzu Erhellten hinab ins Dunkle, ins Ungewisse getrieben.

Von Wundern voll ist der Anfang. Eingebettet in eine spannende Robinsonade ist das Erwachen einer Kindesseele in hoher Baumwipfelhütte, umgeben von allen Wundern und Geheimnissen urwäldlicher Natur, gehütet von allen Wundern und Geheimnissen der Mutterliebe. Wie ist da das Nachtdämmern grauschwärend und voll unheimlicher Rufe unter dem „doppelhörnigen Mond" geschildert, wie die raunenden Unterweisungen der Mutter, die plötzlich still wird und nach Gesichtern drüben im Grau der Luft sucht, wer weiß denn, wer ihnen zuhört? Urältester Aberglaube, aber auch uralteste Gottessehnsucht und eine zweifelfreie Sicherheit, daß es keinen Tod gibt, daß auch die Gestorbenen bei uns sind mit ihren Wünschen, ihrem Segen oder Fluch. Aus dem Knaben wird ein Mann, der in stetem Kampf mit der Natur, in täglichen Gefahren und Jagdabenteuern geschult und zu fast übermenschlichen Kräften entwickelt, eine Gestalt nordischer Saga, ein mächtiger Wiking und Volkskönig wird. Als Knabe liebte er den silbernen Mond und seine Geister, nun er aber ein Mann ward, hört er die Stimme der toten Mutter tief im Ohr: „Nach Süden sollst du fahren, Hilbös Sohn, im Osten sollst du die Sonne suchen, wenn du die Strahlende gefunden hast, wirst du Herr über Land und Lebende, Herzen und Himmlische sein." Auch des Vaters Inbrunst zur blauen Weite treibt den Gläubigen. Mehr als einmal verliert er seine Mannschaft, sein Heer, sein Volk. Aber wenn er nur selber übrig bleibt, der narbenvolle, bärtige Hüne, gewaltig an Leib, starken Blicks und mit nimmerfehlender Hand. Im drohenden Schmuck seiner Steinwaffen sieht er zum Fürchten aus und doch so, daß die Menschen sich in seinen Schutz und unter seinen eisernden Augen geborgen fühlen müssen. Schöne, starke, seltsame Frauen kreuzen seinen Weg oder begleiten ihn. Er kennt keine Hindernisse, dieser König Ull, der sich Diuris nennt, und setzt über alles seine Herrschaft. Und war doch ein Kind in seiner Gläubigkeit. Er bezwingt auch seinen stärksten Feind noch, den Vorr, in wildem Zweikampf. Da ringen Nacht und Tag, Erde und Sehnsucht miteinander. Aber nicht alle seine Wünsche gehen in Erfüllung, das macht, sagt ihm ein Weiser, „weil die Widrigen ihm Abbruch tun. Ach, es entstand viel Leben in der Tiefe. Die war abtrünnig und wehrte sich gegen den Glanz". Endlich waffnet sich der greise König, der den nordischen Völkern den neuen Dienst der Sonne aufzwingen wollte, wie zum Kampf und Spiel, schmückt sich mit Zweigen der Esche und steigt lebend in sein Steingrab hinab.

Ein Menschenschicksal von ewiger Bedeutung, ein Labsal in seiner Größe auch für die heutige Welt, ein Mythos, angefüllt mit Sinnbildern von einstmals und ehedem und jetzt und morgen. In einer Sprache, die, fern aller Altertümelei, knapp, bildkräftig und zusammendrängend, doch oft an das dunkelschwere Raunen der Saga gemahnt; nicht so getragen und rhythmisch tönend wie die Gesänge des Ossian-Macpherson und auch durchweg tiefer an Sinn, an Geist und Gefühl — ist doch auch in dieser Dichtung das geheimnisvolle Sausen des Nordwinds zu hören, der über das Meer gefahren kommt und in Kiefernwipfeln, in Eichenkronen dunkelbewegte Lieder singt oder leise mit den Schilden läutet, die an den Stämmen hängen.

Illustrierte Rundschau

Jakob Adlharts „Christus" — Max Pechsteins Genfer Fenster — Die Schreibtischlampe von Emmy Roth — Modebilder von Marlice Hinz — Osnabrücker Gartenmöbel — Der Bildhauer Willy Zügel — Bilder schöner Frauen von John Quincy Adams — Stickereien von Emmy Zweybrück Zu unsern Bildern

Die Salzburger Benediktiner sind kunstverständige und moderne Männer. Der Abt des Stiftes St. Peter, Dr. Klotz, rief Peter Behrens herbei, als ein neues Kollegium erbaut werden sollte, und aufs glücklichste fügt sich der neue Bau dem alten



Kruzifixus. Holzbildwerk von Jakob Adlhart. Salzburg, Vorhalle im Benediktinerkollegium

ein. Als hervorragendsten künstlerischen Schmuck der Vorhalle bestimmte der Abt den Christus des jungen Halleiner Bildhauers Jakob Adlhart. Selbstverständlich regte sich heftiger Widerspruch: war dieser Heiland nicht entsetzlich? Und wie wenig stimmte er zu der sanft leidenden Idealgestalt, die in unzähligen Kirchen und Häusern die erhabenste Tragödie der Weltgeschichte zu milder Rührung verflacht? Ja, dieser Heiland ist grauenerregend wie die Marter, der er unterworfen wurde. Aber dieses Grauen ist voll Majestät, wie nur die Wahrheit sie zeigen kann. Man denkt vor dieser gekrümmten Asketengestalt an Grünewalds Inbrunst, an germanische Ausdruckskunst.

★

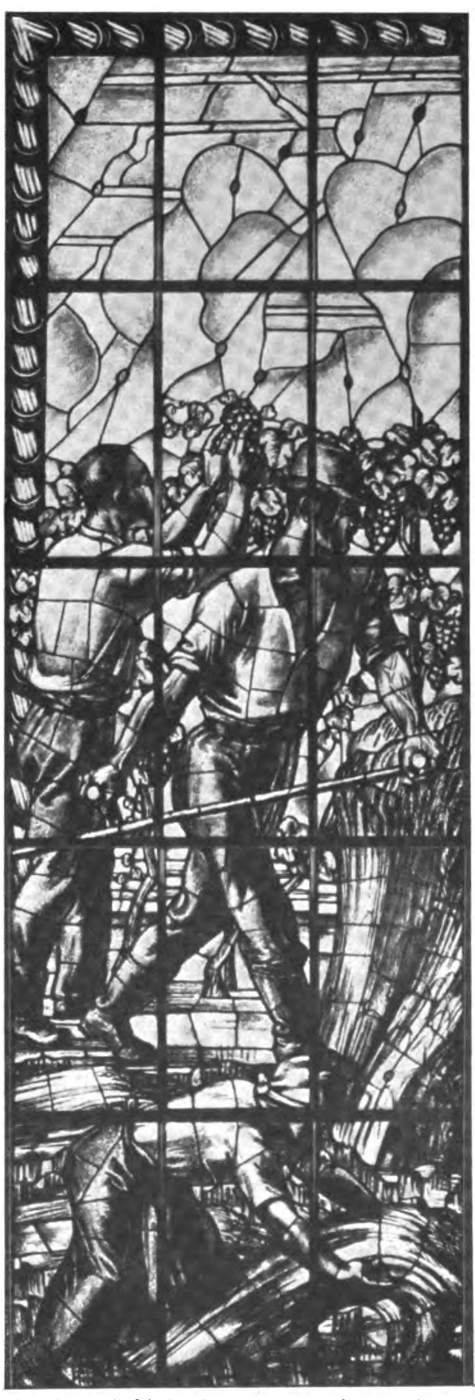
Für die Eingangshalle des neuerbauten Internationalen Arbeitsamtes in Genf hat das Deutsche Reich fünf große Glasfenster gestiftet. Max Pechstein hat sie entworfen; die mit dem Künstler seit zwanzig Jahren zusammenarbeitenden Vereinigten Werkstätten von Puhl & Wagner-Gottfried Heinersdorff in Berlin haben sie ausgeführt. Pechstein hat in Bildern von großer Schlichtheit und gedrungener Kraft in Linie und Farbe fünf der wichtigsten Tätigkeiten: Landwirtschaft, Bergbau, Eisenindustrie, Verkehrsgewerbe und Hausbau symbolisch dargestellt. Sein Werk vertritt nicht nur würdig die deutsche Kunst, sondern läßt auch den Ernst unsrer Arbeit erkennen, die uns unsern ersten Platz unter den Völkern neu erobern wird.

★

Warum muß die Schreibtischlampe, die man nie vom Platz rührt, einen Fuß haben? Ist die Milchglasglocke nicht sehr langweilig? Entspricht der bunte Schirm aus Seide der gesammelten Aufmerksamkeit des geistig Schaffenden? Solche Fragen werden die Berliner Kunstgewerblerin Emmy Roth bewegt haben, als ihr der Gedanke aufstieg, eine völlig neuartige Schreibtischlampe zu schaffen, einen gläsernen Würfel, der ein angenehmes Licht spendet und dessen schlichte Form zu jedem Schreibtisch paßt, selbst zu dem nachempfundenen schweren Barock, das, dem Dessauer Bauhaus zum Trotz, immer noch marktgängig ist.

★

Die Verweiblichung der Dame macht weiter Fortschritte. Das lassen die beiden Frühjahrsmäntel erkennen, die Marlice Hinz nach den neuesten Modellen mit dem ihr eigenen Feingefühl für die Regungen der Mode gezeichnet hat. Auch jetzt noch ist die schlanke Figur modern. Dafür sorgt schon der Sport. Aber selbst ein knappanliegender Mantel wirkt ausgesprochen weiblich durch die weiten Ärmel und den bauschigen Schal, der dazu getragen wird. Der andre Mantel ist reich gestickt und weist an den Handgelenken gestickte Wülste auf. Der hochgeschlagene Kragen ist breit und schafft für Hals und Kopf einen wirkungsvollen Hintergrund.



Die Landwirtschaft. Fenster für das Internationale Arbeitsamt in Genf. Entwurf von Max Pechstein. Ausführung von Puhl & Wagner-Gottfried Heinersdorff, Berlin-Treptow

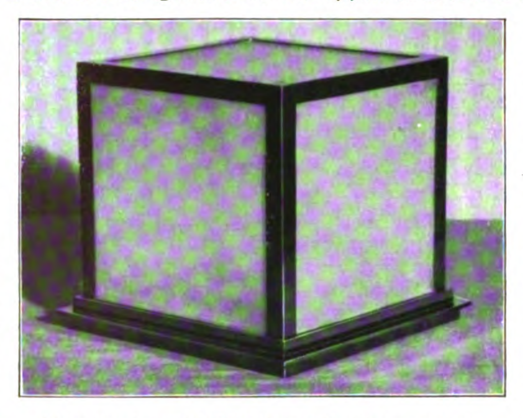
Die Hüte sind lange nicht mehr so streng wie vor kurzem, sondern bieten Gelegenheit für spielerische Einfälle.

★

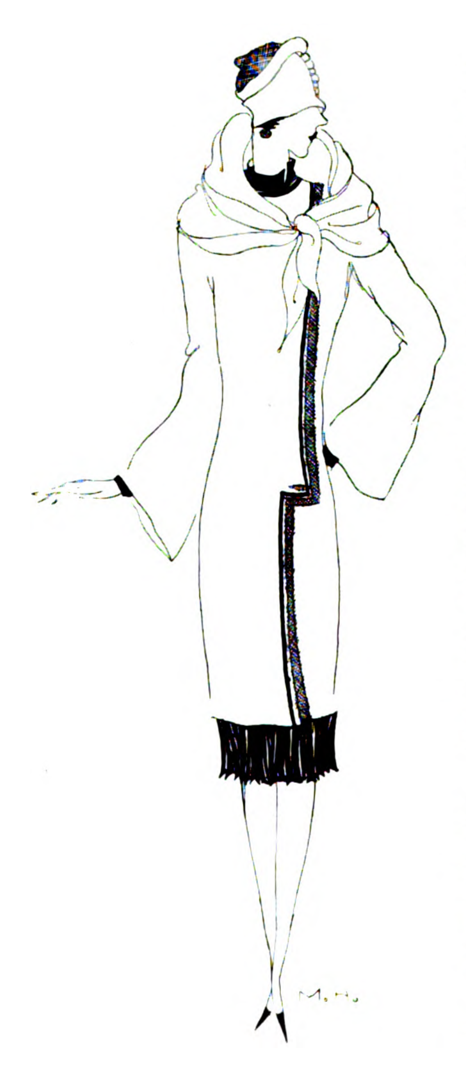
Aber die Dame denkt nicht bloß an sich, wenn der Frühling kommt. Sie denkt auch an den Garten und wird für den Hinweis auf schöne und bequeme Möbel dankbar sein, wie sie die Osnabrücker Gartenmöbelfabrik Runge & Co. herstellt. Diese Möbel gehören zu den wenigen, die gar keine Gliederschmerzen machen. Sie haben auf der unvergeßlichen Dresdner Gartenbau-Ausstellung des vorigen Jahres lebhafte Anerkennung gefunden.

Wie gefällig sehen sie aus! Wie gut läßt es sich auf diesen geräumigen Stühlen sitzen!

★



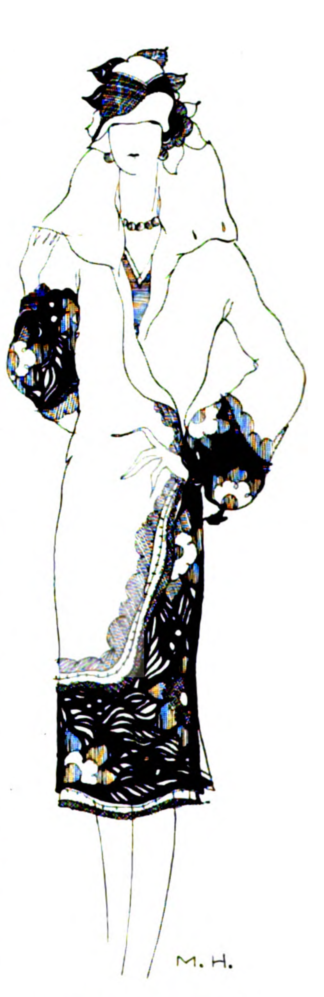
Moderne Schreibtischlampe der Kunstgewerblichen Werkstätte Emmy Roth-Berlin



Willy Zügel (geb. 1876) ist der Sohn des berühmten Tiermalers und hat von Vater Heinrich, der sein einziger Lehrer war, die Liebe zum Tier geerbt. Er begann als Dilettant plastisch zu arbeiten. Um sich über die Form klar zu werden, modellierte er ein Pferd, eine Kuh, einen Hund und einen Löwen, und diese Studien wurden ihm zur Berufung. Seit 1903 war er ausschließlich als Bildhauer tätig. Neben Kleinplastiken hat er auch große Werke geschaffen, so einen überlebensgroßen Hirsch und Löwen vor dem Stuttgarter Ständehaus. Seine „Jungen Füchse“ zeigen die Schärfe seiner Naturbeobachtung und seine Fähigkeit, eine geschlossene Form zu finden.

★

Ein hübscher Brauch besteht in Wien. Bei der alljährlichen Frühjahrsausstellung im Wiener Künstlerhause entscheiden die Besucher durch Stimmzettel, welches der dort ausgestellten Bilder schöner Frauen ihnen am besten gefallen hat. Wie uns



Neue Frühjahrsmoden Zeichnungen von Marlice Hinz

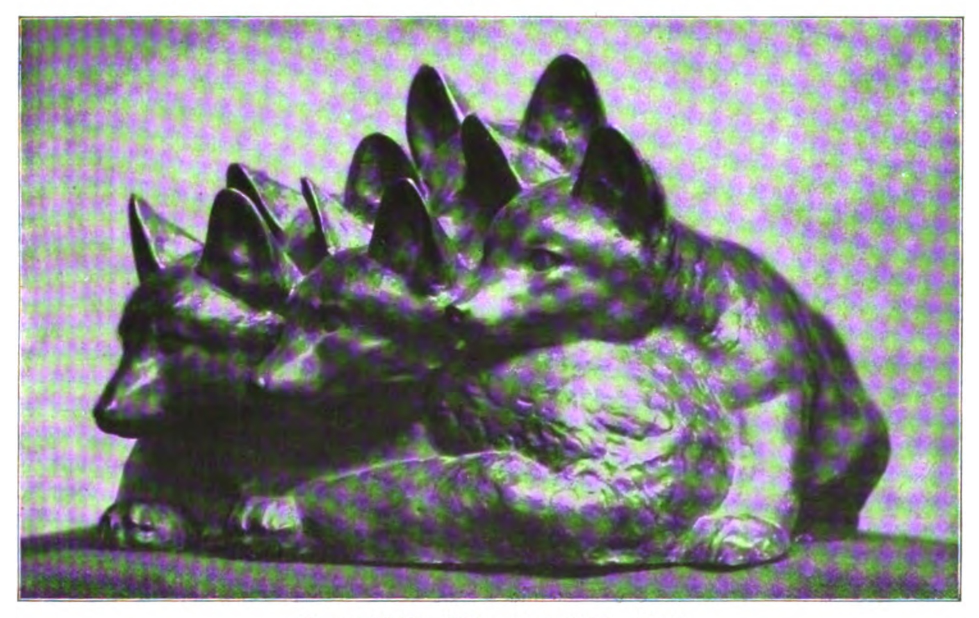


Gartenmöbel aus der Dresdner Gartenbau-Ausstellung von Runge & Co., Osnabrück

Dr. Hans Böhme mitteilt, erhält der Sieger in diesem Volksentscheid den von der Genossenschaft der bildenden Künstler gestifteten Volkspreis. Bereits zweimal hat John Quincy Adams diesen Preis errungen, und wir können unsern Lesern die so ausgezeichneten Gemälde zeigen. Das eine, die sogenannte „Spanierin", stellt die Tochter des ehemaligen brasilianischen Konsuls in Wien dar, Señora de Porlas, die der Maler in diesem Kostüm auf einem Fest gesehen hatte. Das andre ist ein Bildnis von Frau Luise Eisner-Etrich, der Gattin eines Wiener Großindustriellen. Wir sind überzeugt, daß namentlich unsre Leserinnen diese Volksstimmen als gerecht bezeichnen werden.

★

Auf der letzten Seite dieser Rundschau finden die Leserinnen einige neue Stickereien aus der Wiener Werkstätte Emmy Zweybrück, Arbeiten, die erneut be-



Junge Füchse. Bildwerk von Willy Zügel



Bildnis. Gemälde von John Quincy Adams-Wien
Mit dem Volkspreis der Stadt Wien 1925 ausgezeichnet

Wiesen, Berge und Wälder malt. — Eine Novelle, wie sie Boccaccio nicht reizvoller erzählen könnte, stellt das Bild „Der Liebespfeil“ von dem Engländer E. Fortescue-Brichdale (zw. S. 120 u. 121) dar. Wir verdanken es der Ausstellung der Königlichen Akademie in London. Einen starken Gegensatz zu diesem anmutigen, aber traditionellen Gemälde bildet das Selbstporträt von Walter Schulz-Matan (zw. S. 128 u. 129). Der 1889 geborene Thüringer sollte Bäcker werden. Er reißt aus, arbeitet in einer Fabrik und schließt sich einer Theatertruppe, einer Schmiere, an. Als Hausbursche in einer Studentenkneipe wird er von seinen Pflegeeltern entdeckt und zu einem Maurer und, als er sich hier todunglücklich fühlt, zu einem Dekorationsmaler in die Lehre getan. Jetzt findet er den Weg zur Kunst. Als Geselle wandert er in Deutschland, ganz Mitteleuropa, nicht immer als Maler, sondern in den abenteuerlichsten Berufen vom Fremdenführer bis zum Jodler. Endlich findet er als Dekorationsmaler sein Brot. Die dumpfe Romantik seines Jugendlebens und Jugendschaffens ist heute der klaren Bestimmtheit gewichen, die wir an seinem Selbstbildnis bewundern. Er wirkt in München, wo er sich der Neuen Sezession angeschlossen hat. — In dem wundervollen Hofgarten von Coburg hat die Deutsche Landsmannschaft ihren gefallenen Angehörigen ein Denkmal errichtet: auf einem vierseitigen Sockel recken sich drei nackte Jünglinge empor, die erhobene Rechte ge-

weisen, wie geschmackvoll und materialgetreu die Künstlerin ihre Phantasie auf immer wieder überraschend reizvolle Wege schickt.

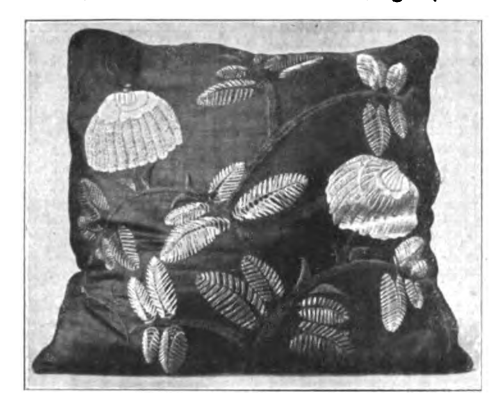
★

Das Titelbild stammt von Frieda Knieg. Die aus Lübeck gebürtige Malerin empfindet vor der Natur eine heilige Andacht. Sie übt eine stille Kunst, aber sie bleibt beim Stilleben nicht hängen. Ihr höchstes Ziel ist der Mensch, ebenso ehrlich gesehen, wie sie jetzt ihre Blumen und



Bildnis. Gemälde von Prof. John Quincy Adams-Wien
Mit dem Volkspreis der Stadt Wien 1926 ausgezeichnet

meinsam um den Griff eines gewaltig nach oben stoßenden Schwertes geklammert. In diesen drei Gestalten hat der Hamburger Bildhauer Richard Knöhl den Leitspruch der Deutschen Landsmannschaft verkörpert: „Ehre, Freundschaft, Vaterland." Unser Bild zeigt einen wirkungsvollen Ausschnitt aus dem Denkmal (zw. S. 136 u. 137). — Das lustige Bild der „Seiltänzerin" (zw. S. 176 u. 177) stammt von dem gegenwärtig in Paris weilenden badischen Maler Hans Schöpflin. Er ging bereits mit 16 Jahren bei einem Kirchenmaler in die Lehre. Nach einer Verwundung im Felde besuchte er die Karlsruher Kunstgewerbeschule und Akademie. — Zu den Altmeistern, von denen unsre Jugend viel gelernt hat, gehört der Franzose Auguste Renoir, der liebenswürdigste unter den großen Impressionisten. Er ist oft etwas süß und fade. Man kann nicht viele Bilder von ihm auf einmal sehen. Aber seine „Loge" (zw. S. 184 u. 185) ist ein Gemälde von starkem malerischem Reiz. — Auch Max Liebermann zählt gewiß zu seinen Bewunderern. Die zarte Studie zu seinem „Familienbildnis" ist der Monographie entnommen, die in neuer Auflage bei Velhagen & Klasing erschienen ist. Seit sie vor vielen Jahren zuerst herauskam, hat sich unser Urteil über Liebermann gewandelt. Auch der Verfasser Hans Rosenhagen, einer der ältesten



und wirksamsten Verfechter von Liebermanns Kunst, hat Wandlungen erlebt, und so ist aus der neuen Auflage ein neues Buch geworden, das auch für die wichtig ist, die es vielleicht in der alten Gestalt bereits besitzen. Unsre Abbildung (zw. S. 192 u. 193) mag andeuten, daß auch illustrativ alles getan ist, um diese klassische Biographie auch äußerlich höchsten Ansprüchen gerecht werden zu lassen. — Der in Königsberg tätige Karl Ziegler ist ein Meister der Linie, der plastischen Form; ein Gemälde wie seine „Susanna“ prägt sich in seiner Bestimmtheit unvergleichlich ein (zw. S. 216 u. 217). — Zu unsrer Freude bot sich Gelegenheit, ein graphisches Blatt einzustreuen: auf S. 133 den dramatisch bewegten „Masurischen See“ nach einer Lithographie von Erich Waske. An der Illustrierung von Ida Boy-Eds Aufsatz über Lüneburg (die Dichterin feiert Mitte April ihren 75. Geburtstag in ihrem stimmungsvollen Lübecker Heim) sind drei Maler beteiligt: neben Vollmer der hervorragende Interieurmaler Max Beckmann, den unsre Leser seit langem kennen, und Ernst Müller-Bernburg, der ein feinfühliger Landschafter und Architekturmaler ist, ein Künstler, der ohne viel Wesens seine oft abseitige Straße zieht und den jeder lieb gewinnt, der Sinn für natürliches Empfinden hat. Der Münchner Karl O. Petersen hat seine schöne Schilderung der Birkhahnbalz mit eigenen Skizzen reizend geschmückt. Er gehört zu den seltenen Malern (und Schriftstellern), die das Tier, ohne es zu vermenschlichen, schildern können. **P. W.**



Oben: Kissen auf Seide gestickt. Mitte: Bunte Tischdecke auf gelbem Tuch. Unten: Wandbehang auf weißem Tuch mit bunter Wolle gestickt. Werkstätte Emmy Zweybrück-Wien

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Ode an ... no ... Sau ... l von Emi ... Men



Die Geschichte vom schwarzbraunen Mädelein

Von Heinrich Sohnrey

Das war nach der Osternacht eines harten, aber jäh umgeschlagenen Winters. Von Born und Beke, aus denen man mitternachts das Osterwasser geschöpft hatte, wallte das Jungvolk von Weddenborn nach der Kuppe des Hellberges hinauf, um dort bei den noch glosenden Aschenhaufen des Osterfeuers den Sonnenaufgang abzuwarten, die Sonne „hüpfen“ zu sehen und selber zu hüpfen. Ein langes, erwartungsvolles Harren war es, denn noch hockte die Nacht auf ihrem Horste. Als dann der Wolkensaum fern über den massigen Harzbergen zu glimmen begann, reckten sich alle Büsche und Bäume in die Höhe, schienen selbst die Wasser in den Tiefen zu steigen, um das große Himmelswunder zu sehen, das da kommen sollte. Feuergarben schossen hinter den Bergen herauf, und einer lodernden Scheibe gleich stieg die Sonne empor, mit all ihren Wundern.

„Frühmorgens, da die Sonn' aufgeht,
Mein Heiland Christus aufersteht!“

sang etwas abseits eine Stimme, und wer eben noch ins nahe Auge der Liebsten sah, hing jetzt in schauernder Andacht an dem großen, wunderbaren Feuerauge des Himmels. Und die Sonne hüpfte und tanzte, daß die schauende Menge in lautes Entzücken verfiel, und als das Jungvolk ins Tal hinunterstieg, hüpfte die Sonne noch lange vor aller Augen fort.

Das letzte Paar, das vom Hellberge herabkam, ein langer Bursch mit fahlem Haar und ein dunkelhaariges Mädchen von untersetzter Gestalt, schien etwas miteinander zu haben, das zu dem österlichen Frühsonnenglanze nicht stimmen wollte. Beide Hände unter ihre Schürze gesteckt, mit steif gehaltenem Kopfe, ging sie neben ihm, der seinen Arm leicht um ihre kräftige Hüfte gelegt hatte.

„Wenn ich bloß wüßte,“ begann sie plötzlich in spöttischem Tone, ohne ihre Kopfhaltung zu ändern, „weshalb ich mit dir den Berg hinaufgestapft bin.“ Sie blieb stehen, riß ein „Lämmchen“ aus der Haselhecke und hielt es ihm vors Gesicht. „Guck, Hans, so ein Lämmchen bist du, nur viel länger!“

„Du spottest über mein Fortgehen und weißt doch, daß es gegen den Willen meiner Mutter keinen Widerspruch und keine Macht gibt.“

Sie zuckte die Schultern und setzte eine geringschätzige Miene auf. „Weil du selbst keinen Willen und darum keine Macht hast. Weil du so ein Muttersöhnchen bist, dem die Mutter noch die Hosen zuknöpft . . .“

Hans blieb stehen, rückte an seiner Schirmmütze und sagte scharf: „Ich glaube, es ist besser, wir gehen nicht zusammen ins Dorf, daß meine Mutter uns nicht noch sieht, wenn sie etwa aus dem Eulenloche guckt.“

„Am besten, du kriechst in ein Mauseloch, dann sieht sie dich ganz gewiß nicht, deine Mutter.“

Er ärgerte sich über ihren Spott und fühlte sich durch ihn zugleich befreit. Bei dem Hohlwege, der vom Hellberge nach dem Oberdorfe führt, blieb er stehen, um sich von ihr zu verabschieden. Sie warf den Kopf zurück und spottete: „Mach' nur, daß du keine Schläge kriegst von deiner Mutter; sie wird wohl schon mit dem Haselstecken auf dich warten.“

Er tat, als höre er nichts, schlug den Hohlweg ein und grollte vor sich hin: „Mag's denn aus sein zwischen uns. Die Mutter gäbe es sowieso nicht zu . . .“

Ganz leicht wurde ihm ums Herz, er mußte sich schon beinahe über sich selbst verwundern. Was war es überhaupt, weshalb er mit dem Mädchen ging? Das Lied war schuld daran, das sie in den Spinntröppen so gerne sangen:

„Wen's im Herzen tut verlangen,
Nehme sich ein schwarzbraun Mädel,
Drück' es fest in seine Arme,
Bis der Tod sie trennt.“

Oder:

„Schwarzbraunes Mädelein, wo wendest du dich hin?
Andere zu lieben, mich aber zu betrüben —
Ach, schwarzbraunes Mädelein, was hast du in dem Sinn?“

In manch anderen Liedern noch wurde gesungen vom „schwarzbraunen Haar“ und den „schwarzbraunen Äugelein“, so hatte sich diese klingende Farbe in seiner Vorstellung geradezu zum Ideal aller Mädchenschönheit entwickelt. Die Weddenborner Mädchen waren alle hellblond oder fahl, nur die eine war dunkel. Aber je näher er sie kennenlernte, desto mehr sah er ein, daß sie dem Idealbilde in seinen Gedanken ganz und gar nicht entsprach. Und der heutige Rückweg vom Hellberge hatte seiner Schwärmerei den letzten Stoß gegeben. Wie ein Gelübde ging es ihm durch den Sinn: Die Mutter sollte sich ganz gewiß über die Schwarze nicht mehr ärgern.

Das war also abgetan.

Und dennoch! Leise wie das letzte Käuzchen dahinstrich, tauchte in seiner engen Vorstellungswelt wieder und wieder das schwarzbraune Mädelein des Liedes auf, das nun einmal der Inbegriff seiner Liebessehnsucht war. Wie könnten denn soviel Lieder davon singen, wenn es nicht so wundersame und wunderseltene Mädchenschönheit gegeben hätte und — irgendwo — noch gäbe! Gleich dem jungen Kuckuck im Finkenneste machte sich diese ihm selbst unbegreifliche Sehnsucht in seinem Herzen schier übermächtig. Und wohl gerade deshalb, weil er sich ganz in den trübseligen Gedanken einspann, daß es auf dem einsamen Forsthofe in den fernen Wäldern, auf den die Mutter ihn vom dritten Ostertage an verdingt hatte, gar keine Hoffnung auf ein freudvolles Leben für ihn geben könne.

Er hörte an der Quappenbeke drunten zwei Gänseriche gegeneinander schreien und beneidete sie fast um ihr freies Frühlingsleben, sprang mit ein paar Sätzen aus dem Hohlwege heraus und ging zwischen den Hecken der Grashöfe hin um den Gänsebrink herum, hinter dem das Haus seiner Mutter lag, ein einstöckiger Balkenbau mit roten Ziegeln auf dem Dache und an der nördlichen Giebelseite. In den kahlen Schiebefenstern der Wohnstube, ohne Gardinen und Blumen, spiegelten sich die langen, eben frisch ausschlagenden Weidenstaken, die Stützen des geflochtenen Weidenzaunes, der den kleinen dunkelerdigen Kohlgarten umgab.

Gerade als Hans am Gänsebrinke ankam, ward unter schürfendem Geräusch die graue, zweiteilige Haustür aufgezogen, und heraus trat eine hagere, große Frau mit leicht gebeugtem Nacken. Aus dem verwitterten Gesichte blickten zwei blaugraue, scharfe Augen, deren Lidränder ein wenig gerötet waren. Die blaßblaue Schürze aufgenommen, einen Milchtopf in der Hand, ging sie, mehrmals kurz anhustend, mit langen, festen Schritten an der Scheunenklappe und Hühnerstiege vorüber in den Ziegenstall, aus dem gleich darauf Hahn und Hühner hervorquollen.

Während die Frau ihre beiden Ziegen molk, schlüpfte Hans sachte ins Haus. Ein frostiger Hauch ging durch die weißgetünchte und mit weißem Sand bestreute Stube. Auf dem gescheuerten Tische lag ein geschnürtes Bündel, daneben ein Gehstock.

Eine bange Ahnung stieg in ihm auf, und um sich bei der Mutter nach Möglichkeit in Gunst zu setzen, nahm er schleunigst ihre Sonntagsschuhe vom Wandbrette und bürstete sie spiegelblank.

Da ging ein Hüsteln und ein schlappendes Stapfen unter dem Fenster hin, und wie ein dunkles Schicksal kam die Mutter herein. Den überschäumenden Milchtopf in die Ofenpfanne stellend, sagte sie mit einer Stimme, in der verschiedene starke Register tönten: „Also doch wieder mit dieser schwarzen Dirn', die ich in den Tod nicht ausstehen kann, in der Osternacht herumgeschwirrt! Ein Ende soll das haben, ein für allemal. Du siehst, dein Bündel ist geschnürt. Ich will, daß du heute schon gehst.“

„Mutter, Ihr denkt Arges von mir und tut mir unrecht. Ich habe gewiß nichts übles begangen in dieser Nacht. Seht nur in den Keller, alle Kruken habe ich gefüllt mit Osterwasser, und dann bin ich nur aufgeblieben, um mit den anderen allen vom Hellberge aus die Ostersonne tanzen zu sehen.“

Als die Frau von dem Osterwasser hörte, reckte sie den Hals und hieß ihn eine

Kruke davon bringen. Während er nun in den Keller lief, machte sie hastig Feuer in dem Kochofen und murmelte etwas vor sich hin. Den ganzen Inhalt der heraufgebrachten Kruke goß sie in den kleinen Kaffeekessel, der in der Ofenpfanne stand, und setzte den Kessel mit dem Osterwasser über das heraufschlagende Feuer. Dann nahm sie einen Fingerhut, etwas Asche, ein Stück Brot, ein Gerstenkorn und tat alles in den Kessel, schürte das Feuer vor der Ofentür und wartete, auf den Kessel starrend, bis das Wasser kochte. „Nun wollen wir sehen: Kommt der Fingerhut zuerst herauf, dann mag's gut sein. Siehst du die Asche zuerst nach oben kommen, ist das ein Sterbefall. Das Brot zuerst bedeutet eine Hochzeit. Wird aber das Gerstenkorn vor den anderen zuerst gesehen, so will das sagen, daß wir auf ein fruchtbares Jahr rechnen können ..."

Dampf zog durch die Stube, das Feuer knisterte und knackte, begann zu brüllen, das Wasser wallte auf, und herauf kam nichts als Asche.

Die Frau nickte langsam, nahm den Kessel hastig vom Feuer und schob die Öffnung wieder mit den Ringen zu, stand einen Augenblick groß aufgerichtet in der Stube und sah wie traumverloren nach dem Fenster. „Ich ahnte, es war nichts Gutes im Anzuge. Um so mehr Grund, zu sorgen, daß alles seine Ordnung kriegt." Sie trat an den Schrank in der Ecke und schnitt ein heiles Brot an. „Den Knust nimm mit, daß du dein Elternhaus nicht vergißt . . . Und nun mach' dich fertig, denn die Sonne steigt, und der Weg ist weit."

„Wie Ihr wollt, Mutter." Er wischte sich mit dem Ärmel über die Augen und ordnete seine Sachen.

Nun war es doch, als ob das Mutterherz sich rührte. Sie schob ihm den Milchtopf zum Trinken hin, schnitt eine tüchtige Scheibe Brot und verfuhr bei alledem so bestimmt, daß er trinken und essen mußte, ob ihm auch die Kehle wie zugeschnürt war.

„Ich will dich ein Stück Wegs bringen," sagte sie und knüpfte sich ein Kattuntuch um den Kopf. Durch die kurze Hintertür, die mehr einer Klappe glich, gelangten sie in den Grashof, der trotz der frühen Jahreszeit bereits einen üppigen, von dunklen, fetten Streifen durchwirkten Rasenteppich bildete. Ein schmaler Stieg, auf dem blanke Äpfel- und Zwetschenbäume ihre hageren Schatten warfen, führte durch den spitz auslaufenden Hof zu der Quappenbeke hinab und weiter an dem Bache hinauf.

Das Dorf lag noch im tiefsten Ostermorgenfrieden. Bei den Weidenbäumen, die sich dem Bächlein auf eine kurze Strecke zugesellten, hielt die Mutter ihren Sohn am Arme fest und deutete auf ihr sonnenhelles, rötlich schimmerndes Häuslein hinunter. „Sieh mal, Junge, unser Haus, wie jetzt in der Ostersonne die roten Ziegel leuchten! Du weißt nicht, wie sauer es uns geworden ist, bis wir soweit waren und sagen konnten: unser Haus. Frühmorgens, wenn noch die Lichter am Heben (Himmel) standen und andere Leute sich noch mal auf die andere Seite legten, konnte man deinen Vater und mich schon bei der Arbeit finden."

Eine Minute lang sah sie wie ins Leere, schritt wieder aus, blieb wieder stehen und schüttelte den Sohn am Arme. „Ich spreche nicht gern davon, denn ich muß mich zu viel darüber ärgern, aber ich will es dir doch noch einmal recht sagen, daß du mich verstehst: Mein Großvater war noch ein großer Bauer hier im Dorfe, der mit vier Pferden ackerte. Aber der Branntwein hat ihn klein gemacht, und die Handelsleute haben ihm den Rest gegeben. Im Armenhause ist er gestorben. Sein Sohn, mein Vater, hat sich sein Lebelang als Ackerknecht auf dem Edelhofe gequält. Ich habe nichts gehabt als meine harten Hände und etwas Gesponnenes und Gewebtes, als wir unsern Hausstand gründeten. Ja, ganz von vorn mußten wir anfangen und jeden Finger recken. Du aber, unser einziger Junge, brauchst und sollst nicht von vorn anfangen, du sollst zu dem Land, das wir erarbeitet haben, noch zehnmal mehr erwerben. Denn du wirst dich nach einer umsehen, die mindestens das gleiche hat. Dann kannst du schon mit zwei Kühen zu ackern anfangen, und hernach können es zwei Ochsen werden. Dein Sohn aber soll mit zwei Pferden anfangen und mit vieren sterben. Verstehst du mich nun, Junge?"

Ihn würgte es in der Kehle, und seine Stimme erstickte.

Sie wartete, bis das Quarken vorüberfliegender Krähen aufhörte, und setzte mit ihrer trockenen Stimme wieder ein: „Wenn ich nun denken muß, du brächtest mir dies schwarzhaarige Frauensmensch ins Haus ... Junge!" Sie schüttelte ihn heftig an der Schulter, und ihre grauen Augen sprühten. „Da wollte ich unser Haus lieber in Brand stecken und mich mitverbrennen. Bei Gott!"

„Mutter!" schauderte er entsetzt.

Beide Hände hob sie wie abwehrend gegen ihn und drängte: „Geh nun, geh, geh und sieh dich nicht mehr um!" Sie wies mit der ausgestreckten Rechten auf den Weg, tat selbst noch einige harte Schritte, sprach aber dann doch wie einlenkend noch einmal

auf ihn ein: „Ich sage nicht, daß du schlecht bist, Hans, du hast nur keine feste Richtung und quackelst zu leicht hin und her. Die Knechtsstelle zu Grimmerhusen dort hinten in den Bergen habe ich dir ausgemacht, damit du in deinen wilden Jahren besser Grund fassen kannst, und um dich vor den Sprenkeln, die nach dir ausgestellt sind, zu bewahren. Und nun geh und arbeite, daß du an einem Tage mehr schaffst als der frühere Knecht in zweien oder dreien; so wird deine Herrschaft Respekt vor dir kriegen und bald deinen Lohn erhöhen. Hast du dir erst einmal was Ordentliches erspart, dann komm zurück und nimm dir eine Frau, die auch was hat und was Ordentliches. Ich werde mich schon für dich umsehen . . ."

Hans rückte die Mütze zurecht, zog das Bündel fest unter den Arm und reichte der Mutter halb abgekehrt die Hand. „So macht's gut, Mutter!" Sich nur mühsam der Tränen erwehrend, schritt er hastig davon.

„Verfehl' den richtigen Weg nicht beim Steinkreuze im Hagen; den linken mußt du gehen!" rief sie ihm noch mit unbeweglicher Miene nach.

Sie schritt am Ufer der Quappenbeke zurück, sah am Hange eine weiße Gänsefeder liegen, hockte sich auf die Erde und reckte den Arm hinab, konnte indes an dem steilen Ufer die begehrte Feder nicht erreichen. Ein erstes Schneeglöckchen hatte seine blanken Augen schüchtern aufgeschlagen, dicht neben der Gänsefeder; doch das rührte sie nicht. Sich aufrichtend, winkte sie dem zurückblickenden Sohne zu. Er meinte, sein Fortgang sei ihr leid geworden, und kam in aufquellender Freude zurück.

„Junge," sagte sie, mit Hand und Augen in den Graben deutend, „krieg' mir doch die Feder mal auf."

Wie dunkle Schatten legte sich die Enttäuschung auf des Sohnes Gesicht. Wortlos sprang er hinab und hob die Feder auf.

„Wat better is as 'ne Lius, dat nümmt me mee nah Hius!" belehrte sie ihn.

In tiefer Niedergeschlagenheit setzte er seinen Weg fort, während die Mutter in gekrümmter Haltung am Bache zurückging und noch manche Feder aufnahm, die ihre scharfen Habichtsaugen erspäht hatten.

Als die Osterglocken zum ersten Male läuteten, konnte die Witwe Fink schon einen ganzen Strauß Gänsefedern ins Haus tragen.

★

Ganz zerknirscht wanderte Hans Fink an der Quappenbeke den dunkelblauen Weserbergen zu, denen sie entspringt. Nichts, gar nichts merkte er von der strahlenden Schönheit des spätmärzlichen Ostermorgens. Er konnte es gar nicht verwinden, sich hinausgestoßen zu sehen in die fremde, freudlose Welt, hinausgestoßen von der eigenen Mutter. Er seufzte auf wie ein ganz Unglücklicher und ärgerte sich hinterdrein, nicht einmal den leisesten Versuch gemacht zu haben, den Willen der Mutter zu wenden. Freilich, wer konnte gegen einen solchen eisernen Willen aufkommen?

Alles Glück des Jungseins mußte er nun auslöschen, denn dahinten auf dem Forsthofe gab's ja weder Spinnstube, noch Osterfeuer, weder Pfingstbier, noch Kirmes; da konnte er sich ein fröhliches Leben, wozu doch mindestens ein schönes Mädchen gehört, ganz und gar nicht denken.

Jetzt stand er bei den alten Eichen, wo's in den weiten Bergwald hineinging. Noch einmal sah er auf die von zartem Dufte überhauchten Hügel und Hecken zurück, hinter denen Weddenborn versunken lag. Nur die Kirchturmsspitze konnte er eben noch glimmen sehen. Er mußte sich ordentlich Gewalt antun, um von dem Anblick loszukommen. Ja, es deuchte ihn, als nähme er nun Abschied vom Leben ganz und gar.

Bergauf und bergab wanderte er und erreichte bald das Kreuz im Hagen, wo die drei Wege sich abzweigen. Er hörte wieder die Stimme der Mutter und schlug die Richtung ein, die sie bezeichnet hatte.

Nach mehr als dreistündiger Wanderung ohne Rast führte die Straße aus dem dichten Hochwalde auf eine lichte Fläche, die auf den ersten Blick wie ein zerwühltes, wüstes Trümmerfeld aussah; die eine Seite mit offenen, grauweißen Aushöhlungen, Kesseln und Anhäufungen, die andere mit bereits wieder überwachsenen Mulden und Hügeln; dort der offenliegende Sand, die Spuren frischer Grabung, hier zwischen Moos und Heide, kahlen Heidelbeerstauden und Brombeerranken bereits wieder aufstrebende junge Fichtlein und Eichensprößlinge. Nach der Straße hin alles eingehegt durch teils schon recht vermorschte Fichtenplanken, die wohl allmählich entbehrlich werden sollten durch die hinter ihnen angepflanzten Ebereschen. Das Gefühl tiefer Vereinsamung, des Ausgestoßenseins aus der dörflichen Gemeinschaft kam aufs neue über ihn; er mochte keinen Schritt mehr tun, warf das Bündel ins Heidelbeerkraut, ließ sich auf einen alten Baumstuken am Sandkuhlenrande fallen, stützte das Gesicht in beide Hände und heulte still vor sich hin.

Ein jähes Hähergekreisch in den Bäumen

am Wege schien er nicht zu hören, ebensowenig das plötzliche Schrecken einer Amsel. Eine hellklingende Mädchenstimme aber riß ihn empor. Ja, träumte er denn, war er nicht bei Sinnen? Ein sonntäglich gekleidetes Mädchen, ein wunderschönes Mädchen, wie es in seiner heimlichsten Gedankenwelt lebte, ging vorbei und grüßte ihn. Seine Augen waren wie überwältigt, und die Stimme verschlug ihm, als er ihren Gruß erwiderte. Sie trug ein dunkles Tuchkleid und ebensolche Jacke, die sich über der runden Brust spannte. Um die Schultern schmiegte sich ein kleines seidenes Tuch mit Fransen, von einer Brosche aus Hirschhaken zusammengehalten. Mit Hirschhaken waren auch die Ohren geschmückt. Die nestartig aufgesteckten üppigen Haarflechten zierte ein blitzender Silberpfeil. Das Wunderbarste aber: ihr Haar glänzte in so herrlichem Schwarzbraun, und aus ihrem hübschen Gesichte leuchtete eine so bräunliche Frische, daß er nicht wußte, wie ihm geschah, und unwillkürlich an die Lieder vom schwarzbraunen Mädelein denken mußte.

Ja, schien dies Mädchen nicht leibhaftig aus dem Liede herausgesprungen zu sein? Mit beiden Rockärmeln wischte er sich über die Augen und rief ihr, deren leichtbeschwingte Füße ohnehin zögerten, mit beinahe noch schluchzender Stimme nach:

„Schwarzbraunes Mädelein, wo wendest du dich hin?"

Das schwarzbraune Mädchen, das ein kleines Kirchengesangbuch mit einem weißen Tüchlein in der Hand hielt, blieb stehen und kehrte sich um. Ein lachendes Verwundern stand in dem schönen Gesicht, und nun sah er erst: auch ihre Augen waren ganz so, wie es in einem der anderen Lieder heißt:

„Sie hat zwei schwarzbraune Äugelein,
Die leuchten wie zwei Sterne."

Plötzlich lachte ein Grünspecht durch den Wald. Und wie von ihm angesteckt, lachte auch die Dirn' hell auf. Dabei glitzerte etwas ganz Merkwürdiges aus ihren von langen Seidenwimpern überschatteten Augen, und zwischen den fein gespaltenen roten Lippen blitzten zwei Reihen prachtvoller Zähne auf. Wie betäubt und betört von so seltsamer Schönheit, wußte er sich kaum zu fassen. Seine Tränen, die sie bemerkt haben mußte, ärgerten ihn, und er suchte jetzt seinem Gesicht einen recht mannhaften Ausdruck zu geben.

Eine der Wegrichtungen andeutend, bat er mit stockendem Atem um Auskunft, ob er auf diesem Wege wohl nach Grimmerhusen käme? Durch die schlanke Mädchengestalt ging es wie ein Ruck, und sie sah ihn forschend an, mußte allerdings zu ihm aufsehen, denn trotz ihres schlanken Wuchses reichte sie ihm nur bis an die Schulter. Dann deutete sie auf die Trift, die sie gekommen war, und sah ihn ebenso angelegentlich an wie er sie. Bis ihre Augen auf das Bündel fielen, das neben ihm lag. Mit großer Lebhaftigkeit brach sie nun in den Ruf aus: „Am Ende bist du gar unser neuer Knecht?" Überrascht und hastig stellte er die Gegenfrage, ob sie etwa gar die Tochter vom Forsthofe wäre. Sie schüttelte den Kopf und lachte hell auf. Erst müsse sie wissen, wer er sei. „Bist du nicht Hans Fink aus Weddenborn?" fragte sie gerade heraus und in einem Tone, als wünsche sie lebhaft, daß er's sei.

„Herrgott, woher kennst denn du mich schon?" Ihm verschlug's fast den Atem. „Bist du denn . . .?"

„. . . die Magd von Grimmerhusen!" fiel sie laut und lustig ein, weidete sich an seinem starren Staunen und erklärte: „Ich freue mich, daß du nicht so klein bist, auch keine zu kleinen Hände hast, denn auf uns beide kommt's in Grimmerhusen ganz allein an, und da heißt's, sich tüchtig rühren. Wir haben Kühe und Schweine, Gänse, Hühner, Puten und Enten, auch einen dicken Paul und einen dicken Peter, nämlich zwei Pferde. Bloß keine Kamele haben wir, sonst alles . . . Die Holzhauerleute sind schon sehr alt und andere Hilfskräfte auf dem Forsthofe, der soweit aus der Welt liegt, nur schwer zu kriegen, wenn man sie braucht."

Dem Burschen flirrte es vor den Augen, als flögen hundert Goldhähnchen dahin. Eine jähe Freude hatte ihn gepackt und seine Wehleidigkeit in alle vier Winde hinausgeworfen. Beide Hände hielt er dem Mädchen hin, und es schlug ohne Zögern ein. „Aber wie heißt du denn?"

„Lisette Fröhlich heiße ich und bin aus Schornebeck." Dabei empfand er etwas wie ein Knistern in ihren Augen.

„Lisette Fröhlich? Ei! Der Name paßt aber gut zu meinem, denn wo ein Fink ist, da muß auch immer was Fröhliches sein."

Das gefiel ihr, und sie umfaßte ihn mit einem Blick, der großes Wohlgefallen ausdrückte. „Das ist aber wirklich sonderbar, daß wir gleich so gut zusammen passen."

Er machte eine Bewegung, als müsse er sich recken und die Arme ausbreiten, um die Waldluft recht tief in sich einzuatmen. „Ich dachte mir schon, du wärst die Tochter vom Forsthause. Weil du . . . weil du so hübsch bist," stieß er nach einem ordentlichen Ansatze begeistert heraus.

Sie zog die dunklen Brauen hoch und zuckte die Achseln. „Als ob nur die Försterstöchter schön sein könnten. Der Förster — übrigens der reitende Förster, wir sind keine gewöhnlichen Förstersleute — also der Förster hat zwei Töchter, sind aber schon vergeben und in aller Welt . . .“ Sie drehte sich auf ihren federnden Füßen und schloß: „So, in den Familienangelegenheiten von Grimmerhusen weißt du nun schon Bescheid. Aber jetzt muß ich schnell machen. Ich will doch zur Kirche, zur Osterkirche nach Frielingshagen. Aber wenn einer unverhofft so einen Finkenvogel trifft . . .!“ Sie wollte ihm noch mal beschreiben, wie er gehen müsse, doch hörte er gar nicht danach, sondern sagte: „Ich geh' mit dir zur Kirche.“

Sie sah ihn groß an. „O Junge, das ist noch gut eine halbe Stunde hin, und du wirst nach dem vierstündigen Wege froh sein, bald in den Lehnstuhl und zu einem guten Frühstück zu kommen.“

Er sprang über eine Taulache im Wege und versicherte: „Ich bin noch ganz und gar nicht müde! Ginge noch ohne zu rasten bis ans Ende der Welt, wenn Grimmerhusen da läge und . . .“

„Na, und . . .?“ Es knisterte wieder.

„Und — das schwarzbraune Mädelein von Schornebeck mit mir ginge.“

„Sieh mal an, wie du galant sein kannst!“

„O, ich freue mich ja so . . . ich kann's gar nicht sagen . . . Ich freue mich ganz unbändig, daß ich dir begegnet bin und daß wir beide in Grimmerhusen immer zusammen sein werden.“

„Solange es hält,“ wandte sie bedächtig ein. „Ich meine, was einen so freut, das währt immer am kürzesten.“

„Bist du schon so alt, daß du so bedachtsam bist?“

„Nun, ich werde bald neunzehn. Und der Fink?“

„Grade einundzwanzig vorbei.“

„Dafür bist du auch einen Kopf größer als ich,“ scherzte sie und sah nach seinen Augen, in denen die Freude leuchtete wie der Tau in der Morgensonne.

Sie schritten nun durch weite, mächtige Buchenhallen, den sacht ansteigenden Bärenkamp hinauf, über den der Weg nach Frielingshagen hinabführte. Glückselig schritt Hans Fink neben dem Mädchen her. Nie hatte er den Wald und den Himmelsstrahl, der zwischen den noch so kahlen Baumkronen herabfiel, so schön gefunden. Überall, soweit das Auge reichte, lagen weiße, leicht bewegte Lichtflecke auf dem braunen, erdhaft duftenden Buchenlaube. Und wie die Ostersonnenstrahlen an den blanken Stämmen herunterrieselten! Wie wundervoll doch solch ein Buchenwald, wenn in den Kronen leise der Frühling rauscht und der frühe Tag in der Weite des Waldes so heimlich verdämmert. Wie schön trotz seines noch so spärlichen Grüns und der graulichen Schneereste, die hie und da noch in den Vertiefungen tauten. Wie lachten die plötzlich dastehenden Buschwindröschen sie an und die gelben Himmelschlüsselchen, mit denen Gottvater nach der Schneeschmelze die drangvolle Erde aufschließt.

„Weißt du, Lisette, du siehst gar nicht so aus wie die Mädchen hierzulande. Wie kommt es nur, daß dein Haar und deine Augen so schwarzbraun sind?“

Sie schritt auf einmal so schnell aus, daß er ihr nicht ins Gesicht sehen konnte; dann, mit einer leichten Wendung des Kopfes sagte sie: „Ich müßte dir eine richtige Geschichte erzählen, um dir mein Haar und meine Augen, mein Gesicht und alles zu erklären. Für jetzt nur so viel: meine Eltern sind kleine, aber geachtete Bauersleute in Schornebeck. Sie haben nur nicht rationell gewirtschaftet, wie der Doktor einmal gesagt hat: sie haben nämlich immer mehr Kinder als Ferkel gehabt. Neun, sage und schreibe neun Kinder, drei schwarzbraune wie ich, sechs fahl wie du.“

Er beneidete sie darum, wie er sagte, denn er wäre seiner Mutter einziges Kind und denke es sich zu schön, so viele Brüder und Schwestern zu haben.

„Was man nicht hat, ist immer schöner, als was man hat,“ bemerkte sie und machte ein grotesk weises Gesicht. Dann stieß sie den Burschen an, und fragte, warum er denn schon am ersten Ostermorgen gekommen sei. Ostern wäre doch jeder gerne zu Hause, der nicht bei fremden Leuten sein müsse.

Hans Fink schob die Mütze langsam über den Kopf zurück und kraute sich das fahle Haar. „Meine Mutter wollte es so.“ Offenherzig erzählte er, was den großen Unwillen seiner Mutter hervorgerufen hätte. In Grimmerhusen solle er nun seine Schuld büßen, weil der Ort doch ganz aus der Welt läge und keine Mädchen da wären, die ihn wieder in Gefahr bringen könnten.

Lisette brach in ein schallendes Lachen aus und fiel beinahe hin. „Da paßt deine Mutter ja sehr gut zu meinem Vater. Wahrhaftig! Der denkt sich auch immer gleich Wunder was, wenn 'n Mädchen mal mit'n Mannsmenschen geht. Er bildet sich nämlich ein, es wäre das Zigeunerblut, das wir doch in den Adern haben . . .“

„Zigeunerblut?!“ rief Hans erstaunt und

trat dicht vor sie, um ihr noch genauer ins Gesicht sehen zu können, wie er sagte.

„Ja, so, das muß ich dir nun wohl erst richtig verklaren," sagte sie und riß ein Stück loser Borke von der alten Eiche, an der sie eben vorbeigingen. „Also höre und dann bekreuzige dich vor mir. Mehr als hundertundzwanzig Jahre werden es sein, da sind eines Tages an fünfzig Zigeunerwagen von der Weser nach Schornebeck heraufgekommen, haben dort auf der großen Weide, die heute noch der Zigeunerplatz heißt, eine ganze Woche lang kampiert und eine großartige Hochzeit gefeiert. Na, und nach acht Tagen sind sie wieder abgezogen. Aber drei jüngere Männer, schön von Gestalt wie keine weit und breit, sind dageblieben. Das waren drei Musikanten, die so wundervolle Musik machen konnten, daß ganz Schornebeck sich danach drehte und alle Dörfler der Umgegend ihre Tanzmusik bei ihnen bestellten. Und da sie nicht nur die schönsten, sondern auch die achtbarsten Zigeuner waren, die man je gesehen hatte, konnte es mit der Zeit nicht ausbleiben, daß die hübschesten Mädchen sich in sie verliebten. Das schönste Mädchen von Schornebeck damals war Paarens Rosine bei der Kirche, und sie hatte sich richtig auch in einen der Zigeuner verguckt. Der alte Paare, der zu den ersten Ackerleuten von Schornebeck zählte, hat seine Tochter totschlagen wollen, wenn sie nicht von dem Zigeunerfranz ließe, aber zuletzt doch ein Loch zurückstecken und zugeben müssen, daß sie ihn geheiratet hat. Und ich stamme mütterlicherseits aus der Paareschen Linie und bin mit meinen Haaren, meinen Augen und meinen Tanzbeinen eine richtige Zigeunerin."

Sie faßte den Saum ihres Kleides und schwang sich um sich selbst, daß es schnurrte und wirbelte und ihm, der mit seinen Augen wie gebannt an ihrer Gestalt hing, ganz schwindlig wurde.

„Zigeunerblut hin, Zigeunerblut her!" rief er wie trunken von ihrem Anblick. „Gerade wie du bist, mußt du sein! Hättest du anderes Blut in dir, wärest du ja nicht das schwarzbraune Mädelein, das da vor mir steht, und . . ."

„Und" — fiel sie in ihrer übersprudelnden Lustigkeit ein — „dann wäre ich ja auch nicht nach Grimmerhusen gekommen und hätte dir nicht die Tränen trocknen können." Dann tippte sie ihn auf die Wange und hopste von einem Bein aufs andere: „Es ist wahrhaftig zum Totlachen. ‚Da hörst du keine Musik,' sagte mein strenger Vater, ‚da hast du keinen Tänzer, da soll sich das vermaledeite Zigeunerblut, das noch in dir ist, erst mal vergären!' Ja, denke, so sagte er! Und es ist genau so bei ihm, wie bei deiner Mutter — die beiden passen wahrhaftig gut zusammen."

Plötzlich zog sie die Stirn kraus, und heller Zorn schoß aus ihren Augen. „Obgleich wir neun Geschwister sind, hat sich doch keins von uns zu rippeln gewagt, wenn der Vater ein verkehrtes Wort sagte oder verkehrte Ohrfeigen austeilte. Nur einmal bin ich rebellisch geworden, weil ich meinte, ich wäre schon achtzehn Jahre alt und kein Küken mehr. Am Morgen nach der letzten Kirmes war das. Ach, wir hatten so herrlich getanzt. Rheinländer und Jäger-Schottisch, Polka und Esmeralda, natürlich auch den Besenreigen und den Küssetanz. Um fünf Uhr früh kam ich nach Hause. Schläge hat es gesetzt, sage ich dir, mein ganzes Leben werde ich daran denken und es dem Vater nie vergessen."

Hans stand da, ganz vorn übergeneigt, bekümmert über die Schläge, die sie erhalten hatte, empört über einen so groben Vater.

Höchlich ergötzt über sein Gesicht, lachte sie schon wieder und wiegte sich in ihren Hüften. „Sag' mal, Junge, kannst du auch tanzen?"

Seine hellblauen Augen leuchteten auf, und er reckte sich in seiner ganzen Größe, daß die Hose fast zu kurz wurde. „Ich und nicht tanzen?"

Sie trippelte, als höre sie schon Musik, und öffnete die Arme, erst wie zum Scherz und dann doch ganz ernsthaft. Er faßte sie über der Hüfte, und schon walzten sie um die Bäume herum, das Mädchen leicht wie eine Feder, er schwerfällig, wuchtig, etwas holpernd, — dreimal, sechsmal, zehnmal, bis er nicht mehr konnte und sie, die noch lange nicht aufhören wollte, schnaufend auf einen Baumstuken zog.

„Ah, den Donner auch!" keuchte er und wischte sich mit der Hand über die Stirn.

Sie ließ ihn und tanzte noch einmal allein um eine Buche, blieb wieder stehen, kicherte nixenhaft und warnte: „Junge, Junge, wüßte deine Mutter das! Ach, und mein Vater! Hund und Hase! Ich glaube, wir erlebten nicht den dritten Ostertag zusammen."

Er machte ein komisch ängstliches Gesicht und sah sich nach allen Seiten um. „Ein Glück, daß uns niemand gesehen hat."

„Specht und Eichhörnchen werden es ja nicht gleich weiter erzählen," tröstete sie, und da gerade ein Buchfink seine Fanfare probierte, rief sie in den Baum hinauf:

„Guten Morgen, Herr Buchfink! Nicht wahr, die Finken werden doch auch keinen Finken verraten?"

Sie setzten ihren Weg fort und kamen an die dicke Eiche auf dem Hainbuchensohl, die von einer Lattenbank umgeben war und in der Höhenlage die volle Sonne empfing. Rasch sollte es nun bergab gehen, als in Frielingshagen bereits die Glocken zur Kirche läuteten.

Erschrocken blieb das Mädchen stehen. „Nun haben wir solange gemacht, daß wir ganz und gar zu spät zur Kirche kommen und alle Leute nach uns hersehen; denn es ist noch eine gute Viertelstunde von hier bis zur Kirche."

„Ei, müssen wir denn überhaupt zur Kirche, wenn es schon zu spät ist?"

Sie sah ihn überrascht an, legte den Finger an die Nase und überlegte.

„Ist hier oben nicht auch Ostern?" setzte er sein verfängliches Fragespiel fort. „Ja, sieh doch mal, Mädchen, haben wir die Ostersonne, in der Christus auferstanden ist, hier nicht soviel näher als da unten in der Kirche mit den dicken Steinmauern, durch die ja gar keine Sonne hindurch kann? Und können wir die Ostergesänge hier oben nicht ebenso gut, ja noch besser singen als da unten? Die Orgel fehlt zwar, aber horch nur, wie der Wald rauscht. Ist das nicht wie Orgelbrausen?" Er setzte mit heller Stimme ein und sang:

„Erschienen ist der herrlich' Tag,
Dran niemand sich genug freuen mag:
Christ unser Herr heut triumphiert,
Die Feinde er gefangen führt. Halleluja."

Sie lachte erst wie über etwas ganz außerordentlich Drolliges und fiel lustig ein, als er den zweiten Vers des alten Osterliedes ganz ernsthaft zu singen begann:

„Die alte Schlange, Sünd' und Tod,
Die Höll', auch alle Angst und Not
Hat überwunden Jesu Christ,
Der heut vom Tod erstanden ist. Halleluja."

Er zog sie auf die Bank und entschied: „Hier ist gut sein, hier warten wir, bis die Kirche aus ist . . ."

Sie sprang hastig wieder auf. „Gott, was wird aber die Frau reitende Förstern sagen, daß ich nicht in der Kirche gewesen bin? Sie ist nämlich eine arg fromme Frau und hält sehr streng aufs Kirchengehen, kann sie doch selbst wegen ihres kränklichen Zustandes schon lange nicht mehr hin zur Kirche."

„Braucht sie denn zu wissen, daß du nicht in der Kirche warst?" warf er leicht hin.

„Ich kann doch nicht lügen! Ich muß ihr doch auch immer erzählen, was der Pastor gepredigt hat." Er faßte Lisette bei den Händen und tippte sich an die Stirn. „Du, vorige Ostern hat unser Pastor in Weddenborn — ich entsinne mich noch ganz genau — über das Evangelium gepredigt; so wird in diesem Jahr ganz gewiß die Epistel daran sein. Und das ist dann auch im ganzen Lande so. Die Epistel aber lautet: ‚Euer Ruhm ist nicht fein . . .'"

In den schwarzbraunen Augen glitzerte und knisterte es. „Euer Ruhm ist nicht fein . . . Ja, ja, so wird unsere Frau auch sagen, wenn sie schließlich doch erfährt, daß wir nicht in der Kirche waren."

Sie lachten beide und machten doch bedenkliche Gesichter. Sie hatte schon das Gesangbuch aufgeschlagen, in dessen Anhange die Epistel und Evangelien für das ganze Jahr abgedruckt sind, und las die Epistel bedächtig vor. Hans legte den Kopf in die Hand und grübelte, denn jetzt müsse die Auslegung kommen. Als wahrscheinlich nahm er an, der Pastor würde die Predigt in drei Teile zerlegen; es frage sich also, wie die drei Teile lauten könnten. Er hatte ja die Epistelpredigt schon manchmal gehört und dachte angestrengt nach, ob er vielleicht noch auf das Gehörte käme. Trotz seines guten Gedächtnisses wollte ihm indes nichts Bestimmtes einfallen.

Sie legte den Finger an ihre Stirn und grübelte ebenfalls, riet hin und her, sah wieder in die Epistel und griff besonders den Sauerteig heraus. „Sauerteig . . . Sauerteig . . . Sauerteig." Sie blieb darin stecken und griff sich wie ratlos an den Kopf.

Hans blickte anhaltend in die Eiche, als stände die Auslegung in ihrer Borke geschrieben. Ein Vogel flog in den Baum, und da hatte er's. Und den Finger gewichtig erhoben, begann er mit der Zerlegung der Epistel: „Höre denn also, andächtige Gemeinde, zum ersten: Der Ruhm des Menschen, warum und wieso er nicht fein ist; zum anderen: Der Sauerteig der Bosheit und Schalkheit, und zum dritten: Der Süßteig der Lauterkeit und Wahrheit. Siehste, Mädchen, da haben wir's schon." Es ging zwar nicht ganz so glatt, wie es hier erzählt wird, aber es ging doch.

Sie nahm seine Einteilung eifrig auf, prägte sie sich ein, wurde indes wieder bedenklich; die reitende Frau Förstern würde doch fragen, was denn der Pastor unter den einzelnen Teilen ausgeführt hätte.

Er zuckte die Achseln, als läge das schon blank da: Über den Sauerteig wisse sie ja Bescheid, denn in Grimmerhusen würde doch alles Brot selbst gebacken. Na, und hätte



Markt. Gemälde von Alexander Blanchet

man keinen ordentlichen Sauerteig, bekäme man kein ordentliches Brot, wie umgekehrt ein guter Sauerteig ein gutes Brot gäbe. Das wäre doch klar.

Sie nickte verständnisvoll, und er dachte weiter nach, dachte sich's etwa so: Wenn einer einen schlechten Gedanken in sich aufnähme und nicht gleich wieder aus sich herausbrächte, würde bald der ganze Mensch davon erfaßt, und es geschähe eine böse Tat. Der eine ginge hin und wilddiebte, der andere verlege sich aufs Holzstehlen, zuletzt wohl gar einer auf Raub und Mord. Mit Recht könne es dann heißen: ‚Euer Ruhm ist nicht fein'. Von da war es leicht, sich auch das Umgekehrte auszudenken.

Unter Lisettens glänzend schwarzbraunem Haar wurde es nun auch helle, und als sie erst richtig im Zuge waren, fanden sie beim Überdenken ihrer täglichen Erfahrungen noch einen ganzen Scheffel voll Beispiele, die sich unter den drei Teilen unterbringen ließen. Sie wiederholte einiges im Kanzelton, als plötzlich die Kirchturmsuhr in Frielingshagen zwölf schlug. Wie ernstes Mahnen dröhnten die Glockenschläge aus dem Talgrunde herauf.

„Jetzt ist die Kirche aus, und auf den Tischen von Frielingshagen dampft gleich die Ostersuppe!" rief das Mädchen und trippelte unruhig auf der Stelle. Solange noch warteten sie, wie man Zeit braucht, um von der Kirche nach der dicken Eiche zu kommen, dann traten sie mit ihren unruhigen Gewissen den Rückweg an.

Hoch aus den Lüften kam ein Bussardschrei. Das Mädchen machte auf den Raubvogel aufmerksam, der, scheinbar ohne jede Flugbewegung, in weiter Himmelshöhe seine großen Kreise zog. Ein zweiter Bussard war auf einmal da und zog dem ersten gegenüber seine Kreise, die immer enger wurden. Höher und höher schraubte sich das Paar, und bei jeder Wendung leuchteten die Federn in der Sonne auf. „So ein Vogel möchte ich wohl sein und hoch in den Lüften herumfliegen können!" wünschte sie sich.

„Und ich dann immer um dich herum, bis ich dich erwischt hätte!"

„Ah, ob sich auch die Bussardin so leicht von einem Finken fangen ließe!" weicht sie selbstgefällig aus und macht eine Bewegung, als wollte sie schon über die Bäume fliegen. Beim nächsten Schritte hält sie an sich, faßt den Burschen leise bei der Hand und deutet mit dem Kopf die Schlucht hinauf. Zwei Hirsche, der eine mit stattlichem Geweih, trabten da aus dem raumen Holze herunter, als kämen sie auch von der Kirche.

Ganz starr vor Verwunderung bleibt Hans stehen, als der Geweihte plötzlich stutzt und windet. Die Hirsche merken, es ist nicht ganz geheuer, es menschelt. Ein Ruck, und in langen Fluchten sausen sie quer über die Schlucht ins dichte Stangenholz, in dem es noch kurze Zeit knickt und knackt.

Das Wasser hatte im Weggrunde eine breite Lache gemacht, und es rieselte noch von allen Seiten herzu. Sie mußten über wüstes Steingeröll klettern, um wieder auf trockenen Weg zu kommen.

Auf der Trift, in die er einmündete, blieben Lisettens Augen plötzlich an einer dicken blanken Buche haften, in deren Rinde ein auffälliges Zeichen geschnitzt war, noch ganz frisch. „Ha, was ist denn das wieder?" Sie ging näher und wandte sich wieder ab, halb verlegen, halb ärgerlich: „Da hat er richtig wieder eine Harfe in den Baum geschnitzt!"

Hans stutzte, guckte und machte auf die Buchstaben aufmerksam, die unter der Harfe standen: „A. T."

Leichthin, doch mit einer merklichen Erregung, erklärte sie: „Ja, ja, das ist Anrus Tampa gewesen, der junge Zigeuner. Als ich herkam, war es noch nicht; er muß also erst vor kurzem hier gewesen sein."

„Du kennst ihn?" fragte Hans Fink unruhig und riß an der Schnur seines Bündels.

Wieder jene knisternden Blicke. „Ja, ich habe ihn schon in Schornebeck gesehen, wo die Zigeuner immer noch gern hinkommen. Und seit ich in Grimmerhusen bin, ist er mir auch hier hin und wieder begegnet, wenn ich die Kühe in den Wald trieb. Traf er mich nicht, schnitzte er jedesmal sein Zeichen in einen Baum am Wege, immer eine Harfe und A. T. darunter."

„Und das hast du dir gefallen lassen?"

„Nun, was sollte ich dagegen machen? Verboten habe ich's ihm mehr als einmal. Hat's aber immer wieder gemacht."

Es klang ausweichend, was sie sagte; jedenfalls vermißte Hans die richtige Entschiedenheit dahinter. Er sah sie argwöhnisch an und grollte: „Ha, so'n Zigeuner! Will der einem deutschen Mädchen nachschleichen!"

„Och, du glaubst wohl gar!" Sie zuckte die Achseln, ließ die roten Lippen aufeinander spielen und sah eine Weile nur geradeaus. Dann zog sie die Brauen hoch und blitzte ihn unter den langen Wimpern wieder knisternd an: „Du mußt auch wissen, es ist ja gar kein gewöhnlicher Zigeuner, sondern der Sohn vom Zigeunerhäuptling. Sowas beinah' wie ein Prinz!"

„Ach du liebe Güte!" seufzte Hans, ließ sein Bündel fallen und blieb wie geschlagen stehen.

Schmollend ging Lisette weiter und bog in einen seitlichen Holzweg ein, der in leichten Windungen durch einen herrlichen Buchenwald nach abwärts führte. Wie mächtige Domsäulen standen die Bäume da, zwischen denen auf einmal ein sonnenheller Talgrund mit grünen Wiesen und grauen Ackerfeldern heraufschimmerte.

Lisette, die nicht lange schmollen konnte, blieb stehen, lachte den Burschen an, der ihr scheinbar ganz geknickt nachgekommen war, und deutete zwischen den Bäumen hinunter. „Siehst du, Hans Fink von Weddenborn, dort ist sie schon, die Grimmergrund, in die deine schlimme Mutter dich verbannt hat!"

Sie zupfte ihn am Ohrzipfel und zog ihn nach einer Stelle, wo der Ausblick in das Tal noch freier war. „Siehst du dort zwischen den Zwetschgen-, Kirschen- und Apfelbäumen einerseits und dem Fichtenvorsprung anderseits das grauschwarze Dach mit den geweihten weißen Giebeln und dem Hirschgeweih über der Haustür? Na sieh, das ist unsere Försterei!" Hinter den Obst- und Tannenbäumen am Forsthofe flösse die Grimme, ein manchmal recht grimmiges Bächlein, unberechenbar in seiner Art.

Gleichsam unter den Fittichen eines Habichts, der eben über die Waldung der Grimmergrund zustrich, schritten sie durch das Gattertor, das sich selbsttätig wieder schloß, und kamen an einem mit dunklen Sollingsplatten bedeckten kleinen Gehöft vorüber, das hart am Waldrande lag und sich mit seinem Garten und Holzhaufen an die hohen Buchen schmiegte, die noch außerhalb des Gatters standen.

„Da wohnt Barkhoff, der Oberholzhauer," erklärte sie und winkte nach den blitzenden Fenstern.

Eine weißhaarige Frau öffnete und rief schalkhaft: „Ei Lisettchen, hast du uns wieder frische Kirchenluft geholt und — sieh mal — dir auch einen jungen Mann mitgebracht?"

Das schwarzbraune Mädchen blieb eine lustige Antwort nicht schuldig, und so gab ein Wort das andere, als ein großväterlicher Kopf hinter der Alten auftauchte und Fragen über Fragen stellte; denn die alten Leute hatten lange nichts von der Welt gehört.

Bis ins siebzigste Jahr wäre er auch regelmäßig nach Frielingshagen zur Kirche gegangen, entschuldigte sich der alte Mann vor den jungen Leuten, aber von da an nicht mehr. Er glaube, wie beim Staate so auch beim lieben Gott eine Altersrente zu haben, von der seine Seele zehren könne, solange er noch lebe. Übrigens wäre so'n Buchenwald, sähe man ihn richtig an, so gut, ja eigentlich noch schöner als eine Kirche, namentlich so um die Zeit, wenn's wieder Frühling würde.

Habichtsschreie aus der Höhe und Pferdewiehern aus der Enge der Waldstraße stießen aufeinander, und hinterher tändelte eine fremdartige Melodie, die jemand pfiff.

An der Waldecke, wo die Straße nach dem Forsthofe abzweigt, fuhren zwei Zigeunerwagen, keine ganz gewöhnlicher Art, sondern von auffallend besserem Aussehen. Feine Tüllgardinen hingen sogar hinter den kleinen, grüngerahmten Wagenfenstern. Bei den vorderen Pferden ging ein schlanker, brauner Gesell, einen grünen, nach Jägerart geschmückten Filzhut mit breiter Krempe auf dem kohlschwarzen Kraushaar und in einem Rock von polnischem Schnitt, geziert mit grünem Kragen und gleichfarbigen Aufschlägen. Beim Anblick des Mädchens verbeugte er sich, nahm den Hut ab und knitterte den Rand in auffälliger Weise zusammen.

Lisettens Gesicht überflog eine jähe Röte, sie nickte flüchtig nach dem Zigeuner hin und bog rasch auf den Forsthof zu. Unter den Kirschbäumen an der Gartenseite sah sie sich noch einmal nach ihm um, der ihr unausgesetzt mit dem Hut in der Hand nachstarrte.

Hans Fink schüttelte den Kopf und fragte eifersüchtig: „Das war er wohl, der die Harfe in die Buche geschnitzt hat?"

Sie lachte verlegen. „Ei freilich, das war Anrus Tampa ... Ich würde ihn nicht wieder gegrüßt haben," versicherte sie, gewissermaßen zu ihrer Entschuldigung, „wenn er nicht die grüne Farbe trüge. Kein Zigeuner, der nicht ein unbedingt makelloser Mann ist, darf nämlich einen Hut und Rock mit Grün tragen. Täte er es doch, so hätten die andern das Recht, ihm das Grün vom Leibe zu reißen. Was sie auch ganz gewiß täten."

„Pah, wer weiß, was für ein Galgenvogel in dem grünen Rocke steckt!" eifert Hans und mahnt: „Da sich die Zigeuner hier, wie du sagst, so oft aufhalten, solltest du dich vor ihnen in acht nehmen, namentlich vor dem einen. Siehst du, er guckt immer noch, der mit dem abgezogenen Hut in der Hand. Nachdem du ihn so freundlich wiedergegrüßt hast, wird er sich am Ende noch Wunder was einbilden."

„Was du nicht denkst!" warf sie leicht hin. „Nur wenn ich nach Zigeunerbrauch auf das Zusammenknittern seines Hutrandes mein Schürzenband oder mein Hals-

tuch zusammengerollt hätte, könnte er sich einbilden, ich machte mir was aus ihm."

*

Das Forsthaus, ein länglicher, einstöckiger Bau mit schwarzen Balken, weißen Fächern und dunkelgrauen Sollinger Platten, wie sie jenen Weserlandorten eigentümlich sind, träumte zwischen Obstbäumen und einem ganzen Gehege von Bäumen und Beerensträuchern, in denen es schon drangvoll knospete und Blüten trieb. An der einen Ecke des Hauses stand eine stattliche Birke, gleichsam als vorgeschobener Wachtposten des seitlichen Fichtenkampes. Ein Starenkästlein hing in der Krone, aus der ein feiner grüner Schleier zu wehen schien. Die Stare waren auch schon eingezogen, ohne sich, wie an anderen Orten, erst mit den Sperlingen balgen zu müssen; denn Sperlinge gab's in Grimmerhusen keine, wie Lisette dem verwunderten Burschen versicherte.

Herr Knoke, der reitende Förster, stand unter dem Hirschgeweih der dunkelgrün gestrichenen Haustür und sah dem näherkommenden Paare neugierig entgegen. Menschen waren hier ja so selten. Er hatte runde, rote Pausbacken und einen schneeweißen Schnurrbart, der gar nicht in das frischrote Gesicht zu passen schien.

Lisette klärte ihren Dienstherrn über den Begleiter auf und eilte nach der Küche, um die dort mühsam hantierende Frau abzulösen. In ihrer übermütigen Weise wandte sie sich noch einmal um und rief zurück: „Seine Mutter hat ihn schon heute weggeschickt, weil es in Weddenborn so schlimme Mädchen gibt!"

Ein helles Gekicher tönte den Worten aus der Küche nach und übertönte eine langsame, kränkliche Frauenstimme.

Die Sonne schien wohlig warm in den Garten, und ein Mückenschwarm spielte schon in der Luft. Der Star im Wipfel der Birke zeigte sich so entzückt, jubilierte, zwitscherte so freudig in den strahlenden Ostertag hinein, daß der Förster lachend nach dem Baum sah und mit der Hand hinaufwinkte. „Der ist auch erst angekommen, und es gefällt ihm wieder bei uns, wie man hört," erklärte er dem neuen Hausgenossen, schüttelte ihm kräftig die Hand und meinte, hoffentlich gefiele es ihm ebenso auf Grimmerhusen.

Als sie ins Haus traten, kam die Frau aus der Küche, bleich und gebückt am Stocke humpelnd.

„Unser neuer Hausgenosse, Mutter," stellte der Förster vor. „Er kommt mit den Staren, und wir wollen hoffen und wünschen, daß er nicht auch wieder mit den Staren geht." Dabei sah er ihm noch einmal scharf in die Augen.

Auch die Frau sah ihn forschend an. „Gott segne deinen Eingang und Ausgang," sagte sie mit etwas zitteriger Stimme und reichte ihm die Hand. „Daß du gleich mit Lisette zur Kirche gegangen bist, hat mich sehr gefreut. Das ist ein gutes Zeichen."

Hans Finks Gesicht war feuerrot geworden. Er zerdrückte seine Schirmkappe, die er noch in der Hand hielt, und sah verlegen nach der Küchentür, hinter der Lisettens Kichern wieder vernehmbar wurde.

Beim Mittagessen in der großen Stube, von deren Wänden zahlreiche Rehgehörne, auch etliche Hirschgeweihe starrten, fragte die Frau — Knecht und Magd saßen mit der Herrschaft am Tische —, ob die Kirche auch recht voll gewesen wäre, welche Gesänge man gesungen und wovon der Pastor gepredigt hätte.

Hans Fink bog sich über seinen Teller, eine flammende Röte übergoß wieder sein Gesicht, und in Lisettens Mienen spielte ebenfalls ein wenig die Verlegenheit. Aber als Hans immer noch schwieg, redete sie munter drauflos, nannte die herrlichsten Ostergesänge und versicherte, während sie emsig mit dem Löffel hantierte: Am schönsten hätte ihr, wie immer, der Vers gefallen:

„Geh mit Maria Magdalen
Und Salome zu Grabe;
Die Liebe zwingt sie, früh zu gehn
Mit ihrer Salbungsgabe . . ."

Die Frage nach dem Inhalt der Predigt schien sie überhören zu wollen. Als die Frau sie eindringlich wiederholte, streifte Lisette den Burschen, der vor ständiger Verlegenheit nicht von seinem Teller aufsah, mit einem schier spitzbübischen Blicke. Bei der Aufwartung klapperte sie mehr als nötig mit dem Tischgeschirr und äußerte, während es in ihren braunen Augen knisterte und flimmerte: „Ja, das ist immer nicht so leicht zu behalten, wenn die Epistel dran ist . . ."

Der Förster hatte ohne Unterlaß gegessen. Jetzt machte er eine Pause und ein lustiges Gesicht, strich den Bart und stimmte ihr lachend zu: „Ist mir auch immer so gegangen. Episteln habe ich nie recht verknacken können, weder in der Kirche, noch im Hause . . ."

Die Frau streifte ihren Mann mit einem vorwurfsvollen Blicke, nahm ein winziges Stück Fleisch auf die Gabel und sah erwartungsvoll auf Magd und Knecht.

„Etwas werdet ihr doch wohl von der Predigt behalten haben?“

Hans ließ zur Abwechslung sein Messer vom Tische fallen und bückte sich sehr umständlich danach.

Lisette konnte nur mühsam ihr Lachen verbergen. Sie aß rasch und log im Aufstehen zwischen Tür und Tisch: die Predigt hätte es erst mit dem Ruhm der Menschen zu tun gehabt, der nicht fein wäre. „Na, das ist er doch auch wirklich nicht!“ warf sie sich ordentlich ins Zeug. „Denn die einen stehlen, die anderen klatschen, lügen und trügen, und wieder welche wilddieben . . .“

„Das ist recht,“ fiel hier der Förster ein, „daß der Pastor auch an die Wilddiebe gedacht hat! Die Saubande! Hat sie mir doch heute nacht erst wieder ein Schmaltier weggeschossen!“

Lisette war schon halb aus der Tür, als die Frau sie zurückrief, um noch mehr von der Predigt zu hören.

Die Bedrängte biß sich auf die Lippe, blieb, gewissermaßen fluchtbereit, in der Tür stehen und besann sich: „Ja, und dann ging es besonders auf den Sauerteig los — nicht, Hans? — der den ganzen Teig durchsäuere. Je frischer, desto besser. Und es gäbe eigentlich zwei Arten von Sauerteig — nicht, Hans? — den Sauerteig der Bosheit und der Schalkheit und dann den Sauerteig der Lauterkeit und Wahrheit . . .“

Hans streichelte den Teckel, der verwundert zu ihm aufsah, und nickte, während Lisette, die Augen sinnend gegen die Decke gerichtet, frischweg fortfuhr: „Und der erste Sauerteig, ja, das wäre so, als wenn ein schlechter Bengel zwischen einen Trupp sonst ganz ordentlicher Jungens käme, der könne dann die ganzen Jungens durchsäuern, wollte sagen, verderben — nicht, Hans? — so erklärte der Pastor. Und umgekehrt, ein guter Mensch könne auf die schlechten so wirken, daß sie in sich gingen und gut würden, — nicht, Hans, — sagte er nicht so?“

Da war sie auch schon aus der Tür und überließ es Hans, den Bericht abzurunden. Er saß immer noch mit glühendem Gesicht auf dem Stuhl, angelegentlich mit dem Teckel beschäftigt, fühlte sich aber wesentlich erleichtert, als die Frau nun auch aufstand, um Lisette zu folgen.

Förster Knoke stopfte seine Pfeife und schmunzelte. „So weißt du nun gleich, lieber Hans Fink, worauf es hier in Grimmerhusen ganz insonderheit ankommt. Gehst du also wieder nach Frielingshagen zur Kirche, da paß nur ja recht auf die Predigt. Je besser du sie meiner Frau wieder erzählen kannst, desto höher steigst du bei ihr im Preise. Die Osterpredigt muß übrigens recht anschaulich und kräftig gewesen sein, und gewiß hast du sie dir auch recht ordentlich gemerkt . . .“

Der Förster brach indes die Rede schnell ab, sah erstaunt durchs Fenster und wunderte sich: „Nun gucke bloß mal einer! Sitzt da der Grünspecht auf dem Gartenzaune und putzt sich, als hätte er eben erst erfahren, daß heute Ostern ist.“

Heilfroh, daß der Förster auf solche Art von der Osterpredigt abgekommen war, stand Hans auf und sah ebenfalls durchs Fenster.

Der befiederte Zimmermann schien sich nicht im geringsten vor den Menschen von Grimmerhusen zu genieren; denn er flog auch nicht fort, als die beiden Männer die Rosenapfelbüsche entlang nach dem Hofraume gingen. „Es wundert mich so,“ sagte der Förster, „weil es sonst gar nicht die Art des Spechtes ist, sich so nahe bei den menschlichen Behausungen niederzulassen und Toilette zu machen.“

Er blieb stehen, hielt Hans am Arme fest und konnte nur mit Mühe ein lautes Lachen unterdrücken. Denn etwa drei Armlängen rechts von dem Grünspechte saß plötzlich ein ruppiger Spatz, sonst in Grimmerhusen kaum zu sehen, schimpfte und höhnte und rückte frech, doch vorsichtig näher, ohne daß der Specht seiner achtete. Ein Buchfink, dessen bunte Federn leuchteten, gesellte sich ihm neugierig zu, und auf die andere Seite kam der Star geflogen, der vorhin auf der Weimutskiefer so eifrig quinquiliert hatte, und sah wie in grenzenlosem Staunen zu dem großen Vogel mit den kohlschwarzen Backenstreifen auf. Der Specht putzte unbeirrt weiter, ließ sich auch durch die weiße Pute nicht stören, die eben ganz aufgeregt um die Gartenecke herum kam und den Hals nach dem Zaune reckte. Der Grüne mochte sich wohl denken, die Grimmerhüsschen hätten nun einmal einen ganz kleinen Horizont und wären keine Weltleute. Darum die kleinliche Sorge, es könnte durch den seltsamen Gast mit dem langen Schnabel ihr Vorrat an Körnern, Würmern, Fliegen und Käfern beeinträchtigt werden. Kleinliche Gesellschaft, das sieht man, ob man auch nicht hinsieht.

Hans hätte den Grünspecht streicheln mögen, so freute er sich über ihn. Der gute Vogel hatte ihn aus einer Verlegenheit erlöst, und das sollte ihm nicht vergessen werden.

Wie das Vogelidyll auf dem Zaune

endete, konnten die beiden Männer freilich nicht mehr abwarten. Hans mußte doch ohne Säumen in sein Reich eingeführt werden, deshalb mit seinem nunmehrigen Dienstherrn durch die Ställe gehen, auch noch einen Gang über die Äcker und Wiesen machen, die zu dem Forsthofe gehörten.

Vermutlich wird der Grünspecht, als er die letzte Feder in Ordnung gebracht hatte, etwas geringschätzig um sich gesehen und dem inzwischen wahrscheinlich noch zahlreicher gewordenen Federvieh spöttisch zugerufen haben: „Ach, sieh mal die neugierige Gesellschaft!" Dann ist er davongeflogen und hat von der nächsten Waldecke sein gellendes Lachen hören lassen. Die beiden Männer waren schon in den Habichtswiesen am Oberlauf der Grimme, als sie es hörten. —

★

Mußte der Star von Grimmerhusen sonst nichts Notwendiges zu tun, saß er mit Vorliebe auf dem Wipfel der verschleierten Birke, jubelte sein Leiblied, manchmal mit der Singdrossel am Waldrande um die Wette und schlug, in Ermangelung einer Trommel, beide Flügel dazu. Er mußte wohl eine ganz unbändige Freude haben, der kleine behende Kerl. Na ja, saß doch seine Doris ein paar Stockwerke tiefer im Nistkästchen und fügte den drei schon gelegten blauen Eierchen ein viertes hinzu. Der Segen des Hauses wuchs, Sorgen gab es keine mehr, also singe, Herz, singe!

Lisette Fröhlich, die auf den Beeten des Hausgartens jätete, lauschte dem Staren- und Drosselliede und begann selbst zu trällern und zu singen.

Ein Peitschenknall übertönte das Singen, ein Wagen polterte, und Hans Fink kam mit einer Fuhre Wellholz den Rasenweg hereingefahren, der um den Gartenzaun herum auf den Hofraum führt. Er sah wie beglückt auf das Mädchen, das sich jetzt singend aufrichtete, ihm lächelnd zunickte, dann aber nach der Straße am Waldrande hinausspähte, als müßte da noch ein anderer kommen.

Und es kam ein anderer. Ob aber der, nach dem sie flüchtig ausgeschaut hatte? Ein schwarzgekleideter bejahrter Herr mit weißem, an die äußerste Kante gedrängten Backenbart schritt von dem Holzhauerhause geradeher auf das Forsthaus zu, blieb unter den blühenden Kirschbäumen am Rasenwege stehen, nahm den Hut ab, wischte sich die Stirn und sah wie in Andacht in die Blütenpracht hinauf.

Lisette erschrak, daß ihr das Lied in der Kehle stecken blieb; erkannte sie doch in dem Daherkommenden den Geistlichen von Frielingshagen, und natürlich kam ihr sofort die gefälschte Osterpredigt in die Gedanken. Pastor Kleinsorge behielt den Hut in der Hand, sah sich wie entzückt nach allen Seiten um, wischte sich wiederholt mit dem weißen Taschentuch die Stirn und schritt zur Gartenpforte. Dem Mädchen rief er einen warmherzigen Gruß zu und ging wie mit Jünglingsschritten zwischen den Marienrosen- und Stachelbeerbüschen, noch mehrmals tief aufatmend, dem Hause zu, in der Tür schon dankbar begrüßt von der freudig bewegten Frau.

Lisette eilte hinter dem Hause herum dem Wirtschaftshofe zu und rief nach Hans. Ein Hahn nahm ihren Ruf auf, und in langen Sätzen kam der Gerufene zu ihr geflogen. Ihre Augen blitzten und knisterten. „Hans, Hans, das Unglück ist da: der Pastor von Frielingshagen ist gekommen!"

Er prallte zurück und kraute sich hinterm Ohr. „O je, o je, wenn ich nur jetzt gleich in Amerika wäre! Mag um Gottes willen die Frau nur nicht von dem Sauerteig anfangen!"

Schon hörte man die Frau nach Lisette rufen, die nun laut die Hühner lockte, und ihm zwischendurch mit schier spitzbübischem Gesicht zurief: „Die Orgel fängt schon an, und die Predigt kommt hinterdrein." Dann huschte sie nach dem Vorderhause zurück.

Hans überlegte noch eine Weile, machte sich strack, griff schnell nach einer Hacke und eilte mit seinem bösen Gewissen an der Grimme hinauf, um die Flössegräben der Wiesen nachzusehen. „Sie wird sich allein besser ausreden, als wenn ich dabei wäre," beruhigte er sich und war froh, nun weit vom Schuß zu sein.

Doch so leicht sollte er dem Verhängnis nicht entgehen. Kurz vor den Habichtswiesen sah er den Förster, die Flinte an der Schulter, mit einem hochgewachsenen Bauern im blauen Kittel an der Grimme herunterkommen. Er wollte hinter den Erlenbüschen ausweichen, der Förster hatte ihn aber schon gesehen und hieß ihn umkehren, da noch eine dringende Fuhre nach der Mühle zu machen sei. Auf seinen Begleiter deutend, sagte er: „Das ist Herr Fröhlich, Lisettens Vater." Und launig setzte er hinzu: „Er will in Grimmerhusen wieder einmal nach dem Rechten sehen."

In dem etwas verwitterten, doch wohlgeformten Gesicht des Bauern bewegte sich keine Miene, aber seine frostig grauen Augen waren mißtrauisch auf den Burschen gerichtet, als dieser etwas scheu zur Seite ging.

„Lisette ist so fleißig wie fröhlich,“ setzte der Förster im Weiterschreiten sein Gespräch mit Lisettens Vater fort. Der sagte indes kein Wort, sondern nickte nur sparsam zu den Ansichten und Meinungen des Försters und hielt die Lippen scharf zusammengepreßt. Hoch und ansehnlich von Gestalt, trug er um den blauen Kittel einen Riemen mit Schnalle, in der Hand einen derben Knotenstock. Blieb der Förster im Eifer des Gesprächs ab und zu stehen, bohrte sein Begleiter jedesmal den Stock in einen Maulwurfshaufen, als suche er darin das Wort, das ihm fehlte.

Der Förster kannte die besondere Sorge des Bauern, steigerte daher, als sie nun zusammen dem Forsthause zuschritten, das Lob der Tochter mit so hellen Tönen, daß in den Eisaugen etwas aufzutauen und der feste, sehnige Griff am Stocke sich etwas zu lockern schien.

Der Pastor saß mit der Förstersfrau bereits am Kaffeetisch und erwiderte den Gruß des Forstmannes mit dem Jägerspruche, der über der Eingangstür der Stube in ein Eichenbrett gebrannt war:

„Es lebe, was stolzieret
Allhier in grüner Tracht:
Die Felder und die Wälder,
Der Jäger und die Jagd!“

Der alte Fröhlich hatte durchaus nicht mit in die Stube kommen wollen und ließ sich lieber von seiner Tochter in der Küche bedienen. Da brauchte er nicht viel Worte zu machen, und Lisette wußte doch, was er meinte und wollte. Es war eine Art Prüfung, der sie sich wieder einmal ausgesetzt sah.

Hans Fink, der nach der Mühle fahren sollte, schirrte hastig den dicken Peter an, verhedderte sich aber zu seinem Ärger wiederholt, so daß er das Pferd richtig beim Schwanze aufzäumte. Dabei zuckte er jedesmal zusammen, wenn er des Försters oder Pastors Stimme zu hören meinte. Über den entstandenen Zeitverlust hätte er sich die Haare ausraufen mögen. Jetzt endlich so weit, daß er fahren konnte, fuhr ihm ein Gänserich, seine Jungen verteidigend, gegen die Beine, während unmittelbar vor dem Pferde eine Glucke für ihren Kückenschwarm focht. Gleichzeitig hörte er aufgeregte Vogelstimmen in der Starenbirke und sah oberhalb des Nistkästchens ein spekulierendes Eichhörnchen, gegen das der Star mit Schelten und Flügelschlagen seine Eheliebste drinnen verteidigte. Da schoß es ihm durch die Gedanken: Der Gänserich, die Glucke, der Star verteidigen die Ihren tapfer gegen vermeintliche Gefahren, — und er, Hans Fink? Im Grunde seiner Seele unsicher geworden, kam es ihm nun doch recht kläglich vor, sich aus dem Staube zu machen und Lisettchen allein in der Zwickmühle sitzen zu lassen. Wie würde es ihr ergehen, wenn die Lüge an den Tag käme und an dem Vater heraufkröche? Ein Hieb nach dem Gänserich, und so schnell es gehen wollte, rasselte er mit dem Wagen davon, dem kühlen Grunde an der Frielingshägener Gemarkung zu, wo die Holzmühle lag. — Sie wäre ja nicht auf den Mund gefallen und würde sich schon zu helfen wissen.

★

Wiederholt drang helles Lachen aus der Försterstube in das Plätschern und Sprudeln der Grimme und das Geschnatter der Gänse und Enten hinein, die am Ufer wie in vorfestlicher Stimmung ihr Gefieder putzten.

Frau Knoke wies ihren Mann, der einen neuen Streich erzählen wollte, mit Augen und Stirnfalten zurecht, sah sorgsam nach der Tasse des Pastors und klagte sehr, ihres leidenden Zustandes wegen schon gar nicht mehr zur Kirche kommen zu können.

Eine solche Klage wäre an sich schon ein Gebet, beruhigte der Geistliche, auf dessen kindlich frohem Gesicht etwas wie eine feierliche Freude glänzte. Zugleich nickte er der behende bedienenden Magd freundlich zu und sprach seine Verwunderung und Anerkennung darüber aus, daß sie ein so kluges und aufmerksames Mädchen sei, die ihrer Frau den Inhalt der Predigt immer so schön wiedergegeben hätte.

„Ja, das ist wahr,“ bekräftigte die Frau und faßte dankbar nach der Hand des Mädchens, über dessen Gesicht wieder Flammen schossen.

Der Förster rückte etwas verlegen mit seinem Stuhle und meinte: „Es ist ja auch für mich gut, Herr Pastor, ein so kluges und geschicktes Mädchen zu haben, die einem außer den Krämerwaren noch die Predigt mitbringen kann. Muß der Förster doch leider Gottes am Sonntag ebenso auf seinem Posten zu finden sein, wie am Alltag, wenn's der Wald nicht büßen soll. Denn sehen die Leute — ich meine gewisse Leute — den Förster zur Kirche gehen, gleich schlüpfen sie hinter der Kirche durch ins Holz, sich den Baum oder Bock zu holen, nach dem sie schon lange geschielt haben.“

„Sie sind entschuldigt, Herr Knoke, wenn Sie so wenig zur Kirche kommen,“ gab der Pastor milde nach.

Die Frau nötigte eifrig, zuzulangen und

fing noch einmal von der Osterpredigt an, als Lisette das Gewitter schon vorüber glaubte. „Nein, Herr Pastor," rühmte sie ihn mit glückseligem Augenaufschlag, „was haben Sie auch wieder eine schöne Osterpredigt gehalten: Von dem Ruhme, der nicht fein ist . . ."

„Ja, was hat denn diese neue Zeit auch zu rühmen übrig gelassen!" fiel der Förster mit starkem Tone ein und lobte noch ganz besonders, daß auch den Wilddieben mal ordentlich ins Gewissen geredet sei, wie den Holzdieben überhaupt, deren Ruhm wahrhaftig nicht fein genannt werden könne.

„Und dann, Herr Pastor," nahm die Frau ihre Rede wieder auf, „wie trefflich haben Sie den Sauerteig in Ihre Predigt verwoben! Ich denke, da wird keiner in der Kirche gewesen sein, der nicht sein Teil davon mit nach Hause genommen hat . . ."

Der Geistliche, der sich auf die anhaltenden Nötigungen gerade eine Scheibe braunkrustigen Brotes mit Butter und Honig bestreichen wollte, hielt das Messer schon eine Minute lang untätig in der Luft, während sich in seinem Gesicht hellstes Erstaunen ausprägte. Er blickte vom Förster auf die Frau und wieder zurück, schüttelte den Kopf und versicherte: „Ich habe aber doch nicht über die Osterepistel gepredigt. In diesem Jahre wird ja das Evangelium ausgelegt . . ."

Lisette stob wie gestochen hinaus, und die Förstersleute sahen sich und den Geistlichen an, als hätt's im blauen Himmel gedonnert.

Der Gänserich schrie, der Truthahn kullerte über den Hof, eine Henne gackerte, und in der Küche fiel ein Topf zur Erde.

Förster Knoke, in dessen rotem Gesicht es eigentümlich zuckte, ging an die Tür und rief hinaus: „Lisette, komm doch mal herein!"

Schon war sie da, die Schürze am Gesicht, hinter der sie verstohlen hervorblinzelte, halb neugierig, halb geängstet.

„Was ist denn das mit der Predigt, Lisette?" forschte Knoke, den Mund offen haltend und das linke Auge zugekniffen. „Herr Pastor hat ja gar nicht über die Osterepistel gepredigt!"

„Abraham! Abraham!" schrie der Gänserich an der Grimme.

Das Mädchen ließ die Schürze fallen, und man sah die Purpurglut der Verlegenheit in dem hübschen Gesicht. Sie zerknüllte den Schürzenzipfel, wandte einen furchtsamen Blick nach der Tür und sagte ohne Umschweife: „Dann will ich schon die Wahrheit eingestehen. Es ist nicht recht gewesen — aber bitte, bitte, nichts meinem Vater sagen." Und mit größter Aufrichtigkeit erzählte sie, wie alles gekommen war und wie sie in der Not, um die gute Frau nicht böse zu machen, die Osterpredigt nach ihren Ostererinnerungen sich zurechtgelegt hätten.

„Lisette! — Lisette!" Frau Knoke schlug die Hände zusammen und seufzte, als wäre ihr letztes Stündlein gekommen.

Das Mädchen zog die Schürze an die Augen, verhüllte aber nur das eine, während es mit dem anderen spekulierend nach der Tischgesellschaft blickte. Man möchte ihr verzeihen, bat sie in sichtlicher Angst. „Mein Vater schlägt mich tot." Sie würde auch ganz gewiß keine Predigt mehr machen. Nein, nie wieder. Sie schüttelte den Kopf und wischte sich so etwas wie eine Träne vom Auge.

Frau Knoke seufzte noch immerfort und konnte sich ganz und gar nicht fassen. Es deuchte sie auch, das Mädchen nähme den Fall leichter, als er lag, und die Träne, die sie wegwischte, wäre sicher nur eine „Snippelträne" („Snippel"=Zipfel. Tränen, die nur mit dem Zipfel des Taschentuches getrocknet werden. Also geheuchelte Tränen).

Der Förster ging durch die Stube und schmunzelte verstohlen, suchte mit seinem humorvollen Unterton die schwer verletzte Frau zu besänftigen und wartete gespannt auf die Antwort des Geistlichen.

„Schwarz, schwarz, schwarz!" meinte draußen der Erpel. Aber die Singdrossel im Kirschbaumwipfel fand alles weiß.

Der ehrwürdige Herr sah das seltsame Mädchen mehr verwundert als ungehalten an, wiegte den Kopf ein wenig und sagte in seiner überlegen milden Weise: „Wahrhaftigkeit und Ehrfurcht ist die schönste Zierde eines jungen Menschen; die schönsten Gesichter und die kostbarsten Kleider können dagegen nicht aufkommen . . ."

„Es ist mir ja auch so schwer gefallen, nicht die Wahrheit zu sagen . . ." stammelte sie.

Und im Anblick ihrer Zerknirschtheit machte der ehrwürdige Herr schon wieder ein heiteres Gesicht und lenkte ein: „Als ich vorhin durch die schönen Wälder kam, war mir auch, als ginge ich durch die große Kirche Gottes. Von allen Büschen und Bäumen, aus allen Gründen hörte ich singen und predigen. Eine tiefe Andacht durchströmte mich, und ich sagte mir: Ob wohl ein Mensch, der mit offenen Sinnen durch den Wald geht, etwas Böses denken kann? Nein! rief es von allen Zweigen. Kein Mensch, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, kann im Wald auf gottlose Gedanken kommen! Und so will ich auch gern

glauben, ihr beiden jungen Leute wolltet nur die Predigt wiedergeben, die ihr im Walde gehört habt.“ Er sah nach den Fenstern, gleichsam als sänne er darüber nach, wie er dem seltsamen Falle eine gute Seite abgewönne. Ein feines Lächeln huschte wieder über sein Gesicht, und er nickte der Frau besänftigend zu: Es käme letzten Endes ja gar nicht so sehr darauf an, wer die Predigt hielte, sondern wie sie ausfiele und welchen Widerhall sie in den Herzen der Hörer fände. Hätte nun die erdichtete Osterpredigt so ausgezeichnet gewirkt, wie ihm heute bezeugt worden wäre, so wollten sie mit den beiden Stegreifpredigern nicht weiter ins Gericht gehen, sondern ihre Epistel als Epistel hinnehmen und den Mantel der Liebe darüber breiten.

Lebhaft nickte der Förster dazu, und die Frau legte mit nur noch leisem Kopfschütteln die Hände in den Schoß.

Als Lisette, um einen Zentnerstein erleichtert, mit der leeren Kaffeekanne nach der Küche zurückeilte, kam ihr der Vater mit geschwungenem Knüppel entgegen, lief knurrend an ihr vorüber und zur Haustür hinaus. Im jähen Schreck ließ sie die Kanne zu Boden fallen; Förster und Pastor stürzten heraus und sahen eben noch, wie der Mann mit dem drohend gehobenen Knüppel durch den Garten stürmte. Jenseits des Zaunes aber lief der braune Zigeuner, Anrus Tampa, und verschwand bald im Walde.

★

Am anderen Morgen saß der Star wieder auf dem Wipfel der Birke, pfiff und tat, als wisse er alles. Und Lisette, die auf den Beeten des großen Hausgartens jätete, begann ebenfalls zu pfeifen und zu trällern. Ein Liedchen ging ihr durch den Sinn, das sie den verteufelt hübschen Zigeuner oft hatte singen hören. Dabei ärgerte sie sich über seine erneute Dreistigkeit, so nahe an die Försterei zu kommen, und freute sich anderseits auch wieder, daß er dem grimmigen Vater nicht in die Hände gefallen war. Und sie sang das Zigeunerlied, so gut sie es behalten hatte:

„Ach, die ich liebte so sehr,
Liebst denn du mich nicht mehr?“
„Die Rose die sticht,
Nein, ich liebe dich nicht!“
„Ach, ach, so muß ich von dir gehn.“
„Ja, ja, ich darf dich nicht mehr sehn,
Darf nimmer schaun dein Angesicht.“

Sie hielt inne, sah wie grübelnd vor sich hin und wandte plötzlich den Kopf nach der am Walde hinführenden Straße. Indes kam Hans Fink mit einer Fuhre Wellholz hereingefahren, die am Gartenzaune entlang nach dem Hofraum führte. Er winkte dem Mädchen zu, das freundlich nickte, aber die Augen bald wieder wie in Gedanken nach der Straße wandte.

Das Leben in Grimmerhusen floß dahin wie das Wasser in der Grimme, dem Waldbächlein: rieselnd, sprudelnd und strudelnd, je nachdem. Lisette und Hans arbeiteten einträchtig Hand in Hand; wo er nur konnte, kam er ihr zu Hilfe, und es blieb nichts liegen. Die Försterleute konnten sich trotz des Ostererlebnisses wahrhaftig keine besseren Hausgenossen wünschen. Mußten sie früher oft in den Holzhauerfamilien der Walddörfer Hilfe für Haus und Hof suchen, wollte es ihnen jetzt mitunter scheinen, als wäre der Arbeit für die beiden jugendfrischen Menschenkinder kaum genug. Fanden diese doch immer noch Zeit zu fröhlichem und närrischem Tun. Bald da, bald dort, bald früh, bald spät, konnte man dazu kommen, wie Lisette den Knecht im Walzertakt oder Galopp, in Polka oder Esmeralda herumwirbelte, bis ihm in seiner Unbeholfenheit der Atem ausging.

Der Förster machte ein vergnügtes Gesicht, wenn er es zufällig sah; die Frau hingegen hielt das Tanzen für Sünde oder doch als zur Sünde führend. War sie einmal unversehens Augenzeuge einer solchen Ausgelassenheit geworden, vermahnte sie Lisette aufs eindringlichste und besorgteste. Auch dem Knechte, der ohnehin wegen der Osterpredigt noch die Augen vor ihr niederschlug, glaubte sie dieserhalb ins Gewissen reden zu müssen, obgleich sie sich hätte sagen können, daß er eigentlich nur Lisettens Werkzeug war. Um die gute Frau nicht aufs neue zu betrüben, nahmen sich beide immer mehr vor ihr in acht.

An den Sonntagnachmittagen, gelegentlich auch nach Feierabend, wenn der Mond so hell auf Wald und Wiesen schien, gingen sie weit in die Wälder hinaus, um zu tanzen. Einmal hörten sie nachts in der Bärenschlucht ein seltsam langgezogenes Tönen, das bald wie das Brüllen einer Kuh, bald wie Hundegebell klang, aber durch ein Blashorn hervorgerufen zu sein schien. Lisette war wie elektrisiert und nicht mehr zu halten. Mitten durch das Buchendicicht kamen sie an den Waldrand und entdeckten einen gnomenhaften Mann, der von Zeit zu Zeit in ein halbmondartiges Horn stieß.

Beim Näherkommen erkannte Lisette in dem Manne den Knecht aus der Frielingshägener Holzmühle, die im nahen Waldwiesengrunde lag und von Zeit zu Zeit einen Wildwächter stellen mußte. Der Mann



Ausblick. Gemälde von Karl Schlageter

hatte durch kräftiges Blasen zu verhüten, daß Hirsche und Rehe in die Jungsaat, oder die Wildschweine in die Kartoffeln der Feldmark einfielen, denn eingegattert war der Wald an der Feldseite damals noch nicht. Lisette schüttelte sich, als sie den Mann erkannte, denn sie konnte nicht gut einen so häßlichen, gnomenhaften Menschen sehen. Aber ihre Lust zu tanzen war noch größer als ihre Scheu vor der Häßlichkeit, und also fragte sie voll Eifer, ob er auf seinem Halbmond nicht zu einem Tanze aufspielen könne. Er knurrte und grinste und schüttelte den dicken Kopf. Doch Lisette wurde immer zudringlicher. Er möchte es nur mal versuchen, bettelte sie. Der Gnom grunzte, machte Bewegungen wie eine große Spinne und fing wahrhaftig an, alle Luft, die er aufzubringen vermochte, zu einer Art Polka zu pressen. Indes wirbelte Lisette ihren Hans hin und her und her und hin, bis ihm der Atem ausging.

Auf dem Rückweg durch die mondhelle Waldwildnis schmiegte sich das Mädchen, deren Blut noch wirbelte, eng an Hans und seufzte: „Ach, tanzen, nur immer tanzen können! Eine rechte Musik mit Geigen und Trompeten, darüber geht doch nichts, ich möchte fliegen können, um immer dabei zu sein.“

Er umschlang sie mit seinen Armen und trug sie eine Strecke fort. Dabei versanken sie plötzlich im Laube einer tiefen Kuhle und blieben im halben Schrecken darin liegen. Er streichelte ihre Wangen und flüsterte: „Braucht's einmal ein schöneres Bett für uns, wenn wir . . .“

„Wenn wir . . .?“ fragte sie und stemmte sich auf die Ellbogen.

Das Laub raschelte, und es war, als versänken sie immer tiefer.

„Na ja, ich meine . . .“ stieß er keuchend hervor, indem er sie noch fester an sich preßte. Aber was er meinte, behielt er vorsichtigerweise für sich, falls er überhaupt wußte, was er meinte.

„Ich meine auch etwas . . .“ entwand sie sich ihm mit einer blitzartigen Bewegung. Schnellte auf und sprang wie ein Reh davon.

*

Schon war in dem kleinen Habichtstale, das sich gegen Sonnenuntergang zwischen den Weserbergen auftut, das Heu gemäht. Ein würziger Duft wehte das Tal herab. Der Himmel hatte schönstes Heuwetter beschert, und aus allen Dörfern, die um die Wälder herum und zwischen ihnen liegen, sah man die Leute hemdärmelig nach den Waldwiesen eilen, um den heißen Sonnenschein nicht zu versäumen.

Lisette und Hans blieben des weiten Weges halber fast den ganzen Tag draußen, um fleißig mit den Harken zu wenden und zu häufen. Kühe und Kälber waren mit hinaufgenommen und trugen ihre Halsglockenklänge durch den Wald ringsum.

Nach jeder Wendung des Heues gab es eine naturgemäße Pause, in der man ruhen oder tanzen konnte. Da nun Lisette immer ausschlaggebend war, wurden sie selbstverständlich ausschließlich mit Tanzen ausgefüllt, so gern Hans sich manchmal am Waldwiesenrande ausgestreckt hätte. Die Habichte, die anhaltend über dem nach ihnen benannten Tale kreisten, schienen in ihre hohen, dünnen Schreie Spott und Hohn zu mischen; die Häher in den Buchen am Waldrande machten die Spechte aufmerksam, die darum wohl das Habichtstal so oft überflogen; Drossel, Finken, Meisen und Kreuzschnäbel, die rund herum lebten, konnten ihre Augen gar nicht groß genug aufmachen, um alles das zu sehen, was da war und wurde . . .

Die Habichtswiesen waren aber vom Schöpfer nicht zum Tanzboden hergerichtet, zeigten vielmehr zahlreiche Bülten und Maulwurfshügel, in die manchmal die Sensen scharf hineingeschnitten hatten. Auch waren die Wiesen überall von Flösserillen durchschnitten, in denen seichtes Wasser blinkte. Lisette focht das alles nicht an, sie schwebte über Bülten und Rillen wie ein Falter über den Gräsern, während Hans alle naselang ins „stolkern“ kam und heute jedenfalls schwerfälliger als sonst tanzte. Lisette entschloß sich darum nach kurzem Mühen, ihn zu „pensionieren“, wie sie ein wenig boshaft sagte, und eine Rabenkrähe, die vorüberflog, pflichtete ihr offenbar bei, denn sie schrie: „Jau, jau, jau!“

Halb zufrieden, halb verstimmt, weil er sich doch nicht gern „abhalftern“ ließ, setzte sich der durchgefallene Tänzer auf einen Steinblock am Waldrande und sah zu, wie das vertrackte Mädchen mit offenen, spielenden Armen allein um sich tanzte.

Plötzlich schoß er in die Höhe und horchte auf.

Silberne Klänge kamen aus dem Walde, wie ein Hüpfen fast. Drosselsang? Amselflöten? Ha, konnten die Drosseln so quinquilieren und die Amseln so dudeln, daß sich's danach tanzen ließ? Violine? Bei Gott! Hans machte eine heftig abwehrende Bewegung und wollte sich's im ersten Augenblick nicht eingestehen, daß er eine Violine hörte, nach deren Weisen Lisette sich auch jetzt drehte, schmiegte, beugte und streckte.

Aber da stand er wahrhaftig deutlich sichtbar zwischen den dicken Buchen am Rande des Waldes, der mit dem vollen schwarzen Kraushaar und den grünen Rockaufschlägen, der angebliche Zigeunerprinz, Anrus Tampa! Die Fiedel an der Backe, tief und immer tiefer auf sie gebückt, daß sein Gesicht gleichsam auf ihr ruhte, dann wieder aufgereckt und in dem leidenschaftlichen Spiel nach der Tänzerin äugend, die sich dem feurigen Rhythmus hingab.

Der Hochwald fügte Baß und Cello dazu, die Drossel fiel wirklich auch mit ihrer Klarinette ein, und plötzlich begann, tiefer im Walde, aber deutlich vernehmbar, der Specht die Trommel zu schlagen. O Wunder und Tollheit des Tages!

Die Fiedeltöne wirbeln durcheinander, überstürzen sich immer wieder, sprudeln gleich einem starken Bergquell, und wie die Libelle auf dem erlenumsäumten Waldbächlein, schaukelt auf den Tonwellen des Spiels, lockend, schmeichelnd, prickelnd, die seltsame, fremde Melodie, reißt sich wieder los und schwingt gleich einem bunten Falter auf und nieder.

Hans Fink steht da wie zum Sprunge bereit, denn blitzartig stößt Anrus Tampa die Fiedel einem hinter ihm auftauchenden älteren Zigeuner zu und schreitet, während jener den Bogen in nicht minder leidenschaftlicher Weise führt, auf die Tänzerin zu, die, wie von einer zauberischen Gewalt erfaßt, berauscht in seine Arme fliegt.

Der Fiedelbogen schnellt auf und nieder, jauchzt in unbeschreiblichen Tönen, und schon wirbelt das rassige Paar über die geschorene Wiesenfläche dahin. Es ist wie das Frohlocken und Stürmen leidenschaftlichster Erregung, dann ein Wiegen, ein Schweben und Schwelgen, bei dem ihre Füße kaum noch die Grasstoppeln zu berühren scheinen. In elegischen Tönen nun klagt die Geige, und wie überwältigt liegt das schwarzbraune Mädchen in den Armen ihres schwarzlockigen Tänzers, jeder seiner Bewegungen sich geschmeidig anpassend, als wäre sie mit ihm verwachsen. Ob Lisette noch weiß, was sie tut?

In seiner lodernden Eifersucht und Empörung hat Hans Fink die Harke wieder zur Hand genommen und haut damit ins Heu, als läge der Zigeuner darin. „Lisette!" mahnt er, außer sich. Tiefer Zorn grollt aus seiner Stimme. Lisette hört ihn nicht und weiß nichts mehr von ihm, und Spiel und Tanz rasen unaufhaltsam dahin.

Da poltern Holzwagen den nahen Weg entlang, und ein gewaltiger Peitschenknall widerhallt im Tale.

Der Fiedelbogen stockt, und jetzt kommt Lisette wieder zu sich, wehrt den Zigeuner hastig ab, schlägt sich die Hände vors Gesicht und bleibt unbeweglich stehen, während die Fiedel unbekümmert aufs neue einsetzt. Der Tänzer redet auf das Mädchen ein, schmeichelt, fleht, beschwört — sie steht da wie erstarrt. Dann gleiten die Hände über die Augen herab, und sie sieht die blauen Kittel der Holzfuhrleute hinter den Bäumen. Zornig tritt sie mit dem Fuße auf und ruft laut: „Geh, geh, ich will nicht, daß du mir immer nachschleichst!"

Die Fuhrleute fahren wieder, und man hört sie schimpfen.

Anrus Tampa zögert noch, macht bittende Gesten, murmelt noch etwas und verschwindet mit seinem Gefährten zwischen den Bäumen.

In schweigsamer Hast setzt Hans wieder mit der Harke ein, und ebenso wortlos, die Lippen aufeinander gepreßt, folgt Lisette seinem Beispiel.

Schon ließ das Singen der kleinen Vögel nach, während die Drossel um so lebhafter mit ihren Abendliedern einsetzte, als die letzten Haufen gebildet waren und die jungen Leute mit den Kühen und Kälbern wieder heimwärts zogen.

Hans konnte sich nicht länger halten. Er grollte heftige Vorwürfe gegen das Mädchen und den vermaledeiten Zigeuner hervor. Daß sie sich so weit hatte vergessen können, dem Zigeuner in die Arme zu sinken und mit ihm zu tanzen, von dem sie doch nach ihren so oft wiederholten Versicherungen nichts mehr wissen wollte, das ärgerte und empörte ihn über alle Maßen.

Noch schwieg das Mädchen, aber ihre Augen glitzerten und wurden sprühend, und ihre Bewegungen bekamen etwas Schnellendes. „Wenn du es nicht haben wolltest, hättest du es ja dem Zigeuner verwehren können," wandte sie mit herausfordernder Schärfe ein.

„Sollte ich mich mit einem Zigeuner prügeln?" fuhr er grob gegen sie auf.

„Warum nicht, wenn es einmal hätte sein müssen. Hast du nicht immer gesagt, du würdest alles um mich tun, wenn es darauf ankäme? Aber du bist eine Bangbüchse und hattest Angst für deine steifen Knochen."

Sein Gesicht verfinsterte sich noch mehr. „Es hätte einer aus unseren Dörfern sein sollen, den würde ich gepfeffert haben. Aber mit einem Zigeuner gebe ich mich einmal nicht ab."

„Als ob die Zigeuner nicht auch Menschen wären, so gut wie ich und du!"

Sein Schritt wurde schneller. „Wie du — vielleicht und leider Gottes, aber nicht wie ich!"

Ihr Kopf fuhr so jäh gegen ihn herum, daß sich eine ihrer schwarzbraunen Flechten aus dem Haarneste löste.

Da tat ihm schon leid, was er in seiner bohrenden Eifersucht gesagt hatte. Er ging langsamer, um sich an ihrer Seite zu halten, und suchte wieder gutzumachen, indem er einen weicheren Ton anschlug, etwas ganz anderes zu reden anfing und auf die Wildenten zeigte, die über das Wiesental flogen.

Aber sie schien taub und stumm geworden, löste den silbernen Haarpfeil, steckte die Flechte wieder auf und redete kein Wort mehr.

*

Die Holzfuhrleute im Habichtstal waren Bauern von Schornebeck gewesen, die von dem Tanze mit dem Zigeuner ein großes Gerede machten und auch ihren Unwillen über das „ungeratene" Mädchen nicht verhehlten. Der Halbkötner Fröhlich, Lisettens Vater, reckte sich wie ein Baum, als er davon hörte, und griff im ersten Augenblick sofort nach seinem Knotenstock. Nur mit größter Mühe hielten ihn die Seinen davon zurück, daß er sofort nach Grimmerhusen stürmte, um die Tachter nach Gebühr zu züchtigen. Indes ließen sie ihr sagen, sie solle sich bei ihrem Vater nur so bald nicht wieder sehen lassen, es möchte ihr sonst Schlimmes widerfahren. Der Vater hätte sogar schon daran gedacht, sie in eine Zwangsanstalt bringen zu lassen.

Der Förster, als ihm das Gerede zu Ohren kam, nahm den Fall nach seiner ganzen Art nicht so tragisch, denn er schätzte Lisette wegen ihrer großen Anstelligkeit, Unverdrossenheit und Willigkeit, wie auch wegen ihres allzeit fröhlichen Sinnes außerordentlich und hielt ihre Hinneigung zu dem hübschen Zigeuner für eine Marotte, die sich mit der Zeit verlieren würde.

Frau Knoke, in deren Erinnerung bei derartigen Anlässen immer noch die Osterpredigt auftauchte, nahm die Gelegenheit wahr, der Tanztollen wieder einmal gründlich ins Gewissen zu reden, insbesondere ihr vorzuhalten, wie unwürdig es für ein deutsches Mädchen sei, mit einem Zigeuner zu tanzen, ihm gar seine Neigung zu schenken. In diesem Punkte war allerdings der Revierförster einer Meinung mit ihr.

Es schien auch, daß diese eindringlichen Vorstellungen nebst den Warnungen von Schornebeck endlich einen tieferen Eindruck auf ihr Gemüt machten, denn sie trällerte und sang nicht mehr und hörte auch ganz zu tanzen auf, so gern Hans ihr in den Feierstunden Gelegenheit dazu geboten hätte.

Die Herbststürme kamen, die Blätter wirbelten, die Grimme wurde groß und wieder klein, und als der erste Schnee fiel, war es zwischen Hans und Lisette wieder ganz beim alten. Und doch nicht ganz, denn Lisette zeigte immer deutlicher, daß es ihr nicht mehr um bloße Liebelei zu tun war, sondern daß sie eine ernste Entscheidung wollte. Hans hingegen gefiel sich darin, ihre Liebe zu genießen, ohne es zu einer unausweichlichen Bindung kommen zu lassen; denn im Hintergrunde seiner Gedanken stand immer die Mutter, die große, hagere, starre Frau, die niemals in eine solche Verbindung willigen würde.

Schon watete man im tiefen Schnee, als eines Abends bei hellem Mondenschein Lisette mit Hans wieder in den Wald hinaus ging, innig aneinandergeschmiegt. Sie war heute ganz besonders zärtlich zu ihm, sprach sehr verständig, sah sich wie in plötzlicher Besorgnis nach allen Seiten um und schmiegte sich wieder an ihn, daß es ihn heiß durchrieselte. Plötzlich fragte sie: „Würdest du mich auch gewißlich heiraten, wenn ich es wollte?"

Er zuckte unwillkürlich zusammen, denn von Heirat hatten sie bis dahin noch nicht gesprochen, und machte: „Ha — ja!"

„Wirklich?" fragte sie und sah von unten an ihm herauf.

Ihm war es wieder, als knisterten ihre Augen, und er versicherte abermals, wenn auch in merklich abgeschwächtem Ton, daß er sie heiraten würde.

„Würde deine Mutter es auch zugeben?"

Die Verlegenheit stand ihm nun ganz deutlich im Gesicht, und er zog ein wenig die Schultern. In ihrer ganzen Strenge und Unerbittlichkeit sah er die Mutter vor sich, so daß ihm bei dem Gedanken an sie aller Mut entfiel.

Ein Wehen ging durch den Wald, und da und dort fielen dicke Flocken von den Bäumen. Ein Sprung Rehe huschte vor ihnen auf, und ein Käuzchen ließ sich hören.

Sie schienen nichts davon zu merken. Und als Lisette nun fortfuhr, ihn mit Fragen zu bedrängen, wurden seine Antworten immer ausweichender.

„Sobald wird es natürlich nicht möglich sein," druckste er heraus, „denn meine Mutter kennt dich ja noch gar nicht. Sie wird ganz gewiß große Schwierigkeiten machen, denn ich soll es doch mal zu einem richtigen Bauern bringen . . ."

Die langen seidenen Wimpern senkten sich über ihre Augen, und dann sah sie

wieder so eigentümlich von unten an ihm herauf, schwieg eine Weile, rollte ihre Schürze auf, ließ sie wieder fallen und stieß heraus: „Wenn ich aber nun . . . wenn ich . . . ja, wenn ich nun ein Kind erwartete — — —?"

Hans wandte sich jäh und sah sie entsetzt an. Auf den Schneeflächen spielten die Schatten der Zweige, und unter den Füßen knirschte es. Plötzlich gab sie ihm einen Klaps auf die Backe, sah ihn spöttisch an und sagte mit völlig veränderten Ton: „Spar' dir nur die Angst für deine Mutter auf, bist doch ein größerer Hasenfuß, als ich gedacht hatte." Dabei sah sie um sich, als suche sie jemanden. Und dann trällerte sie wieder das von ihrem Zigeuner aufgesangene Lied:

„Ach, die ich liebte so sehr,
Liebst denn du mich nicht mehr?"
„Die Rose die sticht,
Nein, ich liebe dich nicht!"

Hastig wandte sie sich um und schritt so schnell voraus, daß er kaum zu folgen vermochte.

Seit diesem Abend nun war das Mädchen gänzlich umgewandelt. Gleichgültigkeit drückte ihr ganzes Wesen aus, wenn sie mit Hans sprach oder arbeitete, und es kam nicht mehr vor, daß sie ihn am Feierabend oder am Sonntag aufforderte, mit ihr zu gehen. Nicht selten ging sie ganz allein in den Wald, doch so verstohlen, daß Hans' suchende Augen ihr Fortgehen nie bemerkten. Kam sie nach längerer oder kürzerer Zeit zurück, wich sie ihm so hartnäckig aus, daß er nicht ein Wort mit ihr reden konnte. So kam die Wage seiner Gefühle aufs neue ins Schwanken: Je leerer die eine Schale, desto schwerer die andere. Und mächtiger als je flammte seine Liebe jetzt auf. Er verbrachte schlaflose Nächte und war schier verzweifelt, als alle Versuche, das Mädchen wieder zu gewinnen, an ihrer Unzugänglichkeit abprallten. Diesen Zustand konnte er nicht länger ertragen, so zerwühlt fühlte er sich in seiner Seele, und eines Sonntagmorgens, als noch helle Sterne am Himmel standen, machte er sich fest entschlossen auf den Weg nach Weddenborn, um die Zustimmung seiner Mutter zu der Heirat mit Lisette zu erlangen. Bei heftigen Schneestürmen kehrte er am Nachmittag nach Grimmerhusen zurück, körperlich ermattet und seelisch aufs tiefste bedrückt.

Die Mutter hatte bereits eine großartige Partie für ihn ausgemacht und gerade in diesen Tagen nach Grimmerhusen kommen wollen, um die Angelegenheit mit ihm zu besprechen. Kein schwarzbraunes Mädchen war es, aber eins mit zwanzig Morgen besten Ackerlandes und noch mindestens tausend Talern bar. Es hatte schon immer ein Auge auf ihn gehabt. Ihre Eltern waren gern einverstanden mit dem Plane, und so sollte Hans bald seine Stelle kündigen und nach Weddenborn zurückkehren. So bestimmt war das alles, daß er gar nicht erst vermochte, der Mutter den Zweck seines Besuches zu offenbaren.

Ach, und mit welchen Hoffnungen hatte er sich an diesem Morgen auf den Weg gemacht! Wie herrlich wollte er das Mädchen schildern, wie eindringlich die Mutter bitten, seine Wahl zu billigen! Und wie wundervoll hatte er sich seine Rückkehr ausgedacht! Dann wollte er sofort mit den Försterslеuten sprechen, um mit ihrem Beistand Lisette zurückzugewinnen und eine richtiggehende Verlobung zu feiern.

Ja, nun war er zurück und sprach nicht mit den Försterslеuten und sprach auch nicht mit Lisette, sondern ging ihr ebenso geflissentlich aus dem Wege wie sie ihm, ging herum mit einer wahren Leichenbittermiene, so daß der Förster bei seinem Anblick oft den Kopf schüttelte und sich schmunzelnd das seinige dachte.

Lisette hatte wohl geahnt, weshalb Hans heute nach Weddenborn gegangen war, und wußte nun auch, ohne daß er's ihr sagte, was die Weddenborner Glocke geschlagen hatte. Es kümmerte sie weiter nicht, wie es schien, zumal da ihre Gedanken heute ohnehin unruhig umherirrten. Zwei Geschwister hatten sie besucht und ihr verraten, der Vater wolle am anderen Tage gelegentlich einer Holzauktion nach Grimmerhusen kommen, um ihr einmal wieder den Zigeuner aus dem Kopf zu treiben, der, wie man höre, zeitweise immer noch in den Wäldern herumstriche.

★

Am Abend dieses Tages war Lisette Fröhlich, nachdem sie alles im Hause wohl versorgt hatte, wieder einmal still und unbemerkt in den Wald gehuscht. Hans suchte sie in Haus und Hof und fand sie nicht, forschte dann bei den Holzhauerleuten, die bemerkt haben wollten, daß sie an einer nicht leicht zugänglichen Stelle übers Wildgatter geklettert und in der Richtung der Sandgruben davongeeilt war.

Hans dachte unwillkürlich an das Baumzeichen des Zigeuners. Ihm brannte der Kopf. Sollte am Ende wieder . . .? Er mochte es nicht ausdenken, ging vor den

Augen der alten Leute nach dem Forsthof zurück, bog dann aber bei den Kirschbäumen, wo sie ihn nicht mehr sehen konnten, hastig aus, überkletterte das Gatter an einer anderen Stelle und eilte ebenfalls in der Richtung der Sandgruben davon. Er rief nach allen Seiten in den Wald hinein, hörte aber nur das Knarren der Bäume und dann und wann einen Eulenruf. Es schneite in dicken Flocken, hartes Eis war gefroren, und der Wind hatte alle Spuren verweht. Weiter und immer weiter eilte er durch Dickichte und Hochwald, entschlossen, das Mädchen zu finden, und müsse er auch die ganze Nacht nach ihr suchen. —

Erst gegen Morgen sahen ihn die alten Holzhauerleute, die wegen ihrer kranken Kuh gewacht hatten, durch das Gatter kommen, in zerfetztem Rocke und anscheinend in großer Erregung.

Als Lisette am Morgen nicht in die Küche kam, stand die kränkliche Försterfrau auf und ging nach ihrer Kammer. Sie war leer, das Bett unberührt.

Hans mochte nicht eingestehen, daß er die ganze Nacht nach dem Mädchen in den Wäldern gesucht hatte, und was ihm dann begegnet war, und antwortete ausweichend.

Der Revierförster durchstreifte mit seinen Hunden die Wälder nach allen Seiten, fand aber von Lisette keine Spur, und es schneite ununterbrochen fort. Erkundungen in Schornebeck und Frielingshagen blieben ebenfalls ohne Erfolg.

Lisettens Vater war wie vom Schlag getroffen, als er die Nachricht bekam, denn nun wußte er auf einmal, wie lieb ihm doch das Mädchen im Grunde seiner Seele war, und er ging allen voran und suchte und rief in den Wäldern ganze Tage und Nächte. Amtlicherseits wurden alle Dörfer ringsum alarmiert und die Wälder bis nach der Weser hin durchsucht. Alles umsonst. Lisette war und blieb verschwunden.

Äußerst verwundert war man allgemein, als die alten Holzhauerleute erzählten, sie hätten Hans Fink gegen drei Uhr morgens in zerrissenem Rocke und in scheinbar ganz wirrem Zustand durch das Gattertor kommen sehen, verwundert besonders deshalb, weil Hans selbst die Tatsache völlig verschwiegen hatte und sich in seiner Verlegenheit in auffällige Widersprüche verwickelte. Ein Besenreiserdieb aus Frielingshagen wollte in derselben Nacht einen gellenden Aufschrei bei den Sandkuhlen gehört haben, und ein Holzbauer, der gelegentlich in den Wäldern heimlich pirschte, machte ähnliche Äußerungen. Der Gnom aus der Holzmühle erzählte allerlei, was sich so und so deuten ließ, und wollte im Halbdunkel der Mitternacht, als er das Mühlenwehr nachsah, ein Menschenpaar bemerkt haben, das er aber nicht genau hatte erkennen können. Auf allen Wegen schlichen Gerüchte, die auf Hans Fink hindeuteten, und sie wuchsen sich zu immer bestimmteren Vermutungen aus, als von Weddenborn die Kunde kam, Hans Fink wolle sich, wie erst in den letzten Tagen ausgemacht sei, mit einem dortigen wohlhabenden Mädchen verheiraten. Da lag es denn für viele nah, als wahrscheinlich anzunehmen, er habe sich der Förstermagd, die ja unvermögend sei, aus einem gewissen Grunde entledigen wollen. Kurzum, eines frühen Morgens wurde Hans Fink verhaftet und nach der Amtsstadt gebracht.

Als seine Mutter die furchtbare Nachricht erhielt, ließ sie alles liegen und stehen und hastete bei Sturm und Wetter voll Grimm und Schmerz nach der Amtsstadt, rüttelte an allen Toren und Türen des Gefängnisses, rannte wie eine Wahnsinnige an den grauen Mauern auf und ab und war nahe daran, sich die Stirn an den Mauersteinen zu zerschmettern. Ihr Sohn ein Mörder?! Sein Ende auf dem Schafott? — — — So ungeheuerlich packte der in allen Straßen geraunte Verdacht an ihre Seele, daß sie nicht fähig war, ihn zu fassen. In jedem Stein des reglosen Gerichtsgebäudes sah sie eklige Fratzen; jeder Mensch, der ihr in den Weg kam, schien sie, die doch niemand kannte, anzusehen, als habe sie selbst das Verbrechen begangen. Immer mehr verwirrten sich ihre Sinne, verdrehten und verrenkten sich ihre Gedanken. So kam sie am späten Abend nach Hause zurück, über dem die Finsternis lag, eisig, dick und schwer. Sie verschloß alle Türen und lief wie gefoltert und gehetzt durch alle Räume. Ein trübes, bräunliches Licht flackerte auf, erst in der Stube unten, dann in der Kammer oben, plötzlich wieder im Keller und dann auf dem Dachboden.

Die Quappenbeke fror bis in den Grund hinab, und in derselben Nacht ging das Haus der Witwe Fink in Flammen auf. Der Dorfwächter hatte nach seiner Gewohnheit geschlafen, und als die Nachbarsleute, durch das Knacken und Krachen des brennenden Hauses geweckt, zu Hilfe kamen, stürzte es schon in sich zusammen, alles Lebendige unter sich begrabend. Alle Rettungsversuche, die man, zumal mit unzulänglichen Mitteln, anstellte, waren vergeblich. Man glaubte immer noch, Mutter Fink hätte sich gerettet, aber es sah sie niemand wieder.

*

Monate vergingen, der Sommer war gekommen, und Hans Fink saß immer noch im Untersuchungsgefängnis. Denn er blieb alle Antworten schuldig und verschwieg in seinem Gram und Grimm auch die Tatsache, daß er Lisette in jener Nacht mit dem Zigeuner zusammen getroffen und mit diesem einen schweren Strauß ausgefochten hatte, verschwieg die Tatsache aus Liebe zu dem Mädchen und weil ihm in seiner jetzigen seelischen Verfassung alles, selbst das Schafott, gleichgültig war.

Kurz vor den Gerichtsferien trat das Schwurgericht zusammen, und der Staatsanwalt beantragte auf Grund scheinbar untrüglicher Indizienbeweise das „Schuldig“. Die Geschworenen zweifelten aber an der unbedingten Schuld des Angeklagten, und es kam zum Freispruch. Freilich, der Verdacht gegen Hans Fink blieb in weitesten Kreisen bestehen, und wucherte überall, wohin er seine Schritte auch lenkte.

Das war um die Zeit, als der fürchterliche Weltkrieg seinen Anfang nahm. Hans Finks Weg führte darum schon bald nach dem Kasernenhof, und es muß gesagt werden, daß er sich vom ersten Tage an als einer der ernstesten und tüchtigsten Rekruten erwies. Das Gerücht freilich, er sei verdächtig, ein Mädchen umgebracht zu haben, folgte ihm leider auch in sein Regiment nach, mit dem er bald nach Frankreich zog. Die Soldaten ließen ihn jedoch nicht unter dem Verdacht leiden, hielten vielmehr große Stücke auf ihn, denn er war der treueste wie hilfreichste Kamerad und kämpfte in den zahlreichen Schlachten mit solch heldenhafter Tapferkeit, daß sie meinten, er suche geradezu den Tod.

Schon ging das zweite Kriegsjahr zu Ende, als ein Schornebecker Landwehrmann aus den Karpathen eine Nachricht sandte, die in den Wälderdörfern stärker als eine Siegesbotschaft wirkte und Hans Fink von allem Verdachte befreite.

„Denkt Euch, wen ich hier in einem Zigeunerdorfe getroffen habe,“ schrieb er an seine Angehörigen in Schornebeck. „Wir hatten von einer Zigeueraufführung gehört, bei der ein seltsam schönes Mädchen, schwarzbraun, durch ihre gar wunderbaren Tänze mit einem hübschen jungen Zigeuner allgemeines Aufsehen erregte. Wir hatten gerade Ruhetag und gingen hin. Auch zwei Kameraden aus Frielingshagen dabei. Ja, wen sahen wir da? Wer war die wunderschöne Tänzerin, die allen Kameraden die Köpfe verdrehte? Nun, Ihr werdet's schon erraten — Lisette Fröhlich war es. Lange trauten wir unseren Augen nicht, denn wir glaubten doch, die sei tot, und ich dachte erst, es wäre nur eine täuschende Ähnlichkeit. Denn um den Kopf trug sie ein gelbseidenes Tuch und darüber einen großen faltigen Schal mit langen, seidenen Fransen, die über die weißen linnenen Ärmel des Hemdleibchens bis auf den goldgestickten Rock von dicker Seide herabhingen. Als sie dann, von einem stolzen Zigeuner begleitet, mit dem Sammelbecken vorüberkam und mich ansah, stieß sie einen leisen Schrei aus. Auf meinen Anruf faßte sie sich aber sogleich wieder und behauptete steif und fest, wir hätten uns versehen; sie wäre nicht das Mädchen, für das wir sie hielten, und kenne Grimmershusen, Schornebeck und Frielingshagen gar nicht. Im nächsten Augenblick indes, als der Zigeuner von einem Offizier angesprochen wurde, flüsterte sie mir zu: „Rettet mich!“ —

Es war schon spät abends, und ehe wir es uns versahen, war der Zigeuner mit ihr verschwunden. Am anderen Tage wollten wir selbstverständlich die Unglückliche befreien, die offenbar ihren Zigeunerrausch gebüßt hatte und sich wieder aus der romantischen Verkettung ihres Lebens loszulösen suchte. Da hieß es, das junge Paar wäre schon ganz früh weiter gezogen, und man wisse nicht, wohin. Ein plötzlicher Alarm kam dazwischen, und da wir nun schnell weiterziehen mußten, konnten wir zu unserem großen Bedauern die Nachforschungen nicht fortsetzen. Es muß aber etwas Richtiges geschehen, daß die Geschichte ganz aufgeklärt wird und der arme Hans Fink von dem scheußlichen Verdachte wegkommt. Wie ich von einem Kameraden hörte, soll er in Frankreich schon das Eiserne I. bekommen haben; darum: Hurra, Hans Fink!“ — — —

Der Brief erregte ungeheures Aufsehen, und der Staatsanwalt, dem er von dem Ortsgeistlichen übersandt wurde, nahm pflichtgemäß sofort die Verfolgung der Angelegenheit wieder auf. Es vergingen indes wieder Monate, ehe man weitere Nachrichten darüber erhielt. Viele glaubten schon, die Landwehrleute hätten sich wohl doch geirrt, als endlich die amtliche Nachricht verbreitet wurde, die militärgerichtlichen Nachforschungen hätten die Mitteilungen des Feldgrauen in den Karpathen in allen Teilen bestätigt, — das Mädchen wäre aber nicht mehr gefunden worden.

Ein dunkles Gerücht lief in den Karpathen um, ein von den Zigeunern geraubtes, wunderhübsches deutsches Mädchen hätte sich zu den Soldaten ihrer Heimat flüchten wollen, wäre aber von dem Sohn eines Zigeunerhäuptlings, den es heiraten sollte, eingeholt und erstochen worden.

Der schwedische Anakreon Carl Michael Bellman

Von Georg Richard Kruse

Daß Bellman der dionysische Sänger der Lust an Wein und Weib, trotz seines urgermanischen Humors bis in unsere Zeit dem deutschen Volke unbekannt blieb, scheint verwunderlich, da wir schon seit 1856 eine Auswahl aus seinen Dichtungen in der Übersetzung von A. von Winterfeld besitzen. Erst auf den Flügeln des Gesangs wurden sie unserm Gefühl übermittelt, als Sven Scholander im Anfange dieses Jahrhunderts durch den Vortrag der Lieder Bellmans mit den einstmals von ihm selbst dazu gesungenen Weisen sie in ihrer ganzen Lebensfülle erstehen ließ und Hanns von Gumppenberg sie in neuen Übertragungen z. T. auch mit der Musik uns zugänglich machte. Denn aus dem Geiste der Musik sind Bellmans Dichtungen geboren, er selbst sang sie, zu Melodien, die zwar meist fremden Ursprungs, in seiner Gestaltung aber fast sein geistiges Eigentum wurden, in unvergleichlicher Weise zur Laute. Bellman hat auch in Deutschland seine Biographen gefunden, vor allen in Felix Niedner, der in einem umfänglichen Buche Leben und Werke liebevoll und eingehend schildert, auch Übersetzungsproben gibt.

Der ganz im national-schwedischen Boden wurzelnde, immer nur seine Vaterstadt Stockholm und ihre herrliche Umgebung schildernde Dichter ist deutschen Geblütes, wie sein Freund, der Bildhauer Sergel („der schwedische Thorwaldsen") und sein Gönner König Gustav III., der Neffe Friedrichs des Großen. Martin Kasten Bellman, ein Schneidermeister aus dem Herzogtum Bremen, und dessen aus Hessen stammende Gattin Barbara Klein, ließen sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Stockholm nieder. Ihnen entstammte Johann Arndt Bellman, der Großvater unseres Dichters, der, musikalisch und dichterisch reich begabt, als Professor an der Universität Upsala hohes Ansehen gewann. Sein gleichnamiger Sohn, 1707 geboren, wurde Sekretär an der Schloßkanzlei in Stockholm, erhielt bei seinem Rücktritt vom Amt den Titel Lagman (Oberlandrichter) und lebte in guten Verhältnissen. Am 4. Februar 1740 schenkte ihm seine Gattin Katharina, die Tochter des Predigers an St. Maria Magdalena, Hermonius, als erstes Kind den Knaben Carl Michael, der später in einem autobiographischen Fragment schrieb: „Meine Mutter, schön wie der Tag, unendlich gut, reizend in der Toilette, freundlich gegen alle Menschen, fein im Umgange, hatte eine vortreffliche Stimme und ist einundzwanzigmal in die Wochen gekommen — honny soit qui mal y pense." An seine Schulzeit erinnert er sich nicht ungern bis auf das Studium der Mathematik, die ihm durch Schläge mit dem Lineal auf die Fingerspitzen beigebracht werden sollte.

> „Heut noch zuckt mein Hirn, mein müdes,
> Denkt's, o Schrecken, an Euklides
> An die Geometrica A B C und C D A.
> Denk' ich jenes alten Liedes
> Leide ich ein Golgatha!"

„Endlich klärte sich der Himmel auf," — fährt er fort — „meine Eltern hatten bemerkt, daß ich einmal, im Fieberparoxysmus, alles in Versen ausgesprochen hatte und nachher auch mit solcher Vollkommenheit gesungen habe, daß es allgemeines Erstaunen erregte."

Er nennt Olas Ludwig Ennes als denjenigen, von dem er Apollos Lyra handhaben lernte, und unter dessen Leitung er seine ersten Poesien verfaßt habe. Auf praktischem Gebiet erwarb er sich die Beherrschung fremder Sprachen, so daß er aus dem Lateinischen, Deutschen, Französischen übersetzen und auch englisch und italienisch schreiben konnte. Als Siebzehnjähriger trat er



Denkmal Carl Michael Bellmans von Nyström in Hasselbacken. Enthüllt 16. August 1872

zunächst bei der Stockholmer Bank ein, und gleichzeitig veröffentlichte er auch die ersten schriftstellerischen Arbeiten: Übersetzungen von Dufours „Ermahnungen eines Vaters an seinen Sohn, der beabsichtigt eine große Reise zu machen“, der „Evangelischen Todesgedanken“ von Schweidnitz und eines Auszugs aus Christian Scrivers „Seelenschatz“, Werken, die sich gegen die Weltlust richten und im pietistischen Sinne erzieherisch wirken sollten. Die „Todesgedanken“ hat er der Mutter gewidmet mit den Versen:

„Ich weiß, wie meine Mutter schätzet,
Was edel, göttlich ist und rein;
Ruhig muß ihr Gewissen sein,
Denn Gottes Lieb' allein sie letzet.
Drum günstig deuten wird man's mir,
Weih' dieses Jugendwerk ich ihr.“

Ein Jahr später ist Bellman als Student in Upsala und läßt seine „Gedanken über die Unbeständigkeit der Mädchen“ erscheinen. Ein Nachklang dieser Zeit findet sich in dem Lied „Movitz als Student“, wo es heißt:

„Mit erzürnter Miene packt'
Er Pufendorf und Grotius,
Hat sie an die Wand geklackt
So grimmig wie Stygotius!
Sang hurra, schrie werda,
Ließ dem Wirt zum Pfand da
Lexicon, colloquia
Und Zopfens varianta.“

Kurz nur war der Besuch bei der alma mater, 1759 war Bellman schon wieder in Stockholm als überzähliger Diensttuender an der Bank. Er führte aber das flotte Studentenleben lustig weiter und soll Schulden in der Höhe von 17 000 Talern gemacht haben. Vor seinen Gläubigern mußte er schließlich nach Norwegen flüchten, kehrte aber, nachdem — wohl durch den Vater — die Angelegenheit geordnet war, zur Bank zurück, von der er 1764 mit gutem Zeugnis entlassen wurde. Auf dem väterlichen Gut in Södermanland verbrachte er dann die nächste Zeit bis nach dem Tode beider Eltern und kehrte, nun unabhängig, 1766 nach Stockholm zurück, das er bis zu seinem Tode nicht mehr verließ.

Ein satirisches Traumgedicht „Der Mond“, das er 1760 erscheinen ließ, zeigt ein neues Gesicht seiner Muse. Er karikiert darin die Torheiten seiner Umwelt auf politischem und sozialem Gebiet, die Parteikämpfe der „Hüte“ und „Mützen“ und deren lächerliche Vertreter. Nach einer Wirtshausszene mit allgemeiner Prügelei erwacht der Träumer und freut sich, daß dergleichen nur im Monde geschehen könne, denn auf der Erde kenne man solche Zustände doch nicht.

Hier schon zeigt sich das Doppelgesicht des Dichters, hinter dessen übermütigen Versen sich so oft Gedanken hohen Ernstes, ja tiefer Tragik bergen. Entstanden doch auch zwischen ausgelassensten Zech- und Liebesliedern die fünfundzwanzig „Betrachtungen über verschiedene Evangelientexte“, die 1780 unter dem Titel „Zionsfeier“ im Druck erschienen.

Eine Probe sei hier gegeben:

„Welch Drängen an dem See, dort bei Genezareth!
Welch massenhaftes Volk, das auf und nieder wandelt,
Und lauscht der Predigt, die von Gottes Worte handelt,
Daß mild des Wortes Sinn durch ihre Herzen geht.
Wer ist wohl jener Mann, der schwere Kranke heilet,
Dadurch, daß er die Hand stillschweigend hebet auf?
Der, durch ein Wort, belebt des Blutes siechen Lauf,
Durch jedes Wunderwerk nur Segen rings erteilet?“

Welch krasser Gegensatz, wenn der junge Dichter Oxenstierna in seinem Tagebuch 1769 berichtet: „Bergklint und Kexel kamen und veranlaßten mich, mit ihnen zum Kommissar Lissander zu gehn und mir Bellmans Treiben anzusehn. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht so viel gelacht. Bellman hat einen Orden zu Ehren des Bacchus gestiftet, in den keiner aufgenommen wird, der nicht wenigstens zweimal vor aller Augen im Rinnstein gelegen hat. Er hält Kapitel ab und teilt Ritternamen aus für verdienstvolle Taten. Heut abend hielt er eine Leichenrede über einen toten Ritter, alles in Versen, nach Opernmelodien verfaßt, und er singt selbst dabei und spielt auf der Zither. Seine Gesten, seine Stimme und sein Spiel sind unvergleichlich und erhöhen das Vergnügen, das man an den Versen selbst hat, die stets meisterhaft, bald komisch, bald sublim, aber immer neu, überraschend und gewaltig sind.“

Ein solches Ordenskapitel zeigt unser Bild, und das Lied Bellmans zum Ritterschlage beginnt:

„Herolde, nehmt die Zepter zur Feier,
Trommler, zeig', daß du bewährt —
Bumbumbum! mit Pauk' und mit Leier
Sei uns Bacchi Fest beschert.
Hört, Kapitelritter, feuchte Leute —
Klang! Er weiht heute Lundholm,
Der den Schnaps brennt — du bist's wert.“

Die Ritternamen waren nicht eben fein, wie der ganze Ton trotz aller Feierlichkeit ein derber war: Bierheim, Kellerkreuz, Ehrensau, Adlerpott usw. waren die Ehrentitel. Das Ordenszeichen, das auf der Brust getragen wurde, waren zwei vergoldete Schweine. Die Ritterwappen zeigen u. a. einen Trinkkrug mit emporfliegendem Adler, ein Schwein am Troge, eine rote Nase im blauen Felde. Dem genannten Lundholm dichtete Bellman zur Totenfeier das Lied:

„Die Glocken, horch, mit bangem Ton —
Sie läuten einem Bacchus-Sohn.
Dem Ritter Lundholm ward sein Lohn.
Der Tod ist voll Tücke,
Verschlang die Perücke
Den Goldstern schon.
— — — — — —
Dir schien der Morgen selten klar,
Dein Mittag bloße Dämmrung war,
Und deine Nase bot uns dar
Des Abendrotes Prangen
In tiefblauen Wangen
So wunderbar.

Wie späteren heitern Vereinigungen in Deutschland, der Wiener Ludlamshöhle, der heut über die Welt verbreiteten Schlaraffia u. a., so lag auch den „bacchanalischen Ordenskapiteln“ eine satirische Tendenz zugrunde: die Verhandlungen der Stockholmer



Eintragung in das Ordensregister

Akademie wurden parodiert, was nicht hinderte, daß Bellman später von der Akademie den Lundblad-Preis erhielt. Auch ein satirisches Witzblatt „Hvad behagas" („Was beliebt") ließ er 1781 erscheinen, von dem aber nur acht Nummern herauskamen. Dramatische Form gab er u. a. einem Divertissement, „Spiskvarteret" („Das Speisehaus"), das 1789 aufgeführt wurde, und einem großen Festspiel mit Gesängen „Bacchi Tempel, geöffnet bei eines Helden Tod", dessen Held der Korporal und Ordens-Hoboist Vater Movitz ist. Das Abschiedslied darin, das Bellman dieser seiner dichte-



Ritterschlag im Bacchus-Orden



Das vielbesungene Wirtshaus Gröna Lund (Grüner Hain)

rischen Lieblingsgestalt aus dem Männerkreise weiht, ist mit seiner Melodie ein Volksgesang geworden:

„Wer denkt nicht unsers Bruders gern,
Ist auch sein Schatten ewig fern?
Schwieg seines Waldhorns Klang auch gar,
Im Hain noch tönt es immerdar.
Vöglein mit leichten Schwingen
Wird leis sein Lied noch singen,
Und Jäger bei den Schlingen
Soll'n jubelnd Antwort bringen;
Wie unter Orpheus' Söhnen,
Die Bacchus' Gaben krönen,
Er ohnegleichen war."

Bei Bellman-Feiern wird gewöhnlich dies Lied als Fest-Hymnus auf den Dichter selbst gesungen.

Den Höhepunkt seines Schaffens bilden die beiden Liedersammlungen, die unter dem Titel „Fredmans Episteln" und „Fredmans Lieder" („Epistlar" und „Sångor") erst gegen Ende seines Lebens, 1790 und 91, erschienen. Diese sinnenfreudigen, den Wein und die Liebe feiernden Gesänge, die er zur Erheiterung der Gesellschaft schrieb, oft auch improvisierte, sind doch echt künstlerische Erzeugnisse nach Inhalt und Form. (Diese Form ist eine stets wechselnde und oft so künstlich und kompliziert, daß die Übersetzung außerordentliche Schwierigkeiten bietet.) Und sie sind auch ein Kulturbild, ein Spiegel der Zeit, dieses nordischen Rokoko mit seinem göttlichen Leichtsinn und der überschäumenden Lebensfreudigkeit, der graziösen Galanterie der oberen und der unkultivierten Genußsucht der unteren Kreise. Da stellt er sie leibhaftig vor uns hin, die aus Wahrheit und Dichtung gestalteten Typen seiner Umwelt.

An der Spitze Fredman, der Uhrmacher ohne Uhr, Werkstatt und Geschäft, hinter dessen Namen sich der Dichter selbst verbirgt, der Mittelpunkt des feucht-fröhlichen Kreises. Ihm zunächst steht Korporal Mollberg, der einmal Hausbesitzer und Fabrikant war, dann Reiter ohne Haus, Pferd und Schabracke und schließlich Tanzmeister und Musikus wurde. Martialisch tritt er uns entgegen als Kommandant bei einer Leichenparade:

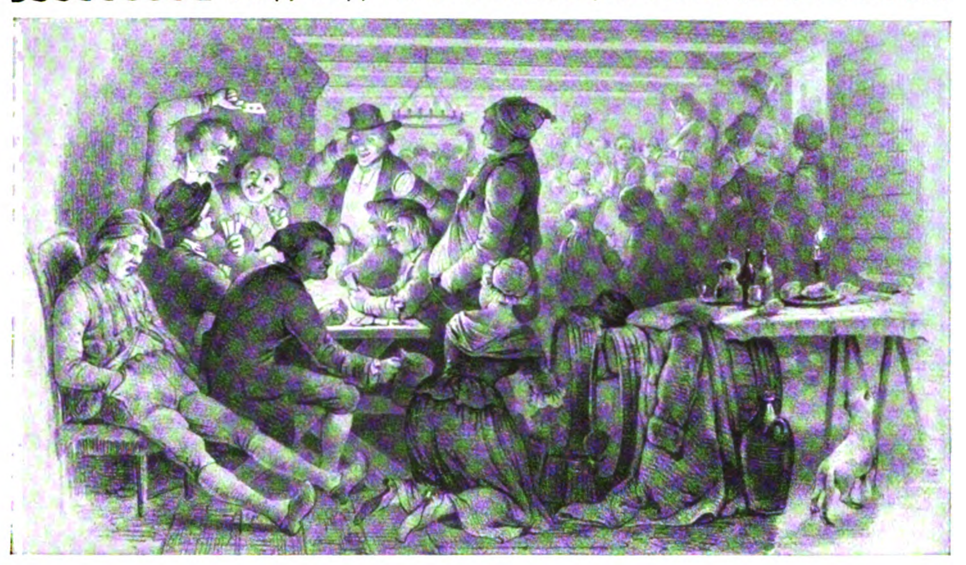
„Hat euch der Teufel?
Im Gliede bleibt, ihr Höllenbraten!
Achtung, und rechtsum, und schultert die Musket'!
Muskete hoch! macht fort, Soldaten!
Fertig zum Schusse! Gebt Feu'r!
Bei Fuß, Prolet!
Freund Romans Taten
Preist das Reich in Bacchi Hut —
Hurra, Kam'raden!
Die Wacht war gut."

Anders erscheint er in seiner zweiten Eigenschaft:

„Seht, Tanzmeister, Mollberg, Brüder!
In der Schenke schneidig
Schwänzelt er, ein Nimmermüder,
Mit der Geig' umher.
Wie verbeugt er sich geschmeidig!
Alle stehn und gaffen,
Niemals sah man größeren Affen
Fahren kreuz und quer!" usw.

Die realistische Schilderung dieser komischen Tanzszene und der zahlreichen Personen im gleichmäßigen Rhythmus durch sechs sechzehnzeilige Strophen ist ein Meisterstück lyrischer Kunst.

Weichen Gemüts, Musik auf verschiedenen Instrumenten und auch die Malkunst ausübend, immer unglücklich verliebt und von allen möglichen Schicksalsschlägen und



Stockholmer Gastwirtschaft

menschlichen Prügeln verfolgt, erscheint vor uns der schwindsüchtige Movitz, Artillerie-Konstabler, „bekannt durch sein Konzert auf drei Bottichen“.

„Movitz ganz alleine
Saß im Kruge sorgenschwer,
Zwischen seine Beine
Nahm die Harfe er;
Griff beim Lampenscheine
In die Saiten hin und her,
Singet, wie ich meine,
Eine Trauermär.
Harfe war umwunden schön
Ganz mit Myrten, Tausendschön;
Amor, grad' als ob er lebte,
Klebte
An dem Holz, schön anzusehn.“

Eine tragikomische Gestalt, an der der Dichter sichtlich mit besonderer Liebe hängt. In allen möglichen Situationen schildert er ihn, läßt ihn sogar gerade bei seinem Tode noch Vater eines Knaben werden, der Movitz' Unsterblichkeit bekunden soll.

Eine ganze Schar komischer Gesellen gruppiert sich um die drei Haupthelden: Vater Berg, Tapetenmaler und Stadtmusikus; Vater Bergström, ein herumziehender Musikus; Bruder Pehr, berühmt dafür, einen Rival umzutanzen; Norström, „hat keine Stimme, spielt kein Instrument“; ein deutscher Amtsgehilfe Zergen Puckel, Joachim Wetz, Umhertreiber und Hochzeitspoet, und andere mehr.

Man sieht, wie bei fast allen auf die musikalischen Eigenschaften besonderes Gewicht gelegt ist. Für die Begleitung der Lieder und Zwischenspiele sind zahlreiche Instrumente aufgeboten.

Unter den Frauen des Bacchus-Ordens ragt wie eine Königin stolz hervor Ulla Winblad, die Hohepriesterin des Tempels und trankspendende Nymphe bei den Gelagen. Sie wird geschildert als ein schönes Mädchen von feurigem Temperament mit braunen Augen und schwarzem Lockenhaar. Nach dem Tode ihrer Eltern war sie Kellnerin geworden. Für Bellman wurde sie die Muse, der die schönsten seiner Gesänge gewidmet sind.

„Um Ullas Scheitel, puderumglänzt,
Drei holde Grazien flogen,
Cythera sang, und Amor bekränzt
Der dunklen Locken Wogen.
Ein Zephir zum Spiegel schwebt
Hin mit der duftenden Lade,
Wohlgerüch' ein andrer webt
In Locken und Pomade,
Mit 'ner Zange im Kamin
Saß ein Cupido schmollend,
Ein andrer auf die Kohlen hin
Blies, Ullas Feinden grollend.
— — — — — — — — — — — —
Doch Natur, all deine Pracht,
Herzen zu Wollust und Wehe,
Schwindet, wenn die holde Nacht
Des schönen Aug's ich sehe“ usw.

Weiter noch geht die realistische Beschreibung ihrer körperlichen Schönheiten, der Einzelheiten ihrer Morgentoilette — aber dann kommt der Büttel, um die Holde ins Spinnhaus abzuführen. Doch tröstend schließt der Dichter ab:

„Zeit vergehet, Leid verwehet,
Glaub' mir, daß aus dem Verlies
Amors Schwingen bald dich bringen
In sein Paradies.“

Die herrlichen Naturschilderungen der schönen Umgebung Stockholms sind verknüpft mit den Fahrten Ullas im Mälar-See, nach dem Tiergarten, ihrem Aufenthalt im Fischerhause an einem Sommertage. Ein köstliches Idyll ist ihre Lustreise zur Ersten Schenke vor dem Tor:



Bellman im Atelier des Bildhauers Sergel

„Gleichwie eine Schäf'rin schlicht sich schmückt,
Am Bachquell zur Sommerszeit,
Auf blühender Flur zusammen sich pflückt
Ihr einfaches Festgeschmeid,
Und zwischen Klee und Flieder hinein
Nicht fügt der Perlen strahlenden Schein,
Wenn ihres Kranzes Blumenwahl
Sie windet in spielender Qual" usw.

Ulla blieb die Muse Bellmans, auch als sie sich mit dem Zollbeamten Norström verheiratet hatte. Nach dessen Tode zog sie wieder nach Stockholm und betrieb eine Schenke. Mit leiser Wehmut nimmt der alternde Dichter Abschied von seiner weiblichen Lieblingsgestalt, wenn er in einer der letzten und schönsten Episteln „Ruh' hier an dieser Quelle" singt:

„Hier in dem schönen Freien
Muß ich das Abschiedswort dir weihen:
Ulla, leb' wohl im Maien
Bei Klang und Sang im grünen Tal!
Fredman hat ausgelitten:
Hat ihm doch Klotho, taub den Bitten,
Schon einen Knopf geschnitten
Vom Rock, wie Charon ihr befahl!
Komm, Lust und Qual,
Daß Freias Kind im Reihen
Des Bacchus strahl' —
Hier in dem schönen Freien
War Ulla Braut zum letztenmal!"

Neben dieser Idealgestalt treten die Cajsa Lisas, Anna Stinas, Lottas, Hannas, Sophias und andere „Jungfern" aus den Wirtshäusern bescheiden zurück. Aber drastisch dargestellt sind die älteren Frauen wie Mutter Bergström, die von Movitz gemalt wird:

„Mit 'nem Mops im Arme.
Handmanschetten, Ringe, Ketten
Um den Hals, den dicken, fetten,
Weiß es Gott, das ist kein Spaß:
Weiße Haub' und rote Nas,
Schwarzgefärbte Brauen, prächtig anzuschauen...
Und der Kader liegt im Hader
Mit dem Busen, fest wie Quader,
Ihre Haare pomadieret;
Gott bewahre — so geschnüret,
Daß sie aussieht wie gehangen" usw.

Liebend und leidvoll gedenkt Fredman auch der verschiedenen Schenkwirtinnen, so an Frau Löfbergs Grab:

„Mit ihr die Lust und Freudigkeit wich;
Wer läßt zu trinken nun geben?
Durstig war sie, halb vertrocknet bin ich,
Bringt Wein her — die Tote soll leben."

Bewundernswert, wie bei der fortwährenden Wiederkehr der gleichen Gestalten und gleichen Situationen die Gesänge fast immer wieder Neues bieten; wie Bellman eine Elegie auf die Schlägerei zu Gröna Lund dichtet, das Kartenspiel in Klubben, die Feuersbrunst bei Movitzen beschreibt.

Aber des Dichters Phantasie verweilt keineswegs ausschließlich in dieser Wirtshausatmosphäre. Poetische Empfindung atmet sein Lied vom Haga-Park:

„Sieh, an Hagas trauter Stätte,
Zwischen Frost und erstem Flaum
Baut der Falter schon sein Bette
In der Blüten Frühlingstraum;
Selbst das Würmchen in dem Schlamme,
Das im warmen Schein erwacht,
Fühlt der Freude neue Flamme,
Von des Zephirs Hauch umfacht."

Und ein Abendlied beginnt:

„Tritt vor, du Gott der Nacht, und dämpf' der
Sonne Glühen,
In Wolken laß den Stern aus Abendrot er-
blühen,
Kühl' ab die laue Flut,
Des Auges Vorhang schließ, komm, lindre
Qual und Mühen
Und still' das heiße Blut.“

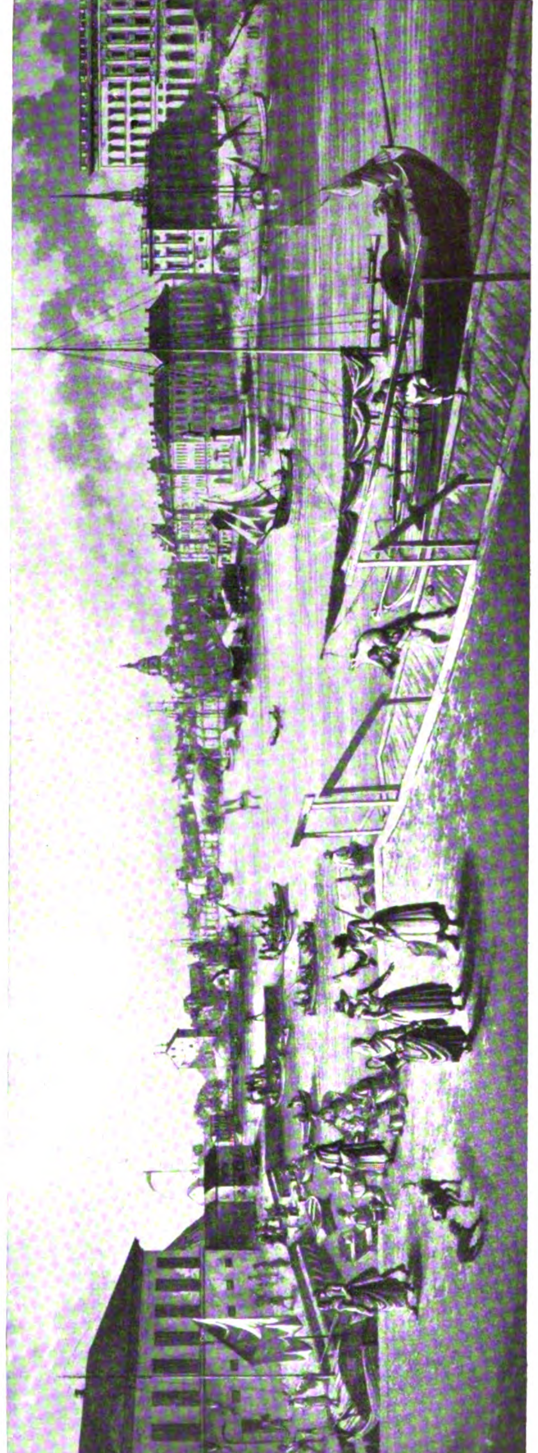
In fünfzehn Strophen wird der Nachtfriede der Menschen-, Gottes-, Tier- und Pflanzenwelt zu einer sinnig gewählten, ruhig sich bewegenden Melodie besungen. Das Ersterben des Tages, der Übergang in die mondbeglänzte Nacht hat kaum je poetischeren und zugleich so realistischen Ausdruck gefunden.

Wieder ganz andere Töne weiß Bellman anzuschlagen, wenn er satirisch die französelnden Vornehmen auf einem Balle schildert, wie die Herren in knarrenden Schuhen schnupfen und den Mund ziehen, steif den Hut unterm Arm haltend,

„Die Fräulein lispeln, lächeln,
Erröten, blinzeln, fächeln
— — — — — — — — —
Comment se trouve, ma belle?
Oh fort bien, ma sœur!“ usw.

Anders wieder, wenn er die Götter und Göttinnen des Olymp zum Frühstück einladet, und über ihr Ausbleiben sich damit tröstet, daß doch Bacchus und Cupido sich einstellen; oder wenn er in antikem Versmaß die Reise Gustavs III. nach Rußland (1777) besingt.

Es konnte nicht fehlen, daß dieser alles bezaubernde König, der selbst Dramen schrieb und aller Kunst mit Begeisterung sich hingab, auch unsern Dichter anziehen mußte. Schon nach dem Staatsstreich des Königs im August 1772, der die Vorrechte des Adels aufhob, hatte Bellman den Herrscher, „der nicht duldet, daß die Wagschale ungleich steht“, in einem volkstümlich gewordenen Gesange gepriesen. Seine wiederholten Gesuche um ein Privileg zur Herausgabe seiner Dichtungen wurden zwar abgewiesen, der König zog ihn aber in seine Nähe, zu seinen Festen und Abendgesellschaften, denen Bellman durch seine Gesänge einen heiteren Glanz gibt. Er erhält dann auch ein Amt bei der Staatslotterie, 1776 den Titel Hofsekretär und wird zwei Jahre darauf Aktuar bei des Königs Günstling Elis Schröderheim auf dem Reichstag. So in geordnete Verhältnisse gekommen, heiratete Bellman 1777 die zwanzigjährige Lovisa Fredrika Grönlund, der neben angenehmer Persönlichkeit ein fester Charakter und lebhafter, zur Satire neigender Geist nachgerühmt wird. Daß Bellman seine



Ansicht von Stockholm von Blasiiholmen aus gesehen. Lithographie von J. F. Martin

freie, ungebundene Lebensweise nicht völlig aufgab, nicht aufgeben konnte, lag in seiner Natur: er brauchte Gesellschaft und heitere Anregung für sein Dichten. Im Amt und am Schreibtisch mag er wohl ein anderer gewesen sein, und es ist sehr glaubhaft, daß seine Witwe, von der Königin nach ihren Erinnerungen befragt, erwiderte: „Ach, der Selige war recht langweilig zu Hause."

Dem König wurde Bellman um so wertvoller und vertrauter, als die politischen Verhältnisse zu einer Vereinsamung des



Stendecker, königlicher Hofpaukenschläger „Hoch die Schlägel und hau zu"



Ostermann
Stuhlmacher und fahrender Bacchusritter

Monarchen führten, der sich nach Schloß Haga zurückzog und die Festesfreude der ersten Jahre verstummen ließ. Er hatte schon 1780 ein Bildnis des Sängers anfertigen lassen, das sich im Schloß Gripsholm befindet, und half ihm bei erneuten Geldverlegenheiten großmütig aus der Not. Auch die Herausgabe der Episteln und Lieder durch den Komponisten Olof Ahlström wurde endlich ermöglicht. Um so härter wurde Bellman innerlich und äußerlich getroffen, als die Adelsverschwörung bei jenem Maskenball am 16. März 1792, den die Opern Aubers und Verdis zur Darstellung bringen, den Tod des Königs durch Ankarströms Kugel herbeiführte.

Gustavs Sohn, Gustav IV. Adolf, ließ den Dichter, der nach wie vor den Verstorbenen und seine Taten preisend besang, fallen und lieferte ihn damit den trübsten Nahrungssorgen aus. Eine Übersetzung von



Kämpendal
Herold im Bacchus-Ordenskapitel



Fredmans Begräbnis

Gellerts Fabeln erschien noch 1793, aber der Liedermund verstummte. Schon erkrankt, mußte er Schulden halber in Haft genommen werden, die er allerdings wenigstens in einem Zimmer des Schlosses abbüßen konnte. Dort beginnt er, seine Autobiographie zu schreiben, stolz-humoristisch „Königliches Schloß" an den Anfang setzend.



Enthüllung von Byströms Bellman-Denkmal im Tiergarten. 26. Juli 1829
König Karl XIV. Johann mit Stab erscheint auf dem Bilde

Ein Lied aus früheren Tagen wurde jetzt wieder aktuell:

> „Meine Gläub'ger, aus den Posen!
> Laufe sonst euch jetzt davon;
> Schwarze Röcke, schwarze Hosen,
> In den Fäusten 'ne Zitron'.
> Sollt' zur Grube mich geleiten,
> Schweigend tragen meine Bahr',
> Selbst die Kosten noch bestreiten,
> Weil es mir nicht möglich war.
> Ja, mein müder Körper sehnet
> Sich nach einem bessern Land,
> Auf dem Sargesdeckel dröhnet
> Jetzt die erste Schaufel Sand.
> Lebe wohl, du Licht und Leben,
> Hoffnung, Liebe, Mägdelein,
> Pflanzt auf meinem Grabe Reben
> Und begießet sie mit Wein."

Ein Bild traurigsten Verfalls lebte er noch bis zum 12. Februar 1795. Sein Biograph Atterbom gibt eine Beschreibung des Endes, die Heinrich Kruse unter dem Titel „Bellmans Tod" in Verse gebracht hat:

> „Lasset mich sterben, wie ich gelebt: in Musik!"
> Hoch schwingt er den schäumenden Becher,
> Leeret ihn aus, und es schallt von den bleichen
> Lippen ein herrlicher Hymnus empor
> Dann verstummt er auf ewig."

Aber sein Lied verklang nicht. Aus dem Bacchus-Orden war bereits eine Gesellschaft entstanden, die unter dem Namen „Par Bricole" (was etwa mit „Durch Zufall" zu übersetzen ist) die Geselligkeit, die schönen Künste, vor allem die Musik pflegt.

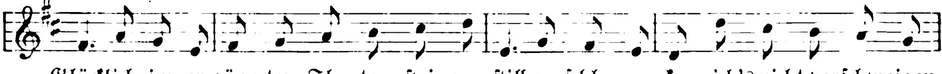
Aber auch äußere Erinnerungszeichen bewahren das Andenken an den Unsterblichen. In dem herrlichen wildromantischen Tiergartengebiet (Djurgarden) mit dem berühmten Naturpark Skansen, wo bei dem kleinen Wirtshaus Gröna Lund (Grüner Hain) der Festplatz der lustigen Fredman-Genossen lag und Bellman seine Lieder dichtete und sang, wurde am 26. Juli 1829 sein Denkmal von der Meisterhand Joh. Nik. Byströms feierlich in Gegenwart des Hofes, der Witwe und des Sohnes des Dichters und der ganzen Stockholmer Bevölkerung enthüllt. Es ist eine Kolossalbüste aus Bronze, den Namen Carl Michael Bellman am Sockel, darüber eine antike Lyra.

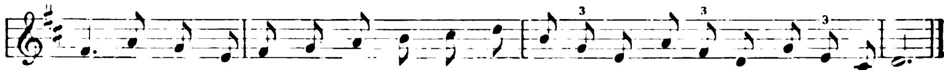
Bei der Fünfzigjahrfeier der schwedischen Akademie im Jahre 1836 verherrlichte Esaias Tegnér, der Frithjof-Dichter, Bellman in einem Festgesang mit schönen, echter Begeisterung entströmten Versen:

> „Gebt Raum! Gebt Raum! Der Weingott naht des Nordens!
> Gesang umspielet den geweihten Mund!
> Er kommt, der herrlichste des Dichterordens,
> Kommt schalkhaft dort in froher Nymphen Bund!
> Sein höchstes Glück liegt dennoch nicht im Weine,
> Nicht in Idyllen, wie er uns sie bot;
> Sein trunkner Blick sucht andre Freuden, reine;
> Der Schatten auf der Stirn (man sagt, er scheine
> Ein nord'scher Dichterzug) ist Schmerz in Rosenrot:
> Umrauscht das Denkmal lind, ihr Tierparks-Eichen,
> Des größten Dichters, den der Nord gesehn!
> Sein Lied, kein Land der Welt hat seinesgleichen,
> Und keine Zeit sieht je es untergehn!"

Bis heut ist der Bellmans-Tag ein in ganz Schweden alljährlich gefeierter Festtag geblieben, eine Ehrung, wie sie keinem andern Dichter zuteil geworden. Vor seinem Denkmal versammeln sich wie immer die Nachkommen des Bellmans-Ordens, die Par Bricolisten, singen im Chor die schönsten seiner Lieder; der Präsident hält eine Ansprache und gießt unter allgemeinen begeisterten Hochrufen eine Schale mit Champagner auf das Haupt des „Weingotts des Nordens" aus. Aber ganz Stockholm feiert ein Volksfest an diesem Tage und füllt in Nationaltrachten oder bunten Kostümen alle Gaststätten Hasselbackens. Im Tivoli werden „Bellmans-Bilder" gestellt und komische Wirtshaus-Szenen zu den Liedern gespielt und gesungen, wobei auch der Tanz natürlich nicht fehlt. Um das Zeitalter des Dichters ganz wieder aufleben zu lassen, erscheint Bellman leibhaftig im blumenbekränzten Wagen, die goldene Zither im Arm, ihm zur Seite Ulla Winblad. Movitz, Mollberg, Trundmann und andere Gestalten seiner Dichtung folgen, ein Bacchuswagen mit großem Faß, frohen Trinkern und jungen Schenkmädchen; auf Räderkarren die Wirtshausmutter, darunter „Mutter auf Tuppen", die mit einem grotesken Kavalier eine zierliche Gavotte tanzt. Bellman selbst singt seine Lieder zur Laute und schließlich fährt gar im prächtigen Galawagen König Gustav III. mit seiner Gemahlin vor; beide nehmen Platz, lassen sich ein Menuett vortanzen, hören Bellmans Gesänge, und die ganze Nacht hindurch erklingen Bellmans liebliche Weisen, bis endlich auch „Auf, Amaryllis" verhallt:

Steig in den Kahn mit Sang und Juchheien! Lieb', in uns zwei-en herr-sche du!
Mag sich auch här-men Ae-ol und lär-men: se-li-ges Schwärmen gibt mir Ruh'







Lesendes Kind. Gemälde von Prof. Ernst Würtenberger

Hinter dem Rücken

Novelle von Ludwig Fulda

An einem schönen, warmen Sonntag des Frühsommers saß nach dem Mittagessen eine kleine Gesellschaft im Studierzimmer des Professors Martius, des ausgezeichneten Archäologen der Landesuniversität, um den runden, mit Büchern, Bildermappen und Zeitschriften überladenen Tisch behaglich beisammen. Auf dem Sofa dahinter thronte die füllige Professorin mit Tante Emilie, ihrer dürren Schwester; auf den Stühlen gegenüber waren im Halbkreis der Hausherr und seine beiden nächsten Freunde, der Germanist Professor Leupold und der Historiker Professor Klingebeil postiert. Während diese drei gelehrten Häupter untereinander fachsimpelten, beteiligte sich die Mutter der Braut, die Gutsbesitzerswitwe Stock, auf einem eingeklemmten Sessel zwischen Sofa und Gestühl an dem hausfraulichen Dialog der Schwestern nur mit bescheidenen Randbemerkungen.

Das Brautpaar jedoch, dem zu Ehren soeben getafelt worden war, die blonde, bildhübsche Meta Stock und Werner, der Neffe des Hausherrn, trotz seiner Jugend schon wohlbestellter Bibliothekar, hatten sich abseits in der Fensternische niedergelassen, hielten sich an den Händen und küßten sich mit den Augen, da sie zu einem richtigen Kuß in Anwesenheit so vieler Respektspersonen den Mut nicht erschwangen. Ohne nach diesen hinzuhören, tuschelten sie miteinander in den verstohlenen Flüstertönen, den Verlobte kurz vor der Hochzeit auch dann bevorzugen, wenn sie keine Geheimnisse tauschen. Meta, die ihr bisheriges Leben in der ländlichen Stille des nahe gelegenen elterlichen Gutes verbracht, nur neuerdings regelmäßig die winterlichen Bälle des Musenstädtchens besucht und auf einem der letzten ihren Bräutigam kennengelernt hatte, empfand ebenso wie ihre Mutter noch immer eine heilige Scheu vor dem akademischen Kreis, in den sie durch ihn hineingeraten war, und ließ sich auch von seiner Neigung zur Ironie darin nicht beirren. Heute gar, da sie zum erstenmal im Hause seines Onkels zu Gast war, kam sie durch dessen Atmosphäre sich förmlich gehoben vor und versicherte ihm dankbar, es sei ihr, als ob sie hier Höhenluft atme.

Er sah sie mit zärtlicher Nachsicht an. „Du frommes Kindergemüt, was die Luft betrifft, die hat bei euch da draußen zehnmal soviel Ozon. Denn allerorten, wo das Menschengetier sich in Klumpen zusammenballt, da erzeugt diese Symbiose notwendig eine Menge Miasmen, von denen die moralischen mit die schädlichsten sind."

„Aber," protestierte sie, den Blondkopf schüttelnd, „das gilt doch nicht von Menschen, die ihr Leben der Wissenschaft gewidmet haben."

„Macht keinen Unterschied, Geliebtes. Die Menschen sind immer und überall einander gleich, einerlei, was sie gelernt haben und womit sie sich beschäftigen. Bildung erhöht die Einsicht, vertieft die Weltanschauung, läutert den Geschmack, veredelt die Umgangsformen; aber sie verbessert nicht den Charakter, weil der, wie Meister Schopenhauer mit gutem Grund behauptet, angeboren ist und unveränderlich. Du wirst es bald genug merken, wie sehr auch diese la ma mater, diese Pflanzstätte der Weisheit und Erkenntnis, von kleinlichen Intrigen und hämischen Klatschereien wimmelt."

„Nein, das glaub' ich nicht," gab sie ihm mit Entschiedenheit zurück. „Und du wirst mich schwerlich davon überzeugen können."

Werner lächelte überlegen. „So bewahre dir deine holden Illusionen, bis . . ." Er unterbrach sich, die Ohren spitzend. Mit einem bedeutsamen Seitenblick wies er nach dem runden Tisch. „Da hast du's ja schon. Gib mal acht."

Das Gespräch hatte dort in der Tat eine neue Wendung genommen. Während es bisher von der männlichen und weiblichen Gruppe gesondert geführt worden war, hatten sich beide mit einemmal zu einem gemeinsamen Thema vereinigt. Das Signal dazu hatte Tante Emilie gegeben, indem sie angeregt durch ihre Mitwirkung an dem Klageterzett der Damen über die Teuerung von Kleidern und Wäsche in einem Solo die Frau des berühmten Ordinarius für Philosophie eines Toilettenluxus beschuldigte, der in solcher Zeit unverantwortlich sei. Ihre Schwester stimmte ihr angelegentlich darin bei, daß dieses Weib ihren Mann systematisch ruiniere. Die drei Männer horchten auf, ließen ihre Spezialdebatte im Stich und bezeichneten den Gatten der Verschwenderin als die Quelle des Übels. Klingebeil nannte ihn einen Blinden; Leupold hieß ihn einen Schwächling, und Martius schloß ab: „Sie können ruhig sagen, ein ausgemachter Idiot."

Allgemeine Heiterkeit; allgemeine Ermunterung, die so wirksam angeschlagene Tonart fortzusetzen. Durch den Übergang

auf das persönliche Gebiet unverkennbar in erwünschtes Fahrwasser geraten, wurde die Unterhaltung lebhafter, flüssiger und fideler. Es schien, als hätten sich erst jetzt alle Schleusen geöffnet, um von unversiegbarem Stoff überzuströmen. Andre und immer wieder andre kamen vor die Schranken des Tribunals, wurden gewogen und zu leicht befunden. Die Universitätsprofessoren der vier Fakultäten, die ordentlichen und die außerordentlichen, nebst allem Weiblichen, was zu ihnen gehörte, sodann die Privatdozenten, die Beamten, die reichen Leute und wer irgend sonst noch in der kleinen Stadt eine gesellschaftliche Rolle spielte oder zu spielen beanspruchte, sie empfingen samt und sonders ihre strenge, schonungslose Zensur. Sogar die Außenseiterin Frau Stock legte mehr und mehr ihre weltfremde Zurückhaltung ab, taute zusehends auf, entfaltete eine überraschende Zungenfertigkeit und vervollständigte, so oft es über ein auch ihr bekanntes Individuum herging, die Akten aus dem Schatz ihrer Selbstbeobachtung durch belastende Details.

Das Paar in der Fensternische lauschte mit ungleichen Gefühlen. Während Meta verwundert, dann befremdet und schließlich verlegen die Augen niederschlug, malte sich in Werners Zügen unverhohlene Genugtuung. „Nun?“ fragte er sie zuletzt. „Wie gefällt dir dies Konzert?“

„Ich bin starr,“ murmelte sie, ohne aufzublicken. „Meine Mutter! So hab' ich sie noch niemals reden hören.“

„Kein Wunder, in eurer Isolierzelle! Doch beim ersten Kontakt erwischt es einen. Die böse Zunge ist ansteckender als die Pocken, um so mehr, als man gegen sie noch keine Schutzimpfung erfunden hat. Und wer entgeht ihrem Stich? Selten hat mein Freund Schopenhauer so sehr den Nagel auf den Kopf getroffen wie mit seinem klassischen Wort, es gebe keinen Menschen auf der Welt, der sich nicht krank ärgern würde, wenn er wüßte, was hinter seinem Rücken über ihn gesprochen wird.“

Meta ereiferte sich von neuem. „Ach, geh mir doch mit deinem grauslichen Schopenhauer! In was für Kreisen muß dieser alte Murrkopf verkehrt haben! So eine Übertreibung! Über wen wird denn hier schlecht gesprochen? Über gleichgültige Fernstehende. Zum Glück aber gibt es noch Menschen genug, die sich nahestehen und darum so etwas nicht zu befürchten haben, wenigstens nicht voneinander.“

„Ja,“ versetzte er, „wenn du das Fern- und Nahestehen im räumlichen Sinne meinst, dann stimmt es. Man spricht gut von den Anwesenden und schlecht von den Abwesenden. Das ist die Regel.“

Sie wollte was erwidern. Da trat Professor Klingebeil zu dem Brautpaar heran, um sich zu verabschieden. „Bis nachher,“ sagte er, seinen wallenden Patriarchenbart streichend. Es war nämlich schon bei Tisch verabredet worden, daß man am Nachmittag zum Kaffee in Tante Emiliens Garten kommen wolle, und er hatte sich jetzt erhoben mit der Bitte, ihn bis dahin zu beurlauben, weil er inzwischen noch zu arbeiten habe. Mit allseitigem herzlichen Händeschütteln wurde er entlassen.

Kaum war er aus der Tür, als Professor Leupold herausplatzte: „Klingebeil hat zu arbeiten! Wie finden Sie das, lieber Martius? Wo doch jedes Kind hier weiß, daß er faul ist wie die Sünde!“

„Köstlich, köstlich,“ lachte der Hausherr. „Schon beinah eine Legende, daß er früher einmal Bücher geschrieben hat.“

„Wider seinen Willen,“ krähte Leupold. „Auch die wären der Menschheit vorenthalten geblieben, hätte nicht seine Selige hinter ihm die Fuchtel geschwungen.“

„Mit der er jetzt einen wahren Kultus treibt,“ schaltete Frau Martius ein, „obwohl sie wie Hund und Katze miteinander lebten.“

Tante Emilie nickte strahlend Bestätigung: „Drei Häuser weit, bis in meine Stube hinein, war der Krakeel der beiden oft vernehmbar.“ Damit stand sie auf, indem sie betonte, daß sie im Gegensatz zu Klingebeil wirklich noch zu tun habe, um daheim ihre Kaffeegäste würdig zu empfangen; ach, sie freue sich so darauf. Und als ihr die andern beteuert hatten, wie sehr sie sich gleichfalls darauf freuten, ging sie.

A tempo setzte ihre Schwester schmunzelnd ein: „Sie will kontrollieren, ob das Mädchen nicht eine Bohne zu viel in die Mühle nimmt.“

„Wahrhaftig,“ rief Martius, „es hätte ihr nichts geschadet, wenn auch sie das Brautpaar zum Essen eingeladen hätte, statt die Sache mit einer Tasse Kaffee abzutun.“

„Du kennst doch ihren krankhaften Geiz.“

„Der ist stadtbekannt,“ sagte Leupold.

„Und noch über die Stadt hinaus,“ ergänzte Frau Stock mit Nachdruck. „Neulich gab sie für einen ganzen Tag bei mir auf dem Gut fünfzig Pfennig Trinkgeld.“

Leupold bedauerte, nun auch gehen zu müssen; er wolle noch einen Höflichkeitsbesuch erledigen. Der kleine, für einen Professor auffallend elegante Mann küßte der Hausfrau die Hand mit der Versicherung, es sei ein entzückender Mittag gewesen,

worauf sie antwortete, er selbst habe das meiste dazu beigetragen, und Martius den Arm um seine Schulter schlang: „Lieber Freund, bei uns sind Sie zu Hause. Nur Ihr Junggeselleneigensinn, daß Sie sich nicht ganz in Pension bei uns begeben."

„Höflichkeitsbesuch!" echote die Professorin, sobald er draußen war. „Natürlich geht er noch zu einer seiner Amouren."

„Kunststück!" sagte Martius mit verschmitztem Zwinkern. „Er muß sich eben dranhalten, wenn er bei allen herumkommen will."

Unempfänglich für den Witz schnitt seine Frau ein bitter ernstes Gesicht. „Es ist einfach ein Skandal, daß ein Lehrer der Jugend mit fast fünfzig Jahren sich noch immer ungeniert erlauben darf, einen derartigen Lebenswandel zu führen. Nicht einmal sein Haus hält er sauber; denn seine sogenannte Wirtschafterin . . ."

„Die noch dazu mordsgarstig ist, ein Beweis, wie wenig Geschmack er besitzt," fügte der Professor hinzu.

Das Dienstmädchen trat ein, um ihn ans Telephon zu rufen. Er folgte ihr und ließ die beiden Damen am runden Tisch allein.

Frau Stock war über den soeben enthüllten Abgrund sichtlich entsetzt. „Furchtbar!" stieß sie hervor. „Aber — verzeihen Sie mir die Frage — wie können Sie einen so sittenlosen Menschen empfangen?"

„Das sollten Sie lieber meinen Mann fragen. Er nennt ihn seinen besten Freund, läßt ihn nicht locker; und warum? Weil Leupold ihm schmeichelt, seine Schriften lobt, seine Aussprüche für Offenbarungen erklärt. Er ist ja von einer geradezu märchenhaften Eitelkeit, mein guter Martius. Beständig will er beweihräuchert werden, auch von mir. Es gehört eine unwahrscheinliche Portion Geduld dazu, seine Frau zu sein."

Der Professor kehrte zurück. „Ein Mißverständnis, Therese. Nicht ich wurde am Telephon verlangt, sondern du."

„So? Von wem denn?"

„Von Doktor Aumüller. Du hättest heute früh bei ihm angeklingelt, während er nicht da war."

„Ganz recht. Einen Augenblick." Und nun eilte die Professorin hinaus, ihren Mann der Brautmutter hinterlassend.

Mißmutig erläuterte er dieser: „Ein Quacksalber, den sie wegen ihrer eingebildeten Leiden konsultiert. Der wievielste, hab' ich nicht nachgezählt. Jeden Tag hat sie eine andere Krankheit, obwohl unser Hausarzt nicht das geringste finden kann. Such' ich sie damit zu beruhigen, dann reizt sie das nur zu Vorwürfen über meinen Mangel an Besorgnis. Es ist bald nicht mehr zum Aushalten."

Er verstummte, da die Professorin wieder hereinkam. Frau Stock aber meinte, es sei jetzt auch für sie an der Zeit, aufzubrechen, zumal die verehrten Gastgeber sich gewiß gern ein wenig ausruhen möchten. Trotz deren verbindlichem Einspruch empfahl sie sich dankend und wollte ihre Tochter mitnehmen. Doch die zeigte keine Lust, sich von ihrem Bräutigam zu trennen, und beide erbettelten von ihr die obrigkeitliche Bewilligung, noch einen kleinen Spaziergang miteinander machen zu dürfen, der im Garten von Tante Emilie enden sollte.

Unmittelbar nach dem Abgang von Frau Stock setzte sich die Professorin mit ihrem Mann in trautestem Ehefrieden auf das Sofa und sagte zu ihm, hinter ihr dreinschauend: „Die richtige Landpomeranze." Sie sagte es leise, hätte es aber wohl noch leiser gesagt, wenn sie hätte ahnen können, daß die Brautleute in der Nische wieder angespannt horchten. Daher konnten sie auch die gedämpfte Antwort des Professors verstehen: „Gut nur, daß sie nicht in der Stadt wohnt. Sonst könnten die Pflichten, die diese neue Verwandtschaft uns auferlegt, recht lästig werden."

*

Als wenige Minuten später auch Werner und Meta nach den üblichen gegenseitigen Abschiedsfloskeln das Lokal verlassen hatten, wollte er sie im Flur an sich ziehen und küssen. Aber sie wehrte ihn sänftlich ab. „Ach, laß doch, nicht jetzt."

„Mir scheint," scherzte er, „du nimmst es mir übel, daß du nun doch mit eigenen Ohren dich von meiner Menschenkenntnis hast überzeugen müssen, auch was die Nahestehenden betrifft."

Sie schwieg. Erst nachdem sie selbander den Fußweg hinterm Haus eingeschlagen, der in unmerklicher Steigung zwischen blühenden Gärten und Weinbergen hinanführte, machte sie sich Luft.

„Das ist ja haarsträubend! Ins Gesicht sind sie ein Herz und eine Seele, und sowie sich einer nur umwendet, kriegt er im Nu seinen Denkzettel. Aber wie dein Onkel und deine Tante zuletzt über meine Mutter gesprochen haben, das setzt allem die Krone auf. Noch heut werd' ich ihr das wiedersagen."

„Wiedersagen! Um Gottes willen, was fällt dir ein?"

„Oder wär' es nicht die größte Falschheit von mir, ihr zu verschweigen, mit

welchem Maß sie von deinen nächsten Angehörigen gemessen wird, die sie eingeladen und bewirtet haben, ohne daß sie sich dazu gedrängt hat? Soll sie vielleicht ahnungslos das Haus wieder betreten, wo man sie als lästigen Eindringling betrachtet?"

„Meta, Kind, Kindchen, so was sagt man nicht wieder, um keinen Preis. Das wäre ganz gegen den Comment. Noch mehr, das wäre der Anfang vom Ende der menschlichen Gemeinschaft. Denn darauf, daß man so was nicht wiedersagt, ist sie aufgebaut."

„Meinetwegen mag sie dann einstürzen," trumpfte sie leidenschaftlich auf. „Dann verdient sie es nicht besser."

„Aber so bedenk' doch nur, daß wir in drei Tagen Hochzeit haben. Soll sie eingeleitet werden mit einem Krach zwischen deiner Familie und meiner? Soll mein Vater, wenn er heut abend eintrifft, um an ihr teilzunehmen, einen Kriegsschauplatz vorfinden? Und würde eine solche Entzweiung oder auch nur dauernde Verstimmung nicht auch für uns, die wir als Mann und Frau zwischen den Feuerlinien ständen, die unangenehmsten Folgen haben!"

Meta senkte den Kopf und wurde nachdenklich. Das ermutigte ihn, mit vermehrtem Schwunge fortzufahren: „Ich will die Äußerungen von Onkel und Tante über deine Mutter nicht beschönigen. Aber haben sie nicht vor deiner Mutter, einer ihnen erst seit kurzem Bekannten, übereinander sich noch schroffer ausgelassen? Klang das nicht, als wollten sie demnächst auf Scheidung klagen? Und dabei haben sie sich im Grunde gern, können sich nicht entbehren und führen alles in allem eine recht passable Ehe. Mit jeder andern menschlichen Beziehung ist es dasselbe. Meine Tante liebt ihre Schwester, obwohl sie auf sie schimpft, sobald sie sie außer Hörweite weiß. Die alten Kollegen, die heut wie immer sich gegenseitig in absentia die stachligsten Bosheiten anhängten, sind dennoch tatsächlich die besten Freunde."

Sie seufzte. „Was ist das für eine Welt!"

„Die Welt, auf die wir angewiesen sind, und in die wir uns schicken müssen. Bei Licht besehen ist nämlich, wie die Menschen nun einmal sind, dies allgemeine Ausrichten eine sehr weise Einrichtung."

„Das ist doch nicht dein Ernst!"

Sie hatten die Anhöhe erreicht, die über Fluß und Tal die freieste Aussicht eröffnete. Zwischen waldigen Bergen eingebettet lag zu ihren Füßen die altersgraue Stadt so friedsam still, als wäre sie ausgestorben. Nur die schlanken Rauchsäulen, die da und dort aus den Schornsteinen der Giebelhäuser kerzengrad emporstiegen, zeugten von ihrer Bewohntheit.

Er deutete darauf hin. „Schau' den leicht entschwebenden Rauch. Könnten die Leute da drunten am heimischen Herd so bequem und gefahrlos ihr Süppchen kochen, wenn nicht dafür gesorgt wäre, daß die dabei sich entwickelnden giftigen Gase einen unschädlichen Ausweg finden? Müßten sie sonst nicht allesamt ersticken dran? Genau solch ein Abzugrohr ist für das Zusammenleben der Menschen die üble Nachrede. Sie bildet für die Giftstoffe, die jede Berührung zwischen ihnen, die innigste so gut wie die flüchtigste, mit Naturnotwendigkeit hervorbringt, den hygienischen Rauchfang, ohne den sie nicht eine Stunde im gleichen Raum atmen könnten. Nur dadurch, daß sie hinterm Rücken aufeinander loshacken, gewinnen sie die Möglichkeit, ins Gesicht lieblich und freundlich zu sein."

Er sah Meta erwartungsvoll an, um den Eindruck seiner wohlgesetzten Worte von ihren Augen abzulesen. Zu seinem Erstaunen entgegnete sie nichts, und während er, den Arm in den ihren gehängt, den nun wieder bergabführenden Pfad neben ihr herwandelte, blieb sie eine Weile in sich gekehrt und schweigsam. Sie waren schon bei den ersten Häusern der Stadt angelangt, da begann sie plötzlich: „Du bist ja so unendlich viel gescheiter als ich, Werner. Aber verzeih, ich habe bei allem, was du da exemplifiziert hast, nur einen Gedanken gehabt."

„Welchen?"

„Ob man auch über uns beide hinter unserem Rücken so häßlich redet."

„Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür."

„Wirklich, Werner, du glaubst?" fragte sie geängstigt. „Ich zerbreche mir schon die ganze Zeit den Kopf, was sie Nachteiliges von dir und mir sagen könnten."

„Sei doch froh, du Närrchen, daß du das nicht weißt. Ich jedenfalls kümmere mich den Teufel darum, und ein Zwischenträger würde sich keinen Dank bei mir holen. Das ist doch grade die segensreiche Übereinkunft der guten Gesellschaft, daß die Betroffenen fast niemals was davon erfahren."

★

Noch ehe das Brautpaar sich einfand, waren außer Frau Stock die Teilnehmer an der Mittagstafel in dem schönen, nur etwas verwilderten Garten von Tante Emilie schon um die dampfende Kaffeekanne versammelt. Man hätte sich bei der herrschenden Schwüle kein angenehmeres Plätzchen wünschen können als die dicht umsponnene Laube, in deren erquickendem

Schatten Martius und Frau mit Leupold und Klingebeil angeregt plauderten, während die Wirtin einschenkte und ihren dünnen, bleichsüchtigen Streuselkuchen herumgehen ließ. Ihre Schwester rühmte diesen, sowie auch die Vorzüglichkeit des Kaffees; die Herren machten den Damen, die Damen den Herren Komplimente; kurzum, das Ganze war eine Illustration zu dem herzigen Liede: „Wir sitzen so traulich beisammen und haben einander so lieb."

Als Werner und Meta den Garten betraten, schallte ihnen schon von fern das Stimmengeschwirr aus der Laube entgegen. Sie näherten sich ihr, ohne von den Insassen bemerkt werden zu können, und wollten sich zu ihnen begeben. Da hielt Meta vor einem Gebüsch, das noch dazwischen lag, ihren Bräutigam am Ärmel fest. „Horch, dein Name wurde eben genannt."

„Was liegt daran? Komm."

„Ich gäbe was drum, zu hören, was sie sagen über dich."

„Meinethalb, wenn es dir Spaß macht." Und sie blieben, gedeckt durch das Buschwerk, lauschend stehen.

„Um seinetwillen lad' ich zum Kaffee ein," erscholl das knarrende Organ der Tante. „Und wo bleibt er?"

Darauf der würdige Baß von Martius: „An Zucht und Ordnung wird sich mein Neffe Werner nie gewöhnen."

Und die detonierende Klarinette seiner Frau: „Sag' lieber gleich, dein Neffe Werner ist ein riesiger Egoist, der alles ihm erwiesene Gute wie selbstverständlich hinnimmt und für uns nie einen Finger rühren wird."

Jetzt der metallische Bariton Klingebeils: „Seit seiner Verlobung halt' ich ihn außerdem für halbwegs übergeschnappt. Zweimal hat er mir aus der Bibliothek die verkehrten Bücher geschickt."

Dann Leupold krächzend: „Verlobte sind doch allemal unzurechnungsfähig."

„Wäre nur diese langweilige Hochzeit schon vorüber," maulte die Professorin. „Das Getue der beiden wächst einem ja zum Hals heraus."

„Besonders weil dieses Gänschen sich so ziert," rasselte wieder die Tante. „Und dabei will ich beeidigen, sie hat es faustdick hinter den Ohren."

„Zum mindesten," bekräftigte Martius, „fehlt es ihr, so unbedeutend sie ist, nicht an Einbildung."

„Worauf begründet?" forschte Klingebeil.

Spöttisches Gelächter der Professorin. „Auf ihr Puppengesicht vermutlich und ihr blondes Gestrüpp."

„Dieses fade Strohblond hat mich nie gereizt," klang es blasiert aus Leupolds Kennermund.

Meta hatte auf ihrem Horchposten bis dahin sich krampfhaft zu beherrschen versucht. Nun aber fing sie heftig zu weinen an, so daß Werner alles aufbieten mußte, sie mit Liebkosungen und Schmeichelworten zu trösten. „Ich hätte dir gern diesen Rundfunk erspart, du armes Herzchen. Du hast es ja nicht anders gewollt. Aber kehr' dich nicht dran.

„Nein, nein," schluchzte sie, „ich trinke nicht mit denen Kaffee. Ich will fort — weit fort."

„Schön. Dann aber gleich bis auf eine wüste Insel. Denn in jedem kleinsten besiedelten Ort droht dir das nämliche. Sogar bei euch auf ländlicher Flur, falls du nachspürst, was Knechte und Mägde hinter dir her zischeln. Ist es da nicht klüger, du nimmst das Gewäsch von der humoristischen Seite?"

„Daß ich eingebildet bin? Daß ich es faustdick hinter den Ohren habe?"

„Aber Meta! Was sie von mir sagten, war doch auch nicht grade ehrenvoll, und ich pfeife drauf. Höchstens, daß ich ihnen gleiches mit gleichem vergelte. Das ist die alleinige Methode, mit ihnen auszukommen, sein Brot unter ihnen zu erwerben, Karriere zu machen. Willst du als meine künftige Frau mir dabei nicht behilflich sein?"

Mit solchen und ähnlichen Argumenten gelang es ihm, sie so weit zu besänftigen, daß sie ihr Tüchlein herausnahm und sich die Tränen trocknete.

„Also komm," mahnte er und wollte sie nach der Laube ziehen.

„So tun, als wüßt' ich von nichts? Mich verstellen? Heucheln? Das kann ich nicht, Werner."

„Auch nicht, wenn du dir vorhältst, daß es von ihnen selbst keinem besser ergeht? Liegt in diesem naturgesetzlichen Verhängnis, das niemand verschont, nicht eine ausgleichende Gerechtigkeit, die versöhnlich stimmt? Oder verlangst du, hierin die einzige Ausnahme auf Erden zu sein?"

„Die einzige?" fragte sie mit zurückgewonnener Fassung, in die sich auch sogleich die erneute Lust zum Widerspruch mischte.

„Jawohl, ich schlage dir eine Wette vor. Du sollst mich an der Nase zupfen dürfen, wenn du irgendwo und irgendwann von einem lebendigen Menschen in seiner Abwesenheit ausschließlich Gutes reden hörst."

Da mußte sie unwillkürlich lachen. „Ich nehme dich beim Wort."

„So komm jetzt."

„Dir zu lieb, Werner, so schwer es mir fällt."

Ein lautes Hallo begrüßte das junge Paar bei seinem Eintritt in die Laube. Man erschöpfte sich in Beteuerungen, wie sehnlich man sie erwartet habe, und überschüttete die Braut mit ausgesuchten Artigkeiten. Mit nicht geringerer Wärme empfing man ihre Mutter, als sie kurz danach erhitzt und pustend eintraf und für ihre Verspätung vielmals um Entschuldigung bat; sie habe sich verlaufen.

Die Unterhaltung war bald wieder in flottem Gang. Nur Meta blieb zurückhaltend und einsilbig, und als ihre Mutter sich nach dem Grund erkundigte, schützte sie Kopfschmerzen vor.

Rasch hatte man dem bewährten Lieblingskapitel sich zugewandt. Abermals wurden die teuren Mitmenschen nach Strich und Faden durchgehechelt, teils dieselben, denen man schon mittags am Zeuge geflickt, teils neue. Werner verbarg in den Blicken, die er Meta heimlich zuwarf, nicht den Triumph darüber, daß er um den Verlust seiner Wette nicht zu zittern brauchte.

Da erwähnte jemand den bis dahin noch nicht vorgekommenen Namen des Professors Benkart, und Klingebeil griff ihn geflissentlich auf: „Ich habe seine gesammelten kleineren Schriften gleich nach dem Erscheinen in einem Zuge gelesen. Was für ein Buch!"

„Ein Meisterwerk," unterstrich Leupold enthusiastisch. „Man könnte darüber streiten, ob unser Benkart größer ist als Forscher oder als Schriftsteller."

„Oder auch als Persönlichkeit," hob Martius hervor. „Vergessen Sie seine menschliche Größe nicht."

„So was von Bescheidenheit gibt es nicht wieder," flötete seine Frau gerührt.

„Und sein weiches Herz," rühmte die Tante, gen Himmel schauend. „Seine in aller Stille geübte Mildtätigkeit!"

Schon bei dem ersten dieser Lobsprüche hatten Metas Mienen sich freudig erhellt, und bei jedem nächsten ließen ihre herausfordernden Blicke ihren Bräutigam immer deutlicher merken, daß die Reihe des Triumphierens nun an ihr sei.

★

Die Stunde, in der Werner seinen Vater vom Bahnhof abholen mußte, rückte heran und setzte dem urgemütlichen Kränzchen ein baldiges Ziel. Nachdem man sich bei Tante Emilie für den bezaubernden Nachmittag von Herzen bedankt hatte, ging man auf verschiedenen Wegen auseinander. Nur Leupold bestand ritterlich darauf, Frau Stock nach der Pension, in der sie mit ihrer Tochter wohnte, zu begleiten, damit sie sich nicht nochmals verirre, und Werner schritt, da dieses Quartier in der Richtung des Bahnhofes gelegen war, mit Meta in einiger Entfernung hinter ihnen her.

Kaum befanden sie sich in schalldichtem Abstand von den andern, als sie ihn siegesbewußt überfiel: „Nun mußt du dich von mir an der Nase zupfen lassen."

„Weshalb?"

„Weil du die Wette verloren hast."

„So? Glaubst du?"

„Kläglich verloren. Es gibt einen Menschen, von dem in seiner Abwesenheit nur Gutes gesprochen wird. Und zwar einstimmig. Direkte Hymnen waren das doch."

„Du meinst Benkart."

„Ja. Deine Nase her."

„Nichts da, mein Kind. Die Wette bezog sich auf einen lebendigen Menschen. Benkart ist seit zehn Jahren tot."

„Was?!" stammelte sie zerschmettert.

„Finde dich drein. Du wirst sie nicht gewinnen, diese Wette; bis zum Jüngsten Tage nicht."

Ein Frösteln durchlief ihren Körper. Sie schmiegte sich dicht an ihn in bebender, hilfesuchender Bangigkeit. „Werner, lieber Werner, wem soll man denn da noch trauen auf der Welt?"

„In dieser Hinsicht niemandem."

„Aber wir zwei, Werner? — Auch wir nicht einander?" Da preßte er sie voll innigster Liebe an sein Herz. „Wir, Meta, wir sind nicht zwei, wir sind eins."

„Ich für meinen Teil," hauchte sie, ganz Hingebung, „ich schwöre dir bei Gott: nie, nie werd' ich hinter deinem Rücken etwas sagen, was du nicht mitanhören könntest."

In ungewohnt feierlichem Ton antwortete er ihr: „Ich schwöre dir das gleiche."

Mit einem langen, heißen Kuß trennten sie sich. —

„Bist du glücklich, mein Junge?" fragte eine Viertelstunde später der Ministerialdirektor Martius, sobald er den Zug verlassen hatte, seinen auf dem Bahnsteig ihn willkommen heißenden Sohn.

„Gewiß," erwiderte Werner. „Nur ist meine Braut von einer hochgradigen Primitivität. Es wird mich schwere Mühe kosten, ihr die elementarsten Begriffe beizubringen."

Und in derselben Minute sprach Meta in der Pension zu ihrer Mutter: „Werner hält sich für unfehlbar. Aber wenn er sich einredet, daß ich mich von ihm unterkriegen lasse, dann schneidet er sich."

Tempelteich in Nara. Von Walter Bloem

Dieser kryptomerienumstandene Teich
Ist Japans alten Stammesgöttern heilig.
Fern tobt Osakas Schaffenstag, raffenseilig,
Hier ist frommen Rastens unberührbares Reich.
Aus dem blanken Spiegelsee
Trinkt der zahme Hirsch, das vertrauende Reh,
Und in des Wassers herbstkühler Frische
Tummeln sich die heiligen Fische.

Liebste, du brauchst nicht weit zu laufen,
Um für die Lauernden Futter zu kaufen:
Dort in der Bude der Kimonomann
Hält Brot für sie feil, das sogar schwimmen kann.
Gut so! schon treibt, die Beflossten zu locken,
Auf dem Spiegel ein schneeweißer Brocken.
Da! nun tauchen empor die ersten spitzigen Lungerer —
Sie schnappen und beißen
Mit stahlscharfen Schnäuzchen, sie zerren und reißen,
Ewig freßbegierige Hungerer,
Winzige Fetzen aus der kreiselnden Beute —
Nun zählt sie nach Dutzenden schon, die gierige Meute!
Jetzt taucht aus der Tiefe schlammigem Moor
Der erste silberschuppige Karpfen hervor,
Der weiß schon derbere Bissen zu schnappen.
Schau! tief drunten, bedächtig und faul,
Treibt ein Goldfisch dahin, uralt,
Nun taucht er gelassen empor — öffnet ein gewaltiges Maul,
Aber zu spät — schon ja zerrissen die Behenderen den Happen.
Liebste, du zuckst ganz erschrocken! wirf einen neuen Brocken!
Da! nun kommt es blitzschnell geschossen:
Ein Silberfisch, in blinkenden Schuppen gleißend,
Ein Roter nun mit langhinschleppenden Schleierflossen.
Sie drängen sich, stoßen sich, raffend und reißend —
Geschnalz und Geschleck! Der zweite Brocken ist weg!

Und jetzt um den dritten welch ein Gerauf!
Geschlabber, Gesabber, Gequietsch und Geschnauf!
Sprühende Wellchen im Flossengeruder aufspritzen,
Verschlafene Glotzaugen gierig aufblitzen!

Aber den vierten packt mit Gewalt
Eines schlammentstiegenen Riesen bemooste Gestalt,
Schluckt ihn mit Geschmatz und Geschniefe
In eines unergründlichen Rachens Tiefe,
Taucht zurück zu Molch und Lurch,
Mit denen er drunten haust schon Jahrhunderte durch.

Und wir zwei, wir schauen in träumender Ruh'
Dem urweltmuntern Getümmel zu
Und können uns nicht trennen und füttern und lachen und bleiben
Und merken nicht, wie die sachte Stunde verrinnt —
Es ist ja auch ein gottwohlgefälliges Treiben,
Weil es lauter heilige Fische sind.

Die Liebe auf den ersten Blick

Von Prof. Dr. Wilhelm Gemünd

In der Literatur vieler Völker und Zeiten erzählt man von der „Liebe auf den ersten Blick“. Und doch werden viele und nicht einmal nur die skeptisch veranlagten Leser beim Lesen solcher Worte verwundert den Kopf schütteln. Soll denn wirklich das kurze Versenken zweier Augenpaare ineinander und die flüchtige Kenntnisnahme der gegenseitigen Gesichtszüge und Gestaltmerkmale ausreichende seelische Beeinflussungen in sich schließen, um nun plötzlich und unmittelbar die beiden Personen mit den stärksten Fäden der Sympathie, deren Menschen überhaupt fähig sind, aneinander zu fesseln? Die Größe und Gewalt solchen Erlebens scheint nicht im richtigen Verhältnis zur auslösenden Ursache zu stehen. Und eben deshalb werden viele geneigt sein, das Auftreten der Liebe in solchen Fällen für eine Sinnestäuschung und einen holden Selbstbetrug zu halten. Man könnte vermuten, daß auf der Basis eines geheimen und unbewußten oder sich selbst doch nicht zugestandenen erotischen Verlangens und oft unterstützt durch die Anregungen, die Wein, Tanz und heitere Geselligkeit gewähren, zunächst ein Zustand seelischer Erregung und gesteigerter Einbildungskraft entsteht; in diesem wird dann auf Grund des Dranges zur subjektiven Verwirklichung lustbetonter Vorstellungen Liebessehnsucht für Liebe, der erste flüchtige Liebesrausch für Wahrheit und restlose Erfüllung genommen. So wird das Wunsch- und Traumbild all des heißen Sehnens und Verlangens in Personen und Gesichtszüge hineingedichtet, die sich in Wirklichkeit weit von dem erträumten Ideal entfernen.

Es mag sein, daß sich plötzlich auftretende Liebesgefühle, namentlich in der frühen Jugend, nicht selten auf derartige Sinnestäuschungen gründen; aber einem solchen Wahn pflegt dann meist sehr bald das Erwachen zu folgen, so daß weiteres Unheil verhütet wird. In anderen Fällen hält der Rausch der Sinne länger vor und erweist sich erst als trügerisch, wenn das Band der Ehe, das dann sehr bald als drückende Fessel empfunden wird, die beiden Personen vereinigt hat. Aber von derartigen Irrungen des Liebesinstinktes, die letzten Endes stets als eine Flucht aus einer nüchternen, das erotische Verlangen nicht befriedigenden Wirklichkeit in eine illusionäre Traum- und Phantasiewelt aufzufassen sind und eben deshalb beim Erwachen oft zu den schwersten seelischen Konflikten und Schiffbrüchen des Ehelebens führen, soll hier nicht weiter die Rede sein. Glücklicherweise stehen diesen Irrungen und Entgleisungen des Liebeslebens andere Erscheinungsformen desselben gegenüber, in denen wir die Treffsicherheit geheimer und unbewußter ererbter Instinkt- und Gefühlsregungen nur staunend bewundern können. Zwei Personen verschiedenen Geschlechts treffen sich zum ersten Male in ihrem Leben, etwa auf der Straße oder in Gesellschaft. Die Blicke begegnen sich: ein Ausdruck staunender Überraschung, gepaart mit leichtem Erschrecken, malt sich in den Zügen; noch einmal senken sich die Blicke ineinander, überschaut jeder unbewußt prüfend und suchend die Gesichtszüge und die körperliche Gestaltung des anderen; dann senken sich die Lider, und der Vorhang fällt nach dem ersten Akt des Dramas, ohne daß andere in der Nähe befindliche Personen überhaupt etwas davon bemerkt hätten.

Aber das Feuer, das in den beiden Seelen einmal entzündet ist, brennt weiter und steigert sich mit der Zeit zu lodernder Glut. Auch nach der Trennung bleibt in beiden Personen ein rätselhaftes Gefühl der Zusammengehörigkeit und des Für-einander-Bestimmtseins zurück; manchmal ist ihnen, als hätten sie sich längst gekannt, aus den Blicken verloren und plötzlich unerwartet wiedergefunden. So führt sie eine geheime Sehnsucht bald wieder zusammen; die Gefühle der Sympathie steigern sich und erfüllen bald das ganze Denken. Ist es einmal soweit gekommen, dann können, wie Goethe den jungen Werther sagen läßt, „Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirtschaft treiben,“ die Liebenden wissen weder, „daß Tag noch daß Nacht ist, und die ganze Welt verliert sich um sie her“. Schließlich kommt es zur Erklärung mit berauschendem Glücksgefühl auf beiden Seiten, zur Verlobung und Verheiratung. Eine harmonische Ehe und gesunde Kinder, die in ihren körperlichen und geistigen Anlagen die besten Eigenschaften der Eltern in glücklicher Zusammenstimmung übernommen zu haben scheinen, bestätigen nicht selten, daß die Liebeswahl der beiden Personen von richtig führenden, weil arterhaltenden Trieben veranlaßt war.

Wie lassen sich solche Geschehnisse und Regungen des Seelenlebens deuten? Beruht auch das alles lediglich auf irregeführter seelischer Selbstbeeinflussung, die Erdichtetes und Erträumtes für Wahrheit nimmt und sich an den Strohhalm der „Fiktion“ klammert, wenn das Sehnen nach Liebe in anderer Weise nicht befriedigt werden kann? Sicherlich wird es jedem, der unbefangen an diese Fragen herantritt, schwer fallen zu glauben, daß so starken Trieben und Gefühlen, die alle Tiefen der Seele aufwühlen und leidenschaftlich nach Erfüllung verlangen, nicht ein tieferer Sinn

Morgendämmerung. Gemälde von M. Greiffenhagen

und eine arterhaltende Bedeutung zukommt. Gewiß stehen wir staunend vor einem Rätsel der Natur, einem ungeheuer fein und manchmal geradezu momentan arbeitenden Instinktmechanismus. Und gerade deshalb dürfen wir, auch wenn es nicht möglich wäre, das innerste, tief im Schoß des Unbewußten liegende Getriebe desselben aufzudecken, uns noch keineswegs für berechtigt halten, sein Vorhandensein und seine Wirksamkeit in Abrede zu stellen. Ich bin aber auch der Meinung, daß der derzeitige Stand unserer biologischen und psychologischen Kenntnisse ausreichend ist, um uns wenigstens Erklärungs- und Vorstellungsmöglichkeiten über das Wesen und die Arbeitsweise dieser Instinkt- und Triebregungen zu verschaffen.

Hier interessiert uns insbesondere die Frage, ob der Liebe neben ihrer persönlich beglückenden Wirksamkeit noch eine weitere im Interesse der Arterhaltung oder gar der Artveredelung gelegene Bedeutung zukommt. Des weiteren die Frage, warum denn das Auftreten eines solchen arterhaltenden Instinktes — diese Eigenschaft einmal als vorhanden angenommen — so starke Gefühle und Leidenschaften weckt. Zuvor müssen wir uns aber darüber verständigen, was wir im allgemeinen und erst recht in unserem besonderen Falle der „Liebe auf den ersten Blick“ unter „Liebe“ verstehen wollen. Nun scheint mir selbstverständlich, daß damit nicht eine rein sexuelle Zuneigung, etwa die Gefühle eines rein animalischen Triebmenschen gemeint sein können; dieser würde im krassesten Falle wahllos irgendein Individuum des anderen Geschlechts zwecks sexueller Befriedigung in seine Arme reißen. Auch eine solche „Liebe“ hat biologisch gewiß die Bedeutung, die Fortpflanzung überhaupt zu bewirken, aber im höheren Sinne aufgefaßt, ist sie biologisch blind. Sie strebt nur sexuelle Luftbefriedigung an; und keineswegs ruhen in ihr schon Garantien dafür, daß die Kinder, die einer solchen Vereinigung ihr Leben verdanken, artgemäß und ebendeshalb lebenswert seien. Dementsprechend haben solche Personen, die Liebe und Geschlechtstrieb oder gar Liebesleben und geschlechtliche Ausschweifungen gleichsetzen, vielfach auch eine Einstellung gegenüber dem anderen Geschlecht, die von rein sinnlichen und animalischen Triebregungen getragen ist. So sind denn auch ihr Begehren lediglich die oft ins Perverse getriebenen Raffinements des Geschlechtsaktes, nicht aber die eheliche Umarmung und seelische Vermählung, noch weniger das noch ungeborene Leben der Kinder.

Eine derartige rein sexuelle Liebe scheidet für unsere Betrachtungen völlig aus. Auf den untersten Stufen des Lebens, bei primitiveren Organismen, mag der Geschlechtstrieb allein vielleicht noch genügen, um die Erhaltung und Weiterführung der Art sicherzustellen. Hier, wo die Fruchtbarkeit noch ungeheuer ist, kann die Natur gleichsam aus dem vollen schöpfen und zahllose Individuen ins Leben rufen, von denen die mit untauglichen Erbanlagen bald wieder zugrunde gehen; es bleiben immer noch genug taugliche übrig. Aber bei den höheren und komplizierteren Formen des Lebens mit ihrer weit geringeren Fruchtbarkeit und ihrer Fülle von zum Teil auch abwegigen Variationsmöglichkeiten liegen die Verhältnisse ganz anders. Soll da der Geschlechtstrieb seine Aufgabe völlig erfüllen können, so bedarf er der Führung durch einen übergeordneten Instinkt. Dieser muß ihn befähigen, unter der großen Zahl von Personen des anderen Geschlechts diejenigen herauszufühlen, die sowohl im Interesse des persönlichen Glücksgefühls als der Arterhaltung, mit anderen Worten der Erbanlagen der Kinder, die geeigneten sind. Wir haben sicherlich Grund zu der Annahme, daß ein solcher Instinkt vorhanden ist; denn schon auf den höheren Stufen der Tierwelt und beim primitiven Menschen, erst recht aber beim modernen Geistesmenschen läßt sich feststellen, daß das geschlechtliche Begehren keineswegs blindlings, d. h. wahllos und in gleicher Stärke auf alle Personen des anderen Geschlechtes gerichtet ist, sondern von „höheren“ Instinktregungen gleichsam geleitet und kontrolliert wird. Diese treffen aus Gründen, die den beteiligten Personen zunächst meist völlig unbewußt sind, unter den Personen des anderen Geschlechts eine mehr oder weniger strenge Auswahl. Wir haben hier also Instinktmechanismen vor uns, die in ausgesprochenen Fällen zwei Menschen — und gerade nur diese beiden — mit unwiderstehlicher Gewalt zueinander führen. Dieser auswählende Instinkt ist das, was man gewöhnlich und im engeren Sinne als Liebe bezeichnet, zum mindesten als geistige oder höhere Liebe der niederen oder animalischen gegenüberstellen müßte.

Jeder, der sich über diese Verhältnisse ein einigermaßen unbefangenes und von sexuellen Zügellosigkeiten unbeeinflußtes Urteil bewahrt hat, weiß, daß diese auswählende Liebe im engeren Sinne zunächst und primär fast stets ohne geschlechtliches Begehren beginnt, wenn sie auch in ihren letzten und geheimsten Motiven selbstverständlich in der allgemeinen Anziehung, die die Geschlechter zusammenführt, begründet ist. Sie beruht vielmehr anfänglich auf geheimnisvollen und unbewußten seelischen Anziehungspunkten und Sympathien; zu diesen gesellt sich dann erst später und sekundär auch geschlechtliches und sich nunmehr mit der Zeit immer mehr steigerndes Verlangen. Die große Frage ist nun die, ob diese auswählende Liebe tatsächlich das Licht ist, das dem Menschen im Labyrinth seiner Beziehungen zum anderen Geschlecht voranleuchten und ihm den Weg zu einem persönlich befriedigenden Ziele weisen kann.

Stellt sie einen biologisch richtig geleiteten, also arterhaltenden Instinkt dar, oder ist sie lediglich ein Zufallsprodukt, eine neckische Laune der Natur und das Ergebnis irgendwelcher Einbildungen und Fiktionen? Wenn man manchmal beobachtet, daß die schon auf den ersten Blick entstandenen Sympathiegefühle zweier Personen sich nach und nach zu unwiderstehlichem Verlangen und extremer Glut steigern, dann schließlich in der vollkommensten seelischen und körperlichen Vereinigung und Umarmung ihre höchste Befriedigung und Krönung erfahren, dann erscheint es im ersten Augenblick allerdings überraschend und seltsam, daß mit einem so ausgesprochenen persönlichen Glücksgefühl nun auch noch ein höherer, im Interesse der Gattung und Arterhaltung gelegener Sinn verbunden sein soll. Fast zu reich scheint uns dann die Menschheit beschenkt und beglückt. Warum soll, ist man unwillkürlich geneigt zu fragen, eine derart brünstige Liebessympathie nun gerade solche Personen zusammenführen, deren Eigenschaften günstige Kombinationen für die Erbanlagen der Kinder verbürgen? Was hat das beides miteinander zu tun, und welcher Mittel könnte sich die Natur zur Anbahnung eines solchen Erfolges bedienen?

Diese Fragen führen uns dazu, uns über den Sinn der zweigeschlechtlichen Vermehrung, die ja allen höheren Organismen, so auch dem Menschen zu eigen ist, Rechenschaft zu geben. Ihre Bedeutung kann nur darin liegen, daß durch das Zusammentreffen zweier Erbanlagemassen, jedesmal zwischen den Generationsfolgen, immer wieder Gelegenheit zu Kompensationen und Ergänzungen gegeben ist, wenn etwa die eine oder die andere Anlage in Abartung oder gar schon Entartung begriffen ist. Trifft eine solche dann bei der Vereinigung der elterlichen Keimzellen mit einer entsprechenden normalen Anlage hochwertiger Vererbungspotenz oder besser noch einer entgegengesetzt gerichteten Anlage zusammen, so ist dadurch die Möglichkeit eines Ausgleiches und einer Zurückführung auf ein der Arterhaltung am meisten dienendes Mittelmaß gegeben. Auf diese Weise würde also eine erbliche Entlastung bewirkt. Nun führt aber der Geschlechtstrieb allein, d. h. ohne Leitung durch einen übergeordneten Instinkt, lediglich irgendwelche sich zufällig darbietende Personen zusammen. Es wäre schon ein außerordentlich glücklicher Zufall, wenn dabei solche Personen bei der Begattung und damit solche Erbanlagen bei der Zeugung zusammenträfen, die gerade die jeweils benötigten, weil sich gegenseitig ergänzenden Eigenschaften und Anlagen besäßen. Bei den unendlich komplizierten und fein differenzierten seelischen Strukturen moderner Geistesmenschen zum mindesten würde das als reines Zufallgeschehen so gut wie nie der Fall sein.

Es muß also ein besonderer Instinkt diejenigen Personen, welche Träger entsprechender kontrastierender Eigenschaften und Anlagen sind, auf Grund geheimer und ihrem Wesen und ihrer Entstehung noch fast immer unbewußter Sympathien zusammenführen. Und in der Tat kann man immer wieder die Beobachtung machen, daß gegensätzliche und sich in ihren Eigenschaften in vielem ergänzende Charaktere und Temperamente die stärkste Anziehungskraft aufeinander ausüben. „Les extrêmes se touchent", sagt der Franzose, und der Volksmund hat das physikalische Gesetz, daß gleichnamige Pole sich abstoßen, ungleichnamige Pole sich anziehen, von jeher auf das Liebesleben übertragen. Diese gegenseitige Anziehung entgegengesetzt gerichteter Charaktere und zugehöriger körperlicher Eigenschaften — zwischen beiden bestehen unverkennbare Zusammenhänge — muß man zunächst einfach feststellen und hinnehmen; es fällt der psychologischen Analyse aber auch nicht allzuschwer, wenigstens die Richtlinien einer derartigen gegenseitigen Anziehung aufzuklären. Jede über den Durchschnitt hinausgehende, nennen wir sie einmal anormale Eigenschaft ist geeignet, in ihrem Träger Unlustgefühle auszulösen, vor allem, wenn sie auch von ihm selbst als störend oder gar krankhaft empfunden wird. Feinfühlige Menschen leiden in solchen Fällen oft geradezu unter ihrem eigenen körperlichen und seelischen Verhalten. So ist es durchaus verständlich, daß sie diejenigen Eigenschaften, die ihnen bei sich selbst schon längst leid geworden sind, bei anderen, insbesondere auch dem künftigen Gatten, nicht nur nicht suchen, sondern geradezu verabscheuen. Und ebenso natürlich ist es, daß sie hier nun nicht das normale Mittelmaß anzieht, sondern daß das Pendel nun innerhalb gewisser Grenzen um ebensoviel nach der anderen Seite ausschlägt, daß sie also eher das ihren Eigenschaften entgegengesetzte Extrem bevorzugen. Es ist das gleichsam eine unbewußte seelische Sicherungsmaßnahme, die, um nun ja nicht auch hier wieder das zu finden, was bei sich selbst als quälend empfunden wird, über das eigentliche Ziel, den normalen oder Durchschnittswert, in dem in Liebe begehrten Menschen um ebensoviel nach der Gegenseite hinausgeht. Wie ja überhaupt die Neigung, aus einem Extrem in das andere zu fallen, eine weit verbreitete Eigenschaft ist.

Auf alledem beruht das Ergänzungs- und Kompensationsbedürfnis der Menschennatur; und man kann dieses einfache Gesetz in unzähligen Variationen im Liebesleben bestätigt finden. Fast immer sind es Gegensätzlichkeiten der Charakter- und Temperamentveranlagung, die sich bei wirklichen Neigungsheiraten feststellen lassen. Eine starke, selbstbewußte, selbstherrische Natur sucht ihre Ergänzung in einer schwächeren, anlehnungs- und führungsbedürftigen; und letztere umgekehrt sucht die Stütze, an die

sie sich anlehnen, und die starken Arme, bildlich und tatsächlich gesprochen, denen sie sich anvertrauen kann. Der erregbare, heftige, selbst streitbare Charakter sucht nicht den gleich veranlagten, mit dem es bald zu unlösbaren Dissonanzen käme, sondern den ruhigen, gleichmäßigen, versöhnlichen; und so ließen sich, würde man all die unendlich feinen Nüancierungen menschlicher Charaktere heranziehen, zahllose Gegensatzpaare von Eigenschaften aufstellen, die im Liebesleben die Fäden seelischer Sympathie von der einen zur anderen Seele hinüberschlingen. Je feiner differenziert und je einseitiger in manchem schon die beiderseitigen seelischen Veranlagungen ausgebildet sind, um so komplizierter wird sich auch das Getriebe der seelischen Anziehungsmomente gestalten; und in solchen Fällen wird es vielfach kaum möglich sein, all den unendlich feinen und unentwirrbaren Fäden nachzuspüren, die hier die gegenseitige Anziehung und das Glücksgefühl bei der seelischen Vereinigung bewirken. Aber schließlich handelt es sich doch immer wieder nur um das Zusammenwirken an sich einfacher Gesetzmäßigkeiten. Und wenn wir diese in ihren Grundzügen verstanden zu haben glauben, können wir entsprechende Erklärungsmöglichkeiten auch für die schwerstverständlichen Fälle voraussetzen. Der Reichtum der Natur beruht ja so oft lediglich auf dem komplizierten Ineinandergreifen relativ weniger und einfacher Gesetze. Beruht schon die wahllose Anziehung sexuell differenter Zellen auf den primitiven Stufen des Lebens auf der „Tendenz“, einen Ausgleich dieser Spannungen herbeizuführen, so macht sich das erst recht bemerkbar, wenn nun auf der höchsten Stufe des Lebens, dem menschlichen Geistesleben, auf Grund einseitiger und extremer Veranlagungen seelische Spannungen und entsprechende Unlustgefühle hervorgerufen werden. Auch hier resultiert daraus das Bestreben, durch seelische Vereinigung mit Trägern entgegengesetzt gerichteter Anlagen diese Spannungen zur Entladung und zum Ausgleich zu bringen. Das dürfte wohl der tiefste und geheimste Grund sein, der die entgegengesetzt veranlagten Liebenden zueinander hinführt.

Es ist selbstverständlich, daß das Zusammentreffen derartiger kontrastierender Eigenschaften, bzw. ihrer Anlagen, in der Erbmasse der Kinder immer wieder auf einen Ausgleich und eine Rückführung auf das Normalmaß hinarbeiten wird. So läßt es sich in ungezwungener Weise erklären, daß die Zusammenstimmung und gegenseitige Ergänzung der Eigenschaften, welche die Eltern bei Liebesehen zusammengeführt hat, zugleich auch die beste Konstellation für die Erbmasse der dieser Vereinigung entsprossenden Kinder ergibt.

Aus der hier vertretenen Auffassung über das Wesen der Liebe leiten sich allerlei Konsequenzen ab. Je ausgeglichener und „normaler“ die Eigenschaften eines Menschen gestaltet sind, um so weniger bedarf er einer Ergänzung und Kompensation durch entgegengesetzte Eigenschaften. Sein Liebessehnen wird demnach weniger bestimmt und auf einen weniger ausgesprochenen Typ des anderen Geschlechtes gerichtet sein, als das bei einem bereits ziemlich extrem und einseitig veranlagten Menschen der Fall ist. Bei letzterem würde nur die Vereinigung mit einem in jeder Beziehung entgegengesetzt veranlagten Individuum die persönlich beglückende und die Erbanlagen der Kinder durch Ausgleich verbessernde Wirkung ausüben können. Selbstverständlich kann ein solcher in manchem einseitig oder abnorm veranlagter Mensch nicht im einzelnen und auf Grund seiner Vernunft angeben, welch besonderer Art die benötigte Ergänzung und demnach die Eigenschaften des zu ihm passenden Liebespartners sein müssen. All das funktioniert, zunächst wenigstens und bei komplizierteren Differenzierungen des seelischen Lebens, völlig unbewußt. Mit je mehr Personen des anderen Geschlechts er aber zusammengekommen ist und eventuell auch schon gleichsam tastende und suchende Liebesbeziehungen angeknüpft hat, um so mehr fühlt er mit der Zeit heraus, welcher „Typ“ ihm liegt und zu welchem es ihn unbewußt am meisten hinzieht. Es ist einleuchtend, daß jedem Menschen ein ganz bestimmter Typ des anderen Geschlechts entsprechen würde, der alle die von ihm unbewußt erstrebten Ergänzungen und Kompensationen in seinen Eigenschaften in sich trägt. Je weniger ausgesprochene Eigenschaften er selbst besitzt, um so weniger ausgesprochen werden auch die des ihn ergänzenden Typs sein; und anderseits wird derselbe um so differenzierter gestaltet sein, je vielseitiger und komplizierter er selbst veranlagt ist.

Je mehr Vorversuche im Liebesleben jemand bereits gemacht hat und je bestimmter und ausgesprochener sein Ergänzungsbedürfnis ist, um so mehr wird er mit der Zeit eine zwar unklare und verschwommene, aber doch immerhin in großen Zügen zutreffende Vorstellung von der zu ihm passenden Person des andern Geschlechts in seinem Unterbewußtsein mit sich herumtragen. Das ist eben sein Typ, gleichsam sein Ideal, dem sein Sehnen und seine Tag- und Nachtträume gelten. Begegnet ihm dann irgendwann und irgendwo im Leben unerwartet eine Person, die dieses Ideal völlig oder doch nahezu verkörpert, dann bricht die „Liebe auf den ersten Blick“ mit elementarer Gewalt hervor und nimmt Besitz von ihm. Es verhält sich dann nicht nur bildlich, sondern auch tatsächlich so, daß alle die Reaktionsfähigkeiten, die als substantieller Niederschlag all der Liebeserfahrungen gleichveranlagter Vorfahren in der nervösen Substanz zurückgeblieben und in Gestalt entsprechender Keimzellen-Engramme den

späteren Generationen und auch ihm mit auf den Lebensweg gegeben wurden, durch den Anblick dieser Person zur Auslösung gelangen und in Aktion treten. Dadurch rufen sie dann das oft so ausgesprochene Gefühl des Zusammengehörens und Für-einander-Bestimmtseins hervor.

Und doch kann in solchen Fällen von einem bewußten Wiedererkennen, wie manchmal geäußert wird, nicht die Rede sein. Denn keine Brücke schlägt sich vom Bewußtsein der vorausgegangenen Generationen hinüber zu dem der nachfolgenden. Aber im Endeffekt ist die Wirkung doch nicht allzu verschieden davon. Wenn auch der Mensch, bzw. sein Verstand oder sein „Bewußtsein", nicht in der Lage ist, auf Grund der Liebeserfahrungen seiner gleichveranlagten Vorfahren den ihm entsprechenden Typ zu erkennen, gleichsam „wiederzuerkennen", so liegt doch etwas wie ein Erkennen, bzw. Wiedererkennen auf der Seite der kleinsten, den entsprechenden Reaktionen vorstehenden Strukturelemente seiner nervösen Substanz, die ja das physische Substrat des Bewußtseins darstellt. Denn all diese vererbten Dispositionen werden durch die primären und sekundären Geschlechtsmerkmale und die sonstigen Kennzeichen der dem betreffenden Typ angehörigen Personen und die von ihnen ausgehenden „Reize" genau in derselben Weise in Tätigkeit versetzt, wie das bei gleichanlagigen Vorfahren schon so oft der Fall gewesen ist. Und wenn das geschieht, dann treten in dem betreffenden Bewußtsein doch schließlich die gleichen Gefühle, Triebe und sehnsuchtsvollen Wünsche auf, wie bei jenen.

Mit dem Geschlechtstrieb werden also auch die seelischen Voraussetzungen für die Auswahl der Liebe vererbt. Die plötzliche Aktivierung dieser ererbten Dispositionen beim Anblick einer Person des betreffenden Typs läßt sich etwa mit dem Bewußtseinsphänomen vergleichen, das bei der Lösung eines Rätsels oder einer Aufgabe eintritt, nach der man lange gesucht hat und die einem dann plötzlich „einfällt". Auch dann erkennt man mit einem gewissen Gefühl der Entspannung, aber auch der Befreiung und Befriedigung, daß das die richtige und längst gesuchte Lösung ist, ohne daß man sie vorher gekannt hat.

Auf diese Weise erklärt sich also die „Liebe auf den ersten Blick". Und es ist einleuchtend, daß es für jeden Menschen, insbesondere, wenn er eine komplizierte seelische Struktur besitzt, nur einen ganz bestimmten Typ des anderen Geschlechts, streng genommen nur eine ganz bestimmte Person desselben geben kann, die ihn in all seinen Anlagen völlig ergänzen und kompensieren würde. Das wäre für ihn dann das Ideal, in dem er die restlose Befriedigung all seiner erotischen Wünsche und Triebe fände. Je mehr er aber selbst in allen möglichen Beziehungen von der Norm abweicht, um so unwahrscheinlicher wird es, daß der ihn völlig ergänzende Typ überhaupt vorhanden ist, und wenn er es wäre, daß er ihm jemals im Leben begegnet. Eben deshalb werden ganz komplizierte Naturen nie eine völlige Ergänzung finden können, sondern sich auch im günstigsten Falle mit einem mehr oder weniger kümmerlichen Ersatz begnügen müssen. Dann kommt es bei ihnen auf Grund der Besonderheiten ihres Seelenlebens und ihrer oft psychopathischen Veranlagung leicht zu allerlei Komplikationen des Liebeslebens. An sich besteht bei solchen Personen schon die Neigung, sich aus dem wirklichen Leben, das sie abstößt und ihnen wehe tut, in ihre eigene Seele einzuspinnen und in eine wirklichkeitsfremde Traum- und Idealwelt zu flüchten. Damit steigert sich dann bei ihnen auch die Tendenz, die normalerweise schon bei den meisten Menschen vorhanden ist, die geliebte Person mit allen möglichen imaginären Werten zu umkleiden und zu idealisieren, ins Maßlose. Auch ihnen mag eine dunkle Vorstellung von dem Typ vorschweben, der für sie der passende und all ihr Liebessehnen befriedigende wäre. Aber je weniger es dank ihrer extremen Veranlagung einen solchen sie restlos ergänzenden Persönlichkeitstyp geben kann, um so leichter werden sie in ihrem Suchen und Sehnen nach diesem Ideal das Opfer ihrer die Wirklichkeit nach ihren Wünschen umdichtenden Einbildungskraft. Irgendeine an sich durchaus ungeeignete, sie aber vielleicht doch in der einen oder anderen Beziehung fesselnde Person wird in ihrer Phantasie mit all den Vorzügen und Reizen ausgestattet, die sie sich erträumt haben, und dieses Phantasieprodukt dann für Wirklichkeit genommen und mit glühender Leidenschaft geliebt. Dann folgt über kurz oder lang das Erwachen, die Enttäuschung und die Erkenntnis, daß zwischen dem illusionären Traumbild und der realen Person ein unüberbrückbarer Abgrund klafft; das gibt dieser Liebe dann den Todesstoß, und die trostlose, selbstquälerische Jagd nach dem erträumten und doch nie erreichbaren Ideal geht weiter. Aber derartige Anomalien, die offenbar die Grenze dessen, was die Natur auf diesem Gebiete zu leisten vermag, überschreiten, beweisen nichts gegen die Bedeutung der Liebe an sich. Und ebensowenig vermögen sie die Tatsache zu entkräften, daß jedesmal dann, wenn sich im Leben zwei Menschen gegenübertreten, die sich restlos ergänzen würden, ein geheimer seelischer Rapport unwiderstehliche Sympathiegefühle zwischen ihnen auslöst, die sich unter Umständen zur „Liebe auf den ersten Blick" steigern können.

Conrad Ansorge

Das kompositorische Werk Conrad Ansorges ist heute nur wenig gewürdigt; aber seine Wichtigkeit ist mehr als bloß geschichtliches Ereignis. Immer ist diese Kunst abseitig und einsam gewesen, ist mit bewußter Scheu allem Allgemeinen, Ungefähren ausgewichen. Das Entscheidende bleibt die wahrhaft aristokratische Würde eines Mannes, der trotz seines pianistischen Wirkens in breiter Öffentlichkeit sich selbst und seine seelische Klarheit treu behütet hat.

Man kennt ihn weithin als den Übermittler im Konzertsaale, wenn er bei Beethoven, Chopin, Schubert oder Liszt sich wie in einem Tempel zum Gebet sammelte, nur Diener und Priester. Er hat niemals die Geläufigkeit nach Erfolgen gesucht, und immer hüllte er sich lieber in eine abwehrende Herbheit, nur um alles zu vermeiden, was als Zugeständnis an das „Publikum" gedeutet werden könnte. Immer galt ihm Beethoven als der Unerschöpfliche, Ungemäße. Dann war ein Ringen mit den Tasten, ein sinnendes Verlangen, ein innerstes Wachstum. Gerade die allzu häufig mißhandelten letzten Sonaten erblühten zu unerwarteter Fülle und Läuterung. Hier ist das Menschliche, hier ist der Herzschlag unbändiger Sehnsucht. Und man fühlt es, daß Ansorges Wiedergabe eine Neuschöpfung bedeutet, daß er Eigenstes zu künden hat: Erlebtes, Erlittenes, Errungenes. Die Trillerketten (etwa in der Sonate Opus 111) glänzen als eine Verheißung des Ewigen. Und es bleibt unvergessen, wie in der Sonate Opus 109 über das flimmernde Wogen die Variationen zur Seligkeit des milden Themas zurückkehren. In solchen Augenblicken lösen sich die irdischen Beziehungen, und das Beste, Glücklichste des Künstlers gelingt: über sich selbst hinauszuführen ins Ungemeine, Bleibende, ins Überseiende, von dem die Mystiker geraunt haben. Und welch edles Pathos rauscht durch die Eroika-Variationen, durch das Es-Dur-Konzert!

Aber er weilt auch mit besonderer Liebe bei Chopin, diesem vornehmen Psychologen und Perlenfischer. Und man erfährt durch Ansorge, daß all die unbedachten, beliebten Urteile über den „kranken Salonkomponisten" Irrtum sind und schmerzlicher Wahn. Die nächtliche Heimlichkeit der Berceuse, die herbstliche Elegie des Fis-Moll-Nocturnos aus Opus 48, — sie bezeugen unmittelbarste Ergriffenheit. Die wechselvollen Sonaten, die Impromptus, die Balladen — sie alle wachsen unter den Händen dieses Berufenen zu schwellender Fülle und lindester Segnung. — Und immer wieder: der da oben so ruhig hingebeugt in die Tasten greift, ist voll einer Sammlung, die nur einer gemeisterten Leidenschaft möglich wurde. — Und dann Schubert. Man hat das Sommerglück der letzten Sonate in B-Dur niemals so rein empfunden, als wenn Ansorge sie aufblühen ließ und klar wie Morgentau vorüberführte. Wie Heimweh rührte es die Seele, wenn der Trostgesang des lang-



Conrad Ansorge. Radierung von Prof. Emil Orlik

Traumbilder aus Op. 27
Nr. 1

Conrad Ansorge




Nr. 2
Moderato-Allegro
p
p
cresc. molto
f
più cresc.
p subito
p
ruhiger
pp

samen Mittelsatzes der Wanderer-Phantasie voll unerschöpflicher Gläubigkeit gleichsam sich selbst offenbarte. Dann wußte man: hier ist Absolutes gesagt; was der Komponist vom Diesseits gelöst, um es ganz ins Wesentliche einzunehmen, das ist durch das Medium des Pianisten seines letzten Wertes nicht verlustig geworden.

Dem Komponisten Ansorge ist es vergönnt, die äußersten Möglichkeiten der Darstellung zu ereichen, eine Hingabe, die alle Worte arm und hinfällig macht! „Weidenwald", „Waller im Schnee" und vor allem „Letzte Bitte" rühren an das Unaussprechliche, Eine. Die verlorene Stille der „Stimme des Abends", die abgründige Tiefe des Lebensliedes „Schlafend trägt man mich", die lastende Schwermut des „Schneefalls" spenden transzendente Wirklichkeiten. Nie wieder ist dergleichen geschaffen worden! Daneben breiten sich die Melodien auch in freudigem Bogen, so daß man sich recht „auszusingen" vermag („Waldseligkeit", „Auf See", „Sieh, wie hell der Himmel quillt"), und Goethes „Urworte" und „Künstlers Abendlied" sind von drängendem Ausdruck randvoll gespannt und erschließen des Künstlers reiches ethisches Wollen und Ringen. Sonne im Mittag; kürzeste Schatten. Oder auch die schmerzliche Verzückung der „Vigilien", die flehende Erfüllung des „Acherontischen Fröstelns", das besänftigende Vergrollen der „Sommernacht".

Die „T r a u m b i l d e r" werden unter den Klavierwerken am leichtesten zugänglich sein; herb oder licht, erregt oder mild, sind sie zugleich der Ausdruck eines unbeirrten künstlerischen Wollens, fern alles sorglosen Zugeständnisses. Ein heroisch trotziges Valse-Impromptu bereitet auf die Ballade vor, ein erglühendes Werk voll rollender Leidenschaft, durchsponnen von der innigen Tröstung eines hellen E-Dur-Mittelteiles. Von den drei Klaviersonaten ist die erste streng, sicher und kühn, marmorleuchtend. Das Adagio voll gesammelter Festlichkeit, der Schlußsatz ein mutiges Fugato. Würde und Entscheidung schon in diesem Opus 1. Die zweite Sonate, die technisch trotzigste, von aufbegehrendem Lebensdrange schicksalhaft durchblitzt, von Aufschreien überflammt. Aber der langsame Teil wiederum das Gebet um Gewißheit und Linderung, und der Ausklang des Werkes ein ermattetes Flügelschlagen. Anders die dritte Sonate. Frühling, weißes Mondlicht, Werdelust und Keimen. Wie flockige Wolken schweben die Themen vorüber. Ein Idyll, ein halkyonisches Genießen. — Und dann eine Cello-Sonate. Namentlich der erste Satz hat überragende Bedeutung, während der getragene Teil wiederum gleich einer sammetdunklen Blüte sich erschließt.

Wenn irgendein Zeichen den Niederbruch der Musikkultur zu bestätigen imstande ist, dann sicherlich das Hinwelken der Kammermusik, dieser Kunst unbedingter Ehrlichkeit und unverdorbenen Geistes. Ansorge aber weiß noch um die verschwiegenen Reize, die tiefen Wonnen dieser wundervollen Gestaltungsmöglichkeiten. Er hat zwei Streichquartette veröffentlicht (ein Streichsextett ist leider bis heute noch Handschrift geblieben). Das erste: Leid und Frage, verhangener Himmel. Zwar auch hier ein Adagio, das wiederum bezeugt, wie Ansorge gerade in den langsamen Sätzen sich selber offenbart, aber voll Mitternacht; und auch der fugierte Ausklang des Werkes wehrt aller getrosten Beständigkeit. Aber das zweite Quartett, welchem das Lied „Auf See" zugrunde liegt, ist dem Frühling hold, und das süße Pastorale des Allegrettos läuft wie über grüne Wiesen im Morgentau; nur der Schlußteil pocht mit der bestimmten Mahnung: bereit sein ist alles. Aber wo sind nun jene Quartettvereinigungen, die solchen Schöpfungen eine Heimstätte bieten, die sich ihrer Aufgabe besinnen, zu Unrecht Vernachlässigtes kundzutun? . . .

Zwei umfängliche Schöpfungen liegen noch ungedruckt. Das Klavierkonzert, zuerst unter Hauseggers Leitung in München erklungen, wird vielleicht die Bedeutung des Komponisten auch den Verstocktesten nicht mehr verhehlen. Besonders das tiefe, verklärte Adagio hat bewundernde Zustimmung errungen; und die beiden Ecksätze wiederum verraten sprühende Keckheit und festlich strömende Bejahung.

Als Bekenntnis und Testament ward das Requiem für Männerchor und Orchester geschaffen, eingeleitet durch den indischen Spruch: „Wer jenes Höchste, wer jenes Tiefste schaut, dem spalten sich des Herzens Knoten, dem lösen alle Zweifel sich." Die Welt mit Lärm und Krampf liegt in Tiefe und Weite. Wie vollkommen und inbrünstig fleht das schwebende Thema! Und das Nachspiel öffnet den Blick in wolkenlose Überzeugung. „Uns ward erst die Liebe Leben", wird nach dem „Gesang der Toten" von Novalis gesungen und gebetet. Und man weiß und ist überzeugt, nicht nur einem Künstler, sondern auch einem „Menschen" begegnet zu sein! **Wilhelm Beyer.**



Die Blume in der Kunst

von
Dr. G. F. Hartlaub
Direktor der Mannheimer Kunsthalle

Biedermeier-Kränzchen von 1820 — Unbekannter Maler

Die Blume, schon an sich ein hohes Kunstwerk der Natur, ist wie wenig Dinge der Schöpfung dazu geeignet, der bildenden Kunst des Menschen ein Vorbild und Urbild zu sein. Die Vollkommenheit der Blüten, der unerschöpfliche Formenreichtum im Aufbau der Pflanzen haben seit der Kindheit der Völker die Phantasie befruchtet und die schöpferischen Ausdruckskräfte des gestaltenden Menschen angeregt.

Diese ununterbrochene Verwendung der Blume steht gar häufig in Verbindung mit einem regelrechten allgemeinen Blumenkultus von beinahe religiöser Färbung. Ist doch die Blume höchst sinnvoll von jeher als Symbol der Unschuld überhaupt empfunden worden, ganz im Gegensatz zum Tierreich mit seiner Triebhaftigkeit, das nicht selten als Gleichnis menschlicher Leidenschaften und Begierden verwertet wurde. Einem eigentlichen Blumenkultus begegnen wir noch heute in den Sitten mancher Naturvölker und im Orient überhaupt. Man denke nur an die mit zeremoniellen Bräuchen eng verknüpfte Blumenliebe und -pflege der Japaner, die dem Europäer in ihrer zarten Sinnbildlichkeit und ihren bis in kleinste Einzelheiten vorgeschriebenen Ausdrucksmitteln unzugänglich bleibt. Wir wissen auch, welchen Luxus die Araber in ihren Gärten und Palästen mit Blumen trieben, welche Rolle die Rosen, Lilien und Tulipane in der Dichtung der Minnesänger des Ostens und Westens und in späteren religiösen Liedern spielten, wie innig die Dichter einer sentimental-romantischen Zeit die Blume besungen haben.

Aus einem Blumenbuch des 18. Jahrhunderts

Die lebende Blume, als Schmuck in künstlerischen Zusammen-



Cereus Peruvianus. Kaktus aus dem Blumenbuch der Markgräfin Sibylla Augusta von Baden um 1730

berühren wir das vielseitige Gebiet der Blumenbindekunst. Wenn wir auch die liebevolle Andacht der Japaner, mit der sie einzelne Zweige und Blüten in edle Bronzegefäße und zierlich geflochtene Körbe fügen, nie erreichen werden, — diese Kunst, von der Lafcadio Hearn in seinen zärtlichen Schilderungen japanischer Gärten und Blumen sagt, daß ein europäischer Strauß neben ihr als „roher Blumenmord" erscheint —, so ist doch gerade in Deutschland durch den Einfluß Alfred Lichtwarks in den letzten zwanzig Jahren der Verwendung der Blume im häuslichen Leben größte Aufmerksamkeit geschenkt worden. Man denke an die Bestrebungen einer Franziska Bruck, die wohl zuerst bei uns verstanden hat, Blumen, Beeren und Zweige in neuer, vom Hergebrachten abweichender Art, in ausgewählten Gefäßen zu ordnen. Lichtwark hatte gewiß manche Anregung aus England empfangen, dessen gepflegter Blumenliebhaberei die Einbeziehung der Blume in den Kreislauf häuslichen Daseins schon lange unentbehrlich war. Bekanntlich warb der große hamburgische Kunst-

hang mit der Ausstattung und dem Luxus menschlichen Daseins gebracht, wird gewissermaßen schon selbst Element der bildenden Kunst. Da sie — als Material — überall dem Menschen leicht erreichbar ist, und in so hohem Maße seinem ursprünglichen Bedürfnis nach Farbe, Form und nach Symmetrie in den wunderbaren Einzelheiten ihres Aufbaues entgegenkommt, ist es begreiflich, daß sie bei den verschiedenartigsten Anlässen verwendet wird: das Kleid zu beleben, das Haar zu zieren, die Tafel zu schmücken, — als Kranz für heitere Feste und ernsten Totendienst. Immer handelt es sich in solchen Fällen um eine überlegte Auswahl bestimmter Blumenarten, die nach Form und Farbe durch das künstlerische Taktgefühl des Menschen zusammengefügt und mit einer Folie aus dem Gebiet der angewandten Kunst in Verbindung gebracht werden. Nach diesem Grundsatz sind z. B. auch sogenannte „Farbengärtchen", Gruppen verschiedenfarbiger Blumensorten wie ein farbiger Teppich komponiert. Hier



Blaue Iris. Blumenstudie von Marie Sibylla Merian (1647—1717)



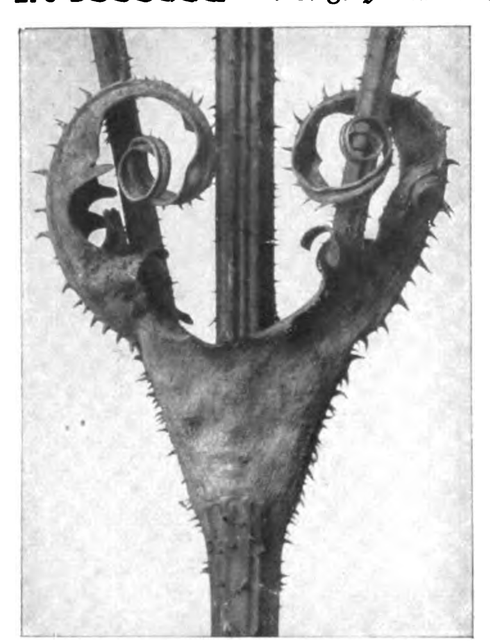
Peroquet Rouge. Zeichnung von A. W. Siewert. 1730. Aus dem Tulpenwerk der Markgräfin Sibylla Augusta von Baden

erzieher ebenso eifrig für die Verwendung der lebenden Blüten aus Wiese und Garten, wie er — vielleicht zu einseitig-puritanisch — alles künstliche Blumenmaterial als Schmuck unserer Wohnräume bekämpfte. Heute denken wir über künstliche Blumen, — von denen aus früheren Jahrhunderten leider wenig erhalten ist, — etwas freundlicher. Auch Lichtwark würde gewiß die von Franziska Bruck in Form und Farbe naturgetreu bewahrten Blumen als Ersatz für das von ihm mit Recht verpönte Makartbukett gelten lassen; wahrscheinlich fände er auch Gefallen an den zierlichen Federblumen von Marie Herzfeld, den hauchzarten Glasgebilden von Marianne von Allesch oder den absonderlichen Schöpfungen des Dessauer Bauhauses und billigte ihre Verwendung zur Belebung unserer Räume.

Der Umfang des Gebietes, in dem die Blume dem Menschen als ornamentales Vorbild dient, um selbst ein Bestandteil angewandter Kunst zu werden, ist fast unbegrenzt. Kaum eine Art der Flächendekoration ist ohne das Motiv der Pflanze und der Blume im besonderen denkbar. Die herrlichen vegetabilen Ornamente alter und neuer Teppichwirkerei zeigen, wie das Rankenwerk auf altchristlichen Mosaiken, die unerschöpfliche Mannigfalt pflanzlicher Gestaltung. Selten findet man einen Stoff, ein Tapetenmuster, ein farbiges Vorsatzpapier ohne stilisierte Abwandlung oder mehr naturhafte Wiedergabe dieses Überflusses einzigartigen Formenspiels. Ebenso ist das weite Bereich der Keramik mit pflanzlicher Darstellung innig verbunden. Edle Porzellane und Fayencen lassen die schöngeschwungenen Ranken zierlicher Gewächse durch den Schmelz ihrer Glasuren schimmern und auf den irdenen Gefäßen derber Bauerntöpferei prangt bunte Blumenfülle. Auch die Architektur ist nicht achtlos an so unvergleichlich anregenden Vorbildern vorübergegangen. Das Beispiel des Akanthus für die unendlichen Abwandlungen korinthischer Kapitelle ist altbekannt, der romanische Stil und die Gotik krönten ihre Säulen mit reichen vegetabilen Gewinden, von den so-



Cynara Scolinus. Die gemeine Artischocke Zeichnung von J. J. Plenck. 1794



Blumenstengel als Kunstformen für die Gotik. Aufnahmen von Prof. Blohsfeldt. (Mit Erlaubnis des Verlags Karl Nierendorf, Berlin W.)

genannten „Kreuzblumen", die auf den Spitzen schlanker Türme und zierlicher Fialen in den Himmel strebten, ganz abgesehen. Dem edlen Handwerk der Schmiedeeisenarbeiten und bunten Intarsien schuf die Graphik nach Erfindung des Vervielfältigungsverfahren auserlesene Vorlagen, deren Nachbildungen die köstlichen Geräte und Möbel jener Jahrhunderte zieren, die noch keine Fabrikarbeit kannten und sich in die Einzelheiten der Ausschmückung so liebevoll vertieften. In den Erzeugnissen einer ländlich-volkstümlichen Malerei im Schwarzwald, bunten Türfüllungen und Uhrenschildern sehen wir eine heitere Abzweigung dieses kunstgewerblichen Gebietes.

Wenden wir uns nunmehr der Wiedergabe der Blume durch die Mittel der freien Künste zu, so wird uns zunächst auffallen, daß erst verhältnismäßig spät ihre Darstellung um ihrer selbst willen erfolgte, denn noch das Mittelalter kannte keine Blumenmalerei im Sinne unseres heutigen „Stillebens" oder Blumenstücks. Erscheint beispielsweise die Blume in den Randleisten der Buchmaler, so ist sie durchaus ornamental gebunden, zartes Rankenwerk, das in abgegrenzten Streifen die religiösen Darstellungen umfaßt. Erst mit dem erwachenden Naturgefühl der Spätgotik finden wir in diesen zierlichen Gebilden immer mehr naturgetreue Einzelheiten. Wir sehen, wie sich gerade der Blume diese neue Liebe zur Wirklichkeit mit einer gewissen Leidenschaft zuwendet, wie das rahmende Rankenwerk sich lockert, gewissermaßen zerfällt in Streublumen, die in jeder botanischen Einzelheit mit Sorgfalt dargestellt werden. Beson-



Echiveria Gibloflora. Aus H. G. Reichenbach, Flora exotica. Leipzig 1834



Blumengewinde, die Madonna und das Kind in einem Medaillon umgebend
Gemälde von Daniel Seghers und Anton van Dyck
Bern, Sammlung H. B. von Fischer



Blumenstilleben. Gemälde von Peter Binoit. Um 1620

ders die flämische Buchmalerei schafft hier zu Ende des 15. Jahrhunderts in ihren Gebetbüchern köstliche Beispiele innigster Naturbeobachtung: Veilchen, Nelken, Maßliebchen erscheinen in buntem Wechsel. Aber auch in dieser Auffassung bleiben die Blüten noch schmückendes Beiwerk, wie sie in den zeitgenössischen Kupferstichen den ziermäßigen Charakter bewahren.

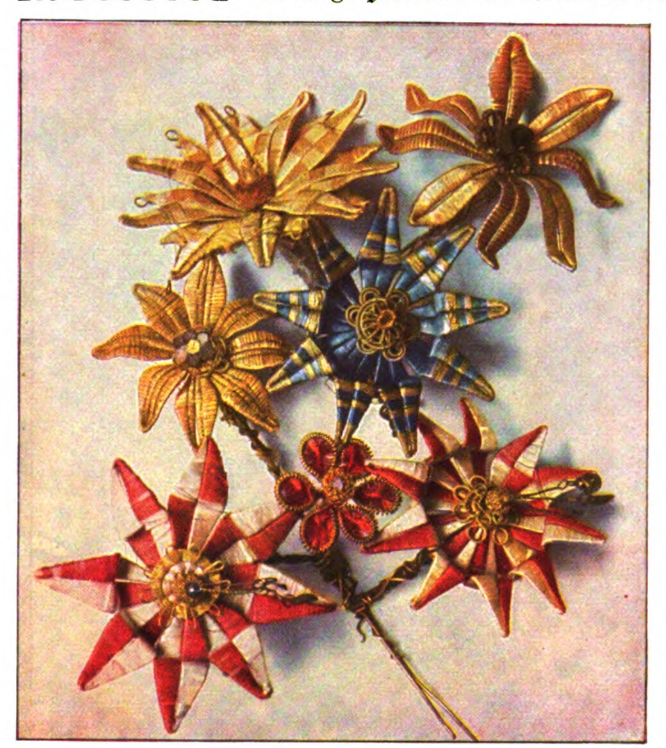
Auch auf den Tafelbildern spätmittelalterlicher Malerei bewundern wir die erlesene Idylle der zartschwebenden Lilien, Iris und Akelei. Diese entzückenden Beigaben geistlicher Bildmotive scheinen freilich schon ein Eigendasein zu führen. Als sinnbildlicher Ausdruck feststehender christlich-mystischer Vorstellungen werden sie von gläubigen Herzen der Madonna dargebracht, liegen, wie zum Trost für die Qualen, die sie erdulden müssen, den Märtyrern zu Füßen ausgebreitet. Das Motiv der Madonna im Rosenhag finden wir nicht nur bei unseren deutschen Meistern, — man denke an Stephan Lochner, Martin Schon-



Blumenstilleben

Gemälde von Adelheid Braun 1787—1836

Wiesbaden, Galerie

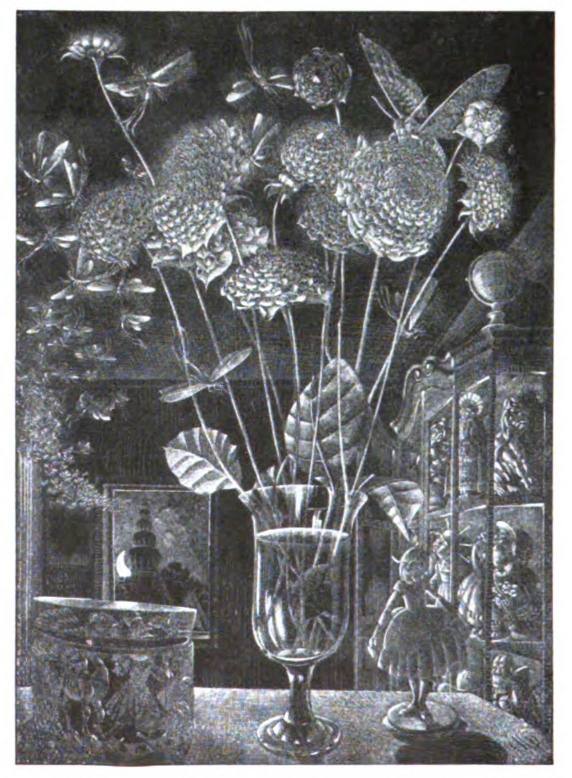


Goldblumen aus dem 18. Jahrh.
(Landesmuseum, Karlsruhe)

So stellen sie noch unsere frühen Altdeutschen, ein Multscher, ein Burgkmair, ein Baldung dar, während z. B. die Blumen auf Grünewalds Kreuzigung schon von einem Wirbel ergriffen scheinen, der die spätere Entwicklung vorwegnimmt.

Begegnet uns die Blume so auf den Bildern des 15. und 16. Jahrhunderts geistlichen Inhalts als beinahe unentbehrliches Beiwerk, so finden wir sie gelegentlich auch bei weltlichen Bildnissen. Auffallend ist das häufige Anbringen einer einzelnen Blüte in der Hand des Dargestellten, — man denke nur an Jan van Eycks berühmten Mann mit der Nelke. Es wäre reizvoll, näher zu untersuchen, ob auch in solchen Fällen die Art der Blume eine be-

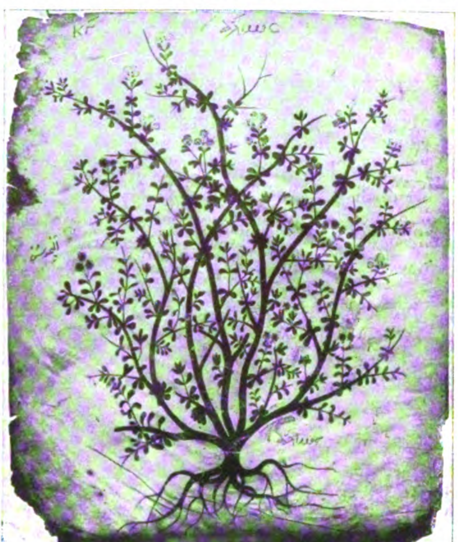
gauer u. a., — sondern auch bei frühen Niederländern. Der schlanke Lilienstengel in der Hand des Verkündigungsengels, dieses Sinnbild jungfräulicher Reinheit, wurde von deutschen, niederländischen und italienischen Malern immer wieder mit Andacht dargestellt, wie denn auch die Lilie in zierlichen Vasen am häufigsten in der Umgebung der Jungfrau Maria zu finden ist. In dem Paradiesgarten eines oberrheinischen Meisters im Frankfurter Museum umgeben die Iris und Akelei wie ein durchsichtiger Hag das Treiben der mit Engeln musizierenden Ritter und edlen Frauen, und ähnlich zart und langstielig wiegen sich auf Botticellis mythologischen Gleichnisbildern die Blumen auf Frühlingswiesen im Winde. Als beseeltes Einzelwesen erscheint die Blume in diesem Abschnitt der Malerei, nie in gedrängter Menge gesehen, sondern für sich bestehend, auch wenn sie sorgsam mit anderen in Gefäßen geordnet, fast schon stillebenartig aufgefaßt, gemalt wurde.



Dahlien. Steinradierung von Wilhelm Heise. 1926



Blumen aus Wachs
Von W. Neubert (Ende 19. Jahrhundert)



Aus dem Pflanzenbuch Dioskurides': Codex Vindobonensis. Um 512

stimmten praktischen und wissenschaftlichen Zwecken dienend, manchmal beträchtliche künstlerische Eigenschaften aufweist und in seiner Entwicklung den Ausdrucksweisen der großen Kunst parallel geht. Wir denken an die Menge der ärztlich-botanischen Pflanzen- und Kräuterbücher, die seit dem Altertum eine wichtige Rolle in der naturwissenschaftlichen und medizinischen Praxis spielen. Ihr Urbild finden wir in den Schriften des Dioskurides, eines Arztes aus dem 1. Jahrhundert n. Chr., der sich auf weiten Reisen umfassende Kenntnisse der Kräuter- und Heilkunde erwarb. Er galt auf diesem Gebiet durch 1700 Jahre allen zivilisierten Völkern als unbestrittene Autorität, und seine Offenbarungen wurden immer wieder von gelehrten Mönchen in reich bebilderten Handschriften zusammengefaßt. Eine dieser Handschriften, in grie-

stimmte, in ihrer Zeit allbekannte, symbolische Bedeutung gehabt hat. Gerade die Nelke, — einzeln oder wie auf Holbeins berühmtem Bild des Kaufmanns Gysze als Strauß in zierlicher Vase, — begegnet uns auf Männerbildnissen wiederholt, so daß man versucht sein könnte, sie als Hinweis auf das Junggesellentum zu deuten.

Alle hier erwähnten Blumendarstellungen setzen natürlich zahllose sorgfältige Vorstudien und Skizzen der Künstler voraus, von denen aber, — da sie wohl meist auf vergänglichem Stoff entworfen waren, — fast nichts erhalten ist. Allbekannt sind von solchen Vorbildern die Dürerschen Aquarelle: das Rasenstück und das Veilchen mit ihrer hingebend genauen Wiedergabe.

Bevor wir uns jedoch dem Beginn der wirklichen Stillebenmalerei zuwenden, müssen wir noch ein wichtiges Gebiet der Pflanzendarstellung berücksichtigen, das, obwohl be-

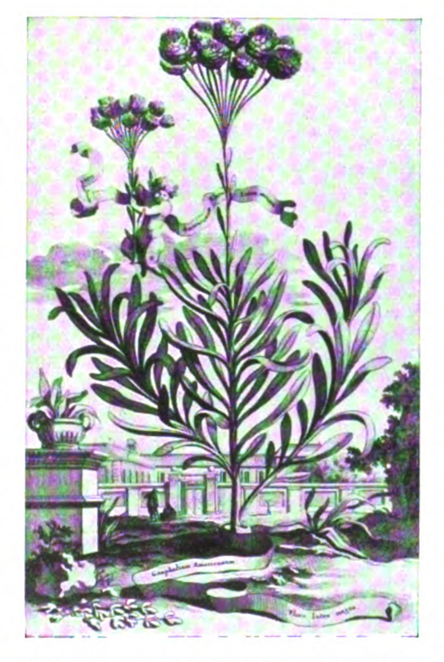


Federblumen. Von Marie Herzfeld



Blumenstilleben. Gemälde von Anselm Feuerbach. 1871

chischer Sprache, mit vielen farbigen Bildern auf Pergament aus dem Jahre 512 n. Chr., besitzt die Wiener Nationalbibliothek. Wir sehen die Pflanzen naturgetreu beobachtet und stets in ihrem ganzen Wuchs mit der Wurzel wiedergegeben. Auch die Holzschnitte der frühmittelalterlichen Kräuterbücher behalten diese Art der Wiedergabe in allen Werken, die dem Studium der Botanik dienen, bei. Alle diese Bücher fanden naturgemäß größere Verbreitung nach der Erfindung des Holzschnitt- und Kupferstichverfahrens. Die Verfasser fügen dem Bild der Pflanze genaue Beschreibungen über ihre günstige oder schädliche Wirkung bei, wie sie die damalige Heilkunde auffaßte, und verknüpfen damit mancherlei abergläubische Vorstellungen, die sich häufig in astrologischen Anweisungen über den Gebrauch dieses oder jenes Kräutleins bei ganz bestimmter Stellung der Gestirne äußern.



Aus „Phytographia Curiosa" von Abraham Muntich. Amsterdam 1702

Daß nach so mannigfaltigen Vorstufen das Blumenstück am Ende des 16. Jahrhunderts von den Künstlern mehr und mehr als Selbstzweck geschaffen wird, hat vor allem wohl seine Ursache im Geist der Barockmalerei überhaupt, die ja auch die Landschaft aus ihrer Rolle, nur Stimmung und Hintergrund zu bilden, befreite und ihr selbständiges Daseinsrecht schaffte. So emanzipiert sich auch die Blume nach und nach aus der herkömmlich gewordenen Auffassung als Sinnbild

oder Schmuck und wird zuerst im Blumenstück der Niederländer zum selbständigen Motiv der großen Malerei. Es ist leicht zu verstehen, daß diese Wandlung von Holländern und Flamen ihren Ausgang nahm. In diesen Ländern war die Blumenpflege wie kaum in anderen Gegenden Europas zur förmlichen Leidenschaft der reichen Bürger geworden — wir erinnern an die Bedeutung der zu den tollsten Börsenspekulationen führenden „Tulpenmanie“ — und außerdem entsprach die genaue Wiedergabe des Stofflichen, das Erfassen der Einzelheiten überhaupt, den Tendenzen niederländischer Malerei. Neben toten Tieren und auserwählten Gebrauchsgegenständen mußte naturgemäß die Blume mit ihrer unerschöpflichen Formen- und Farbenfülle die Künstler locken als Vorwand für ihre Stillleben. — Doch gab es auch hier interessante Vorarbeiten, bis das Blumenstück sich in seiner ganzen Pracht entfalten konnte. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts begegnen wir vielfach dem glücklichen Zusammenwirken verschiedener Künstler, von denen der eine die figürlichen Darstellungen des anderen, — etwa Madonna oder Putten —, mit farbenprächtigen Blumenkränzen umgab. Denn in leuchtenden Massen tritt die Blume nun gewissermaßen aus ihrer scheuen



Kornblume und Mohn
Zeichnung von J. J. Grandville 1803—1847

Zurückhaltung hervor, ganz im Gegensatz zur zarten Weise des Mittelalters und der Renaissance, die sie so zaghaft vereinzelt sahen. Wir finden diese üppigen Girlanden von der Hand des Jan Brueghel und Frans Snyders in bekannten Gemälden von Peter Paul Rubens, als Vorklang späterer, vom Figürlichen ganz befreiten Blumenstücke. Von flämischen Vorbildern leitet auch Daniel Seghers seine Blumenmalerei ab, denn auch er gibt ihr noch häufig eine architektonisch gegliederte Nische als Hintergrund, oder läßt Blüten und Ranken antike Reliefs umwinden. Seine Farben erscheinen oft hart in ihrer Zusammenstellung, da sie bei möglichst naturgetreuer Wiedergabe wenig Rücksicht auf die Gesamtwirkung nehmen. Erst bei Jan Davidsz de Heem, der sozusagen zwischen flämischer und holländischer Blumenmalerei vermittelt, wird mit der freieren Auffassung der Sträuße der Farbton wärmer. Ein köstliches Helldunkel leuchtet aus seinen Bildern, auf denen zwischen der Menge verschiedenartigster, im einzelnen



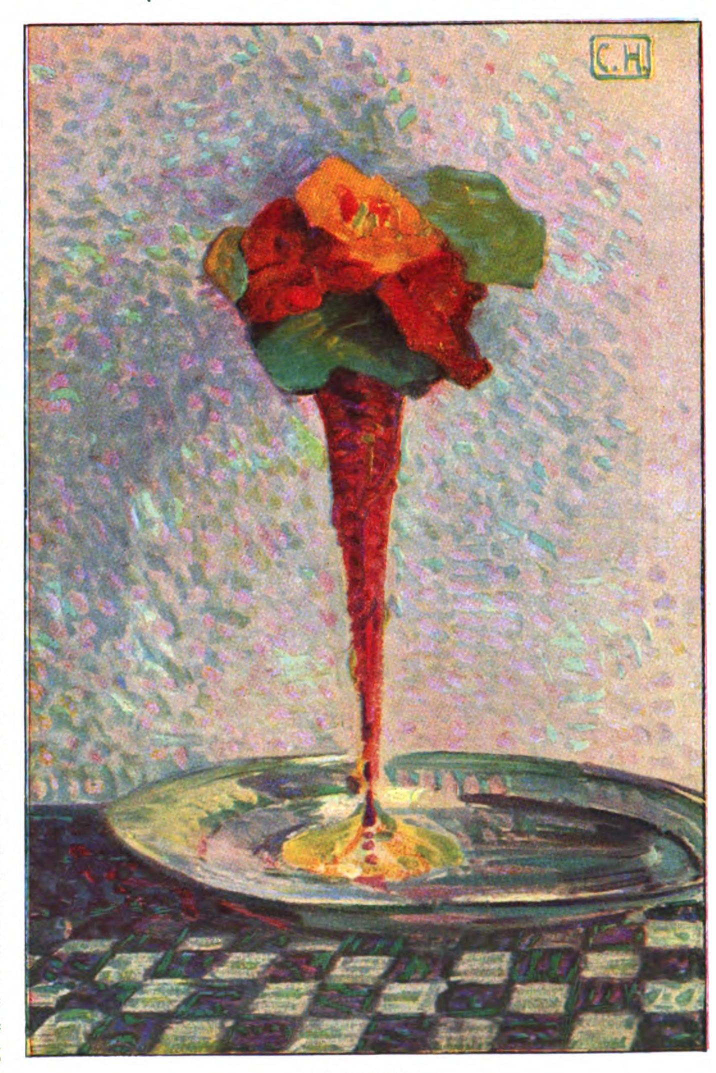
Blumenstilleben. 1876. Gemälde von Albert Lang



Aus: Baptista Portas „Phytognomica“ Neapel 1588

einer neuen Abart des Pflanzenbuches, das wie ein illustrierter Katalog alle Variationen einer mit besonderer Vorliebe gezüchteten Blume zusammenfaßt, finden wir in der Mitte des 18. Jahrhunderts auch hier eine bewegtere, mehr aufs Malerische zielende Wirkung. Das zwanzigbändige Werk, das die Markgräfin Sibylla Augusta für ihren Gatten, den Markgrafen Ludwig von Baden-Durlach, einen leidenschaftlichen Tulpenliebhaber, von verschiedenen Malern herstellen ließ, entzückt unser Auge durch den barocken Schwung der Linienführung. Sonderbar und als echt barocker Zug mutet die Neigung zur Monumentalisierung von Einzelheiten in manchen immer naturwahr wiedergegebenen Blüten, Pokale und Dosen aus edlem Metall glänzen. Etwas später malt Abraham van Beijeren seine Blumenstücke noch farbiger, mehr pastos-impressionistisch. Die Art des niederländischen Blumenstückes fand weite Verbreitung auch in Italien und Frankreich; sie blieb durch das ganze 18. Jahrhundert in leichten Abwandlungen bestehen, und noch heute finden wir ihre Spuren. —

Der veränderten Darstellungsweise der Blume durch die große Malerei folgen die Stecher, Maler und Holzschneider in ihrer Arbeit für die Kräuterbücher nur zögernd. Noch die entzückenden Vorstudien der Sibylla Merian zu Ende des 17. Jahrhunderts, die uns die Blumen farbig auf schwarzem Grund zeigen, halten an der streng objektiven, beinahe ängstlich getreuen Nachbildung der Renaissance-Überlieferung fest. Aber in



Blumenstilleben
Neoimpressionistisches Gemälde von Prof. Curt Herrmann. 1905

Pflanzenbüchern an. Sie führt zu grotesker Vergrößerung der Gewächse, die nun baumartig gesteigert, vor barocken Architekturen oder Perspektiven ohne jeden richtigen Maßstab emporragen und ihres pflanzenhaften Wesens fast beraubt werden.

Mit dem Beginn des Klassizismus und in der ihm nachfolgenden Biedermeierzeit schrumpft der Überschwang barocker Formen wieder ein. Die artigen Kränzlein aus bunten Winden, Rosen und Kamelien haben nichts mehr mit den flatternden, schwingenden Blüten des 18. Jahrhunderts zu tun. Aber trotzdem nun die Formen starrer werden und die Künstler aufs neue der getreuen Wiedergabe des Details huldigen,



Blumenstrauß aus Messing, Kupfer, Silber und Email
Von Prof. Pöhlmann-Nürnberg. 1926

schwebt um die Blumenmalerei eines Ph. O. Runge oder der Nazarener, wenn sie sich diesem Gegenstand zuwenden, ein Hauch kosmischer Symbolik, der sie den Ideen, den romantischen Vorstellungen dieser Zeit verbunden erscheinen läßt. Noch durch Jahrzehnte klingen die bunten Biedermeiersträuße in der Malerei nach, — ihre Art, was die liebevoll-getreue Nachbildung der Natur betrifft, steigert Hans Thoma in seinen andächtigen Blumenstücken zu hoher Meisterschaft.

Die neue Lockerung der gebundenen Formen bringt den Farben- und Lichtrausch des Impressionismus der Blumenmalerei. Wir begreifen, daß ein Corinth, ein Slevogt, die französischen



Herbstblumen. Aquarell von Emil Nolde. 1926



Blumenstilleben. Gemälde von Prof. Oskar Kokoschka. 1926. (Mit Genehmigung von Paul Cassirer. Berlin)

Meister und ihre Gefolgschaft das Wunder der sonne- und lichtdurchtränkten Blüten mit Leidenschaft auf die Leinwand zu bannen versuchten. Auch die kurze Episode der Neu-Romantiker um die Jahrhundertwende hinterläßt in der Entwicklungskurve, die wir zu schildern versuchen, ihre Spuren in den phantastisch-geisterhaften Gebilden etwa eines Odilon Redon. Ihren kunstgewerblichen Niederschlag sehen wir in den Erzeugnissen des „Jugendstils" kurze Zeit die angewandte Kunst beherrschen. Von der Neigung, die Blumen gewissermaßen zu Repräsentanten von Stimmungen, ja von Eigenschaften zu machen, sind die Blumenmärchenbücher von Ernst Kreidolf ganz erfüllt. Die Blütenwelt des Gartens, der Berge und Wiesen gewinnt persönliches Dasein, besteht Kämpfe und feiert Feste, wiegt sich traurig, sehnsuchtsvoll oder übermütig auf schlanken Stielen im Winde, steht miteinander in freundlichen oder feindlichen Beziehungen. Dieses Blumenleben gleicht aber nicht



Blumen auf einem japanischen Holzschnitte



Links: Vase von P. Dreßler mit französ. Perlmutterblumen. Kunstgewerbehaus Friedmann & Weber in Berlin. Mitte: Vase und Blumen aus dem Bauhaus, Dessau. Rechts: Porzellanvase der Staatl. Manufaktur Berlin. Glasblumen von Marianne Allesch, Blaues Haus, Berlin

— in banaler Anpassung, oder in anekdotenhaften Begebenheiten — dem menschlichen Tun und Treiben, wie wir dies bei einem Vorläufer Kreidolfs aus den vierziger Jahren in den graziösen Blättern von Grandville beobachten können, sondern ist erfüllt von einer mystischen Unterströmung, die den Germanen vom Romanen sehr deutlich unterscheidet. Etwas von dieser geheimen Unterströmung weht uns sogar aus den Skizzen Kreidolfs entgegen, in denen die zarten Blumengeschöpfe vor schwarzem Grund fast überirdisch leuchten. —

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die allerjüngsten Auffassungen der Blumenmalerei in der bildenden Kunst, so werden wir sehen, wie die Leidenschaft zum Elementaren, die den Expressionismus in seinem Anstürmen gegen alle herkömmlichen Formgesetze der Malerei kennzeichnet, sich denjenigen unter den Blumen am meisten zuwendet, deren Formen und Farben diesem Drängen entsprechen. Vincent van Goghs lodernde Sonnenblumen z. B. haben viele Schwestern in den Blumenstücken, mit denen ein Nolde, ein Pechstein, ein Heckel oft den Rahmen ihrer Bilder zu sprengen scheinen. Aber noch einmal, nämlich in allerjüngster Zeit, sehen wir diese Welle erstarren, abermals die Einstellung des bildenden Künstlers zu seiner Umwelt sich wandeln. Er prüft die Gegenstände objektiv kühl, er gibt sie nicht als skizzenhaften Farbflecken, sondern in mathematischer Genauigkeit und Schärfe wieder, — die toten wie die lebenden. Die Blume droht zu ersterben, sie tritt zurück hinter blütenlosen Kakteen und Gummibäumen in den Stilleben dieser neuen „sachlichen“ Generation. Fast scheint es, als sollte der neue, auch in der Kunst eingedrungene Maschinengeist die Blume töten. Möge das Geschlecht nicht fern sein, das ihr zu neuem, beglückendem Dasein verhilft!



Rosenkranz. Nach einer Vorlage für Porzellanmalerei der Berliner Staatlichen Manufaktur. 1820

Brömseshof

Roman von Ina Seidel

Konrad Siere, der Erbe eines großen Gutes im nordöstlichen Deutschland, das Brömseshof hieß und sich seit mehr als einem Jahrhundert im Besitz der Familie seiner Mutter befand, kehrte im Oktober 1920 aus Amerika in seine Heimat zurück. Zweiundzwanzigjährig, hatte er sich von seiner ihm in der Not der Tage hastig angetrauten jungen Frau trennen müssen, war in den Krieg gezogen und nach kurzer Zeit in russische Gefangenschaft geraten. Es war ihm dann nach einigen vergeblichen Versuchen geglückt, durch China nach Amerika zu fliehen; er hatte Arbeit und zuletzt sogar eine Vertrauensstellung auf einer großen Zuckerrohr- und Baumwollplantage gefunden. Als 1919 die in Amerika festgehaltenen Deutschen die Freiheit bekamen, in ihr Vaterland zurückzukehren, hatte Konrad Siere seltsamerweise gezaudert, abzureisen. Endlich, im August 1920, brach er auf, aber mit einem Herzen, das von lähmender Vorahnung wie von Nebel umschwebt war. Er verstand sich selbst nicht. Waren nicht gerade vor seinem Auszug die verwickelten Erbteilungsverhältnisse auf Brömseshof entwirrt worden, so daß er als der unanfechtbare Nachfolger seiner Mutter in der Gutsherrschaft galt? Seine beiden Stiefschwestern aus der ersten Ehe der Mutter mit ihrem Vetter Andreas, dem ursprünglichen Besitzer des Gutes, Sophie und Johanne Brömse, hatten nach langen Jahren voll unterdrückten Familienzwistes endlich eingewilligt, sich abfinden zu lassen. Von seinen eigenen drei Geschwistern hatte Maria soeben einen Pastor geheiratet; Martha war in ein Diakonissenhaus eingetreten, und Jonathan, der Jüngste, hatte die Absicht gehabt, zu studieren, wenn er die Schule hinter sich hätte. Wilhelm Siere, ihr Vater, hatte sein ganzes großes Vermögen in das Gut gesteckt, um es aus dem arg heruntergewirtschafteten Zustand herauszubringen, in dem er es übernommen hatte. Konrad, der Älteste der in der zweiten Ehe der Mutter geborenen Kinder, war also der gegebene und berufene künftige Gutsherr gewesen, und nie war ihm ein Zweifel an dieser Berufung gekommen.

Warum jetzt diese Bangigkeit?

An einem Abend zu Anfang Oktober langte Konrad auf der Kleinbahnstation an, die mitten zwischen den Feldern lag und für mehrere Dörfer den Verkehr mit der Welt vermittelte. Er hatte seine Ankunft, ja, nicht einmal seine Abreise angemeldet, wie er denn überhaupt während der letzten zwei Jahre kaum je nach Hause geschrieben und selber Nachricht empfangen hatte. Er vermied die Landstraße und schlug einen Pfad ein, der durch das Gelände des Nachbargutes hindurch in das Gebiet von Brömseshof hinüberführte. Er ging schnell, in einen weiten spanischen Mantel gehüllt. Große Schwärme von Krähen zogen unter dem niederen Wolkenhimmel hin und ruderten traurig schreiend heim zu den Wäldern. Der Geruch der Kartoffelfeuer lag noch in der rauhen Luft, sie schmeckte angenehm bitter. Plötzlich riß Konrad den Hut ab, sein volles schwarzes Haar flatterte. Er hob das Antlitz dem Winde entgegen und gab es seiner harten Liebkosung preis. Aber das dauerte nur einen sehr tiefen Atemzug lang. Dann setzte er den Hut wieder auf und zog ihn fast bis über die Brauen hinab. Scharf um sich blickend und den Zustand der Felder prüfend, erreichte er das Gehölz, das an den Garten von Brömseshof stieß. Er betrat es und merkte nun, wie stark es schon dämmerte. Unter den Buchen war es so gut wie dunkel, und es gelang ihm nicht, an der Stelle herauszukommen, die der Gartenpforte gegenüber lag. Der Weg, der ihm da unter die Füße gekommen war, mündete ein Stück weiter oben, und da war die Pferdekoppel und an sie anschließend die großen Schläge, weit und leer, aber alle bestellt ... Konrad blieb stehen und lehnte sich gegen einen Stamm.

Von Garten, Koppel und Acker war das Gehölz durch einen Streifen Grasland und einen breiten Weg geschieden, der mit dem Gelände sanft stieg. Er zog sich in weitem Bogen vom Waldrand hinüber ins Feld und hatte seinen höchsten Punkt bei einer alten gewaltigen Pappel, die jetzt schwarz vor dem Horizont stand und sich bewegte wie in ungeheuren Selbstgesprächen. Zwischen Himmel und Erde waren noch Stufen von goldenem und purpurnem Licht. Auf dem Wege aber war Leben, Menschen gingen dort. Und ohne noch jemand erkennen zu können, wußte Konrad, daß es die Seinen waren, die sich hier zwischen Abend und Nacht ergingen wie einst in entschwundener Zeit.

Von diesen Menschen gingen drei nach aufwärts, der Pappel zu. Die übrigen

waren auf dem Rückweg zum Hof begriffen und mußten an Konrad vorüber. Ihn deckte der tiefe Schatten des Waldrandes und das Haselgesträuch, hinter dem er stand. Er verhielt sich still und sah ihnen entgegen. Zuerst kam eine Frau mit blondem Haar und vollem rosigem Gesicht. Sie sah unfroh aus, trug ein schwarzes Kleid und redete scheltend auf zwei kleine Mädchen ein, die mit ergebenen Gesichtern neben ihr herliefen. Konrad erkannte seine Schwester Maria Janichius. Als sie vorüber war, näherte sich langsam ein Paar. Die Frau, die den Mann führte, war mädchenhaft schlank. Der Wind wehte ihr die dunklen Haare in das blasse Gesicht; von Zeit zu Zeit strich sie sie mit einer geduldigen Bewegung zurück. Sie sah geradeaus und antwortete zuweilen ein Wort auf die Rede des Mannes, der vornübergebeugt an ihrer Seite ging und eintönig sprach. Er war blind. Beide waren sehr jung. Dennoch schien es Konrad, als wären sie, sein Weib Christa und sein Bruder Jonathan, tief und erschreckend gealtert. Er hätte jetzt gerne gerufen, aber die Stimme versagte ihm, weil sein Herz sehr klopfte. Und dann ließ er auch noch seine Schwester Martha vorbei, die in dunkelblauer Diakonissentracht mit einer schneeweißen Haube auf dem Kopf hinter den beiden herkam. Sie sang ein Lied auf den Abendfrieden vor sich hin und bückte sich manchmal nach einer der spärlich noch blühenden Blumen am Wege. Ihr rundes Gesicht dünkte Konrad völlig unverändert; es sah zufrieden, ja heiter und dabei leer aus.

Nachdem diese Menschen durch das Heckenpförtchen an der äußersten Ecke des Gutsgartens verschwunden waren, seufzte Konrad tief auf und löste die rechte Hand, mit der er rückwärts greifend den Stamm der Buche umklammert hatte. Dann überschritt er rasch den Rasenstreifen und den Graben und ging den drei Gestalten nach, die sich schwarz von dem Gold des Himmels abhoben.

Sie kamen nur langsam vorwärts. Sie sprachen laut und erregt miteinander; der Wind trug Konrad das Getön ihrer Stimmen zu, ohne daß er Worte unterscheiden konnte. Ein paarmal blieben sie stehen und gestikulierten heftig gegeneinander. Plötzlich löste eine der Frauen sich von der Gruppe, wandte sich und ging den Weg zurück. Die beiden anderen redeten noch eine Weile fort, dann trennten auch sie sich. Nun ging nur noch eine Gestalt dort oben der Pappel zu. Daß dies seine Mutter war, wußte Konrad. Nur tiefer Schnee konnte sie abhalten, ihren Abendgang einmal nicht zu Ende zu führen. Er zog den Hut noch tiefer in die Stirn und schritt gebeugten Hauptes, als kämpfe er gegen den Wind, an seiner Schwester Johanne vorüber, die derselbe Wind ihm gleichsam entgegentrieb; obgleich er sie nicht länger ansah als für die Dauer eines flüchtigen Wimperhebens, spiegelte sein Auge ihm völlig ihre hohe, hagere Erscheinung und ihr Gesicht, das, härter noch geworden, als es gewesen war, sich mit mißtrauischem Blick auf ihn richtete. Sogleich fühlte er, daß sie stehen blieb und ihm nachsah, nicht, weil sie ihn etwa erkannt hätte, sondern weil er ihr auffiel. Während er unwillkürlich seine Schritte beschleunigte, überrannte er beinahe Sophie, die, eng eingeknöpft in einen kurzen Mantel, mit den kurzen, eiligen Schritten der kleinen stämmigen Frauen herankam. Er wich zur Seite und wußte, auch sie hemmte hinter seinem Rücken ihren Schritt, auch sie stand nun still und blickte hinter ihm her, rückte an ihrer Brille und schüttelte den runden, glattgescheitelten Kopf. Keine hatte ihn erkannt. Nun ging er, in ihren Augen ein fremder und gewiß nicht vertraueneinflößender später Wanderer, der alten Frau nach, die dort oben einsam voranschritt. Jetzt würden sie ihm folgen, dachte er, und sein Wiedersehen mit der Mutter stören, freilich, das mußten sie tun, es war ja nur richtig. Doch rückwärts spähend sah er, daß sie vereint weiter eilten. Droben aber, nicht weit von einer einsamen Pappel, stand die Mutter und blickte ihnen nach. Sie stand und zauderte, dann wandte sie sich jäh und ging weiter, und als sie über die Pappel hinausging, ohne umzukehren, begriff er, daß sie sein Stehenbleiben als Drohung auslegte und vor ihm auf der Flucht sei. Er wollte rufen: ‚Mutter, — ich bin es,' aber ihm versagte die Stimme wie damals, als er im Heimathafen an Land ging und nicht imstande war, dem Träger zu sagen, wohin er sein Gepäck bringen sollte. Indem er so mit zugeschnürter Kehle dastand und überlegte, daß er sie nun entweder durch eiliges Nachlaufen tödlich erschrecken, oder sie bei sinkender Nacht den weiten Umweg über die Felder zurück zum Hof machen lassen müsse, hielt die Fliehende plötzlich inne. Sie kehrte um und kam auf ihn zu, der ein paar zögernde Schritte vorwärts tat und den Hut vom Haupt nahm. Er sah in ihre forschend auf ihn gerichteten hellen Augen, sah ihr schmales, durchfurchtes Gesicht und ihren Scheitel, der silbern geworden war. Er hörte ihre tiefe Stimme ruhig und beschwö-

rend sagen: „Du bist es doch, Konrad?" Und dann fühlte er ihre bebenden Hände auf seinen Schultern.

*

Konrad verbrachte die Nacht in der Giebelstube, die ihn als Knaben und Jüngling beherbergt hatte, und da die Erregung der Heimkehr ihn keinen Schlaf finden ließ, hatte er Zeit genug, die Veränderung zu überdenken, die während seiner Abwesenheit im Brömseshof vorgegangen war. Da aber das einzige Verhältnis, auf dessen Unveränderlichkeit er Wert gelegt und um dessen unverrückten Bestand er gezittert hatte, das Verhältnis zu Christa nämlich, tatsächlich bewahrt geblieben schien wie ein sorgfältig vergrabener Schatz, so kümmerte es ihn einstweilen im Grunde wenig, welche neuen Einrichtungen von der Mutter und den Stiefschwestern getroffen worden waren, und selbst die betrüblichen Wendungen, die die Schicksale zweier seiner Geschwister genommen hatten, hatten ihn weniger erschüttert, als daß sie ihm eine düstere Bestätigung seines durch die eigenen Erlebnisse und die Eindrücke des Krieges bestärkten angeborenen Bestimmungsglaubens waren. Jonathan hatte durch seine Verwundung das Augenlicht verloren, er konnte keinen Beruf ergreifen; aber war er nicht zufrieden, heimgegeben an die Musik, die eigenste Welt seines Geistes, und war nicht für alle seine Bedürfnisse gesorgt? Daß Maria Witwe geworden war — Pastor Janichius war im Frühjahr der Grippe erlegen — schien ihm fast schlimmer. Es war ihm nicht angenehm, daß diese Schwester, die ihm von jeher innerlich fremd war, sich wieder so völlig und für unabsehbare Zeit auf Brömseshof eingenistet hatte. Er schämte sich etwas und wandte seine Gedanken dem Wiedersehen zu, das ihm wunderbarerweise den tiefsten Eindruck gemacht hatte, der Begegnung mit dem alten Peter Brömse, dem Oheim, den er als einen Sterbenden verlassen hatte und den er nun als einen immer noch Sterbenden vorfand, gleich weit entfernt von Leben und Tod. Inzwischen sollte der Alte Jahre rüstigsten Wohlbefindens gehabt haben. Ja, er hätte sogar eine Weile die Fahrten über Land, die sein Beruf als Agent einer Getreidehandlung erforderte, wieder aufgenommen, so hatte die Mutter erzählt, während sie Konrad voran auf die Türe zuging, hinter der der Onkel hauste, solange die Kinder von Brömseshof denken konnten. Unwillkürlich hatte Konrad den Kopf gehoben, ob er ihn nicht singen oder pfeifen hörte, und dann schlug ihm der unvergessene Geruch nach kaltem Pfeifenrauch, nach Sämereien, nach Leder und Hunden entgegen, kein feiner Geruch, aber ein Geruch, mit dem die Erinnerung an lauter gute Stunden erwachte, denn der Onkel Peter war einmal der lustigste Kamerad der Kinder gewesen. Jetzt jedoch war diese vertraute Atmosphäre mit der scharfen Ausdünstung von Medikamenten durchsetzt, und anstatt lustiger Melodien oder zufriedener Selbstgespräche war ein traurig krächzendes Hüsteln aus dem Lehnstuhl gekommen, in dem Peter Brömse saß, die kalte Pfeife im Mund. Er saß mit dem Rücken zur Tür, und so gab es zunächst eine Begrüßung mit Konrads Schwester, Martha, die den Greis versorgte, und eben mit der Vorbereitung des Bettes beschäftigt war, als die Türe aufging und die hohe Gestalt des Bruders hinter der Mutter erschien. Martha erhob sich aus ihrer gebückten Stellung, preßte beide Hände gegen die Brust, starrte auf die Eintretenden und stammelte: „Du mein Heiland!" mit einem Ausdruck, als erblicke sie eine Erscheinung aus der anderen Welt. Frau Siere sagte, gelassene Rührung in ihrer Stimme: „Ja ja, — er ist es wirklich!" worauf Maria mit vorgestrecktem Hals einen Schritt machte, die Hände sinken ließ und murmelte: „Konrad! Und ich dachte . . ." Sie blickte verwirrt nach dem Lehnstuhl, ehe sie dem Bruder das kleine Nonnenantlitz verschämt zum Kuß bot. „Ich dachte, hinter der Mutter käme Onkel Peter herein, — so wie er früher war," fuhr sie fort. „Wie du ihm gleichst!"

„Ja, — er ist mein Sohn, er ist ein Brömse!" sagte die Mutter mit ihrer unbewegten, tiefen Stimme und ging auf den Lehnstuhl zu. „Gib acht, Alter, wen ich dir da bringe." Nun hatte Konrad, obwohl er den Onkel damals zuletzt als einen Schwerkranken gesehen, ihn doch so in Erinnerung, wie er vor der Krankheit gewesen: hoch, breitschultrig, mit dem rötlichen vollen Gesicht des Landmannes, der Luft und Sonne ausströmt. Er hatte in den Verbannungsjahren oft gemeint, seine klingende Stimme im Ohr zu haben, sein Lachen zu hören, und hatte ihn in seinem Einspänner mit dem Apfelschimmel davor vergnügt über weiße Landstraßen kutschieren sehen, an denen die Ebereschenbäume mit reifen Beerenbüscheln festlich gegen den blauen Augusthimmel glühten. Er wußte auf einmal, daß er lieber an ein Grab getreten wäre, als vor diesen Verwandelten, der ohne den Kopf zu bewegen die rotunterlaufenen Augen zu ihm hob und nicht aufhörte, mit den knochigen Händen zu webern

und sie zu reiben, als fröre ihn. Er ließ ein paar gnuckernde Töne hören, die Freude ausdrücken mochten, aber fast boshaft klang es, als er nun vor sich hin raunte: „So so! Ist er da? Ist er da, der Herr Sohn und Erbe? Aber Peter ist auch noch da, — ja, ja, lebt noch! Vater Peter lebt auch noch . . .", worauf er ins Kichern geriet und vom Kichern ins Hüsteln, was unter Gekeuch in einen bedrohlichen Zustand überging, so daß Maria zusprang und ihn stützte, während Frau Siere sich mit einer schroffen Bewegung zur Tür wandte. „Er hat bessere Tage als heute," sagte sie draußen und blickte Konrad scharf an. Im grellen Licht der Flurlampe sah er erschrocken, daß sie kreidig bleich aussah und daß ihre Augen sonderbar glühten. „Abends ist er oft ganz verwirrt," setzte sie hinzu und forschte weiter in seinen Zügen.

Konrad wäre gern von diesem Auftritt losgekommen, aber es half ihm nichts, er mußte immer wieder zu ihm zurückkehren, und wenn er gerade eben den Schlaf hatte nahen fühlen, hörte er die fistelnde Stimme: ‚Ist er da, der Herr Sohn und Erbe? Aber Peter ist auch noch da, — Vater Peter lebt auch noch . . .' Was hatte es denn schließlich auf sich, dachte er gegen Morgen voll Mißmut und starrte, den Kopf mit aufgestemmtem Arm stützend, in die unruhig flackernde Kerzenflamme. Es hatte doch nichts zu bedeuten, daß der Alte noch lebte, und am Ende konnte er nichts dafür, daß er lallte und kicherte und tat, als hätte er's Gott weiß wie dick hinter den Ohren! Hatte man sich nicht längst mit der Vorstellung seines Todes abgefunden? Freilich, dachte Konrad kummervoll und sank in die Kissen zurück, besser wär's, er wär' wirklich tot — als so . . . Mit der Hand das Licht ausdrückend, beschwor er wieder das Dunkel um sich her und den Herbstwind in den alten Kastanien draußen und wieder den Reigen der Geschwister und ihrer gealterten oder gereiften Gesichter, wie sie ihm am Abend entgegengetreten waren . . . Und da war Marias von Gott gekränktes und Marthas duldendes Lächeln, und das von Jonathan, ganz ohne Bodensatz, wirklich ein Lächeln, klar und golden und weltüberwindend wie Wein. Und da waren Sophiens funkelnde Augengläser und ihre Stimme, die sagte: „Der Hut und der Mantel, Konrad, die du dir da mitgebracht hast, die passen aber gar nicht in unsere Gegend . . ." Und dann war es wieder Johanne, die langsam und etwas klagend sagte: „Wie bei dir das Brömsesche durchgekommen ist, das ist gar nicht zu glauben . . ." Wenn es aber so weit war, so sagte auch die Mutter in seinem Ohr wieder: „Ein echter Brömse, — mein Sohn!" Dann stand er wieder im Krankenzimmer des Alten und der quälende Ablauf der Erinnerungsbilder dieses Heimkehrabends begann von neuem. Er seufzte schwer und deckte die Hand auf die müden, brennenden Augen. ‚Schließlich,' sagte er sich, ‚ist das alles, weil ich es will, und ich will es, um nicht an Christa zu denken. Denn dächte ich jetzt an Christa anstatt an Peter Brömse, so müßte ich aufstehen und zu ihr hinübergehen. Und das will ich eben nicht, — heute noch nicht!' Und als er zu dieser Einsicht gekommen war, lächelte er und schlief nun auch ein. — — —

*

Der Schlaf war kurz, aber tief. Er spürte keine Müdigkeit, als er sich beim ersten Dämmern des Herbsttages erhob, doch während er sich anzog, war jenes fröstelnde Gefühl von Erwartung und ungewisser Vorahnung in ihm, das uns vor einer Abreise oder vor einer Schicksalsentscheidung befällt. Leise schlich er über den Dachboden, und auf der Treppe übersprang er in unbewußt wieder erwachender Gewohnheit die Stufen, deren musikalische Eigenschaften ihm aus der Knabenzeit her noch im Ohr lagen: er wünschte niemand zu wecken und hoffte, seinen ersten Rundgang über den Gutshof allein antreten zu können. Doch herrschte schon Leben im Hause. Eine Magd fegte den Flur; Martha, einen Wasserkrug in den Händen, huschte mit einem Gruß an ihm vorüber, der gleichzeitig Demut und Überlegenheit ausdrückte, und aus dem Wohnzimmer klang das Geklapper des Frühstücksgeschirrs. Als er nach seinem Hut griff, fühlte er eine Hand auf seinem Arm und sah beglückt in Christas dunkel strahlende Augen.

„Du bist es," flüsterte er, „ja, du kannst mit. Aber schnell!" Vor der Haustür sahen sie sich lachend an wie Kinder, denen ein Streich geglückt ist, und erst als Christa in der Nähe der Ställe ihre Hand sehr sanft aus Konrads Hand zog, begriff er, daß er sie festgehalten hatte. Der Morgen war nun heraufgestiegen, und nur der lockere Nebel, der den Himmel deckte, hinderte seinen blaugoldenen Oktoberglanz noch an seiner vollen Entfaltung. Konrad blieb inmitten des weiten, rechteckigen Hofes stehen und blickte aufatmend umher. „Hier," sagte er, „ist nichts verändert. Nur die beiden Kastanien sind breiter geworden. Ich meine, ich hätte das heute nacht schon aus ihrem Rauschen gehört . . ."

„Hast du auch nicht geschlafen?"

„Nicht viel. Du auch nicht?"

„Fast gar nicht. Aber findest du nicht auch, daß das Haus gestrichen werden müßte? Dafür hat Sophie nie einen Pfennig übrig, nur für die Ställe . . ."

Konrad wandte seinen Blick von der freilich augenfällig verwitterten Erscheinung des Wohnhauses zu den Wirtschaftsgebäuden, die schmuck und gepflegt dalagen. Er sagte: „Das ist ja auch wichtiger, und sie haben vielleicht mit dem Bauen auf mich warten wollen. Denn jetzt wird ja gebaut, nicht wahr, Christa?" Und während sie sich wieder lächelnd ansahen, fuhr er fort: „Aber warum: Sophie? Du sagst: Sophie hat nichts dafür übrig? Was geht das Sophie an?"

„Ach Sophie! Sophie hat doch das Geld unter sich." Christa schwieg eine Weile. Konrad sah betroffen einen harten Zug um ihren festgeschlossenen jungen Mund. Dann sagte sie: „Hier hat sich vieles verändert. Du wirst es schon erleben. Ich habe dir auch viel zu erzählen. Denn uns geht es an. Es war höchste Zeit, daß du kamst."

Sie betraten den ersten Stall, ein Knecht kam ihnen entgegen. Konrad, ohne die Worte Christas ganz zu begreifen, fühlte tief in sich Glück anwachsen wie Flut, weil sie gesagt hatte: ‚uns geht es an.' Übrigens war hier bei den Schweinen alles in bestem Stande, er sah mit Wohlgefallen auf die gutgehaltenen Tiere und nahm mit Erstaunen wahr, daß kleine Verbesserungen, über deren Notwendigkeit er in der Ferne gesonnen, bereits vorhanden waren, als hätten seine Gedanken sich hier ausführender Hände bemächtigt. Der Knecht verharrte in unterwürfiger Haltung, als Konrad sich anerkennend über den Befund von Vieh und Stall äußerte, doch schien er es nicht zu erfassen, daß sein heimgekehrter Herr vor ihm stand und zur Besiegelung der Begrüßung die Hände mit ihm schütteln wollte. „Es ist ein Pole," sagte Christa beim Verlassen des Stalles, „er versteht dich nicht, er will keinen verstehen, er versteht nur Johanne."

„Seit wann stellen wir Polen fest ein?" fragte Konrad verdrießlich.

„Er ist in der Kriegszeit hängen geblieben, und er paßt Johanne. Der Kutscher ist ein Russe, wir haben fünf Russen unter den Knechten. Johanne meint, sie haben mehr Respekt als die Deutschen . . ."

Konrad verstummte. Vor dem Pferdestall blieb er stehen. „Wo ist der Inspektor? fragte er verstimmt. „Hol' ihn mir bitte!" Er spürte keine Lust, sich vor diesen Fremden weiter selber als Herrn auszuweisen. Christa sah ihn groß an. „Den Inspektor? Aber wir haben doch keinen mehr genommen, nachdem Bolte gefallen war und dann auch sein Nachfolger! Das macht doch alles Johanne . . ."

Konrad sah finster vor sich hin. Endlich sagte er: „So. Und wo ist Johanne? Aber nein!" Er schlug mit der Hand durch die Luft. Sie sahen sich ernst in die Augen.

„Soll ich — Mutter holen?" fragte Christa zögernd. Konrad schüttelte den Kopf. „Komm!" sagte er. Sie gingen zu den Pferden hinein. In der feuchten Wärme, die ihnen mit scharfem süßlichem Dunst entgegenschlug, erlosch Konrads Ärger sogleich vor dem seltsamen Rausch, den diese Atmosphäre immer über ihn brachte. Er war ein begeisterter Reiter, und die Jahre in Mexiko hatten sein Verhältnis zum Pferd noch unbedingter und inniger werden lassen, als es in den Grenzen der Heimat möglich gewesen war. Als Konrad den Stall von Brömseshof wieder betrat, dachte er an seinen kleinen Fuchshengst Rosso, den er selbst gezähmt und zugeritten hatte. Er dachte an die unübersehbare Herde freischweifender Pferde, die zu der Farm gehört hatte, auf der er arbeitete, und er lächelte etwas wehmütig, als er den Bestand überblickte: fünf Pferde, vier davon gut und das fünfte, ja, das war Peter Brömses alter Schimmel, der hier sein Gnadenbrot hatte. Er stand mit steifen Beinen in seiner Box und bewegte Augen und Ohren mißtrauisch nach rückwärts, als Konrad ihm die Flanke klopfte. „Na, alter Filou!" sagte er, „bist du auch noch am Leben?" Es war vielleicht charakteristisch für Peter Brömse, daß er diesem braven und harmlosen Tier einen ausländischen Spitzbubennamen hatte anhängen müssen. Plötzlich wieherte Filou hell auf und schnaubte tief durch die Nüstern. Er wandte den Kopf. „Er lacht," sagte Christa erstaunt, „er hält dich für Onkel Peter!"

„Er merkt, daß ein Mensch mit Pferdeverstand ihn anrührt, weiter nichts!" Konrad wandte sich den Kutschpferden zu. „Zu fett und alle zu alt, habt ihr gar keinen Nachwuchs? Dieser da ist aber nicht übel!" Er näherte sich einem braunen Wallach und prüfte ihn. „Der wird sich machen. Na, wir werden schon Freunde werden!" sagte er zu dem Pferd und liebkoste es.

Christa sagte: „Ja, — den hat Johanne immer vor dem Sandschneider, wenn sie ins Feld fährt . . ."

Konrad, schon auf dem Weg zu den Ackergäulen, blieb wieder stehen.

„Nun, — und?" fragte er über die

Schulter zurück, eine leise Herausforderung im Ton.

Christa lachte ein wenig verlegen. „Wenn du den etwa reiten willst, mach' dich auf Kämpfe gefaßt!"

Konrad gab keine Antwort. Er redete den Mann an, der eben in Hemdsärmeln und blauem Schurzfell vom Hof hereinkam. „Hallo! Sind Sie der Kutscher? Aha. Und wie heißen Sie?" Der Mann, unwillkürlich stramm stehend, ließ einen ratlosen Blick seiner in ein rundes, gutmütiges Gesicht wohleingebetteten blauen Augen zu Christa hinübergleiten.

„Das ist Mischa," sagte Christa leise zu Konrad. „Mischa, das ist der Herr Siere! Herr Siere ist wiedergekommen!" Sie schob ihre Hand unter Konrads Arm. Mischa hatte verstanden. Er verzog den Mund zu einem breiten Lächeln und nahm die Hand, die Konrad ihm jetzt bot. „Große Freude! Großes Glück für Hof und junge Frau!"

„Jawohl, Mischa, und Ihnen wird es auch einmal so gehen, wenn Sie heimkehren. Ich bin ganz zufrieden, der Stall sieht gut aus, nur die Gäule . . ." Er trat an die Stände und wies lebhaft auf die einzelnen Tiere hin. „Die Gäule sind zu fett, zu schwer! Müssen mehr bewegt werden, was? Na, dafür sorgen wir jetzt!" Sie gingen die Reihen der Ackerpferde und Maultiere ab. „Nun, Mischa, und wenn ich ein Pferd zum Reiten bestelle, läßt du den braunen Wallach vorführen!" sagte Konrad schließlich, unwillkürlich in die landesübliche Gewohnheit, die Knechte zu duzen, verfallend.

„Den Falada?" fragte Mischa und warf schnell einen unterwürfig lauernden Blick zu Christa hinüber.

„Ja, ja, den Falada, Mischa!" nickte sie und drängte Konrad sanft zur Tür.

„Ich werde mir doch wohl das Pferd aussuchen dürfen, das mir zusagt," begann er draußen und warf einen Blick zurück.

„Ja doch, Konrad, das mußt du sogar. Nur, Johanne ist doch recht eigen."

„Und der Kerl steht vor seinem Stall und sieht uns nach, als wollte er sich alles erst recht überlegen!" grollte Konrad.

Indessen hatte aus der Brennerei eine Dampfpfeife geheult, und Konrad sah mit Staunen, wie auf diesen Ruf hin die Hofgänger, Männer und Frauen, den Hof vom Dorf her betraten und ihren verschiedenen Arbeitsplätzen zustrebten. Bald darauf rasselten die ersten Ackerwagen über das Pflaster zum Tore hinaus; in der Scheune begann die Dreschmaschine zu surren; in der Brennerei fauchte und schrie der Motor, und vor dem Kuhstall hielt ein gutbespanntes Gefährt und nahm die blanken Milchkannen auf, die Mägde heraustrugen und die eine stattliche Frau verlud. Neben dem Wagen sah Konrad eine hagere Gestalt und erkannte Johanne, die mit Notizbuch und Bleistift in den Händen die Zahl der Kannen aufzunehmen schien. „Das geht hier ja zu wie in einem Fabrikbetrieb!" sagte er. „Alle Achtung! Das ist eine andere Sache wie in den Jahren vor dem Kriege, und selbst zu Vaters Lebzeiten klappte nicht alles so auf die Minute!"

„Ja, das ist eben Johanne. Tüchtig ist sie ja, das muß man ihr lassen. Seit sie freie Hand hat, geht alles wie nach der Schnur. Und die Leute hängen an ihr . . ."

Konrad blickte hinüber, wo die dicke Frau, einen Männerhut auf dem Kopf, eben auf den Bock kletterte und die Zügel ergriff. Ein Junge nahm neben ihr Platz, und der blaulackierte Wagen mit den blitzenden Kannen klapperte fröhlich von dannen. Johanne schob das Notizbuch in die Tasche ihres Mantels; plötzlich sah sie Konrad und Christa. Sie zögerte einen Augenblick und machte eine Bewegung, als wollte sie in den Kuhstall zurückgehen. Dann aber winkte sie ihnen zu, stieß einen begrüßenden Ruf aus und kam mit großen Schritten herüber. „Du bist schon auf? Hätte ich das gewußt, dann hätte ich dich durch die Ställe geführt und dir alles Neue gezeigt, dir auch die Leute vorgestellt! Nun, nun, es wäre schon besser gewesen! Die sechs Jahre sind ja nicht spurlos vorübergegangen, am Hof nicht und auch nicht an uns." Sie ließ den Blick in die Runde gehen und sah Konrad gutmütig-nachsichtig an. „Du wirst dich über manches wundern, die Brennerei, die Spinnerei, aber ich denke, du wirst alles gutheißen. Sophie und ich haben ja unser möglichstes getan."

„Was sagt ihr immer von einer Spinnerei?" Konrad erinnerte sich, daß das Wort schon gestern abend gefallen war.

Johanne sagte: „Da mußt du Sophie fragen. Das ist ihre Sache," und ging durch den dämmerigen Stall auf die große Gestalt des Schäfers zu, der inmitten des Tiergewimmels stand und sich zum Aufbruch rüstete. „Maronde, du wirst dich freuen! Der junge Herr ist zurück!" Konrad aber, so gut es ihm gefiel, diesen alten Freund seiner Kindheit noch am Platze zu finden, meinte ungehalten bei sich selbst, daß sie auch wohl einfach hätte sagen können, der Herr sei zurück.

Der Schafstall war ein großer, scheunenartiger Raum, dessen hölzerne Decke von einzelnen Balken gestützt ward. Die niedri-

gen Krippen standen unregelmäßig verteilt, aber jetzt waren sie leer, denn bis Schnee fiel, wurde noch ausgetrieben. Die Herde, in Erwartung des nahen Aufbruchs, war in wogender Erregung. Die ungeduldigen, blökenden Schreie der Tiere in ihren verschiedenen Tonabstufungen klangen durcheinander, als würde ein seltsames Orchester gestimmt, und es war schwer, sich durchs Wort zu verständigen. Konrad bahnte sich mühsam den Weg hindurch, griff ein paar Hämmeln in den dicken, fettigen Pelz und stand schließlich doch vor dem Alten. „Maronde, wie alt bist du eigentlich?" fragte er und sah ergriffen in das Gesicht, das aus dem Urwald des grauen Bartes heraus schon in seiner Kindheit, wie ihm dünkte, nicht anders geblickt hatte als jetzt: braun, verwittert und mit Augen wässerig grau um kleine tote Pupillen, Augen, die auf das Sehen verzichteten, wenn es nicht nottat. Auch eben jetzt ging von ihnen kein Strahl der Erkenntnis aus; doch Begrüßung lag in der feierlichen Bewegung des Greises, als er die Hand hob und als sein Bart nun zu wallen begann. Er sprach; doch war in dem Getriebe der Schafe kein Wort zu verstehen. Er entblößte sein Haupt, daß die zerfurchte Stirn und die blanke geäderte Kuppel des Schädels sichtbar ward. Er hob sein Antlitz, und auch Konrad nahm unwillkürlich den Hut ab. Plötzlich, gleich einer unerwarteten Windstille, entstand eine Pause im Auf und Nieder des Tiergeschreis, und jetzt vernahm Konrad die Worte: „. . . übergib niemand deine Güter, daß dich's nicht gereue und müßtest sie darum bitten . . ." Dies war der Abschluß. Der Alte bedeckte sein Haupt wieder, schlug den weiten Mantel zusammen, setzte den langen Stab vor sich und, ohne die Herrschaft weiter zu beachten, ging er an ihr vorüber majestätisch dem Tor zu, dessen Flügel ein Knabe jetzt aufstieß. Die Herde drängte trappelnd hinter ihm drein, das Kläffen der Hunde begann, und der Morgenwind blähte den blauen Mantel des Schäfers, wie er zum Hofe hinauszog. Konrad verließ den Stall schweigsam hinter den Frauen.

Draußen wandte Johanne sich um: „Der spricht nur noch in alttestamentlichen Sprüchen. Was er da sagte, war aus der Weisheit Salomonis oder aus Jesus Sirach — was weiß ich?" Konrad antwortete mit einem zerstreuten Lächeln. Dann gingen sie zu den Kühen.

★

Als Konrad mit den Frauen nach dem Gang durch den Kuhstall und der Besichtigung der Brennerei dem Hause zuschritt, sah er von der anderen Seite her den zweiräderigen Wagen, den sogenannten Sandschneider, mit Falada davor, geführt von einem Stallburschen, vorfahren. Johanne sagte freundlich: „Ich würde dich bitten, sofort mitzufahren, und dir gar nicht erlauben, erst zu frühstücken, wüßte ich nicht, daß die Mutter und Jonathan drin auf dich warten und daß es ihnen eine Enttäuschung wäre, wenn du jetzt nicht kämest. Ich denke, wir machen heut nachmittag eine große Feldfahrt, auch nach dem Rohrbruch. Jetzt fahre ich ohnehin nur zu den Kartoffeln." Hiermit hatte sie schon den Wagen bestiegen und die Decke über die Knie gebreitet; ein leiser Zuruf setzte Falada in Bewegung.

Konrad und Christa gingen ins Haus. Eine leise Musik war darin, als sei es an eine tönende morgendliche Meditation hingegeben. Bei ihrem Eintritt verstummte das Harmonium, das zwischen zweien der vier Fenster stand. Jonathan, die Hände noch auf den Tasten, wandte den Kopf ein wenig und lächelte ins Leere. Ein schräger Strahl der Morgensonne ließ sein lockres Haupthaar metallen schimmern, und ging weiterhin über Maria Janichius' Kopf, ohne deren straffem Scheitel etwas anderes abzugewinnen, als ein trübes, glänzendes Gelb. Die Siere waren alle blond bis auf Konrad, der unter seinen rechten Geschwistern der einzige Dunkelhaarige war. Wenn er jemandem glich, so war es Johanne, die ihrerseits wieder der Mutter am ähnlichsten war. Jetzt eben sah Konrad nur das lichte Haupt seines Bruders und die Mutter, die ganz nah bei jenem an der Schmalseite des langen Tisches saß. Hoch und vornübergebeugt, auch in der Haltung an Johanne erinnernd, blätterte sie in der großen Bibel, die vor ihr lag. Sie trug ein grau und schwarz gestreiftes Kleid und eine kleine Spitzenhaube auf dem wellig gescheitelten silbrigen Haar. Weiße gekrauste Rüschen waren an Kragen und Ärmeln, und Konrad erkannte die Brosche an ihrem Halse, die zwei dicken ineinander verschlungenen Ringe aus Gold und schwarzer Emaille, die zu seinen frühsten Erinnerungsbildern der Mutter gehörte. Jetzt schob sie die Brille etwas hinauf, um Konrad entgegenzulächeln. Außer Maria Janichius saßen auch noch ihre beiden Kinder und Martha am Tisch, aber als Konrad sich neben der Mutter niederließ, hatte er wohl allen die Hand gegeben, aber sie hätten ebensogut nicht vorhanden zu sein brauchen. Er blickte angestrengt auf das wieder gesenkte Antlitz der Mutter und dachte: ‚Alles ist anders geworden.' Dann ging die Tür

auf, mit harten kleinen Schritten kam Sophie Brömse herein und begab sich auf ihren Platz. „Guten Morgen allerseits!“ sagte sie und nickte im Kreise umher. „Nun, dann wollen wir anfangen! — Nun?“ sagte sie ungeduldig und sah sich nach Jonathan um, als dieser nicht gleich zu spielen begann.

„Warte noch einen Augenblick, Jonathan!“ sagte die Mutter jetzt ernst, ohne aufzusehn. „Ich bin noch nicht ganz so weit . . .“ Sie blätterte wieder und strich dann mit der Hand über die gefundene Seite. „So. Jetzt kannst du beginnen!“

Konrad versuchte in den Choral einzustimmen, erschrak vor dem Ton seiner eigenen Stimme und blieb stumm, während er unbehaglich vor sich hinsah. Da die Familie in allen ihren Gliedern musikalisch war, so war der Gesang einigermaßen rein; aber der Ausdruck, mit dem seine Schwestern sangen, dünkte Konrad unerträglich. Alle drei saßen ihm gegenüber. Sophie sang laut, sicher, und ihr „Lobe den Herren!“ klang durchaus nur nach einer Ermahnung an die anderen, sonderlich an Konrad. Martha, schiefgeneigten Hauptes, sang mit der selbstzufriedenen Demut der Diakonisse und sehr innig. Maria hatte einen zweifellos beleidigten Anklang, indem sie Gott lobte, ohne für sich persönlich Anlaß dazu zu haben. Alle drei sahen ihn an, wie Konrad mit einem schnellen Blick festgestellt hatte: Sophie streng und ermunternd zugleich, Martha voll Rührung, Maria voll Vorwurf, vielleicht weil er lebte und glücklich schien, indessen Janichius moderte. Er hielt nun weiter die Augen niedergeschlagen und versuchte, mehr auf die spröden, ehrlichen Stimmen der Kinder, auf Jonathans halblautes Summen und auf Christas Singen an seiner Seite zu hören. Sie war die einzige, die unsicher einsetzte und versagte, sobald die Melodie die tieferen Lagen verließ. Die Mutter aber sang hoch, ein wenig zitternd und fast ausdruckslos; ebenso las sie gleich darauf das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden vor. Die Wahl dieses Abschnittes veranlaßte Konrad, fast erschrocken aufzublicken. Er begegnete dem Funkeln von Sophiens Brillengläsern, sah ihren verkniffenen Mund und wandte die Augen schnell ab. Nun traf er auf Jonathans lauschend vorgeneigtes Gesicht. Der Blinde hatte sich der Lesenden zugewandt und lächelte wieder, blicklos, still und geheimnisvoll.

Plötzlich seufzte Konrad tief auf. Die saubere Nüchternheit des Zimmers, die makellosen weißen Gardinen, die Bilder an den Wänden, Kupferstiche nach alten Gemälden, Prophetenköpfe, Kreuzabnahmen oder Madonnen, in ihren schmalen Rahmen, deren Gold vor Alter grünlich glänzte, das schwarze Ledersofa in der Ofenecke und darüber die Fülle von Familienporträts, Silhouetten, Daguerreotyps und rundgefaßte Photographien, über allem thronend das Ölbild der „bösen“ Großmutter mit dem grimmigen Mund, der Sophie ähnelte — diese ganze in ihrer beschränkten Vollkommenheit selige Atmosphäre hatte sich ihm wie ein Alp auf die Brust gelegt. Er vergaß, eine andächtige Haltung beizubehalten, rückte auf seinem Stuhl und blickte fast angstvoll im Kreise umher. Als aber die Mutter jetzt den Segen sagte, senkte er wieder gehorsam den Kopf und unterdrückte den feindlichen Gedanken, daß zu viele Frauen auf Brömseshof seien . . .

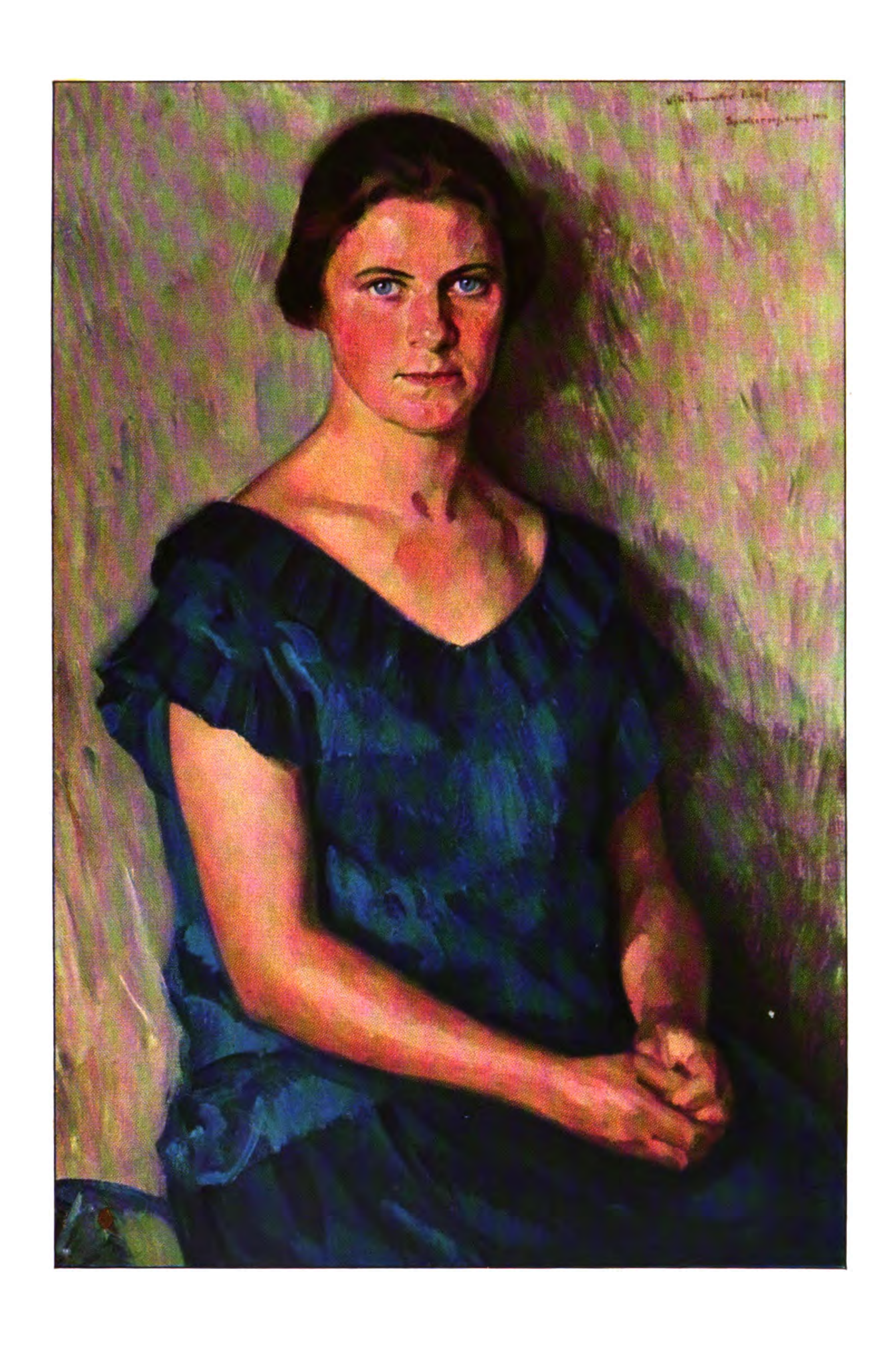
Zum Frühstück blieb außer der Mutter und Jonathan nur Maria zurück. Als Christa die Tassen gefüllt hatte, fühlte Konrad sich durch den beharrlich auf ihn gerichteten Blick Marias gezwungen, sie anzureden: „Nun, willst du nicht auch etwas nehmen?“ Er schob ihr den Brotkorb hin.

„O, ich habe wie die andern längst gefrühstückt, was denkst du!“ Sie holte eine Häkelarbeit hervor. „Wir sind Frühaufsteher, wir können uns das nicht leisten ...“ Sie kniff die Lippen zusammen und häkelte maschinenmäßig, ohne aufzublicken.

Frau Siere sagte langsam, in jenem geduldigen Ton, den Konrad früher nicht an ihr gekannt hatte: „Ja, es sind nur Jonathan und ich, die sich den Luxus erlauben können, nach der Andacht zu frühstücken. Und für gewöhnlich sind wir mit der Andacht auch eine Stunde früher dran. Das ist nur heute . . .“

In diesem Augenblick klopfte es, eine Magd erschien und bat, Frau Pastor möchte in die Küche kommen. Maria verließ das Zimmer. Die Mutter begann zu reden, hastig und kummervoll.

„Maria, ja, die hat es nicht leicht, und sie ist bitter geworden, ja, und es wird ihr schwer, wieder als Tochter zu Hause zu leben und keinen eigenen Haushalt zu haben. Aber was will sie, — sie ist ganz selbständig und kann tun und lassen, was ihr paßt, und redet ihr keiner hinein, am allerwenigsten ich, ja gewiß, am allerwenigsten ich, die doch das meiste Recht dazu hätte. Wenn sie sich fortwährend mit Johanne zankt wegen der Milch und wegen der Eier, und wenn sie sich mit Sophie nicht zu stellen versteht, das ist ihre Sache. Aber vom frühen Morgen an mit vergrämtem Gesicht



Bildnis des Frl. S. Gemälde von Willy Hugo Demmler

umhergehen, das darf sie doch nicht, und so habe ich nicht um euren Vater getrauert, das weiß Gott, das trug ich nicht so zur Schau." Sie sah ihre Kinder der Reihe nach an und blieb an Konrads Gesicht haften. „Nein, — so habe ich nicht — um Siere getrauert." Sie stockte. „Und auch nicht um Brömse. Und es war doch auch sehr schwer, das war es, wenn die Zeiten auch besser waren . . ."

„Es ist doch sonderbar," sagte hier Jonathan mit seinem ins Leere schweifenden Lächeln, „daß Konrad so gar keine Ähnlichkeit mit Vater hat."

„Wie kannst du das sagen?"

„Aber Mutter, das fühle ich, als sähe ich es! Wenn Vater zur Tür hereinkam, sein Schritt schon war anders. Er hatte ein anderes Licht um sich — wie, das kann ich dir nicht erklären — es ist das Licht, das ich an Menschen erst sehe, seit ich blind bin. Und wenn ich seine Hand halte — Vaters Hand ist das nicht — Vaters Hand war doch so merkwürdig weich — das ist deine Hand oder Johannes Hand, aber auch nicht Eure Hände, Onkel Peter, der gab ähnlich die Hand, früher, als er noch Kraft hatte . . ."

Frau Siere war in sich zusammengesunken. Sie blickte geradeaus und murmelte: „Ja, alles, was wahr ist; ein Brömse ist er, er ist ein Brömse, mein Sohn . . ." Und richtete dann die Augen wieder auf Konrad, als könne sie selbst es kaum fassen, daß er so aussehe.

„Nun aber, — es steht ihm ganz gut," ließ sich Christa heiter vernehmen.

„Das ist schön," sagte Jonathan ernsthaft, „es gibt so viele Menschen mit unkleidsamen Köpfen, ich erinnere mich daran und bin meist ganz zufrieden, das nicht mehr sehen zu müssen."

Konrad, der dem Gespräch zuletzt mit einiger Ungeduld zugehört hatte, sagte jetzt unvermittelt: „Maria also hat, so scheint es mir, den Haushalt unter sich. Johanne arbeitet als Inspektor. Was Sophie tut, ist mir noch nicht so ganz klar, aber ihrem Auftreten nach ist sie — ja, wie soll ich mich ausdrücken? — jedenfalls ist sie sicher im Sattel. Nun wüßte ich gerne, was für mich zu tun übrig bleibt, nicht wahr? Wie denkst du dir die Sache in Zukunft, Mutter?"

Er hatte leicht und heiter gesprochen. Jetzt griff er nach dem Teller mit Wurst. „Wenn ihr nur fühlen könntet, wie gut mir die deutsche Kost wieder schmeckt! So eine Wurst mit eingeschrumpelter Haut und dem Geschmack nach Wacholderrauch gibt es auch auf der ganzen Welt nicht. Nur zu Hause auf Brömseshof. Und das Brot! Ach, das Brot! Ja, — wie ist es also? Wie sollen wir uns nun einrichten, Christa und ich?"

„Ihr bekommt das große Zimmer rechts vom Flur, Konrad," sagte die Mutter schnell und mit einem Ton von Demut, der Konrad beunruhigte. „Ja, das große Zimmer von Vater und mir, so wie es 1914 beschlossen war. Wir werden es einrichten, sobald die Wäsche vorbei ist, wir haben in der Nacht noch alles besprochen. Ich ziehe hinauf in die Gaststube, ins Altenteil, nun ja, da gehöre ich hin und tue es gern, es war mir schon längst zu unruhig unten. Das kleine Zimmer daneben bekommt ihr auch, da kommen Christas Möbel hinein, die sie mitgebracht hat. Ihr sollt es schon gemütlich haben. Ihr sollt es gut haben. Du sollst es einmal fühlen, daß du wieder zu Hause bist, mein Junge." Ihre Hand auf Konrads sprach Frau Siere weiter, ohne dem Sohn in die Augen zu blicken. „Auf Ruhe hast du jetzt Recht. Jetzt lebe dich erst einmal ein. Laß es sachte angehen. Jetzt ist Oktober, jetzt kommt der Winter, was ist jetzt groß zu tun? Sophie und Johanne werden dich in alles einführen und dir dann zum April übergeben . . ."

Es entstand ein Stillschweigen, während dessen Konrad vergeblich versuchte, zu erfassen, was ihn denn eigentlich beunruhigte, ob es die Worte der Mutter waren, oder ihr Ton, der so sonderbar hastig und traurig war, als wiederhole sie eine Lektion, die ihr selbst nicht gefiel.

„Es bleibt, — es bleibt alles beim alten, mein Junge," sagte Frau Siere und nickte ihm zu wie ein Kind, das alles verspricht, um eine peinliche Auseinandersetzung schnell zu beenden.

*

Für den Nachmittag war die Feldfahrt angesetzt. Ohne mit jemand darüber zu sprechen, schickte Konrad ein Mädchen aus der Küche in den Stall, mit dem Befehl, um drei Uhr, gleichzeitig mit dem Wagen, Falada gesattelt vorzuführen. Warum er das heimlich tat, erklärte er sich selbst nicht; als er aber zum Reiten angezogen vors Haus trat, sah er den Wagen über den Hof herankommen, von Falada jedoch keine Spur. Mischa selbst saß auf dem Bock und senkte die Peitsche mit einem Gesichtsausdruck, der gleichzeitig unterwürfig und voll unbefangener Dreistigkeit war. Konrad fühlte, wie ihm das Blut in den Kopf stieg.

„Wo bleibt das Pferd?" fragte er zornig, indem er dicht an den Wagen herantrat. Der Kutscher wandte sein rundes rotes Gesicht von den Pferdeohren ab und ihm zu,

blickte aber über ihn weg zur Haustür, aus der hinter Konrads Rücken soeben Johanne und Christa traten. „Kann sich Falada nicht reiten, armes Luder. Mischa heute morgen nicht verstanden,“ sagte er eintönig.

Konrad wandte sich nach Johanne um. „Was soll das heißen?“ fragte er. „Ich habe mir den Gaul zu drei Uhr bestellt, und jetzt ist er nicht da!“

Johanne zog langsam die Lederhandschuhe über ihre starken Hände. „Welches Pferd hast du bestimmt? Falada? So, ja, das tut mir aber herzlich leid, daß du nicht mit mir gesprochen hast! Falada stolpert, ist auch vor dem Wagen nur mit Vorsicht zu gebrauchen.“

Auf einen Wink von ihr war der Kutscher abgestiegen. Johanne kletterte auf den Bock und ergriff den Zügel. Von oben sah sie nachdenklich auf ihn. „Was tun wir da?“ sagte sie, bekümmert, wie es schien, und blickte von Konrad zu Christa.

„Nun, dann fährt er heute!“ sagte Christa aufmunternd. „Da kannst du ihm doch auch alles besser erklären.“

Konrad sagte finster: „Ich traue mir doch zu, allerlei von Pferden zu verstehen, und ich weiß nicht, warum der Wallach nicht gut sein soll . . .“

„Du kannst ihn ja morgen versuchen, Konrad, vielleicht gelingt dir ein Wunder. Sonst werden wir für ein Reitpferd sorgen. Wir verkaufen das zweite Paar Kutschpferde, das ist schon lange geplant. Heute wäre es mir allerdings auch lieber, du säßest hier oben bei mir.“ Sie lächelte ihn an. Ihr hartes Gesicht bekam dabei den Ausdruck gutmütiger Überlegenheit.

„Meinetwegen!“ brummte Konrad und stieg auf. Christa kletterte in den Wagen, im letzten Augenblick kam Sophie hastig aus dem Hause, eingeknöpft in ihren zu engen, schwarzen Mantel, mit einer ledernen Autokappe auf dem Kopf. Sie nahm Platz neben Christa. Als die Pferde anzogen, hob Konrad unwillkürlich die Augen zum Hause empor und erblickte am Eckfenster die Mutter, die dort stand und mit vorgerecktem Kopf nach dem Wagen spähte. Grüßend hob er die Hand; doch da war sie verschwunden.

„Wer wohnt denn jetzt im Inspektorhaus?“ fragte er etwas mißlaunig, während der Wagen zum Hoftor hinausrasselte.

„Niemand,“ antwortete Johanne und sah von der Seite flüchtig prüfend nach ihm, der das freundlich grün umrankte Haus mit den geschlossenen Läden musterte. „Unten hat Sophie ihre Arbeitsstube, sonst steht es leer. Ja, es ist freilich eine fast sündhafte Raumverschwendung. Wir hatten schon gedacht . . .“

„Was hattet ihr gedacht?“

„Ach, nichts Besonderes. Man könnte Balten aufnehmen, was meinst du?“

„Wozu?“ fragte Konrad maßlos erstaunt. „Über kurz oder lang werde ich doch wieder einen Inspektor hineinsetzen.“

„Du wirst was . . .?“

„Einen Inspektor nehmen. Ich werde doch nicht ohne Inspektor wirtschaften!“ Hier bekam er einen ziemlich derben Stoß in den Rücken, und Sophie rief ihm ins Ohr: „Paß doch auf, Konrad! Das Pastorat, Konrad! Na, nun ist es zu spät . . .“

Herumfahrend sah Konrad gerade noch eine Hand aus einem Fenster des langgestreckten niedrigen Pfarrhauses winken. Sophie, zurückgewandt, bewegte ihre kurzen, von schwarzen Stoffhandschuhen überzogenen Hände leidenschaftlich in der Luft. Christa saß still und lächelte Konrad süß und vertraut an, als habe sie auf sein Umwenden gewartet. „Auf dem Rückweg,“ sagte er, ganz beklommen vor Glück, „auf dem Rückweg ist ja immer noch Zeit.“

„Das war aber eine Enttäuschung für den alten Herrn, daß du nicht hingesehen hast!“ schrie Sophie vorwurfsvoll und sehr laut, um die Räder zu übertönen, die über das Dorfpflaster rasselten.

„Dio mio, er wird's überleben, denk' ich, — was meinst du?“ brummte Konrad.

‚Einen Inspektor?‘ dachte er und setzte sich wieder zurecht. ‚Natürlich werde ich einen Inspektor nehmen!‘ Auf einmal hatte er nicht übel Lust, sich zu zanken. ‚Was denken sich diese beiden Damen eigentlich?‘ Über die Schulter zurück suchte er Christas Blick, ihr Einverständnis mit seinen Gedanken. Und wunderbar, sie schien wirklich um diese Gedanken zu wissen! Sie hob den Finger und berührte ihre Lippen; ihre Augen waren zärtlich, die Gebärde voll heimlicher Warnung. Betroffen wandte er sich ab.

Der Wagen sprang vom Pflaster der Dorfstraße auf den sanfteren Grund eines Feldwegs. Die Pferde trabten gemächlicher. „Die Steinwiese!“ sagte Konrad voll Staunen. Denn hier, rechts des Weges, war eben nicht mehr der unebene Anger mit dem flachen Weiher in seiner Mitte, dieses von Feldsteinen übersäte Stück Unland, auf dem die Gänse des Dorfes zu grasen pflegten! Aufgeteilt in viele kleine Ackerstücke war jetzt Kartoffelland hier, zum Teil schon abgeerntet und gepflügt. Auf manchen Stellen waren Frauen und Kinder noch beim Sammeln der Knollen.

„Der Teich — es waren Salamander darin . . .“

„Ja, die ließen sich nicht braten und wir mußten in den letzten Jahren leider manches ausschließlich von diesem Standpunkt aus ansehen.“ Johanne ermunterte die Pferde, die in Schritt verfallen waren, zu einer schnelleren Gangart. „Den Teich haben wir trocken gelegt, er war ja schon von selbst am Versanden. So haben doch zehn Familien Anteile bekommen können.“

„Und die Gänse?“

Sophie, die sich vorgebeugt hatte, um zuzuhören, klopfte ihm auf den Rücken und rief eifrig: „Die werden jetzt nach dem Gutsteich getrieben, jawohl, das haben wir erlaubt! Und jeder Besitzer liefert uns dafür jährlich eine Gans, seitdem halten wir selbst gar keine mehr. Praktisch, nicht wahr?“

„Das freut dich wohl?“ fragte Konrad zurück, halb erstaunt und lächelnd, wobei er wieder Christas Lächeln begegnete. Er war diesmal rückhaltlos entzückt. Er blieb mit den Augen an ihrem Gesicht hängen, während Sophie ihm ins Ohr rief: „Na, wie soll ich nicht? Denk doch nur mal an . . .“

Eine rechnerische Aufstellung folgte. Ehe sie abgeschlossen war, wandte sich Konrad, immer noch lächelnd, wieder nach vorn. „Sag' mal, Sophie hat wohl auch das Federvieh unter sich?“ fragte er halb zerstreut.

Johanne schwieg einen Augenblick. Dann sagte sie langsam: „Das nicht. Nur die Geldsachen.“ Nach einer Weile setzte sie hinzu: „Das Geflügel hat jetzt Maria neben der Küche übernommen. Früher hatte es Christa. Jetzt hat Christa den Garten.“

„Den Garten? Aber das weiß ich ja noch gar nicht. Christa!“

Als Johanne jetzt die Pferde zum Stehen brachte und begann, sich über die Fruchtfolge auf den zu beiden Seiten des Weges gelegenen Schlägen auszulassen, begegnete sie seinem verlorenen, seligen Blick, stutzte und sprach dann selbst lächelnd still weiter, freundlich, aber plötzlich sehr beiläufig. Er bemerkte es, zog die Brauen zusammen und stellte finster ein paar sachliche Fragen. Warum man es nicht mit Naturdünger versuche, wenn es an Kali mangele? Und warum er keine Kornmieten sähe, — das müsse ihn wundern . . . Johanne antwortete sogleich sehr geduldig. Hier sei nun einmal der unzureichende Vorrat an künstlichem Dünger auf einmal verwandt und einige Felder ausschließlich damit behandelt. Anderswo habe man Stalldung gestreut oder Grünzeug untergepflügt. Was die Mieten beträfe, so würde er auf der Rückfahrt schon sehen, ja, das sei eine kleine Überraschung für ihn. Die Pferde zogen wieder an.

„Habt ihr Feldscheunen gebaut?“ fragte Konrad begierig.

Johanne lächelte geheimnisvoll, ohne zu antworten.

„Jetzt bin ich aber wirklich auf das gespannt, was Mutter bei Tisch die Darlegung der wirtschaftlichen Lage nannte!“ sagte Konrad, der sich, so gut es ging, seitlich gesetzt hatte, um Christa ansehen zu können.

„Das ist aber gar nicht so ohne weiteres von heute auf morgen möglich,“ äußerte Sophie sich schnell und streng. „Mutter denkt sich das so. Da hättest du deine Ankunft wirklich ein paar Wochen vorher anmelden müssen!“

„Nun ja, nun ja, es ist mir auch nicht so darum zu tun.“ Konrad, den mit dem Durchbruch der Sonne durch die ziehenden blaugrauen Wolken ganz unversehens eine prächtige Laune überkommen hatte, lachte Christa zufrieden in die Augen. „Die Hauptsache ist ja das Land. Und damit steht es doch unvergleichlich. Ach, weißt du, laß mich jetzt fahren!“ Er fand es plötzlich doch besser, Christa nicht zu sehen, da er sie doch nicht anrühren konnte. Johanne ließ ihm mit leisem Zögern die Zügel. Die Pferde spürten die fremde Hand und zogen scharf an. Auf einmal vergaß Konrad alles, außer dem Grund und Boden, mit dem er, wie es schien, jetzt erst richtig in Fühlung kam. Ungewollt gaben seine Hände den Eigenheiten des Weges nach, er hatte jede kleine Steigung noch im Gefühl. Und während er nun seine Blicke mit voller Sammlung über das Gelände gehen ließ, hörte er aufmerksam auf die ruhige Stimme der Schwester, folgte ihrer deutenden Hand und merkte dies und jenes in seinem Gedächtnis an. „Ihr habt bauen lassen!“ sagte er überrascht, als das Kieferngehölz durchfahren war, das die Schäferei bis zuletzt den Augen verdeckt hatte. Der grasige Platz, vom langen, niederen Schafstall gegen den Wald zu begrenzt, lag im schrägen Spätnachmittagsschein vor ihnen. Trog und Pfahl des alten Ziehbrunnens ragten inmitten und drüben unter der vom Oktober vergoldeten Linde raste der Wachhund an seiner Kette. Unter dem Strohdach des Schafmeisterhauses glühte es noch von Geranien und hängender Kresse: das alles war wie einst; neu war das rote Ziegelgebäude, das, langgestreckt und nicht höher als der Stall, den Platz nun gegen den Teich zu abschloß.

Johanne nahm Konrad die Zügel ab.

„Ich bleibe sitzen. Sophie wird dir zeigen. Nun, die Herde ist draußen, aber die ist jetzt eben auch nicht die Hauptsache."

Sophie erklärte, während sie eilfertig neben seinen langen, ruhigen Schritten einherschob. Christa ging an seiner Rechten und ihre Schulter streifte zuweilen seinen Arm. Schon 1914 war hier Grund ausgehoben worden, um das Altenteil für die Brömsesschwestern zu errichten. Damals war ja nun allerhand dazwischen gekommen . . . Dann folgten Jahre, die dem Landwirt günstiger waren als anderen Ständen. Freilich nicht alle Güter waren derart verwaltet, daß sie von dieser Lage Gebrauch hatten machen können. Sophie sah auf das Haus, verliebt, soweit dieser Ausdruck ihren Zügen möglich war. Jetzt vernahm Konrad das gleichmäßige auf- und abschwellende Surren, das aus dem Hause drang, als arbeite dort ein emsiger Motor. „Die Spinnräder!" sagte Christa.

Das Haus hatte zwei Türen, an jedem Ende eine, rechts und links davon je ein Fenster, und in der Mitte eine Reihe von vier solchen Fenstern mit spiegelnden Scheiben und Blumentöpfen davor. Hinter diesen befand sich in der Mitte des Hauses der Arbeitsraum. An den Gängen zu seinen beiden Seiten lagen die Kammern, in denen die Frauen zu zwei mal zweien wohnten. Denn, so sagte Sophie, das Haus sei ein Spittel, wenn auch nicht gerade das geplante für Johanne und sie! Vielmehr seien hier acht Altchen — sie sagte Altchen — vom Dorf untergebracht, die sonst kein Auskommen hätten. Sie öffnete die erste Tür zur Linken und zeigte die mit zwei Betten und einfachen Geräten ausgestattete Kammer. Ganz ohne Überlegung sagte sie salbungsvoll: „Siehe, eine Hütte Gottes bei den Menschen!", wies auf eine hölzerne Tafel an der Wand, die in Brandmalerei diesen Spruch trug, und schloß die Tür wieder, ehe noch Konrad den bösen Gedanken, daß es in Gottes Hütten eigentlich bessere Luft geben müsse, zu Ende hatte denken können. Er war übrigens verwirrt, ratlos und fühlte sich überrumpelt. Während er im Arbeitsraum die alten Frauen begrüßte und Wohlwollen zur Schau trug, stellte er innerlich zornig fest, daß die Abmachungen von 1914 in gewisser Weise umgestoßen worden seien: hierher, wo nun eine Art Armenhaus stand, würden Sophie und Johanne natürlich nicht ziehen, hier würden sie sich nicht das hübsche kleine Haus hinbauen, das damals geplant gewesen war. Wohin aber sonst?

Als sie nach der Begrüßung der Insassinnen wieder ins Freie hinaustraten, atmete er tief auf. Der zwischen ängstlich festgeschlossenen Fenstern stehende Dunst von alten Menschen, alten Kleidern, — von Wolle, Flachs und irgendeiner Kohlspeise, die es zu Mittag gegeben haben mochte, das mußte hinaus aus den Lungen — so! Christa lachte. „Du hast recht — ach!"

„Sag', ist es nicht fein, was Sophie da geschafft hat?" fragte Christa hastig und berührte seinen Arm mit sanftem Druck.

„Aber vorzüglich, ganz großartig. Ich frage mich nur, woher ihr die Zeit, — woher ihr das Geld zur Ausführung solcher Pläne genommen habt . . ."

Sophie überhörte das Lob, das zu spät kam. „Was die Zeit und das Geld betrifft, da laß dir nur sagen: wo die richtige Liebe ist, da findet sich alles, und wenn Johanne und ich nur früher freie Hand gehabt hätten, da hätte wohl Pastor Hoffmann auch früher willigere Werkzeuge für Gottes Absichten hier gefunden . . ."

„Nun, nun, Sophie!" Johanne blickte mit leise mahnendem Kopfschütteln vom Bock herunter, denn jetzt stand man am Wagen.

„Ach was, verliebten Leuten kann man alles sagen, sie hören doch nicht hin, — leider!" Sophie erkletterte mit forschen Bewegungen den Platz an der Seite der Schwester. „Und du steig nur hinten ein und sitz' neben Christa, Konrad, sonst hast du das Gesicht doch wieder die ganze Zeit im Rücken." Nach einigen Minuten wandte sie sich nach ihm um und zeigte etwas wie ein versöhnliches Lächeln: „Na, ist ja auch alles in Ordnung, wie? Soll ja gar nicht anders sein! Na also!"

Konrad blickte mit finsterer Stirn über sie hinweg. Er fühlte in der Tat keinen anderen Wunsch als den, mit Christa allein zu sein. Selbst die neue, steinerne Feldscheune am Eingang des Dorfes, in das sie von einer anderen Seite her als vorhin einfuhren, entlockte ihm nur zerstreute und künstliche Teilnahme.

★

Indessen war die Zeit bis zum Abend noch lang, und in Konrad wuchs ein ihm bisher unbekannter, stiller Groll gegen seine Familie, eine sonderbare Verzweiflung darüber, auf einmal nicht mehr allein unter gleichgültigen Fremden in einem Hause zu wohnen. Immerhin beherrschte er dies rebellische Gefühl einstweilen noch gut und gestand es sich selbst kaum zu. Er nahm in leidlicher Haltung an dem gemeinsamen Nachmittagsimbiß teil und antwortete munter und eingehend auf die Fragen der

Mutter nach seinen Eindrücken vom Stande der Wirtschaft. Dabei unterdrückte er ganz bewußt allerlei Bemerkungen, die er eigentlich für wichtig hielt. Wichtiger als alles andere war jetzt eben das sanfte, schimmernde Antlitz von Christa ihm gegenüber und die gelassenen Bewegungen ihrer Hände, mit denen sie auch jetzt Jonathan bediente. Es gelang ihm, einen kurzen Gang durch den Garten mit ihr zu machen, ehe die anderen sich zur Abendpromenade auf dem Pflasterweg zusammenfanden. Sie gingen nebeneinander hastig den breiten Mittelweg zwischen der mit Buchs eingefaßten Rabatte hinauf und bogen oben am Zaun bei der Laube nach links ab. Hier waren sie durch das Dickicht der Beerensträucher gedeckt. Sie ergriffen einander bei den Händen und gingen nun langsam durch den süßen, modrigen Herbstduft.

„Blühn denn noch Veilchen?" fragte Konrad tief atmend.

„Viele . . ." Christa bückte sich eifrig und suchte zwischen dem Efeu am Zaun. „Warte!" Sie befestigte ihm ein Büschel im Aufschlag seiner Joppe. „Wie groß du bist!" murmelte sie befangen, ohne ihn anzublicken.

„Größer als früher?" lächelte er.

„Ich glaube . . ."

Sie legte die Hände auf seine Schultern, von ihm umfaßt hob sie nun auch die Augen zu ihm. Da brach der Hund durchs Gesträuch und nah, ganz nah rief plötzlich Martha: „Wo steckt ihr denn, ihr beiden Ausreißer!"

Auch dieser Spaziergang nahm ein Ende. Daß zum Abendbrot Pastor Hoffmann mit seiner Frau und Verwandte von Christa aus der Nachbarschaft erwartet wurden, war im Grunde erfreulich, dachte Konrad, als er dann eine Stunde vor Tisch über den Flur ging, um Peter Brömse zu begrüßen. Der Abend würde schneller hingehen, wenn die Familie nicht ganz unter sich war. Der Alte schien übrigens heute einen lichteren Tag zu haben als gestern. Zwar beschränkte er seine Antworten auf einige unverständlich geknurrte und gebrummte Töne, doch klang dies Wenige wesentlich behaglicher als sein Begrüßungsgemecker am vorigen Abend, und der Blick, mit dem er den heimgekehrten Neffen musterte, schien eher von nagendem Kummer beschwert als boshaft. Als nun Martha das Schachbrett mit den aufgestellten Figuren zwischen die beiden setzte, rückte der Onkel sich sogar mit sichtlichem Vergnügen in seinem Sessel zurecht, und die zitternden Hände brachten so sichere Züge zuwege, daß es Konrad nicht einmal schwer fiel, sich besiegen zu lassen. Dieser Sieg nun setzte der guten Laune des Alten die Krone auf. Er brach das Schweigen, mit dem er die ganze Zeit über dem Schachbrett gebrütet hatte, ließ jenes hohe, zwischen Hüsteln und Kichern schwankende Gelächter vernehmen und triumphierte: „Nein, nein, so leicht ist Vater Peter nicht matt zu kriegen, o nein!"

„Na, darum keine Feindschaft weiter!" sagte Konrad gemütlich und half ihm zu der Pfeife, nach der er suchte. Während er etwas ungeduldig zusah, wie der alte Mann sich über und über mit Tabak bestreute — er hatte eigensinnig darauf bestanden, selbst zu stopfen — und sich dann vorneigte, um ihm Feuer zu geben, zog es ihn unwiderstehlich, den Kopf zu wenden. Er spähte aus dem Lichtkreis der Lampe in das Dunkel neben der Tür: ja, dort stand jemand, der lautlos eingetreten sein mußte. Es war die Mutter. Sie rührte sich nicht und blickte still hinüber auf die beiden Männer. Jetzt atmete sie tief, es klang wie ein Seufzer. „Ich will dich holen, Konrad," sagte sie. „Der Pastor ist da." —

Im Verlauf des Abends, der sich schlecht und recht hinschleppte, genau so wie Konrad derartige Abende mit ihrem Aufwand von vorzüglichen Bratkartoffeln, Eiern, Schinken und dünnem Tee von früher her in der Erinnerung standen, überkam den Heimgekehrten eine Einsicht, und zwar die, daß die Menschen auf Brömseshof nicht so sehr sich verändert hatten, wie es ihm zu Anfang geschienen, als daß er selber neue Augen bekommen hatte und alles anders sah. Er erblickte Christas Verwandte, den alten Roland von Damm mit seiner Frau und seiner ältlichen Tochter, die er alle drei doch von jeher kannte, wie Vertreter einer kaum noch für möglich gehaltenen ausgestorbenen Menschenklasse, und die genießerische Sentimentalität, mit der sich diese Familie über alle unerfreulichen Ereignisse hermachte, berührte ihn fast grausig wie das Treiben von Aasgeiern. Indessen sah er mit Staunen auf Pastor Hoffmann, der ihm früher eben nur der Pastor gewesen war. Das war ja ein Mensch! Ein Mann, der kein Wort aussprach, das nicht seinem Gegenstand angemessen war, ob es sich um den Fehltritt der Dammschen Mamsell handelte oder um die neue Regierung.

Außer Konrad und Christa saß noch jemand ein wenig außerhalb des Kreises, still vor sich hinlächelnd: Jonathan, der eine schwarze Katze streichelte, die schnurrend auf seinen Knien lag.

„Wie hast du wohl in den letzten Jahren deine Abende verbracht, Konrad?“ fragte Frau von Damm jetzt im Tone wissender Wehmut.

„Na, jedenfalls nicht immer so trocken!“ Konrad, in dem eben noch seltsam visionär die Vorstellung von sternenhellen Nächten erstanden war, die er einsam im Freien verbracht hatte, um die Qual und Unruhe des Heimwehs reitend loszuwerden, blickte herausfordernd hinüber.

„In Mexiko gilt das Alkoholverbot wohl nicht?“ fragte Maria in das folgende Schweigen hinein und ließ die Stricknadeln klirren.

„Nein, liebe Schwester, und hier, soviel ich weiß, auch nicht. Könnte ich nicht einmal den Weinkellerschlüssel bekommen?“

„Was?“ fragte Sophie fassungslos.

„Den Weinkellerschlüssel! Er will den Weinkellerschlüssel . . .“ Maria und Martha sprachen aufgeregt durcheinander.

„Nein!“ Sophie klopfte mit der Faust auf den Tisch; entschieden vergaß sie sich völlig.

„Doch — Sophie!“ mahnte leise Johanne.

„So gib ihm doch den Weinkellerschlüssel!“ sagte Frau Siere mit Empörung im Ton. „Wenn es eine Gelegenheit gibt, so ist es doch diese!“

Auf einmal lag ein Schlüsselbund in Konrads Hand, hergezaubert aus Sophiens Strickbeutel: „Ich gehe aber mit!“ Mit einem letzten Versuch zur Selbstbehauptung arbeitete sie sich aus ihrer Ecke hervor.

„Schon gut, bemüh' dich nicht, bitte! Meine Frau kommt mit. Christa, willst du so gut sein . . “

Als er nach einer Weile wieder eintrat, trug er zwei Flaschen Margaux und Christa ein Brett mit Gläsern.

„Ich hoffe, er hat die richtige Temperatur.“ Er schenkte bedächtig und heiter ein.

„Mir nicht, bitte!“ sagte Sophie scharf. „Mir auch nicht!“ schüchtern Martha.

„Es war noch heißes Wasser in der Küche, da haben wir ihn gleich angewärmt. Nun, was meinen Sie, Herr Pastor?“

„Ausgezeichnet!“ lobte Hoffmann.

„Wir sprachen eben davon, daß wir uns das in den letzten Jahren so ganz abgewöhnt haben,“ sagte Frau Siere wie zur Entschuldigung von Sophie. „Aber es ist ja wahr, warum hat man ihn, wenn niemand ihn trinkt? Ja, wo kein Herr im Hause ist . . .“ Sie trank, kostend in kleinen Schlucken. „Den hatte Onkel Peter immer so gern . . .“

„Jedenfalls liegen noch ganz hübsche Vorräte da unten, die wollen wir doch nicht verkommen lassen,“ sagte Konrad behaglich und überhörte Sophiens höhnisches Schnaufen: „Doch gut, daß du wieder da bist und nach dem Rechten sehn kannst!“

„Jawohl, jawohl doch, liebe Schwester! Und darauf wollen wir anstoßen!“ —

Eine Stunde später saß er auf Christas Bettrand. Die Gaststube war ihnen gemeinsam eingeräumt worden, bis auf weiteres, da sich der Einrichtung der ihnen zugedachten Zimmer nach Sophiens und Marias Meinung einstweilen verschiedene wirtschaftliche Schwierigkeiten entgegenstellten. Aus vertraulichem Geplauder glitten sie sacht und glückselig in immer holdere Nähe hinein, ohne es selbst zu bemerken; süß und natürlich tat Knospe um Knospe sich auf.

„Du, und dann hatten sie sich ausgedacht, wir sollten ins Inspektorhaus ziehen und dort wohnen,“ sagte Christa plötzlich nach einer stummen, versunkenen Pause. Konrad richtete sich so jäh auf, daß ihre um seinen Nacken verschlungenen Hände sich lösten.

„Wir sollen . . . Ich? Na, diese Weiber sind doch des Deubels! Aber sie sollen was erleben!“

Er starrte eine Weile mit erbittert gerunzelten Brauen ins Licht. Dann sah er wieder Christa in die Augen und lachte. „Jetzt jedenfalls, — jetzt bin ich zu Hause . . .“

Und er löschte das Licht. —

★

Warum verreist ihr eigentlich nicht ein wenig?“ fragte Jonathan an einem der nächsten Tage. Er fragte sanft und beiläufig, während er die Hände auf den Tasten des Flügels ruhn ließ. Er machte eine Pause in seinem Spiel, fragte und spielte dann weiter. Konrad aber hatte aufgeblickt und Christa angesehen wie von einem erleuchtenden Einfall berührt. Warum war er nicht selbst darauf gekommen und wie konnte der blinde Bruder von seiner, Konrads, inneren Ungeduld, von seiner verzweifelten Sehnsucht, einmal allein mit Christa zu leben, wissen?

„Warum, ja warum verreisen wir nicht einfach, Christa?“ hatte Konrad wiederholt, und Christa hatte beseligt geflüstert: „Eine Hochzeitsreise, jetzt noch, wie herrlich, Konrad!“

So war es gekommen, daß Konrad abends im Familienkreise Mitteilung von diesem Plan gemacht hatte, ruhig und sicher, und ohne seine Ausführung auch nur im geringsten in Frage zu stellen. Der Widerstand, den er mehr oder weniger streitlustig

erwartet hatte, blieb aber aus. Zwar hatte Frau Siere ausgesprochen erschrocken zu Sophie hinübergespäht und hatte Atem geschöpft, als beabsichtige sie, sogleich etwas zu Konrads Unterstützung vorzubringen. Zwar hatte Johanne mit einem Blick auf Christa die Brauen gehoben, auch erschrocken, aber anders erschrocken als die Mutter, und Maria hatte den Mund verzogen und über ihrer Häkelei kurz mit dem Kopf genickt, als bestätigten peinliche Erwartungen sich. Doch hatte Sophie, von deren Entscheidung es ja scheinbar abhing, ob der Plan gutzuheißen oder als unzeitgemäß und exzentrisch zu betrachten sei, nur stark mit der Brille gefunkelt, hatte nicht ganz unfreundlich: „Hm ...“ gebrummt und mit den kurzen Fingern auf der grünen Tischdecke getrommelt. „Du scheinst also anzunehmen,“ sagte sie, „daß du in der Lage bist, dir das zu leisten.“

Konrad war aufgefahren. Allerdings, hatte er ausgerufen, nehme er das an, müsse es annehmen, nach dem gehobenen Zustand, in dem er das Gut vorgefunden! Wenn man es ihm aber verdenken wollte, daß er sich nach den Jahren, die hinter ihm lägen, ein wenig gute Zeit gönnte, so sei er auch sehr wohl imstande, auf alle Beihilfe zu verzichten! Soviel habe er selbst — er schlug sich auf die Hüfte — doch noch im Beutel, und wäre das nicht der Fall, nun, so werde Christas Vermögen wohl zugänglich sein!

„So. Du bist also im Bilde darüber, wie vorsichtig deine Frau war . . . “

„Was soll das heißen?“

„Wir haben noch gar nicht von den dummen Geldgeschichten gesprochen,“ hatte Christa nun sanft und errötend erklärt, und während Sophie „Echt!“ ausgerufen hatte und die Mutter, bestärkt durch eine zustimmende Bewegung von Johanne, wenn schon mit bebender Stimme: „Christa hat damit richtig, ganz richtig gehandelt!“ versichert hatte, war Konrad aufgesprungen und hatte mit Nachdruck seine Aufklärung über die Vermögenslage des Gutes gefordert, die ihm dann auch noch am gleichen Abend im Beisein der Mutter, Christas und Johannes durch Sophie an der Hand der Bücher und Dokumente geworden war.

Die Situation der Besitzer von Brömseshof war in der Tat augenblicklich so günstig wie seit Jahrzehnten nicht. Durch eine glückliche Anpassung des Anbaus der Bodenerzeugnisse an die Bedürfnisse der Kriegsjahre waren Abschlüsse mit Städten und zeitweise auch mit der Heeresverwaltung zustande gekommen, die einen erhöhten Umsatz und einen ungewohnt starken Zustrom von Geld zur Folge hatten. Mit diesem Geld hatte Sophie alsbald auf geschickte Weise begonnen zu spekulieren, wobei ihr die freundlichen Beziehungen zugute kamen, die sie, unbeschadet ihrer strammen nationalkirchlichen Einstellung, zu Herrn Goldacker, dem Getreideagenten und Bankier, in der Kreisstadt unterhielt und die schon vor dem Kriege bestanden hatten. Sophie bekam Tips von ihm, so frisch, als sie sie nur wünschen konnte, und war den Besitzern der Umgegend immer eine Länge voraus, was die Kenntnis der Kurse betraf.

Was nun Christas Vermögen, den Erlös vom Verkauf ihres kleinen väterlichen Gutes, anging, so war er, ebenfalls dank Herrn Goldackers Gönnerschaft, günstig genug angelegt und Goldacker wachte darüber. Christa jedoch — das war nun zur Sprache gekommen — hatte nicht zugeben wollen, daß ein Teil ihres Geldes mit im Gute arbeitete, nein, sie hatte eigensinnig darauf bestanden, Konrads Rückkehr abzuwarten, ehe darüber Beschlüsse gefaßt würden selbst in den Jahren, als Konrads Ruckkehr zweifelhaft schien.

„Ich dachte, es würde in deinem Sinn sein,“ sagte sie jetzt, als Sophie diese Feststellung in gekränktem Tonfall gemacht hatte, und sah der Schwägerin dabei ernst und sanft in die Augen, während sie unter dem Tisch nach Konrads Hand tastete. „Ich konnte ja nicht wissen, was Konrad vielleicht mit dem Geld vorhaben würde, und schließlich ist er doch mein Mann.“

Die Mutter und Johanne nickten. „Natürlich,“ hatte Sophie mürrisch gesagt, — „ihr könnt euch nun ja sogar irgendwo ankaufen . . .“

Was sie damit wohl meinte, hatte Konrad gefragt, selber erstaunt über die ruhig lauernde Kälte, mit der es ihm zu sprechen gelang. Darauf aber hatte Sophie nur ganz frisch und munter gefragt, was er also wohl auf der Reise zu brauchen gedenke. „Die Reise,“ hatte Konrad finster geantwortet, „bezahlen Christa und ich selbst. Und nach der Reise unterhalten wir uns weiter . . .“ Hiermit hatte er das Zimmer verlassen, hatte die Tür hinter sich so geschlossen, daß jeder hören konnte, sie war nun zu, und war pfeifend über den Flur hinüber zu Onkel Peter gegangen.

Viele Tage später, unterwegs, erzählte ihm Christa von der Wirkung seines Benehmens. „Amerikanische Manieren,“ hätte Sophie hinter ihm drein gesagt und gelacht: „So . . .“ Christa schnaufte tonlos und kurz durch die Nase.

„Nur daß es bei ihr klingt, als ob man auf einen trockenen Bowist getreten ist — pff! — der giftige Staub fliegt! — und bei dir — wie von einem jungen Fohlen, warm und feucht . . .“ Konrad liebkoste ihr mit der hohlen Hand das weiche Gesicht.

„Aber Konrad! Johanne, die hat gar nichts gesagt, — die sah vor sich hin und machte so . . .“ Christa preßte die Hände zusammen.

„Und Mutter?“

„Ach, — Mutter — ja, — Mutter hat etwas geweint.“

„Geweint?“

„Ja, sie sagte: nun sind wir genau so weit wie vor dem Kriege!“

„Wie vor dem Kriege — das verstehe ich nicht.“

„Sie meint, — nun, sie meint wohl, wie nach deines Vaters Tode. Niemand weiß, wem das Gut eigentlich gehört . . .“

Konrad sah sie finster an. „Das ist doch alles ganz klar. Mutter hatte verzichtet, Johanne und Sophie wollten sich abfinden lassen, Onkel Peter — mein Gott — Onkel Peter entmündigt man eben!“

„Ja, Konrad, ja. Mutter und Onkel Peter würden dir auch nicht im Wege stehen. Aber Sophie und Johanne, die wollen nicht mehr. Ich muß es dir einmal sagen, du mußt doch klar sehen. Sophie und Johanne, die wollen nicht weg vom Hof.“

Es war nicht der erste Versuch Christas gewesen, mit Konrad über die Sachlage zu sprechen, und es blieb nicht der letzte. Alle aber verliefen gleichsam im Sande, denn Konrad pflegte dann zu verstummen und in Grübelei zu versinken. Vielleicht war ihm das Glück dieser Reise zu kostbar, um es durch Zukunftserwägungen zu stören. Manchmal fing er von selbst an, Pläne zu machen, welches von den Gütern aus der Umgegend von Brömseshof sie wohl wählen würden, wenn sie sich, nun gesetzt der Fall — sie wollten sich ankaufen . . . Aber regelmäßig brach er dann auflachend ab: „Ist ja Unsinn alles! Darum werde ich das durchgemacht haben, was hinter mir liegt, um jetzt nicht einmal auf eigenem Boden zu wirtschaften! Denn, das machst du dir wohl klar, mit einer Klitsche begnüg' ich mich nicht, und Pächter werde ich auch nicht! Und zu mehr reicht es nicht, das weiß ja Sophie auch ganz gut. Nein, da geh' ich eben wieder hinüber und baue mich in der Wildnis an . . .“

„Das läßt Mutter nie zu!“

„Keine Angst, dazu kommt es auch nicht! So schnell werfe ich die Flinte doch nicht ins Korn!“ —

Sie waren durch zwei oder drei größere Städte gereist und durch die Straßen gezogen wie Kinder über den Jahrmarkt. Konrad hatte die Zauberkraft der Dollarscheine entdeckt, die seinen ersparten Arbeitslohn der letzten Jahre bildeten; die ersten Gasthöfe und die vornehmsten Kaufstätten waren ihm nun gerade gut genug, und die Bedürfnisse paßten sich willig den unbegrenzt scheinenden Mitteln an. Nachdem er Christa und sich selbst mit allem ausgestattet hatte, was er nötig und begehrenswert fand, begann er, Geschenke zum Mitbringen einzukaufen.

„Konrad, du bist ein König,“ sagte Christa beseligt, als alle Schätze in dem neuen Koffer verpackt wurden, der schließlich dafür nötig geworden war, „nein, nicht ein König, aber du bist wirklich ein — Herr — ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, aber sparsame Männer sind keine Herren!“

„Selbstverständlich!“ Konrad lächelte stolz und zufrieden. „Die sollen auch einsehen, daß sie gar nicht schlecht fahren werden, wenn ich die Zügel nun in die Hand nehme . . .“

In dieser Stimmung begann er alsbald, großzügige Pläne für die Abfindung der Schwestern zu machen: wäre es denn nicht das Einfachste, Sophie und Johanne irgendwo anzusiedeln, ihnen zu einer Pachtung zu verhelfen, daß ihr — wie er sich ausdrückte — ins Kraut geschossener Tatendrang sich auch ferner auswirken könne? Natürlich müßte Maria mit den Kindern dann mit ihnen ziehen, Martha, nun deren Bleiben auf dem Hof hing von der Lebenszeit ab, die Peter Brömse noch zugeteilt war. Einmal würde sie dann ja in ihr Mutterhaus zurückkehren müssen.

„Du und ich, Mutter und Jonathan, ein Inspektor, eine Mamsell, so, dann hätten wir normale Verhältnisse, wie? Was meinst du,“ fügte er zögernd hinzu, „ob wir vielleicht nicht doch für den Winter ins Inspektorhaus ziehen? Ich meine fast, es wäre ganz gut. Man vermiede die täglichen Reibungen und hätte mehr Ruhe, zu verhandeln . . .“

„Ja, aber die Leute! Du bist der künftige Gutsherr. Sie würden sagen, du machst dich zu Sophiens Inspektor.“

„Ja, die Leute und das Gerede! Freilich, wir sind ja in Deutschland . . .“

Dem in dieser Unterhaltung ausgesprochenen Wunsch zum Trotz geriet Konrad bei der Heimkehr in kaum zu bändigenden Zorn, als er ihn ohne sein Zutun erfüllt sah. In Christas Befinden machten sich die ersten



Erntezeit. Gemälde von J. B. C. Corot
(Aus J. Caspers Kunstausstellung, Berlin W.)

Anzeichen eines veränderten Körperzustandes in peinlicher Weise bemerkbar. Sie sehnten sich plötzlich beide heftig nach Hause, da sie ohnehin länger unterwegs waren, als ursprünglich geplant, und trafen an einem sonnigen Nachmittag fröhlich auf der heimischen Bahnstation ein. Der Wagen, mit dem Sophie selbst das junge Paar abholte, hielt gleich bei der Toreinfahrt vor dem Inspektorhause. Über seiner bekränzten Tür prangte ein: „Der Herr segne euren Eingang!" und der Gesamtanblick des von buntem Weinlaub berankten Häuschens mit den weißen Gardinen hinter den blitzenden Fensterscheiben war freundlich genug.

„Eine kleine Überraschung. Ich denke, es wird euch recht sein!" sagte Sophie, indem sie hastig vom Wagen stieg. „Wir sehen ja alle ein, ein junges Ehepaar muß allein sein, und so zum Übergang — selbstverständlich zum Übergang! — ist doch das Häuschen wirklich sehr nett . . ."

Konrad war sitzen geblieben und legte die Hand auf Christas Knie, wie um auch sie am Aufstehen zu hindern. Er war braunrot geworden. Auf seiner Stirn schwoll eine Ader. Er blickte starr hinab in Sophiens erhobenes Gesicht, das mit breitgezogenem Mund emporlächelte. Plötzlich ließ die Spannung nach, er stieg aus und half Christa herunter.

„Lad' das Gepäck ab!" befahl er dem herbeigeeilten Knecht. Dann folgte er den Frauen ins Haus und ging stumm mit ihnen durch die drei Zimmer, während Sophie die Einrichtung mit mehr Worten erklärte, als unbedingt nötig war.

„Jetzt lasse ich euch allein," schloß sie. „Ihr kommt dann wohl bald hinüber, wir warten mit dem Kaffee auf euch . . ."

„Einen Augenblick!" Konrad trat zwischen sie und die Tür. „Du wirst mir doch wohl erlauben, dir meinen Dank für deine — Fürsorge auszusprechen, liebe Schwester!" Er holte tief Luft. Christa sah, daß er zitterte, und sank mit wankenden Knien auf einen Stuhl. „Konrad!" bat sie kaum hörbar.

Konrad sah in ihr erblaßtes Gesicht, eine große Traurigkeit kam in seine Augen, seine geballten Hände lösten sich. Er trat auf seine Frau zu und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Die haben eine sonderbare Art, den Krieg zu erklären, Christa, nicht wahr?" sagte er ganz sanft und so, als sei Sophie nicht mehr im Zimmer, — „aber wir sind ja zu zweien und halten zusammen, und wir werden ja sehen, auf welcher Seite das Recht ist!"

„Das werden wir. Das werden wir allerdings!" Sophie hatte die Klinke schon in der Hand. „Übrigens berühren deine Ausfälle mich gar nicht. Wir meinen es nur gut mit dir, Johanne und ich, und einmal wirst du es einsehen!"

Konrad fuhr herum, aber die Tür schloß sich bereits hinter Sophie.

„Was wollte sie damit sagen, Christa?" fragte er finster. „Es klang nach einer Gemeinheit, aber gegen wen richtete sie sich?"

Christa senkte die Stirn. „Ich weiß es nicht," flüsterte sie.

*

Eine Kriegserklärung war es gewesen, kein Zweifel. Aber es war kein ehrlicher Krieg, den sie einleitete. Im Gegenteil — dieser Krieg glich allem anderen eher als Zwietracht. Dieser Krieg wie seine Erklärung trug die Maske herzlicher Übereinkunft. Konrad merkte nicht, daß seine Zurückhaltung drüben mit einigem Triumph beobachtet und als Zeichen beginnender Einsicht ausgelegt wurde. Einmal, dachte er, würden die Schwestern von selbst einsehen, daß alles Recht der Natur und des Herkommens bei ihm war. Einmal, und gewiß, o, recht bald! Wieviel Sehnsucht nach Ruhe und Heimischwerden bei seiner Bescheidung mitsprachen, das machte er sich selbst gar nicht klar. Jedenfalls begann er sofort, die kleine Wohnung nach seinem eigenen Geschmack einzurichten, was einer vollkommenen Umräumung gleichkam. Von dem, was Sophie angeordnet hatte, blieb sozusagen kein Stein auf dem anderen, und erst, als das Schlafzimmer da war, wo Sophie das Wohnzimmer eingerichtet hatte, und als die Möbel des Wohnzimmers mit denen des Eßzimmers vereinigt waren, während in dem nun freigewordenen Raum der Schreibtisch seines verstorbenen Vaters und ein Bücherschrank aufgestellt wurden, gab Konrad sich fürs erste zufrieden. Es dauerte nicht lange, so fiel das gemeinsame Frühstück weg. Damit vollzog sich, wenn schon zunächst fast unmerklich, die Spaltung in zwei Haushaltungen.

Während der ersten Tage nach der Heimkehr war Konrad sofort nach der Andacht mit Johanne aufs Feld gefahren, und Christa hatte ihre gewohnten Beschäftigungen in Haus und Garten aufgenommen. Sie hatten ihren Tageslauf mit Selbstverständlichkeit der Zeitordnung des Gutshofes angepaßt. Das änderte sich jetzt, was die Vormittage und somit die wichtigsten Arbeitsstunden betraf. Die Versuchung, die gemeinsame Kaffeestunde länger auszudehnen, als es drüben üblich war, erwies sich als unwiderstehlich. Zudem begünstigte der jetzt merk-

lich sich verzögernde Tagesanbruch die süße Gewohnheit eines verlängerten Morgenschlafes, der für Christa allmählich ohnehin zu einem körperlichen Bedürfnis wurde. Sie glitten unmerklich in die Sorglosigkeit ihrer Reisetage zurück, und das lag an Konrad. Nachdem er für die kommenden Wintermonate auf eine Entscheidung verzichtet hatte, fühlte er plötzlich eine seltsame Gleichgültigkeit gegen das, was auf den Feldern und in den Ställen geschah. Dafür wuchs er in eine Freiheit des Glücks hinein, die einem Rauschzustand gleichkam. Jedoch war er durchaus nicht hemmungslos in diesen Zustand hineingeglitten und immer, ehe der Frieden vollkommen schien, ward er durch eine innere Unruhe gestört, die sich zum mindesten in Gesprächen mit Christa Luft schaffen mußte.

„Meine Rechte," sagte er eines Morgens zu ihr. „Meine Rechte! Gibt es die eigentlich? Darüber habe ich jetzt doch viel nachdenken müssen."

„O, Konrad, wenn du so sprichst, können wir ebensogut heute noch fortgehen."

„Das werden wir nicht. Aber es liegt etwas in der Luft, das läßt mir alles zweifelhaft scheinen."

„Was denn, Konrad?"

Er war aufgestanden und ging im Zimmer umher.

„Ich weiß es nicht. Vielleicht, daß Mutter zu allem schweigt."

*

Konrad hatte, da der Eintritt von strengem Frost und das Kürzerwerden der Tage das Herumstreifen im Freien einschränkten, alte Liebhabereien aufgenommen. Er hatte seine Drechselbank auf dem Boden gesucht, in seine Wohnung hinübergeschafft und instand gesetzt. Er bastelte Lichtkörper zurecht, und eines Tages, als er allein in der Wohnung war, stimmte er seine Geige aus Schülerzeiten. Er war nicht ganz aus der Übung, es hatte in der Gefangenschaft und ebenso auf der Hacienda immer Gesellschaft gegeben, die dankbar für ein bißchen Musik war, und sei es zum Tanz oder als Begleitung zum Singen. Nun hatte er ein paarmal versucht, mit Jonathan zu musizieren wie früher, aber so geduldig der Blinde sich ihm auch angepaßt hatte, so verlor doch Konrad völlig den Mut, sich neben ihm hören zu lassen, nachdem er ihn das erstemal zusammen mit seinem Freunde und Lehrer, dem Kantor Dominikus Eberlein, hatte spielen hören. Nach diesem Engelskonzert streckte Konrad freiwillig die Waffen oder vielmehr seinen Geigenbogen. Er hatte erkannt, daß sein Bruder ein großer Künstler geworden war, und war nicht mehr zu bewegen, ihm das Opfer zuzumuten, seine unreinen Läufe und falschen Griffe mit anzuhören, geschweige denn zu begleiten.

Dominikus Eberlein war ein bei den meisten Bewohnern von Brömseshof nicht gern gesehener Gast, und die Duldung seines Verkehrs mit Jonathan war ein Zugeständnis, das dem Blinden gemacht wurde. Eberlein, der in der Kreisstadt angestellt war, genoß nicht den besten Ruf, wozu bemerkt sein mag, daß freilich kein Mensch genau zu sagen wußte, warum dem so war, aber er war beispielsweise Katholik. Jedenfalls war er ein Musiker von Gottes Gnaden, und was er für Jonathan bedeutete, entnahm Konrad allein aus der ungewohnt heftigen Bewegung, die über den Bruder kam, als der Kantor gemeldet wurde. Schon als die Haustür unten gegangen war, hatte Jonathan, der alle Menschen mit dem Gehör am Schritt aus der Ferne erkannte, dagesessen, mit einem Ausdruck, als wittere er Gutes. Nun trat Eberlein ein, und der Blinde ging ihm entgegen, das Antlitz lächelnd erhoben und die Hände ausgestreckt. Eine Art von Ekstase lag über ihm, Konrad sah es mit Staunen. Als er ihn dann mit Eberlein hatte spielen hören, begriff er alles. Er war zwar weder musikalisch gebildet genug, um ganz beurteilen zu können, was er vernahm, er war auch nicht hinreichend sentimental, um Betrachtungen über das Künstlertum anzustellen, das sich hier in der Stille vollendet hatte und sich nun so in sich selber ruhend und selig offenbarte wie eine vollkommene Blume vor Gott. Er hatte jedoch die große Freude am reinen Zusammenklang der Instrumente, er fühlte die ungehemmte Wirkung von Rhythmus und Tonfärbung und er hatte alle Auffassung dafür, daß dies das Ergebnis von Arbeit sei.

Er umarmte Jonathan, er schüttelte Dominikus begeistert die Hand, er rief: „Na Christa, das war einmal etwas, nicht wahr!" und gleich darauf war er an der Tür, schrie nach der Magd, murmelte aufgeregt: „Nein, ich werde schon lieber selbst . . ." und lief die Treppe hinunter. Christa folgte ihm, Gefährliches ahnend, doch erwies es sich, daß Sophie ausgegangen war, und daß sich der Weinkellerschlüssel durch einen freundlichen Zufall in Johannes Händen befand, die ihn, wenn schon zögernd, so doch ohne zu moralisieren, hergab.

Dies, das Moralisieren, besorgte Sophie später beim Abendbrot um so gründlicher, von Maria und Martha zart unterstützt, die

durch bezeichnende Seufzer und Blicke gleichsam die Bälge dieser Entrüstungsorgel traten. Es hatte sich nämlich nun das begeben, was Sophie später „ein Bacchanal und den Anfang zu einer Orgie" genannt hatte. Tatsache war, daß Konrad wirklich, wenn schon ohne bewußte Absicht, denn er war kein Kenner, suchte nur etwas Trinkbares, zwei Flaschen des besten Rheinweins ergriffen hatte, um seine Bekanntschaft mit Dominikus Eberlein und das Erlebnis dieser Musik zu feiern. Daß sich unter dem Einfluß des seelenlösenden Getränks bald eine ungewöhnlich lebhafte Stimmung in Jonathans Stube entwickelt und sich abwechselnd in Gespräch und Musik und wieder in Gespräch und neuer Musik Ausdruck geschaffen hatte, und daß es gewiß nicht eben leise zugegangen war. Eberlein hatte auf Konrad eingeredet und Konrad auf Eberlein. Eberlein hatte Konrad zunächst sein uneingeschränktes Wohlwollen spontan mitgeteilt und seiner Freude Worte geliehen, daß hier unter den „Morlaken", wie er sagte, ein Mensch aufgetaucht sei, ein wirklicher Mensch! Konrad hatte nicht gewußt, was „Morlaken" seien, hatte das Lob aber gern gehört und seinerseits erklärt, er wünschte nachträglich, Eberlein im Felde in seiner Kompagnie und später als Kameraden in Mexiko gehabt zu haben, dann, versicherte er, würde alles leichter gewesen sein, denn: „Musik, Christa, Musik macht alles erträglich!"

Eberlein wiederum hatte sich, während Konrad sprach, ersichtlich im Geiste dreierlei Themen notiert, über die er nun zu phantasieren begann. Erstens, nämlich den Krieg, ganz allgemein und an und für sich. Zweitens Mexiko und die Frage einer möglichen Auswanderung dorthin. Drittens, — was Musik betraf, — wußte Konrad wohl, daß zur Musik nicht notwendig ein Instrument noch auch Geräusch gehöre, daß die wahre, die eigentliche Musik vielmehr unhörbar sei, wenigstens für die Ohren der Menge, hauptsächlich für die der meisten sogenannten musikalischen Menschen?! Konrad wisse das, o, kein Zweifel, sagte Eberlein eindringlich, rückte näher und legte Konrad die Hand aufs Knie, während er ihm beschwörend in die Augen sah. Er wisse es, er kenne die inwendige Musik, sonst hätte er das nicht sagen können, daß Musik alles erträglicher mache, womit er doch Verfolgung, Gefangenschaft, Elend allerart, kurzum: Krieg gemeint habe, — lauter Zustände, denen nur der Mensch mit innerer Musik gewachsen sei. Konrad hörte aufmerksam zu; er sah nachdenklich in Eberleins Augen, die gerötet und angestrengt blickten. Über der ausgearbeiteten Stirn stand das braune, schon angegraute Haar in Wirbeln zu Berge, Eberlein fuhr oft mit allen zehn Fingern hindurch. Seine Nase war kurz, stumpf und breitgenüstert, sein Mund beweglich mit schmaler Ober- und breiter, vorgeschobener Unterlippe. Er war rasiert, wenn schon nicht gut, und die Falten zwischen Nase, Mundwinkeln und dem eckigen Kinn gaben ihm etwas von einem abgeschminkten Schauspieler. Eberlein war ein untersetzter, etwas beleibter Mann; er gefiel Konrad gut, aber Konrad verstand nicht alles, was er sagte, er nannte es bei sich Philosophie. Plötzlich begann er selber zu sprechen und erzählte von Mexiko. Zum erstenmal nach seiner Heimkehr hörte er sich frei und zusammenhängend erzählen, besser, als er je selbst Christa berichtet hatte. Lag es am Wein, lag es an Eberleins Zwischenrufen, die immer ins Schwarze trafen und bewiesen, daß Eberlein wohl Bescheid darüber wußte, wie es in der Welt zuginge, und unbeschadet aller inwendigen Musik sich keinen blauen Dunst vorzumachen lassen brauchte, — jedenfalls kam Konrad einmal so richtig in Zug. Er saß behaglich da, an der Ecke des Arbeitstisches, auf die der Wein gestellt worden war, seine rechte Hand umfaßte den Fuß seines Glases, mit der linken hielt er die Pfeife. Christa hatte sich einen hölzernen Schemel herbeigerückt und saß an sein Knie gelehnt, Eberlein ihm gegenüber. Jonathan war etwas entfernt, er saß an seinem Flügel den Kopf in die Hand gestützt, war vom Rauch umnebelt und lächelte vor sich hin. Nach dem ersten Glas Wein ward schon alles wunderbar angenehm, das Denken leicht und das Reden mühelos. Christa und Jonathan blieben dann bei diesem ersten Glase stehen; der Rest der beiden Flaschen kam auf Konrad und Eberlein.

Konrad sagte: „Es ist herrlich zu Hause zu sein!" und wußte nicht, daß sein Glück darin beruhte, daß er zu Hause war und diese Stimmung wiedergefunden hatte, die den Höhepunkt jenes, bei aller inneren und äußeren Not, doch freien und männlichen Lebens der letzten Jahre gebildet hatte. Hier war auf einmal beisammen, was dazu nötig war: ein Raum ohne den überflüssigen angejahrten gefühlvollen Anputz, wie die Zimmer unten ihn aufwiesen, ein Raum, der keine Wirtsstube war, aber eine nüchterne männliche Werkstatt, wo es sich am Ende eines tätigen Tages ebensogut feiern, wie arbeiten ließ. Und hier Geplauder bei gutem Getränk in guter Gesellschaft! Unter

Kameraden sein, nicht im Familienkreis, von lauter Gesichtern umgeben, auf denen Forderungen zu lesen standen, die verlegen machten, weil er vielleicht zu lange weg gewesen war, um sie richtig deuten zu können! Christa, — er liebkoste den warmen lockigen Kopf auf seinem Knie, — ach, Christa war natürlich nicht in diesem Sinne Familie. Christa war sein Schatz, sein kleines Weib. Sie war eins mit ihm, sie würde mit ihm gehn, bis ans Ende der Welt und würde schon lernen zu verstehen, daß er zuweilen unter Männern sein mußte, mit irgendeinem Kameraden, den das Leben ähnlich wie ihn selber geschüttelt hatte, trinken, reden und rauchen. Jonathan dort drüben, den empfand er auch nicht als Familie wie etwa die Schwestern unten, der legte keine Kritik an ihn, der maß ihn nicht mit einem alten Maßstab, den er längst überwachsen hatte. Zu Jonathan, dachte Konrad, immer milder, immer glückseliger werdend, konnte er stehen, wie Freund zu Freund. Das war ein Kamerad, war auch ein Mann, — wenn schon eine andere, ganz andere Sorte, wie der Kerl hier ihm gegenüber, der wohl Bescheid wußte und alles verstand, was man andeutete. Ja, Eberlein, dieser Dominikus, das war eine Sorte, war ganz eine Sorte für sich, nicht eben die, die Konrad von drüben gewöhnt war, aber auch eine gute, und eine ungleich brauchbarere, als Herr von Damm und Leberecht Klotz und Dietrich Vegesack, die nächsten Nachbarn und Jugendfreunde, die wiederzusehen doch nichts als Enttäuschung gebracht hatte! Dies, daß er ihn brauchbar fände und eine anständige Marke, einen wohlabgelagerten Jahrgang, dies fühlte Konrad nach dem dritten Glase sich gedrungen, Eberlein auszusprechen, wobei er mit ihm anstieß und ihn seinerseits auf das Knie schlug.

Eberlein hielt nicht mit seiner Meinung zurück. „Das war die höchste Zeit, Siere," sagte er in seiner schwäbischen Mundart zu Jonathan, „daß Ihr Herr Bruder zurückkam! Jetzt ist noch Hoffnung für diese Gegend, daß sie nicht stirbt und zugrunde geht. Jetzt kriegt die Landschaft ein Herz, geben Sie acht, jetzt regt sich's wieder, jetzt ist da ein Mensch in der Mitte, ein leibhaftiger Mensch und kein so dressierter preußischer Gockelhahn, unter uns gesagt, wie überall rings umher!" Eberlein sprach anscheinend weniger unter dem Einfluß des Weines, als aus tiefinnerster Überzeugung heraus. Er hatte sein Wesen nicht verändert, seit er gekommen war, nur war die merkwürdige bekümmerte Erregung, in der er sich von Anfang an befunden hatte, noch schwerer von feierlicher Bedeutsamkeit geworden. Im Laufe ihrer weiteren Bekanntschaft stellte Konrad fest, daß eben dies die Form von Eberleins Betrunkenheit war, ferner, daß Eberlein eigentlich niemals ganz nüchtern, und daß der Grad seines Rausches an dem gradweisen Aufsteigen seines Pathos zu messen war. Eberlein fuhr jetzt traurig fort: „Wenn Sie ihn nur da sitzen sehen könnten, Siere, Ihren Herrn Bruder! Kein Mensch im Kreise Lohme sitzt so da, die Menschen haben hier ja alle nur bestenfalls Köpfe auf den Schultern, meistens nur K n ö p f e. Er aber hat ein Haupt und Augen hat er, die schaun die ganze Welt des Kreises Lohme in Stücke!" Konrad lachte etwas verlegen und spielte mit Christas Haar.

„Was wollen Sie," sagte er, „ich bin auch nicht anders heimgekommen, als ich in den Krieg gegangen bin. Ein Bauer war ich, ein Bauer bin ich geblieben, zu philosophieren verstehe ich nicht. Freilich ist's mir jetzt manchmal, als käme drüben der Mensch mehr zu seinem Recht und als müßte ich hier Wände durchstoßen."

„Wände? Die Decke! Das Dach! Wenn Sie jetzt aufstehen, sprengen Ihre Schultern das Haus!" sagte Eberlein voll Überzeugung und lehnte sich zurück, als könne er Konrads Mächtigkeit nur auf diese Weise gerecht werden.

„Und da meint Mutter, Onkel Peters Mantel könnte zu weit für dich sein!" sagte Christa vorwurfsvoll und blickte bewundernd an ihm empor.

„Wer weiß. Ich muß ja sagen, ich habe Peter Brömse auch als einen Riesen in meiner Erinnerung behalten. Jetzt freilich . . ." Konrad verlor den Faden. „Warum siehst du mich denn so an?" fragte er halblaut und beugte sich zu Christa hinunter.

Eberleins Wortfluß war unterdessen von irgendeiner Gegenströmung gestört worden; er hatte die Hand auf die Stirn gelegt und es war ersichtlich, daß er stark nachdachte. „Wie ist denn das? fragte er grübelnd, — „Onkel Peter, — Peter Brömse . . . Heißen Sie denn Siere oder Brömse? Peter Brömse, das ist doch Ihr Vater . . ."

„Wenn ich recht unterrichtet bin," fügte er selbst verwirrt hinzu und starrte Christa an, die sich ihm jäh, wie erschrocken zugewandt hatte. Gleichzeitig war Jonathan von hinten an ihn herangetreten und hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt. Konrad lachte unbefangen auf.

„Da sind Sie allerdings falsch unterrichtet. Ich bin der erste aus der zweiten Ehe meiner Mutter und heiße also Siere."

„Sie sind der erste aus der zweiten Ehe," murmelte Eberlein jetzt vollkommen konfus, — „in dritter Ehe war also dann Ihre Frau Mutter mit Peter Brömse . . ."

„Eberlein," sagte hier Jonathan sanft aber nachdrücklich, „wie war es mit der Fuge? Wollen wir sie noch einmal durchnehmen? Es wird sonst zu spät!"

Eberlein riß seine Uhr aus der Tasche. „Heiliger Dominik! Warum haben Sie das nicht eher gesagt? Man vergißt ja ganz auf die Zeit bei so einem Wein — und in solcher Gesellschaft!" Wieder starrte er Christa an und sah dann von ihr zu Konrad. „Die Leut' bringen einen ganz durcheinander mit ihrem Geschwätz. Nichts für ungut, — der Kopf ist mir warm." Er war aufgestanden und rückte sich in seinen Kleidern zurück. „Mein Hut! Nein, ich finde den Weg allein, mein Rad steht unten."

Die Haustür war kaum hinter ihm zugefallen, als die Glocke, die zum Abendbrot rief, schrill und anklagend durchs Haus schallte. Konrad hatte ein Fenster aufgerissen und sich hinausgebeugt, wo er Eberlein an seinem Rad hantieren sah, um die Laterne in Brand zu bringen. „Warum um alles in der Welt bleiben Sie nicht zum Essen?" rief er hinunter. Eberlein antwortete Unverständliches, und gleich darauf schwankte der Schein seiner Lampe entschwindend über den Hof.

Christa hatte Konrad ängstlich am Rock gezupft: „Laß gut sein! Eberlein mit Sophie und Maria an einem Tisch, das ist unmöglich. Er kommt immer nur zu Jonathan."

„Ausgezeichnet! Ich glaube, zu Vaters Zeiten verstand man sich hier besser auf Gastlichkeit! Was meinst du, Jonathan?"

Sie gingen hinunter. An Peter Brömses Tür blieb Konrad einen Augenblick überrascht stehen. Drinnen versuchte sich eine zitternde, krähende Stimme höchst vergnüglich in den Melodien einer vergangenen Zeit. Choralmelodien waren es nicht. ‚Sieh da, alter Herr!' dachte Konrad belustigt und betrat das Eßzimmer.

Hier war es sehr still. Die Familie saß bereits vollzählig versammelt um den Tisch, auch Christa und Jonathan hatten eilig ihre Plätze eingenommen. Aber erst als Konrad sich niedergelassen hatte, was etwas umständlich geschah, denn er klopfte zunächst einmal seine Nachbarin Johanne auf den Rücken und sagte: „Na, altes Mädchen!" zu ihr, begann Maria die Suppe aufzufüllen. Es war Milchsuppe, und Konrad dankte. Er wollte sich die Erinnerung an den schönen Wein noch ein wenig bewahren, sagte er liebenswürdig. Keine Ahnung habe er gehabt, daß so etwas im Keller läge. Ein Nachmittagswein sei es wohl freilich nicht, das sähe er ein . . .

„Siehst du es ein? Nun, da gratuliere ich wirklich!" Sophie legte den Löffel nieder, sie sah dunkelrot aus, ja auf ihren Wangen zeigte sich eine bläuliche Färbung. Da möchte sie ihn auch gleich darauf aufmerksam machen, daß es bisher auf Brömseshof überhaupt nicht üblich gewesen sei, sich am hellichten Tage zum Trinken niederzusetzen.

In diesem Augenblick schlug die Uhr, und Konrad bemerkte, vom hellichten Tage könne wohl am Abend um neun kaum die Rede mehr sein. Warum übrigens eine ganze Stunde später gegessen werde, als sonst?

„Als ihr euch zu eurem Gelage hinsetztet," sagte Sophie voll Bitterkeit, „war es halb fünf. Eine ganze Stunde hast du Mutter auf das Essen warten lassen!"

„Lieber Gott, wegen mir!" wehrte Frau Siere nervös ab. „Wir hätten ja einfach anfangen können . . ."

„Hätten wir nicht! Ordnung muß sein!"

„Und warum habt ihr nicht zum Essen geschellt? Woher sollen wir es denn wissen, daß die Milchsuppe fertig ist, wenn kein Mensch es uns sagt?"

Eberlein, erklärte jetzt Johanne mit ruhiger Stimme, habe bisher immer den Takt gehabt, um sieben zu gehen. Er habe seinen Kaffee oben bei Jonathan getrunken und sei zufrieden gewesen. Da kein engerer Verkehr mit ihm wünschenswert sei, so werde er nicht zu Tisch eingeladen, und dabei solle es bleiben. Man habe nun doch unmöglich zu Tisch rufen können, solange er da war.

Und warum, fragte Konrad fassungslos erstaunt, sei kein Verkehr mit Eberlein wünschenswert? Sei er nicht ein vorzüglicher Künstler und ein reizender Mensch?

Das freilich fänden die Damen vom Kirchenchor in Lohme auch, warf Maria jetzt hämisch ein, er solle sich nur erkundigen, solle einmal herumhören nach Eberleins Ruf! Von ihm selbst zirkuliere der Ausspruch, sein Kirchenchor, das sei das reine Kabarett — und wenn das nicht tief blicken lasse . . .

„Verdammtes Klatschnest, dieses Lohme!" Konrad lachte. Dann sagte er: „Goldacker sitzt hier jede Woche einmal mit uns zu Tisch, und Eberlein ist euch nicht gut genug!"

„Goldacker ist ein solider Familienvater, ein in der ganzen Gegend geachteter Geschäftsmann . . ."

„Wir leben ohnehin wie auf dem Monde," fuhr Konrad fort. „Ich kann euch

sagen, das wird sich auch ändern, — ein Leben ohne Gäste führe ich nicht!"

Sophie fegte mit bebenden Händen Brotkrumen vom Tischtuch zusammen und streute sie auf ihren Teller. Dann sagte sie mit erzwungener Ruhe und niedergeschlagenen Augen: „Das wollen wir dahingestellt lassen. Jedenfalls glaube mir, daß wir gute Gründe haben, nur Menschen von tadellosem Ruf in unser Haus einzuladen."

Plötzlich erhob sich Frau Siere. Sie war grau im Gesicht und drückte eine Hand gegen die Brust. Ehe jemand ihr zuspringen konnte, hatte sie das Zimmer verlassen, eine abwehrende Gebärde, die sie unter der Tür machte, hielt Christa ab, ihr zu folgen. Johanne blickte mit stillem Vorwurf auf Sophie, Maria sagte anklagend: „Da habt ihr es, — Mutter verträgt doch solche Aussprachen nicht."

Martha stand auf: „Ich werde Baldrian kochen. Onkel Peter habt ihr mir auch so aufgeregt mit eurem Gelärme, daß er ganz aus dem Häuschen ist!"

★

In den nächsten Tagen fuhr Konrad viel mit Johanne ins Feld und begann mit ihr die Bebauungspläne für das nächste Jahr ernstlich durchzuarbeiten. Sie gab ihm mit einer gewissen Trockenheit Auskunft, die ihm gefiel und ihm Vertrauen einflößte. Vorschläge zu Neuerungen, die er machte, hörte sie an, ihr großes Gesicht drückte Geduld aus. Schließlich gab sie zögernd zu, er möge wohl recht haben und fragte in gleichem Atem etwa, ob er sich eigentlich klar darüber wäre, wie verschieden der Boden diesseits und jenseits der Rotheide wäre, ob er schon über die Drainierung der Seewiese nachgedacht habe oder ob er nicht Lust fühle, dem Bauern, an den die Jagd verpachtet war, das Recht auf ein paar Böcke abzukaufen? Zuweilen merkte er die Absicht, daß er abgelenkt werden sollte; er gab dann eine knappe, erschöpfende Antwort und kehrte zu seinem Thema zurück, zähe daran festhaltend, bis alles Für und Wider erörtert war. Doch genügte zum Beispiel die Erwähnung der Jagdverpachtung vollkommen, um ihn für längere Zeit in ein Fahrwasser zu bringen, über dem er alles andere vergaß. Er sah ein, daß die Jagd hatte abgegeben werden müssen, solange nicht einmal ein Verwalter da war, der sich darum kümmerte. Jetzt aber schien ihm kaum eine Frage wichtiger, als die, daß dem Pächter bald gekündigt würde, und daß der Vertrag erst nach zwei Jahren abgelaufen war, das war ihm äußerst verdrießlich. Johanne zuckte bedauernd die Achseln. Ja, meinte sie gewissermaßen phlegmatisch, das sei nun so, wie es sei. Daß der Pächter, ein Großbauer und zugleich der Schulze des Dorfes, zurücktreten werde, sei kaum anzunehmen; er sei auf dieses Vergnügen erpicht und habe sich dem Gut gegenüber stets anständig bewiesen, so daß immer Wild zu haben, wenn welches nötig gewesen wäre. Nach vielem Hin- und Herreden, aus dem am Ende nichts hervorgegangen war als die Sicherheit, daß Johanne ihrerseits nicht daran dachte, auch nur zu versuchen, den Kontrakt rückgängig zu machen, beschloß Konrad auf eigne Verantwortung zu handeln. Es war ohnehin nötig, daß er dem Amtsvorsteher seinen Besuch machte und so ging er eines Nachmittags zu ihm.

Schon bei seinem ersten Gang durchs Dorf hatte er festgestellt, daß auf dem Schulzenhof nicht alles beim alten geblieben war. Der Schulze Möller hatte in den letzten zwei Jahren gebaut und sein altes niederes Fachwerkhaus aufstocken lassen. Es bot nun den Anblick einer Kleinstadtvilla im Maurermeisterstil und nahm sich als Hintergrund eines stattlichen quadratischen Dunghaufens ein wenig fremdartig aus. Konrad sah sich von der Hausfrau, die mit hochgerafften Röcken in Holzpantinen aus dem Stall kam, in das beste Zimmer des Hauses geführt, und blieb nun eine Weile sich selbst überlassen, so daß er Zeit hatte, mit seinem Erstaunen über seine Umgebung fertig zu werden. In dem ungeheizten Zimmer roch es kalkig und scharf süßlich zugleich, wie nach Neubau und Möbellager. Schwere Eichenmöbel, — ein Büfett, eine Kredenz, sogar ein Diplomatenschreibtisch prangten die Wände entlang; ein Pianino erglänzte, ein Grammophon stand darauf. Große Ledersessel, die in leinenen Überzügen steckten, und ein mächtiger Ausziehtisch mit den dazu gehörigen Stühlen vervollständigten die Einrichtung, doch lag auch ein Teppich auf dem frischlackierten Fußboden und ausgebreitete Bogen Zeitungspapier bezeichneten die Stellen, die betreten werden durften. Die Wände waren mit allerlei Jagdtrophäen geschmückt, daneben hingen Gewehre und Diplome von Viehausstellungen hinter Glas und Rahmen. Schließlich gab es noch eine künstliche Palme, eine Bowle aus Kristallglas, ein Likörservice aus Silber und einen Sammelrahmen voller photographischer Abbildungen der Familie Möller zu sehen.

Konrad war dabei, unwillig die auf Brömse erbeuteten Gehörne zu mustern, als Möller eintrat.

Das sei ja sehr schön, daß der Herr Leutnant ihm die Ehre gäbe!

Das wäre doch selbstverständlich und außerdem die höchste Zeit gewesen! Aber der Herr Amtsvorsteher wisse wohl, Flitterwochen seien eben Flitterwochen, — er sei ja auch einmal jung gewesen!

Möge der Herr Leutnant doch Platz nehmen . . .

Möller ging hin und entkleidete einen der Klubsessel umständlich seines Leinenbezuges. Dann kramte er im Büfett und trug eine Flasche Kümmel nebst zwei der silbernen Becher herbei. Für sich selbst rückte er einen der gewöhnlichen Stühle an den Tisch, nachdem er noch für Zigarren und Aschebecher gesorgt hatte.

Flitterwochen, das sei so eine Sache. Jawohl! „Vielleicht eine Zigarre gefällig?"

Konrad bediente sich.

Ja, und dann gäbe es natürlich allerhand Arbeit für ihn. Der Herr Amtsvorsteher könne sich wohl eine Vorstellung machen. Sechs Jahre Abwesenheit, nicht wahr, und zu solchen Zeiten, — nun da gäbe es immerhin allerlei nach dem Rechten zu sehen!

Was der Herr Leutnant sagten! Die Leute hätten doch immer gemeint, das Gut sei in besten Händen gewesen!

„Tja, Möller, da haben die Leute im allgemeinen auch sehr richtig beobachtet! Meine Schwestern, — alle Achtung! Aber ich denke, wir sind einer Meinung, wenn ich sage: Manneshand oben!"

„Das soll wohl sein, Herr — Siere!"

Eine Pause entstand. Konrad wußte, daß er dem Bauern nicht mit der Tür ins Haus fallen durfte. Er blickte im Zimmer umher. „Sie haben gebaut, Herr Möller, und haben sich neu eingerichtet! Ihre Frau wird sich gefreut haben. Sogar ein Grammophon!"

Möller ließ einen Blick voll ungehemmten Stolzes über die Einrichtung des Zimmers gehen. Er nahm die Zigarre aus dem Munde, beschrieb mit der Hand einen Bogen, wie um Konrad die ganze Pracht noch einmal recht eindringlich vorzustellen und sagte: „Alles gewachsen, Herr Siere. Alles auf meinem Grund und Boden gewachsen!"

„Ja, jetzt hat wohl mancher Landwirt sein Schäfchen ins trockne gebracht. Ich habe gestaunt, muß ich sagen, aber ich bin nicht böse darüber. Ganz im Gegenteil. Prosit, Herr Möller!"

„Wohlsein, Herr Siere!"

Jetzt beugte Möller sich vor und sagte geheimnisvoll: „Nun müssen aber Herr Siere nicht denken, das sei nicht mit rechten Dingen zugegangen oder es sei einem so in den Schoß gefallen. Da hat sich einer dazu halten müssen, und wer die Augen nicht offen hatte, der hatte das Nachsehn. Und dann sind auch Bauern, die haben das ganze Papiergeld im Hause liegen, das ganze Spind und jede Kommode voll Papier. Auf die Bank oder auf die Sparkasse trage ich es ja nun auch nicht, Herr Siere, aber ich lege es an. Realwerte, sage ich, Herr Siere, — Realwerte!"

Er nickte zufrieden und lehnte sich wieder zurück. Konrad, mit einem Versuch, dem Zweck seines Besuches näher zu kommen, sagte: „Ausgezeichnet! Und was für schöne Stangen Sie da haben! Alles selbst geschossen?"

„Jawohl, Herr Siere. Ein Pläsier muß der Mensch haben. Aber was ich sagen wollte: Mutter und ich, wir sitzen ja allewege lieber in unserer Küche als hier, und mein altes Stehpult dient mir auch besser, als diese große Schreibkommode. Alles für die Kinder, Herr Siere. Mein Großer will sich nun selbständig machen, er ist ja verlobt. Der Schwiegervater will ihn ankaufen, hier in unserer Gegend, — Bredendorf, — Herr Siere werden ja wissen . . ."

„Was Sie sagen! Wer ist denn der Schwiegervater Ihres Sohnes?"

Bredendorf war ein mittleres Gut in der Nachbarschaft. Daß die Besitzerin, deren Mann gefallen war, verkaufen mußte, hatte Konrad bereits gehört, ja, Christa und er hatten sogar erwogen, ob der Besitz als Abfindung für die Schwestern in Betracht kommen könnte.

„So, so, Bredendorf!" wiederholte er nachdenklich.

„Das ist Barnekow in M." Möller nannte die nächste große Stadt. „Barnekow in der Langen Straße."

„Der Kartoffelhändler?"

„Jawohl. Na, der hat nun auch seine Villa."

Konrad fragte sich selbst, warum ihn ein unbehagliches Gefühl bei der Vorstellung überkam, daß Möllers Sohn und die geborene Barnekow demnächst seine Gutsnachbarn sein würden, eine Vorstellung, die ihn drüben in Mexiko in einem diesem entsprechenden Fall zweifellos entweder gleichgültig gelassen oder sogar erfreut haben würde. Die bisherigen Besitzer von Bredendorf, die in der dritten Generation dort saßen, waren keineswegs besonders beliebt gewesen. Konrad dachte dies Problem nicht zu Ende, aber er war jetzt zerstreut genug, um ohne Übergang weiterzureden: er sagte plötzlich, er hätte auch gern einmal über die Jagdverpachtung gesprochen. Möller könne

sich ja denken, daß es nun, da wieder ein Herr auf dem Hofe sei, eigentlich nicht mehr nötig wäre, einen Pächter zu haben, zumal da er, Konrad, die Jagd sehr gern selbst ausüben würde. Ob nun vielleicht Möller geneigt wäre, von dem Vertrag zurückzutreten?

Der Widerstand, dem er begegnete, verstimmte ihn mehr durch die Art, wie er zum Ausdruck kam, als durch die Tatsache selbst.

Möller antwortete nämlich durchaus nicht klar mit ja oder nein, er begann auch nicht etwa zu verhandeln oder Einigungsvorschläge zu machen, wie Konrad im stillen gehofft hatte. Er hatte sich bereits vorgenommen, dem Bauern bestimmte Schußrechte zu überlassen, auf Hasen und Kaninchen vielleicht und schließlich auch auf den Fuchs. Möller jedoch sah ihn auf seine Frage hin nur erstaunt an und nahm die Zigarre aus dem Mund. Dann kam eine gewisse pfiffige Überlegenheit in sein Gesicht. Er beugte sich vor, klopfte Konrad auf den Arm und sagte, wenn Herr Siere den Bock schießen wollte, der am Rohrbruch stünde, so könnte er ihn gern haben. Und wenn er den Bock dann behalten wollte, darüber würde man auch einig werden. Seine Frau habe schon gesagt, er sollte ihr auf Weihnachten kein Rehfleisch ins Haus bringen, lieber ein Stück Schwarzwild, das man sauer einlegen könne. „Sie nimmt Wacholderbeeren dazu, Herr Siere, und kriegt den ältesten Keiler mürbe." Konrad schwieg einen Augenblick. Dann sagte er, er sei wohl mißverstanden worden. Es handele sich um die ganze Jagd, die er wiederhaben wollte. Er habe auf Herrn Möllers Entgegenkommen gerechnet und sei selbst zu allen möglichen Einräumungen bereit.

„Den Donner auch!" sagte jetzt Möller und setzte sich gerade hin, „das will mir aber nicht in den Kopf. Ich habe doch heute früh noch mit Fräulein Johanne gesprochen und Fräulein Sophie war um Mittag hier, wegen Steuerkarten, — die Damen haben von der Jagd nichts gesagt. Und Frau Pastor Janichius ist gestern bei mir gewesen und hat zwei Hasen bestellt auf den Sonntag und hat von den Fasanen gesprochen, für Weihnachten. Ich habe die Herrschaft immer pünktlich bedient und die Damen niemals sitzen lassen. Fräulein Johanne hat selbst gesagt, sie führe besser mit mir, als früher, wo der Inspektor auf Jagd ging . . ."

Konrad wurde etwas verlegen. „Die Jagd ist schließlich auch nicht Damensache, Herr Möller," sagte er, „sondern die Angelegenheit des Gutsherrn."

Jetzt stieß Möller einen langgezogenen Pfiff aus. „Sowas!" rief er aus, „haben die Damen denn doch übergeben?"

Er blickte Konrad mit einem Gemisch von Zweifel und Hochachtung an. Dieser wurde ärgerlich.

„Was heißt übergeben? Übergeben kann einstweilen nur eine, nämlich meine Mutter, das ist Ihnen wohl bekannt, Herr Möller! Und daß ich das Gut im Frühjahr übernehme, daran zweifelt hoffentlich niemand im Dorf!"

„Hm." Möller rieb sich das stoppelige Kinn und betrachtete ihn immer noch mit zwinkernden Augen. Konrad wandte sich unwillig ab und leerte sein Glas. „Also was denken Sie darüber?" Etwas überstürzt begann er seine Vorschläge herzuzählen.

Möller rauchte und schwieg. Dann griff er nach der Flasche, um neu einzuschenken. Konrad wehrte ab.

„Hören Sie, Herr Siere," begann der Schulze jetzt vorsichtig, „ich will nicht gerade sagen, ich habe keine Lust. Aber Sie haben den Kontrakt nicht unterschrieben und ich muß mit dem verhandeln, mit dem ich abgeschlossen habe. So ist es richtig vor dem Gesetz, das werden Sie zugeben."

„Gut, ich werde mit meiner Mutter sprechen." Konrad erhob sich.

„Tja." Möller rieb sich den Hinterkopf. Er stand auch auf, die beiden Männer sahen sich in die Augen. „Unterschrieben hat nun aber Fräulein Sophie, die hat ja die letzten Jahre die Geschäfte geführt."

„Das wird keine Schwierigkeiten machen." Konrad wandte sich finster zur Tür. Möller öffnete ihm beflissen.

„Ih, wo soll das Schwierigkeiten machen, — wenn Herr Siere doch zum Frühjahr übernehmen. Ist ja alles nur Formsache. Wenn Herr Siere dann mal mit Fräulein Sophie sprechen wollen . . ." Unter der Tür sagte er noch: „Fräulein Sophie weiß ja, daß mit mir zu reden ist. Eine Hand wäscht die andere und Fräulein Sophie hat mir mehr als einen guten Rat gegeben." Er legte die Hand vor den Mund und flüsterte Konrad zu: „Die haut jeden Juden übers Ohr!" lachte herzlich auf, wurde gleich wieder ernst und sagte: „Und was Ihre Schwestern in der schweren Zeit fürs Dorf getan haben, das ist auch unvergessen. Das hat nicht jede Gutsherrschaft getan. Na, und nun werden sie doch übergeben, — so, so, zum Frühjahr . . .? Na, dann sprechen Sie nur mit Fräulein, Herr Siere, und nichts für ungut, — und wenn Sie den Bock haben wollen — Wiedersehen, Herr Siere!" —

(Fortsetzung des Romans folgt)

Ein Dorado des Golfs

Von Paula Freifrau von Reznicek

Das Spiel von 1927

Das zwanzigste Jahrhundert steht im Zeichen der im Sport betonten Körperlichkeit zum Ausgleich eines schon fast sich überschlagenden Intellektualismus. Doch das rein Körperliche herrscht nicht mehr unbedingt vor, das Verfeinerte, Spielerisch-Genießerische, das außersportliche Sichzusammenfinden, kurzum: eine eigene Kultur tritt mehr und mehr in Erscheinung.

Der Klub ist sichtbarer Ausdruck dieses Gedankens.

Nach Rasen- und Wassersport hatte zunächst Tennis einen glanzvollen Aufschwung genommen. Nun aber ist auch bei uns Golf im Begriff, sein Erbe anzutreten, einer Entwicklung im Britenland und Übersee in Abstand folgend.

Merkwürdig, warum es so langer Zeit bedurfte, bis auch wir so weit waren; verdichtet sich doch gerade hier das Klubleben neben dem Sachlich-Sportlichen zu einem Begriff, einer Form der Gemeinschaft, nach der wir uns alle im stillen oft sehnen.

Ein unerklärliches Geheimnis liegt über der Anziehungskraft, die dieses Spiel auf alle seine Anhänger ausübt. Man ist seinem Zauber rettungslos verfallen wie irgendeiner Leidenschaft oder wie der Liebe



Nach dem „drive"



Badereiseersatz

zu einer schönen Frau. Dabei braucht man gar nicht einmal mit Ball und Schläger sich selbst zu betätigen, schon der Zuschauer muß diesen Hauch der Ungewöhnlichkeit verspüren.



Wie ein tückischer Abgrund gähnt der „bunker"



Der kritische Augenblick vor dem letzten „green"

So ist Golf der „letzte Schrei" geworden, das Spiel, zu dem sich alles drängt, der emsige Büromensch wie der allgewaltige Finanzier, der hohe Politiker wie der schaffende Künstler, das halbflügge Sportgirl wie die große Dame von Welt. „Was macht man mit 3 auf 2?" — „Was bedeuten diese seltsamen Stöcke, mit denen Sie auf dem Rasen fuchteln?" — „Warum fliegen manchmal die kleinen, weißen Bälle so hoch?" So lauten die immer wiederkehrenden Fragen der Neugierigen bei Tees und Gesellschaften, wenn vom Golf die Rede ist. Zählweise und Bezeichnungen bleiben dem Anfänger längere Zeit fremd. Und gar die Technik bedarf einer unaufhörlichen Weiterarbeit, auch der berühmteste Spieler lernt immer noch zu — und wird damit nie aufhören . . .



Golf stellt große Vorbedingungen. Man kann wohl leidlich Tennis spielen auf einem sandigen, wenig gepflegten Platz, dessen Netze nicht in bester Ordnung sind. Golf aber verlangt von vornherein schon außergewöhnliche Abmessungen. Ein Spielfeld ausgedehnt wie ein Schloßpark. Landschaftliche Schönheit bleibt erhalten — Hindernisse sind natürlicher Art.

Allmählich haben wir in Deutschland Plätze von Rang erhalten, mit riesigem Geldaufwand hergestellt. Bäder und Kurorte müssen ihre „Links" aufweisen, um auf der Höhe der Zeit zu bleiben, werden doch Hunderte von Fremden mehr durch solche Anlagen angelockt. Oberhof, Bad Salzbrunn, Homburg v. d. Höhe, Heiligendamm, Baden-Baden usw. bemächtigen sich dieser Neuerung mit größtem Erfolg. Ein Anfang ist gemacht, immerhin nur ein Anfang, wenn man bedenkt, daß in England fast jedes namhafte Hotel seinen eigenen Grund für dieses Spiel zur Ver-

fügung seiner Gäste hält. — Unsere Großstädte folgen nach. Noch ist es nicht soweit wie in London, wo an der Weichbildgrenze sich eine dieser grünen Flächen an die andere reiht. Dafür besitzen wir aber in Berlin seit kurzem eine Anlage, wie sie sich auch in dem zahlkräftigsten und sportfreudigsten Ausland nicht überraschender und herrlicher vorstellen läßt.

Über den märkischen Wäldern

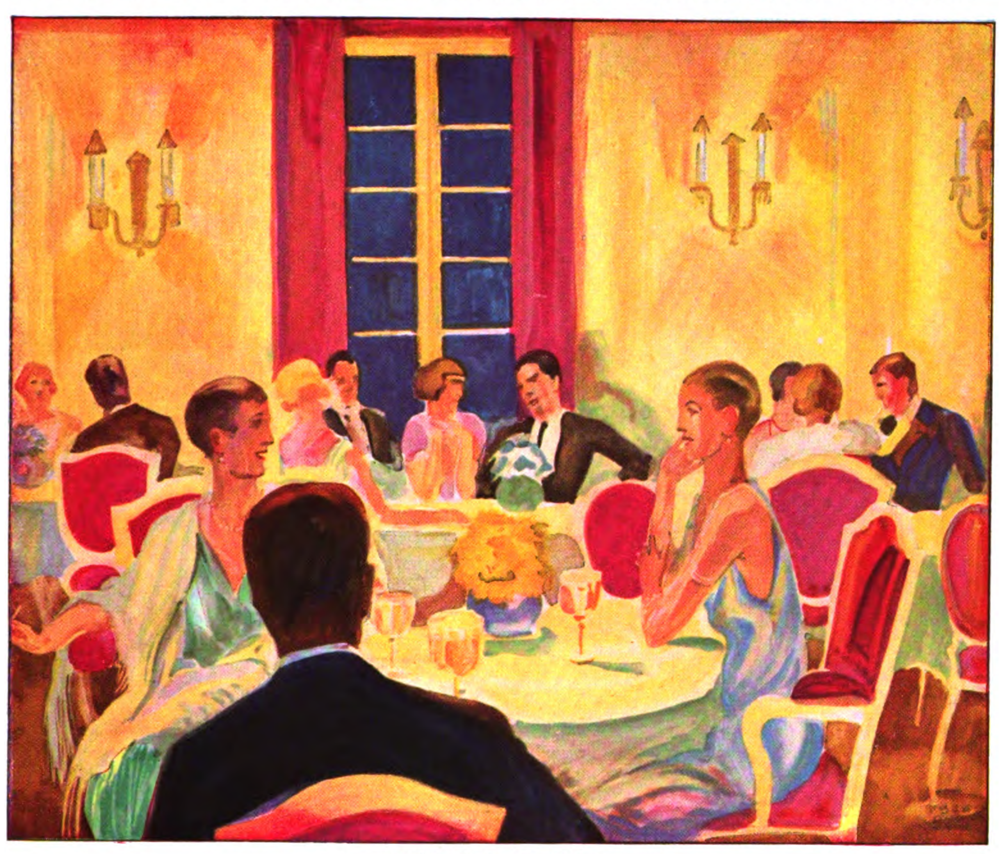
Der Golf- und Landklub Wannsee ist der Schöpfer eines Märchenreichs, welches das wechselvolle Spiel mit der launischen weißen Kugel, eine unvergleichliche Naturumgebung und ein harmonisches Gesellschaftsleben vereint.

Schon die Lage ausgesucht. Da wo die Straße von Wannsee nach Potsdam ihre höchste Steigung erreicht, zweigt die Einfahrt zum Klubgelände ab. Wenige Schritte, und man steht vor der Rückseite großzügiger Baulichkeiten. Durch eine Vorhalle betritt man die behaglichen Räume. Zuerst die Diele — einfach — holzgetäfelt — lichthell die hohen, breiten Fenster, denen man zustrebt. Und da: der überwältigende Eindruck einer sich vor den Augen ausdehnenden traumhaft schönen Anlage. Endlos weitleuchtende grüne Flächen, blaugraue Tannenwälder im Hintergrund, und greifbar nah die terrassenförmige Plattform aus ziegelrotem, geschliffenem Kadin, lebendig bewegt von kommenden und gehenden Personen, teetrinkenden Besuchern und Gästen an weißen, blumengeschmückten Tischen.

Auf einer Anhöhe beherrscht dieses nach Tropenart erbaute — an japanische Pavillons im Teehausstil erinnernde — langgestreckte Gebäude, dessen grünliche Dächer, abgeplattet und eingefaßt in leuchtendem Zinnober mit den rauschenden Wipfeln der märkischen Wälder, sowie ihrem dunstfarbenen Hauch zur malerischen Einheit verschmelzen.



Stelldichein beim Golf-Turnier



Festabend im Klubheim

Neugierig durchstreift man die noch unbekannten Gemächer. Ein Begeisterungsausruf löst den anderen ab. Es ist schwer zu sagen, ob der grüne, festliche Gesellschaftssaal mit dem an trauliche Winterabende mahnenden Kamin und den bequemen Liegestühlen, oder die weiß-roten Speisesäle in ihrer vornehmen Einfachheit wirksamer scheinen. Die größte Überraschung dieses Sportpalazzos aber bergen die beiden Seitenflügel: die Schlafkabinen, kleine, komfortable Hotelzimmer, die auf dem rechten Block der Damen, an der entgegengesetzten Front des stärkeren Geschlechtes harren. Das Ganze — ein erster deutscher wirklicher „Country-Club“, Übernachtungsmöglichkeit über das Wochenende für 36 Personen bietend.

Was kann das erste Stockwerk noch für Wunderdinge enthalten? Unsere Phantasie bleibt weit zurück, sie wäre nie in der Lage gewesen, sich eine so entzückende Bar im altenglischen Stil mit aparten Shippendalemöbeln auszumalen.

Das kosige kleine Nest erfreut sich natürlich, wie man sofort feststellen kann, des eifrigsten Zuspruches. Nebenan im tiefrot abgedämpften Spielzimmer rollt Robber um Robber — die eifrigen Spieler bemerken den bewundernden Fremden gar nicht. Weiterhin das Damenzimmer, dessen mattes Gelb sanfte Ruhe nach ermüdendem Sport vorbereitet. Ein schmaler Balkon schlängelt sich um das Ganze und lockt immer wieder zu erneuter Ausschau.

Vom Teehaus zum Luxusbau

Das war der Weg, dieses einzigartige Sportforum, das nun würdig ist einer Weltstadt, zu schaffen.

Zwei große Ehrentage konnte der junge Klub im Vorjahr glanzvoll bestehen: die Eröffnung im April, die zu einem großen Ereignis wurde und in der in- und ausländischen Presse ganze Spalten in Anspruch nahm, später die deutschen Golfmeisterschaften — für Berufsspieler und Amateure —, die eine überraschend große Teilnahme erweckten.

Da surren die großen Sechs-Zylinder brausend heran, nebeneinander aufgereiht



Die Flügeltüren öffnen sich — die Paare gleiten auf die blitzende Tanzfläche im Freien

die Maybachs, Hispanos, Graef und Stifts, Mercedes und Lancias — da huschen zierliche Fiats und Zweisitzer, von zarter, aber energischer Frauenhand gesteuert, gewandt hindurch, suchen sich ihren Platz, ehe ihre zartgefesselten Besitzerinnen, lässig den Zigarettenrest wegwerfend, aussteigen.

Alles gruppiert sich um den hohen Aussichtsturm, ebenerdig eine modische Sportanlage des Hauses Herrmann Hoffmann enthaltend, mit einem weithin blinkenden goldenen Zifferblatt und einer breiten Aussichtsplatte für immerhin 30 Personen — die von hier aus mit dem Fernstecher das Spiel verfolgen möchten . . . Großes Begrüßen — Kennenlernen — Wiederfinden — und Ausweichen. Spieler und Zuschauer in eifrigem Gespräch — Chancen werden erwogen — Kleider gemustert, Kritik wird geübt, und die jüngsten Tagesereignisse werden durchgehechelt. Vornehmes Rendezvous internationaler Gesellschaft. Kreise verschiedenster Richtungen, doch auf einem gemeinsamen Boden einem einzigen Interesse folgend. Da wird Herbert Guttmann, der Präsident und Hauptgründer dieses Werkes, beglückwünscht, vor dem kleinen, villenähnlichen Gebäude neben dem Turm Architekt Hoffmann, der Erbauer des Komplexes. Da steht im Gespräch mit eleganten Frauen U. Windels, der den Tennisschläger dem „Club“ zum Opfer gebracht — nicht weit von ihm der ägyptische Botschafter und eifrige Polospieler Exzellenz Yusry Pascha mit Sir Lindsay, dem englischen Vertreter. Die Cracks treten an — Rommenhöllers Caddy ist nicht aufzutreiben und Samek jun., der begabte Sohn des oft siegreichen Vaters, holt bereits zum ersten „drive“ aus. Unübersehbar die zur Schau getragenen jüngsten Modelaunen der Schneiderkunst. Jede kommende modische Vorführung wird durch diese gesellschaftlichen Vorbilder überflüssig — die pastellfarbenen Jumperkleider mit den teil- und karoplissierten Röckchen, die Schlangenhautschuhe und -hüte, die dazu abgetönten Wollmäntel mit den kleinen Gazellen- oder Fehkrägelchen wetteifern mit den bereits marineblauen oder sandfarbenen Composés. Doch selbst Hunderte dieser mondänen Gestalten heben sich nur als leuchtende Punkte



Die schlagkräftige Lady



Siesta und Flirt

von dem saftigen Jade des Feldes ab. Kleine Kreise schließen sich um die Meister, die mit stoischer Ruhe den Ball zum Abschlag „aufteeen". Einfach und praktisch das Äußere der Kämpfenden, alter Gepflogenheit gemäß: die Herren allgemein in Plusfours oder Knickers, gezackten Golfstrümpfen aus Kaschmirwolle, dazu der schwachgemusterte Pullover oder die saloppe Golfjacke mit weiten Taschen. Sportrock und Weste, weiße Oberhemdbluse und Jumper, auch neumodisches Strickcomplet mit enganliegendem Sweater verlangt die Sportskonvention von der Golflady.

Das Spiel nimmt seinen Fortgang. Aufregend das wechselvolle Auf und Ab der Chancen nach jedem Schlag. Eigenartig und in keinem anderen Sport: die Unsichtbarkeit des Gegners. Ein Kampf mit einem Phantom, nur die eigene Leistung wird kontrolliert. Der Golfer hat eiserne Nerven, denn sonst ist er auf verlorenem Posten. Der Kenner weiß die kleinste Wendung beim „putten", die minimalste Abtrift beim Fluge zu begutachten. Nicht nach Dutzenden — nein nach Zehntausenden zählt die Schar der Begeisterten, welche in England Stunde um Stunde in Regen oder Sonnenschein, mit den Meistern von Green zu Green ziehen, dabei in guter sportlicher Zucht vorsichtig den kostbaren Grasboden schonend.



Noch sind unsere heimischen Kräfte nicht internationale Extraklasse — bald wird auch der letzte Unterschied fallen. Die Amateure Nagle, Limburger, Graf Dohna, Graf Reichenbach, Gerb haben neben anderen großes Format. Auf einsamer Höhe steht noch die Kunst eines Percy Allis, des von England geholten Klubtrainers, der in der Meisterschaft selbst einen Torrance und Murray, Englands beste Amateure, sowie den trefflichen Professional Boomer, den Matador von St. Cloud—Paris, überspielte. Auch ein Revanchekampf sah Allis in gleicher Vollendung.

„It's a long way" zum 18. Loch! Solche Ausmaße besitzt der Wannseeplatz. Spieler wie Zuschauer leisten harte Körperarbeit. Tiefe Schluchten ziehen sich zwischen den „greens" hin, „bunker" vor den Löchern werden umgangen, farnbewachsener Boden wird durch-

quert. Endlich winkt von der sanften Anhöhe herab bei einbrechender Dämmerung das Klubheim, wie ein Wahrzeichen oder ein zierliches Kurhotel mit den ersten erleuchteten Fenstern herabgrüßend.

Vomshakehand — zum Handkuß...

Jäher Szenenwechsel. Von allen Seiten trippeln in ihrer rotblauen Tracht Jungens und Mädchens, die sogenannten „Caddies“, heran und schleppen die eisen- oder holzbewehrten Geräte ihrer Gebieter in schirmartigen Segeltuchbehältern. Auf dem Parkplatz, bei den Autos, wird es wieder lebendig, Pagen ordnen die Abfahrt, gelber Kies spritzt auf und langsam lichten sich die Reihen der Stahlungetüme. Wie ein lebendig gewordener Anachronismus fährt mit stolzem Schwung eine stilechte Coach vorbei — gezogen von einem feurigen Juckergespann. Es ist nicht unweit von der seenumschlossenen ehemaligen Residenz beheimatet.

Was bleibt, gehört zum „Bau“. Man kennt sich, auch die durch Freunde eingeführten Gäste, die des Abends noch verweilen, sind kaum Fremde. Ein Drink in der Bar, ein Besprechen der Ergebnisse, Pläne für das Morgen — — das ist der Zwischenakt bis zum Abendessen. Rasch werden die feuchten Umhüllungen und verstaubtes Schuhwerk gewechselt — ein erfrischendes Bad, eiskalte Dusche genommen — dann erscheint der „homo novus“ in den Gesellschaftsräumen und man gruppiert sich an kleinen gedeckten Tischen.

Küche und Keller versorgen alle auf das



Der belagerte „crack“



Mit unerschütterlicher Ruhe überwacht der Trainer seinen Schüler

beste. Die technische Einrichtung klappt am Schnürchen. Es würde schließlich etwas fehlen — wenn das obligate Grammophon nicht wäre, die unersetzliche Hauskapelle. Ein rascher „black bottom“ und ein gemäßigter „blues“ beschwingen den eben noch ermüdeten Körper. Die Flügeltüren öffnen sich — die Paare gleiten auf die blitzende Tanzfläche.

... Auch während der Winterzeit ruht der Betrieb nicht im geringsten, kann doch bis spät in die kalten Monate hinein die magische weiße Kugel von Loch zu Loch getrieben werden. Schlimmstenfalls begnügt man sich mit der Absolvierung einer Teilstrecke. Nur unter der Schneedecke hat die kostbare Grasnarbe Muße zum dringend nötigen Winterschlaf, der märkische Boden gibt ja nur unter Opfern und Mühen ein weiches, saftiges Grün her.

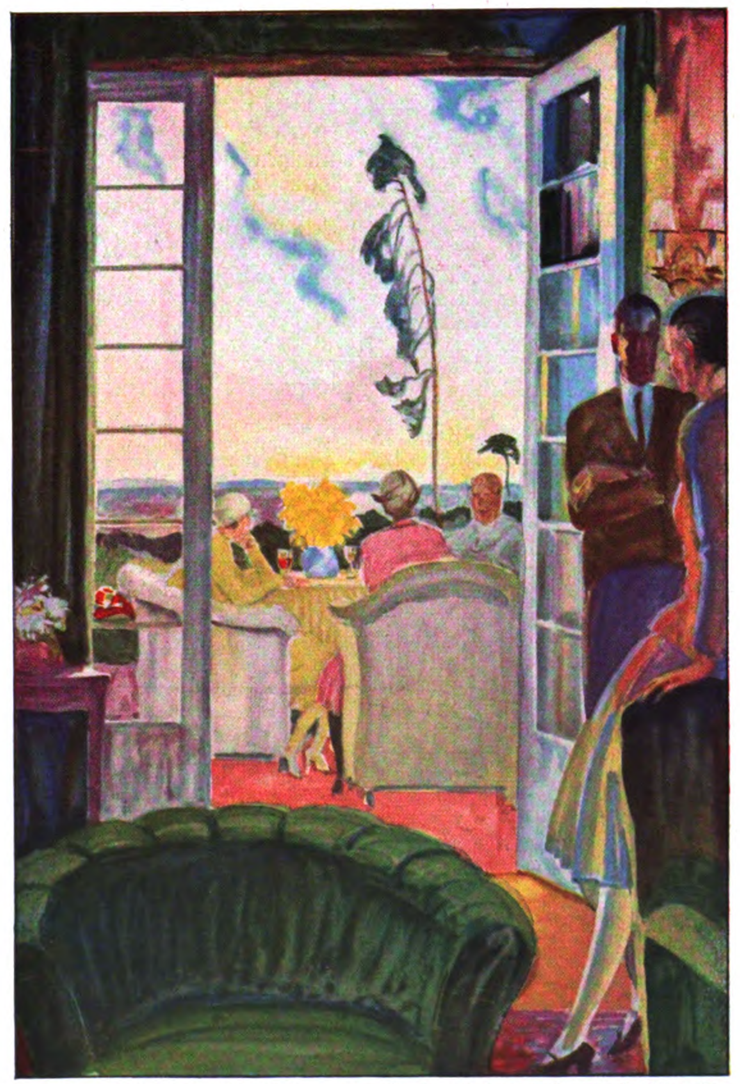
Weit über die sportliche Sphäre hinaus hat auch im Herzen Berlins der Klub eine gesellschaftliche Mission erfüllt. Seine Bälle und Feste sind rasch zum eisernen Bestand der Saison geworden. Dabei fehlt es nicht an amüsantem Beiwerk, von dem man hinterher noch gern erzählt. Dazu gehört das „Indoor-Golf“. Ein Ersatz wie etwa Ping-Pong-Tennis. Man spielt gegen stoffbehängte tiefe Zeltbahnen und übt eifrig den Anschlag. Ein bekanntes Herrenmodehaus hat eine ständige Trainingstätte für Innengolf in seinen Räumen in der Friedrichsstadt eingerichtet. Bei Festen ist dieses Interimsspiel eine begehrte Einnahmequelle für den Klub. Jeder beliebige Gast darf für das Opfer einer Mark einen Golfschlag tun. Daß sich dabei die köstlichsten Szenen, begleitet vom schadenfrohen Schmunzeln der zusehenden Sachverständigen, ergeben, wenn so ein „greenhorn“ recht ungeschickt und tollkühn sich als Meister gebärden

will, versteht sich von selbst. Doch all das dient schließlich nur als Behelf, um über die Zeit der unfreiwilligen Pause hinwegzukommen — bis wieder die Kräfte im Spiel auf frischem Rasen gemessen werden können. Nur durch die Tat in Form unermüdlicher Sportbetätigung als Vorbild wird es gelingen, dem Golf den Weg zu einem volkstümlichen Sport zu ebnen. Vorläufig hat er noch die exklusive Note.

Immer wieder bezaubert das wohltuend einwirkende Ausruhen in dem Wannsee-Edengarten, dessen Menschenkinder auch dem Außenstehenden eine verständnisvolle Aufnahme für einen Feierabend gern gewähren.

An festlichen Tagen verstärkt die „band" den stimmungsvollen Eindruck. Der Flügel ist ans Fenster gerückt, draußen wie drinnen spielt sich das ewig neue und reizvolle Gruppieren, Suchen und Zusammenschließen ab. Ausgespannte Nerven werden dem Flirt empfänglich. Die Umgebung mit dem frischen Duft der Frühlingsnächte, dem sternenübersäten Himmel und den rauschenden Baumwipfeln, gleich einem nahen Meer — muß unwiderstehlich locken.

Spät ist es, wenn sich die letzten Auswärtigen durch einen Handkuß verabschieden, um über die Avus im 80 Kilometer-Tempo nach dem Berliner Lichtermeer zurückzukehren — und noch später, wenn die letzten Lichter in den Schlafkabinen verlöschen . . .



Die blaue Stunde im Damenzimmer des Golf- und Landklubs Berlin-Wannsee

Neues vom Büchertisch

Lyrik. Von Karl Strecker

Rainer Maria Rilke. Sein lyrisches Lebenswerk (Leipzig, Insel-Verlag) — Ina Seidel: Neue Gedichte (Stuttgart 1927, Deutsche Verlags-Anstalt) — Irene Forbes-Mosse: Ausgewählte alte und neue Gedichte (Ebenda) — Rudolf Leonhard: Chaos (Hannover, Heier-Böhme) — Oskar Loerke: Der längste Tag (Berlin 1926, S. Fischer) — Carl Zuckmayer: Der Baum (Berlin 1926, Propyläen-Verlag) — Paul Warncke: Gedichte (Berlin, Buchen-Verlag) — Anton Wildgans: Wiener Gedichte (Wien, F. G. Speidel) — Siegfried v. d. Trenck: Flamme über der Welt (Gotha 1926, Klotz) — Emil Hadina: Himmel, Erde und Frauen (Leipzig 1926, L. Staackmann) — Robert Faesi: Der brennende Busch (Zürich 1926, Grethlein & Co.) — Jakob Burckhardt: Gesammelte Gedichte (Basel 1926, Schwabe & Co.)

Wenn wir, altem Brauch getreu, im Maimond von singenden Dichtern sprechen, so wollen wir eines Sängers zuerst gedenken, der vor kurzem für immer verstummt ist: Rainer Maria Rilke. Freilich: wiewohl der Mai der rechte Monat scheint, eines toten Dichters zu gedenken —: gerade für Rilke wäre vielleicht ein ahnungsvoller Abend im April, oder ein verschleierter Oktobertag das Verwandtere. Denn zart und bleich, wie eine fröstelnde Blume, stand er im Leben. Wenn er, als schwermütiges Kind, einsam vor einem Bilderbuch saß oder mit einer Pfauenfeder spielte, die er für eine Zauberrute hielt, wenn er die Silberfäden in einem Puppenkleide bewunderte oder mit großen fragenden Augen zu den Wolken aufblickte, die so still hinsegelten „wie die Schwäne in Andersens Märchen", wenn die erste Neigung in ihm erwachte zu dem blonden Kind da drüben in dem alten gräflichen Palast — so bereiteten sich in dieser leisen Seele schon die Frühlinge seiner Dichtung vor, und auf dunkler Tiefe erblühte seine Kunst wie eine Königin der Nacht.

Es läßt sich mancherlei gegen diese Kunst sagen und ist auch, namentlich in Rilkes frühster Zeit, deutlich genug gesagt worden („ein Schwächling ohne Kraft und Leidenschaft" usw.); es läßt sich erheblich mehr für sie sagen und ist teilweise mit allzugroßem Überschwang ebenfalls gesagt worden. Wir wollen heute von Rilke sprechen, wie er selber einst in seiner sinnvollen Art von den Worpsweder Künstlern sprach: Nicht urteilen wollte er, „denn wohin kämen die Besten von uns mit dieser Gerechtigkeit?" Sondern er will von jedem dieser Künstler so denken, wie er in der Stunde war, „da er ihn am tiefsten liebte" . . .

Welche Stunde war das? Vor mir liegen die neuesten Ausgaben der Rilkeschen Dichtungen in den festlichen Gewändern, die ihnen der Insel-Verlag beschert hat. Er beginnt mit einem Dank an die Prager Heimat, indem er ihr ein „Larenopfer" bringt:

> Mich rührt so sehr
> Böhmischen Volkes Weise.
> Schleicht sie ins Herz sich leise,
> Macht sie es schwer.

Lang ist der Weg, den Rilke von diesen Anfängen im Volksliedklang bis zu den „Duineser Elegien" (1923) zurücklegt, in denen er aus seiner mystischen Versenkung aufschreckt und klagt: „Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen?" Aber schon im „Larenopfer" finden wir den künstlerischen Geist des römisch-katholischen Kultus, der zeit seines Lebens für seine Art bestimmend blieb. Wohl träumt dieser Sproß eines alten Kärntner Adelsgeschlechts auch von kühnen Taten:

> Ich möchte einer werden so wie die,
> Die durch die Nacht mit wilden Pferden fahren,
> Mit Fackeln, die gleich aufgegangenen Haaren
> In ihres Jagens großem Winde wehn.
> Vorn möcht' ich stehen, wie in einem Kahne,
> Groß und wie eine Fahne aufgerollt,
> Dunkel, aber mit einem Helm von Gold . . .

Indessen: scheu kriecht er vor der Welt und ihrer rauhen Berührung zurück und spricht, von ihr abgewandt, in tiefer Einsamkeit mit seinem Gott, der ihm der Leiseste ist:

> Du kommst und gehst. Die Türen fallen
> Viel sanfter zu, fast ohne Wehn.
> Du bist der Leiseste von allen,
> Die durch die leisen Häuser gehn.
>
> Man kann sich so an dich gewöhnen,
> Daß man nicht aus dem Buche schaut,
> Wenn seine Bilder sich verschönen,
> Von deinem Schatten überblaut;
>
> — — — — — — — — — —
>
> Du bist der Tiefste, welcher ragte,
> Der Taucher und der Türme Neid.
>
> — — — — — — — — — —
>
> Du bist der Wald der Widersprüche.
> Ich darf dich wiegen wie ein Kind,
> Und doch vollziehn sich deine Flüche,
> Die über Menschen furchtbar sind.

Die Ereignisse in Rilkes Leben, dessen Vornamen Rainer Maria wie für ihn erfunden scheinen, sind innerliche. Allerdings hat sein Aufenthalt in Worpswede und in Paris, wo er Rodins Freund und Privat-

sekretär war, haben seine Reisen in Italien und in Rußland auch auf seine Kunst eingewirkt, eines der schönsten Werke, „Das Buch der Bilder“ gibt davon Zeugnis, auch die „Neuen Gedichte“ und der „Neuen Gedichte anderer Teil“. In ihnen wiegt das Geschmäcklerische in Hugo von Hofmannsthals Art vor, die Kultur und der Kult des Wortes, die künstliche Kunst, die ihre Erzeugnisse wie in einem Juwelierschaufenster, apart aber kaltsinnig nebeneinanderstellt: so etwa Eindrücke (hier ist der „Impressionismus“ am Werk), die er im Papageienpark des Jardin des Plantes gewinnt:

Unter türkischen Linden, die blühen, an Rasenrändern,
In leise von ihrem Heimweh geschaukelten Ständern
Atmen die Ara und wissen von ihren Ländern,
Die sich, auch wenn sie nicht hinsehn, nicht verändern.

Die letzte, nicht sehr glücklich angeklebte Zeile ist kennzeichnend für das Verhängnisvolle der Reimtechnik in dieser Periode Rilkes. Aber er geht doch auch hier eigene Wege. Sie führen einerseits in tiefere Tiefen, als sie etwa einem Hofmannsthal zugänglich sind, anderseits hält er sich fern von jenen in ähnlicher Weise dichtenden Art- und Zeitgenossen, welche die Poesie des Rinnsteins oder der erotischen Auswüchse bevorzugen. Er steht wie eine Lilie im Garten der Verkündigung und immer wieder erschauert er in Sehnsucht, von der er singt:

Das ist die Sehnsucht: wohnen im Gewoge
Und keine Heimat haben in der Zeit.

Rilkes schönste Gedichtbücher bleiben für mich „Das Buch der Bilder“ und „Das Stundenbuch“, aber selbst seine frühsten Werke „Larenopfer“ und „Traumgekrönt“ sind ursprünglicher als etwa der „Zweite Teil der neusten Gedichte“, obwohl hier die Form innerlich verfeinert, äußerlich freier geworden ist. Denn die artistische Klügelei, die technische Spitzfindigkeit, die Manier schwächen die ursprüngliche Dichterkraft. In seinen letzten Gedichtbüchern, den „Sonetten an Orpheus“ und den „Duineser Elegien“ ist er auch hierin abgeklärter: „Und wir, Zuschauer immer überall — dem allen zugewandt und nie hinaus — Uns überfällt's. Wir ordnen's. Es zerfällt. — Wir ordnen's wieder und zerfallen selbst.“

Rainer Maria Rilkes wesentliche Bedeutung liegt in der Macht und dem Willen zur Verinnerlichung, zur mystischen Versenkung in das Letzte und Höchste, das unser Stammeln „Gott“ nennt.

*

Wer unter den Lebenden ist würdig, in seiner Nähe genannt zu werden? Aus einem erschreckenden Berg von Versbüchern finde ich nach einigem Suchen Ina Seidel, die hier schon vor acht Jahren nach Erscheinen ihrer „Weltinnigkeit“ als der Droste ebenbürtig bezeichnet wurde — was dann später zu dem Ausspruch eines anderen (übrigens sehr schätzenswerten) Zeitgenossen umgestempelt wurde. Ina Seidel legt einen Band Neue Gedichte vor. Sind sie alle neu? Bei den ersten Versen glaubt man es. Sie lauten unter der Überschrift „Februar“:

Stille Luft und eingewölkte Himmelskuppel, hinter deren
Lichter Alabasterwölbung steht mit silberklaren schweren
Strahlenschwertern ausgebreitet, abgedämpft und göttlich fern:
Der im Winterdunst verlorne,
Der ersehnte, neu geborne
Ungeheure Sonnenstern.

Man erschrickt bei den ersten Versen. Wie kommt eine Ina Seidel zu dieser Betonung des „deren“ durch den Reim? Gewiß, es ist oder war doch moderner Brauch, richtiger gesagt Brauch der Moderne (ein Brauch, an dem freilich auch Rilke nicht ganz unschuldig war), gerade die belanglosen, sinnschwachen Worte, die oft nur grammatikalische Bedeutung haben, durch den Reim hervorzuheben. Muß man wirklich noch beweisen, daß durch eine solche Betonung wie hier nicht nur der Satz zerrissen wird, sondern auch die Stimmung?

Fast mit ängstlicher Spannung und Sorge schlägt man die nächsten Blätter um. Aber, Gott sei Dank, es kommt anders. Schon bei dem herrlichen Gedicht „Kastanienbaum“ auf der zweitnächsten Seite atmet man auf und liest es sogleich noch einmal. Das ist wieder die Dichterin der „Weltinnigkeit“, die eines Baumes Sendung und Segen, Art und Schönheit dichterisch verklären kann. Sie schildert den Kastanienbaum in den einzelnen Jahreszeiten, zuerst mit Schnee auf schwarzen Ästen, die steil und streng ihre Arme zu den Sternen strecken, dann im Frühling:

So ganz aus allen Zweigen überschäumen
Und wie in Hymnen blühend auszubrechen,
Wie Priester unter allen sanften Bäumen
Mattweiß und blutbesprengt die Messe sprechen —

O Amsellied, durch alle Wipfel tropfend!

— — — — — — — — — — — — — — —

Fruchthüllen sprengen, um sich zu erneuen,
Mit reifem Herbst weinklar vergilbend werden,
Oktoberlang mit feiernden Gebärden
Die schwarze Erde golden überstreuen —

O stiller Wandel, heilig, unverdrossen,
O Jahresring, in Lauterkeit geschlossen!

Daß Ina Seidel abzurunden, abzuschließen vermag und nicht wie so viele mit ihren Gedichten den Eindruck erweckt: es würde ohne Belang sein, wenn ein paar Verse mehr oder weniger daständen, ist ein besonderer Vorzug ihrer Lyrik. Wie fein und bezeichnend der Schlußvers ihres „Orpheus“. Oder in dem köstlichen Gedicht: „Heimkehr im Herbst“:

— — — — — — — — — — — — — —

Süßer Heuduft der zweiten Mahd.
Letzte Hafergarben im Felde.
Aus den Gärten bricht der Erde Glut:
Georginen und Dahlien. Zärtlich
Über dem Phlox veratmet der So mmer.

Unter der täglich schwellenden Last
Schwanken die Apfelbäume, tasten
Stumm nach Halt. Am Morgen glänzt dann
Blank die betaute Frucht im Grase.
— — — — — — — — — — — — — —

Die Heimkehrende fragt sich inmitten dieser Herbststille: „Ward auch dir nun Ruhe und Reife?" Und sie antwortet echt dichterisch mit einem Bild, das die Unruhe ewiger Sehnsucht widerspiegelt:

Die Berge aber am Horizont,
Die Berge, blau von Sehnsucht umhaucht,
Silberkronig den Himmel streifend —
Die Berge aber sind fern wie einst.

Auch die Berge der Erfüllung für die Lyrik dieser Dichterin sind noch nicht sonderlich näher gerückt. Wenn ich vor acht, neun Jahren hier schrieb, daß die Entwicklung der Seidel unsere schönste Hoffnung bleibt, so muß zugestanden werden, daß der neue Gedichtband diese Hoffnung nur zum Teil erfüllt, wenn er auch nicht enttäuscht. Nein, von Rilke abgesehen, sind die Gedichte der Seidel noch immer die wertvollsten der hier angezeigten, aber — zunächst befremdet die geringe Zahl der in diesen Jahren entstandenen Verse, denn das ohnehin schmale Büchlein ist stark mit früheren Gedichten aufgefüllt, dann aber empfängt man den Eindruck, daß die Dichterin, die inzwischen auch als Erzählerin in den Vordergrund getreten ist, nicht mehr den lyrischen Antrieb hat wie früher. Das zeigt sich in nicht geglückten Spielereien, die dem (inzwischen verstorbenen) Expressionismus huldigen, wie „Erscheinung". Glücklicherweise besinnt sich die Dichterin sehr bald wieder auf ihr besseres Selbst, auf ihr Gefühl, dessen Offenbarungen uns durch Innigkeit bezwangen, während ihre allerdings vereinzelten Versuche in kunstgewerblichen Ornamenten uns kalt lassen. An der Spitze steht Ina Seidel auch als episch-lyrische Darstellerin. Man bedauert, daß sie das Feld der Ballade nicht eifriger bebaut hat, wenn man ihren köstlichen „Hermes" liest:

Zwischen festen kleinen Zähnen
Eingeklemmt das Band des Hutes
Saust er über Ozeane.

Glatt und sauber wie Marmorstufen sind diese „Kleinen Mythen", in die das Gedicht „Hermes" eingereiht ist. Mitunter beinahe zu glatt, aber es ist klingende Musik auch im rein Erzählerischen, und die „Fünf Verwandlungen" überraschen durch die Großzügigkeit des Entwurfs und der Visionen. Hier scheint für unsere größte Lyrikerin in der Gegenwart Neuland zu locken — wenigstens *sollte* es locken. Alles in allem: Dank, Ina Seidel, auch für dies schöne Buch!

In der Erzählungskunst eine unserer Besten und der Seidel ziemlich nahe gerückt, bleibt *Irene Forbes-Mosse* in der Lyrik doch hinter ihr zurück. Gleichwohl darf sie den Schluß eines ihrer schönsten Gedichte auch auf sich beziehen:

Was ich gewann, das alles ich verlor,
Doch was ich gab, blüht nun zum Licht empor!

Zu dem, was die Dichterin „verlor", gehört auch ihre 1925 verstorbene Schwester, die seelenverwandte Elisabeth von Heyking, deren Andenken diese Gedichtausgabe gewidmet ist. Die reifsten Früchte eines langen Sommers und Herbstes sind in diesem Buch zusammengetragen. Wie aus ihren Erzählungen, die wir hier immer mit besonderer Freude gewürdigt haben, spricht auch aus diesen Gedichten die vornehme, tieffühlende Dichterin, die aus dem Zartesten, Leisesten noch ihre Stimmungen hervorzaubert, Dinge und Menschen mit feinem Humor betrachtet und eine seltene Verbindung von Romantik und Wirklichkeitstreue zu dichterischem Vollklang bringt. Gedichte wie „Ohne Ruhe", „Auf der Düne" (II), „Widmung", „November", dann von ihren späteren Gedichten X, XII und XVII fesseln durch eindrucksvolle seelische Erlebnisse, die in Wohlklang eingewiegt sind. Daß Frau Forbes-Mosse auch den Geist und Ton der Ballade sicher beherrscht, bezeugen „Die Dohlen": Die ersten Strophen lauten:

Sieben schwarze Dohlen warten
Auf dem Weidenbaum.
Mutter, geh nicht in den Garten,
Hörst sie reden laut und leise:
„Schwesterchen, ist Zeit zur Reise" —
O der finstre Traum!

Mutter, geh zum Fenster nimmer
In der Vollmondzeit.
Silbern ist das kleine Zimmer,
Silbern sind die Treppenstufen,
Und die schwarzen Dohlen rufen:
„Mache dich bereit." —

Von der jüngeren Generation liegt diesmal nicht gerade viel Bedeutendes vor. Unter kuriosen Begleitumständen ist der Gedichtband Chaos von *Rudolf Leonhard* erschienen, den der Dichter mir mit einem Schreiben sendet, das dem Wort des Terentianus Maurus „. . . habent sua fata libelli" eine seltsame Bestätigung gibt. Es sind größtenteils Kriegsgedichte, entstanden 1914 bis 1915, anfangs von der Zensur unterdrückt, 1919 von einem kleinen Verlage erworben und gedruckt, aber nicht herausgegeben, endlich, nach jahrelangem Rechtsstreit vom Dichter in seinen Besitz gebracht und nun versandt — ein Dutzend Jahre nach der Entstehung, wo freilich die „Konjunktur" für Kriegsgedichte nicht gerade die denkbar günstigste ist. Nicht weniger sonderbar mutet das Vorwort an, das der Dichter dem Bändchen 1919 mit auf den Weg gegeben hat: ein Entschuldigungszettel, daß er damals, 1914, so etwas wie militärische Regungen gehabt habe. Er sei damals so ahnungslos gewesen, habe, als der Krieg ausbrach, nur an den Krieg gedacht, nicht an das, was Gut und Böse sei. Aber, mit

Verlaub, Rudolf Leonhard: wissen Sie denn heute, was Gut und Böse ist? War es wirklich „böse“, wenn Sie damals, 25 Jahre alt, als fast ganz Europa unsere Heimat mit Vernichtung bedrohte, in Reih und Glied traten? Das Hasenpanier dieser Vorrede ist ein Zeitdokument. Die Angst, von den Genossen nicht als in der Wolle gefärbter Pazifist angesehen zu werden, ist größer als damals die vor den Kugeln des Feindes. Im übrigen gehören diese Gedichte keineswegs zu den besten Leonhards. Starke Impressionen erheben sie über den Durchschnitt. Hie und da bricht ergreifend Menschliches durch, so in „Gerhard erzählt“. Ein Patrouillereiter hält spähend und witternd vor einem Dorf, das er für besetzt vom Feinde hält. In einem Hause ist Licht. Vorsichtig reitet er ans Fenster und sieht:

Eine Lampe, die eine Gruppe bescheint.
Vier sitzen. Drei schweigen. Eine weint. —
Mich rühren die Frauen — — doch es ist der Feind,
Und ich ritt weiter.

Hier spricht der Lyriker Leonhard ohne Nebenabsichten und wirkt darum stark, wie er denn überhaupt die meisten seiner Art- und Zeitgenossen künstlerisch überragt. Zum Beispiel Oskar Loerke, dessen Versband Der längste Tag nur aufs neue bezeugt, daß er eine Kunst für Künstler treibt, künstlich mehr als künstlerisch dichtet. Bei der Größe vieler seiner Anschauungen und Visionen enttäuscht die verschnörkelte, verstandesmäßige, reintechnische, gesuchte Art seiner Versbildungen um so mehr. Wie sagt Verlaine? „Musik, Musik vor allen Dingen! Das andere bleibt Literatur, mein Bester!“ — Ein erfreuliches Zeichen dafür, daß gesundgebliebene Jugend sich schon instinktiv abwendet von der Nichts-als-Literatur ist Carl Zuckmayer, in dessen kleiner Gedichtsammlung Der Baum es zwitschert und jubiliert von Lebensfreude und Lenzeslust. Das Ganze ist ein „Fröhlicher Weinberg“, der Hochgesang einer Lebensbejahung, die in einem ungewöhnlich innerlichen Verhältnis zur Natur, zu Bruder Busch und Baum und Tier begründet ist, also feste Wurzeln hat. Gerade weil er so innerlich gesund ist und auf urwüchsigem Boden steht, wird vermutlich — und hoffentlich — Zuckmayer noch eine reiche Entwicklung vor sich haben, die ihm höhere Ziele und auch etwas feinere Züge gibt. Einstweilen stimmen wir unbeschwert in den Rhythmus seines „Marschliedes“ ein:

Gehst du am End' zugrunde,
So trag's mit starkem Mut:
Die eine Schöpferstunde
Macht alle Tode gut.

Dem jungen Dichter mag sogleich ein Alter folgen, der ihm in manchem ähnelt und seinem Herzschlag nach immer noch trotz seiner einundsechzig Jahre zur Jugend gehört: Paul Warncke. Die Tagesfron im Dienst eines politischen Witzblattes nötigt den bekannten Kladderadatschdichter, seinen Pegasus täglich ins Joch zu spannen. Da „staunt der Fachmann und der Laie wundert sich“, daß er nebenher noch diese Fülle reiner Lyrik (251 Seiten!) schaffen konnte. Sie sind unpolitisch und werden auch dem, der des Dichters politische Stellung nicht immer ganz teilt, eine willkommene Gabe sein, denn Freund und Feind ehren in Paul Warncke den unantastbaren, offenen Menschen und den warmherzigen Dichter. Von den vielen schönen Gedichten, die das Buch enthält, habe ich mit besonderem Genuß gelesen: „Nur der Eine“, „Nähe des Glücks“, „Grau“, „Einsamkeit“, „Schritte“, „Meine Jugend“, „Die Hand“, „Nächtliche Wanderung“, „Stille“, „Im Park“, „Musik“, „Die Schale“, „Komm!“, „Abend in Wiligrad“, „Wenn de Bedklock stött“, „Wihnachten“. Den Schluß bildet das unvergeßliche „Vergessen“, das in den deutschtiroler Bauernstuben an der Wand hängt. Wir haben hier „reine Lyrik“, sofern man darunter klingende Gefühlsoffenbarung in bester Form versteht.

Der Raum geht zu Ende. Knappste Fassung ist geboten. Anton Wildgans hat in Wiener Gedichten die Perlen seiner Heimatlyrik aufgereiht, Ferdinand Schmutzers Meisterhand hat das sehr vornehm ausgestattete Buch mit köstlichen Bildern aus dem alten Wien geschmückt. „Nimm deine Geige, Frau Vergangenheit“, ruft Wildgans — und Feierklänge durchrauschen die Seiten, als wären es Saiten. — Siegfried v. d. Trenck hat zwei „Lebensbücher“ gedichtet, die hervorragende Persönlichkeiten der Geschichte und Sage in ihrer Idee zu erfassen suchen. Am wertvollsten ist das zweite: Flamme über die Welt, geflissentlich betonte Weltanschauung eines zielsicheren Dichters, der den Eros in drei großen Gestalten verkörpert sieht: den himmlischen im Parzival, den irdischen im Tristan und den ewigen im Merlin. — Emil Hadina bietet in seinem neuen Gedichtbuch: Himmel, Erde und Frauen einen Sonettenkranz weltlicher Andacht. Besonders schön sind die zwölf Mutter-Sonette, von den anderen „Abend“ und „Weihnachten“. Das gut ausgestattete Buch ist stimmungsvoll illustriert. — Robert Faesi, dessen dichterische Begabung sich auch im Drama erwiesen hat, legt eine Gedichtsammlung Der brennende Busch vor. Allzu feurig ist es allerdings um diesen Busch nicht bestellt, kühle Betrachtung überwiegt, aber der Dichter verleugnet sich nicht. Eine Überraschung sind Jakob Burckhardts Gedichte, die, jetzt gesammelt, den Zeitraum von 1835 bis 1874 umfassen und den großen Gelehrten und Kunstkenner als einen ebenso feinen Lyriker zeigen, der tiefe Kunsteindrücke und Erlebnisse in vollendeten Bildern darzustellen und mit einer Fülle edler Gedanken zu umrahmen weiß.

Die St. Jürgengruppe des Bernt Notke

Von Dr. Carl Georg Heise

Seltsam genug, daß gerade wir Deutschen immer noch Entdeckungen machen können auf dem Gebiet unseres nationalen Kunstbesitzes. Gewiß, die Monumentalgruppe, die hier vorgestellt werden soll, ist lange schon den Fachleuten bekannt und seit kurzer Zeit auch durch Abbildungen einem größeren Kreis von Kunstfreunden nahegebracht worden, daß sie indessen bereits der volkstümlichen Beliebtheit sich erfreute, die ihre überraschend eindrucksvolle plastische Form verdiente, wird man schwerlich behaupten können. Alle Voraussetzungen aber für eine leidenschaftliche Hinwendung des Interesses zu diesem holzgeschnitzten Wunderwerk sind heute gegeben. Es ist ein unzweifelhaftes Verdienst der vielgeschmähten Epoche des Expressionismus, unsere Augen neu geschult zu haben für die expressiven Werte der deutschen mittelalterlichen Skulptur und damit die Werke einer spezifisch nationalen Schaffensperiode auf das fruchtbarste ins allgemeine Bewußtsein zurückgerufen zu haben. Die krausen, aber ausdrucksstarken Bildwerke der späten Gotik, wie sie so kühn und gefühlsgeladen kein anderes Land kennt, sind heute wieder unser Stolz. Die süddeutschen Meister sind zuerst entdeckt worden, langsamer sind die innerlich und äußerlich schwerer zugänglichen norddeutschen Zeitgenossen gefolgt. Heute nun hält man gar Ausschau nach versprengten Stücken dieser Blütezeit im Ausland. Im Norden ist die Ausbeute besonders groß. Lübeck ist im späten Mittelalter nicht nur der kommerzielle, sondern auch der kulturelle Mittelpunkt des ganzen Ostseegebietes gewesen. Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß im ganzen 15. Jahrhundert in Schweden kaum ein kirchliches Kunstwerk von Rang sich findet, das nicht norddeutscher, meistens lübeckischer Import ist. Zu diesen lübeckischen Hauptwerken in Schweden gehört die St. Jürgengruppe des Bernt Notke in der Nikolaikirche in Stockholm. Anläßlich der 700-Jahrfeier der lübeckischen Reichsfreiheit haben die Schwesterstädte Hamburg und Bremen eine originaltreue Nachbildung nach Lübeck geschenkt, wo sie in der zu Gottesdiensten nicht mehr benutzten gotischen Katharinenkirche sehr wirksam zentral aufgestellt ist. Von hier aus wird sie sich, besser vielleicht als im Original, das fern im Norden schwer erreichbar und zur Zeit dort ungünstig aufgestellt ist, die Bewunderung der Deutschen gewinnen, die stolz darauf sein dürfen, daß damals einer der Ihren berufen wurde, eine nationalschwedische Aufgabe zu lösen, und so zu lösen, daß sie ein werbendes Denkmal schöpferischen deutschen Geistes geworden ist.

Im Jahre 1489 in der Silvesternacht wurde das Werk feierlich der Öffentlichkeit übergeben. Schon seit mehreren Jahren lebte der lübeckische Meister Bernt Notke in Stockholm und muß dort in hohen Ehren gestanden haben, da er das Amt eines schwedischen Reichsmünzmeisters bekleidete. Den Auftrag für die St. Jürgengruppe hat ihm der Reichsverweser Sten Sture erteilt, der große Vorläufer Gustav Wasas, der im Jahre 1471 durch die Schlacht am Brunkeberg Schweden von den Dänen befreit und die verschiedenen Landesteile einheitlich zusammengefaßt hatte. Der Verherrlichung dieses Sieges sollte Notkes Werk gelten. Vieles spricht dafür, daß Sten Sture selbst in der Gestalt des siegreichen Himmelsritters gefeiert werden sollte und später dann unter diesem Ehrenmal auch seine Grabstätte gefunden hat. Das Werk stand auf hohem, mit Reliefs aus der Georgslegende geschmücktem Sockel in einer eigenen (heute abgerissenen) Kapelle hinter dem Hauptaltar, rechts und links auf eigenen Konsolen oder Postamenten die befreite Prinzessin und die Königsburg.

Künstlerisch und kulturgeschichtlich von höchstem Interesse ist die eigentümliche Verbindung von Kultbild und Heldendenkmal. Nicht mit Unrecht hat man Notkes Reiterbild ein nordisches Gegenstück zum Colleoni des Verrocchio genannt. Gewiß ist die Ehrung des großen Heerführers in Form eines persönlichen Monuments durchaus ein Renaissance-Gedanke — ungewöhnlich früh für den Norden, ein Beweis für das rasche Wandern weltbewegender Ideen! —, doch ist damit nur die eine Seite des Werkes charakterisiert. Es bleibt, im Gegensatz zu den Denkmälern der italienischen Renaissance, kultisch bedingt. Nicht nur, daß der Held durch das Sinnbild eines streitbaren Heiligen geehrt wird und nicht sein eigenes Bildnis erscheint, dieser Heilige selbst ist auch durchaus kein Haudegen, ausgestattet mit den Anzeichen persönlicher Tapferkeit — er kämpft nicht in leidenschaftlicher Erregung, wie uns das aus späteren, renaissancemäßig gestalteten Werken gleichen Vorwurfs bekannt ist, er bleibt der Auserwählte Gottes, der seinen Schwertstreich mit der Sicherheit des Heiligen führt. Auch stilistisch streiten moderne Naturbeobachtung und spätgotisch visionäre Gestaltung heftig miteinander, Phantastik und Realistik begegnen sich und lassen im Sturm der Zeitenwende dieses gewaltige Werk entstehen, das wie kaum ein anderes jenen unheimlichen Geist der vorreformatorischen Gärung suggestiv verdichtet und über die Jahrhunderte hin sichtbar macht.



St. Jürgengruppe. Bildwerk von Bernt Notke

(Stockholm, Nicolai-Kirche)

Gedichte

Der alte Garten. Von Emanuel von Bodman

In einem alten Garten
Stand eine junge Wäscherin
Bei Nacht und hängte Wäsche auf
Und sah den Mond am Himmel ziehn.

In jenen alten Garten
Hab' ich als Knabe wohl gesehn
Vom weißen Fenstersims herab
Und sah das blasse Mädchen stehn.

Blick' ich in einen Garten,
Drin sich der Mond im Linnen fing,
Frag' ich, warum die Wäscherin
Im Mondlicht einst die Wäsche hing...

Der Abendwind. Von Manfred Hausmann

Die Meise sang so zart im Gold des Nachmittages...

Nun glüht der Garten purpurn und vergißt sich und erlischt.
Zuweilen kommt ein Wehn mit Wiesenwärme untermischt
Und drängt sich durch den Duft des Birkenhages
Und rauscht und wird vom Abend ausgewischt.

Dahinter zwischen den Johannisbeeren webt
Wie dunkler Samt die Feuchtigkeit.
Bis aus Versehn der Wind sich wieder lau erhebt
Und an die Beeren rührend vor Verlassenheit
In der kristallnen Dämmerung verschwebt.

Dann ist es wieder Abend weit und breit.

Unsterbliches Wunder. Von Max Bittrich

Empörung wie beschäumte Welle,
Die alle Lasten von sich streckt,
Geheimnis wie die tiefe Quelle,
Mit tausend Blumen zugedeckt,
Wie überschäumender Holunder,
Der Tor und Mauer übersteigt,

Und wie das keusche Rosenwunder,
Das sich aus Dornenwolken neigt,
Leicht wie die Feder, schwer wie Eisen,
Wie Ähre und wie heißer Mohn,
Wie Lerchensang und Trauerweisen,
So ist – mein Herz, du weißt es schon.

Illustrierte Rundschau

Scherenschnitte von Marianne Fürstenau — Goldschmiedearbeiten von Sludski — Professor Emil Epple — Graphiker Hermann Hirzel — Halil Bek Mussa Jassul — Paul Ludwig Troost — Mary Wigman von Ernst Klauß — Keramiken von Arnold Scherer — Zu unsern Bildern

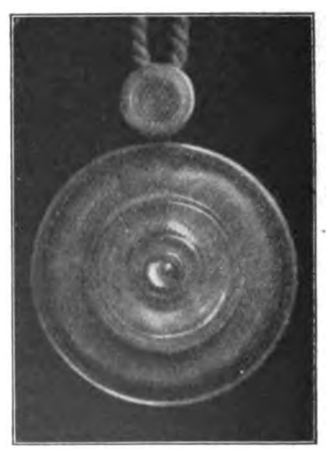


Marianne Fürstenau, deren klare und lebendige Silhouetten diese „Rundschau" wirkungsvoll eröffnen, ist eine junge Berliner Künstlerin. Prof. Dr. Oskar Fischel, der ausgezeichnete Kunsthistoriker, hatte die Liebenswürdigkeit, uns auf diese beachtenswerte Begabung hinzuweisen und ihre Besonderheit treffend zu charakterisieren. Er schreibt uns: „Die Künstlerin strebt danach, dem Scherenschnitt, der bisher an die reine Silhouette gebunden war, reichere Ausdrucksmöglichkeiten zu gewinnen, ja ihn zu bildhafter Wirkung zu bringen ähnlich dem Holzschnitt, aber treu seiner Eigentümlichkeit. Sie weiß genau: das geschnittene Papier muß immer ein zusammenhängendes Stück bleiben, und in dieser Begrenztheit liegt grade der Reiz, der den Scherenschnitt vom Holzschnitt mit seiner freieren Arbeit unterscheidet. Die künstlerischen Gedanken müssen klarer und einfacher sein, weil des Zusammenhalts wegen Linien verbunden sein wollen, die im Holzschnitt getrennt werden oder gar frei schweben können." Das Ziel Marianne Fürstenaus zeigen deutlicher noch als die „Jägerin" die beiden „Bäuerinnen". Hier ist der Scherenschnitt keine Silhouette mehr, sondern ein räumlich aufgefaßtes Bild; wirft doch die geschnittene Silhouette sogar noch Schatten und führt uns der Weg in die perspektivisch angedeutete Tiefe. —

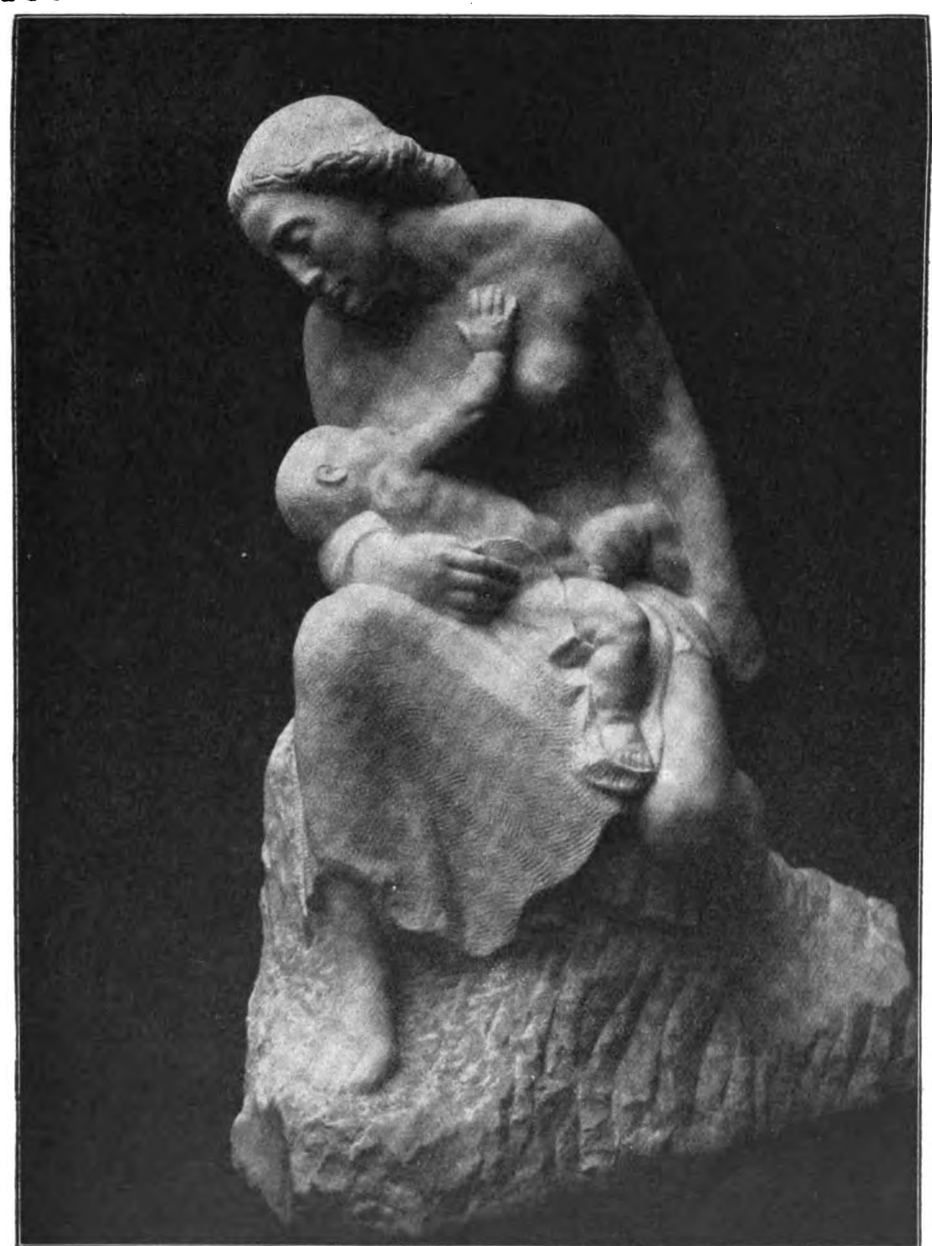


Die Anhänger des Wiener Goldschmieds Sludski sind ungemein einfach in der Form. Aber sie wirken durch den Adel ihrer sorgsamen Arbeit und durch die zarte Abstimmung ihrer Farben. Sie werden an gedrehten Seidenschnürchen getragen. Der Anhänger links besteht aus Horn mit Mondstein auf Gold in der Mitte, der An-





Oben: Scherenschnitte von Marianne Fürstenau
Unten: Neue Anhänger aus Horn und Perlmutter von Goldschmied Sludski-Wien



Mutter mit Kind. Marmorgruppe von Prof. Emil Epple. Erworben von der Stadt Augsburg

hänger rechts aus silbergefaßtem Perlmutter. —

Der schwäbische Bildhauer Professor Emil Epple ist am 6. März fünfzig Jahre alt geworden. Durch seinen ersten Lehrer Adolf von Donndorf, der an der Vollendung des Wormser Lutherdenkmals beteiligt war, ist er der Kunst Ernst Rietschels, des Rauch-Schülers verwandt. Aber stärker und unmittelbarer noch sprach die echte Antike zu ihm, als er in empfänglichen Studienjahren vor den Skulpturen des Parthenons im Britischen Museum stand. Nach sieben römischen Jahren siedelte er 1908 nach München über. Adolf von Hildebrands strenges Vorbild wirkte auf ihn, ohne daß er auf seine Lehren geschworen hätte. Hauptgebiet Eppleschen Schaffens ist neben dem Bildnis der nackte menschliche Körper. Unter seinen Hauptwerken stoßen



Aus dem Berliner Tiergarten. Studie von Hermann Hirzel

wir auf einen Orpheus, einen Bacchus, eine Anadyomene, eine Diana, einen Prometheus, Zeugen genug für den starken klassizistischen Einschlag seines Wesens. Aber er ist modernem Empfinden und Gestalten nicht fremd geblieben. Seine von der schwäbischen Hauptstadt Augsburg erworbene große Gruppe „Mutter mit Kind" ist von dem Geist unsrer Zeit erfüllt, die schwer auf unserm Volke lastet und die das Pathos der Mühseligen und Beladenen enthüllte. Diese Gruppe zeigt Epple auf einer neuen Entwicklungsstufe, deren er sich als einer neuen Jugend freuen darf. —

Ein buntes Leben hat der in Berlin ansässige Graphiker Hermann Hirzel hinter sich. Als Sohn eines Winterthurer Kaufmanns 1864 in Buenos Aires geboren, ging er in Genf zur Schule, kam dann zu einem Apotheker in die Lehre, studierte Chemie in Genf und Berlin und wandte sich erst als Dreiundzwanzigjähriger der Kunst zu. Lange lebte er, sein eigener Meister, in Italien. Dann ließ er sich in Berlin nieder, zeichnete und radierte märkische Motive und folgte dem Zug der Zeit, die den Künstler ins praktische Leben führte: er gehört zu den ersten, die sich der Gebrauchsgraphik und der Buchkunst zuwandten, ja noch mehr, er lieferte Entwürfe für Goldschmiedearbeiten und eroberte sich durch eine ihm eigentümliche Verwendung der Pflanze als Ornament einen persönlichen Stil. Mit seiner Zeichnung aus dem Berliner Tiergarten wandert er auf altvertrauten Pfaden, ein schwärmerischer Naturfreund und dankbarer Großstädter. —

Dagestan ist eine Landschaft, die vom Nordostabhange des Kaukasus bis zum Kaspischen Meer reicht, wie in zarischen Zeiten auch heute noch zu Rußland gehörig, bewohnt von vielen kriegerischen Bergstämmen mohammedanischen Glaubens, die sich hauptsächlich mit Schafzucht beschäftigen. In diesem uns recht fernen und fremden Lande ist Halil Bek Mussa Jassul zu Hause, der vor einiger Zeit im Münchner Kunstverein mit einer Sonderausstellung hervorgetreten ist: er hat farbige Bilder zu einer von dem Münchner Professor Adolf Dirr herausgegebenen Übersetzung dagestanischer Lieder und Balladen geschaffen. Die Aquarelle sind westöstliche Kunst. Sie erinnern in der zeichnerischen Genauigkeit an persische Miniaturen, aber ihre Seele ist eine Ehe mit europäischem Gefühl eingegangen. Man glaubt es diesen Bildern anzusehen, daß ihr Schöpfer einen ausgezeichneten deutschen Brief schreibt. Wie es heißt, hat sein Volk vor ihm keinen Maler hervorgebracht. Nun kommt uns dank ihm und einem deutschen Gelehrten die waffenklirrende und liebesselige Poesie des Kaukasus nahe. —

Im Aprilheft 1926 hat der Münchner Dr. Georg Jacob Wolf einem Aufsatz über

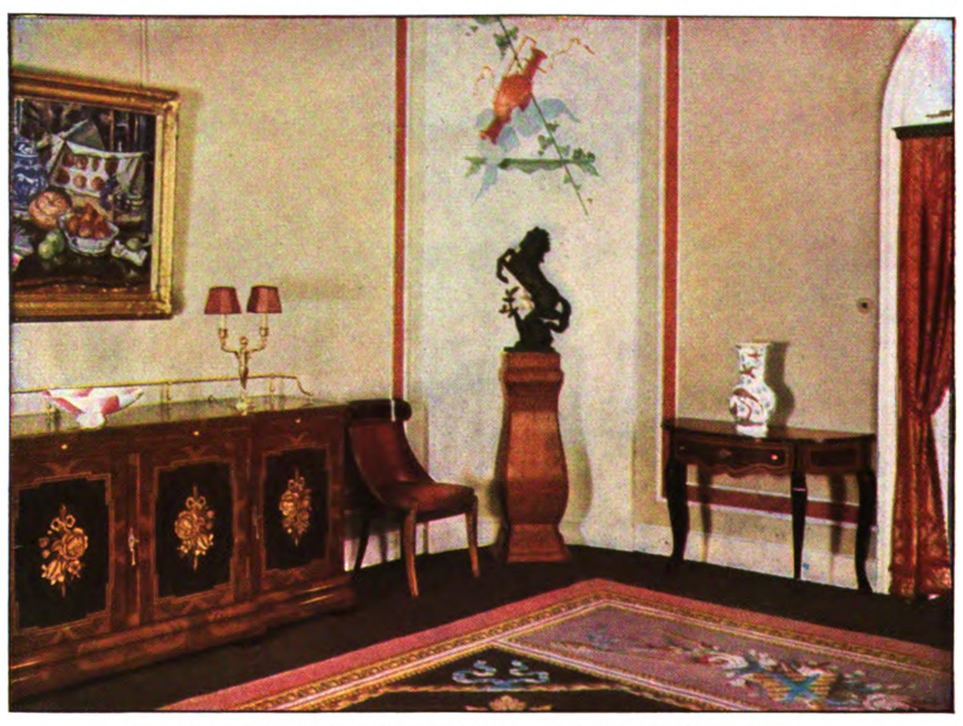


Türkische Familie. Aquarell von Halil Bek Mussa Jassul

Paul Ludwig Troost veröffentlicht. Die Leser werden sich der wundervollen farbigen Bilder namentlich von dem Lloyddampfer „Columbus" erinnern, hat doch die innenarchitektonische Gestaltung dieses Schiffes als das Hauptwerk Troosts zu gelten. Die hier farbig wiedergegebene reizvolle Zimmerecke bringt ihn den Lesern erneut in freudige Erinnerung als den Meister, der alle Künste zu berufen weiß, um einen Gesamtraum von üppiger Behaglichkeit und künstlerischer Vornehmheit zu schaffen. —

Ernst Klauß hat Mary Wigman gemalt, und es läßt sich kaum denken, daß gewisse Züge dieser weltberühmten Tänzerin klarer herauskämen als hier. Es handelt sich um eine ernstringende Kunst, die ihre Sendung wie einen heiligen Dienst betrachtet, die den Körper nicht zum Spielzeug erniedrigt, sondern ihn erhebt, um große und erhabene Gestalten und Gefühle in feierlich gebändigter und entfesselter Bewegung zu gestalten. —

Ein keramischer Meister, dessen Fortgang



Kommode in Kirschbaummaser mit Intarsien. Entwurf von Prof. P. L. Troost
Aus der Ausstellung der Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, München und Bremen

München als einen künstlerischen Verlust betrachten muß, ist Arnold Scherer, dessen Arbeiten von den Münchner Werkstätten herausgebracht worden sind. Er hat an seiner Frau Lucy eine hochwertige Schaffensgefährtin. Seine Werke zeichnen sich durch kühne Erfindung aus. Er gehört zu den beachtenswerten Kunstgewerblern, die unter allen Umständen von der Schablone wegstreben, und zählt zu den seltenen Begabungen, denen diese Freiheitslust im allgemeinen gut bekommen ist. Freilich nicht wirtschaftlich! Die Menge, an die der Keramiker denken muß, soll sich seine Werkstätte lohnen, ist für Neuigkeiten schwer zu gewinnen. Und doch müßte eigentlich jeder die Farbenpracht dieser Vasen, Töpfe, Teller usw. als eine Augenweide empfinden.

Die flotten farbigen Zeichnungen zu dem Golfaufsatz sind von Toni Schönecker, demselben, der im Augustheft 1926 Gieses „Kanusport" illustriert hat. Er stammt aus Falkenau im böhmischen Egerlande und liebt seine deutsche Heimat mit einer Innigkeit, die am besten auf gefährdetem Boden gedeiht. 1893 geboren, begann er seine künstlerische Laufbahn als Photograph und war als solcher in Wien, Brüssel, Berlin und andern Orten tätig. Noch als er, endlich, bei Professor Groeber an der Münchner Akademie studierte, mußte er seine Zeit zwischen dem photographischen und dem Maleratelier verteilen. Großen Erfolg hat Schönecker als Sportzeichner aufzuweisen. Aber diese Brotarbeit nährt in ihm die Lust, sich freischaffend auszugeben, und so reist er immer wieder gern in seine Heimat, um zu malen, was ihm allein Freude macht.

Das Titelbild des Heftes heißt „Ode an die Ostsee". Der Schweidnitzer Maler Emil Menge schreibt uns dazu, nachdem er seine Freude ausgedrückt hat, daß unsere Wahl grade auf dieses Werk gefallen ist: „Dieses Pastell schuf ich, als ich ganz erfüllt war von der Schönheit der See. Als Gebirgler ging ich in diesem neuen kosmischen Rhythmus auf. Ein unerhörtes Glücksgefühl beseelte mich. Und als das Blatt so leuchtend gelang, glaubte ich, nichts Besseres sei mir je gelungen und jeder Mensch müsse alle Schönheiten der See klingen hören." Wir vertrauen darauf, daß jeder Betrachter ein so starkes Gefühl nachempfinden wird. — Alexander Blanchet ist ein Schweizer, dessen „Markt" (zw. S. 232 u. 233) für die moderne schweizerische Kunst bezeichnend ist. — Auch Schlageter ist Schweizer von Geburt, aber nicht von künstlerischer Herkunft. Sein Meister war Angelo Jank, und wenn auch sein „Ausblick" (zw. S. 240 u. 241) wenig von dieser Schule zu verraten scheint: eine gewisse Freude am Erzählen, an der Stimmung ist Münchner Erbe. —



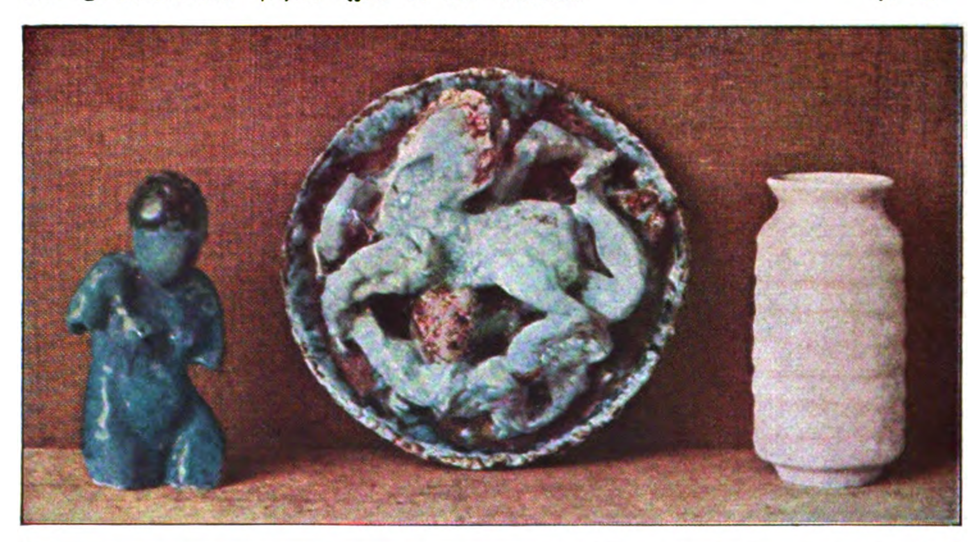
Mary Wigman. Gemälde von Ernst Klauß

M. Greiffenhagen ist ein englischer Maler deutscher Abkunft (geb. 1862), der in neuerer Zeit fast nur noch porträtiert. Seine „Morgendämmerung" erinnert daran, daß die Präraphaeliten Engländer waren. Ihr Einfluß ist hier deutlich zu verspüren. — Eine Freude ist es, ein so deutsches Bildnis wie das von Willy Hugo Demmler zu sehen (zw. S. 296 u. 297). Ein Glück, daß es das im Leben und in der Kunst noch gibt, eine so gerade Aufrichtigkeit und unmodische Schlichtheit. — In den Berliner Kunstsalons sind augenblicklich die Franzosen die große Mode, vor allem die klassisch ge-



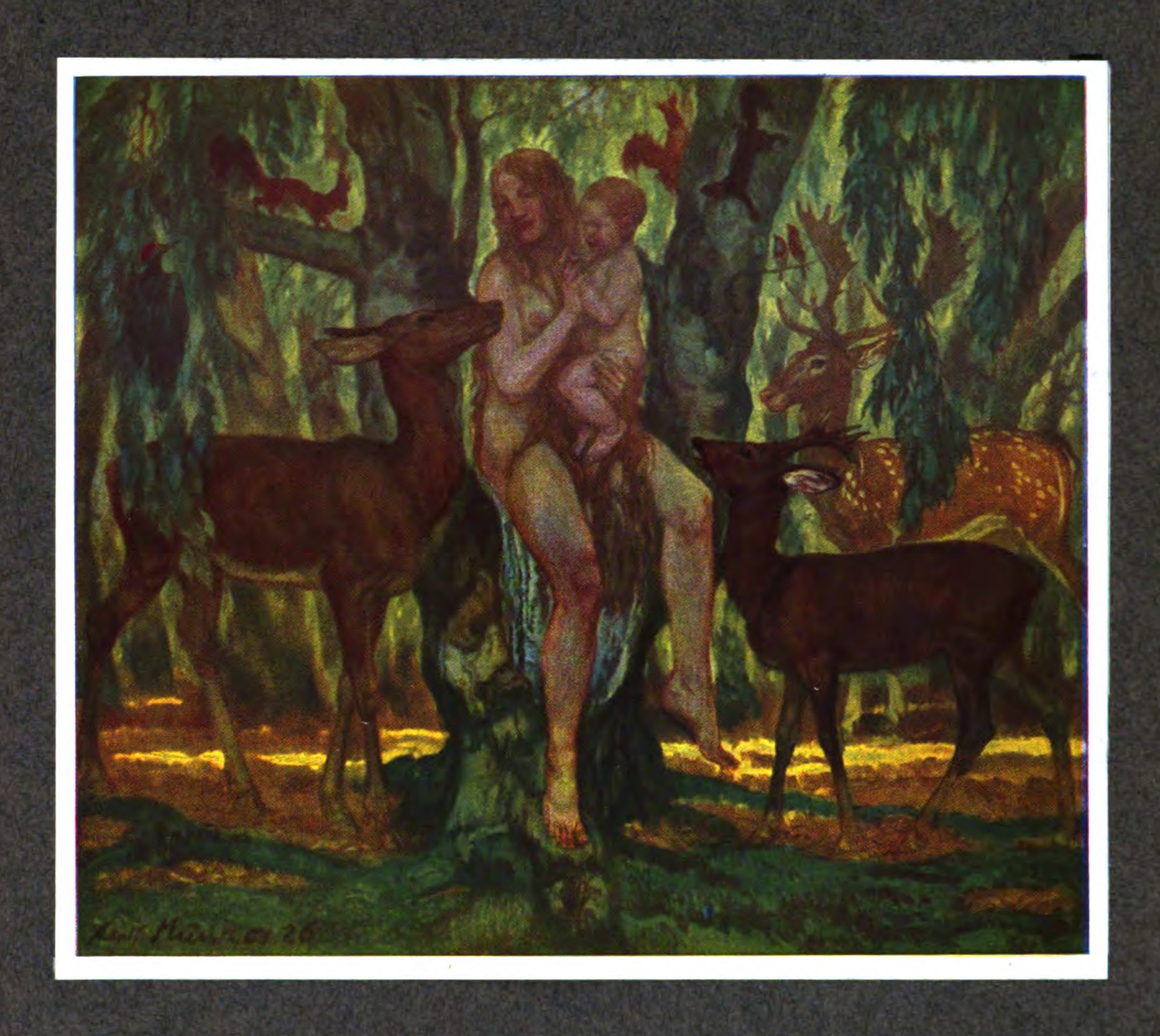
Keramische Arbeiten von Arnold Scherer
(Aus der Ausstellung der Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, München)

wordenen des 19. Jahrhunderts, und man wird gewiß nicht schelten, daß man sie vor allem auch den jungen Leuten zeigt, die ihre Herrlichkeiten nicht kennenlernen konnten. Zu ihren Größten zählt auch heute noch Jean-Baptiste-Camille Corot (1790 bis 1875), der die französische Landschaftsmalerei in die freie Herrlichkeit des Waldes von Fontainebleau führte (zw. S. 304 u. 305). — Aus Steißlingen im Hegau, nicht weit vom Bodensee, stammt Ernst Würtenberger, dessen „Lesendes Mädchen" (zw. S. 328 u. 329) für die Bestimmtheit seiner Zeichnung, aber auch für ausgeglichene Harmonie seines Farbensinnes spricht. Dieses auf Gold und Rot in zartesten Tönungen gestimmte Bildnis ist eine Freude für jeden Kenner. **P. W.**



Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Genoveva. Gemälde von Prof. Adolf Münzer



Brömseshof

Roman von Ina Seidel

(Fortsetzung und Schluß)

Das Gespräch mit dem Amtsvorsteher hinterließ in Konrad ein nagendes Gefühl von Unbehagen und Groll. Er konnte es sich nicht vorenthalten, daß der Mann irgendwie im Recht und daß es von ihm selbst unüberlegt gewesen war, ohne Rücksprache mit den Schwestern zu handeln. Nachdem er einen Tag lang darüber geschwiegen, teilte er Sophie seinen Besuch bei Möller im leichten Ton mit und obgleich sie ein gemessenes Erstaunen zeigte, gewann er doch den Eindruck, daß sie schon ganz im Bilde gewesen war. Sie versprach nun beiläufig, „bei nächster Gelegenheit“ mit dem Schulzen zu reden. Indessen schien sich diese Gelegenheit nicht bieten zu wollen, denn als er nach einer Woche auf die Frage der Jagd zurückkam, klopfte sie an ihre Stirn und rief aus: „Herr meines Lebens, wie vergeßlich ich bin!“ Inzwischen hatte Konrad jedoch seine Bekanntschaft mit dem Schulzensohn, Fritz Möller, erneuert, der schon auf Bredendorf wohnte und von dem dortigen Inspektor in den Betrieb eingeführt wurde. Er war zunächst als Volontär eingetreten, doch war es seit einiger Zeit kein Geheimnis mehr, daß er der künftige Besitzer war. Konrad begegnete ihm bei einem seiner einsamen Ritte. Bei diesem Wiedersehen erwies es sich, daß gemeinsame Kindheitserinnerungen stärker waren als die Vorurteile, die sich während Konrads Gymnasiasten- und Studienjahren zwischen die ehemaligen Spielgefährten gedrängt hatten. Zudem waren sie Regimentskameraden und waren zusammen ins Feld gerückt. Sie hatten also allerhand Gesprächsstoff und der Abschluß dieser Begegnung war eine Einladung an Konrad, auf dem Bredendorfer Gebiet zu jagen, wann es ihm nur beliebte, und da dieser Einladung einige auf Konrad sehr befreiend wirkende Scherze über Weiberwirtschaft in Männerangelegenheiten vorangegangen waren, die zeigten, daß der junge Möller bereits eingeweiht war und keineswegs auf seiten seines Vaters und der Brömseschen Damen stand, so dankte Konrad schon aus Vergnügen hierüber sehr nachdrücklich und nahm an. Als Sophie nun die Unterhaltung mit dem alten Möller so offensichtlich zu verschleppen anfing, sagte Konrad nachlässig, die Sache habe auch keine Eile, der junge Möller habe ihm freigestellt, auf dem Bredendorfer Gebiet zu jagen, und er werde schon morgen mit ihm auf Enten gehen. Hierzu öffnete Sophie ihren Mund, schloß ihn aber sogleich wieder, rückte an ihrer Brille und betrachtete Konrad eine Weile schweigend.

„Wie kommst du denn zu dem Verkehr?“ fragte sie dann und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Wenn du Gemeinschaft mit dieser Schiebergesellschaft halten und deiner Frau zumuten willst, mit der geborenen Barnekow an einem Tisch zu sitzen, — das ist freilich deine Sache. Über meine Schwelle kommen sie mir aber nicht!“

Konrad fühlte eine Antwort wie einen großen Vulkanausbruch in sich aufsteigen, der Kopf wurde ihm heiß. Er fing an in seinen Taschen nach Pfeife und Tabaksbeutel zu suchen und sah dabei mit vorgeschobener Unterlippe über Sophie hinweg, die sich jetzt über ihrem Hauptbuch zusammenduckte und Zahlen addierte. Es war Vormittag und sie befanden sich im Bureau.

Während er die Pfeife stopfte, bemerkte er, daß ihm die Hände zitterten. Dies war



die Sache nicht wert, fand er plötzlich. Er blies die erste volle Rauchwolke über Sophies blanken Scheitel hin und lächelte. Sophie blickte böse auf.

„Hier wird ja zuweilen geraucht,“ sagte er freundlich, „also nicht wahr . . .?“

„Ich weiß nicht, warum du dich hier häuslich niederläßt,“ sagte sie, „ich dachte, wir wären fertig.“

„Aber keineswegs. Ich muß dich noch einiges fragen. Zunächst einmal — was heißt eigentlich Schiebergesellschaft?“

Sophie lehnte sich zurück und kreuzte die Arme über der Brust. „Bist du naiv oder tust du nur so?“ fragte sie zurück. „Wodurch, glaubst du, kann ein Kartoffelhändler dazu kommen, sich eine Villa zu bauen und seiner Tochter ein Rittergut zu kaufen?“

„Indem er die Konjunktur richtig ausnützt. Sie war ja günstig für gewisse Produkte, wie du zugeben wirst. Wenn du alle, die es getan haben, Schieber nennen willst, weiß ich nicht, wo die Grenze ziehen.“

„Was soll das heißen? Willst du anzüglich werden? Aber man muß mit dir sprechen wie mit einem Kinde. So laß dir sagen, daß Barnekow wahrscheinlich Kartoffeln nach dem Auslande verschoben hat, nach allen Windrichtungen, hauptsächlich nach Holland und England. Und nicht nur Kartoffeln. Genügt das?“

„Wahrscheinlich . . .“ wiederholte Konrad. Dann sah er seine Schwester an und sagte: „Natürlich machst du niemals Geschäfte mit ihm?“

Sophie wurde dunkelrot.

Konrad fuhr schnell fort: „Ferner wüßte ich gern, was das heißen soll: meine Schwelle? Über meine Schwelle kommen sie nicht . . . Wie meinst du das?“

Sophie hatte sich gefaßt. Sie putzte die Feder aus, schlug das Rechnungsbuch zu und verschloß es sorgfältig.

„Ich meine ausschließlich, daß, solange du noch nicht Alleinbesitzer bist, noch andere Leute auf Brömseshof mitzubestimmen haben. Suchst du eigentlich Streit?“

„Nein, im Gegenteil. Ich suche Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen.“

„Dann ziehen wir an einem Strang. Und darum will ich dir auch sagen: ich habe bei Möller auf den Busch geklopft wegen der Jagd. Der Alte ist ein schlauer Fuchs, er hat dir nicht ins Gesicht hinein nein sagen wollen. Er drückt sich auch mir gegenüber herum, — er will einfach nicht, das ist es! Da mußt du nun schon Geduld haben.“

„So.“ Konrad klopfte seine Pfeife in den Blumentopfuntersatz aus, der immer auf Sophiens Arbeitstisch stand. „Sieh mal an. Der Alte hat ein doppeltes Gesicht, das hätte ich gar nicht gedacht.“

„Was willst du? Bauernschlauheit,“ sagte Sophie trocken. Sie öffnete die Tür und ließ Konrad den Vortritt, um hinter sich abzuschließen.

Konrad ging gebückt hinaus, als fürchte er, oben anzustoßen. „Bauernschlauheit, — so, so. Ja, das glaube ich auch.“ —

Einige Tage später sagte Konrad zu Christa: „Ich weiß nicht, ob mein Gedächtnis mich täuscht, aber ich glaube nicht, denn so etwas behält man doch. Nein, Weihnachten fing damals nicht so früh an, — damals, vor dem Kriege und als wir klein waren. Es ist doch erst Anfang Dezember . . .“

Christa hatte einen winzigen Tannenbaum auf den Frühstückstisch gestellt. Die einzige braune Wachskerze in seinem Gezweig hob ihr stilles Flämmchen mit dem rötlichen Strahlenkreis feierlich in die Dämmerung des Wintermorgens.

„Warum nur eins?“ fragte Konrad. Dann lachte er Christa an. „Ach, so, — übers Jahr stecken wir das zweite an, — ja, kleine Mutter?“

„Aber Konrad! Wenn das Martha gehört hätte! Denn Martha hat das hier eingeführt mit den Bäumchen, das ist so ein Schwesternbrauch, — das eine Licht, das ist der erste Advent, und das zweite kommt schon in acht Tagen. Das weißt du ganz gut!“

„Nein, ich dachte, jedes Jahr ein Licht mehr und eine größere Tanne, bis der Christbaum brennt und die Stube voll Kinder ist!“

Christa sah ihn an, wie er da mit den beiden Armen über den Tisch gelehnt lag, — ihr Mund lächelte tapfer, aber in ihren Augen stand schüchterner Zweifel. Ihre Schwangerschaft ließ sich nicht einfach an.

„Christakind,“ sagte er zärtlich und griff nach ihren kalten kleinen Händen, „keine Angst. Erst muß er einmal da sein!“

„Ach Konrad, — es ist ja kein er, — es ist eine sie!“

Er wurde beinah finster. „Was wünschest du dir?“ fragte er streng.

„Ich? Aber natürlich einen Jungen!“

„Na also!“

„Aber ich glaube, hier auf Brömseshof können nur Mädchen ankommen, weißt du. Das liegt so in der Luft.“

„Wenn es nach den Damen dort drüben ginge, hätten wir wohl auch nächstens so eine Art Mutterhaus,“ brummte Konrad. ‚Und ich dürfte für den Nachwuchs sorgen,‘ setzte er in Gedanken hinzu. Die Strickschule für die Dorfkinder, die Spinnstube für die jungen Mädchen, der Frauenverein für

die Mütter, — kein Tag verging, ohne daß aus dem alten, zum Saal ausgebauten Wirtschaftsgebäude neben dem Hause die langgezogenen Chorgesänge erschallten, die Konrad zuerst befremdeten und mit der Zeit ärgerten. Maria leitete die Strickschule, Johanne las in der Spinnstube vor und Sophie hatte mit großem Nachdruck den Vorsitz im Frauenverein, einer Einrichtung, die ihr Fühlung mit allen dörflichen Haushaltungen gab. Konrad konnte nicht umhin anzuerkennen, daß hier in verhältnismäßig kurzer Zeit aus einem Gemeinwesen eine wirkliche Gemeinde geworden war. Gespräche mit dem Pfarrer belehrten ihn noch besser als Christas Berichte über das Wirken der Schwestern von den ersten Kriegsmonaten an. Sie hatten mit Aufopferung geleistet, was nur zu leisten war. „Von Ihren Schwestern," sagte Pastor Hoffmann nachsinnend, „sind in der Tat Ströme lebendigen Wassers ausgegangen. Vielleicht, mein lieber Freund, ist es für Sie nicht ganz einfach, sich die starke Verbundenheit zu erklären, die jetzt zwischen Dorf und Gut besteht. Auch kann ich mir wohl denken, daß Sie kaum imstande sind, den Einfluß Ihrer ältesten Schwestern zu begreifen. Ihre Schwestern gaben sich von jeher herbe und nahezu schroff, es bedurfte wohl ganz besonderer Führung, um den Schatz von Mütterlichkeit und Wärme, der in ihnen ruht, zu befreien. Doch der Herr hat ihre Arbeit gesegnet und es wäre wirklich ein Jammer . . ."

„Nun, — was wäre ein Jammer, Herr Pastor?" fragte Konrad, nachdem er sich ein wenig an der sichtbaren Verlegenheit des geistlichen Herrn geweidet hatte. „Ich weiß schon," setzte er gutmütig hinzu, um dem alten Herrn die Antwort zu ersparen, — „Sie meinen, wenn ich erst ans Ruder komme, dann fängt hier wieder das alte heidnische Regiment an. Aber ich glaube, im Grunde kennen Sie mich und meine Frau doch zu gut, um uns zuzutrauen, wir könnten als Zerstörer eines begonnenen Werkes auftreten. Freilich werde ich mich persönlich kaum um all diesen Vereinsbetrieb kümmern können und Christa wird ja auch andere Dinge zu tun haben, als — hm . . ."

Kinderlose alte Jungfern, hatte er sagen wollen. Er kaute an seiner Pfeife und starrte gar nachdenklich in das lampenbeschienene milde alte Antlitz ihm gegenüber, das jetzt seltsam verschlossen vor sich hinblickte. „Es gibt ja so etwas wie Gemeindeschwestern," fuhr er fort, „wir werden eine anstellen, nicht wahr? Und dann haben wir ja Maronde."

Dies war ein Versuch zu scherzen. Maronde, der Schäfer, war vor dem Kriege die Zuflucht aller Kranken des Dorfes gewesen, mehr noch als die Fräuleins vom Gut, die damals schon gern mit Wachstuchtaschen voller Verbandzeug, Traktätchen und Stärkungsmitteln in die Häuser gegangen waren. Aber damals hatte eine andere Luft geweht, und sie, die demütig kamen, wie die Boten des Urchristentums, waren sehr viel kühler empfangen worden, als später, wo sie doch mehr oder weniger als die eigentliche Gutsherrschaft galten, und wo die Leute ihre Überlegenheit wirklich fühlten und brauchten. Zudem hatte Wilhelm Siere solche Bemühungen seiner Stieftöchter zwar nicht gehindert, aber doch durch seine eigene Stellung zum Dorf, die immer etwas von der Distanz des Städters behielt, gelähmt. Peter Brömse nun gar wußte sich kein dankbareres Thema für seine Neckereien, als diese freiwillige Liebesarbeit seiner Nichten. Jedenfalls hatten Sophie und Johanne ihre Neigungen keineswegs ausleben können. Unzufrieden waren sie alle paar Jahre einmal „ausgebrochen", wie Peter Brömse das nannte, und hatten Kurse in Krankenhäusern, in Bibelanstalten mitgemacht. Auch war bekannt geworden, daß beide, jede für sich, mehr als einen Versuch gemacht hatten, Stellungen im Rahmen irgendeines großangelegten sozialen Hilfswerkes auszufüllen. Immer aber waren sie nach kurzer Zeit heimgekehrt, verdrossen Sophie, schwermütig Johanne, — beide jedesmal noch schweigsamer geworden als zuvor. Es war gewesen, als gäbe ihnen einzig der heimische Boden die Kraft, das Herz zu entfalten und fruchtbar zu wirken, und da es ihnen zu Hause versagt zu bleiben schien, diese Kraft auszunützen, waren sie wirklich auf dem Wege gewesen, das zu werden, was Konrad soeben nicht ausgesprochen hatte, — harte, alternde Jungfern.

„Maronde," sagte der Pfarrer und blickte Konrad aufmerksam an. „Maronde hat allerdings seltsame und erstaunliche Gaben. Solange er unter uns weilt, werden unsere Leute nur zum Doktor zu bringen sein, wenn sie wirklich unters Messer müssen. Aber erstens ist Maronde ein sehr alter Mann, und dann, mein lieber Herr Siere, — Sie meinen doch wohl nicht ernstlich, daß eine Naturkraft, wie er sie darstellt, jene heilsame Vergeistigung aufwiegen kann, mit der die Tätigkeit Ihrer Schwestern das Gemeindeleben durchdringt?"

„Vergeistigung?" fragte Konrad zurück.

„Es ist die erste Stufe einer Vergeistigung, wenn die Leute aufhören, so kirchenscheu zu

sein, wie es in unserer Gegend leider Gottes gebräuchlich ist! Ja, was Ihre Schwestern da in ihrer doch im Grunde nüchternen und wortkargen Art zustande gebracht haben, das ist mir in den dreißig Jahren meiner Amtstätigkeit nicht geglückt, — das grenzt ans Wunderbare. Ich freilich," — der Pfarrer lächelte ein wenig und sah mit einem schuldbewußten Blick zur Wand hinüber, wo die Bücherreihen im Lampenschein still erglänzten, — „ich bin kein Missionar und vielleicht auch gar kein richtiger Landpastor. Ich habe ja sogar den Pfarracker verpachtet und meine Frau läßt sich die Konfirmandengans lieber in Geld auszahlen, als Spickbrüste zu rollen und unzählige Gänsekeulen einzupökeln . . . Sowas kann unser Bauer nur schwer verstehen. — Aber Gottes Wort und soviel wirtschaftliche Tüchtigkeit wie bei Fräulein Brömses, — ja, das macht ihm Eindruck!"

Konrad schwieg. Sein Finger fuhr die Linien der bestickten Tischdecke nach. Ohne aufzublicken sagte er dann: „Sie meinen also, daß meine Übernahme des Gutes einen — nun, nennen wir es, einen Rückschritt bedeuten würde? Denn ich, Herr Pastor, kann nicht mehr sein, als ein Gutsherr nach dem alten Zuschnitt, wie mein Vater, — oder die Brömses, die hier gesessen haben, — eine Art Großbauer also, der mit seinen Nachbarn in Frieden auszukommen sucht, aber im übrigen nur seinen eigenen Kohl baut und seinem Pfarrer nicht in die Seelsorge hineinpfuscht . . ." Er hob den Kopf und lächelte; dennoch stand ein Ausdruck von Schwermut in seinen Augen. „Was Sie da von Maronde gesagt haben, das paßt vielleicht auch auf mich, — das mit der Naturkraft, verstehen Sie . . ."

Hoffmann lachte etwas gezwungen und wehrte ab. „Lieber Siere, seit ich Sie als Knirps von sieben, acht Jahren in Hof und Ställen beobachtet habe, habe ich nie daran gezweifelt, daß Sie der geborene Gutsherr seien! Wo nun auch das Feld Ihrer zukünftigen Betätigung liegen mag, ich bin sicher, daß für Sie überall geschrieben stehen wird: Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein."

„Wo nun auch . . ." fragte Konrad, der nicht richtig gehört zu haben meinte, — „wo anders als hier, Herr Pastor?"

„Hm, — ich hoffe, wir haben uns nicht mißverstanden. Ich, sehen Sie, stehe so stark unter dem Eindruck dessen, was weibliche Liebeskraft vermocht hat, nachdem sie einmal freie Bahn hatte. Was während der Kriegsjahre hier auf dem Gut geleistet wurde, — ja, das ließ mich an die alten Zeiten des Mutterrechts denken, als eines Zustandes voll Frieden, Güte und Gerechtigkeit. Die Frauen regierten und die Tochter folgte auf die Mutter. Es sind vorgeschichtliche Zeiten, von denen ich spreche, Herr Siere, — aber was ich hier erlebte, das ließ mich erst an ihre Möglichkeit glauben. — Haben Sie übrigens nie daran gedacht, daß Ihre Schwester Martha die gegebene Gemeindeschwester für uns wäre? Wir müssen suchen, sie auch nach dem Heimgang des alten Herrn Brömse für uns zu sichern, — sie hat ihre Kraft ja auch jetzt schon immer zur Verfügung gestellt, wenn es nötig war."

Konrad antwortete zurückhaltend und brach bald auf. —

„Ich weiß nicht, was der alte Herr hatte," sagte er abends zu Christa, „er redete unaufhaltsam und mir schien, er war in Verlegenheit. Mir kommt es überhaupt vor, als sei hier jedermann mir gegenüber verlegen und das habe ich satt ..." Er richtete sich in seinem Bett auf und neigte sich über Christa: „Wollen wir auswandern, kleines Mädchen?" fragte er nachdenklich.

Sie legte mit einem kleinen erschrockenen Aufblick die Hände auf ihren Leib. Dann, indem sie seinen Ausdruck prüfte, sagte sie schnell und sehr ernst: „Wann du willst, Konrad. Nur: erst muß er da sein!"

„Aber ich will ja gar nicht!" Konrad warf sich beinah empört zurück. „Ich denke ja gar nicht daran. Und wenn er da ist, erst recht nicht. Hier wird er geboren, und hier wird er bleiben. Willst du deine Kinder heimatlos machen?"

„Ich will gar nichts, Konrad, — nur dich." —

*

Allmählich begann im großen Hause jene besondere auf das Fest gerichtete Geschäftigkeit, die Konrad behagte, weil sie Kindheitserinnerungen in ihm weckte. Er sprach mit Christa von diesen Erinnerungen. Es war in solchen Festzeiten zwar niemals übermäßig sentimental zugegangen, aber doch heiter und vor allem sehr nahrhaft. Wilhelm Siere war ein behäbiger, freundlicher Mann gewesen, dem es Freude machte, Gäste zu haben und sie anständig zu bewirten. Der Mann, der nach seinem Tode in die Rechte eines Hausherrn eingetreten war, Onkel Peter nämlich, gab ihm in diesen Eigenschaften nichts nach, im Gegenteil: die vier Jahre, die er seiner verwitweten Kusine zur Seite gestanden hatte, waren mit Ausnahme des Trauerjahres die lautesten und lustigsten gewesen, die Brömseshof je erlebt hatte. Nur daß es andere Gäste waren, die er heranzog, da er anscheinend

bei den Gutsbesitzern der Umgegend merkwürdig wenig beliebt war. Es hatte in jener Zeit viel städtische Gäste auf Brömseshof gegeben, Geschäftsfreunde Peter Brömses mit ihren Frauen und Schulfreunde der Kinder. Die Siereschen Verwandten hatten sich auch noch zuweilen eingefunden; dann waren Absagen von ihnen gekommen, und schließlich, im Winter vor dem Ausbruch des Krieges, da war Peter Brömse krank geworden, und das lustige Leben hatte ein jähes Ende genommen. Als Konrad, angeregt durch die Geräusche und Gerüche des Schlachtens und Backens, sich in solche Erinnerungen vertiefte, stellte er nachdenklich fest, daß er jetzt, jetzt erst völlig merke, wie anders das Leben hier geworden sei. Er grübelte. Die Mutter freilich war ehemals nicht viel anders gewesen als jetzt. Knapp hatte sie ihre Anordnungen getroffen, schweigsam den Haushalt regiert, wortkarg war sie den Gästen begegnet. Der Mutter hatte wohl nie viel an breitem Leben gelegen und darin waren Sophie und Johanne, darin waren auch die Siereschen Töchter ihr nachgeraten. Jonathan war im Grunde ein Einsiedler und nicht erst, seit seine Blindheit ihn von der Welt schied. ‚Kein Wunder, daß es so geworden ist, wie es ist,' dachte Konrad. ‚Was ich nicht begreife, ist nur, daß die Umgebung uns so plötzlich aufgegeben zu haben scheint. Onkel Peter ist doch nun ausgeschaltet, und ich verstehe nicht, daß die Kriegszeit die alten Freunde nicht wieder zu Mutter gebracht hat. Es fragt ja keine Katze nach uns, und wo ich jemand am dritten Ort treffe wie neulich Vegesack oder Klotz, so zeigen sie mir einfach die kalte Schulter.'

Konrad hielt diesen Monolog auf einem Spaziergang im Schnee; es war ein Monolog, denn Christa ging neben ihm her, ohne zu antworten. Wenn er sie angeblickt hätte, so würde ihm vielleicht der sonderbar gequälte Zug um ihren Mund aufgefallen sein.

„Christa," sagte er, und in seinem Ton lag etwas, das sie veranlaßte, sich an ihn zu lehnen. „Christa, trotz alledem: in Deutschland kann ich nirgends anders leben als hier . . ." Er hob den Stock und wies in die Runde. Sie standen auf dem hohen Ufer jenseits des Sees. Die weite Mulde des flachen Tals lag nach dem ersten großen Schneefall wunderbar sanft und beruhigt da. Drunten glänzte matt die überfrorene Scheibe des Sees. Das Gehölz klagte nicht mehr schwarz und kahl zum Himmel empor, das harte Gezack der Äste, vom Schnee umformt, ging über in die unendlichen bläulichen Flächen des Ackerlandes dort drüben. Gasthof und Dorf lagen eingebettet im Weiß; über den Dächern stand hier und dort eine Rauchsäule in der stillen Luft . . .

„Nein," flüsterte Christa kaum hörbar, „es wäre auch unnatürlich." Plötzlich wandte sie den Kopf und drückte seinen Arm. Um die Ecke des Wäldchens war eine Gestalt gekommen und näherte sich ihnen lautlos auf dem schmalen, ausgetretenen Pfade zwischen Feldrain und Abhang. Es war Johanne; übrigens war sie allem Anschein nach tief in Gedanken und sah erst auf, als sie nahe bei ihnen war. Auf ihrem großen Gesicht, über dem wie immer ein etwas zu kleiner grüner Jägerhut saß, lag ein Ausdruck gramvollen Grübelns, der sich für einen Augenblick seltsam vertiefte, als sie des Paares ansichtig wurde. Dann freilich lächelte sie; sie hatte eine Art, die Augenbrauen ein wenig zu heben und mit dem Mund zu lächeln, während die Augen dies Lächeln in Frage stellten. „Ja," sagte sie, „gerade hierher wollte ich auch . . ." Sie schob ihre Hand unter den freien Arm Christas. „Der Schnee ist ein Glück. Möchte es jetzt nur so bleiben bis März!"

„Und die Kinder freuen sich auch . . ." Vom Dorf scholl das verworrene, selige Geschrei, das der Winter immer auslöst, gedämpft herüber. Ein Schlitten durchklingelte es hell und verhallte.

„Ist der kleine Schlitten eigentlich instand," fragte Konrad auflauschend, „der mit dem Schwan? Mein Gott, wie sehr ich den Winter vergessen habe. An das Schlittenfahren habe ich noch gar nicht gedacht."

„Aber in Sibirien?"

„In Sibirien, freilich, da gab es Schnee. Aber gut ist der Winter nur hier . . ."

„Werden deine Füße nicht kalt, Christa?" fragte Johanne und blickte so besorgt auf Christas kleine Stiefel und dann in ihr Gesicht, daß Konrad eine sonderbare Regung von Eifersucht fühlte.

„Natürlich! Gehen wir!"

Auf dem schief abfallenden Wege glitt Christa einmal aus, und plötzlich hatte er sie in seinen Armen und trug sie das letzte Stück bis zum ebenen Pfade am See. „Wenn du nicht besser acht gibst auf dich und auf ihn . . ."

„Aber Konrad! Hanne, sieh nur, ist er nicht stark?"

Johanne war ihnen mit stillem Lächeln gefolgt. „Wenn der Schnee gekommen ist, fühle ich immer zum erstenmal im Jahre Ruhe. Dann ist einmal nichts zu bedenken. Wenn ich abends im Bett liege, schlafe ich gleich ein. Der Schlaf kommt wie Schnee."

Nach einer Weile fuhr sie fort: „Sonst ist es oft sonderbar, — ich muß an jeden Fleck Erde denken, an sein Wachstum und wie ihm das Wasser gerade bekommt, — und ich fühle das Gute und ich fühle das Böse so stark, — so — als sei ich es selbst. Ja, da liege ich manchmal bis zum Morgen im Halbschlaf. Wenn es in der Ernte lange regnet, so daß die Frucht faulen muß, das ist am schlimmsten. Nein, schlimmer noch ist Hitze und Dürre im Mai. Aber Schnee ist gut."

Konrad erwiderte nichts. Johanne hatte ausgesprochen, was ihm selbst durch den Kopf ging, nur in anderem Zusammenhang. Als er die Flur von dort oben aus so versunken in Schlaf und Schnee hatte liegen sehn, war auch über ihn Ruhe gekommen, als sei nun für eine Weile alles zugedeckt und versenkt, was quälte und zum Handeln aufrief. Jetzt erst würde er die Gelassenheit finden, sich in Zukunftspläne zu vertiefen, und jenes Gefühl, jenes wunderbare Gefühl der Verschmelzung von seinem eigenen Fleisch und Blut mit dem heimischen Grund und Boden, von dem Johanne gesprochen, es war für ihn eins geworden mit dem körperhaften Bewußtsein von Christas jungem gesegneten Leibe. Das hatte er dort oben gefühlt, ein paar starke beseligende Herzschläge lang; Christa, er und das Geheimnis in ihrem Schoß, wie sie die lange, tiefe Winternacht miteinander ruhten, und draußen derselbe hingegebene dunkle fruchtbare Schlaf der Erde unter dem Schnee.

An diesem Nachmittag fuhr Konrad zum erstenmal allein nach Lohme. Er ließ den kleinen Schlitten anspannen und suchte Eberlein auf, um den Abend mit ihm im Ratskeller zu verbringen. Als er durch das silberbläuliche Mondlicht der lautlosen Schneenacht zurücksauste, fühlte er mehr als nur die Befreiung von dem Eindruck des Nachmittags, dem Eindruck, daß er etwas wie einen Mord begehen würde, wenn er Johanne aus Brömseshof verdrängte. Er hatte überhaupt alle quälenden Gedanken vergessen, so meinte er. Als er auf Christas Bettrand saß und sie seine kalten Hände an ihre Brust zog, um sie zu wärmen, da sagte er es auch. „Ich bin jetzt ganz im Gleichgewicht," versicherte er ihr. „Ich muß einfach manchmal unter Menschen, bis die Sache hier im klaren ist. Ich werde mich den Teufel drum kümmern, ob Sophie mein Verkehr paßt. Und das nächstemal fährst du mit."

Christa nickte. Ihre Augen hingen mit leidenschaftlicher trotziger Hingabe an seinem Gesicht. „Ja, was bleibt uns auch übrig!"

„Wie meinst du das?" fragte er, gleich wieder unsicher werdend und forschte in ihren Augen. Sie wandte den Kopf ab. „Nichts," sprach sie, — „komm, schlafen!" —

Schlafen. Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen. Auf Jagd gehen. Mit Eberlein trinken. All das war besser als denken! All das diente dem einen Zweck, die Entscheidung hinauszuschieben. Er war nicht heimgekommen, um seiner Familie das Weihnachtsfest zu verderben. Er wollte lieber den ganzen Tag Holz hacken, um das zu vermeiden!

*

An einem der folgenden Nachmittage befahl er den großen Schlitten anzuspannen, und sagte Christa erst dann, sie möchte sich für eine Fahrt nach Lohme bereitmachen, er habe Weihnachtseinkäufe vor. Auf ihren schüchternen Einwand, daß er ja die von der Reise mitgebrachten Geschenke noch zu verteilen habe, da er im Ärger über die Ausquartierung ins Inspektorhaus alles zurückbehalten und nur der Mutter und Jonathan das ihre gegeben hatte, sagte er finster und kurz: „Gleichviel, ich muß in die Stadt!" Am Kaffeetisch fragte er dann, ob etwa jemand mitfahren wolle, oder ob etwas besorgt werden könne. Sein Ton jedoch war mehr herausfordernd als liebenswürdig. Sophie erwiderte, sie habe ja ihre Geschäfte in Lohme gestern erledigt, warum er da nicht mitgefahren sei. Als er lachend antwortete, er zöge es vor, den Abend in seine Stadtfahrten einzuziehen, verließ sie das Zimmer. Gleich sprang auch Konrad auf, aber nur, um hinter den Stuhl der Mutter zu treten, sich über sie zu beugen und, die Hand auf ihrer Schulter, zu fragen, ob sie ihm denn keinen Auftrag geben wolle, er müsse nun einmal nach Lohme, er halte das Stillsitzen heute nicht aus. Die alte Frau sah zu ihm auf, ihre Lippen bebten, sie setzte zum Sprechen an, aber kein Ton kam heraus. Plötzlich neigte sich Jonathan vor und fragte, was denn heute für ein Datum sei? Ob man etwa den 19. habe? Freilich sei heute der 19., rief Maria, und sie müsse nun schleunigst in die Küche, wo heute das letzte gebacken werde. Doch wenn sie ein paar Zitronen mitgebracht bekäme, würde sie dankbar sein. Das sei das Seltsame seines Lebens im Dunkeln, sagte nun Jonathan wieder, daß es keine zählbaren Abschnitte darin gäbe. Wie er zuweilen am Tage schlafen ginge, wenn sein Körper es wünschte, und in der Nacht aufstände, um sich an die Arbeit zu setzen, so fiele er immer wieder aus jeglicher Zeiteinteilung sehender Menschen heraus. Wenn aber heute wirklich

der 19. wäre, ja, dann hätte Eberlein heute um einhalb sechs Uhr die Hauptprobe zu seiner Weihnachtskantate in der Kirche ...

„Willst du das gern hören? Willst du mit? Das ist ja herrlich!" Jetzt fiel es Martha plötzlich ein, daß sie aus der Apotheke eine Einreibung für Onkel Peters gichtische Beine brauche; auch könne es nie schaden, wenn ein Vorrat von Aspirin im Hause wäre. Johanne äußerte nachdenklich den Wunsch nach einem Paar Einlegesohlen. „Selbstverständlich! Wird alles besorgt!" rief Konrad und schrieb eifrig in sein Notizbuch, während Christa dem Blinden half, in Pelz und Überschuhe zu kommen. Als das Schellengeläut des Schlittens und Mischas Peitschenknallen vor der Haustür erklang, hob Frau Siere, die dem allen stumm beigewohnt hatte, den Kopf. „Konrad!" rief sie schwach dem schon Hinausgehenden nach.

„Ja, Mutter!"

Sie winkte ihn zu sich und legte ihre Hand auf seine. „So bring ein Fläschchen Kirschwasser für Onkel Peter mit," flüsterte sie, „vom allerbesten! Und gib es mir, wenn wir allein sind, Martha will ja nicht, daß er Alkohol bekommt. Aber was liegt schon daran?"

„Ausgezeichnet! Freut ihn nicht sonst noch etwas?"

Frau Siere zögerte. „Thorner Kathrinchen aß er immer sehr gern . . ."

„Gut! Und du, Mutter? Nichts für dich?"

„Ach, — ich!" — Sie machte ihre müde Bewegung mit der Hand.

„Ißt du gar nichts gern?"

Nun, ich esse dann einmal ein Kathrinchen. Geh nur, geh jetzt, Kind! Die Pferde . . ."

Diese Fahrt verlief in ihrer ersten Hälfte so, wie es nicht besser hätte gewünscht werden können. Bei der Andreaskirche wurde haltgemacht, und während Christa den Blinden begleitete und mit ihm zwischen den bereiften Linden hindurch in dem spitzbogigen Portal des Backsteinbaues verschwand, schickte Konrad den Kutscher in einen Gasthof am Markt, wo er ausspannen sollte, um dann Punkt zehn Uhr vor dem Ratskeller zu halten. Er selbst stand noch eine Weile auf dem Kirchplatz und lauschte auf Orgelklang und Chorgesang. Schließlich wandte er sich seinen Besorgungen zu, erledigte sie aufs gewissenhafteste und schlenderte dann in den engen Straßen umher, die bunten kleinen Schaufenster musternd und die nagende Unruhe in der eigenen Brust über dem harmlos wichtigen Festgetriebe des Städtchens vergessend. Als er dann Christa und Jonathan im Ratskeller getroffen hatte, war auch Eberlein nicht mehr lange ausgeblieben. Er brachte zwei junge Mädchen und einen Herrn, Mitglieder seines Kirchenchors, mit, und man fand sich zu einer so angeregten Tafelrunde zusammen, daß es um zehn Uhr durchaus unmöglich schien, sich schon zu trennen. Der pünktliche Mischa wurde also noch einmal weggeschickt und auf zwölf Uhr wieder bestellt; es wurde indessen mehr als halb eins, ohne daß er vorfuhr, und da nun der Kellner begann, in augenfälliger Weise durch Aufräumen, Gähnen und Rechnungvorlegen die nahe bevorstehende Schließung des Lokals anzudeuten, hatte Konrad sich aufgemacht, den Säumigen zu suchen, und ihn aus der Gaststube des „Schwarzen Adlers" herausgeholt, wo er ihn hinter seinem Schnapsglas schlafend fand. Die Kreidestriche auf dem Tisch, die Konrad bereitwillig löschte, ergaben, daß es durchaus nicht das eine Glas allein gewesen war, nach dessen Einverleibung Mischa seinem Schlafbedürfnis erlegen. Das Anspannen gelang mit Konrads Hilfe, ebenso brachte Mischa den Schlitten mit leidlicher Sicherheit vor das Rathaus. Hier wartete die Gesellschaft schon unter einer Straßenlaterne, und während Konrad Christa und Jonathan beim Einsteigen half und in Decken und Fußsäcke verpackte, hielt Eberlein eine vom Schwedenpunsch befeuerte Ansprache an Mischa, die die Damen vom Kirchenchor kichernd akkompagnierten und der Mischa in einer so hingegebenen Schiefneigung seines ganzen unförmig vermummtem Körpers lauschte, daß Christa sich plötzlich gedrungen fühlte zu sagen: „Wenn Mischa uns nur heute richtig nach Hause bringt! Ich glaube, er hat zu viel . . ." Darauf wandte sich aber Mischa derart majestätisch nach ihr um und sagte so vorwurfsvoll: „Aber, gnädige Frau! Fährt sich Mischa wunderbar, wenn er getrunken hat!" daß die Besorgnis in Heiterkeit unterging. Der Schlitten setzte sich also unter den begeisterten Abschiedsrufen der Zurückbleibenden in Bewegung, und solange Mischa durch den Bezirk der städtischen Laternen zu lenken hatte, hielt er die Richtung musterhaft inne. Draußen auf der Landstraße wurde es anders. Konrad war gerade darauf aufmerksam geworden, daß der Kutscher vor sich hinmurmelte, den Pferden aufmunternd zusprach und durch plötzliches Reißen am Zügel die Mitte der Straße wieder zu gewinnen suchte, als das Unglück auch schon geschehen war: der Schlitten kippte und ehe seine Insassen sich über das Geschehene klar waren, lagen sie schon alle

im Schnee. Nun hatten sich instinktmäßig Konrad und der Kutscher so verhalten, daß sie schnell wieder auf den Füßen standen. Anders Christa und Jonathan, die allzufest in den verschiedenen Umhüllungen steckten. Zudem war Jonathan auf Christa gefallen, und mit tödlichem Erschrecken erkannte Konrad die Gefahr, zu der dieser an sich harmlose Unfall in ihrem Zustande werden konnte. Plötzlich völlig ernüchtert, riß er den Bruder hoch und grub Christa aus dem Schnee des Grabens heraus. Übrigens lachte und prustete sie, schüttelte sich und rief: „Aber so führe doch Jonathan auf die Straße hinauf! Er steht ja bis an die Knie im Schnee!" Gleich darauf aber bückte sie sich ein wenig in sich selbst zusammen. „Was ist denn das? Wenn das nur nicht . . ." Und solange Konrad, der nun voll Angst und voller Selbstvorwürfe, mit zusammengebissenen Zähnen stumm arbeitete, um den Schlitten mit Mischa aufzurichten, stand sie an einen Baum gelehnt und holte tief und zuweilen ein wenig ächzend Atem. Dann, als er sie hineinhob, versicherte sie, ihr sei besser. Da Jonathan den ganzen Vorfall in ein komisches Licht zu rücken verstand und meinte, er habe sich heute endlich einmal wieder als Mensch und als Mann fühlen dürfen und sei in Berührung mit der Wirklichkeit gekommen, so kehrte ihnen allen allmählich die heitere Stimmung des Abends zurück. Sie beschlossen, der Familie das kleine Unglück zu verschweigen. Indessen war infolge des Schellengeläutes ihre späte Heimkehr nicht unbemerkt geblieben. Und Christa, die eine gute Nacht gehabt hatte, fühlte beim Aufstehen Schmerzen, die sie zwangen sich niederzulegen, so daß Konrad sogleich telephonisch den Arzt aus Lohme herbeirief. Durch all diese Umstände, und nicht zuletzt durch das weinerliche Elend, in dem sich Mischa infolge seines gestrigen Rausches befand und in dem er, sich selbst anklagend, alles ausplauderte, war das nächtliche Ereignis schon vor dem ersten Frühstück auf Brömseshof bekannt. Konrad fand sein und Christas stilles kleines Schlafzimmer unversehens als Schauplatz einer aufgeregten Zusammenkunft seiner sämtlichen Schwestern vor, der erst das Erscheinen des Arztes ein Ende machte. Da dieser nach der Untersuchung erklärte, nur bei streng eingehaltener Bettruhe könne er dafür einstehen, daß die junge Frau ihrer Hoffnung nicht verlustig gehen würde, so wurde der Ausflug nach Lohme in aller Augen nachträglich gleichsam mit dem Urteil einer grenzenlos leichtsinnigen Unternehmung gestempelt. Ein schwacher Verteidigungsversuch Konrads, der zornig sagte, das habe man nun davon, wenn man einen versoffenen Muschik zum Kutscher nehme, schlug Sophie mit der hervorgeschnaubten Frage nieder, ob Mischa gestern etwa der einzig Benebelte gewesen wäre.

Unter diesen Umständen wurde Wirklichkeit, was Konrad und Christa sich heimlich gewünscht hatten: sie nahmen in der nächsten Woche alle Mahlzeiten zu zweien und in ihrer eigenen Wohnung ein und vor allem, sie verbrachten den Weihnachtsabend allein und nicht im großen Familienkreise. An diesem Abend war Konrad sehr glücklich. Er hatte selbst ein Bäumchen aus dem Walde geholt und geschmückt, und als die Lichter brannten und seine Geschenke auf Christas Bettdecke ausgebreitet lagen, als sie dann Punsch tranken und plauderten, fühlte er einmal nichts als nahe, herzerwärmende Gegenwart. Christas Befinden gab zu keinerlei Unruhe Anlaß; die Schwestern hatten ihnen in den letzten Tagen durch Fürsorge und Hilfsbereitschaft nichts als Liebes erwiesen. Konrad hatte Maria seine Gaben zum Aufbauen anvertraut und versprochen, im Laufe des Abends einmal hinüberzukommen. So riß er sich gegen zehn Uhr los und ging über den Hof. Aufseufzend fühlte er den Zauber der kleinen Krankenstube von sich weichen. Da hatte er nun fünf Tage ausschließlich für Christa gelebt, war für sie nach Lohme gefahren, wenn es nötig war, hatte sie aber sonst keinen Augenblick verlassen. Auf diese Weise war er auch der Teilnahme an allen offiziellen Weihnachtsfeiern mit den Dorfkindern, den alten Frauen in Rohrbruch und den Gutsleuten aus dem Wege gegangen; er gestand es sich ein, daß er im stillen froh gewesen war, einen Vorwand gehabt zu haben, dem allen fern zu bleiben. Eifersucht, sagte er sich, jawohl, ganz recht, Eifersucht auf den Dank, den die Schwestern da ernteten, war es, die ihn immer ein wenig quälte. Nächstes Jahr, wenn er und Christa alles selbst vorbereitet haben würden, dann wollte er mit dem ganzen Dorf Weihnachten feiern. Aber solange er hier nicht als Gutsherr saß, solange war er Privatmann. Eifersucht — oder — war es Feigheit? Angst vor den Blicken der Leute, in denen etwas lag, etwas, das ihm alle Sicherheit nahm? „O, ich werde verrückt!" murmelte er und riß die Mütze vom Kopf, um die Stirn mit der Hand zu umklammern. Gleich nach dem Fest wollte er Klarheit schaffen, koste es, was es wolle! Gleich nach dem Fest, — nein — gleich nach Neujahr!

Er stieß die Haustüre auf, warf den

Poloſpieler. Zeichnung von Käthe Olshauſen-Schönberger

Mantel ab und trat jäh ins Zimmer. Da war es, das altgewohnte, nie vergessene Bild: vor dem hohen Stehspiegel in der Ecke der Weihnachtsbaum, in warmer Buntheit leuchtend und glitzernd wie einst, und an den Wänden entlang die langen, weißgedeckten Tafeln mit den Geschenken. Es roch behaglich nach Wachs und angesengten Tannenzweigen, nach Äpfeln, braunem Kuchen und Arrak. Auf dem großen, runden Tisch in der Sofaecke brannte die Moderateurlampe. Dort saß die Familie um ein Gesellschaftsspiel, das die Kinder bekommen hatten, versammelt. Nur einer saß abseits, Onkel Peter. Er hatte seinen Platz in der Ecke unter dem Weihnachtsbaum und spähte aus dem Schatten trübe und unruhig zu den anderen hinüber.

Es war nur ein Augenblick, daß Konrad dort auf der Schwelle stand und dies Bild übersah, ein Augenblick nur und dennoch Zeit genug, um fröstelnd zu erleben, daß sein Kommen eine Stimmung zerriß, die ohne ihn vollkommen gewesen war. „Christa läßt grüßen," sagte er mit belegter Stimme und fühlte zugleich den heißen Wunsch umzukehren und zurückzulaufen — zu Christa. War er wirklich seit seiner Wiederkunft noch niemals ohne Christa inmitten der Seinen gewesen und war es denn sie allein, die ihm dies alles erträglich gemacht hatte, diese seltsam abwartende Feindseligkeit, die er noch nie so empfunden zu haben meinte wie eben? Einbildung, übrigens, sagte er sich sogleich. Denn nun stand Martha auf: „Da bist du ja endlich! Nun muß der Baum wieder brennen!" Jonathan lächelte auf ihn zu, und die Schwestern kamen heran, um sich zu bedanken. Die Kinder drängten ihn an ihre Tischchen, damit er ihre Geschenke bewundere, und nun hatte sich auch die Mutter aus ihrer Sofaecke herausgearbeitet. Von ihr bei der Hand genommen und zu seinem eigenen Gabentisch geführt zu werden, war sonderbar genug nach den letzten Jahren. Er legte den Arm um ihre Schultern, fühlte ihre Gebrechlichkeit, seufzte auf und freute sich nun gebührend, wie er wußte, daß er erwartet wurde. (Wo aber war Christa? Wäre Christa nur da!) Die anderen kamen heran, um ihm im einzelnen ihre Geschenke für ihn zu weisen, und nicht ohne Verwirrung begriff er, daß sich alle besonders bemüht hatten, ihn zu erfreuen. In seiner Brust löste sich etwas.

Nachdem er dann eine Weile mit den andern am Tisch gesessen, Punsch getrunken und mitgespielt hatte, sah er sich nach der Mutter um und fand sie neben Onkel Peter unter dem Christbaum sitzend, von wo aus sie still zu ihren Kindern hinüberblickte. Er ging mit seinem Glase zu ihr, rückte einen Stuhl herbei, stellte sein Glas hin und saß neben den beiden Alten, nüsseknackend und im übrigen gedankenlos, doch mit einem angenehm erschöpften Gefühl der Geborgenheit. Peter Brömse war ruhiger geworden, schon seit die Mutter sich zu ihm gesetzt hatte. Er hatte die kurze Pfeife in den Mundwinkel geschoben und rauchte kalt, was ihn ganz zu befriedigen schien. Jetzt legte er die Pfeife weg und tastete mit der Hand ungeschickt über den Tisch. Konrad verstand ihn, schob ihm sein Glas zu, und während der Alte kopfnickend danach griff und es begierig an die Lippen führte, tauschte er einen lächelnden Blick mit der Mutter, fast so wie junge Eltern sich über einen gelungenen Streich ihres Erstgeborenen ansehen können. Gleich wandte sich aber Konrad auch dem Familientisch zu, von wo aus Martha, und nicht Martha allein, mißbilligend herübersah. „Nun, nun, es ist ja Weihnachten!" begütigte er und nahm dem Onkel das Glas aus der zittrigen Hand. Peter Brömse hatte seinen guten Tag, der zugleich auch immer sein schweigsamer Tag war. Er griff nach Konrads Hand, streichelte sie ungeschickt und ließ seine auf ihr ruhn, während er mit vorgesunkenem Kopf angestrengt auf ihn blickte. Gleichzeitig machte er mit der Linken eine Bewegung zur Mutter hin, der diese mit Absicht oder unwillkürlich nachgab: sie gab ihm ihre Linke und ließ es zu, daß er die Hand nun mit einer erneuten Bemühung zugleich mit der ihres Sohnes auf seinen Schoß zog. Es geschah nun nichts weiter, als daß der alte Mann vor sich hin murmelte: „Wir drei — wir drei . . ." Ein alter, kranker, ein halb verblödeter Mann. Warum machte dieser Augenblick Konrads Herzblut stocken? Gleich darauf saß er ja wieder zwanglos da. Auch die Mutter nahm ihre Hand zurück, sie beugte sich dabei vor und strich Peter Brömse mit der andern sehr sanft über den Arm. Als sie sich aufrichtete, trug ihr Gesicht einen Ausdruck schmerzlicher Hoheit, mit dem sie Konrad ansah, mit dem sie die Augen nun ernst, voll abgründiger Trauer hinübergehen ließ zu dem Tisch in der Ecke. Konrad folgte diesem Blick ohne Regung des Körpers, — es war etwas geschehen, aber was? Er faßte es nicht. Jetzt stand Maria auf und befahl ihren Töchtern kurz, sich zur Ruhe zu begeben. Sie ging mit den Kindern hinaus, die eingeschüchtert gute Nacht gewünscht hatten. Martha sagte halblaut: „Ich will doch sein Bett machen . . ."

Sie gingen hinaus. Die herabgebrannten Kerzen am Baum knisterten und erloschen, eine nach der anderen. Der Greis begann sein rastloses Spiel des Händereibens, des Betastens seiner knöchernen Knie von neuem. Die Mutter saß still, wie gestorben. Konrad blickte ratlos auf Jonathan, der nichts gesehen hatte und den er nicht fragen konnte, was denn geschehen sei.

*

Zwei Tage später hatte Konrad im Ratskeller von Lohme die folgende Unterhaltung mit Eberlein und Fritz Möller.

„Wie mir eigentlich ist, wollen Sie wissen?“ sagte er auf eine Frage von Eberlein. „O, das kann ich Ihnen haargenau sagen. Warten Sie mal!“

Eberlein blickte ihn angstvoll und demütig an. „Geht ja mich nichts an,“ murmelte er, „selbstverständlich. Dachte nur — vielleicht der Klimawechsel, soll ja manchmal ungünstig einwirken. Mal mit dem Arzt sprechen. Warum nicht? Kann niemals schaden. Was wollen Sie, ich habe auch manchmal Anfälle von Schwermut. Gehn Sie doch mal zu Doktor Schowalter. Mir hat er immer geholfen.“

Jetzt lachte Konrad. „Ein Irrenarzt, ja?“ sagte er mit böser Freundlichkeit.

Eberlein fuhr etwas zurück. „Was fällt Ihnen ein? Ein gewöhnlicher guter praktischer Arzt, der aber was von Nerven versteht.“

„Nerven!“ Konrad lachte wieder. Kurz und verächtlich. „Aber ich will Ihnen sagen, wie mir ist. Sehen Sie, das ist so: Ich bin also zu Hause, nicht wahr, bin im Herbst nach Hause gekommen. Das bedeutet: ich habe buchstäblich und körperlich die Reise zurückgelegt, die ganze Strecke. Ich könnte Ihnen tausend Einzelheiten von der Reise erzählen, Dinge, die nicht geträumt sein können, ich habe auch greifbare Beweise, die Zettel auf meinen Koffern, meinen Paß . . . Halten Sie mich für verrückt, Eberlein?“

Eberlein stierte ihn kummervoll an. Fritz Möller, der erst, während Konrad sprach, seine Zeitung hatte sinken lassen, legte das Blatt jetzt ganz beiseite. „Keine Spur halten wir dich für verrückt, mein Sohn,“ sagte er phlegmatisch und grinste verständnisheischend zu Eberlein hinüber. „Wir halten dich bloß für ein bißchen angeduhnt. Na, laß man gut sein, — ich bin ja da, dich nach Hause zu bringen.“

Konrad, ohne ihn zu beachten, bohrte seinen Blick vorgebeugt in Eberleins gerötete Augen. „Trotz alledem, Eberlein,“ fuhr er fort, „trotzdem ich weiß, ich bin gereist, ich bin hier angekommen, ich — bin zu Hause, trotzdem bin ich nicht da, das ist das Furchtbare . . .“

Er griff nach der Flasche. Eberlein legte ihm die Hand auf den Arm. „Trinken Sie nicht mehr!“ bat er unsicher. Konrad schob seine Hand beiseite.

„Ich reite, ich fahre über unsere Felder,“ sprach er eintönig, sein gefülltes Glas betrachtend, als läse er dort in purpurblankem Spiegel, was seine Lippen willenlos formten, „ich gehe durch die Ställe. Über den Hof. Durch den Garten. Durch unser Haus. Durch alle Stuben. Gewisse Dinge, Eberlein, die träumt man doch nicht. Es soll ja Visionen geben, Tagträume. Wissen Sie etwas davon? Aber da gibt es auch die Geschichte von Thomas — er legte die Hand . . . nicht wahr . . .“

Eberlein nickte angestrengt mit dem Kopf, um ihn gleich darauf verzweifelt zu schütteln.

„Also die Hand — ich habe allem die Hand in die Seite gelegt, sozusagen, ja, und es ist alles richtig, Eberlein. So kann man nicht träumen. Sie haben vieles erneuert in den Jahren, das stimmt, es ist manches verändert. Aber an der Tür vom Schafstall sind noch die alten Pfosten, die tragen noch die Kerben, die ich als Junge das eine Jahr für jedes neugeborene Lamm hineinschnitt. Im Pferdestall hatte ich in der einen Box hoch oben einmal ein Bild angenagelt — oder hatte Jonathan es getan? — Kurz, einen schönen Vollblüter, aus einer Zeitschrift geschnitten, aber das ist wenigstens seine fünfzehn, siebzehn Jahr her. Hatte es ganz vergessen, fand jetzt einen Fetzen davon noch hängen, und es fiel mir ein . . . Kleinigkeiten, jawohl. Ich bin in den alten Birnbaum gestiegen, um das letzte herunterzuholen; ich steige die ersten drei Äste hoch, — ob wohl das Astloch noch da ist, denke ich! Da ist ein Astloch, natürlich, — habe nie an den Baum und sein Astloch gedacht. Kann man träumen, daß Gesichter alt geworden, daß Kinder neu da sind, kann man auch so wahnsinnig glücklich träumen, wie ich es gefühlt habe, als ich meine Frau wiederfand?“ Er sank in sich zusammen, plötzlich, verzweifelt. „Und doch: es hat nichts geholfen. Ich bin nicht zu Hause.“

Er verstummte. Eberlein fuhr sich mit der Hand durchs gesträubte Haar. Er wagte einen Blick zu Fritz Möller hinüber, sah aber gleich wieder weg, denn Möller hatte eine Bewegung mit dem Finger zur Stirn gemacht. Jetzt drehte er sich mit seinem Stuhl halb um und griff wieder zur

Zeitung. Konrad blickte abwesend auf und trank. Er legte sich über den Tisch, um Eberlein näher zu kommen. „Das ist nämlich so . . .“ sagte er und hob die Rechte dozierend. „Ich komme zum Beispiel früh in den Stall. Zu den Pferden, — na ja, ebensogut könnte es ein anderer Stall sein, es ist überall gleich. Mir ist etwas eingefallen, etwas Nötiges, was sofort geschehen muß. Mischa, sage ich, so und so, du bandagierst dem Gaul die Fesseln, machst dies und jenes. Einzelheiten tun nichts zur Sache. Der Kerl sagt: Jawohl, gut. — Ich gehe, denke an anderes. Nach zwei Tagen verlange ich das Pferd vorgeführt. Lahmt es noch? Es lahmt schlimmer als zuvor. Kerl, sage ich, das Bein war nicht gewickelt, wo ist die Bandage? Er sieht mich dumm an, kratzt sich hinter den Ohren, weiß von nichts, kann sich nicht erinnern . . . Ich spreche mit meiner Schwester Johanne über die Bebauung eines bestimmten Feldes. Wir wollen es einmal mit Rüben versuchen, Zuckerrüben. Ich habe meine Gründe dafür, setze sie auseinander, sie hört zu, sieht alles ein. — Jawohl, sagt sie, ganz recht, jawohl . . . Also Rüben . . . Ich komme eine Woche später mit ihr dort vorbei — die Leute legen Kartoffeln. Ich, — ja, was — nun, ich bleibe nicht ruhig. Zum Donnerwetter, sage ich, hier sollten doch Rüben ... Sie — sieht mich an: Wieso? — Wieso? Ja, so und so! Sie schüttelt den Kopf: hier waren doch immer Kartoffeln oder Lupinen.“

Fritz Möller wandte den Kopf zu ihm: „Der würde ich zeigen, was eine Harke ist!“ sagte er kurz und las weiter.

Konrad sah einen Augenblick ratlos in seine Richtung. Seine großen Hände, um den Fuß des Glases gefaltet, krampften sich zusammen.

„Der Wein macht Sie traurig, kommen Sie!“ sagte Eberlein überredend und erhob sich halb, auf den Tisch gestützt.

Konrad wiederholte: „Kartoffeln oder Lupinen . . .“ Dann hatte er den Faden wieder. „Das alles beispielsweise,“ sagte er, und Eberlein sank ergeben auf seinen Sitz zurück.

„So sind sie, Eberlein, wie Wachs, wie Butter, wie Öl — niemals sagen sie nein, — niemals . . . Dann aber, — schon nach einer Viertelstunde, wissen sie nichts mehr, — wissen von nichts, haben nichts gehört, — wundern sich: — ach . . .“

„Und warum schlägst du nicht einmal mit der Faust dazwischen? Warum läßt du dir das alles gefallen?“ fragte Fritz Möller.

Konrad schien unempfänglich für den Anflug von Verachtung, der im Ton der Frage lag. Wußte er überhaupt, daß er vor Menschen sprach? Er fühlte die Unterbrechung als Schmerz, aber kein Zweifel, Möller meinte es gut. So murmelte er denn: „Was willst du, es sind ja Frauen ...“

Auf einmal faßte er in seine Brusttasche, holte einen Brief hervor, legte ihn vor sich hin und lächelte leicht: „Den hab' ich mir eben von der Post geholt. Das — wäre ein Anhalt . . . Von dem Besitzer, bei dem ich drüben gearbeitet habe. Er schreibt, ich soll zurückkommen mit meiner Frau, er verspricht mir goldene Berge. Seit ich weg sei, würde er vorn und hinten betrogen.“ Konrad blickte geistesabwesend umher, während er den Brief wieder einsteckte. „Eine Flasche Wasser!“ befahl er dem Kellner und stützte den Kopf in die Hand.

„Das wirst du nicht tun!“ rief Möller halblaut und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Das wäre noch schöner. Wenn deine Mutter das zuläßt . . .“

Konrad trank durstig von dem klaren, perlenden Wasser. Ein anderer Ausdruck kam in seine Augen, still, resigniert. Er zuckte die Achseln. „Was soll meine Mutter dabei tun? Die Sachen sind zu verworren. Einer wird nachgeben müssen . . .“

„Aber nicht du!“ rief Möller erbost. „Dazu sind wir nicht im Felde gewesen, daß uns die Frauenzimmer die Butter vom Brot nehmen! Wie wollen deine Schwestern denn beweisen, daß du keine Anrechte hast! Ist doch alles dummes Gerede! Die Leute können ja klatschen, soviel sie wollen. Geh doch zum Anwalt! Deine Mutter muß einfach beschwören . . .“

Er verstummte, jählings von Konrads Ausdruck betroffen. Konrad umklammerte die Tischkante, sein mächtiger Oberkörper neigte sich vor, sein großes, sanftes Gesicht, jetzt furchtbar von Zorn, von Grauen entstellt, kam so unentrinnbar auf Fritz Möllers schwatzende Gutmütigkeit zu, daß dieser sich maßlos erschrocken zurückbog. Konrad fragte dumpf: „Was — was redest du da? Wieso habe ich keine Anrechte? Was soll meine Mutter beschwören? Was — gibt es für Klatsch?“

Dieser pathetische Augenblick währte jedoch nur den kleinen Bruchteil einer Minute. Dann sank Konrad wieder in sich zusammen, seine Augen gingen zur Seite und richteten sich gleich darauf scharf und ruhig auf Möller.

„Du hast recht,“ sagte er langsam und nachdrücklich, „natürlich geht es bei solchen sich widerstreitenden Testamentsbestimmungen, wie sie hier vorliegen, selten ohne den Anwalt ab.“ Sein Blick lag bannend auf

dem verlegenen Bauernjungengesicht des anderen, er sprach hochmütig wie zu einem Knecht. „Du wirst aber verstehen, daß man sich nicht vor der Öffentlichkeit zankt, wenn es um Brömseshof geht und daß wir uns gütlich einigen werden, so oder so. Wenn ich dir also einmal sagen sollte, daß ich mich entschlossen habe, wieder hinüberzugehen, dann bist du hoffentlich nicht im Zweifel, warum. Meine Schwestern hatten von jeher ebensoviel Rechte wie ich, und vielleicht haben sie sich in den letzten Jahren noch ein paar neue dazu erworben."

Er war aufgestanden und griff nach Hut und Mantel. Stehend beglich er seine und Eberleins Zeche. „Bleiben Sie sitzen, Eberlein, machen Sie der Flasche ein Ende! Für mich ist es höchste Zeit. Du hast es auch nicht eilig, Möller, du wirst noch nicht zu Hause erwartet. Aber, mach' dich nur darauf gefaßt — in ein paar Wochen sitzest du hier nicht mehr so seelenruhig!"

Lachend schüttelte er den beiden die Hände und ging groß und sicher zur Türe.

*

Am Morgen nach diesem Zusammensein erwachte Konrad mit einem Gefühl wohltätiger Dumpfheit, und es fiel ihm nicht schwer, sich selbst einzureden, er sei unfähig, sich an den vergangenen Abend zu erinnern. Er saß an Christas Bett und nahm mit ihr das Frühstück ein. Er sah an ihr vorbei zum Fenster, er hatte keine Lust oder vielleicht nicht die Kraft, der stummen Frage ihrer Augen zu begegnen. Er wußte wohl, er war nicht rasiert, er sah ungepflegt aus, sein Blick war trübe, das Haar hing ihm in die Stirn . . . Im Spiegel konnte er einen großen Kerl ohne Kragen in einer Wollweste erkennen, der in schlechter Haltung da saß und träge schlürfte und kaute. Also vermied er den Spiegel. Auf Christas schüchterne Erkundigung nach dem Verlauf des Abends sagte er als einzige Antwort: „Schwerer Burgunder!", räusperte sich umständlich, zog den Brief des Padrones hervor und vertiefte sich in ihn. Als er dann mehrere Minuten schweigend über das Blatt in die Luft starrte, griff Christa spielerisch danach. „Spanisch, — ach," sagte sie enttäuscht, „Señor Siere, was schreibt er dir denn?"

Konrad wandte sich ihr zu. „Würdest du wirklich mit mir hinübergehen, wenn es sein müßte?" fragte er, und als sie erschrocken: „Alles, Konrad!" genickt hatte, lächelte er und stand auf, jählings in bester Laune oder doch von einem Trotz überfallen, der sich gute Laune erzwang. Pfeifend brachte er seine Erscheinung völlig in Ordnung. Christa, still auf dem Rücken liegend, preßte die kleinen Hände zusammen.

„Konrad, was ist?" fragte sie endlich fast ohne Atem. „Hast du — mit Sophie gesprochen?"

Er beugte sich über sie. „Nein, das kommt aber bald," sagte er ruhig.

Kindlich zart, hilflos lag sie vor ihm, ihre Hand griff nach ihm, klammerte sich an den Aufschlag seiner Jacke, hielt ihn fest. „Was ist dir, Konrad, du bist so anders . . ."

Er lächelte. „Nichts ist, alles wird klar, wir werden sehr glücklich sein!" Und während er seine Hand behutsam auf ihre zärtlich gerundete Stirn legte, überwältigte ihn die eigene Ratlosigkeit doch so stark, daß er nun niedersank und die Stirn auf ihre Decke bettete. Sie sagte gar nichts, sie streichelte nur sein Haar. Und plötzlich, mit halberstickter Stimme, stammelte Konrad: „Christa, wenn nun du, — wäre es nicht vielleicht gut, wenn du mit Sophie sprächest? — Oder auch mit Johanne . . ." setzte er bittend hinzu, als er den Kopf hob und in ihr erschrecktes Gesicht sah.

„O Konrad, Konrad — ich?" flüsterte sie.

Er nickte heftig. „Du! Ja, du! Ich werde nicht ruhig bleiben können, du weißt es, ich verderbe alles. Und es muß doch sein. Wir müssen zu einem Entschluß kommen. Ich — ich bin ja nun bereit, zurückzutreten, wenn es ihnen so ans Leben geht . . ." Die letzten Worte stieß er halb keuchend hervor, das Gesicht wieder verborgen. „Sie sollen nur — sie sollen einen Einigungsvorschlag machen. Sag' es ihnen. Sprich du, Christa. Ich — kann nicht."

„Konrad, ach, Konrad. Nein, das geht doch nicht." Er sah sie schrecklich enttäuscht an. In ihren Augen standen Tränen. Sie wandte gequält den Kopf. „Sieh, es geht nicht," sagte sie mit gebrochener Stimme, „es geht nicht. Ich gehöre so ganz zu dir . . ."

„Aber gerade darum, Christa, darum!"

„Nein, mein Konrad, nein, gerade darum ja kann ich mit deinen Schwestern nicht sprechen. Ich — ich kann nur mit dir tragen, alles tragen, was dein Schicksal ist. Und, o Konrad, sprich nicht mit deinen Schwestern, nicht mit Sophie! Sprich nur — mit Mutter . . ."

Sie hatte die Arme um seinen Hals geschlungen und weinte leidenschaftlich. Er starrte über sie hinweg zum Fenster, seine Augen waren vor Grauen leer. Langsam streichelte er sie, leicht, beschwichtigend. Dann erhob er sich und ging mit gebeugtem Nacken hinaus.

Er ging über den Hof, wußte sein Ziel: die Mutter. Aber schon unterwegs erwies

ihm sein Hirn wieder den Liebesdienst des Vergessens. Beim Verlassen des Hauses hatte er Sophie in der Schreibstube hantieren hören und war einen Augenblick vor der Tür stehengeblieben. Schiebladen wurden dort drinnen aufgezogen, Papierblätter raschelten. Sophie war beim Jahresabschluß. Schon lag seine Hand auf der Klinke, als er sie wieder zurückzog. „Zur Mutter," sagte er sich vor, „ich soll ja zur Mutter." Draußen taute es. Westwind schlug ihm mit schweren, weichen Stößen entgegen. Ohne Absicht umging er das Haus, anstatt einzutreten, und durchschritt den Garten. Er wußte kaum, daß er's tat. Er wußte auch nicht, daß er floh. Er begegnete ein paar Knechten, die Holz geladen hatten, erwiderte ihren Gruß mit flüchtigem Nicken und merkte erst an seiner Erleichterung gleich darauf, daß er sie mit einer Art Angst hatte herankommen sehen, mit der Angst, ob ihr Gruß so ausfallen würde, wie es sich gebührte, wenn er dem Herrn galt. Er widerstand nicht der Versuchung, sich nach ihnen umzudrehen, festzustellen, ob sie etwa nach ihm zurücksahen, nach ihm deuteten, — redeten . . . Sie zogen ihres Weges, der jüngere Bursche raffte eben Schnee auf, ballte ihn zusammen und zielte auf seinen Gefährten. Konrad ging weiter. Kurz danach kam ihm ein Gefährt entgegen, das Mehl von der Mühle brachte. Der Mann auf dem Bock saß schläfrig da, die glimmende Pfeife im Munde. Konrad hielt ihn an und ließ sich Feuer für eine Zigarre geben, obwohl er selbst Streichhölzer bei sich führte. Er bediente sich umständlich und fing ein Gespräch an. Ja, das Wetter, das würde sich nun so bald nicht wieder ändern und der Mühlteich würde wohl übertreten, der Müller sei gar nicht zufrieden, denn nun laufe ihm wieder der Keller voll, und darauf sei er nicht eingerichtet, so früh im Jahr. Der Mann, ein alter Tagelöhner, redete phlegmatisch und gleichmütig. „Jawohl, Herr!" sagte er willig, als Konrad zum Schluß bemerkte, der Wagen müsse aber heut noch geschmiert werden, den höre man ja auf einen Kilometer Entfernung, so schrien die Räder! Die Pferde zogen an, der Mann lüftete die Pelzkappe. Konrad schritt seltsam beruhigt weiter. Es war nicht so schlimm mit dem Kreischen der Räder, aber das demütige „Jawohl, Herr!" des Alten war wie eine Zauberformel gewesen. ‚Die Leute sind mir nicht aufsässig,' dachte Konrad und hatte Padrone, Hazienda und jeglichen Vorsatz vergessen. Vergessen vor allem das Dunkle, Ungestaltete, das seit einiger Zeit vor dem Horizont aller Gedanken lagerte und jeden Ausblick in die Zukunft verwehrte. Er schritt schneller aus, zog die reine, feuchte Luft tiefatmend in seine Lungen und blickte scharf nach rechts und links auf das Ackerland. Unter der spröden, gleißenden, vom Regen der Nacht durchlöcherten Schneekruste hoben sich die sanften Wellen der Furchen schon ab. An einer Stelle schimmerte befreit ein grüner Fleck Winterkorn. ‚Übermorgen wird man Mist streuen können,' berechnete Konrad und erwog die Verteilung der Gespanne. Plötzlich überlief es ihn heiß. Die Brust preßte sich ihm zusammen. Alles Schwere war wieder da. Von jenseits der hohen Pappel her, auf die er zuschritt, kam eine Gestalt. Johanne wanderte ihm entgegen in hohen Stiefeln, den Rock geschürzt, einen Stock in der Hand und den zu kleinen Hut auf dem großen traurigen Haupte. Unter dem Baum blieb sie stehen, nickte dem Näherkommenden einen Gruß entgegen und wandte sich dem Gelände zu. Hier oben war es noch besser zu übersehen, wo der Schnee dünn ward. Sonne sog ihn auf, Erde schluckte ihn ein.

„Dir hat das Wetter auch keine Ruhe gelassen," meinte sie mit ihrem melancholischen Lächeln, als sie nun zusammen den Weg zurückschritten, den er gekommen, — denn er schloß sich ihr an, es schien ihm auf einmal ganz nutzlos, ja fast unmöglich, weiterzugehen. „Ich wachte heute nacht auf, als der Wind anfing," fuhr sie fort, „er kam so plötzlich und gleich so wild, alles klapperte, lärmte und ächzte, und der Regen schlug an die Fenster. Aber ich fühlte es gestern schon, es lag mir in allen Gliedern."

„Du bist rheumatisch empfindlich?"

„Nein. Nicht so. Das ist anders. Das ist — ja, als du wiederkamst, wir alle wußten es nicht, auch Christa nicht. Nur Mutter, sie sagte: Er ist unterwegs. Sie hat es gespürt. So, ja, so ähnlich weiß ich voraus, was für Wetter kommt, aber nur hier, nur, wo es mein Land angeht . . ."

‚Mein Land . . .' wiederholte Konrad tonlos für sich. Laut sagte er: „Es rieselte gestern abend schon, als ich aus Lohme kam. Es war verflucht glatt."

Johanne sagte gleichmütig: „Ja, es war sehr glatt. Der Wallach lahmt."

„So. Lahmt er? Er hätte wohl gleich gewickelt werden müssen, aber du weißt ja, ich gebe Mischa keine Befehle mehr. Ich mache mich nicht vor den Knechten zum Narren."

„Ja, du klagst immer über ihn. Er war bisher so zuverlässig. Man wird auf ihn achten müssen."

Konrad streifte die Schwester mit einem

Blick. Ihre Wangen hatten sich dunkler gefärbt, sie sah von ihm weg. Er verzog seinen Mund und warf die Zigarre weg.

Nach einer Weile fing Johanne an: „Ich mußte gerade ebenso stark an dich denken ... Wie du gegangen und gewandert bist, gefahren und geflohen um die ganze Rundung der Erde, um wieder heimzukommen. Siehst du, dachte ich, Martha, die hat ihr Mutterhaus. Maria — nun sie haßt Brömse, sie weiß es selbst nicht, warum. Sie haßt immer den Ort, wo sie gerade lebt. Jonathan — dem ist ein Stern wie der andere, wenn nur Musik ist. Und Sophie — das will ich dir sagen, Konrad, und du mußt es nicht falsch verstehen: Sophie hängt am Hof so zäh wie du nicht, wie ich nicht — (denn ich würde nachgeben, Konrad, o ja, — wie ich weiterleben sollte, weiß ich ja nicht, aber — lieber Gott . . .)" — Die letzten Worte hatte sie beinah geflüstert. Sie seufzte auf und sprach weiter: „Aber, aber — ich weiß auch eins: böte man Sophie ein Gut, das mehr einbrächte wie Brömse, zum Tausch — sie besänne sich nicht. Ich würde bleiben. Ich würde lieber auf Brömse verhungern als anderswo leben, — und ich weiß, so geht es dir auch." Dies sagte sie wieder kaum hörbar. Und fuhr ebenso fort, murmelnd, hastig: „Nur daß du's weißt, daß du's weißt, — und es mir nicht nachträgst, wenn ich nun bleibe, da Sophie denn auf ihrem Recht bestehen will und ihr Recht meins ist. Sophie will es ja auf einen gerichtlichen Spruch ankommen lassen, wenn es sein muß, und ich weiß, das lässest du nicht zu."

In Konrads Herzen gefror alle Rührung zu Eis. Er sagte rauh: „Sophies Recht? Euer Recht? Wo habt ihr mehr Rechte als wir? Hat mein Vater nicht alles gerettet? Alle haben wir gleiches Recht, aber freilich, einer von uns nur kann auf Brömse bleiben, und da seid ihr vier Frauen mit Jonathan wohl der eine und ich — der andere! Ihr oder ich! Und ihr habt mich mürbe. Ich will keinen Streit. Ich verlange eure Vorschläge. — Es ist gut, daß du das Gespräch angefangen hast. So sage ich dir und sag' du den andern auch: vergleichen wir uns! Wenn wir uns in Frieden einigen können, bin ich bereit . . ."

Sie waren inzwischen bis vor die Haustür gelangt. Sie standen still, sie sahen sich in die Augen, beide gleich groß und beide aufrecht. In ein dunkles starkes Gesicht blickte Johanne; es war gramvoll gespannt, die Augen verdüstert, der Mund, entschlossen zum Leiden, preßte Lippe auf Lippe. Aber es war jung, das Gesicht, und seine Züge von des Lebens Erfüllung gleicherweise gesegnet, wie von frühem Entsagen gekräftigt. In dem Antlitz, das Konrad sah, waren die äußeren Züge beinah die gleichen, aber der Bildhauer, der daran gearbeitet, hatte sie einfach gelassen, fast roh. Die Seele, ja, diese Bildnerin, die dahinter stand, drückte mit diesen Zügen nichts aus als ein in sich selber unbeholfenes, großes Verlangen zu lieben und die unentrinnbare Schwermut verlorener Jugend und einsamen Alterns.

Johannes Lippen zitterten jetzt, ihre Augen liefen über. Sie legte die Hand auf des Bruders Brust.

„Du weißt nicht, wie hart Sophie sein kann," rief sie halblaut, fast jammernd. „O, geh zu Mutter! Sprich nur mit Mutter!"

Sie ließ ihn stehen und ging ins Haus. Und er stand wie betäubt. —

Nach einer Weile zog er die Uhr. Es war elf Uhr vormittags. Unschlüssig blickte er zum Inspektorhause hinüber. Dann ging er Johanne nach.

Er fand die Mutter allein. Doch nicht im Eßzimmer an ihrem gewohnten Fensterplatz war sie, sondern in der Wohnstube, jenem langen, vierfenstrigen Raum, der hier im unteren Geschoß fast die ganze Schmalseite des Hauses einnahm. Es war ein feierlicher, zu gewöhnlichen Zeiten selten betretener Raum, doch wurde er stets so gehalten, daß er zum Empfang von Gästen bereit war. Hier standen die Geräte aus Mahagoniholz, die schon der vorvorigen Generation als Staatsmöbel gedient hatten, eingewebte farbige Blumen schimmerten in den schwarzen Bezügen der Stühle, des riesigen Sofas. Hier lag der englische Teppich mit dem verschollenen klassischen Muster. Jetzt stand der Christbaum vor dem hohen Eckspiegel, der seinen Anblick magisch vertiefte; das transparente Bild der Weihnachtsgeschichte, hinter dem am Abend eine Kerze entzündet ward, lehnte gegen eine Fensterscheibe. Zuweilen brach die erregte Sonne dieses Tages herein, ließ die Farben des Bildes aufglühen und Lametta, Sterne und Kugeln im Gezweig des Baumes erfunkeln.

Die Mutter stand bei den Blattpflanzen vor einem anderen Fenster. Sie tränkte die Erde in den einzelnen Töpfen aus einer langröhrigen grauen Gießkanne und arbeitete mit zarten Bewegungen an der Reinigung der schöngehaltenen Gewächse. Als Konrad eintrat, wandte sie sich mit dem spähenden Blick zur Tür, den alte Menschen so oft haben; es ist kein bewillkommnender Blick, denn immer denken sie an den letzten

Boten. In den Augen aber, mit denen die Mutter gesenkten Hauptes über ihre Brille hinwegsah, lag eine Abwehr, die nicht verging, als sie den Sohn erkannte. Obgleich sie lächelte und seinen Gruß freundlich erwiderte, fühlte Konrad, daß sie wünschte, er möchte wieder hinausgehen. Er blieb aber. Er ging mit schweren Schritten auf einen der Armstühle an dem runden Tisch zu und ließ sich nieder. Die Mutter webte ganz leise mit Kopf und Schultern, indem sie dies beobachtete und ihre Beschäftigung wieder aufnahm. Konrad starrte dumpf nach ihr hin, sein Gesicht war gerötet und finster, seine Hände lagen geballt auf den Stuhllehnen. Sie trug ein Kleid aus grauem Alpaka mit vielen Falten um die Hüften, die ihre Gestalt massiger erscheinen ließen, als sie in Wirklichkeit war. Die Spitzenhaube auf dem gescheitelten, vollen, silbernen Haar, die feine weiße Rüsche an Hals und Ärmeln, die schwarze seidene Schürze, mit der sie sich bei ihrer Arbeit schützte, diese ganze äußerst reine und mit Sorgfalt umgebene Erscheinung gab ihr eine Würde und eine Entrücktheit, die Konrad in eben dieser Stunde aufs tiefste verwirrten. Aber so war es immer, dachte er von Unmut gelähmt. Sah er sie unter ihren Töchtern, dann bewegte sein Herz sich vor Mitleid in dem aufflutenden Bedürfnis, sie zu beschützen, er wußte selbst nicht wovor, vor Marias mürrischer Selbstherrlichkeit — vor Sophiens so ehrfurchtlosem Gebaren. Ja, dann hatte er zuweilen bei sich gedacht, das Beste würde sein, zu gehen und sie mitzunehmen, gleichviel wohin, nur ihr irgendwo gute, stille, umhegte Tage zu schaffen und einen von Liebe verklärten Ausgang! Sobald er dann aber allein mit ihr war, war auch jene rätselhafte Kühle und Stille wieder um sie gebreitet, war da der blasse Blick ihrer Augen, wie aus weiter Ferne kommend und über ihn hinstreichend, durch ihn hindurchgehend, jenes dünne Lächeln, das nichts von sich wußte, jene ganze unzugängliche Einsamkeit, vor der ein strenger Engel zu wachen schien, den Finger auf die Lippen gepreßt. Dennoch und wider seinen Willen ward Konrad auch jetzt von einem unklaren Geborgenheitsgefühl befangen. Er sah den sanften Glanz der braunen gebohnten Dielen, den Schimmer der weißen Gardinen, er blickte auf das smaragdene Grün der Zimmerlinde, an der die Mutter eben hantierte, und seine Augen ruhten fast mit Behagen auf den bunten Gabentischen der Kinder, die noch nicht abgeräumt waren. Zwischendurch freilich grübelte er. Er war gekommen, mit der Mutter zu sprechen. Er war gekommen, sein Recht zu fordern. Aus ihrem Munde zu hören, wie sie sich die Zukunft des Gutes dachte, denn letzten Endes lag die Entscheidung bei ihr. Nicht wahr, so hatten sie es sich doch gedacht, sie alle, die ihm rieten, mit der Mutter zu sprechen, mit niemand anderm? Plötzlich dachte Konrad an einen Hund, den er einmal besessen, drüben auf der Hazienda, einen schönen Schäferhund. Er hatte alles gelernt, was man ihm beibringen wollte, nur war er nicht zu bewegen gewesen, über einen ihm vorgehaltenen Stock zu springen: er prallte zurück, er duckte sich, winselte, den Kopf auf die Pfoten gelegt, bat gleichsam um Gnade ... Schließlich hatte er den Ausweg gefunden, den Stock platt auf dem Bauche liegend zu unterkriechen, um sodann mit einem Freudengeheul pfeilschnell davonzurasen ...

Konrad rieb sich die Stirn. ‚Warum denke ich an das Vieh?' fragte er sich. ‚Ist da ein Hindernis, das ich nicht nehmen kann? Will ich nicht springen?' Er starrte zur Mutter hinüber. Sie machte sich am Christbaum zu schaffen, befestigte ein heruntergefallenes Glöckchen, es gab einen winzigen silbernen Klang. Das feine Rieseln sinkender Nadeln ward hörbar. „Er ist schon so dürr," murmelte sie, „er muß bald fort."

„Noch vor Dreikönig?"

„Jawohl, jawohl, — noch vor Dreikönig ..." Und gerade, als in Konrads Vorstellung die Erinnerung an den heiligen Abend aufstieg, als er dort vor dem geschmückten Baum mit der Mutter und Onkel Peter gesessen, eben da sprach die Mutter: „Onkel Peter geht es nicht gut. Martha will es nicht wahr haben, aber sie sieht das nicht, nein, es geht ihm nicht gut ..." Das redete sie vor sich hin, in den Baum hinein, mit demselben Ton wie sie eben gesagt hatte: ‚Er ist dürr, — er muß fort ...'

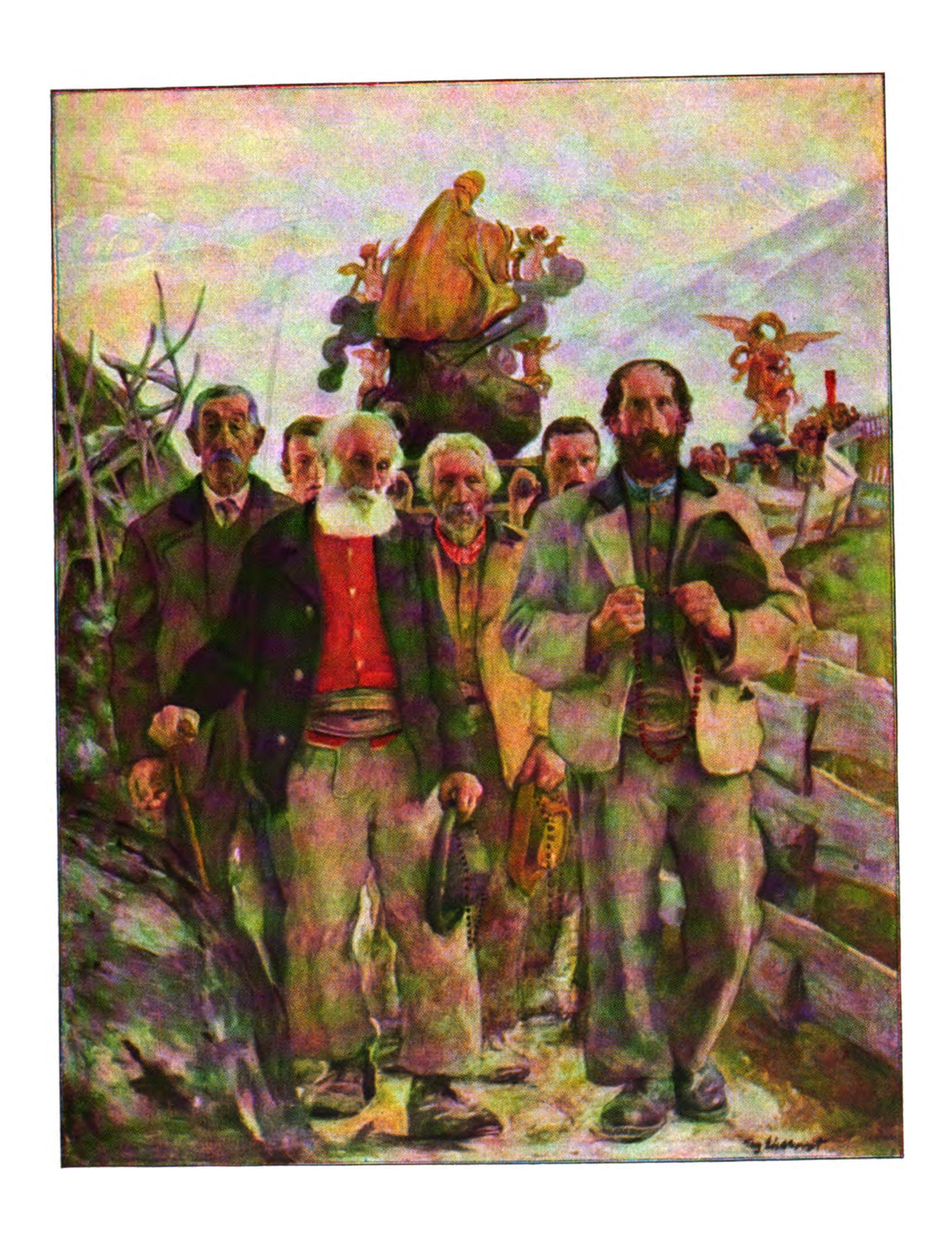
Mit einer seltsamen gequälten Spannung neigte Konrad sich vor und horchte, was sie hinzufügen möchte. Aber sie ging jetzt stumm und eilig ins Nebenzimmer. Er lehnte sich aufseufzend zurück. Halb mechanisch zog er eins der Photographiealben, die auf dem Tisch lagen, näher und fing an, die Bilder zu betrachten.

Es war das Brömse-Buch, das ihm da in die Hand gefallen war, das Album, das ausschließlich Bilder der Brömseschen Familie enthielt. Es begann mit Andreas, dem Urgroßvater, dessen irisierendes Daguerreotyp einen hageren Greis in Schoßrock und geschweiftem Zylinder zeigte, die Hände über der Krücke des Stocks gefaltet, und die strengen Züge eingerahmt von den Spitzen

der Vatermörder und den Bartstreifen an den Schläfen. Neben ihm, aber durchaus nicht mit ihm zusammen auf einem Bild, war die Urgroßmutter zu sehen, deren pompöse Rundlichkeit durch den Reifrock und die wirkungsvolle Verteilung des Schals noch betont ward. Sie war die zweite Frau des Alten gewesen und hatte ihn um zehn Jahre überlebt. Es gab noch ein Ölbild von ihr, schlecht und recht nach der Schablone gemalt von einem in jener Zeit auf den Landgütern der Gegend mit seiner Kunst hausierenden Maler. Mit verkniffenem Mund und harten Augen blickte ihr rundes, kurznasiges Gesicht unter der getollten Haube da aus dem Goldrahmen heraus. Es hieß, sie habe sich malen lassen, um Hermann, ihrem jüngeren Sohn, der das Gut übernahm, auch nach ihrem Tode als mahnendes Gewissen vor Augen zu bleiben. Was ihre Schwiegertochter durchkreuzte, denn sie hatte das Gemälde bald nach dem Hintritt der Alten unter allerhand klugen Vorwänden und diplomatischen Erklärungen allmählich aus den bewohnten Zimmern in die weniger bewohnten wandern lassen, und schließlich war es in der Gaststube gelandet. Gäste sind duldsam, sie können nicht anders. Diese Stube war später das Kinderzimmer der Siereschen Kinder geworden, und Konrad erinnerte sich gut, daß sie sich vor dem Bilde gefürchtet hatten. Es hieß bei ihnen die böse Großmutter, und es war Konrad einmal gelungen, es mit Hilfe einer Bockleiter und eines Bindfadens mit dem Gesicht nach der Wand zu hängen. Dem war dann aber Sophie entgegengetreten. Sophie, deren Ähnlichkeit mit dieser Urgroßmutter häufig besprochen wurde und die sich darum in einer Art von Trotz zu einer unterstrichenen Pietät für sie bekannte, hatte damals scheltend das entwürdigte Porträt von seinem Nagel genommen und es durchgesetzt, daß es hoch zu Ehren kam und einen Platz über dem Ledersofa im Eßzimmer erhielt. Diese Wand ward von da an die Stätte eines plötzlich bei Sophie ausgebrochenen Bedürfnisses, der Familie Brömse einen Gedächtniskult zu weihen, dem der Stiefvater Siere schmunzelnd und nachsichtig zugesehen hatte. Um die Sonne der Urgroßmutter herum bedeckte noch heute ein ganzer Sternhimmel Brömsescher Familiengesichter die blaue Tapete.

Diese Erinnerungen stiegen in Konrad auf, während er weiterblätterte. Hier war einmal ein Doppelbild: Peter Brömse mit einem jüngeren Mädchen, das ihm schwesterlich gleichsah, mit Cordula, seiner Base. Die Kinder saßen zusammen auf einem kleinen Sofa, der Knabe hielt ein aufgeschlagenes Bilderbuch auf dem Schoß und hatte den anderen Arm um die Schultern des kleinen Mädchens gelegt, das sich an ihn lehnte. Fast ohne es zu wollen verdeckte Konrad mit seiner Hand die Gesichter: zwei nicht zu unterscheidende Augenpaare blickten ihn an. Das Bild daneben aber stellte Andreas und Cordula als Brautpaar dar. Konrad schlug um. Sophie und Johanne als kleine Mädchen in schottisch karierten Kleidchen. Und jetzt, als Abschluß des Buches, ein großes Bild, eine Familienaufnahme. Konrad hob den Kopf, blickte weg und sah sofort wieder nieder: das war Täuschung, war Spuk! Wie kam er, er selbst auf ein Bild, das die Mutter mit ihrem ersten Mann Andreas Brömse und ihren Kindern Sophie und Johanne zeigte? Die Mutter saß auf einem hochlehnigen Stuhl, sie saß sehr aufrecht, das junge schöne Gesicht mit dem Ausdruck einer gewissen Feierlichkeit auf den Beschauer gerichtet. Sie war in die Mode der ausklingenden siebziger Jahre gekleidet und trug eine anliegende, hochgeschlossene, von vielen Falbeln und Rüschen besetzte Taille, unter der der weite Rock sich bauschte. Auf ihrem Schoß hielt sie die kleine Johanne. Sophie stand an ihr Knie gelehnt, finster, die winzigen Fäuste geballt, und über die Lehne des Stuhls beugte sich mit heiterem Besitzergesicht, breitschultrig und blond, Andreas Brömse. Seitlich von der Gruppe aber, an die Wand gelehnt, die Füße gekreuzt, stand ein Fünfter und blickte mit spöttischer Traurigkeit auf das Familienglück da vor ihm, ein Mann, jung, gutgewachsen und groß, und dieser Mann trug seinen, trug Konrads Kopf auf den Schultern. Konrad starrte auf das Bild, sein Hirn siedete — das war Onkel Peter, jawohl, es war Peter Brömse, mit dem er durch die Mutter verwandt war, dessen Großvater sein eigener Urgroßvater gewesen ... Lieber Gott, Sophie glich der Urgroßmutter, warum sollten nicht Onkel Peter und ihm die Züge des Urgroßvaters verliehen sein? Konrad schloß das Buch und legte es auf den Tisch. Seine Hände bebten.

Die Mutter trat wieder ein, sie setzte sich in die Sofaecke und begann zu stricken. Er bemerkte es kaum. Seine Augen wanderten durch das Zimmer und nahmen die Gegenstände auf, die er von Kindheit an kannte: die Alabasterschale auf der grünen Plüschdecke des Tisches, in der die roten Winteräpfel jetzt lagen, die kunstvolle Standuhr unter ihrem Glassturz auf dem Sekretär,



Prozession in Tirol. Gemälde von Franz Eichhorst

zwischen deren Bronzesäulchen beim Stundenschlag der Tod mit der Hippe sein Wesen hatte, die kostbaren alten Tassen in der Vitrine, die vergoldeten Knäufe, der Gardinenhalter und die Hyazinthengläser zwischen den Doppelscheiben, in deren kristallener Durchsichtigkeit das Wunder des Wurzelwerks lebte, während die keimenden Triebe noch von den spitzen bunten Papiertütchen verhüllt waren.

„Die Clivia," sagte die Mutter, die seinen Blicken gefolgt war, „will schon blühen, das ist zu früh. Alles hat seine Zeit. Was im Winter blüht, büßt im Mai . . ."

Konrad fuhr auf. Er hatte eben gedacht: ‚Ich habe immer angenommen, diese Welt sei mit mir zugleich entstanden. Aber sie war da, lange vor meiner Geburt. Ein Mann, der aussah wie ich, saß hier, wo ich sitze . . .'

„Mutter!" sagte er. Seine Kehle war trocken, er räusperte sich, atmete tief. „Mutter, warum ist Onkel Peter nicht Landwirt geworden?"

Diese Frage, er wußte es, war noch nicht das, was er fragen wollte. Die Mutter schwieg einen Augenblick.

„Weil es nicht reichte," sagte sie dann. „Weder zum Eigenen, noch zur Pacht. Als sein Bruder mich heiratete, wurde er Kaufmann."

„Und bis dahin?"

Die Mutter ließ die Arbeit sinken, nahm die Brille ab und strich mit der Hand über die Stirn.

„Bis dahin hat er das Gut mitbewirtschaftet. Er hing sehr am Hof, sehr. Aber dann ging er . . ."

„Er ging . . ."

„Ja, denn er hätte doch auch heiraten können. Zwei Familien hätte das Gut nicht ernähren können, — damals nicht."

„Und ging er für immer?"

„Was denkst du? Er kam alle Jahre. Er hatte hier immer die Heimat!"

„Und als dein erster Mann starb . . ."

„Kam er ganz zurück, ja. Was hätte ich tun sollen ohne einen Mann an der Seite? Ich war nicht so, wie Sophie und Johanne sind!"

„Und er hat nie geheiratet?"

„Nie!"

„Du sagtest einmal . . ."

Konrad verstummte. Die Mutter wartete eine Weile, dann fragte sie sehr geduldig: „Was sagte ich, Konrad?"

„Du sagtest, wenn Onkel Peter Geld gehabt hätte, dann hättet ihr euch wahrscheinlich geheiratet."

„Sagte ich dir das schon? Nun ja, Konrad, — so war es. Aber der Hof war uns wohl wichtiger als — das Glück . . ."

Die letzten Worte stieß sie wie einen Seufzer hervor, wie ein kurzes, trauriges Lachen. Sie nahm die Arbeit auf und begann hastig zu stricken. Konrad blickte finster auf ihre Hände.

„Mutter," sagte er dumpf, „ihr habt euch geliebt?"

Frau Siere ließ die Hände ruhen. Sie sah auf, groß und frei, und blickte Konrad voll an. Sie sagte sehr einfach: „Ja, mein Sohn. Ja. Wir liebten uns sehr."

In diesem Augenblick holte die Uhr zum Schlage aus, die elfenbeinerne Figur des Todes glitt zwischen den Säulen hervor und mähte die Stunde mit blitzender Hippe.

Konrad stand hastig auf.

„Eins!" rief er stammelnd. „Verzeih, Mutter, ich muß fort! Christa wartet . . ."

Dies Hindernis nahm er nicht.

*

Der Nachmittag brachte allerhand Ablenkung, und Konrad nahm sie begierig auf. Zunächst fand er beim Nachhausekommen den Doktor an Christas Bett vor. Er war äußerst zufrieden mit dem Befinden seiner Patientin und erlaubte nicht nur, sondern wünschte geradezu ein Verlassen des Bettes und Rückkehr zur gewohnten Lebensweise und regelmäßiger Tätigkeit. Freilich dürfe Christa nicht wieder mit dem Schlitten „Looping the loop" spielen, fügte der rosige alte Herr noch unter der Tür schalkhaft zurückdrohend hinzu. Christa, auf den Ellbogen gestützt, die Hand in das lockige Haar gewühlt, lachte glückselig hinter ihm drein. Kaum aber hatte Konrad die Tür hinter sich und dem Doktor geschlossen und sich angeschickt, ihn die Treppe hinunterzubegleiten, als er sie rufen hörte: „Doktor! Doktor! — Nein, Konrad, nicht du, der Doktor allein! Ich muß ihn noch etwas fragen, aber es ist nichts für Männerohren! Hinaus!"

Er blieb dann lächelnd vor der Tür stehn, ohne Absicht zu lauschen. Da aber der Doktor sein gesundes Organ nicht zu dämpfen für nötig befand, vernahm er ohne zu wollen die Antwort, die Christa erhielt: „Reisen? Eisenbahnfahren? Ja, warum denn nicht, meine Gnädigste? Na, na, Sie wollen dem guten Konrad doch wohl nicht durchgehn?"

Auf eine weitere von Christa geflüsterte Frage rief er: „Aber meinetwegen um die ganze Erde, liebes Kind! Dieser Sprung aus dem Schlitten war wohl Ihre Feuerprobe? Was habt ihr denn vor, ihr Heim-

lichtuer? Wollt ausreißen? Nun ja, nun ja, vielleicht nicht das Schlechteste . . ." Die letzten Worte murmelte er vor sich hin und schwenkte die Hand in die Luft, während er aus dem Zimmer trat. Konrad war schnell und lautlos die Treppe hinuntergestiegen und erwartete ihn vor dem Hause. Auch Christa gegenüber ließ er es sich später nicht anmerken, was er gehört. Christa dachte also an Reisen. Nun ja, er tat es ja auch dann und wann. Einstweilen war man noch hier.

Er richtete ihr einen bequemen Sitz am Fenster des Wohnzimmers her, so recht in der Sonne. Draußen sprangen die blitzenden Tropfen vom Dach und die Meisen, die sie zu füttern pflegten, balgten sich um den Vortritt zu den ausgestreuten und aufgehängten Leckerbissen. Das gemeinsame Mittagsmahl gestaltete sich zu einem kleinen Genesungsfest, und wenn Konrad je ein glückliches Vergessen all seiner quälenden Unruhe in Christas spielender Zärtlichkeit gefunden hatte, so war es an diesem Nachmittag. Kaum aber war es dämmrig geworden, als ein Automobil vor dem Hause hielt, dem eine ganze Gesellschaft entstieg: Eberlein und die übrigen Teilnehmer an jenem heiteren Abend vor Weihnachten, dessen man ja auch gerade heute besonders zu gedenken Grund hatte. Nun hatten zwar sowohl Konrad wie Christa vollkommen vergessen, daß Konrad damals in seiner fröhlichen Stimmung alle Anwesenden zu sich eingeladen hatte. Es wurde ihnen aber mit großem Hallo versichert, daß alle hiermit gerechnet hätten. Zum Beweis wurden ganze Gebirge mitgebrachter Pfannkuchen und zwei Flaschen Rum ausgepackt. Konrad geriet jäh in fröhliche Stimmung. Er lief hinüber, verhandelte heimlich mit Johanne und Maria, erreichte es, daß ihm der Weinkellerschlüssel ausgeliefert und kalte Küche hinübergeschickt wurde, holte Jonathan ab, der seine Laute und seine Ziehharmonika mitnehmen mußte, und kurz, er brachte es an diesem Abend zu einer verfrühten Silvesterfeier, an der schließlich auch der Nachtwächter und ein paar Knechte teilnahmen, die, von Gesang und Musik herbeigelockt, sich vor der Tür des Häuschens einfanden.

Hatte Eberlein die Absicht gehabt, ihn zu zerstreuen, da ihm denn, wie er Christa anvertraute, „der liebe Herr Siere gestern abend gar nicht gefallen habe", so war ihm seine Absicht für eine Nacht prächtig gelungen. Das Nachspiel aber am folgenden Tage, dem letzten Tage des Jahres, war nur geeignet, Konrad seine sonderbare, wurzellose Stellung wieder ganz zu Bewußtsein zu führen. Sophie erschien, während das Ehepaar frühstückte, und sagte ihre Meinung über die Verpflichtung der Gutsherrschaft zu einem vorbildlichen Leben in Worten, die mehr als dürr waren. Konrad ging, während sie sprach, ans Fenster und blieb dort stehen, den Rücken zum Zimmer gewandt. Er antwortete nicht. Er wußte recht gut, daß er gestern abend gedacht hatte, es käme ja nun nicht mehr drauf an, aber was ihm im halben Rausch möglich gewesen war, erschien ihm jetzt im nüchternen Morgenlicht selbst wie ein unbegreiflicher Frevel. Die Gespräche von gestern vormittag waren ihm in dieser Stunde sehr fern; er fühlte nichts, als daß ihm Sophie Vorwürfe machte, die nicht unberechtigt waren, und eben das erfüllte ihn mit wütendem Trotz. Er drehte sich um und ging mit den Worten: „Die fromme Tantenwirtschaft hat ja nun hier überhaupt bald ein Ende!" an Sophie vorüber zur Türe hinaus. Als er nach einem mit Christa trübe und schweigsam verbrachten Tage am Abend hinüberkam, begegnete er lauter bedrückten Gesichtern, und die von Johanne erteilte Erklärung, daß es Onkel Peter nicht gut gehe und der Arzt heute nicht ohne Bedenken gewesen sei, war nicht ausreichend für eine so allgemeine Feindseligkeit aller gegen alle. Die Mutter zog sich gleich nach dem Essen zurück, man hörte sie über den Flur gehen und blickte stumm auf die Teller, als Martha sagte: „Sie will die Nacht unten schlafen . . ."

Der nächste Vormittag brachte den üblichen gemeinsamen Kirchgang, an dem die Mutter jedoch nicht teilnahm, und nach Schluß des Gottesdienstes fand das große Beglückwünschen und Händeschütteln der Gemeinde untereinander auf dem Platz vor der Kirche statt. Hier war es Jonathan, der plötzlich Konrad beim Arm nahm und ihn mit fortzog, doch nicht so bald, als daß es Konrad nicht aufgefallen wäre, wie abseits er hier gestanden hatte, während die Leute sich den Schwestern Brömse in aller Form als der Gutsherrschaft näherten. Es war ihm recht, daß der Blinde ihn bat, ein wenig mit ihm zu gehen, immer schien es ihm, als sei in der großen Luft leichter zu atmen, als sei hier im weiten Raum dem Rätselhaften besser zu begegnen, das über ihm schwebte und von dem er nicht wußte, wann es herabstoßen würde. Es hatte in der Nacht ein wenig gefroren, neuer Schnee war gefallen und vielleicht war auch wieder zugedeckt, was gestern, was vorgestern aufbrechen wollte.

Jonathan sagte mit seiner ruhigen

Stimme: „Der Schnee riecht gut. Aber es wird bald tauen."

Konrad lachte kurz auf. Er blickte zum Himmel, wo sich weiches Gewölk ballte: „Deine Nase ersetzt dir die Augen."

„Und Maronde glaubt auch nicht an einen langen Winter," fuhr der Blinde gleichmäßig fort; „er sagt: der gelbe Strand wird im Januar blühen. Dann wird auch der Pflug bespannt und der Sarg versenkt, und Pflug und Spaten werden leichte Arbeit haben im offnen Land . . ."

„Der Sarg — wessen Sarg? Maronde macht sich das einfach. Und welcher Strand denn?"

Jonathan lächelte. Er ging noch ein paar Schritte und blieb dann stehen. „Dieser!" sagte er und wies zur Seite.

„Die Forsythia!" sprach Konrad staunend und streifte den Schnee von einem der Zweige des Busches. „Woher weißt du, daß wir gerade hier sind?"

Jonathan lächelte wieder und der Druck seiner Hand auf Konrads Arm bat darum weiterzugehen. „Wer von uns beiden führt eigentlich?" fragte sich Konrad dumpf. Die unberührbare, innere Stille des Bruders wirkte sonderbar lösend auf ihn. Er fühlte, er würde sprechen müssen, doch noch hielt er an sich. Sie kamen auf den Pflasterweg hinaus, der gut gebahnt war, weil er die kürzeste Verbindung des Dorfes mit der Mühle im Grund darstellte.

„Maronde müßte eigentlich am besten über das Gut Bescheid wissen," begann Konrad jetzt mit behinderter Stimme. „Er ist der älteste Mensch hier am Ort, fast hundertjährig. Er ist ja viel älter noch als Onkel Peter, als Mutter . . ."

Jonathan schwieg. Konrad fühlte ihn an seinem Arm wie eine Frau, er begriff nicht, warum. Eine zarte Aufgeschlossenheit wartete auf ihn, und doch war da Abwehr. Konrad sagte tief aufatmend: „Als die alte Koselow neulich kam, unsere Wäsche zu holen, redete sie so allerlei, mein Gott, wie die Leute so reden, ohne Ziel und Zweck. Da sagte sie auch: ‚Das Haus hier, wenn das Haus — das Inspektorhaus meinte sie! — erzählen könnte! Na, und nu wohnt der junge Herr drin . . .' Dann watschelte sie mit ihrem Wäschebündel davon. ‚Nee, ach, nee . . .' Na, du kennst ja die Koselow! Aber seitdem frage ich mich manchmal: wie lange steht das kleine Haus eigentlich, — was soll es besonders erzählen können?"

Sie gingen. Ihre Schritte klangen stumpf auf dem festgetretenen Schnee. Nach einer Weile räusperte Konrad sich und setzte hinzu: „Gerade gestern abend fiel es mir wieder ein. Darum frage ich jetzt. Ja, — es steht wohl schon lange, — es stand schon vor Mutters erster Verheiratung?"

„Ja," sagte Jonathan, „ja, das glaube ich auch. Hast du die Weihe gehört?"

Er blieb stehen, den Kopf gesenkt. Aus den Lüften kam wieder der durchdringende, klagende Schrei. Konrad blickte zerstreut empor und fand den Vogel unter den Wolken schwebend. Hinter ihm stand der Strahlenkreis der verschleierten Sonne.

„Wir müssen umkehren," sagte Jonathan leise. Konrad wandte sich mechanisch.

„Dann hat mir Onkel Peter einmal erzählt, nun erzählt — er schwatzt ja so alles mögliche vor sich hin, wenn man mit ihm Schach spielt — also er sagte: Da, wo du jetzt mit deinem Schatz wohnst, habe ich auch gewohnt, lieber Sohn . . . Wenn er doch nicht immer ‚lieber Sohn' sagen wollte! Na, das tat er von je, dich nennt er ja auch so . . ."

„Ja, natürlich! Mich nennt er auch so. Und wenn du willst, auch Mischa und jeden anderen Knecht auf dem Hof."

„Aber sein ewiges Gekicher ist unerträglich. Auch damals kicherte er. Natürlich darf man es nicht persönlich nehmen, doch es ist mir immer fatal. Was ich aber sagen wollte . . ."

„Warten wir. Ich glaube, hinter uns kommen die Kinder!"

Wirklich zeigten sich die kleinen Mädchen an der Mündung eines Hohlwegs, der vom Seeufer heraufführte. Sie hatten ihren neuen Schlitten erprobt. Ihre roten Jacken leuchteten im Grauweiß der Landschaft, ihre schrillen Stimmen jauchzten.

Konrad sagte: „Ich möchte wissen, wann Onkel Peter im Inspektorhause gewohnt hat! Ob nur damals nach Vaters Tode oder auch früher schon, nach Andreas Brömses Tode, verstehst du?"

Er hatte den Arm des Bruders, ohne es zu wollen, heftig gepreßt. Jonathan machte sich sanft von ihm los. Er griff nach den Kindern, die jetzt herangekommen waren, und tastete nach ihren Händen. „Wie kalt ihr seid! Schnell zieht Handschuhe an, die Mutter wird schelten. Und dann gebt mir die Hände und führt mich, meine großen Bärentatzen wärmen auch."

„Und der Schlitten?"

„Ach so, der Schlitten. Also führt mich eins von euch, das andere setzt sich in den Schlitten und Onkel Konrad zieht. Wie wäre das?"

Sie gelangten so bis zur Gartenpforte. Hier gab es eine kleine Auseinandersetzung über das Recht, im Schlitten zu sitzen.

Schließlich lief Eva, die bisherige Insassin, mit dem Schlitten davon, und Lena, das ältere, aber weitaus schwerfälligere Kind, trabte gekränkt hinterdrein.

Kaum hatte Konrad Jonathans Arm wieder in seinem, als er dringend fragte: „Also wann? Weißt du es wohl?"

„Was meinst du, Konrad?"

Konrad sagte, und gehorchte dabei gequält dem dunklen Zwang, der über ihm war: „Ich will wissen, ob Onkel Peter vielleicht schon früher einmal, also vor Mutters Verheiratung mit unserem Vater, im Inspektorhaus wohnte?"

Jonathan antwortete sachlich, aber sehr sanft: „Ich kann es nicht sagen, Konrad, es war ja vor unserer Geburt."

„Ja, vor meiner Geburt . . ." flüsterte Konrad, „das meine ich: vor meiner Geburt!"

Jonathan blieb stehen. Er behielt seine gewohnte gebückte Haltung bei, eines alten Mannes Haltung, der nicht sein ovales rosiges Jünglingsgesicht mit dem schimmernden Haar unter der schwarzen Pelzmütze, wohl aber die Gelassenheit seines Ausdrucks entsprach.

„Nur die Mutter," sagte er, und sein Ton schloß jede weitere Frage aus, so liebreich er war, „nur die Mutter, Konrad, wird richtig sagen können, was früher geschah — vor unserer Geburt."

Hierauf führte er Konrad langsam über die Pfade des Gartens zum Haus.

⋆

An diesem Abend legte sich Christa um halb neun nieder, überkommen von dem triebhaften Schlafbedürfnis ihres Zustandes. Konrad versprach ihr bald nachzufolgen. Er saß mit einem Buch am Tisch in der Wohnstube, aber er las nicht, sondern sah über die Seiten hinweg ins Leere. Als er durch die dünne Wand die leichten, regelmäßigen Atemzüge im Nebenzimmer vernahm, stand er leise auf und ging an seinen Schreibtisch. Er zog die Schieblade auf. Es war nicht viel darin. Er nahm ein Häufchen Papiere heraus und begann sie zu ordnen, — es gab da aber nicht viel zu ordnen. Es gab keine unbeantworteten Briefe und unbezahlten Rechnungen, es gab nichts, was wie ein Zeugnis für Wechselbeziehungen zwischen ihm und der Welt aussah, keinen Beleg dafür, daß er teil an der Arbeit hatte, die die ganze Erde durchpulste. Natürlich gab es das nicht, er hatte es auch im voraus gewußt. Dennoch ließ er sich überwältigen von diesem Beweis seines leeren, nutzlosen Lebens, und während er rittlings auf einem Stuhl saß, die Arme um die Lehne verschränkt und finster die Hotelrechnungen und Kassenzettel seiner Reise mit Christa musterte, sagte er sich, daß er diese allzulange Sommerfrische jetzt abbrechen müsse, um jeden Preis! Er stand auf, öffnete ein kleines Fach, holte die Bankabrechnungen über Christas Vermögen hervor und sah sie durch, obgleich er das Ergebnis im voraus wußte. Ebenso prüfte er den ihm nicht unbekannten Stand seines baren Geldes. Nachdem er dann eine Umrechnung des Gesamtbetrages in Pesetas vorgenommen hatte, was übrigens auch seit einiger Zeit alle paar Tage vorgekommen war, seufzte er nicht ohne Befriedigung auf. Er verwahrte den mit Zahlen beschriebenen Zettel diesmal sorgfältig in seiner Brieftasche. Bei dieser Gelegenheit nahm er den Brief des Padrone heraus und las ihn Zeile für Zeile aufmerksam durch. Nach all diesem war er in eine gelinde Erregung geraten, jene Erregung, die das Reisen von lange heimlich gehegten Plänen zu begleiten pflegt. Er hätte gern noch mit Christa gesprochen, schlich an die Tür und lauschte. Die Musik ihrer Atemzüge war aber zu regelmäßig und süß, als daß er gewagt hätte, sie zu stören. Er lehnte sich an den Türpfosten und sah mit gerunzelter Stirn vor sich hin. Ein schneller, heimlicher Aufbruch bei Nacht und Nebel, das würde das Beste sein, sagte er sich. Flucht? Nun ja, eine Flucht! Während er so stand, den Kopf zurückgeworfen und spürend, wie sein Herz schneller arbeitete, weil die bösen Fragen es wieder zu hetzen begannen, hörte er ein leises Geräusch und lauschte auf. Ein Schlüssel drehte sich unten in der Haustür. Sie ward geöffnet und wieder geschlossen. Gleich darauf geschah dasselbe mit der Tür der Schreibstube. Die Ringe der Vorhänge unten klirrten beim Zuziehen, ein Stuhl rückte, Konrad stand da und starrte finster zu Boden. Da hatte Sophie sich noch eingefunden, vielleicht, um zu arbeiten, vielleicht nur, um zu rauchen und einen Roman zu lesen. Material zum Arbeiten hatte die jedenfalls. Und wie er vorgestern beim Anblick der tauenden Felder alle Auswanderergedanken im Handumdrehen vergessen hatte, so geschah es ihm jetzt: die bloße Vorstellung der geordneten Papierstöße, die Sophie da unten verwaltete, der Übersicht über die einzelnen Zweige der Wirtschaft, die sie besaß, der planmäßigen Verteilung von Lasten und Einkünften, die in ihren Händen lag, die bloße Vorstellung dieser Arbeit erfüllte ihn mit so würgender Sehnsucht, teil dran zu haben, daß es ihn schüttelte. Er war bestimmt, dieser Erde zu dienen und nicht

einer fremden. Er hätte sich hinsetzen und blind ins Geflecht der mannigfachen Geschäfte greifen können, ohne etwas zu stören, so lag ihm alles im Blut. Ein Einfall kam ihm, phantastisch in Anbetracht der Verhältnisse, wie sie geworden waren, aber nicht phantastisch genug, um in dieser Stunde nicht einen Schein von Möglichkeit zu besitzen. Wenn sie sich nun von ihm dienen ließen. Wenn sie ihm nun ein Jahr freie Hand ließen und er ihnen beweisen könnte, was seine Kraft und seine in den letzten Jahren gereifte Erfahrung dem Gute zu sein vermöchten? Wie er so großmütig dachte, er würde sich nie in Sophiens Wohltätigkeitsbetrieb mischen und Johanne nicht alle praktische Arbeit nehmen, kam ihm das Unsinnige seiner Hoffnung fast selbst zur Erkenntnis. Aber das Blut hatte zuviel teil an seinen Wünschen, er mußte jetzt handeln.

Er ging leise hinaus, warf seinen Mantel über und nahm den Hut in die Hand: Er wollte seinem Besuch bei Sophie einen zufälligen Anstrich verleihen. Gleich darauf klopfte er an der Tür der Schreibstube: „Ich sah Licht bei dir," sagte er. „Ich wollte noch etwas durch die Luft gehn. Christa hat sich schon hingelegt. Ja, ich sah Licht bei dir, und da dachte ich . . ."

Er verwirrte sich. Sophie hatte hier allerdings ein Licht, das mit weißen Nadeln durch Schlüssellöcher und Türritzen brechen mußte. Die hochkerzige Birne hing zwar unter einem grünen Glasschirm, doch dieser war so weit emporgeschoben, daß der ganze Raum in der unfreundlichen Nüchternheit seiner geweißten Wände unbarmherzig bestrahlt ward. Es war nicht geheizt, und Sophie saß in ihrem Mantel eingeknöpft da. Sie sah bei Konrads Eintritt kaum auf, sondern blätterte nervös weiter im Inhalt eines Aktendeckels.

„Ich muß mit dir reden, Sophie."

„Ach, es ist spät. Es ist kalt. Was willst du denn? Brauchst du Geld?"

Konrad blickte auf und faßte sie scharf ins Auge.

„Ich muß mit dir reden, Sophie!" wiederholte er.

Sie setzte sich.

„Also. Worum handelt es sich?"

„Sophie," begann er, „ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Wir haben uns manchmal gezankt, seit ich wieder zurück bin . . ."

„Ich wüßte nicht. Ich habe keinen Grund mich zu zanken."

„Gut, Sophie, gut, wie du willst. So will ich sagen, ich habe vielleicht nicht immer so zu dir gesprochen, wie ich sollte. Du mußt es verstehen, — es tut mir jetzt leid, — es hat mir jedesmal leid getan, aber ich konnte nicht anders. Ich bin ohne Arbeit, Sophie, und ich bin ein Mann. Ein Mann ohne Arbeit verliert seine Würde."

Er schlug die Augen nieder, als er das sagte. Er war errötet. Er war der großen Worte nicht gewohnt, doch kamen sie ungerufen.

„Sophie," sagte er und sah sie jetzt gerade an, „ich wollte dich bitten, daß du mich mit euch arbeiten läßt."

Sie hatte das volle Kinn gegen die Brust gedrückt und blickte von unten herauf zu ihm hin. Ihre rechte Hand drehte einen Bleistift. Sie sagte nichts.

„Ich habe eingesehn," fuhr Konrad fort, „daß es irgendeinen Grund gibt, der dich und Johanne hindert, euch abfinden zu lassen und mir den Hof zu geben, wie es doch abgemacht war. Ich habe eingesehn, daß Mutters Wort nichts mehr gilt. Ich habe, ohne zu fragen, viel eingesehen, und ich habe verstanden, daß hier kein Mensch offen mit mir zu reden wagt. Ich achte das. Es ist gut von euch. Es ist sowieso schwer genug und durch Reden würde es ja nicht leichter —" Er war jetzt sehr blaß. Seine Lippen zitterten.

Sophie kritzelte mit ihrem Bleistift auf der Löschblattunterlage des Tisches. Sie sagte: „Ich weiß nicht, was du willst. Wer offen fragt, dem wird offene Antwort gegeben."

Konrad hob fast beschwörend die Hand.

„Gut, Sophie, gut. Ich habe schon gefragt. Ich habe gefragt, ob ihr mich mitarbeiten lassen wollt. Es braucht nur ein Ja oder Nein."

Sophie stieß den Stift auf den Tisch, daß die Spitze zerbrach. „Nein!" rief sie, „du weißt, daß es Nein heißen muß!"

„Und daß du mich und Christa und unsere Kinder heimatlos machst. Das heißt es auch!"

Sie sahen sich an. Konrad glich einem zornigen Erzengel. In Sophiens Zügen stand Haß.

„Deine Mitarbeit . . ." sagte sie langsam und höhnisch. „Ich verkaufe mein Erstgeburtsrecht nicht um dies Linsengericht!"

„Erstgeburt!" sagte Konrad wegwerferd. „Was willst du damit? Ob du oder ich oder Jonathan — das ist hier doch gleich."

„Ob ich und Johanne oder Maria, Martha und Jonathan, das ist allerdings gleich. Aber dich, mein Freund, dich laß nur aus dem Spiel!" Sie strich mit der Hand durch die Luft, strich ihn aus.

Konrad sah sie fassungslos an. „Wir

haben alle eine Mutter und — eine Heimat, Sophie."

„Ja, aber verschiedene Väter. Du weißt es. Und für dich ist kein Testament gemacht."

Konrad holte schwer Atem. „Daß du — keine Mutter bist, das merkt man aber, Sophie. Wenn zu dir der Rechte gekommen wäre — du würdest auch anders sein . . ."

Sophie stieß ihr trockenes Lachen aus, das diesmal wie das Stöhnen einer gemarterten Seele klang. „Das sagst du mir, gerade du! Weißt du, daß ich neunzehn Jahre alt war, als du auf die Welt kamst? Weißt du, daß ich deine Mutter sein könnte? Und der Rechte —" sie lachte wieder, und Konrad zuckte zusammen. „Nein, der Rechte war gar nicht so weit!"

Aus ihrer unheimlichen Heiterkeit wurde sie jäh bitter ernst. Sie stand auf.

„Genug," sagte sie, „dir muß reiner Wein eingeschenkt werden. Wir sind alle nicht mit der Wahrheit verschont worden, und wenn man dich schont, bist du imstande und stellst uns als Teufel hin. Was du ahnst, weiß ich nicht; was du wissen mußt, ist dieses, daß Wilhelm Siere dein Vater nicht ist. Dein Vater ist Peter Brömse, und die Mutter ist mit dir unterm Herzen in die zweite Ehe gegangen!"

Konrad saß regungslos. Er hatte den Kopf zur Seite gewandt, ein unbeschreiblicher Zug von Gram und Ekel verzerrte sein Antlitz. Es war, als wollte er fliehen und sei auf der Stelle gebannt.

Sophie setzte sich. Sie zitterte etwas.

„Du bist der einzige Mensch, der das nicht gewußt hat," sagte sie dumpf und stützte die Stirn in die Hand.

„Woher," fragte Konrad, „woher weißt du . . ."

„Weil ich achtzehn Jahre war, als Onkel Peter hier in dies Haus zog, weil da alles ins Rollen kam und seinen Lauf ging. Weil . . ."

Sie besann sich. Sie schien zu begreifen, daß sie jetzt alles begründen mußte. Sie erzählte stockend: „Als mein Vater starb, war ich fast dreizehn Jahr alt. Mutters Vater lebte damals noch, du weißt, er war Pastor im Dorf. Hoffmann ist sein Nachfolger. Als Vater nun tot war, kam Onkel Peter ganz her, um Mutter zur Seite zu stehen. Er wohnte aber im Pfarrhaus und nicht auf dem Gut, so wollte es Mutter von Anfang an, und sie wußte wohl gleich, warum. Heiraten konnten sie nicht. Vater hatte das Gut heruntergewirtschaftet und Onkel Peter brachte es nicht herauf. Das dauerte fünf, sechs Jahre, Großvater starb, Hoffmann zog mit seinen vielen Kindern ein, und Onkel Peter mußte hinaus. Da ward ihm dies Haus eingeräumt, und von dem Tag an war das Gerede da . . ."

„Gerede . . ." sagte Konrad schwach und deckte die Hand über die Augen, — „was sagt schon Gerede?"

Sophie beugte sich vor. „Wenn ich dir sage, daß ich achtzehn Jahre alt war und nicht blind. Nein, ich war nicht blind, weiß Gott. Und wenn du nicht glaubst, geh du doch zur Mutter. Wir haben es alle aus ihrem Mund gehört."

„Wie das?" entsetzte er sich.

„Sie hat im Fieber gesprochen, als sie vor vier Jahren krank war. Und ich glaube, Hoffmann weiß auch . . . Aber ich war noch nicht fertig. Onkel Peter war es, der Siere eines Tages mitbrachte, er war ja sein Freund. Und nun ja, Mutter hat Siere geheiratet und sechs Monate später kamst du auf die Welt . . ."

„Und . . ." Konrad stotterte, indem er eine Bezeichnung für den Mann suchte, in dem er bisher seinen Vater gesehen. Schließlich sagte er matt: „Und Mutters Mann — wußte er . . .?"

Sophie zuckte die Achseln. „Doch wohl. Sie lebten ja gut miteinander," sagte sie gleichmütig.

„Also galt ich doch für — sein Kind?"

„Er hat dich nicht adoptiert."

Konrad schüttelte den Kopf, langsam, als faßte er nichts.

„In diesem Hause?" fragte er plötzlich und sah die Schwester wild an. „Und hier hast du mich einquartiert, mich mit Christa?"

Sophie sah nicht auf. Ihr Gesicht glühte. „Das sind wohl Äußerlichkeiten," sagte sie hart. Nach einer Weile setzte sie hinzu: „Du weißt jetzt, daß du nicht auf Rechte pochen kannst, die nicht existieren. Vielleicht bekämst du juristisch recht, weil nichts zu beweisen ist, denn schließlich hat niemand die Kerze gehalten. Aber du wirst wohl wie wir den Wunsch haben, die Mutter zu schonen . . ."

Sie sprach schneller, denn Konrad war aufgestanden und hatte eine schwankende Bewegung zur Tür hin gemacht. Sie erhob sich auch.

„Du hast mir Unmütterlichkeit vorgeworfen. Ich will nicht für mich sprechen, aber ich glaube, meine Arbeit im Dorf spricht für mich. Und ich glaube, wenn ein Flecken auf Brömseshof war, so ist es Johanne und mir zu danken, wenn er fast getilgt ist. Und wenn ich dir hart scheine — wir stehen ja alle vor Gott — er hat meine Arbeit gesegnet und wird nicht wollen, daß ich sie aufgebe . . ."

Konrad sah wie aus weiter Ferne in ihr überzeugungsheißes Gesicht. ‚Es ist meine Schwester,' dachte er staunend. Er ging nach der Tür.

„Jawohl," murmelte er, „natürlich, — jawohl . . ."

*

Jawohl," hatte Konrad gesagt, „jawohl. Du hast recht, wenn die Sache so steht, dann freilich . . ." Unter der Tür war er noch einmal stehen geblieben und hatte den Mund geöffnet, als wollte er noch etwas sagen. Aber der Ausdruck im Gesicht der Schwester machte ihn schweigen. Er ging hinaus, als sei er allein im Zimmer gewesen, und auf dem Flur setzte er sogleich den Hut auf den Kopf. Er stieg nicht die Treppe hinauf zu Christa, nach der Treppe sah er sich nicht einmal um. Er ging auf die Haustür zu, öffnete sie, trat hinaus, wobei er etwas taumelte, denn er verfehlte die Stufe, und sodann wandte er sich nach links, schritt in der kühlen, durchsausten, durchtropften Dunkelheit über den Hof und zum Hoftor hinaus. —

Als am nächsten Morgen im Dorf nach seinem Verbleib geforscht wurde, meldeten sich allerhand Leute, die ihn gesehen haben wollten, mit Sicherheit aber war nur dem Pastor zu glauben. Denn wenn der Bauer Tiedtke angab, er habe um Mitternacht noch Licht in der Kammer gehabt, weil er für eine kranke Kuh hätte wachen müssen, und da hätten die Hunde angeschlagen und wie rasend gebellt. Wie er aber hinausgesehen habe, so habe das große, schreckliche Gesicht eines Mannes von draußen durch die Scheibe geblickt, — und das sei Herr Siere gewesen . . . Wenn die Hebamme erzählte, sie sei mit ihrer Laterne von der Entbindung einer Tagelöhnerfrau nach Hause gegangen, und auf einmal habe in der Finsternis ein schwarzer Kerl sie fast überrannt, sie habe schon schreien wollen, habe es aber gelassen, weil der Laternenschein ihr gezeigt hätte, daß er so gute Stiefel gehabt hätte und nicht wie ein Strolch. Und das sei gewiß der junge Herr vom Gut gewesen . . . Wenn der Schulze selbst, der erst spät in der Nacht von der Bahnstation heimfuhr, auf der Landstraße einem Menschen begegnet war, der taktmäßig marschierte und dazu ein Soldatenlied sang, — und zwar jenes Lied vom schönen Garten, in dem aber andere spazieren gehen, — wenn der Amtsvorstand in diesem nächtlichen Wanderer mit Sicherheit Konrad Siere erkannt haben wollte und der an allen Gliedern bebenden Christa zusprach: „Seien Sie ruhig, junge Frau, wenn er sich so weitergesungen hat, ist er nicht weit gekommen, — warten Sie ab, ehe Sie Aufsehen machen, — der kommt von alleine wieder . . ." Wenn diese Leute alle nicht freiwillig gesprochen hatten, sondern wenn man erst durch das Herumfragen des Gesindes, durch Stallgeschwätz und Mägdeklatsch darauf gekommen war, sie zu befragen, so war doch Pastor Hoffmann schon ganz früh am Morgen jenes 2. Januar im Begriff gewesen, Frau Siere aufzusuchen, da er nach seiner nächtlichen Unterredung mit Konrad das Gefühl hatte, es könnten auch andere Menschen auf dem Hof seines Zuspruchs bedürfen. Darum hatte Maria, als sie gegen neun Uhr kam, um ihn aus einem ganz anderen Anlaß zu holen, ihn schon zum Gehen gerüstet gefunden und er hatte nur noch die schwarze Tasche ergreifen müssen, die immer bereit stand, und die denen, die ihm damit begegneten, das Zeichen gab, zur Seite zu treten, und zu grüßen, ernster noch als für gewöhnlich . . .

Pastor Hoffmann entledigte sich der Aufgabe, die seiner harrte, mit der gewohnten milden Feierlichkeit und sprach die Gebete, die die Stunde erforderte. Als ihm Sophie dann in der Wohnstube ein Glas Portwein vorsetzte und mit strenger Gefaßtheit beginnen wollte, gleich Tag und Stunde einer nötig werdenden Feier festzusetzen, wehrte er freundlich, aber bestimmt ab. Das habe Zeit, meinte er, bis es unabänderlich sei, diese Feier zu rüsten; und er sei ja so leicht zu erreichen. Wenn er aber Frau Siere nun einmal sprechen könnte?

„Meine Mutter wird jetzt kaum zu sprechen sein," sagte Sophie mit ihrem trockenen Schnaufen.

„Nur für kurze Minuten," bestand Pastor Hoffmann sanft, mehr zu Maria gewandt, die in der Ecke den Christbaum abputzte und nun sogleich hinausging.

Kurz darauf trat Frau Siere allein ins Zimmer. Sie hielt sich aufrecht, aber sie war sehr bleich und ging wie jemand, der nichts von sich weiß. Als sie sich gesetzt hatte und Hoffmanns zaudernden Blick auf Sophie bemerkte, wandte sie sich zur Tochter: „Willst du uns allein lassen!" sagte sie müde. Sophie entfernte sich mürrisch.

Was Hoffmann zu sagen hatte, war im Grunde nicht viel. Konrad sei gestern noch bei ihm gewesen zwischen zehn und elf Uhr abends, als er sich gerade zur Ruhe hätte begeben wollen, sei er bei ihm eingetreten, blaß und verstört, und ohne einen Gruß. Er habe sich auf einen Stuhl gesetzt und vor sich hingestarrt. Plötzlich habe er angefangen zu weinen. „Und," sagte Hoffmann, „ich habe ja gleich gesehen, woran ich war."

„Sie haben etwas erfahren, was Sie sehr erschüttert, Konrad,“ hätte er zu ihm gesagt und ihm die Hand auf die Schulter gelegt. Einen Mann weinen zu sehen, das sei ja nicht leicht, zumal einen Riesen wie Konrad. Aber Konrad habe geschluchzt wie ein Kind, und ihm leise zuzusprechen, bis er ruhiger wurde, sei ganz natürlich gewesen. Endlich habe er dann zum Sprechen angesetzt, aber nichts hervorbringen können. Nur — ob es denn — wahr sei, habe er gefragt.

„Meine liebe Freundin,“ sagte Hoffmann und legte seine Rechte behutsam auf Frau Sieres Knie, „was sollte ich Ihrem Sohn antworten? Ich dachte an jene Abendstunde während Ihrer schweren Krankheit, als Sie mich rufen ließen und mir offenbarten, was Gott Ihnen zur Schuld werden ließ. Ich stehe unter dem Beichtgeheimnis und nur, wenn Sie mich davon entbinden, kann ich mit Konrad reden und versuchen, ihm einen Weg zu zeigen, um seinen Frieden mit Gott wiederzufinden . . .“

Frau Siere sah auf seine Hand, die Trösterhand, die gestern nacht auf Konrads Schulter gelegen hatte.

„Was haben Sie ihm gesagt?“ fragte sie rauh.

Hoffmann nahm seine Hand an sich und wiegte den weißen Kopf. Er habe ihn vorsichtig ausgeforscht, was er denn eigentlich erfahren habe. Konrad habe bitter gelacht und gesagt: „O, genug!“ Er wisse genug, um nie, aber auch nie mehr, einen Finger rühren zu können, um das zu verteidigen, was er bisher für sein Recht gehalten habe. Er wisse recht wohl, vor der Welt könne er sich dies Recht erzwingen, aber nicht vor Gott und seinem Gewissen.

Wer denn mit ihm gesprochen habe?

Konrad habe zerstreut in die Luft gesehen und gesagt: „Alles und jedes!“ Ja, habe er nach einer Weile hinzugefügt, seit er heimgekehrt sei, habe jeder Blick, jedes Wort der Seinigen, habe jeder Gruß von den Leuten auf dem Hof und im Dorf ihn gefragt, was er eigentlich wolle. Der Boden selbst habe ihn ungern getragen, und er wisse wohl, wenn er nicht wiche, wenn er Heimatrecht sich erzwinge, so würden seine Hände Unglück säen und er würde der Erde zum Fluch werden.

„Ihr Sohn Konrad, Frau Siere,“ sagte Pastor Hoffmann und hüstelte leise, „hat einen Einschlag von Wildheit, der mich erschreckt. Ich möchte diesen Zug barbarisch, ja beinah heidnisch nennen, wären es nicht die von der Kirche geheiligten Gesetze, für die er sich mit solch elementarer Wucht einsetzt. Wenn ich ihn recht verstanden habe, so empfindet er die eigene Existenz als eine Beleidigung des Geistes, der von jeher als Geist seiner Vorfahren hier gewaltet hat. Er fühlt wie ein Brömse, — was ja nach der Logik des Blutes nicht weiter merkwürdig ist. Er sagte etwas des Inhalts: wären sie doch lieber mit uns und dem Hof zugrunde gegangen als den Hof um den Preis zu erkaufen.“

Frau Siere hatte sich vorgeneigt und die Hand auf ihr Herz gepreßt. „Er ist hart,“ murmelte sie. Dann lehnte sie sich wieder zurück. „Wir sind es alle,“ setzte sie bitter hinzu. „Was haben Sie ihm gesagt?“

Er habe nicht glauben können, daß nur allgemeine Ahnungen und Vermutungen ihn in diesen Zustand gebracht hätten, fuhr Hoffmann fort. Er habe auch immer angenommen, es sei schon bald nach seiner Rückkehr zu einer Aussprache zwischen ihm und den Stiefschwestern gekommen, wie denn das ganze Dorf geglaubt habe, Konrads Übersiedlung ins Inspektorhaus sei schon ein Resultat seines Verzichtes. Denn, nicht wahr, über die Stellung des Dorfes zu der Frage von Konrads Herkunft gäbe sich Frau Siere wohl keiner Täuschung hin. Für die Leute sei die Angelegenheit ja ganz verjährt und über dem Krieg halb in Vergessenheit geraten; schon zu Herrn Sieres Lebzeiten habe schließlich kein Mensch mehr daran gerührt und alle hätten angenommen, Herr Siere wisse selber Bescheid und das sei nun seine Sache . . .

„Er wußte ja auch,“ brachte die alte Frau gequält hervor, „mein Gott, wie ich ihn gebeten habe, das Kind auch offiziell zu adoptieren in aller Stille. Aber er ließ ja den Dingen ihren Lauf, — er war so optimistisch. Er rechnete nicht mit Sophie . . .“

„Nun Fräulein Sophie . . . Wenn sie von ihres Stiefvaters Wunsch unterrichtet wäre . . . Ihre Tochter Sophie, liebe Freundin, ist eine so gute Christin!“

Frau Siere lächelte, und es war das schmerzliche Lächeln, das Johanne auch hatte, ein Lächeln mit hochgezogenen Brauen, das wie der Anfang eines Weinens war.

„Ich will Ihnen sagen, was Sie nicht wissen, Hoffmann. Sophie war achtzehn Jahre alt, als ich Konrad erwartete. Sophie liebte Peter Brömse, er ist ihre erste und einzige Liebe gewesen. Sophie hat von Anfang an alles durchschaut und geahnt, seit meiner Krankheit aber weiß sie es, und die andern wissen es auch, denn ich muß mich im Fieber verraten haben. Und wenn sie noch vor dem Kriege zu einem Vergleich bereit war, — seit meiner Krankheit ist sie entschlossen, nicht vom Hofe zu weichen. Denn



Konrad Dreher. Bildwerk von Hans Defregger

(Zum Beitrag: Kissingen und Friedrichsruh. Erinnerungen von Konrad Dreher)

sie hat mir nicht verziehen, daß Peter sie neben mir niemals sah. Nein, — die Liebe ist wohl vergangen, aber der Haß ist geblieben. Ja, lieber Hoffmann, — die Brömses sind Christen, — aber heidnische Christen, — wie Sie von Konrad sagten, — das muß wohl wahr sein . . ."

Hoffmann sah vor sich nieder. „Wenn dem so ist . . . Und Konrad sagte mir gestern — nachdem ich ihm geraten hatte, er solle zu Ihnen gehen und nur zu Ihnen, und sich mit Ihnen aussprechen, — da sagte er mir: Sophie hat mit mir gesprochen."

Frau Siere drückte ihr Tuch gegen die Lippen.

„Nun, so gnade ihm Gott," flüsterte sie.

★

Der Mann, den die Hebamme und Bauer Tiedtke im Dunkeln gesehen, und den der Schulze hatte marschieren und singen hören, war wirklich Konrad gewesen. Als er merkte, daß das Gefährt des Schulzen anhielt und man hinter ihm dreinspähte, war er still geworden. Später erhob er seine Stimme von neuem und marschierte im Takt der Lieder, wie sie ihm einfielen. Ihm war, er sei im Kriege auf einem nächtlichen Marsch nach einem harten Tage, vielleicht auf dem Rückzug, vielleicht nur bei einem Stellungswechsel. Seit er das Haus des Pastors verlassen hatte, dachte er nicht mehr, er hatte sich abgestellt, die Erinnerung ausgeschaltet, und das war ja damals nach den blutigen Tagen für sie alle die einzige Möglichkeit gewesen, nicht toll zu werden. Sie erhielten sich den Verstand, indem sie vorübergehend auf seine Anwendung verzichteten. Singend zu marschieren, das war ein unvergleichliches Betäubungsmittel gewesen. Das hatten die Leute gewußt und die Vorgesetzten hatten mitgetan, soweit ihre Verantwortung ihnen erlaubte, sich zu vergessen. Wer aber hatte die Verantwortung für ihn übernommen, der da seinen Weg durch die Nacht machte und vergessen hatte, was hinter ihm lag und was noch auf ihn wartete?

Konrad schritt in der Mitte der Straße dahin, die kalte Nässe des aufgeweichten Bodens spritzte an ihm empor. Er sang, und wenn er nicht sang, so ließ er sich doch schwer und gleichmäßig von einem Fuß auf den andern fallen, als folgte sein Körper einem innerlich gehörten Rhythmus, dem unwiderstehlichen, unabänderlichen Takt, der vorwärts trieb. Der halb schon zergangene frische Schnee auf den Feldern zur Seite der Straße leuchtete matt im Schein eines wieder wachsenden Mondes, der zwischen treibenden Wolken manchmal Macht gewann. Die großen Kronen der Chausseebäume knarrten und ächzten im Winde und derselbe Wind sang seufzend in den leise wankenden Telegraphenstangen. Bisweilen kam Konrad durch eine Siedelung oder ein Dorf; dann schwieg er und blickte stumpf nach erleuchteten Fenstern, wo sich eins fand, aber er ging nicht mehr hin, um hineinzuschauen, wie beim Bauern Tiedtke. Warum er das dort getan hatte, wußte er nicht genau. Er sagte später zu Christa, er sei wohl eigentlich furchtbar müde gewesen und wäre gern irgendwo eingekehrt. Zuweilen kam er durch ein Gehölz; dann sang er lauter, denn das hatten sie auch so gemacht, damals in den polnischen Wäldern. Ein paarmal kam es vor, daß er gar nicht sang, sondern weinte. Dann hielt er das Antlitz erhoben und fühlte es in der kühlen, streichenden Luft warm über seine Wangen rinnen und rinnen. Gegen Morgen begann es zu regnen, da wußte er nicht mehr, war es Wasser auf seinem Gesicht oder Tränen. Wenn es zuviel ward, wischte er es mit der Innenseite seiner Ärmel ab. Nachdem er zwei Stunden dieser triebhaften Wanderschaft hinter sich hatte, war er vollkommen ausgelöscht aus allen menschlichen Bindungen, hatte er aufgehört Bruder zu sein, Gatte oder gar Sohn. Christa mochte um diese Zeit erwacht sein und schaudernd gefühlt haben, daß das Bett neben ihrem noch leer war. Martha mochte zur selben Stunde über Peter Brömse geneigt dastehen, das Licht mit der Hand beschirmend, und auf den plötzlich veränderten Atem des Greises horchen, während oben in ihrer Schlafkammer die Mutter sich schon vom Lager erhob und der Schlaf auch aus dem ganzen übrigen Hause wich, weil ein Mächtigerer Einlaß begehrte. Das alles hatte mit Konrad so viel und so wenig zu tun, wie mit dem Rauch des schnell entfachten Herdfeuers, den der Wind von Brömseshof forttrug, — mit dem klagenden Nachtvogel in der Tiefe des Waldes, — mit dem pochenden Holzwurm in des Hauses Gebälk. Aufgelöst in das Weben der Nacht verlor sich sein Schmerz. Er wußte es nicht, daß er, zugleich gehalten und geschleudert von einer geheimnisvoll wirkenden Kraft, Brömseshof in weitem Kreise umschweifte und nicht geradeaus ging, wie er eigentlich meinte. Im Inneren dieses Kreises lag Christa und in ihr beschlossen der Keim des Lebens, der süße, pochende, gesunde Kern inmitten der welk und mürbe zerbröckelnden Frucht, das feurig wollende Herz in der erstarrenden Schale des alten Gestirns. Und dies Herz, es würde die Schale sprengen, seine eigene

Bahn ziehen und ihn mit fortreißen, mochte mit den Trümmern der Alten Welt geschehn, was da wolle . . .

Das wußte er nicht. Er handelte nicht, ihm geschah nur. Um fünf Uhr morgens geriet er in eine kleine Stadt und kam zu sich selbst. Es war nicht Lohme, wie er zunächst meinte, es war eine Stadt, die Lohme entgegengesetzt und viel weiter von Brömseshof entfernt war. Während er durch die ausgestorbenen, schlecht erleuchteten Straßen ging, begann er vor Müdigkeit zu schwanken und schrecklich zu frieren. Er suchte den Bahnhof auf, hatte das Glück, den Wartesaal einiger Frühzüge wegen schon geöffnet und geheizt zu finden, ließ sich ein heißes Getränk geben und schlief sitzend ein, noch ehe er es vertilgt hatte. Nachdem er erwacht war, verbrachte er den Vormittag über Zeitungen brütend und unfähig, einen Entschluß zu fassen. Schließlich raffte er sich auf, telegraphierte an Christa, er würde am Abend zurück sein, und nahm gegen Mittag einen Zug, der Anschluß an die Kleinbahn seines Kreises hatte. Es war vier Uhr nachmittags, als er an seiner Station ausstieg, und die Dämmerung war nicht mehr fern.

Er hatte sich diesen Vormittag alles noch einmal im Kopf herumgehen lassen, was er von Sophie gehört und was ihm Hoffmann doch bestätigt hatte. Oder hatte er es ihm am Ende gar nicht bestätigt und ihm nur anheimgestellt, sich an die Mutter zu wenden? Was Konrad in sich unterdrückt hatte, seit der erste schaurige Verdacht ihn gestreift, die Versuchung, aus fassungslosem Gram in Groll, in Zorn auf die Mutter überzugehen, diese Versuchung hatte seit gestern an Kraft gewonnen, sie schien in der Besinnungslosigkeit dieser Nacht Blut getrunken zu haben und hockte ihm nun erdrückend im Nacken. Ja, er wollte nun mit ihr reden, mit ihr allein und sehr deutlich!

Konrad hatte denselben Weg eingeschlagen wie nach seiner einsamen Ankunft im Herbst. Er fragte sich, warum er wohl damals schon wie ein Dieb in der Nacht heimgekehrt sei, ohne sich anzusagen, ohne den Wagen an die Bahn zu verlangen? Plötzlich wußte er es ganz genau, daß er von vornherein voll Mißtrauen und Argwohn gewesen war, daß Zwietracht sein Erbteil gewesen wie das Erbteil aller seiner Geschwister und daß er lauernd und verborgen am Wege gestanden hatte, um aus den Mienen der Seinen, selbst ungesehn, zu erkunden, wie die Dinge für ihn standen. Christa wollte wieder und wieder wissen, warum er nicht gleich heimgekehrt sei, er hatte es ihr niemals klar sagen können, weil er bisher sein unglückseliges Zaudern selbst nicht hatte begreifen können. Er blieb stehen, wie gebannt vom Blitz seiner jähen Erkenntnis. Eine Hand vorgestreckt, starrte er in die aufgetane hinein, als läse er dort endlich ganz erbarmungslos klar die Ausdeutung seiner fluchbeladenen Jugend. Er ging langsam weiter, den Kopf tief gesenkt. Gäste, soviel Gäste hatten sie immer gebraucht, um die bösen Geister zu vertreiben, die sich sonst mit zu Tisch setzten! Sie hatten einander nicht ins Gesicht sehen können. — Nun wußte er es, warum. — Nun wußten sie's alle . . .

Die Böschung des Sees war schon mit tiefen Schatten gefüllt, als er, dem weiten Schwung des Geländes folgend, nah unter ihrem oberen scharfen Rande dahinging. Darüber stand die eine Hälfte des Himmels vom Krampf der sinkenden Sonne gestriemt und durchleuchtet wie eine Schale Achat: grau violett und trübe rot. Das tote Braun und Grauweiß von Erde und Schnee war von aller Hoffnung verlassen. Die Traurigkeit der von Sturm und Regen entblößten, gewachsenen Bäume, die noch lange nicht knospen durften, war groß. Nur im Osten war es sonderbar klar, der Horizont reingefegt, von grünlich-silberner Tiefe, und alles Gewölk entschwamm hinauf zum Zenit, stand dort eine Weile sehnlich beglänzt und sank dann schwer auf die Wolkenbänke des Westens. Konrad durchschritt das dunkle Gehölz, er sah den Pflasterweg vor sich. Rechts lag der Hof unter dem sich klärenden Himmel, nach links aber zog der Pfad in den schweren Abend hinein, — nach links schritt dort eine Gestalt, groß und gebeugt, ganz allein, und der Wind zerrte an ihren Kleidern. Sie folgte der Biegung des Weges und wanderte mühsam hinauf, wo die Pappel ihr ewiges, stummes, einsames Spiel trieb, aufgeregt zwischen Wolken und Land hin und her deutend und kaum noch sichtbaren Mitspielern in allen Weiten winkend. Konrad ging hinter der Mutter her, die dort schritt. Er fragte heute nicht danach, ob sie erschrecken würde, wenn sie ihn sähe. Er wußte auch nichts von seinem fahlen Antlitz, von seiner verstellten Gebärde, — daß seine Augen voll Blut waren, sein Haar verstört, seine Kleider beschmutzt. Er dachte nur, seine Stunde sei da und jetzt würde er Rechenschaft fordern; nicht als ein Sohn vor der Mutter, sondern als Mann und als Richter würde er vor einer Frau stehen, die ihm Ehre und Erbe verspielt.

Es war kurz vor dem mahnenden, beschwörenden Baum, daß Frau Siere sich umwandte, weil sie Schritte gehört. Es ist

möglich, daß sie ein wenig zusammenzuckte, als sie Konrad erkannte, daß sie einen raschen Blick über ihn weg und in die Runde gehen ließ, die, so weit man sehen konnte, ringsum menschenleer war und erfüllt vom schauernden Abendweben. Dann aber stand sie aufrecht und still und ließ ihn herankommen. Er kam schnell heran, vom Wind getrieben und selbst wie stürmend; der weite Mantel umflog ihn wie eine Wolke. Die letzten Schritte aber tat er langsam und nahm den Hut in die Hand: so war die ganze furchtbare Verstörtheit seines Gesichtes vor ihren Augen, und sein Ausdruck, der gnadenlos war. Am Zustand seiner Kleider sah sie, daß er nicht von Zuhause kam. Sie blieb aber ohne Regung. Sie hielt stand. Sie wich seinem entsetzlichen Näherschreiten nicht aus. Nur jetzt, da er sein Haupt wieder bedeckte und sie sah, daß seine Schulter sich krampfhaft verrenkte, sein Arm sich straffte, seine Faust sich ballte, — da hob sie die Hand, aber nicht furchtsam. Sie hob die Hand, — und er hielt inne. So nah war er schon, daß er von oben auf sie herabschauend sie zwang, das Gesicht empor zu wenden. Und wie der Strahl seiner Augen in die ihren herabfuhr, fand er keinen Widerstand, aber auch kein Ausweichen: Brunnen fand er, tiefe Spiegel, dunkel klar, und beschlagen von Leid. Doch war's eben diese Wehrlosigkeit und Gelassenheit, die sein empörtes Blut noch höher wallen ließ. Kein Gegendruck bändigte es, es zersprengte ihm alle Besinnung. Er preßte ihre Hand, diese schwache Hand, mit der sie ihm Einhalt geboten, und nun legte er seine andere Hand lastend auf ihre Schulter. Er fragte: „Wer ist mein Vater? Wer ist mein Vater? Wer?" Und ließ nicht los und starrte auf sie, die unter den rüttelnden Stößen seiner Erregung schwankte.

Plötzlich ließ er los. Die Arme fielen ihm am Leibe nieder. Sie hatte seinen Namen gesagt, sehr sanft, sehr dringlich. Aber er wiederholte: „Wer? Ich muß es jetzt wissen."

Frau Siere blickte weg von ihm über die Flur. Ihre mißhandelte Gestalt bebte leise, ihr Gesicht war ganz unbeweglich. Die Dämmerung war nun sehr dicht. Zwischen den kahlen Bäumen des Gartens glomm ein Licht auf. Auf dem Kirchturm im Dorf schlug es fünf und gleichzeitig setzte ein schnelles, dünnes Geläut ein. In alter Gewohnheit nahm Konrad unwillkürlich den Hut ab. Das Läuten galt einem, der an diesem Tage vom Tod aus der dörflichen Gemeinde abberufen war. Solange es währte, schwiegen Mutter und Sohn, obgleich Konrad vergaß, darauf zu hören, so eisig stieg Angst und Reue in ihm auf, als er die Mutter betrachtete und jetzt erkannte, daß sie kaum mehr einer Lebenden glich, so völlig erstorben war alles an ihr. Der Wind tat mit ihren weißen Haaren wie mit den Zweigen des Baumes. Ihr Gesicht schien nicht Fleisch und Blut, sondern fremder, kühler, leuchtender Stoff.

Jetzt wandte sie sich. Es war, als besänne sie sich mühsam wieder auf seine Frage.

„Dein Vater ist tot," sagte sie klanglos und ging an Konrad vorbei.

Konrad folgte ihr. Er wagte nicht, an ihrer Seite zu gehen.

‚Mein Vater ist tot,' sagte er sich. ‚Mein Vater ist tot!'

Er ging unsicher. Jetzt versagten ihm seine Knie. ‚Mein Vater ist tot,' dachte er. Seit neun Jahren wußte er das, nicht wahr? War jetzt denn nicht alles gut, da die Mutter es ihm bestätigt hatte? Er kam nicht zum Denken. Die Frau vor ihm blieb stehen, drückte die Hand auf die Brust, schwankte und rang nach Atem. Er sprang hinzu, umfing sie, tat eine angstvolle Frage. „Schon gut," murmelte sie, „schon gut . . ."

Langsam, unter häufigem Ausruhen erreichten sie die Pforte des Gartens. Da sie ganz auf ihm ruhte, da er ihre Wärme spürte, zart und verflackernd, vergaß er alles vor der Macht der Verbundenheit zwischen seiner Kraft und ihrer Schwäche, die er überwältigend fühlte, wie niemals zuvor. Es war stärker als alles, was er jemals empfunden. Er dachte nicht anders, als daß seine Heftigkeit sie zu Tode erschüttert habe, aber er war außerstande, sich Vorwürfe zu machen, so ungeheuer schmolz Liebe sie beide zusammen. ‚Sie gab mir das Leben, — ich gab ihr den Tod . . .' ging es ihm durch den Sinn und ihm war in diesen Minuten, als sei das ein und dasselbe. Als sie durch den Garten gingen und er an ihrem Schreiten merkte, daß die Schwäche überwunden war, atmete er wohl auf, aber er wußte, hätte er jetzt ihren leichten Körper erloschen auf seinen Armen ins Haus tragen müssen, ihm wäre nicht weh gewesen, und ihr — vielleicht wohl.

Ihm war dann, als hätte er alles geahnt, was kam. Tannenkränze lagen im Flur. Johanne trat aus einer Tür und trug ein schwarzes Gewand. Er griff nach seiner Stirn und sah auf die Mutter, in ihr weißes Gesicht, aus dem die Augen ihn dunkel anblickten, — sah auf Johanne, die zu ihm tretend ihm die Hand auf die Schulter gelegt hatte, hörte Worte: „Ja, — unser guter Onkel Peter — du weißt es wohl schon —

heute vormittag ..." blickte zurück zur Mutter, die nickte, schwer, unausweichlich... Hörte sich selber: „So — so war es gemeint?"

Sie sprach: „Ich sagte es dir, — ich sagte es dir ja, mein Kind." —

*

Schon als Andreas und Peter und Cordula ganz jung gewesen, in einer Zeit, als Heimat und Jugend und Liebe in ihren Herzen noch eine gesammelte Kraft waren, hatten sie es sich ausgedacht, daß sie zusammen begraben sein, daß sie wie Geschwister miteinander im alten Garten von Brömseshof schlafen gehn wollten. In einer Ecke des Gartens, im Tannendickicht war ein stiller Platz, ein reiner genauer Halbkreis. Hier stand der Obelisk aus grauem verwitterten Sandstein, ein einsamer Zeuge verschollener Zeiten. Andreas hatte den Raum damals abgesteckt und geteilt: zwei Gräber schräg und eins in der Mitte gerade, drei Strahlen eines zerbrochenen Sterns, — so ging es. Nah würden sich tief in der Erde die unteren Enden der Särge sein. Jahrzehntelang ruhte Andreas nun schon unter Efeu und Immergrün, aber heute war Peter endlich gekommen und lag unter seinem frischen Hügel zur Linken der Säule, wie der Bruder zur Rechten. Der Platz in der Mitte war leer. —

Konrad hat am Abend des Begräbnistages mit seiner Mutter vor diesen Gräbern gestanden. Er hat an Wilhelm Siere gedacht, der fügsam und freundlich, wie er gelebt, auf dem Friedhof im Dorf zur Ruhe gegangen war und dort zwischen harten alten Brömses und früh verstorbenen oder zu früh geborenen kleinen Brömseskindern schlummerte, ein bescheiden lächelnder Fremdling. Er hatte keinen Anspruch auf den dritten Platz zwischen den Fichten erhoben. Vielleicht hatte er darüber gedacht in der Form seiner gewohnten friedfertigen Redensart: Das kommt ja nicht so drauf an! Und vielleicht hatte er überhaupt nicht viel an den Tod gedacht und es war ihm gleich, wo er lag.

Konrad hat auf den leeren Platz in der Mitte geblickt und er hat seine Mutter in dieser Stunde gefragt, ob sie nicht mit ihm und Christa fortziehen wollte. Er hat wohl gewußt, daß sie nein sagen und daß der bittre Abschied an diesem Abend der letzte sein würde. Konrad hat in der Nacht mit Christa die Heimat verlassen, und Frau Siere ist gestorben, als es Februar war und die Forsythia blühte. Denn sie blühte in diesem Jahr sehr früh.

Der Frühling ist über Brömseshof gekommen, wie immer, und mancher Frühling seitdem. Die Felder haben getragen oder nicht getragen, das Vieh war gesund oder war von Seuchen befallen, und Sorge und Ruhe haben gewechselt wie Ebbe und Flut. In großem, gelassenem Gleichmut atmet der Boden und lebt. Ihm ist es gleich, aus welcher Hand er die Saat empfängt, und wird sie versagt, so treibt er die wilden Gräser und der Wind wiegt alles, Korn, sowie Gras. Den Boden lieben ist gut, er verdient die Arbeit, den Schweiß. Aber wer ihm die Seele verpfändet, hat einen unbarmherzigen Gläubiger an ihm. —

Die Frauen, in deren Händen der Hof ist, stellen ihn ganz in den Dienst an den Armen und Kranken, denn die harten Jahre haben gefressen, was Sophie angehäuft hatte, und Arbeiten, Opfern und Büßen werden in ihren Augen mehr und mehr eins. Die Siereschen Töchter schaffen freudlos und demütig für die Scharen blasser Ferienkinder und blutarmer Frauen aus großen Städten, die im Sommer Haus und Garten bevölkern, und Johanne fährt traurig und rastlos durchs Feld, denn seit Konrad und Christa fortgemußt haben und seit die Mutter tot ist, will ihr das Land nicht mehr Antwort geben, wie einst. Noch ist Jonathan unter ihnen, der das Haus singen macht und in dessen Stube Engel verkehren, aber wenn, was bald geschehen wird, Konrad einen Boten sendet und ihn in die neue Heimat hinüber holen läßt, — was wird dann sein?

Sophie berät manchmal mit Goldacker einen Verkauf, sie tut es, wie sie sich selbst sagt, „um das letzte zu retten". Johanne hat heimlich an Konrad geschrieben, ob er nicht versuchen wollte, das Gut an sich zu bringen. Aber Konrad will nicht. Er hat seine Arbeit, er hat seine Würde wieder. Seine Frau ist glücklich, seine Kinder gedeihen. Er kennt kein Heimweh, aber er träumt noch oft von Zuhause und von der alten Frau, deren Mädchennamen er angenommen hat. Und wenn aus den Grundbüchern die Namen Brömse und Siere längst getilgt sind, wenn der neue Besitzer mit den Stoppeln der letzten Brömseaussaat auch die Erinnerung an Tote und Lebende untergepflügt haben wird, — so wird doch noch manche Nacht Konrad am Feldrain stehen und warten, daß seine Mutter hindurchwandelt durch das Bild seines Traumes, daß sie sich nach den Ähren bückt, sie prüft und die Flur überschaut. Und er wird ihr nachgehn, bis sie die Pforte durchschreitet, die noch vor ihm zufällt, — bis das Geschrei der fremden Vögel am Morgen ihn weckt.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Kissingen und Friedrichsruh. Von Konrad Dreher

Es war im Juli des Jahres meines Heils 1892, als ich mit fahrplanmäßiger Verspätung, vormittags 11 Uhr, in Kissingen eintraf, um dort ein Gastspiel im Kurtheater zu absolvieren. —

Da nun in derselben Zeit der Altreichskanzler Fürst Bismarck zur Kur dort anwesend war, versuchte ich mit Empfehlung meiner Freunde Lenbach und Schweninger und durch die Vermittlung des fürstlichen Sekretärs, in die Nähe Seiner Durchlaucht zu kommen, was mir bis dahin noch nicht vergönnt gewesen war. Ich besuchte Dr. Chrysander im Salinengebäude, um ihm meinen Wunsch auszusprechen, worauf ich die entmutigende Antwort erhielt, daß Tausende schon vor mir das gleiche Verlangen kundgegeben, daß aber der Fürst in Kissingen die königlich bayrische Ruhe im weitestgehenden Sinne genießen möchte. — Ich ging etwas niedergeschlagen zurück in den Kurgarten, setzte mich mißvergnügt auf eine Bank und suchte mich am Getriebe der gesunden und kranken Kurgäste zu zerstreuen. Die Sache war nicht dazu angetan, mich zu erheitern, und auch die Kurkapelle spielte eine traurige Symphonie, die geeignet war, mich noch mehr in eine trübe Stimmung zu versetzen. Neben mir saßen zwei ältere Kurgäste, wovon der eine über die Neugierde der Menschen räsonierte und namentlich es unbegreiflich fand, daß, so oft Fürst Bismarck durch die Straßen fahre, die einfältige Menge nach dem Wagen renne, um diesen Wundermann zu sehen. In diesem Augenblick kam neues Leben in den Kurgarten, indem eine Stimme rief: „Der Bismarck kommt!“ Sofort liefen alle, Gesunde und Kranke, nach der Kurstraße, und auch mein ärgerlicher Nachbar rannte hinterher und vergaß sogar, seinen Krückstock mitzunehmen. — Ich selbst konnte in dem Gedränge nur einen kleinen Durchblick erhaschen, um den hohen Gast wie bei einer Blitzlichtaufnahme zu besichtigen.

Vom Kurgarten begab ich mich auf die Theaterprobe, die auch nicht angetan war, mein Gemüt lebensfroher zu gestalten, und von dort nach dem Hotel zur Table d'hote. Auch die Speisenfolge brachte nur Trauergänge für meine Stimmung. Suppe und Fisch wies ich zurück. Beim dritten Gang wurde mir eine Stadtdepesche folgenden Inhalts überreicht: „Seine Durchlaucht der Fürst Bismarck lassen Herrn Dreher um 6 Uhr zum Diner bitten. Chrysander.“ Ich dachte zuerst, ich sei benebelt, obwohl ich nur ein Glas Rakoczi getrunken hatte. Jedoch fand ich bei nochmaliger Prüfung der Depesche den Text genau so vor und gab sie zur weiteren Rückversicherung meinem Nachbar, und als die ganze Tafelrunde von der Richtigkeit des Textes überzeugt war, war ich mit einem Schlage der interessanteste Tafelaufsatz des ganzen Menus, und selbst ein Geheimer Kommerzienrat, der mich anfangs gänzlich übersehen hatte, erkannte mich wieder als alten Freund und Spezi.

Die Aufregung brachte mich anstatt um 6 Uhr schon um 5 Uhr nach der Saline. Als ich dort ankam, hatte ich nicht nötig, den Türklopfer zu benützen, denn mein Herz schlug so hörbar, daß ich dieser Anmeldung gar nicht bedurfte. Ich fand jedoch gleich offene Flügeltüren und offene Herzen. Die Fürstin empfing mich wie einen alten Bekannten und sagte mir, daß sie von Lenbach, Schweninger und ihren Kindern aus München viel Nettes von mir gehört habe und sich deshalb freue, mich kennenzulernen.

Ich wurde so verlegenheitsrot wie ein frischgekochter Hummer und stotterte nur: „Durchlaucht, ich auch.“ Nach einigen Formalitäten und Vorgesprächen öffnete sich eine der Seitentüren, und der Fürst trat ein. Er reichte mir die Hand, und als er mich mit seinen unbeschreiblich klaren und großen Augen ansah, war ich so ergriffen, daß mir der Atem stockte und ich einen Weinkrampf bekam. Diese Bismarckschen Augen, welche nur Lenbachs Kunst widerspiegeln konnte, wirkten auf mich ein, wie wenn an einem Sommermorgen die Fensterläden geöffnet werden und das hellste Sonnenlicht blendend durch die Scheiben dringt. —

Auch der Fürst schien gerührt und sagte: „Aber warum weinen Sie denn? Sie sollten sich doch freuen, bei uns zu sein, wir wollen doch mit Ihnen fröhlich sein und lachen. Sie sind doch Komiker! Und das ist der einzig richtige Beruf im Leben, denn wenn man zum Schluß desselben alles überdenkt und betrachtet, so ist alles doch so furchtbar komisch. Übrigens, Sie haben heute abend noch Komödie zu spielen, und wir haben die Pflicht, sofort zu speisen, damit Sie Ihre Vorstellung nicht versäumen.“

Wir gingen nun nach dem Speisesaal zum Diner. Was ich gegessen und getrunken habe, weiß ich nicht mehr, da ich zu aufgeregt war, und erst bei späteren Besuchen in Friedrichsruh hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß im Hause Bismarck Speisen und Getränke in großer Anzahl und rascher Abwechslung serviert wurden und alles Gebotene die Note 1 verdiente. — Wir waren an der Tafel nur fünf Personen, das Fürstenpaar, eine Baronin von Thüngen,

Dr. Chrysander und meine Wenigkeit. Seine Durchlaucht war sehr redselig und aufgeräumt, und damit verlor auch ich meine anfängliche Schüchternheit. Im Laufe des Gesprächs äußerte Seine Durchlaucht, daß er sehr bedaure, seit 17 Jahren nicht mehr ins Theater gekommen zu sein. Den Darstellern könne das freilich nur angenehm sein, da er immer störend wirkte, indem er das Publikum beunruhige, das meist mehr ihm, als der Bühne seine Aufmerksamkeit zuwende. Sehr interessant war mir die Schilderung des Kullmannschen Attentates durch den Fürsten: „Eigentlich hat mir der Taschenspieler Bellachini, unbewußt, das Leben gerettet. Ich fuhr aus dem Dürofffschen Haus, woselbst ich damals wohnte. Als wir den Torweg verlassen wollten, trat ein Priester direkt vor die Pferde, so daß mein Kutscher sich genötigt sah, dieselben anzuhalten. In diesem Augenblick sprang Kullmann rückwärts auf den Wagen und hielt mir, dem Ahnungslosen, die Pistole in den Nacken. Im selben Moment sah ich am Fußsteig gegenüber den Taschenspieler Bellachini, den ich für den Grafen Dönhof hielt, und neigte mich grüßend gegen ihn; während dieser Bewegung drückte Kullmann seine Waffe ab und fehlte. — So hat mir dieser kleine Irrtum das Leben gerettet. Der Frankfurter Tenorist Lederer ergriff den Attentäter und übergab ihn der Polizei."

Ich mußte nun einige lustige Erlebnisse zum Besten geben, und so ging unter lebhaften und heiteren Gesprächen das Diner zu Ende. Der Fürst sowohl wie die Fürstin tranken mir zu und forderten mich auf, sie in Friedrichsruh zu besuchen, wobei der Fürst bemerkte, ich solle doch auch einmal in Hamburg gastieren, damit er Gelegenheit hätte, mich im Theater zu sehen. Indem der Fürst nach der Uhr sah, sagte er mir: „Wir müssen jetzt scheiden," und verabschiedete sich von mir mit einem kräftigen Händedruck und der nochmaligen Aufforderung, in Friedrichsruh ein Wiedersehen zu ermöglichen. Die Fürstin aber versprach mir, daß sie mit der Baronin Thüngen heute abend noch meine Vorstellung besuchen werde. —

Als ich nach dem Theater fuhr, war mir's, als ob ich geträumt hätte, und ich kann nicht beschreiben, mit welch eigenartigen Gefühlen ich mich zur Komödie rüstete, umringt von meinen Kollegen, denen ich bis in die kleinste Einzelheit berichten mußte. Ich spielte diesen Abend drei Einakter. Im ersten: „Eine vollkommene Frau" saß die Fürstin mit Frau von Thüngen und Dr. Chrysander in der kleinen Proszeniumsloge. — Das alte Kurtheater sah damals nicht aus wie ein Musentempel, sondern wie ein Schweizervogelhäuschen. Die zwei Logen waren dicht an der Bühne, so daß man bei einem unvorsichtigen Schritt, nach vorn, den Logenbesuchern auf die Finger treten konnte. — Als das Publikum merkte, daß die Fürstin in der Loge sei, wandte sich das Interesse schon mehr nach jener, als nach meiner „Vollkommenen Frau". Die zweite Komödie war: „Ein blauer Teufel", ein lustiges Genrebildchen aus dem siebziger Feldzug, in dem ich einen tapferen bayrischen Soldaten spielen mußte. Da bemerkte ich plötzlich im Hintergrunde der Loge die Riesengestalt des Fürsten, welcher sich, um nicht zu stören, erst später eingefunden und ganz rückwärts in die dunkelste Logenecke postiert hatte. Ich wäre beinahe aus dem Konzept meiner „Tapferkeit" gekommen, fand mich aber bald wieder mit meiner Rolle zurecht und hatte sogar im dritten Stück: „Frühere Verhältnisse" den Mut, auf den hohen Gast eine Strophe zu improvisieren. (Niemand im Publikum ahnte bis dahin die Anwesenheit des Fürsten.) Indem ich aber mein Lied mit dem Refrain „Sein oder Nichtsein" beendet hatte, brach das Publikum in einen solchen Beifallsjubel aus, wie ich einen solchen weder vor- noch nachher im Theater gehört hatte. Der Beifall galt aber nur dem Besungenen und nicht dem Sänger. Das Publikum ruhte nicht eher, als bis sich der Fürst an der Logenbrüstung gezeigt hatte, und in die Vivat- und Hochrufe stimmten alle Anwesenden freundlicher und feindlicher Nationen ein. In dieser Begeisterung flog ein großes Rosenbukett mir vor die Füße, das ich sofort der Fürstin in die Loge überreichte. — Wieder endloser Jubel. Doch da bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß an dem Strauß ein Billet doux baumelte, und als ich nach dem Fallen des Vorhanges in meine Garderobe kam, schickte ich den Theaterdiener sofort nach dem Zuschauerraum, um mir das Brieflein von Dr. Chrysander zu erbitten. Leider kam mein Bote zu spät, und ich war um so trauriger, als ich erfuhr, daß dieses Blumenangebinde gar nicht für mich, sondern für eine Kollegin bestimmt war und der Orchesterdiener nur in der Begeisterung alle Adreßrücksichten vergaß und mir diese Ehrung als Wurfgeschoß übermittelte. — Nachts mußte ich noch nach München zurück, und so erfuhr ich vorläufig nichts mehr über das geheimnisvolle Anhängsel. —

Nach Jahren traf ich auf der Reise im Speisewagen Geheimrat Dr. Laval, welcher beim Tischgespräch mich fragte, ob ich mich noch an jene Bukettepisode erinnere, worauf ich erwiderte: „Gewiß, ich muß Ihnen aber gestehen, das Bukett war gar nicht für mich bestimmt," worauf mir Dr. Laval das Ende der ganzen Affäre zum Besten gab. Er war nämlich am nächsten Tag bei den fürstlichen Herrschaften zur Tafel geladen und das Bukett hatte zwischen dem Fürsten und der Fürstin gestanden. Die Fürstin sagte: „Das ist ja diese reizende Aufmerksamkeit vom guten Dreher. Aber wir wollen sie doch entfernen lassen, weil solch hohe Arrangements immer den Ausblick verderben." Als der Kammerdiener die Blumen wegnehmen



Konrad Dreher in Kissingen. Karikatur von Hans Albrecht

wollte, bemerkte der Fürst: „Sieh, da ist ja auch ein Brieflein daran befestigt.“ Er nahm es ab und gab es, nachdem er es gelesen, unter Lachen auch mir, sagte Laval, und bat mich, den Inhalt zu verlesen, und ich las unter schallendem Gelächter der Tafelrunde folgende Worte: „Liebe Maus! Anbei diese Blumengrüße, komme heute bestimmt nach dem Theater zu mir ins Weinrestaurant . . . Dein . . .“

Später versuchte ich dem Wunsche des Fürsten nachzukommen und ein Gastspiel in Hamburg anzubahnen, worauf mein Vertreter die merkwürdige Antwort vom damaligen Direktor des Theaters in Hamburg erhielt: ‚daß er mich nur unter der Bedingung gastieren lasse, wenn ich garantiere, daß der Fürst eine meiner Vorstellungen besuchen würde,‘ worauf ich ihm erwidern ließ, daß er einen solchen Kontrakt nicht mit mir, sondern mit dem Fürsten abschließen müsse, indem ich nicht die Macht hätte, Seiner Durchlaucht solche Verpflichtungen aufzuerlegen. — Der Direktor des Hamburger Stadttheaters jedoch, Herr Hofrat Pollini, hat mich ohne jede derartige Bedingung dann viele Jahre als Gast für seine Bühne engagiert. Durch diese Gastspiele kam ich auch öfters nach Friedrichsruh, das erstemal im Winter 1893. Damals waren auch Lenbach und seine Gattin zugegen. Die Fürstin eröffnete mir, daß der Fürst sowohl durch sein neuralgisches Leiden, als auch durch die vielen Aufregungen, die er bei einem wenn auch noch so kurzen Besuch in Hamburg hätte, sich leider nicht mehr, wie er beabsichtigt, an meinem Humor im Theater erfreuen könnte, was ich jedoch mit kleinen Unterhaltungsabenden, bei denen mich die Gräfin Herbert akkompagnierte, wieder auszugleichen versuchte. — Die Fürstin selbst aber wolle nicht versäumen, jedes Jahr meinen Gastvorstellungen beizuwohnen. Und so geschah es auch, und ich hatte die Freude, nach dem Theater jedesmal mit der Fürstin zu speisen, welche meist Graf Wilhelm oder Herbert Bismarck begleiteten.

Am meisten amüsierten den Fürsten lustige Jagdgeschichten, und er sagte mir, eines seiner liebsten Bücher sei das reizende Jagdbuch, das unter dem Titel „Petermanns Jagdabenteuer“ in München im Fliegenden Blätter-Verlag erschienen war. Bei der Tafel war stets alles in bester Stimmung, namentlich der Altreichskanzler, dessen fröhliche Erzählungen zwar hie und da durch schmerzliches Zucken der Gesichtsmuskeln unterbrochen wurden, wenn sich die Neuralgie zu sehr in die Unterhaltung mengte. Auch die Fürstin zeigte stets die liebenswürdigste und beste Stimmung, trotzdem sie schwer asthmaleidend war. Sie trug ihre Schmerzen mit einer heldenhaften Selbstverleugnung, nur um die Stimmung nicht zu trüben. Ich erinnere mich, daß eines Mittags die Fürstin etwas später zu Tisch kam und sich damit entschuldigte, daß sie vor Übermüdung in ihrem Lehnstuhl etwas eingeschlafen sei. Bei Tisch jedoch sagte sie mir (sie war meine Tischnachbarin) leise, daß sie heute so heftige Schmerzen und asthmatische An-

fälle hatte, daß sie vor Entkräftung ohnmächtig wurde; sie möchte aber nicht, daß irgend jemand etwas davon erfahre, weil damit der Fürst in Aufregung und Kummer versetzt würde. Der Fürst führte, so oft ich in Friedrichsruh anwesend war, fast nie politische, sondern heitere Gespräche und erzählte dabei meist lustige Erinnerungsgeschichten. Eine dieser Erzählungen möchte ich als Charakterisierung beifügen. Anschließend an meine Jagdvorträge fragte ich den Fürsten, ob jene Geschichte wahr sei, welche man häufig erzählte, daß er früher bei einer Jagdveranstaltung infolge seiner einfachen Kleidung für den Leibjäger und sein Leibjäger für ihn angesprochen worden sei, worauf mir der Fürst erwiderte: das sei schon deshalb unmöglich, weil er niemals einen Leibjäger gehabt habe, namentlich keinen so eleganten Diener, den man für einen vornehmen Jagdgast hätte halten können. Daran anschließend erzählte er folgende Episode: „Als ich seinerzeit bei Friedrich Wilhelm IV. zum erstenmal zur Jagd geladen war, machte sich Seine Majestät den Spaß, mir einen Jagdhumpen mit Champagner kredenzen zu lassen. Er war aus einem abnorm gebildeten Hirschgeweih angefertigt und hatte die Eigentümlichkeit, daß beim Trinken zwei Geweihsprossen am Kinn auflagen und dadurch den Humpen von der Lippe etwas entfernten. Setzte man nun den Humpen ab, so spritzte einem dabei, wie bei den alten Trinkstiefeln, der Inhalt des Gefäßes ins Gesicht. Ich bemerkte jedoch am Schmunzeln der Gesellschaft, daß der König mit der Sache einen Scherz beabsichtigte, und als ich die Eigentümlichkeit des Humpens rasch erfaßte, streckte ich meine Unterlippe etwas vor und trank den ganzen Humpen ohne abzusetzen aus. Der König, der mein Kneipgenie noch nicht kannte, war über den mißlungenen Scherz etwas verstimmt, und als die ganze Gesellschaft verlegen schwieg, sagte ich, um diese peinliche Pause zu beenden, zu dem Diener, indem ich ihm das Trinkgefäß übergab: ‚Bitte, füllen Sie es noch einmal,' worauf der König lachend erwiderte: ‚Nein, nein, es genügt schon, daß Sie uns das eine Mal den Spaß verdorben haben.'"

Ich hatte auch einmal die Gelegenheit, kurz nach dem Geburtstag des Fürsten nach Friedrichsruh zu kommen. Die Räume des einfachen Schlosses waren mit Kisten, Paketen, Fässern usw. angefüllt. Die Geschenke waren seltsam mannigfaltig. Neben einem goldenen Glücksschweinchen mit Brillantenaugen ein Faß mit gedörrten Pflaumen, Kisten mit Wein und Kiebitzeiern, Säcke mit Karolinenreis usw., alles Zeichen dankbarster begeisterter Verehrung. Originell waren die vielen langen Pfeifen, die großen Bleistifte, von welch letzteren ich mir manchen aneignete und, in kleine Teile zerschnitten, dann an meine Freunde als Friedrichsruher Reliquien verteilte. —

Ärgerlich habe ich den Fürsten nie gesehen, nur etwas verstimmt, wenn er auf falsche Zeitungsnachrichten stieß. Der Fürst rauchte gewöhnlich nach dem Abendessen seine lange Pfeife und las, auf einer Chaiselongue ruhend, die verschiedenen Journale. Dabei fand er eines Tages in einer amerikanischen Zeitschrift einen Artikel, der seine verfrühte Todesnachricht enthielt. Der Fürst las uns diese Notiz selbst vor: „Endlich ist Bismarck dem übermäßigen Genuß von Alkohol erlegen. Die ganze Familie, sowie mehrere Ärzte, worunter auch das aufgedunsene rote Gesicht Dr. Schweningers zu bemerken ist (Schweninger war bekanntlich schlank und sehr blaß), umstehen sein Sterbelager." Ohne zu beenden, warf der Fürst mit einem verächtlichen Lächeln die Notiz zu den bereits am Boden liegenden Blättern, indem er sagte: „Solche Leute schreiben auch Interviews über mich und bringen Dinge, die ich gesagt haben soll, obwohl ich die betreffenden Personen niemals gesehen und empfangen habe." Ich fragte den Fürsten, ob er den großen Ingenieur Lesseps persönlich gekannt hätte, indem ich das Bild desselben über meinem Bett mit einer kurzen Widmung bemerkt habe. Der Fürst sagte mir, daß er sich nicht erinnern könne, den armen genialen Mann kennengelernt zu haben. Diese Bemerkung bezog sich auf den Panamaprozeß, welcher sich damals gerade abspielte, und bei dem Lesseps, der jedenfalls nur der ideale Schöpfer der Idee war, merkwürdigerweise wegen unlauterer Spekulationen (denen er sicher ganz fernestand) verurteilt wurde.

Große Freude bereitete mir's, die Umgebung von Friedrichsruh, d. i. den herrlichen Sachsenwald, bei meinen Spazierfahrten, die ich meist in Gesellschaft der Fürstin oder der Söhne des Fürsten machen durfte, kennenzulernen. Dabei passierte mir einmal eine sehr charakteristische Episode. Es hatten sich vor dem Schloßtor in Friedrichsruh immer viel Hunderte Neugierige eingefunden, um den Fürsten bei der Ausfahrt begeistert zu begrüßen und ihm Huldigungen darzubringen. Als ich das erstemal den Vorzug hatte, mit der Fürstin und Baronin Merk eine Spazierfahrt zu unternehmen, sagte die Fürstin zu mir: „Sie sind ja sonst sehr beliebt, Herr Dreher, aber Sie werden doch erstaunt sein über die enttäuschten Gesichter, wenn wir durch das Schloßtor fahren, weil die Leute natürlich ihr ganzes Interesse nur auf den Fürsten konzentrieren." Und richtig, so kam es auch. Als wir die harrende Menge passierten, ich saß am Rücksitz, sah ich nur enttäuschte Gesichter und nur ein Unvorsichtiger, der mich jedenfalls von rückwärts für den Fürsten hielt, schrie: Hoch! Aber im selben Moment bereute er seinen Irrtum und rief sofort ebenso laut: Nein, nein, nein!, womit er diese falsche Ehrung energisch zurücknehmen wollte.

Spazierfahrt nach Mexiko

Von Paul Oskar Höcker

Mit 14 farbigen und 5 schwarzen Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen zeitgenössischer mexikanischer Künstler

Wer für seine Reise nur knapp zehn Wochen zur Verfügung hat, der bringt das begeisterte Urteil heim: „Mexiko ist das Land der Zukunft.“ Wer zehn Monate oder gar zehn Jahre dort zugebracht hat, der schwächt lächelnd das Urteil ab: „Und es wird immer das Land der Zukunft bleiben!“

Unendliche Möglichkeiten bietet Mexiko. Aber die Geschichte und der Charakter des Volkes beschränken sie doch auf eine Gefahrenzone. Der Fremdenhaß der Mexikaner (den der Deutsche gottlob am wenigsten zu spüren bekommt) ist fast so stark wie ihr Selbstbewußtsein, das jede Hilfe von draußen ablehnt. An einen stetigen Aufbau ist nach all den blutigen Staatsumwälzungen, die es seit Porfirio Diaz, dem rücksichtslos genialen Diktator, gab, nicht zu denken. Überall sitzen abgedankte Generale und gestürzte Minister früherer Regierungen, die vom Pump auf den Putsch leben, durch den sie wieder, für eine Weile wenigstens, ans Staatsruder zu gelangen hoffen. Die Unsicherheit auf den Landstraßen und in den Eisenbahnzügen wird zwar stark übertrieben, aber vorhanden ist sie. Die scharfen Notenwechsel mit Washington lassen von Monat zu Monat kriegerische Unternehmungen befürchten. Zu all dem kommt jetzt noch der



Indiofrau mit Kind. Gemälde von Olga von Suchocka-Reylaender



Der Korallenbaum. Gemälde von Olga von Suchocka-Reylaender

Kampf zwischen Staat und Kirche. Seitdem das Augustdekret des Ministerpräsidenten Calles die streitbaren Kräfte hüben und drüben ins Feld gerufen hat, sind sämtliche Kathedralen, Kirchen und Kapellen geschlossen. Der Religionsunterricht in den Schulen ist abgeschafft. Keine Kirchenglocke ertönt. Auf den sonnigen Plätzen der Städte und Dörfer stehen die frommen Indios, denen die Marienfeste, die Messen und die Prozessionen genommen sind, in trauernden Gruppen beisammen. Das Christentum der Indios sei ja nur ein christlich angestrichenes Heidentum, spötteln die Mexikaner. Aber es geht doch wie ein Stöhnen durchs Land ... Alpdrücken und allerlei Gespenster am hellen Tage!

Mexiko ist nicht nur in politischen Belangen das Land der denkbar schroffsten Gegensätze.

Am Golf die Fieberschwüle, und fast unmittelbar schwingen sich von der Küste die steilen Gebirgszüge bis ins Hochgebirgsklima empor. Die Hauptstadt Mexiko liegt 2250 Meter hoch. Greifbar nahe ragen hier die schneeweißen oder aschebedeckten Vulkangipfel von über fünftausend Meter Höhe, der Popokatépetl, die Ixtazzihuatl, in den blauen Himmel. Auf breiten, kühn angelegten, überraschend gut gehaltenen Autostraßen kann man von der Hauptstadt aus Rio frio, die Wasserscheide zwischen dem Atlantik und dem Pazifik, auf dem Wege nach Puebla, auf 3600 Meter erreichen, oder die tierra caliente, nach Überwindung des Passes von 3100 Meter, die wirklich heiße Zone, deren Ferienglanzpunkt das sonnegebadete Cuernavaka ist. Zwei Ozeane, Alpenriesen, Tropengebiet, steinig öde Steppen, fruchtbares Nutzland, und immer wieder malerische Hochwälder, die an den Harz, ans Engadin, an den Schwarzwald erinnern.

★

Die Reisewege nach Mexiko? Wer die See und die Seefahrt und insbesondere die deutsche Schiffahrt so liebt wie ich, der wird sich der Ozeanlinie anvertrauen, die durch den „Rio bravo" und den „Panuco" in achtzehn bis zwanzig Tagen Hamburg oder Bremen mit Vera Cruz verbindet. Da erlebt man an Bord eines Zehntausendtonnenschiffs, das keinen Kohlenstaub kennt, weil es durch Motoren getrieben wird, unter der sicheren Hut des Kapitäns Christiansen (des ersten Kriegsfliegers, der den pour le mérite aus der Hand des Kaisers erhielt), eine unvergeßliche Ferienzeit, losgelöst von allen Kontinenten mit ihrer ärgerlichen Tagespolitik, behaglich betreut in geschmack-



Dorfstraße in Jalisco. Gemälde von Olga von Suchocka-Reylaender

vollen Räumen. Oder man begibt sich an Bord der wunderschönen „Deutschland" oder eines der anderen großen deutschen Amerikafahrer und nimmt von Neuyork die Route durch Florida. (Daß ganz Florida restlos zerstört sei, las ich im Oktober in der Zeitung, aber im November, als ich es mit eigenen Augen kennen lernte, merkte ich nichts mehr von den schweren Tornado-Verwüstungen.) Die Südspitze von Florida findet ihre Fortsetzung in einer langen Reihe öder Felseninseln, die durch stählerne Brücken von gewaltiger Ausdehnung miteinander verbunden sind. Die Eisenbahn fährt bis zum südlichsten Punkt des am weitesten vorgeschobenen Eilands: Key West. Da tritt das Meer oft bis an den Bahndamm heran; es ist, als gleite der Zug mitten durch den Ozean. In Key West verläßt man die Vereinigten Staaten, quert auf einem schlechtgehaltenen Fährdampfer den Hals des Golfes von Mexiko und landet sechs Stunden später in dem heißen, schwelgerisch schönen Habana mit seinen leichtsinnig üppigen Hoteldachgärten und seinen reichen Klubs, in denen sich der nordamerikanische Wochenendgast bei Champagner, Whisky und Burgunder von der Prohibition gründlich zu erholen pflegt. In dreitägiger Dampferfahrt durch den Golf geht's dann nach Vera Cruz weiter.

Vera Cruz ist schwül, ungesund, unordentlich, ungemütlich, lärmend und, wie jede südliche Hafenstadt, erfüllt von bedenklichen Trupps wilder Kofferträger, denen man alles eher anvertrauen möchte als sein Gepäck. Auf den morschen Pfählen und Schiffstrümmern am Meeresstrand hocken krächzende, häßliche, krummschnablige Geier.

Aber schon nach ein paar Stunden Eisenbahnfahrt beginnt das Wunder Mexiko. Der Zug erklettert die beiden Riesenstufen von je tausend Meter Höhe, die zur Hochebene zwischen den Vulkanen emporführen. Bald wird der Pik von Orizaba sichtbar. Die Stadt gleichen Namens liegt auf halber Höhe. In kühnen Bogen führt die Strecke um letzte Talschlüsse herum, lehnt sich auf schmalem Band an toll abstürzende Felswände, bohrt sich durch Tunnels von Tal zu Tal. Zwischen Maisfeldern geht's ein paar Stunden lang stillfriedlich weiter. Dann beginnt der zweite Aufstieg. In einer Höhe, in der bei uns die Baumgrenze längst überschritten ist, umfängt uns subtropisches Pflanzenleben. Auf den kleinen Bahnstationen kommen Indiokinder an den Zug und bieten Kameliensträuße an. Bananenwälder und Orangenhaine lehnen sich an die Ortschaften. Die Häuser oder Hütten der Indios, oft nur ein niedriger Ziegelbau oder gar nur



Hazienda bei Colima. Gemälde von Olga von Suchocka-Reylaender

ein Lehmwürfel mit Gucklöchern, zeigen fröhlichen Blumenschmuck. Orgel-, Kandelaber- und Feigenkaktus besorgt die Einzäunung der Dörfer. Hier bewirkt die Sonne wahre Wunder. Man braucht ja nur den Stumpen einer Kaktuspflanze in die Erde zu stecken, und er treibt in zwei, drei Monaten schon wieder aus.

Die Strecke von Vera Cruz bis zur Hauptstadt, eine zwölfstündige Fahrt, wird von einer amerikanischen Gesellschaft betrieben. Da gibt es also den Pullman-Wagen mit dem Aussichtsbalkon am Schluß des Zuges. Man kann in der Nacht Table d'hote schlafen, am Tage die eiserne Portion der nordamerikanischen Verpflegung erhalten. Man trinkt dazu das vortreffliche Moktezumabier, das unser bayrischer Landsmann Neumeyer in Orizaba braut.

Die Hauptstadt liegt unterm Wendekreis des Krebses. So nahe am Äquator gibt's keine Dämmerzeiten. Es ist im Durchschnitt zwölf Stunden Tag, zwölf Stunden Nacht.

Kommt man auf dem Bahnhof an und hat den Kampf mit dem Bataillon der wilden Kofferträger siegreich bestanden, so führt einen das Auto durch glänzend erleuchtete, breit angelegte, baumbepflanzte Avenidas, die den Westen der Hauptstadt mit dem großen Villenviertel und dem wundervollen Schloßpark von Chapultepek verbinden. Hier liegen die stattlichen Villen der reichen Großindustriellen und Haziendabesitzer, die Gesandtschaftshotels, die meisten im spanischen oder im Kolonialstil erbaut. Alle Räume gruppieren sich um den Patio, den oben offenen Palmenhof. Hier ist das Reich der Frau. Die Mexikanerin geht wenig aus. Gleich der Spanierin hält sie's für unter ihrer Würde, sich zu Fuß auf der Straße zu zeigen. Es sind zumeist nur Angehörige der mittleren und unteren Klassen, die den Nachmittagsbummel auf den Hauptgeschäftsstraßen des Westens mitmachen. Übrigens ist er sehr unschuldig, dieser Tauentzienbummel. Die hübschgeschminkten, pariserisch gekleideten jungen Damen, die in den teuren Spezialgeschäften Einkäufe besorgen, werfen wohl die Angelhaken ihrer dunklen Augen nach den verschiedensten Richtungen aus, aber sie können sich in ihrer Unantastbarkeit vollkommen sicher fühlen: jeder junge Mexikaner weiß, daß ein Gespräch unter vier Augen einer Verlobung gleichkäme. Mit Einbruch der Dämmerung begibt sich alles nach Hause, ißt sein pfeffergewürztes Abendbrot und legt sich spätestens um neun Uhr ins Bett. Theater locken nicht, ernste Konzerte bilden eine Ausnahme, andere als politische Agitationsvorträge werden kaum veranstaltet. Nur die reichsten, die vornehmsten und die offiziell zu Emp-

fängen verpflichteten Häuser kennen eine Abendgeselligkeit. Wir dürfen es voller Genugtuung buchen, daß das Haus unseres deutschen Gesandten, Minister Dr. Will, obwohl es eines der kleineren Gesandtschaftshotels ist (die Büroräumlichkeiten reichen kaum aus), durch den Geschmack der kunstverständigen Hausfrau zu einem Treffpunkt aller hervorragenden Geister in der großen internationalen Welt von Mexiko geworden ist. Zum Dienstagempfang in der Legacion aleman stellen sich nicht nur die diplomatischen Vertreter der anderen Nationen besonders gern ein, sondern hier tauchen auch die angesehensten Gelehrten Mexikos und die geschätztesten Künstler auf dem Gebiet der Musik, der Literatur und der Malerei auf. Es ist stille, feine, deutsche Kulturarbeit, die so von diesem vorgeschobenen Posten ausgeht, um für uns zu werben.

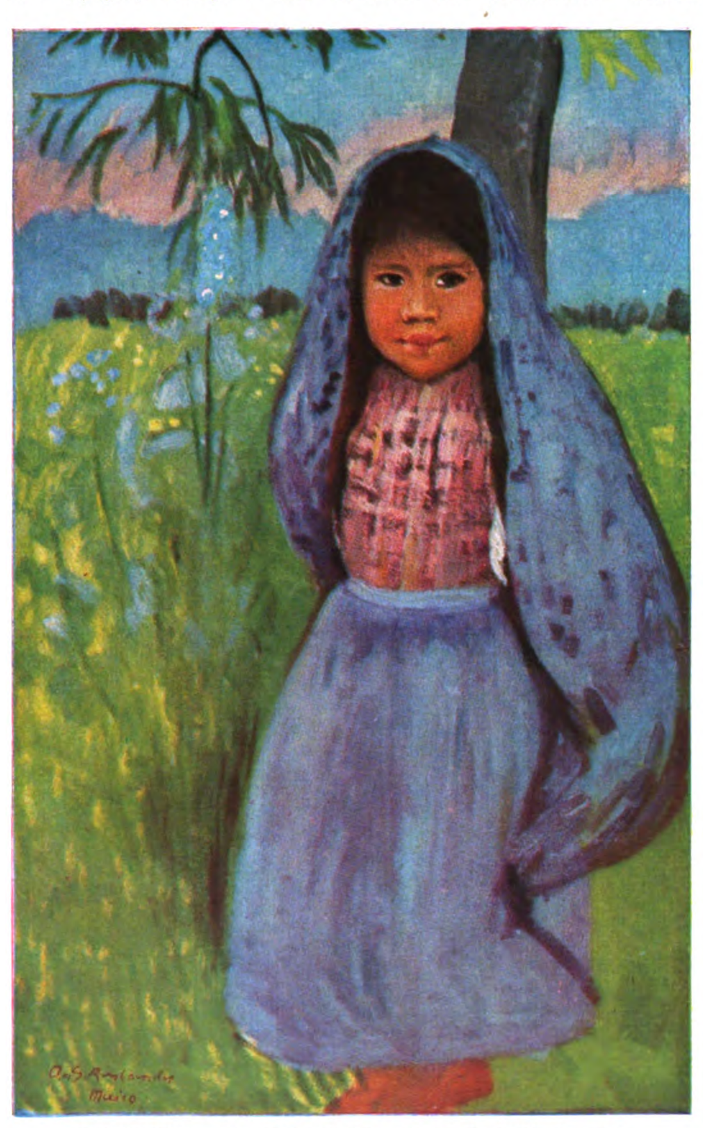
Längst ist das Luxusleben, das die reichen Haziendabesitzer früher in der Hauptstadt führen konnten, schlichteren Sitten gewichen. Der Mexikaner hat kein Bargeld mehr. Und auch nur wenig Kredit. Die überraschenden Landenteignungen, die Revolutionen — oder die ewige Furcht vor neuen Krisen — haben alle Einkünfte unsicher gemacht. Eine einzige Stunde, in der es dem Mexikaner aller Stände nicht auf ein paar Pesos ankommt, ist die des sonntäglichen Stierkampfs. Fünf Pesos (zehn Mark) kostet der Sitzplatz im Schatten, zweieinhalb in der Sonne. Von den dreißigtausend Sitzplätzen der Riesenarena bleibt kaum einer unbesetzt. Die Stierkämpfe von Mexiko sind berühmter als die von Sevilla oder Madrid. Es wird das beste Material an Kämpfern aufgeboten. Die aufgeregte Anteilnahme dieser dreißigtausend Zuschauer an allen spannenden Wendungen der sechs Stierkämpfe bietet ein Bild von unglaublicher Wirkung. Noch überraschender fast ist dann die Ruhe,



Altmexikanische Tracht. Gemälde von Olga von Suchocka-Reylaender

Selbstverständlichkeit und Ordnung, mit der diese dreißigtausend Zuschauer die Arena verlassen. Die spanische Rasse ist zu stolz, um sich unhöflich zu „drängeln".

Die nähere und weitere Umgebung der Hauptstadt bietet Schönheiten, die noch kein Baedeker verzeichnet. Man lernt sie aber nur vom Sattel aus richtig kennen. Für Wanderer ist dieses Hochland überhaupt nicht empfehlenswert. Banditenunwesen, sengende Sonnenglut, nirgends die Möglichkeit einer Erfrischung, die ein Europäer anrühren möchte, meilenweite Entfernungen, steiniger Boden und Marschhindernisse durch die Spitzen, Stacheln und Dornen der Agaven und Opuntien. Die Herren und Damen der ausländischen Kolonie erscheinen im englischen Sportanzug (nur sehr wenig weibliche Reiter sieht man im Herrensattel), die Angehörigen der einheimischen Reitvereine zeigen sich in der bunten alten Charro-Tracht. Dazu gehört der gestickte und paspelierte Lederschurz über der Vorderseite der Hose, die dreihandgroßen Sporen, die dreieckigen, der arabischen Schuhform ähnelnden Steigbügel, die kurze spanische Jacke, der breitkrempige, oben zugespitzte Sombrero aus goldbesticktem Filz oder feinstem Maisstroh, ein Gurt mit Revolver und Munition — und natürlich der Lasso. Wozu der Charro auch auf den Promenaden von Chapultepek stets den Lasso mit sich führt, das ist mir ein Rätsel geblieben; die Bewaffnung scheint bei Ausritten in die abgelegenen Felsenwüsteneien schon eher erklärlich. Unendliche Barankas, tief eingerissene Schluchten, gilt es oft zu durchqueren, wenn man die malerisch in den Kaktuswäldern versteckten Indiodörfer besuchen will.



Indiomädchen. Gemälde von Olga von Suchocka-Reylaender

★

Der Sonntagsausflug der mexikanischen Kleinbürger, die kein Pferd im Stall haben und auch kein Auto besitzen, gilt dem Park von Chapultepek im eleganten Westen der Hauptstadt — oder dem blumenreichen Seen- und Flußkanalgebiet von Xochimilko, das im Südosten liegt.

Zur Zeit des unglückseligen Episodenkaisers Maximilian, der das Schloß Chapultepek, die Gründung Moktezumas II., zu einer Art Miramare hat ausbauen wollen, bedeutete der große Park noch ein entfernteres Wagen-

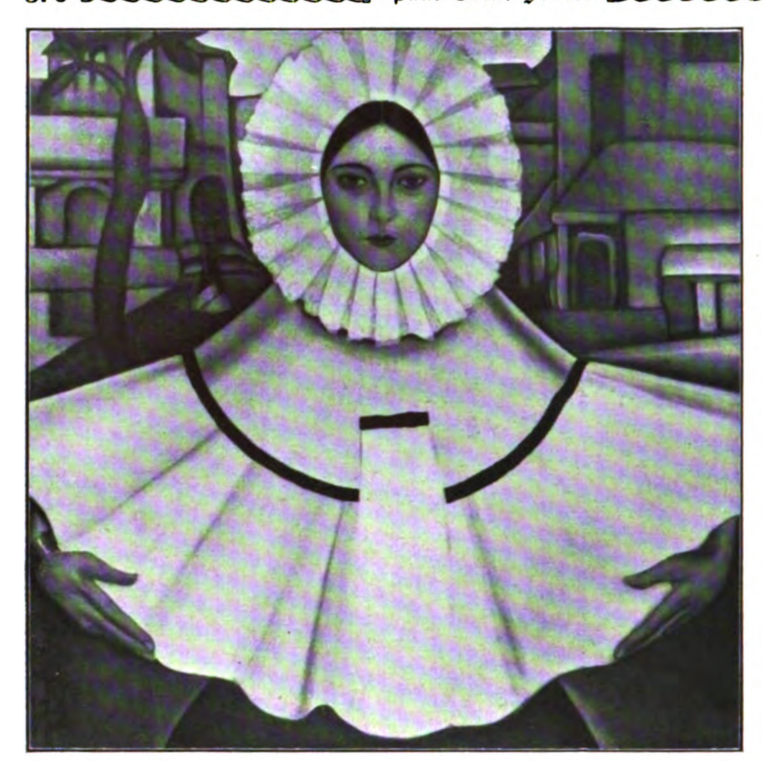
fahrtziel, heute steht er durch das weite Villengelände schon fast in unmittelbarem Zusammenhang mit der Hauptstadt. Es gibt da auch Autobusse und eine Elektrische. Gleich am Eingang, den die goldbronzierten Löwenstandbilder bewachen, liegt das nette kleine Tanzkaffeehaus, wo bis zur Dämmerung eine Kapelle aufspielt, auf den kleinen Seen wird gerudert, Familien lagern sich zum Picknick. Eine fast ununterbrochene Autoreihe bewegt sich auf der breiten Fahrstraße, Charros mischen die bunten Farben ihrer Tracht in das bewegte Bild. Spaziergänger erklimmen die kurzen, steilen Wege zur Schloßterrasse und genießen von da die weitberühmte Aussicht: auf Hunderte von Geviertkilometern überblickt man das ganze Hochland von Mexiko, man sieht die schneegekrönten Häupter der Vulkane Popokatépetl und Ixtazzihuatl, daneben die kleineren Köpfe des Ajusko und des Pachuka.



Feierabend in der Bananen-Plantage
Gemälde von Olga von Suchocka-Reylaender

Die hübscheste Überraschung bot mir der Poetensteig südlich vom Schloß Chapultepek. Dreißig und vierzig Meter hoch ragen hier die uralten Zedern in den blauen Himmel, ihre Wipfel tragen hängendes Moos, Engelshaar genannt, durch dessen silbergraugrüne Schleier gedämpft das Sonnenlicht einfällt. Der Steig führt zum Don Quixote-Brunnen: einem Rund von Steinbänken, die mit handgemalten Kacheln bekleidet sind und zwei mannshohe Gesimse mit Bronzebildwerken tragen, hier Don Quixote, drüben Sancho Pansa. Die Malereien der Kacheln geben in überaus lustigen farbigen Bildern die ganze klassische Geschichte des Cervantes wieder. Die Sockel aber enthalten offene Fächer, in denen die Meisterwerke der spanischen Literatur, in Schweinsleder gebunden und auf Pergament, zur allgemeinen freien Benutzung aufgestellt sind. Auch fremde Klassiker sind in der Ursprache und in spanischer Übersetzung vorhanden, illustrierte englische Kinderbücher, die sich die Gouvernanten herausholen. Alles sitzt und schweigt und liest. Der Student neben mir ist in Rollands „Beethoven“ vertieft. Blumen ringsum, der Springbrunnen plätschert, nirgends Butterbrotpapiere, nirgends Konservenbüchsen, kein Schokoladenautomat und kein Parkwächter. Und keine einzige Warnungstafel: „Es ist bei Strafe verboten . . .“ Dabei ist hier noch nie ein Buch abhanden gekommen.

Xochimilko (etwa sotschimilko auszusprechen) ist der indianische „Spreewald“: ein von unzähligen Kanälen durchschnittenes



Bildnis der Señorita Rosa Rolanda. Gemälde von Roberto Montenegro

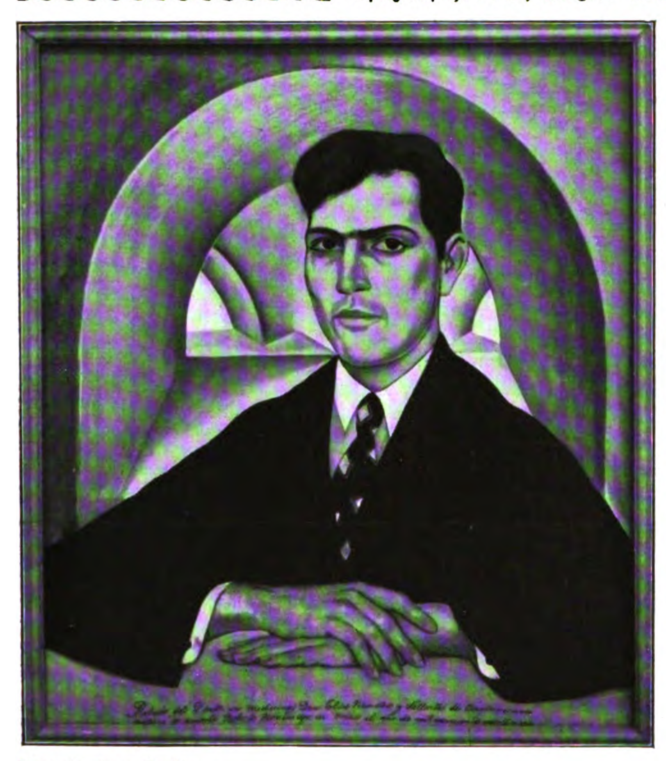
Indiodorf. Die „schwimmenden Gärten“ nannten es früher die englischen Reisenden. Natürlich schwimmen die schmalen Inselstreifen zwischen den Kanälen nicht, sie bilden vielmehr mit ihren Pappeln, Weiden, Eukalyptus- und Olivenbäumen, ihren Indiohütten, Bootshäusern, Blumen-, Obst- und Gemüsebeeten den einzigen festen Halt in dieser wasserreichen Gegend. Aber alles andere schwimmt: die vielen Hunderte von Kanus und Booten mit den Sonntagsausflüglern, die baldachinbedeckten, blumengeschmückten Barken, die Enten, die Indiojungen, die Sportboote, und schließlich ist es einem tatsächlich, als schwämmen auch die Inseln, Halbinseln, Gärten, Bäume, Häuser und Sträucher, die Artischockenbeete, die schmalen Felder mit dem roten Mohn, den Margueriten, den Rosen, den Oliven und Tomaten . . .

★

Auf ernste, schwere Arbeit stößt man auf den großen Hazienden. Doch es wird mit dem Mais nicht viel verdient. Intensive Bodenbearbeitung



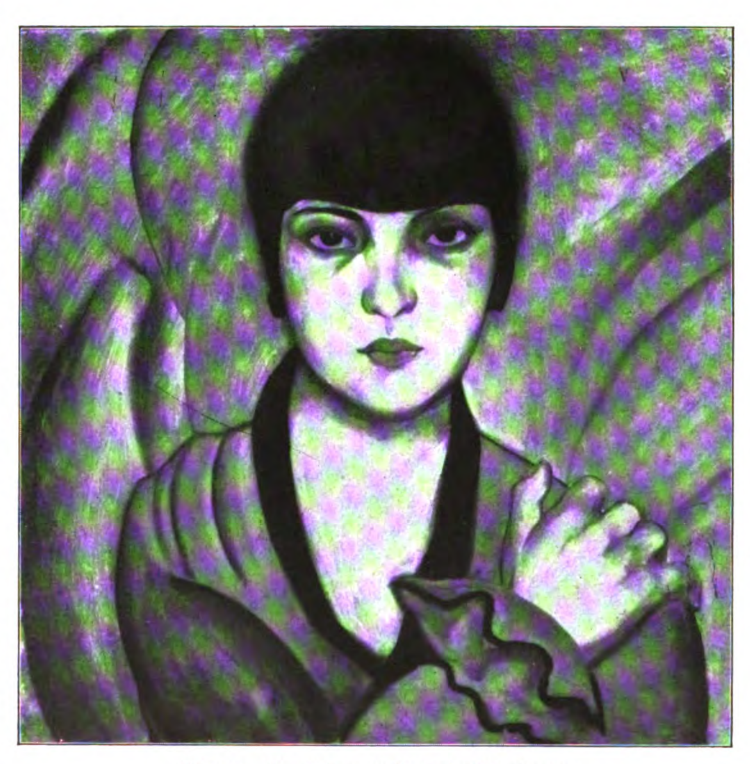
Auf dem Felde. Radierung von Roberto Montenegro



Bildnis des Dr. Don Elias Nandino. Gemälde von Roberto Montenegro

Trog aufgerichtete Kuhhaut geschüttet, macht die Gärung durch und wird auf Flaschen gefüllt. Die Pulque schmeckt wie saure Buttermilch, riecht wie hefiges Bier und sieht aus wie Mandelmilch mit Essig. Sie hält sich nur drei Tage. Ihre berauschende Wirkung erlebte ich nur an Indios, die ich auf ihrem taumeligen Heimmarsch beobachtete; für meine Person konnte ich mich beherrschen, obwohl die Frühstücksgerichte, die einem Gast auf der Hazienda dargeboten werden, einen verteufelten Durst erzeugen, vor allem die Mollesauce, in der man den Truthahnbraten auftischt . . . Molle ist eine Schokoladensauce mit sieben verschiedenen Pfeffersorten!

Die Landwirte klagen



Bildnis. Gemälde von Roberto Montenegro

lohnt nicht in dieser Zweitausendmeterhöhe. Es fehlt auch das Wasser. Am meisten bringt noch die Pulquebereitung ein. Man fährt oft stundenlang an ungeheuren Agavenfeldern entlang. Die Agaven, die eine Höhe von sieben bis zehn Metern erreichen können, werden im inneren Blatt angezapft. Ein mit Mundloch versehener Flaschenkürbis dient als Sauger. Die süßliche Flüssigkeit, die viele Liter zählt und sich immer wieder ersetzt, wird im Keller in eine als

in der ganzen Welt. Wohl mit der allergrößten Berechtigung in Mexiko. Das Landenteignungsgesetz schlägt oft den besten Brocken ihres Besitzes den landhungrigen Dorfbewohnern zu, den armen Indios. Die legen dann schleunigst den Wald nieder, verkaufen das Holz, ernten die Maisernte ab — und überlassen die Brache den Ziegen. Bei den Revolutionen und Streiks sind auch viele große Zuckerrohrfelder und die dazugehörenden Fabriken verwüstet worden. Auf Fahrten über Land erschrickt man immer wieder über diese traurigen Bilder der Zertrümmerung, der Verwahrlosung, der Unkultur. Hier könnten viele, viele Millionen Hektar Land neuer Bebauung zugeführt, hier könnten Hunderttausende unserer Landsleute, die sich nach ehrlicher Bauernarbeit, nach Landbesitz und Brot sehnen, angesiedelt werden! Aber dann hört man von den zahlreichen gescheiterten Versuchen . . . Junge Deutsche, Männer und Frauen, sind durch solche Ansiedlungsgesellschaften in wüsten Gebirgs- oder Sumpfgegenden in namenloses Elend geraten. Nicht immer war dabei Betrug am Werke, oft auch bloße Unkenntnis des Landes, seiner Rassen und seiner Sitten, oder gar ein verstiegener Idealismus. Die Gefahren, denen sich der Einwanderer aussetzt, sind groß. An die des Mädchenhandels über See sei nur erinnert. Auch die in städtischen Handelshäusern Angestellten haben kein beneidenswertes Los. Sie sind — nach der Kaufkraft des Pesos — karg besoldet und genießen von all den verschwenderischen Schönheiten dieses bunten Landes nichts!



El Ixtazzihuatl (Die Weiße Frau). Gemälde von Gilberto Chávez



Flußlandschaft. Gemälde von Gilberto Chàvez

Wer etwa kann sich die weiten und teuren Reisen zu den Ruinen der Maya-, der Aztekenzeit leisten? Gewiß, der Ankömmling sieht auf der Fahrt zur Hauptstadt unweit der Bahn die Sonne- und Mond-Pyramiden von Teotihuakan, er bewundert im Nationalmuseum ehrfürchtig die Skulpturen, Kalendersteine, Reliefs, Steinmalereien, das Handwerkszeug und die Schmuckstücke aus Gold und Silber, aus Malachit, Jade, Onyx, aus dem harten, durchsichtigen Obsidian. Aber es kostet Stangen Geldes — und ein paar Ferienwochen —, um Yukatan und seine Ausgrabungen zu erleben, die Ruinenstadt Mitla im Staate Oaxaka. Und die herrlichste Offenbarung von Mexiko, die ein Ausflug in das dem Stillen Ozean zugeneigte Tropengebiet von Cuernavaka oder von Colima im Staate Jalisco bringt, bleibt vielen, vielen Schönheitsdurstigen zeitlebens vorenthalten.

★

Auch der größte der eingeborenen Landschaftsmaler von Mexiko, der Indio Gilberto Chàvez (etwa: schahweß), hat diese in der Tropensonne erglühenden Wunderwelten mit ihrem üppigen Pflanzenwuchs nie gesehen. Er lebt in einem entlegenen Vorort der Hauptstadt. Die Einnahmen eines Malers hier sind klein, die Familie ist groß, und ein Indio, auch wenn er das große Herz eines echten, tiefen, fleißigen Künstlers besitzt wie Chàvez, verläßt sein Heim nicht allein. Eine Studienreise mitsamt der ganzen Familie aber kann sich ein Idealist wie Chàvez nicht leisten. Um so inniger öffnet er seine Seele der Landschaft, die ihn umgibt.

Man muß den feinen, zarten Mann mit seinen rührenden Augen und seinen edlen Indiozügen gesehen haben, muß gehört haben, wie er von seiner Arbeit spricht! Sie ist ihm eine Lobpreisung des Göttlichen. Die Sinfonie des Lichts ist seine Morgenmesse: wenn die ersten Sonnenstrahlen über die weichgezackten Konturen der Ixtazzihuatl, der Weißen Frau, huschen, dann dampfen die zarten, milchigen Nebelschwaden über den unabsehbaren Maisfeldern. Es ist ein Schleier, ein spinnwebzarter Hauch. Wochenlang steht der Künstler bei tiefer Dunkelheit auf und bringt sein Arbeitsgerät ins Freie. Es ist kalt, am Himmel verglimmen die Sterne. Vom Osten her kommt dann der erste rötliche



Barranca del Salto (Sierra Madre). Gemälde von Gilberto Chàvez

Schimmer. Und damit beginnt das stille Drama hoch oben über dem Haupt der Schneekönigin. Ungeheure Schleiertücher regen sich im ersten Licht, ungreifbare Gestalten und Gewalten. Das Largo erklingt, das die Sinfonie des Lichts einleitet. Es sind nur wenige Minuten, in denen sich der berückende Zauber abspielt. Sobald die Sonne ihre Fanfaren über die Hochebene erklingen läßt, ist das Bild von Grund aus gewandelt: ein neuer Sinfoniesatz hebt dann an.

Die zarten Übergänge von Licht und Farbe und Kontur am Himmel und auf dem Ackerboden, in der wilden Felsenschlucht, in der Steppe und über dem träumerischen Waldfluß, mit dem Handwerkszeug des Malers festzuhalten, das kann nur einem Künstler gelingen, der diese Landschaft von Kindheit auf kennt, der diese Natur mit dem innigsten Heimatgefühl anbetet. Und noch eines gehört dazu: unerbittliche Zähigkeit und Unverdrossenheit. Denn immer wieder heißt es: warten, auf den neuen Tag und die bestimmte Stunde oder Minute warten, um die drei Bilder im künstlerischen Ringen miteinander zu vergleichen — das Landschaftsbild, das Gott geschaffen hat, die farbige Leinwand, das Werk der eigenen Hand, und die Schöpfung, die vor der Seele steht, die ewig unerreichbare . . .

Gilberto Chàvez ist nie aus Mexiko herausgekommen. Er hat keine berühmten Meister als Lehrer gehabt. Im meisten ist er Autodidakt. Die stille Art seines Schaffens ist nicht dazu angetan, ihn in dem lauten Lande Mexiko in Mode zu



El Ajusco. Gemälde von Gilberto Chàvez

bringen. Er prunkt auch nicht mit den glänzenden und aufreizenden Farbenkontrasten, die die Landschaft tausend oder zweitausend Meter tiefer bietet, zumal in den tropisch anmutenden Tälern, die auf den Abhängen zum Stillen Ozean liegen. Die vier Gemälde, die unsere Seiten 378 bis 381 bieten, sind die ersten Werke von Chàvez, die die Grenzen seiner Heimat überschreiten. Der Künstler hat sich von diesen Bildern schwer getrennt — und doch zugleich beglückt, weil ich neue Hoffnungen in ihm erwecken konnte. Die farbige Wiedergabe seiner Landschaften werde von Hunderttausenden gesehen, sagte ich ihm, es gebe in Deutschland unzählige Kenner und Kunstfreunde, die mit seiner vornehmen, dichterisch verträumten Schaffensweise sympathisieren würden, und sein Name und sein Werk werde von diesen neuen Anhängern nicht wieder vergessen!

In der mannsgroßen Bilderkiste, die ich auf dem „Rio bravo" nach Deutschland überführte — der Zyklon, der in den Weihnachtstagen von der afrikanischen Küste her das Schiff überfiel und die Bullaugen im Hauptdeck einschlug, hat ihr und ihrem Inhalt zum Glück nicht geschadet —, befanden sich noch Proben der nächst Chàvez hervorragendsten mexikanischen Maler: Roberto Montenegro und Diego Rivera. Und außerdem eine Anzahl äußerst wirkungsvoller Land- und Leutebilder von einer Deutschpolin, die seit siebzehn Jahren in Mexiko lebt und mit lebhaften Sinnen sich in ihrer neuen Heimat umgesehen hat. Indiotypen gelingen ihr ganz prächtig. Die junge Indiofrau, die charakteristische Art, das Baby im



Indiofrauen. Gemälde von Diego Rivera

Umschlagtuch zu tragen, Ausdruck von Mutter und Kind, Gesichtszüge, Frisur, Hautfarbe, Haltung, es ist alles von zwingender Naturtreue. Auch die beiden jungen Indios (Seite 374 und 375) sind mit einer so frischen und schlichten Unbekümmertheit vor uns hingestellt, daß wir glauben, sie längst zu kennen. Mit besonderer Freude widmet sich Frau Olga von Suchocka-Reylaender den glühenden Farben der tierra caliente. Da sind Wundergewächse wie der Korallenbaum festzuhalten, Tropenpflanzen, die in unseren botanischen Gärten nur als kümmerliche Sorgenkinder fortkommen, hier in den sonnebegünstigten, tiefer gelegenen Landesteilen von Mexiko aber sich zu Baumriesen entwickeln. Und die sonnigen Dorfstraßen sind erfüllt von dem urwüchsigen Leben der Indios.

Wie vieler Autofahrten über Land und durch alle Vororte und Stadtteile von Mexiko D. F. bedurfte es, um all die Werke — von zum Teil riesengroßem Format —, die nun hier auf einem Bogen handlich in kleinen Reproduktionen vereinigt sind, reisefertig zur Stelle zu schaffen!

Den eleganten, liebenswürdigen, großzügigen Porträtisten Roberto Monte-

Aktzeichnung. Von Diego Rivera



Bildnis in altmexikanischer Tracht. Gemälde von Diego Rivera

negro hatte ich auf dem interessanten Dienstagsempfang in der Deutschen Gesandtschaft kennengelernt. Er lud meine Frau und mich ein, ihn zu besuchen und sein Atelier zu besichtigen: Konservatorium San Felice oder so ähnlich. Wir fuhren vor, aber es war eine Kirche. Als ich die Kirchentür öffnete: hallende, schallende Musik. Etwas stark Atonales, so schien mir's. Aber es waren Klavierschüler, die an verschiedenen Stellen des Mittel- und Seitenschiffes unter der Leitung der neben ihnen sitzenden Lehrer ihre Übungen vornahmen. Alles Sakrale war aus der Kirche entfernt. Wo früher der Altar stand, befand sich eine kleine Bühne: das Probetheater der Opernschule. Und die Sakristei, mit den Resten von Betpult und Taufbecken, dient dem jungen Weltkind Montenegro als Atelier. Originale besitzt er niemals lange. Jede Arbeit wird ihm noch farbenfeucht von der Staffelei geholt. Er hat zahlreiche Männer und Frauen der mexikanischen Großstadtgesellschaft gemalt.

Von dem witzigen, spritzigen, kecken Cabral, dem berühmtesten Karikaturenzeichner

Mexikos, bringt die hauptstädtische Morgenzeitung fast alle Tage eine seiner rasch hingeworfenen Bleistiftskizzen. Von mir hat Cabral auch eine Karikatur gezeichnet. Ich habe Tränen darüber gelacht. Aber gute Freunde warnten mich, sie hier zu zeigen...

Schließlich bleibt noch des volkstümlichsten Malers der Hauptstadt und des Landes zu gedenken: Diego Rivera.

Gleich Montenegro und Cabral hat Rivera das Ausland besucht und ernste Studien in Rom, Madrid und Paris getrieben. Er ist eine Hüne, neigt zur Leibesfülle, kleidet sich bequem, betont den Werkarbeiter. Er ist überzeugter Kommunist und bekräftigt dies auch durch die Tat. Das Kultusministerium hat ihm die Fresken im Patio, in den Treppenhäusern und in der Aula des großen Schulverwaltungsgebäudes übertragen. Eine Riesenarbeit, die ihn schon seit manchem Jahr in Atem hält. Rivera hat die Honorarfrage aufs einfachste gelöst. Er läßt sich vom Staat den dreifachen Wochenlohn eines Anstreichergehilfen anweisen und verpflichtet sich zu täglich achtstündiger Arbeit. Viele seiner Fresken zeigen einen Reichtum in der Gliederung, der Staunen erregt. In kleine Zwickel bannt er Menschen in einer Kühnheit der Verkürzung, die an die größten Meister Roms erinnert. Immer ist es das Thema der Knechtung und der Befreiung der Menschheit, das ihm den Stoff zu seinen Hunderten von Wandbildern gibt. „Land und Freiheit!" schreit es aus allen Gruppen. Die neue Teilung der Erde beschäftigt ihn unablässig. Mit welcher Eindringlichkeit, mit welcher Wucht er die Masse Mensch darzustellen weiß, das reißt auch den mit fort, den bei einem großen Künstler und einem Kunstwerk die Tendenz abstößt. Seine Indiofrauen (Seite 382) geben eine Probe seiner überragenden Kunst. Das Kostümbildnis (Seite 383) zeigt das große technische Können. Fein, ganz köstlich ist auch die Aktzeichnung Riveras (Seite 382). Er hat Sinn für Frauenschönheit. Wir besuchten ihn in seiner kleinen Atelierwohnung im Norden der Hauptstadt und lernten seine rassige, schlanke Frau kennen: das Indioblut ist unverkennbar. Herrliche Augen, ein wundervolles Raubtiergebiß, der Gang des Panthers, alles ungekünstelt, und ein mitfortreißendes Temperament. „Oh," sagte Rivera stolz, „Sie sollten sie erst sehen, wenn sie böse ist! Ich reize sie oft, nur damit sie wild wird, denn dann ist sie die schönste Frau, die ich je gesehen habe!"



Kandelaberkaktus und Agaven. Ölgemälde von Olga von Suchocka-Reylaender

Von meinen Hunden

Von Georg Frhr. v. Ompteda

Immer ein Hundefreund, habe ich auch manche Hunde in meinem Leben besessen. Nie freilich einen Jagdhund, nie einen Dobermann, nie einen Mops. Auch zu einer anderen Art fehlt mir jedes innere Verhältnis: ich meine jene unseligen kleinen Pinscher mit langen weißen Seidenhaaren und rötlicher Schnauze oder jene winzigen, ewig frierenden Rattler auf jammervollen Zitterbeinen, als bliese sie jeder Lufthauch um, die einen mit großen schwarzen Glotzaugen vorwurfsvoll anschauen. Wohl bin ich mir bewußt, mit solcher Äußerung die Empörung aller Hundefreundinnen wachzurufen, aber ich muß es eben tragen!

Einmal bekam ich von einem Kameraden einen russischen langhaarigen Windhund, einen Barsoi, geschenkt. Er endete auf höchst bedauerliche Weise, ohne daß ich freilich über den Verlust besonders ergriffen gewesen wäre. Wie wenig ich an dem Tiere hing, mag daraus hervorgehen, daß ich völlig vergessen habe, wie er hieß. Übrigens hatte der Name auch nicht den geringsten Wert, denn das liebenswürdige Tier hörte doch nicht darauf.

Der Reitplatz meiner Schwadron befand sich von der Stadt aus jenseits der Berlin-Dresdener Bahn. Unmittelbar daneben donnerte täglich der Berliner Mittagsschnellzug vorüber, der auch des Barsoi Verhängnis geworden ist. Als ich nämlich einmal über die Schienen ritt, wurde unmittelbar hinter mir die Bahnschranke geschlossen. Der Barsoi aber war zurückgeblieben, sei es, weil er die Notwendigkeiten des Stoffwechselumsatzes grundsätzlich zu den unpassendsten Augenblicken zu erledigen pflegte, sei es, weil er eine Freundin getroffen.

Ich verhielt meinen Gaul, wandte mich um und sah drüben das Tier mit seiner endlosen Nase in dem unglaublich törichten Gesicht, unbesorgt und selbstzufrieden herantrotten. Da der Zug schon in Sicht kam, wollte ich den Barsoi zurückscheuchen, doch Gehorsam und Einsicht lagen nicht in dieses Hundes Gaben. Wenn ich pfiff oder rief, kam er grundsätzlich nicht, konnte ich ihn aber durchaus nicht brauchen, dann entwickelte er unvermutet eine verblüffende Anhänglichkeit an seinen Herrn. So sprang er denn trotz meiner drohenden Reitpeitsche mit einem vorbildlichen, dem letzten Satze seines Lebens, über die Bahnschranke gerade in die eben heranbrausende Lokomotive hinein und wurde zermalmt. Als ich dem Kameraden, der mir den Hund geschenkt, dies traurige Ende erzählte, erklärte er mir den Grund seiner erstaunlichen Gebefreudigkeit. Ständig sich ärgernd über des Tieres Dummheit, Treulosigkeit und Ungehorsam hatte er mir den Barsoi großmütig verehrt, lediglich um solch dauernden Gemütsbewegungen fürderhin entrückt zu sein; etwa wie einer, der auf einer Basarlotterie eine Scheußlichkeit gewonnen hat, plötzlich eine nie vermutete Liebe zu seinem Nebenmenschen entwickelt, nur um das Greuel schnell wieder los zu werden.

Sein Nachfolger wurde eine blaue dänische Dogge von einer Größe und Schönheit, wie ich nie Ähnliches gesehen habe. Als ich den Rüden bekam, war er noch ein ungeschlachter, täppischer Bursche ohne Appell. Da er schon über sechs Monate alt war, ließ sich seine Erziehung nicht leicht an, ja mit zunehmender Größe des Tieres wuchs sie sich immer mehr aus zu einem Kampfe fast auf Tod und Leben. Denn der Schlot, wie ich diesen unabhängigen Geist getauft, ließ sich nicht strafen. Immerhin blieb ich trotz Biß und Wunden Sieger. Allerdings verlor der zu einem Riesen ausgewachsene Schlot nichts an Schärfe, nur kehrte sie sich jetzt gegen andere, womit er allmählich der Schrecken der Gegend wurde. Nicht allein, daß er feindliche Hunde in wenigen Augenblicken abtat, er ließ sich auch von keinem Fremden anrühren, sondern wies sofort das prachtvolle Raubtiergebiß. So kam er in den Ruf der Bösartigkeit, während er doch, wenn unbehelligt, keinem Kinde etwas zuleide tat.

Ich wohnte im Erdgeschoß einer Villa, die bei Bettlern besonders beliebt war. Landstreicher aber konnte der Schlot durchaus nicht vertragen.

Nun gab es in meiner Garnison Großenhain einen Bartkratzer, Herrn Haller, ein harmloses Männlein, das bei uns Offizieren jeden Morgen die Runde machte. Da wir aber weit auseinander wohnten, so mußte man des Herrn Haller Kunst bewundern, halbwegs pünktlich zum Rasieren wie zur Verbreitung der Stadtneuigkeiten einzutreffen. Von der Eile meist in Schweiß gebadet, war er trotzdem einer der verfrorensten Menschen, die mir je vorgekommen sind; auch die roten Müffchen an den roten Händen wärmten ihn nicht. Eines seiner Lieblingsworte hieß denn auch: „Selig sind die Toten, denn sie frieren nicht an die Pfoten!"

Besagter Herr Haller pflegte nun bei mir

ohne weiteres einzutreten, wie denn in jenen sorglosen Zeiten meine Wohnung meist unverschlossen blieb. Nun war ich einmal später als sonst vom Dienst zurückgekehrt, brachte meinen Gaul in den Stall und betrat mein Schlafzimmer. Was erblickte ich da: in der Ecke am Ofen stand eine Jammergestalt, erfrorene Hände mit roten Müffchen ängstlich erhoben und schrie, Tränen in den Augen: „Retten Sie mich! Retten Sie mich!“ Vor ihm lag nämlich der Schlot; zwar unbeweglich, aber wenn Herr Haller auch nur einen Finger hob, knurrte er.

Da der Schlot von Jahr zu Jahr schärfer wurde und einmal einem gewiß nicht mit den edelsten Absichten bei mir eindringenden Bettler buchstäblich die Kleider vom Leibe riß, verkaufte ich ihn mit schwerem Herzen. Während er mir aufs Wort folgte, soll er seinen neuen Herrn sofort angegriffen haben, denn ich hatte leider verabsäumt, dem Schlot die veränderten Besitzverhältnisse klarzumachen.

Ich habe dann, gern in Gegensätzen mich bewegend, einen kleinen Terrier besessen, weiß mit schwarzem Einglas über dem rechten Auge. Aber Quick, wie er hieß, fühlte sich im Stalle wohler als bei mir. Eine Schlotliebe wurde es nicht. Immerhin war er ein drolliger Kerl, wälzte sich auf Kommando, zerriß Decken und zerbiß meine Handschuhe ohne Kommando, und da ich ihm das Schönmachen beigebracht, setzte er sich, sobald er eine Sehnsucht empfand, auf die Hinterbeine und machte so lange schön, bis sein Wunsch erfüllt war. Sagte ich jedoch schroff „nein“, so maulte er und zeigte mir die Kehrseite. Rief ich dann aber: „Schäm' dich!“, so versteckte er seinen Kopf unter den Teppich. Auf meinen Befehl: „Verachtung!“ kratzte er mir mit den Hinterbeinen den Staub entgegen wie Hunde, die dringende Dinge erledigt haben. Das Spaßigste scheint mir eine Geschichte, die mein Bursche erzählte: Quick war sehr auf Mäusefang erpicht. Nun mochte er im Stall einmal an einem Loch eine Maus gesehen haben, kurz er saß stundenlang davor und wartete. Wenn es ihm aber zu dumm wurde, machte er schön, als wollte er sagen: „Bitte, liebes Mäuschen, komm doch heraus!“

Ich habe dann jahrelang keinen Hund gehabt. Erst als meine Söhne erwachsen und ich nach dem Kriege allein war, dachte ich wieder an einen Hund, um so mehr, als er mir bei zunehmender Schwerhörigkeit das Ohr ersetzen sollte. Ich suchte einen deutschen Schäferhund. In Meran war aber keiner zu bekommen, bis mir endlich einer angeboten ward, der aber kein rechter war, denn er hatte Behänge, die sich nur bei angespannter Aufmerksamkeit aufrichteten. Außerdem war es eine Hündin, und auf Vaterfreuden legte ich keinen Wert. Die schlimmste Enttäuschung war mir jedoch, indem das mir als stubenrein geschilderte Tier bei seiner Vorstellung auf meinem Teppich etwas unternahm, das in einem geordneten Hauswesen peinlich ist. Dann sprang sie sofort erleichtert aufs Sofa, Aufenthalt nur für Menschen und schlecht erzogene Hunde.

Trotzdem tat ich das gleiche wie einmal ein Infanteriegeneral, der zu uns in die Garnison gekommen war, um ein Pferd zu kaufen. Nicht eben ein großer Reiter, ward er von dem bockenden Gaule, den er versuchen wollte, sofort über Kopf abgesetzt. Wir meinten, damit sei der Pferdehandel zu Ende, aber der prächtige Mann sagte, nachdem er sich den Staub abgeklopft: „Den kaufe ich!“ Er hat sich später mit dem Gaul gut eingerichtet. So habe ich die für Teppiche wie Sofas gleich gefährliche Hündin gekauft, und auch ich bin nicht betrogen worden.

Sie heißt Hexe und ist ein Balkanhund, braucht also die Stehohren des deutschen Schäferhundes nicht zu besitzen, dem sie sonst an Bau, Färbung und Benehmen einigermaßen gleicht. Die Erziehung ließ sich schwer an, denn ihr waren Unerzogenheiten schon zu lange durchgegangen. Gleich dem Schlot seligen Angedenkens versuchte sie, halber Wolfsnatur folgend, ihren Herrn jedesmal zu beißen, wenn sie gestraft werden sollte. Es fehlte ihr so ziemlich alles, was man von einer anständigen Dame verlangen darf. Abgesehen von ihrer Unreinlichkeit besaß sie eine erstaunliche Nagewut, zu erklären mit dem natürlichen Triebe, ihre Zähne durch Arbeit gesund zu erhalten. Für das Tier gewiß nützlich, war es jedoch keineswegs gut für meine Möbel, denn ständig hieß es aufpassen, daß die Hexe nicht Stuhlbeinen einen durchaus neuen Stil gab oder den Bezügen dort Fransen, wo keine vorgesehen waren. Gerade die ruhigsten Augenblicke erwiesen sich als die bedenklichsten, denn dann lag sie gewiß in einer dunkeln Ecke, mit der Umwandlung irgendeines Erbstückes beschäftigt, das sie sich eigenmächtig geholt.

Da nun solche Vernichtung von Sachwerten auf die Dauer meinen Vermögensverhältnissen nicht entsprach, so gab es öfters Zusammenstöße, die damit endigten, daß die Hexe sich beleidigt fühlte und daher nicht zu bewegen war, aus irgendeinem Schlupfwinkel hervorzukommen. Einen Anschlag aber: „Hexe, kehre zurück, dir ist alles vergeben!“ hielt ich denn doch für unwürdig.

Allerdings mußte bei Dauerverschwinden die Hexe oft unter dem Bett an einer Pfote hervorgezogen werden. Ein nicht immer gefahrloses Beginnen, da sie es vorzog, statt der Pfote einem die Zähne zu reichen.

Befand sich die Hexe aber im Freien, so erschien jeder solcher Versuch im vorhinein zum Scheitern verdammt, denn sie einzufangen, war nicht so einfach. Tobte sie hier etwa auf frisch gesätem Rasen herum, so galt es, sie ja nicht zu bedrohen, sondern zurückzuschmeicheln, denn bei ernsten Vorhaltungen legte sie sich freundlich wedelnd nieder, oder zeigte, herumtollend, ihre gärtnerische Begabung und vernichtete so in wenigen Augenblicken die Gärtnerarbeit von vielen Tagen. Wie meist bei der Regierungskunst konnte da nur ein Kompromiß helfen, wenn nicht gar die unwürdige Preisgabe aller Grundsätze oder selbst schamlose Schmeichelei. Kam dann die Hexe in dunkler Ahnung ihrer Schuld angekrochen, so galt es ihr auch noch für ihre Verwüstungen ganz ergebenst zu danken. Wäre sie nämlich bestraft worden, so würde sie ein zweites Mal gewiß nicht wiedergekommen sein. Immerhin mußte doch solches Lob die Hexe verwirren, denn nun war sie berechtigt, ihr Benehmen nicht allein für einwandfrei, sondern sogar für verdienstvoll zu halten: Ansporn zu sofortiger Wiederholung ihrer Schandtaten. Damit schien das Ende des Rasens durchaus besiegelt.

Hier lag aber keineswegs die einzige Schwierigkeit, vielmehr war das Bedenklichste, daß die Hexe, wenn wir von einem Spaziergang zurückkehrten, auf dem sie sich anständig benommen, knapp ehe wir das Haus betraten, sich gewiß noch irgend etwas leistete, das man ihr nicht so ohne weiteres durchgehen lassen durfte. Sie aber, kurz vor dem sicheren Hafen, zu stellen, erschien höchst bedenklich, denn, keineswegs gewillt, sich herunterputzen zu lassen, verschwand sie dann in den Büschen, um alle stillen Freuden von Rasenvernichtung oder sachgemäßem Ausgraben kostbarer Pflanzen wieder aufzunehmen.

Nun sollte man meinen, es wäre das Beste gewesen, sie, wenn sie sich auf eigene Faust unterhielt, einfach laufen zu lassen. Bekam sie dann Hunger, so kehrte sie vielleicht von selbst zurück. Aber es bestand die Gefahr, daß eine mitleidige Seele sie an sich lockte, um sie zu verkaufen, wie einst den Joseph in Ägyptenland seine Herren Brüder.

Wenn ich also in dieser ersten Erziehungszeit das Haus betrat und die Hexe beschlossen hatte, sich draußen noch ein wenig zu erlustigen, so ist es mir kaum zu verdenken, daß ich, gutmütig wie ich nun einmal bin, ihr nichts in den Weg legte und die Tür schloß. Erschien sie dann später, so begnügte sie sich meist damit, den Tatbestand festzustellen, daß sie nicht herein konnte, und trollte sich wieder. Hatte ich aber solchen Augenblick gerade abgepaßt, so überwand ich meinen Ärger und versicherte sie meines Dankes wie des hohen Glückes, sie wiederzusehen, nur um sie ins Haus zu bringen. Im Grunde niedrige Heuchelei. Aber ist es anders im Beruf, im Geschäft, gar in der Politik?

Wenn ich jedoch den richtigen Augenblick verpaßt hatte, wo die Hexe geruht, einmal nachzusehen, so hielt sie es für unter ihrer Würde, sich nochmals anzuschmieren, ist sie doch ein stolzer Charakter. Dann rannte ich alle paar Minuten ans Fenster und blickte vorsichtig hinab, vorsichtig, denn wenn sie mich gehört hätte, wäre sie sofort wieder ausgerissen. Immer fürchtete ich, das Tier möchte etwa ganz verloren gehen, und bei dem Gedanken ward es mir klar, wie gern ich das Sorgenkind bereits hatte.

Erstaunlich bleibt es nur, daß die Hexe am Ende doch immer wieder gekommen ist. Freilich blieb sie meist im Garten, der durch seine Größe das Suchen erschwerte, auch bei den vielen immergrünen Pflanzungen des Südens nicht eben übersichtlich war. Da gelang es denn oft halbe Tage lang nicht, die verlorene Tochter, um mit dem Jäger zu reden, „auszumachen", da sie sich in ihrem Versteck nicht rührte, sondern Herrn, Gärtner, Köchin oder Stubenmädchen, denn alles war aufgeboten, ruhig vorbeigehen ließ, während sie wie eine Rothaut im Hinterhalte lag. Fast immer wurde im letzten Augenblick das Wild flüchtig. Endlich, als alles schon in Schweiß gebadet stand, war die Hexe eingekreist. Falls ihr Durchbruchsversuch, den sie regelmäßig unternahm, mißglückte, entstand die Frage: Strafe oder Lohn? Grundsätzlich war ich für Prügel, tatsächlich aber wurde die Hexe mit heuchlerischem Lobe empfangen, dafür daß sie ein ganzes Hauswesen auf Stunden beunruhigt hatte. War allerdings der Karabinerhaken der Kette eingeschnappt, so dachte ich: ‚Na warte, Luder,' aber ich zeigte mich wieder einmal schwach, vielleicht auch nur politisch und grinste sie freundlich an: „Ach, du süßes Tier!"

Nicht immer verliefen solche Jagden so harmlos, sondern mehr denn einmal war die Hexe in ihrer Verzweiflung in die Tschött, wie hier der Sammelbehälter für das Gartenwasser heißt, gesprungen oder sie hatte irgendwo im Zaun einen Durchschlupf entdeckt. Dann geschah es, daß ich sie mit Nichtachtung strafte, das heißt, sie wurde nicht gesucht und blieb verschollen. An solchen

Tagen ging ich nicht zu Bett, sondern spähte vorsichtig hinaus, ob sie etwa draußen herumstreiche. Ja mich packte eine solche Unruhe um das Tier, daß ich keinen Schlaf fand und alle Viertelstunden hinausspähte in der Ahnung, die verlorene Tochter müsse unten stehen. Am Morgen fühlte ich mich dann wie zerschlagen. Kam aber die Hexe, so war ich derart beseligt, daß ich meist nichts anderes tat, als ihr eine Strafpredigt zu halten. Hier und da ging freilich auch einmal die Wut mit mir durch, und ich übernächtiger, betrogener Vater, entnervter Herr und Meister, zog ihr einen Jagdhieb über. Dann regte sich ihr halbes Wolfsblut, und sie biß wie rasend um sich. Nun mußte sie gestraft werden, nicht mehr wegen des Fortbleibens, sondern für Beißen ihres Herrn, und dabei war es doch eigentlich nur riesig anständig, daß sie sich keine Prügel gefallen ließ!

Auf das Habenkonto der Hexe darf gebucht werden, daß keine Maus sie überlebte. Sie verschwanden, wenn auch wenig gesundheitsfördernd, ungekaut im Schlund. Nach jeder solchen Gewaltmahlzeit lag dann die Hexe keuchend und mit aufgetriebenem Leibe am Boden. Offenbar gingen in ihr schreckliche Dinge vor, und die Vermutung ist nicht abzuweisen, daß die Maus im Hexenmagen ähnliches trieb wie jene weißen Tanzmäuse, die ruhelos ihrem Schwanze nachjagen.

Daß die Hexe, genau wie der Schlot, auch ab und zu einen Angriff auf ein ihr mißliebiges Lebewesen unternahm, entsprach nur ihrer Natur, und es macht ihr Ehre, daß sie auf mein Zureden ihre wilden Triebe gebändigt hat. Wenn sie Hühner zuerst erstaunt, dann erregt, bald aber wütend betrachtete, so ließ sie davon ab, sobald ich ihr die bedauerlichen Folgen in Gestalt eines neuen Zerwürfnisses zwischen uns klargemacht. Auch Schafe und Ziegen, die in bedenklicher Weise ihre Aufmerksamkeit erregten, entschwanden nach einigen scharfen Zurechtweisungen völlig ihrem Belangenkreis. Heute kümmert sie sich um nichts anderes mehr als höchstens Hunde. Diese freilich greift sie, wenn sie ebenbürtig sind und frech werden, rücksichtslos an; für kleinere zeigt sie dagegen milde Duldung. Übrigens kommt ihr bei Standesgenossen, die stärker sind als sie, jene Ritterlichkeit der Hundeherren zustatten, die Hündinnen meist schonen, während sie ihr Geschlecht unerbittlich bekämpfen, sei es, weil ihnen ihr Geruch zuwider ist oder aus Eifersucht um eine geliebte Frau.

Etwas habe ich der Hexe auch heute noch nicht abgewöhnen können, nämlich jene ebenso aussichtslose wie gefährliche Angewohnheit, fahrenden Kraftwagen in die Luftreifen zu beißen, die sie nicht eher lassen wird, bis sie einmal endet wie der Barsoi. Ich habe dann immer Angst — sie nicht. Sie weiß aber genau, daß sie Verbotenes getan, denn jedesmal blickt sie sich um, ob ich es auch nicht gesehen habe. Dann kommt sie entweder in schweifwedelnder Verstellung harmlos an, oder sie kriecht mir entgegen, verdreht heuchlerisch die Augen und will schon von weitem die Pfote geben. Dieses bedeutet bei ihr nämlich entweder Verzeihung oder Bitte. Wenn sie hinaus muß, kommt sie und hebt stillschweigend, ja fast verschwiegen zartfühlend die Pfote. Hat sie genug vom Tage und will schlafen gehen, so blickt sie zu ihrer Decke, die abends immer ins Schlafzimmer hinüber gelegt wird, und gibt so lange die Pfote, bis es geschieht.

Die Pfote gibt sie sogar, sobald ich sie nur ernst ansehe. Zwar weiß sie nicht, was sie verbrochen haben soll, ahnt aber, daß ich ihr im Augenblicke nicht gewogen bin. Nehme ich dann ihre Pfote an, so ist sie beruhigt, verweigere ich sie, so quält sie so lange, bis sie den Anlaß zur Mißstimmung erfährt, denn sie ist kein oberflächliches Geschöpf wie manche Menschen. Sobald sich jemand mir nähert, etwa der Arzt, der mich einmal untersuchte, schiebt sie sich dazwischen und drängt den anderen mit dem Kopfe fort.

Man sagt, daß Tiere nicht sprechen können, aber verständigen sich die Insekten nicht durch Betasten? Locken die Vögel einander nicht mit ihrem Gesang? Fordert der Hirsch nicht durch seinen Schrei den Gegner heraus? Wer sagt uns, ob unsere Organe nicht nur zu schwach sind und unsere Erkenntnis zu gering, um die Sprache der Tiere zu verstehen? Ich kenne bei der Hexe ganz bestimmte Laute für Dinge, die sie sagen will. Laute, die in Klangfarbe, Höhe und Länge je nach dem Anlaß immer übereinstimmen, Laute, die man in Noten niederschreiben könnte, gleichsam Leitmotive. Wenn die Hexe in meinem Zimmer unter dem Schreibtisch liegt, so bläht sie die Lefzen und blickt unzufrieden drein, sobald jemand sich nur dem Hause nähert. Steigt er die Treppe hinauf, so springt sie auf und drängt zur Tür. Ist es ein Fremder, der auf dem Gange herankommt, so sträuben sich ihr die Rückenhaare, und sie bellt wütend, kurz—lang, Jamben. Ist es eines der Mädchen, so legt sie sich ruhig wieder hin. Wenn sie aber den Hofhund drunten hin- und herlaufen hört, dann entringt sich eine einzige, langgedehnte, fast sehnsüchtige Klage ihrer Kehle.

Ganz anders klingt es, sobald die Hexe Hunger hat: dann gähnt sie in höchsten

Tönen, öffnet sich selbst die Tür, macht vor der Küche schön wie einst der selige Quick und bellt in Altlage: „Essen! Zum Donnerwetter wird's bald?" bis die Köchin kommt. (Nie würde ich mir übrigens erlauben, bei ihr von fressen zu reden.) Ihren Mezzosopran aber läßt sie klingen, wenn ich ihr versprochen habe, mit ihr auszugehen. Dann springt sie an mir in die Höhe, versucht mir das Gesicht zu lecken und niest dreimal: kein nahender Schnupfen, sondern Ausdruck sattester Zufriedenheit.

Bisweilen, wenn sie lange nicht draußen gewesen ist, frage ich: „Hexe, mußt du spazieren gehen?" Hat sie keine Lust, so schielt sie nur wedelnd nach mir, ohne sich zu rühren. Hat sie es dagegen nötig, so eilt sie herbei und gibt mir die rechte Hand. Sagen wir nur ruhig Hand, denn sie ist viel besser erzogen als etwa ein dummes Kind, das trotz aller Ermahnungen der Mutter immer die Linke reicht.

Jedesmal, wenn sie das Zimmer verläßt, etwa weil das Mädchen sie ruft, mit ihr Besorgungen zu machen, meldet sie sich stellungnehmend, streng militärisch, ab.

Wenn ich arbeite, liegt sie stundenlang regungslos unter dem Schreibtisch, sobald ich mich aber anderwärts niederlasse, steht sie auf und legt sich neben mich. Nie würde sie es versäumen, beim Schlafengehen Gutenacht zu sagen. Dann setzt sie sich, gibt mir die Hand, gähnt der späten Stunde entsprechend und sucht, wegen der Gewichtigkeit der Handlung sehr ernst, ihre Decke auf. Dort dreht sie sich nach Hundeart ein paarmal im Kreise, bis sie die rechte Lage gefunden hat, und schläft wie die Gerechten sofort ein. Dabei deckt sie mit den erhobenen Pfoten die Augen zu.

Am Morgen weckt mich die Hexe mit Schnauzeanstoßen ins Haar. Nie in das Gesicht. Einen Kuß gibt man erst, wenn man sich gewaschen hat, und, nun doch schon in reiferen Jahren, ist sie längst ein gut erzogener Hund geworden. Stehe ich aber nicht sofort auf, so legt sie die Vorderpfoten aufs Deckbett, rüttelt mich und bohrt mir ihre Nase so lange in die Seite, bis ich verspreche, mich zu erheben. Schlafe ich aber dennoch weiter, so läßt sie mir keine Ruhe: sie will nicht, daß ich wortbrüchig werden soll, denn sie ist ein ehrliebender ... Hund ... fast hätte ich Mensch gesagt. Sobald ich nun wirklich aufstehe, springt sie herab. Aber so beschämend es für mich ist: sie traut mir dennoch nicht ganz und wartet, bis ich die Strümpfe angezogen habe. Dann erst legt sie sich an den Ofen oder in die Sonne, und zwar auf den Rücken mit angezogenen Vorderpfoten, ihre Lieblingsstellung, um sich zu wärmen. Übrigens kann ich die Hexe jeden Augenblick zum Bellen bringen, wenn ich nur sage: „Hexe, leid's nicht!" Dann sucht sie sogar nach einem Opfer. Ein Wink von mir, und sie würde jeden angehen, ja mit ihrer Hexenseele und Wolfsnatur mich verteidigen bis aufs Blut.

In ihrer schweren Jugend verlor sie mich bisweilen auf der Straße. Das ist Vergangenheit! Heute geht sie sogar, wenn ich es befehle, „bei Fuß". Sonst aber springt sie fröhlich voraus; doch immer blickt sie sich um, wo ich bleibe, und kommt bisweilen sich zu melden. Erstaunlich ist dabei ihre Art, wie die Diplomaten früher gern sagten: „acte de présence" zu machen: sie läuft mir nämlich zwischen den Beinen durch. Das ist ihr so zur zweiten Natur geworden, daß sie sich einmal in Innsbruck einer etwas kurz geschürzten Dame zwischen den Beinen hindurchgedrängt hat. Man denke sich das Schmunzeln!

Gelacht haben die Leute auch einmal über mich. Noch habe ich nämlich nicht von dem ungewöhnlichen Springvermögen der Hexe erzählt. Mauern weit höher als ich, also von rund zwei Metern, erreicht sie spielend mit einem Satze. Wenn ich, ohne ein Wort zu sagen, das Bein ausstrecke, so springt sie unablässig darüber, rechts, links, links, rechts, so lange, bis ich den Fuß niedersetze.

Stehe ich da eines Tages, die Hände mit dem Stock in der Tasche, vor einer Auslage. Plötzlich sehe ich in der spiegelnden Scheibe Leute lachen, deren Zahl ständig wächst. Zugleich entdecke ich den auf- und abhuschenden Schatten der Hexe hinter mir. Ich drehe mich um. Was ist geschehen: ich hatte unvorsichtig den Stock weit hinausgespreizt, und die Hexe war dabei, hinter meinem Rücken unermüdlich von rechts nach links, von links nach rechts ihn zu überspringen.

Wie nichts der Hexe fremd geblieben ist, so auch nicht die Mutterzeit. Das war in Dreikirchen, 1100 Meter hoch, im Eisacktal. Wir ahnten nichts, so gut war sie scheinbar gehütet worden. Da entledigte sich die Hexe ihrer Kinder zu früh unter dem Schreibtisch, an dem ich saß. Und da soll einer „dichten"! Die nicht lebensfähigen Tierchen wurden dann im Walde verscharrt, und die italienische Köchin, eines der Mitbewohner, steckte ganz ernst ein Kreuz auf den Hügel. Ich ließ es zwar entfernen als einer Hexenseele nicht ganz entsprechend, ob aber der Hund nicht doch eine Seele hat? Kennst du und ich nicht manchen Menschen, dem die Hexe an Klugheit, Treue und Edelmut weit überlegen ist?

Bruder und Schwester

Novelle von Hans Friedrich Blunck

Hei, das war luftig! Jung Broder saß jetzt ganz oben auf dem Scheunenfirst und blickte sich nach allen Seiten um. Hammer und Nägel hielt er fest in der rechten Faust, das schiefe Storchrad, das er flicken wollte, hatte er mit der andern gepackt. Aber ehe er ans Werk ging, mußte er erst noch einmal in die Weite rundum schauen und die Brust tief voll Atem ziehen. So schön, so schön war es hier oben. Geschwisterlich neben ihm lag der First des alten Hofgebäudes, fast umwölkt von den grünen Wipfeln der Rüster. Darüber hin und weithin von zackigen Knicks umrandet, folgte ein grüner wogender Acker neben dem andern. — Es war eine Lust zu leben.

Sein Hof war's heute, Broder weitete die Brust voll Freuden. Was galt es jetzt, daß er die Universität verlassen hatte, daß er nach seines Vaters Testament nicht einmal das Examen hatte beenden dürfen! Er jubelte über seinen hügeligen Feldkranz rundum, der sich bis zum Wald und weiterhin bis zu den roten Dächern der alten Dorfmark rainte. Selbst hinter dem schieferblauen Bahnhofsdach im Augrund lag noch ein Wiesenstück dieses mächtigen Reigerhofes, er konnte es glitzern sehen. Oh, der Bursch kam noch lange nicht zum Dachflicken und Radnageln, wie er es vorhatte. All die Tage, die er nun auf dem Hof als der neue Herr schaltete, hatte er noch nicht solch luftige Besinnung gehabt wie heute. Die Wolken flogen frühlingsbunt über ihm dahin, der Wind pfiff ihm um die Ohren und stellte seinen gelben Schopf steil auf, und im Blau und Hell des Himmels war unsichtbar ein Trällern, es war, um die Arme auszubreiten und selbst mit in die goldene Weite hinaus zu fliegen.

„Geit 't nu?" Der alte Knecht, der besorgt von unten zuschaute, mußte noch einmal schreien, ehe Broder es verstand. Da nahm er ein wenig beschämt Hammer und Nagel zur Hand, ihm war, als hätte er wahrhaftig schon die Arme ausgebreitet und der da unten wäre es gewahr geworden.

Das mit dem Storchrad war nämlich eine besondere Sache, eine Art Ehrensache für ihn. Als er am ersten Tag als Herr auf den Hof gekommen war, den er fast fünf oder sechs Jahre nicht mehr betreten hatte, hatte ihn gleich das alte Rad gequält, auf dem in seiner Kindheit Störche genistet hatten und das jetzt schief und fast ohne Reisig oben auf dem Scheuerdach im Wind hin- und herklapperte. Und er hatte leichtherzig Jan Gau, das war der flinkste Knecht, geheißen, da einmal hinaufzukriechen und das Holz festzunageln. Aber Jan Gau hielt die Hand über die Augen, sah nach oben und sagte dem jungen Herrn, da habe sich schon einmal einer was gebrochen, als er hinauf wollte. Und Broders Stiefmutter hatte daneben gestanden und hatte ihm sanft die Hand auf den Arm gelegt. Das hieß: sei vernünftig mit den Leuten und schrei nicht gleich wie dein Vater.

„Der Dachdecker kommt morgen ohnehin vorbei," hatte sie rasch gesagt, „dann kann er dabeigehen." Und die Knechte nickten und sahen an ihm vorbei.

Der Wind hatte die Nacht über an allen Dächern entlang geklappert. Er hatte das Storchrad hin und her gerollt und meinte wohl, er hätte eine Windmühle zu drehen. Und er klapperte noch am hellen Tag, als Jung Broder mit gerunzelter Stirn an der Scheune entlang ging und Nachschau hielt, ob der Dachflicker noch nicht bald käme.

„Es klappert jetzt bald ein Jahr," hatte seine Stiefmutter gesagt.

Da war er selbst dabeigegangen, hatte die Leine mit dem Stein übers Dach bekommen und die lange Leiter fast bis zum First nachgezogen. Was Dachdecker und Handwerksmann! In der nächsten Nacht sollte kein Rad mehr auf dem First klappern. Broder schlug mit wuchtigen Schlägen die fünfzölligen Nägel ins Holz, brach zwei Speichen aus und stützte es von beiden Seiten.

„Is klaar!" schrie er dem alten Ole Hull zu, der mit verrenktem Kopf unten stand. „Kannst den Dachdecker man abbestellen." Der Alte nahm's gern wörtlich und ging zur Frau hinein, um Bescheid zu geben.

Jung Broder blieb noch eine Weile rittlings auf dem First. Der Himmel hatte sich in lauter weiße Federwölkchen aufgelöst, die ein unendlich blaues Meer dicht überschäumten. Wind fuhr salzig, trug noch den Duft der See in seinem Atem und brandete lustig in den Rüsterwipfeln, schlug einen Wirbel zwischen Hof und Scheune und glitt wieder brausend am Dach herauf.

Die Leiter knirschte auf dem Stroh, das Seil spannte sich. Es wurde Zeit, wieder abzusteigen. Aber ehe er sich niederschwang, nahm der Bursche noch einmal den Weitblick auf. Wie eine trunkene Freude füllte es

seine Brust, er mußte sie spannen und laut aufseufzen, so herrlich dünkten ihn die Welt und die blaugoldenen und dunkelgrünen Farben seiner Heimat.

Frau Broder war aus der Tür getreten, als er nach unten kam und wartete auf ihn. Sie blickte etwas erstaunt nach dem Storchrad hinauf. „Wollen wir jetzt wieder ans Rechnen gehen?“ fragte sie.

Broder kräuselte die Lippen. „Wann kommt Hille heim?“ fragte er.

„Heute abend, sie geht aber gleich zu Pastors und bleibt bis morgen, sie haben da Polterabend.“

„Jaja, sag' mal Mutter,“ — das „Mutter“ kam ihm immer nur zögernd über die Lippen, „können wir das verwünschte Rechnen nicht verschieben?“

„Der Justizrat kann jeden Tag kommen, da ist's gut, wenn wir fertig sind.“

Sie traten schon unter die niedrige Tür. Der Wind lärmte hinterdrein und warf einen Wirbel Staub in die Diele. Der Student ließ das Kinn auf die Brust sinken. Ihm war das Auswägen und Abschätzen der Erbauseinandersetzung in der Seele zuwider. Aber es mußte einmal geschehen.

Die kleine blitzblanke Stube mit den altmodischen Möbeln war so niedrig, daß der Student immer nur gebückt einzutreten wagte. Er setzte sich auf das Plüschsofa, folgte still dem geschäftigen Suchen der Frau, die ein Papier nach dem andern aus dem Eckschrank holte, fletschte die Zähne nach den Nippsachen, die mit jedem Schritt auf dem Bord klirrten, und wurde müde in der dumpfen Luft von Öl, altem Holz und Feiertagsbesuch, die den Raum füllte. Seine Linke glitt über die Spitzendecke, er mußte wie als Junge seine fünf Finger in die Löcher stecken und rieb sie an dem schlecht gehobelten Mahagonitisch. ‚Alles Kitsch,‘ dachte er, ‚das ist bei Vaters modernem Geist herausgekommen.‘

Die Frau streifte ihm die Decke von der Hand. „Wir haben uns doch versprochen, uns nicht mehr zu erzürnen,“ sagte sie, ein leises Lächeln um den Mund. Er nickte, ein wenig befangen von ihrer stillen Geschäftigkeit, blätterte gedankenlos in den Aufstellungen und sah der Frau wieder zu, wie sie fast zierlich vor den unteren Schrankfächern kniete. Er war noch immer gewohnt, es als seines Vaters andere Unklugheit anzusehen, daß er die lateinische Frau in den Hof aufgenommen hatte. Aber gewiß hatte sie es auch nicht leicht gehabt, sie und die Tochter, die sie dem Alternden gab. Und am Ende hatte er als Dritter es den beiden am allerschwersten gemacht.

Frau Broder richtete sich auf, strich die Haare aus der erhitzten Stirn und knotete ein Bündel Hefte auseinander.

„Wenn du's sehen willst, hier hat Vater selbst noch eine Rübenpflanzmaschine bauen wollen. Ein Ingenieur aus der Stadt hat monatelang daran herum gebastelt und zog schließlich mit hängenden Ohren ab.“

Broder eiferte schon wieder nach seinem Geist. „Es kommt nicht auf Pflanzmaschinen an, hätte Vater mir ein Feld guter Obstbäume hinterlassen, ich wäre ihm dankbarer.“

„Ich weiß,“ sagte die Frau flüchtig und wußte, was er noch weiter zu sagen hatte. „Komm jetzt und sieh dir die Rechnungen durch. Laß diese,“ sie suchte ihn zur Seite zu schieben, „das sind nur alte vom Studium.“

„Die gehören dazu!“ Sie sahen sich lächelnd an. Es war gewiß das erstemal, daß sie sich in Gefälligkeiten überboten. —

Der Nachmittag kam, als sie sich erhoben. Sie waren noch lange nicht fertig, aber sie waren müde, recht müde. Es war, wie sie sich's vorgenommen hatten, ohne ein heftiges Wort abgegangen, aber das Ausweichen und Überzeugen, das Verhalten der Stimme erschöpft noch mehr.

„Wo willst du jetzt hin, Jung?“

„Ich bin drei Tag auf dem Hof gewesen und bin noch nicht die Wiesen abgegangen.“

„Ich hatte Kaffee aufsetzen lassen.“

„Ich will mich umsehen, ich war sechs Jahre nicht hier,“ antwortete er gereizt. Es war nicht gut gesagt; er versuchte sich rasch zu verbessern und verzog das Gesicht.

„Ich habe mir viel Heimweh eingeredet, das mußt du verstehen, es muß sich noch austoben.“

Er hatte es nun einmal gesagt, suchte die Mütze und griff zur Türklinke.

Durch den Hausgarten kam Broder zuerst. Er war unrein und gelb. Aber von den blühenden Äpfeln rieselten die weißen Kelchblätter zu Boden. Das tat gut, die Falte auf seiner Stirn glättete sich. Dann ging er zur Auwiese hinunter und blieb wohl eine Stunde drüben, schlenderte zum Dorf und kam bei der verbrannten Kate vorbei.

An dem alten verfallenen Ziehbrunnen stand ein Mädchen. Das Gesicht war sonnverbrannt, schmal, von dunkeln Wimpern überbeugt. Ein wenig vorgelehnt, als horchte sie in den Brunnen, stand sie auf Zehenspitzen da, von jener blühenden Schlankheit, die wie ein Wunder und Verheißung steter Jugend ist. ‚Wer ist das?‘ Broder dachte daran, daß Polterabendbesuch bei Pastors war, es tat ihm in diesem Augenblick leid, daß er da drüben kein Freund war. Aber wie sich die Fremde sanft

aufrichtete, daß das Brusttuch sich hob, wie sie die Schultern noch einmal halb zum Brunnen wandte und das Ohr überbeugte, war ihm, als müsse er dies schon gesehen haben. Er tat einen Schritt vor, ungewollt, nur aus Verlangen, ihrer Lieblichkeit näher zu sein.

Sie fuhr blitzschnell herum, erschrak und lachte ihm gleich hell ins Gesicht. Ihre Hände flogen ihm entgegen. „Hab' ich dich, Ausreißer! Grad wollt' ich den Wald nach dir abklopfen."

„Bist du's wahrhaftig, Hille? Donnerwetter, bist du hübsch geworden, Süsterken. Sag', wie lange haben wir uns nicht mehr gesehen?"

Da hatte er schon einen Kuß auf die rauhe Backe. „Sechs Jahre, Bröderken, sechs Jahre!" Sie lächelte ein wenig befangen. „Ja, du hast Süsterken gesagt, da kannst du so lang sein, wie du willst, ich sag' Bröderken."

‚Sieh,' dachte er lustig, ‚da beginnt's auch mit der Rechthaberei.' „Aber nun laß dich noch einmal ansehen und sag' um Gottes willen, was wolltest du an dem Brunnen, ist da einer hineingefallen?"

„Ja, ein dicker alter Waterkerl!"

„Zu meiner Zeit saß da eine schöne junge Frau drin, ihr seid unhöflich geworden."

„Das ist eben das Leiden. Nun hat sich da ein dicker Waterkerl breit gemacht, sagt Ole Hull."

„O Gott!"

„Aber er hat keine Ruh' gehabt!" Sie lachte herausfordernd. „Hat bloß Tag und Nacht auf dem Brunnenrand gesessen und nach dem klappernden Storchrad hinüber geschimpft, und wir hatten ihn gerade so weit, daß er wieder auf und davon wollte."

Er griff rasch nach ihrem Handgelenk, aber sie war flinker als er. „Jung, warum bist du nicht beim Kaffeetisch?"

„Ich wußte ja nicht, daß du kommen würdest, Hille!" antwortete er ehrlich.

Ein leiser Frost stand in ihren Augen: „Du bist ungezogen gegen Mutter!" Sie wollte drohen. Da fiel der Schalk wieder in ihre Augen ein, es wurde ein fröhliches Bitten. „Hör', das darfst du nicht noch einmal tun!" Und nickend, als müßte sie dafür aufkommen: „Damit es nicht wieder so wird wie damals!"

Sie stand unter einem hohen Wildapfelbusch, er sah ihn erst jetzt, wo ein Wind die weißen Blüten auf sie niederrieseln ließ. Sie fielen dem Mädchen auf Schultern und Kleid, über den schmalen gebogenen Hut und überstreuten sie, als wär' es der springende Frühling selbst, der sie überwehte.

‚Wie schön ist sie geworden,' dachte Broder, ‚wie unwirklich schön!' „Komm," sagte er plötzlich rauh und wandte sich zum Gehen. „Und nun erzähl' mir, warum du mich gerade hier gesucht hast. Ich glaub's dir noch nicht." Aber während das Mädchen noch halb gebückt den überwucherten Weg entlang lief, spielten viele goldene Sonnenlichter über sie hin und huschten auf ihren braunen Wangen auf und ab. —

Frau Broder saß in der Laube. Auf dem weißen Tischtuch standen ein Strohkorb mit gelben Kuchen und die alte geblümte Kanne, die wie eine Glucke inmitten ebenso geblümter Tassen breit und ehrfurchtgebietend aufgebaut stand. ‚Mitten in der Woche feiert man nicht,' dachte Broder ärgerlich und biß die Lippen zusammen. „Ich muß noch zum Stall, warum ist die Schwarzbunte nicht draußen?"

„Sie hustet seit ein paar Tagen."

„Warum weiß ich das nicht?"

Frau Broder schenkte den Kaffee ein, beweglich, fast mädchenhaft leicht. Niemand hätte in ihr die Mutter einer Achtzehnjährigen erkannt. „Hör', Jung, ich kenne die, bei denen du aktiv warst, sie hatten dunkelblaue Mützen, nicht wahr? Der Justizrat gehört auch zu ihnen." Es war, als holte sie einen Augenblick Atem und legte sich die Worte in ihren Gedanken vor. „Der Justizrat, der dieser Tage mit uns dreien sprechen will. Gut, daß du jetzt auch da bist, Hille!" Sie wandte sich rasch wie Hilfe suchend an die Tochter. „Gut, daß du da bist, da können wir einmal alles zu Ende bekommen!"

Jung Broder sagte nichts, er zwang sich, nichts zu sagen. Ein Finkenpaar zwitscherte am Eingang der Laube, es war wohl gewohnt zu betteln und hielt nicht auf zu tänzeln und zu ziepen, bis es mit großen braunen Krumen und Rosinen in das dichte Geißblatt huschen konnte.

Der Jagdhund kam träge gähnend herüber, schnupperte den Brotduft und hob die Pfoten. Und der Wind rauschte im Laub, und der Duft springender Blüten von überall her und das Gewölk, das in schneeweißen Zipfeln mitten im grünen Laub entlang rann, — oh, es war alles so schön und rein und freudeüberfüllt, wie sollte man wohl jetzt mit Härmen und Hadern dazwischen fahren!

„Wie ist es nur möglich, daß du, — ja, daß du so groß geworden bist, Hille!" Der Student wurde rot, er wagte nicht schön zu sagen, die Mutter hätte lächeln können. Aber sie war gar nicht danach aufgelegt, das Spöttische, Fröstelnde an ihr schien milder, seit Hille bei ihr war. Niemand antwortete auch auf seine Frage.



Sinnende. Gemälde von Richard Birnstengel

„Bedien' dich, Jung, ich habe Zigarren mitgebracht, sie stehen hinter dir!"

„Danke!" Er war so überrascht, er konnte den Kistendeckel kaum offen bekommen.

„Ich habe Vaters Zigarren gefunden," sagte Frau Broder freundlich, „ich denke, du rauchst sie auf. Wo willst du hin, Hille?"

„Sag' erst, was du vom Waterkerl weißt," fragte der Student.

Frau Broder lachte. „Aber nimm dich in acht, daß du keine Hochzeit daraus machst, Hille. Ich will so 'n heidnisches Zeug hier nicht haben auf dem Hof."

Das Mädchen schüttelte sich ausgelassen und sprang auf. „Kannst mich ein Stück Wegs zu Pastors bringen, Jung!" Sie zog ihn schon an der Hand und drückte ihm die Mütze auf den Kopf. Und der Bursch öffnete die Lippen und pfiff über die schmalen Schneidezähne. Seine Blicke blieben wieder auf ihr haften, die Hand, die er ihr gegeben, öffnete sich nicht. „Donnerwetter, verwünscht schön bist du geworden, Hille!"

Das erste Dämmerungsrot lag über den Feldern, die Knicks waren noch lichtdurchsonnt, aber die Schatten zogen sich lang. Die leise Wehmut der Dämmerung im Frühling senkte sich aus dem halbhellen Himmel nieder. Es raschelte an den Wegen von Tieren, die schlafen gingen. Ein Hase hoppelte den Feldweg durchs Korn. Alles war auf Frieden und Gedeihen bedacht, ein wenig müde von den blühenden Festen des Tages und doch voll Freude des nächsten.

„Bist du auch so froh, daß du wieder hier bist, Jung?"

„So froh, kleine Hille, nichts wird mich mehr fortlocken!"

„Wir sind auch glücklich und wollen hier bleiben. Es wird jetzt alles ein Frieden werden, sagt Mutter."

Broder schwieg, in seinem Herzen war eine unbestimmte Furcht vor dem Zusammenleben, er wußte nicht warum. „Mutter will hierbleiben?"

„Sie sagt, der Justizrat wird das alles ordnen, und wir sollen uns nicht den Kopf zerbrechen." Hille lachte schon wieder. „Weißt du übrigens, wen Pastors Lotte kriegt?"

„Nein!"

„Kennst du noch den Kandidaten, der einen so unheimlichen langen Hals auf der Kanzel machte, daß die Bauern unten die Schnauztücher 'rausholten?"

„Warum?"

„Weil sie meinten, daß er sich den Kopf ausdrehte. Na, aber er meint es nicht schlecht und kennt das Buch Hiob auswendig. Und uns allen hat er gesagt, es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei, und wischte sich vor Rührung über die Augen und faßte seine Braut an den Fingerspitzen, ganz rot ist sie geworden. Ihr Bruder Arne sagt auch, er sei ein himmlischer Mensch."

Broder mußte lachen. „Deern, daß du eine so böse Zunge hast!" Hille drehte die Zeigefinger in den Auggrübchen und tat sehr gekränkt. „Mit wem soll ich darüber reden, wenn nicht mit meinem eigenen Bruder?"

„Mir scheint, du hast auch mit Arne darüber geredet."

„Wer hat nun die böse Zunge?"

„Was führt ihr denn auf?"

„Ach weißt du, wir hatten uns erst so 'n Stück mit der Brunnenfrau ausgedacht, aber Arne hat es nicht gern, er geht ja jetzt auch auf Theologie."

„So, und nun?"

„Ach, jetzt muß es etwas mit den Aposteln sein. Ich bin Petrus und muß immer die Backen aufblasen, und Ole Hulls altes Fischnetz haben wir ihm auch ausgehakt. Aber es hängt mir immer um die Knie, ich kann gar nicht zutreten."

„Und Arne?"

„Arne ist die Stimme von oben. ‚Ehe die Welt ward, war ich,' sagt er. Aber das glaubt ihm natürlich keiner, und wir müssen immer lospruschen. Und wenn er da überm Kamin einen Krampf kriegt, weil er immer die Wolke bewegen muß, kann uns allen was passieren."

Sie lachten. Der Weg lief über ein gefälltes Waldgeviert. Im Grabenrain standen Vergißmeinnicht in blühenden blauen Hängen. Fingerhut und roter Weiderich waren drüben am Aufspringen, und um alle halbentwurzelten Stümpfe hatten sich die Brombeeren breitgemacht, ihre wilden Ranken waren blutübergossen von der Dämmerung und breiteten sich und wucherten laubengleich über den Weg nieder.

‚Glücklich bin ich,' dachte Broder plötzlich und hob die Brust und atmete von dem würzigen Frühling. Das Mädchen an seiner Seite sang leise ein Lied, — ein Kinderlied. Ihre kleinen Füße liefen hurtiger, es war, als haschten sie Schritt um Schritt nach dem Sonnenlicht, warfen es mit den roten Spitzen auf und rollten es den Weg vor sich hin.

Ein Busch barst auseinander. Ein Kopf, zwei Arme, ein ganzer Bursch sprang hervor.

„Arne!"

„Zu dienen, da bin ich! Und der lange Herr Bruder ist auch wieder im Land?" Es sollte vergnüglich klingen, aber die Stimme war heiser, als sei Streit in der Luft.

„Lauertest du hier, Arne?"

„Wie hart das klingt. Sag', daß ich meine Dame erwartete zum Einzug im ge-

schmückten Saal. Aber kannst du dir vorstellen, Hille, dein Bruder hat mir noch nicht die Hand geboten."

„Willst du wohl, großer Schläf!"

„Tag, Arne, wie geht's denn? Und ihr macht Hochzeit? Wie heißt der Glückliche?"

„Der Glückliche? Sei vorsichtig in Worten, die du nicht übersehen vermagst!"

Sie lachten alle. Jung Broder warf einen schnellen Blick von Hille zu Arne hinüber. Ihm war, als sei da eine Übereinstimmung, die ihn störte.

„Und du kommst nicht mit, Jung?" fragte Arne rasch und machte ein trübseliges Gesicht. „Schade, schade!" —

Als er abends allein war, fühlte Jung Broder eine Einsamkeit, er wußte nicht, woher sie kam. Da griff er zur Geige, stimmte und hob das Holz ans Kinn. Er hörte noch, wie die Mutter drüben in die Stube huschte, das dünkte ihm gut. Dann glitt der Bogen über die Saiten, er stand vorm Fenster und sah dem löschenden Licht nach und horchte in das Lied und horchte ins Land und war zufrieden, so wie er dastand, das Haupt voll Unruh', er wußte nicht wohin, aber die Füße auf seinem Grund, nach dem er ein unsagbares Heimweh gehabt hatte, sieben Jahre lang.

Der Kirchturm verschmolz mit der blassen Dunkelheit. Im Dorf gingen ein paar Lichter an und glänzten zu ihm hinüber. Gewiß tanzte Hille jetzt mit Arne oder saß neben ihm und sah ihn mit ihren flatternden Augen an. Er lächelte im Spiel „Süsterken": Wie ein Wunder war sie vor ihm aufgetaucht, wie ein Geschenk aus dem Brunnen, an dem er sie getroffen hatte.

Der Bogen sank jäh von den Saiten. Drüben im Dunkeln tat sich eine Tür auf, eine Magd huschte vom Hof. Hatte die nicht bei dem kranken Tier zu bleiben? Wo war er selbst? Warum war er zum Abend noch nicht dagewesen? War er der Herr? Wahrhaftig, es war, als sei er heut auf diesem Hof zu Gast gewesen. Die Augen Hilles flehten im Dunkeln. Aber er schüttelte sie ab. Was ging mit ihm vor? Ihm war, als lauerte etwas um ihn, als erwartete man ein Schweigen. — Ja, was erwartete man von ihm? O, es war nicht seiner Mutter Dableiben allein, nicht die Bitte um die Heimstätte, es war noch etwas auf diesem Hof, er suchte danach und fand es nicht.

*

Als Jung Broder am nächsten Morgen mit den Knechten die Arbeit besprach, kam ein Windstoß auf, das Storchrad klapperte wieder auf dem Dach.

Die Leute starrten grinsend an ihm vorbei nach oben. „Kiek," sagte Jan Gau, „nu hett de ole Sootkerl wedder 'n slechte Nacht hatt." Broder tat, als hörte er es nicht, aber er ging mit Jan Gau und Ole Hull zum ersten Heuschnitt hinaus. Und er hielt nicht auf und rastete nicht in der Arbeit bis zum Mittag. Sie merkten wohl, daß es dem neuen Herrn Ernst war, und redeten nicht viel, bis die Magd mit den Töpfen vorbei kam. Aber daß sie ihm das Storchrad wieder locker geschlagen hatten, brachte ihnen doch Spaß, sie kamen aus dem Grinsen nicht heraus, wenn sie sich ansahen.

Dann mußte Broder zum Hof. Der Justizrat warte schon lange, ließ man ihm sagen. Aber als er kam, hatte Bruhn gerade erst gespeist und saß jetzt breit ausgeruht auf dem Sessel. Jung kannte ihn, er hatte dasselbe Band wie er getragen; sie duzten sich und suchten beide einen behaglichen Ton anzuschlagen. ‚So wie alles in diesem Hause in Frieden und Liebe schwimmen möchte,' dachte Jung und lächelte und besah seine Zigarre von allen Seiten.

Das Testament, — ja, — darum käme er eben, begann der Ältere endlich. Und dann, mit einem Blick auf seine Knie, auf denen die Sonne den Staub drehte: es sei wohl allgemein bekannt, daß vorher noch ein anderes vorhanden gewesen wäre, — er spräche jetzt nur im Interesse seines Mündels.

Sie sahen sich alle nach Hille um, aber die war bei Pastors. Ja, es wäre ja vorher noch ein anderes Testament dagewesen, ob Jung Broder das wisse?

„Nein."

Ja, aber er wisse es, er habe ja selbst beide aufgenommen, auch unmittelbar vorm Tode jenes, das die überraschende Sinnesänderung des alten Broder habe erkennen lassen.

„Soso!" Der junge Hofbesitzer horchte.

Ja, das erste habe anders gelautet, nahm Bruhn das Wort wieder auf, als sei ein Einwurf erfolgt. Und es lasse sich ja nicht abstreiten, daß der Zustand, in dem das zweite aufgenommen wurde, nicht mehr unbedenklich gewesen war.

„Lassen Sie das!" Die Mutter hatte es ganz leise gesagt.

Ja, darüber hatte ja auch nicht er, sondern der Arzt zu entscheiden, meinte der Alte. Er sei aber selbst über seine Pflicht im unklaren gewesen. Der überreizte Zustand, in dem sich der alte Bauer befand —

„Lassen Sie das, um Gottes willen!"

„Worauf willst du hinaus?" Broder sah dem andern bestimmt ins Gesicht. Der kleine faltige Mund bewegte sich unruhig, das immer noch dunkle, krause Haar, die braune Stirn, gaben dem Mann etwas Affenhaftes.

„Worauf willst du hinaus?" fragte er noch einmal. Kam es jetzt, was ihn beengte?

„Kurz gesagt, mein Mündel ist nicht geschützt, und deine Stiefmutter ist nicht versorgt. Ich müßte vielleicht Einwände gegen das Testament erheben. Das will ich nicht. Ich müßte nur schwarz auf weiß wissen, daß die beiden, wie soll ich sagen, ein Heim haben, hier bleiben können, ich muß —, aber laß dir mal selbst die Lage durch den Kopf gehen."

„Ein Recht zum Bleiben," sagte Broder.

„Ich sag', wir müssen zwischen den Testamenten in irgendeiner Form ausgleichen; vielleicht fällt dir selbst etwas ein. Du hast ja schließlich auch deine Sorge um das Wohlergehen der Frauen." Bruhn zog nervös die Zigarrentasche. „Rauchst du übrigens?" Er war sichtlich froh, daß er die Sache heraus hatte. „Überleg' dir's, wir haben Zeit. Wollen wir jetzt durch den Garten gehen, oder läßt du sogar anspannen? Der Tag ist so herrlich, und die Geschäfte eilen nicht."

„Nein, es eilt nicht," fiel eine schüchterne Frauenstimme dazwischen, „es ist auch nicht nötig, das niederzuschreiben. Wenn Jung es sagt, muß es doch genügen."

„Das verstehen Sie nicht!"

Broder hatte aufgehorcht, irgend etwas im Tonfall der beiden hatte erlernt geklungen. Sein Blick fuhr feindselig über das Gesicht seiner Mutter, aber es war nur eine grenzenlose Furcht darin, man mußte Mitleid haben.

„Hille weiß nichts von diesem Andringen?" fragte er kurz.

„Andringen?" Sie schwiegen eine Weile gereizt.

Frau Broder war aufgestanden. „Sie weiß nichts, Jung!"

Dann kam Hille vom Dorf zurück. Ihr Gesicht glühte vom Lauf, den Hut trug sie in der Hand, das dunkle wellige Haar war bis in die Schläfen niedergesunken. Sie barst ungefähr vor Neuigkeiten, die sie loswerden mußte. Ihre Augen funkelten und brannten. Sie warf sich in einen Stuhl, jagte nach ein paar Atemzügen nach draußen, hatte den Hut abgeworfen und war schon wieder bei den dreien, wie sie noch ein wenig nachdenklich bedachten, wer das Gespräch wieder aufnehmen solle.

„Na, ist Arne vom Himmel heruntergefallen?" fragte Jung und sein langes Gesicht geriet bedenklich ins Schmunzeln.

„Es ist alles gut gegangen, nur der arme Kandidat hat vor Rührung so sehr geweint, daß die Braut ihm immer hat Püffe in den Rücken geben müssen. Ganz rot ist sie geworden, als er sich so schnäuzte."

„Was hast du doch für ein entzückendes Lästermaul, Hille! Hast tüchtig getanzt?"

Sie nickte mit dem Kopf, daß der Schopf auf- und niederflog und schob den Arm in den des Bruders.

*

Die Sonne schien müder, es ging zum Abend. Aber Broder wollte die Helle ausnutzen, solange es ging, und hielt nicht auf zu mähen. Ihm ging es auch darum, mit den Knechten gleichen Schritt zu halten. Er wußte, was es bedeutete, zu Anfang nicht das bessere Auge, sondern die stärkere Kraft zu weisen. O, auch das Rad sollte bald nicht mehr klappern, und wenn's in Henkers Namen den Sootkerl ärgerte.

Dann kam Hille mit dem Abendbrot, gerade, als sie alle drei zum Dengeln standen. Es gefiel ihm gut, daß sie's abpaßte. Er konnte sie kommen sehen; sie hatte ihr Arbeitskleid an, war an den Schürzenrändern mit Kalk überspritzt. „Was hast du da angefangen?"

„Hühnerstall ausgemistet!"

„Ich seh's mir nachher an!"

Sie wurde dunkelrot. „Hast wohl kein Vertrauen, meinst, ich ginge nur auf Hochzeiten?"

„Was macht der Justizveteran?"

„Weiß ich nicht, ich kümmere mich nicht um eure Sachen."

„So." Er nickte. Ihre Anwesenheit freute und beengte wieder ihn. „Na, dann ist's gut, klein Deern!" Er hatte wieder die Sense zur Hand und sirrte in den hohen Halmen. Aber Hille hatte keine Eile. Sie saß noch eine Weile auf einer gefällten Weide am Saum der Wiese. Er mußte mitunter heimlich hinüberblicken, ob sie noch da war. Er wollte sie auch in der Arbeitsschürze sehen, er hatte sonst nur das Bild der Brunnenhorcherin unter der Stirn. Schwesterlich näher schien sie ihm, so wie sie vom Werk kam. Er wollte das andere Bild vergessen, das ihm irgendwie drohte.

Warum ging sie nicht heim? Er mußte sich jetzt sehr mühen, den Knechten gleichzubleiben. Von Zeit zu Zeit blickte er auf, das Mädchen saß immer noch auf dem Baum, die leeren Töpfe zu Füßen, die Arme um die Knie geschlungen und den Kopf halb vorgebeugt, um der Arbeit der Männer zuzusehen. Einmal sah der alte Ole Hull sie, wie er an der Schärfe auf und nieder strich, er rief ihr ein Wort vom Wetter zu oder von der bösen Abendluft. Aber sie hörte nicht, ihre Augen waren auch wohl mehr beim Fallen des Grases als bei den Gestalten der drei. Dann, als Jung wieder einmal aufsah, war sie in den Rain eingetaucht. Er merkte auch,

wie es dunkel wurde, und maß den Rest der Wiese für morgen.

Die Worte des alten Bruhn wanderten ihm jetzt stärker durch die Gedanken. Woher war jener Umschwung bei seinem Vater gekommen? Das Gefühl, daß er dem Hof fast fremd geworden war, ängstigte ihn nachträglich. Vor einem Verhängnis hatte er gestanden, das seine Tore zugetan hatte, gerade, als er in seine Not eintreten sollte.

Wieder nagte es: Woher kam der Wechsel? Wie kam sein Vater, der ihn sieben Jahr des Hofes verwiesen hatte, dazu, seinen Sinn zu ändern? Was sagte Bruhn von dem überreizten Zustand, in dem Vater das erste Testament umgestoßen hatte?

Seine Sense schnitt über einen losen Stein. Es gab einen häßlichen, scharfen Klang. Die Wiese, die schräg nach Westen anstieg, wurde kühl, es dunkelte im Gras. Da richtete er sich auf und dengelte über die Sense und rief den andern zu, es würde Zeit, aufzubrechen. Sie hielten sofort inne, suchten nach ihren Röcken und warfen sie über. Dann tranken sie den letzten Schluck aus der Flasche, sahen sich um, ob der Bauer noch nicht mitkäme, und machten sich auf den Weg.

Broder mähte bis zum Wiesenrand. Er wartete auf etwas. Ihm war, als käme noch ein guter Gedanke oder eine glückliche Überraschung, er wußte nicht woher. Seine Arme lahmten nun, wo der Wetteifer fehlte. Er ruhte noch einmal aus und strich die Sense scharf. Über die hohe Wiesenkante, die schräg zum Himmel zu steigen schien, stand tieffarben das Abendrot, dunkel von Wald und Dorfeichen eingerahmt. Die Gestalten der zwei Männer hoben sich dagegen, schwanden klein und dunkel gegen das Licht und schritten dann auf der Höhe entlang, immer sonderbar ruckhaft und fleckig im abblühenden Licht. Fast spukhaft sah das aus. Jeder Augenblick und jede Stunde dieser Tage trug überhaupt etwas Ungewöhnliches in sich. Broder empfand, es gab Geheimnisse auf dem Hof, die sein Vater erfahren hatte, etwas war von einem Rätsel umschattet. Mißtrauisch war er, seit er darüber nachdachte. Mißtrauisch war er gegen die Schatten am Wiesenrand, mißtrauisch gegen die Erwartung, die ihn spannte. Langsam, mit großen Strichen mähte der Bursche im Halbdunkeln den Weg bis zum Rain.

Als er drohend den Blick aufhob, raschelte es im Haselbusch. Er ließ die Arme sinken und suchte das Dämmern zu durchdringen.

„Hille!" schalt er. „Was willst du hier, Süsterken?"

„Was ich will," lachte sie, umlief ihn im Bogen und warf sich von hinten um seinen Hals. „Daß du aufhören sollst, will ich, langer Kerl. Wie lange soll ich noch warten?"

„Hast dich die ganze Zeit hier herumgetrieben?"

„Besser hier als zu Hause!"

„Der Justizrat?"

„Ist weg, Gott sei Dank!"

„Wer käme denn sonst?"

„Hm, der eine oder der andere. Weil gestern doch Hochzeit war!"

„Hältst einen zum Narren," lachte Broder gereizt.

Er bekam einen Stoß, daß er fast vornüber fiel. „Pfui, wie unschön du das sagst!"

„Muß denn alles schön sein?"

„Was du und ich tun, muß schön sein, Broder, wie bei zwei Sonntagskindern."

Er lachte verlegen und antwortete nicht.

Seitlich der Felder rollte der Wagen vorbei, der den Justizrat zur Bahn gebracht hatte. Broder rief den Knecht an, ließ ihn die Sense mitnehmen.

„Willst du auch nach Hause, Jung?"

„Will dir hier Gesellschaft leisten, Hille!"

Sie hüpfte vor Freude.

„Fein, fein, wollen den Fluß hinauflaufen, wollen Ole Hull beim Fischen erschrecken, wollen lauern, wenn Arne zum Pastorat zurücktappt!"

„Aha, Arne!"

„Ja, begreifst du das? Man ist lustig mit den Leuten, kennt sie, so alt man ist, zieht sie an der Nase, wirft ihnen Lassos über den Kopf, und auf einmal verändern sie sich und werden ernsthaft und kriegen große Augen und reden über das zukünftige Leben im Himmel und auf Erden und möchten Mutter kennen lernen, die sie doch nun ein Leben lang aus der Welt geredet haben — begreifst du?"

„Und holen einen auf halbem Weg ab!"

„Ganz recht und —"

„Mehr nicht?"

„Was denkst du denn, ich kann ihn nicht ausstehen!"

„Wie sieht der denn aus, den du mal ausstehen kannst?" fragte er in einem Anflug von Eifersucht.

„Muß so ähnlich aussehen wie du, Jung, aber bild' dir nichts ein, er muß einen besseren Charakter haben."

„Aha!" Broder suchte kurz aufzulachen, aber es gelang ihm nicht. Sein Kopf war schwerer geworden. Gnädig, daß es dunkelte, und man seine Verlegenheit nicht sah. „Bin ich denn nicht gut zu dir, Schwesterchen!"

„Dummer Kerl, wie du gleich ernsthaft tust." Sie hakte ihren Arm in seinen und streichelte ihn, es sollte ein Scherz sein. „Guter Bruder bist du, guter Bruder! Komm, ich will dir meinen Veilchenweg zeigen und

wo die Unterirdischen tanzen." Ihre Stimme brach vor Schelmerei. „Und wo der Waterkerl auf dem Brunnen sitzt und schimpft, daß das Storchrad nun wieder wackelt."

„Nimm dich in acht vor mir," knurrte er, „und mach' mich nicht besser, als ich bin."

Sie dachte nach. Ihre Worte wurden fast unhörbar fein. „Du bist gut, aber du tust mitunter so kurz gegen Mutter, warum tust du das?"

„Ich soll hier eingewickelt werden," fuhr es ihm heraus. Es hatte derb scherzend klingen sollen, aber er merkte, daß er den Ton nicht getroffen hatte. „Komm, das ist nicht das richtige Wort, ich suche ein besseres!"

„Hättest du das nicht gesagt!" Er hörte ein feines Klagen in ihrer Stimme. „Hättest du das nicht gesagt! Ach, jetzt weiß man nicht mehr, was man bereden darf." Sie lief wie ein Kind ein paar Schritte davon.

„Hille! Ich mein's doch nicht so!" Die Dämmerung blendete ihn. Er wußte nicht, wie es ihm entfahren war, und fühlte doch, es war nötig, ihr weh zu tun, um sie ferner zu halten, um das süße Bild ihres Gesichtes von sich zu treiben.

„Geh, geh denn nur!" tat er ärgerlich. Verrückt war er.

Da wandte sie sich plötzlich, kam mit verstörten Augen bei ihm vorbei. „Wohin willst du?"

„Arne kommt!"

„Dann geh mit mir, sei nicht kindisch!" Sie nickte und gehorchte fassungslos.

Ein Schatten kam vor dem Knickweg herab, sie schritten nebeneinander her und hatten beide das Herz voll Härmen.

„Ich will hier nicht bleiben," sagte das Mädchen leise, „nicht bei diesem, nicht bei dir! Weit weg will ich! Ich merke, es geht, wie's bei Vater ging!"

„Sag' nichts auf Vater!"

„O nein, sollst nie was von mir hören!"

„Hille, Kindskopf," mahnt er. Sie fuhr rasch über die Augen und zog den Atem durch die Zähne, um nicht zu schluchzen. ‚Wie tapfer sie ist,' dachte er und sah verstohlen hinüber. ‚Wie schön ist sie, warum tu' ich ihr weh?' Er sah ihre Gestalt am Brunnen, fühlte sein Herz schlagen. Sieben Jahre hatte er sie nicht gesehen.

Arne kam pfeifend, die Hände in den Taschen, den Weg herab. Es war ein warmer Sommerabend, er kam ohne Rock und Mütze und tat, als würde er der beiden erst im letzten Augenblick gewahr. „Donnerwetter, also hier, Hille? Und ich habe schon einen schönen Weg zu Mutter Broder gemacht. Tag, verehrtester Freund, hab' schon gehört, wie du den ganzen Tag im Schweiße deines Angesichts dein Brot verdienst. Welch eine Wandlung!"

„Erstmal Glückwünsche wegen Lotte!"

„Danke! Mir ist jetzt wohler. Soll ich euch führen? Ich weiß, daß Hille abends gern den Veilchenweg geht, wahrscheinlich dann den alten Peter beim Fischen stören wird," — Arne hatte plötzlich einen Stoß im Rücken, verfing sich in einer Wurzel und drehte sich rückwärts langsam auf seinen Sitz nieder. Auch das tat er mit Feierlichkeit, blieb unbeirrt auch im Klagen und Staubbürsten.

„Weißt du übrigens, Hille, ihr kamt vorher an wie ein Liebespaar, fehlte nur noch, daß ihr die Finger in den Mund bohrtet. Und wenn's der leibhaftige Bruder ist, bleib stolz und treu, hörst du, und hab' mein Bild im Herzen."

Sie lachten jetzt doch, es kam so gemütlich heraus, man konnte Arne nicht recht böse werden. Sein glattes, schon etwas belehrendes Gesicht, die immer abgerundete Weisheit, die nicht mehr zu lernen brauchte, ach, Arne war ein sogenannter guter Kerl, und es ist nichts schwerer, als einem freundwilligen Pfahlbürger grob zu kommen.

„Du schweigst zu meinen Worten, Hille, ich nehme an, daß du sie im Herzen wägst."

„Bist du zu Ende, Arne?"

„Eigentlich erst am Anfang, verehrter Freund. Aber ich höre deinen Unmut, wohin soll ich mich da kehren? Ach Hille, dieser doktert an der Welt mit Groll und raunenden Heilkräutern der Erde. Aber die Menschen glauben nicht mehr an neue Propheten."

„Arne!"

„Ich weiß wohl, ihr habt einen neuen Vorschlag, die Menschen selig zu machen. Jung, geh lieber Heu einfahren." Arne hatte alle klugen Bücher gelesen, er predigte gern, ein wenig eitel, das ältere Semester zu belehren. „Was meinst du, Hille?" fragte er mitten in seinen Worten.

Die schwieg, und Jung Broder schwieg auch. Es liegt etwas Trauriges in der Dämmerung, man mag nicht gleich so antworten, wie es am Morgen geschieht. „Hab' ich recht?"

„Mir scheint, jeder Glauben kann einmal so stark werden, daß er Berge versetzt, Arne!"

„Ja, Schwester," sagte Broder leise, und er war ihr ganz nah in diesem Augenblick. „Man muß an sein Volk glauben und an das Kommende aus ihm, wie man an Gottes Willen unter den Sternen glaubt."

Der kleine Weg leuchtete blaß vor ihren Füßen. Arne stolperte voran, immer im Eifer halb rückwärts gekehrt. Er hätte gern Gegengründe gesetzt, aber wie sollte man Hilles Kinderworte bekehren.

Der Fluß rauschte und blinkte durch die

Erlen. Auf der kleinen Holzbrücke blieben sie stehen und sahen die halbhellen Wasser in wunderlichen Kreisen und Strömen das Licht fangen und weitertragen. Der erste Mondschein stand unsichtbar hinter den Bäumen des Waldhangs, aber der Himmel war schon grau von seinem Leuchten und ließ in den Gesichtern die Münder dunkler bei jedem Wort und die Augen übergroß erscheinen.

„Wo ist dein Veilchenweg, Hille?"

„Es ist noch weit bis dahin." Die Nachtjungfern schwirrten bei ihnen vorbei und schlugen dumpf an das Geländer. Hinterm Damm und Schilfsumpf fuhr ein Wind auf. Die Binsen knirschten aneinander, und die kieselharten Gräser spielten in hohen Trillern. Der Geruch des Moors und der Duft unbestimmter Blumen drang herüber.

„Was habt ihr jetzt vor?" Das Schweigen wurde Arne unheimlich. Etwas Feindseliges war in der Dunkelheit. Kam's von Jung Broder oder aus dem Flusse oder vom Entenzug, dessen Schatten das Wasser kreuzte?

„Es wird Zeit für mich, ich komme einmal wieder vor, Hille! Vielleicht bist du dann so liebenswürdig, dich zu Hause aufzuhalten."

Das Mädchen nickte und horchte seinen Schritten nach, erst über das hohle Holz, dann den federnden Uferweg entlang. Sie war eigentlich froh, daß er ging, müde war sie seiner und müde war sie des Tages und traurig, irgendwie sehr traurig, — gewiß wegen der bösen Worte mit ihrem Bruder.

Der hatte sich halb abgewandt, wie um heimzugehen. Aber seine Blicke trennten sich noch nicht von ihrem schmalen Gesicht, von der Gestalt, welche, die Arme rückwärts über die Brüstung geflochten, sich schlank und atmend neben ihm hob. So schön war ihre Nähe, so schön die Landschaft, der Fluß und der schwere Duft der Erde, — Jung Broder hätte den Augenblick in die Ewigkeit dehnen mögen in sehnsüchtiger Beschwertheit.

„Hille!"

„Jung?"

„Wie töricht, daß wir uns streiten wollten!" Sie nickte und antwortete nicht, aber sie ängstigte sich irgendwie, ließ die Arme gleiten, wandte sich und sah in die gleitende fahle Strömung.

Ein Schritt kam an den Wiesen herab, schleifte an Busch und Gräsern entlang. Sie fuhren zusammen. „Kommt Arne wieder?"

„Ole Hull wird fischen wollen!" Sie mußten beide lachen und waren doch gleich wieder ernst.

„Ich dachte wahrhaftig, Arne käme zurück."

„Magst ihn nicht?" fragte Hille.

Jung schwieg, es hätte sich lächerlich angehört, wie Eifersucht.

„Ich weiß, du magst ihn nicht und ich möchte ihn auch nicht immer hören."

„Meinte, du seist in ihn verliebt," knurrte der Bursch.

„Dummer Kerl, da müßte schon ein anderer kommen." Aber es war etwas Seltsames in ihrer Stimme, er blieb mißtrauisch und etwas verzagt.

Der fremde Schritt war nahe, hielt jäh im Erlgestrüpp an. „Komm ruhig, Ole, wir wissen doch, was du willst."

„Laß das Netz nicht liegen."

Aber der Alte kam nur mit ein paar Wurmtöpfen und langen Pötterleinen. „Ist nur, um ein paar Aale zu kriegen, Hille, das ist doch nicht verboten?"

„Leg' man aus, Ole." Sie faßte nach Jungs Hand, drückte sie rasch, damit es keine bösen Worte gäbe.

Der Alte kam vorsichtig brummend auf die Brücke, blendete die kleine Handlaterne auf, band zwei Leinen unterm Gestänge an und puhlte sorgfältig die Wurmhaken und Steine auseinander. Jungs Nähe behagte aber nicht recht, er sichtete bald weiter unten Pfähle und Baumstümpfe, oh, er kannte jede Trift im Fluß und jedes Holz, das nur für ihn dazustehen schien.

„Bis zum Fallenstellen ist nur ein kleiner Übergang," murrte Jung.

Das Mädchen drückte wieder bittend seine Hand, und sie sahen schweigend zu, wie die Laterne an Ole Hulls Brust auf- und niederschaukelte, sein Gesicht und mitunter die riesigen gelben Hände überstrahlte, wie seine Gestalt im Wasser sich bückte und fluchend und ächzend mit den schweren Stiefeln umherpatschte.

Die Nacht duftete, der Himmel war grau vom Sternenlicht, strömte von einer unbekannten Milde und ließ eine süße vorsommerliche Fremdheit auf das Land niedersinken. ‚Es wird Zeit, nach Hause zu gehen,' dachte der Mann. ‚Wir stehen hier wie ein Liebespaar.' Aber er zögerte noch, es zu sagen. ‚Es ist unrecht, wenn Bruder und Schwester sich sieben Jahre nicht sehen,' dachte er plötzlich und hatte mitten in der Nacht das Bild der in den Brunnen Horchenden vor seinen Augen. Und wie er sich davon abwandte, sah er das Mädchen leibhaftig neben sich stehen, und sie dünkte ihn noch schöner und süßer, und die blasse Nacht, und das Klingen der Sterne, oh, alles schien ihm wie ein Traumbild, in dem er sich jenseits des Wirklichen wiegen durfte. Sanft bewegte er Hilles Hand, jeder Herzschlag brachte ihn ferner und näher; jeder Windflug mit seinen schweren Düften der Nachtnelken und seinem wandernden Rauschen im Busch und seiner

gleitenden Helle im Fluß hob ihn fremder aus dem Gesetz.

Eine kleine Wolke stand zwischen den Bäumen, schneeweiß vom Mond beschienen. Es tropfte mitunter aus ihrer Helle silbern herab, er folgte in Gedanken dem Rinnen, sah das Land, in das ihr Leuchten niederströmte, und wanderte Hand in Hand hindurch immer weiter zu einem Ziel, das er nicht kannte.

Die Brücke dröhnte von schweren Füßen. Broder fuhr auf. Ole Hull stapfte auf ihn zu. Ob er nicht ein paar Karauschen für die Frau fangen solle, er wolle das Netz gleich vom Hof holen. Der Alte brauchte aber gar nicht erst so weit zurück, das sonderbare Ding war ihm schon bis hinter den Erlenstrupp entgegengewandert.

Ob das Fräulein ihm wieder helfen wolle, sie wisse ja Bescheid. Da lachte Hille so silbern, daß Jung Broder einfallen mußte und polternd mit dabei sein wollte. Und es geschah, daß der Alte flußab mit den hüfthohen Stiefeln zu Wasser ging und jeden überwachsenden Busch und jede Grassode mit dem Netz unterfuhr und daß Hille mit dem Karauschenbeutel und der schlenkernden Laterne am Ufer folgte, in jedes Netz hineinleuchtete und vor Fangfieber leise jubelte. Einmal fuhr sie sogar mit beiden Händen in den Sumpf, aber ehe der Mann bei ihr war, spülte und wusch sie schon wieder und konnte nicht rasch genug durch die hüpfende Helle zu dem Alten eilen.

Der Fluß zog dunkle strudelnde Schatten um Ole Hull, das gelbe Laternenlicht leuchtete und tanzte von unten in den Zweigen, und die singende, leise Stimme Hilles erfüllte alles mit Jubel und widerhallte und übertönte die erschreckten Laute der auffahrenden Tiere und füllte die Nacht mit ihrer Lieblichkeit. Ganz allein, — so deuchte es den Bruder.

Ja, Jung Broder lief mit dummen, plumpen Schritten neben Hille her, sah jede ihrer Bewegungen, die fliegenden Arme, die wie weiße Schatten hin und her flogen, die geschmeidigen Sprünge, das dunkle Haar, das von einem dumpfen Glanz widerleuchtete. Oh, er fühlte ihre Nähe so stark, den frischen Duft ihres Atems, wenn sie ihn anlachte, und den Schimmer ihres Blickes, der wie aus Schleiern aufflog und sich schloß. Verrückt, grollte er wieder gegen sich und wiederholte das Wort, um sich zu wecken. —

Da, wie Hille wieder mit einem Sprung über eine dunkle Scharte im Gras setzte, fiel ein weher Ruf aus ihrem Mund. Sie glitt in die Knie, suchte aufzuschnellen und sank wimmernd ins Gras zurück. Broder sprang hinzu: „Ich hab' mich vertreten, Jung!" Sie versuchte ihn anzulachen aus weißem Gesicht. „Hilf mir auf, es wird nichts sein." Aber sie preßte seine Finger fast blutig, so schmerzten sie die Knie. Nein, sie blieb stöhnend liegen und rollte sich zusammen vor Schmerz, es sollte wohl niemand ihr Gesicht sehen.

„Ole, — hierher!" schrie Broder. Der Alte stieg schwer aus dem Wasser und wollte zu fragen beginnen. Aber der Mann schob ihn schon zum Weg. „Nach Haus, spann' an und fahr an die Koppel heran."

„Ich, ich kann nicht gehen, Jung!"

„Ich bring' dich hinauf." Der Bursch konnte nicht auf den plump davonstolpernden Alten warten, hatte keine Geduld. Er kniete nieder, nahm das Mädchen sanft auf den Arm, wie man ein Kind trägt.

„Jung, es tut so weh!"

Sein Herz klopfte zum Springen; hätte er ihr ein doppeltes an Schmerz abfangen, oh, hätte er alles, was er an Leid tragen konnte, für sie erbitten dürfen! „Mien Süsterken!" Er suchte jeden Schritt auszuwiegen, unbändig, wie das Schicksal solcher Lieblichkeit Leid zu tun wagte, er suchte mit den zartesten Worten zu trösten. „Mien leew, leew Süsterken!" Oh, das Leid um ihren Schmerz war so stark und das Mitleid mit jedem klagenden Ruf, jedem hilflos dankbaren Blick so weich, er mußte sein Gesicht im Schreiten an ihres legen. Sie schlang die Arme um seinen Hals und berührte mit ihrem Mund den seinen. „Mien leew Broderken." Und die Süße ihrer Lippen und die Zartheit ihrer Glieder in seinen Armen und der Duft aus Haar und Atem war dem Bursch so nah und so inbrünstig schön, er küßte sie mit jedem Schritt, und sie küßte ihn wieder, bis er sich taumelnd auf dem breiten Weg fand. Er hob die Brust, stieß leidenschaftlich heraus: „Wärst du nicht meine Schwester! —"

Da, wie er die Worte hörte, überrieselte ihn eine glühende Scham, er suchte blind, wohin er sich wenden könnte, die Last ihres Leibes auf den Armen. Es war aber, als sei mit seinen Worten etwas in ihr überschwer geworden, sie schnellte auf, wie um ihm zu entfliehen, dann fielen ihre Arme schlaff nieder, die Lider sanken über ihre Augäpfel.

Der Bruder ließ die Ohnmächtige ins Gras gleiten, kniete neben ihr, bettete ihren Kopf auf seinen Rock und wagte nicht, ihre Hand zu berühren, so voll Verzagen über sich selbst war er. Die Sterne funkelten und knisterten über ihm. Den Bursch aber dünkte, er sei der armseligste unter allen Menschen, daß er solches gesagt hatte.

Der Knecht kam mit einer Tragbahre, Jan Gau war dabei. Als Broder merkte, daß das

Mädchen wieder zu sich kam, fand er einen Vorwand, sie alle zu fliehen, jagte quer über die Felder zum Bahnhof, wo sich ein junger Arzt niedergelassen hatte, und trommelte ihn heraus. Er rief ihm ins Fenster, daß seine Schwester verletzt sei, stieg ein, half dem Mann, der vor Langeweile schon schlafen gegangen war, in die Kleider und trieb ihn aufs Rad, zum Reigerhof zu fahren.

Als er zögernd zu Fuß nachkam, hörte er, daß die Verrenkung behoben sei, aber der junge Arzt war besorgt genug, auf genaue Durchstrahlung anzudringen. Um Mitternacht kam noch ein Zug zur Stadt durch, die Mutter brachte Hille selbst hinüber. —

Der Himmel war etwas bewölkt, als Broder vom Bahnhof heimkehrte, aber der Mond stand hoch und übergoß das ganze Land mit seinem blanken Schein. Ole Hull saß bedrückt auf dem Bock. Als sie über die Brücke kamen, hielt er, sah Broder fragend an, und der nickte. Da holte er Netz und Karauschenbeutel, ging auch dahin, wo Hille zusammengebrochen war, und stampfte ins Gras und schalt laut, daß man es bis zum Wagen hörte. Aber auf dem Bock war er wieder still, er war ein alter Abergläubischer und mußte sich besinnen und mußte es herausfinden, wer Hille das angetan hätte.

Broder saß mit dumpfem Kopf neben ihm; er begriff schwer, was vorgegangen war, zu grau und zu sonderbar war die Nacht. Nur von seinem eigenen Wort wußte er, das ihn wie ein Schlag aufgeweckt hatte. „Wärst du nicht meine Schwester —“

Je mehr er darüber nachdachte, um so deutlicher faßte er das unentrinnbar Traurige.

„Ja,“ sagte Ole Hull plötzlich, „die Mannsleute haben's nicht leicht auf dem Reigerhof, das ist immer so gewesen.“

Broder fuhr auf, als habe ihn der Alte in die Gedanken hineingesprochen. Was er da sage, fragte er barsch. Und mit einer plötzlichen Gier, mehr zu wissen über Geheimnisvolles, das angedeutet vor ihm lag, fuhr er fort: ob er von den letzten Tagen des Bauern spräche?

Broder drang vorsichtig nach, aber Ole Hull wußte nichts, nein, er wußte nichts, er konnte ja nur sagen, was er selbst gehört und gesehen hatte.

Was das denn sei, was er selbst gesehen hätte?

Er habe das nur so gesagt.

Ob er mit dem Bauern selbst noch einmal gesprochen habe?

Nur einmal, aber das gehörte wohl nicht dazu.

Was das sei, was er selbst gesehen hätte?

Ja, mal kam er am Fenster vorbei, aber da wäre der Alte schon sehr krank gewesen, er habe nicht mehr klar reden können.

Ob er hineingegangen wäre?

Naja, weil der Alte gerufen habe. Aber er habe auch gesehen, daß er's gut gehabt habe, solch Sorge würde um einen armen Mann nicht gemacht.

Und, und?

Aber ganz richtig sei er wohl nicht mehr gewesen.

„Was wollt' er denn?“

„Segg em — rut mit de Fruenslüd, se hört nich her!“ hätte er gesagt.

Und dann, als es rausgebracht war, hätte er ihn, Ole Hull, angesehen, bis er ihm zugenickt habe. Na, das Versprechen hätte er ja erfüllt und jetzt wollt' er nichts mehr damit zu tun haben.

Er hätt's gewiß falsch verstanden. Wann das denn gewesen sei?

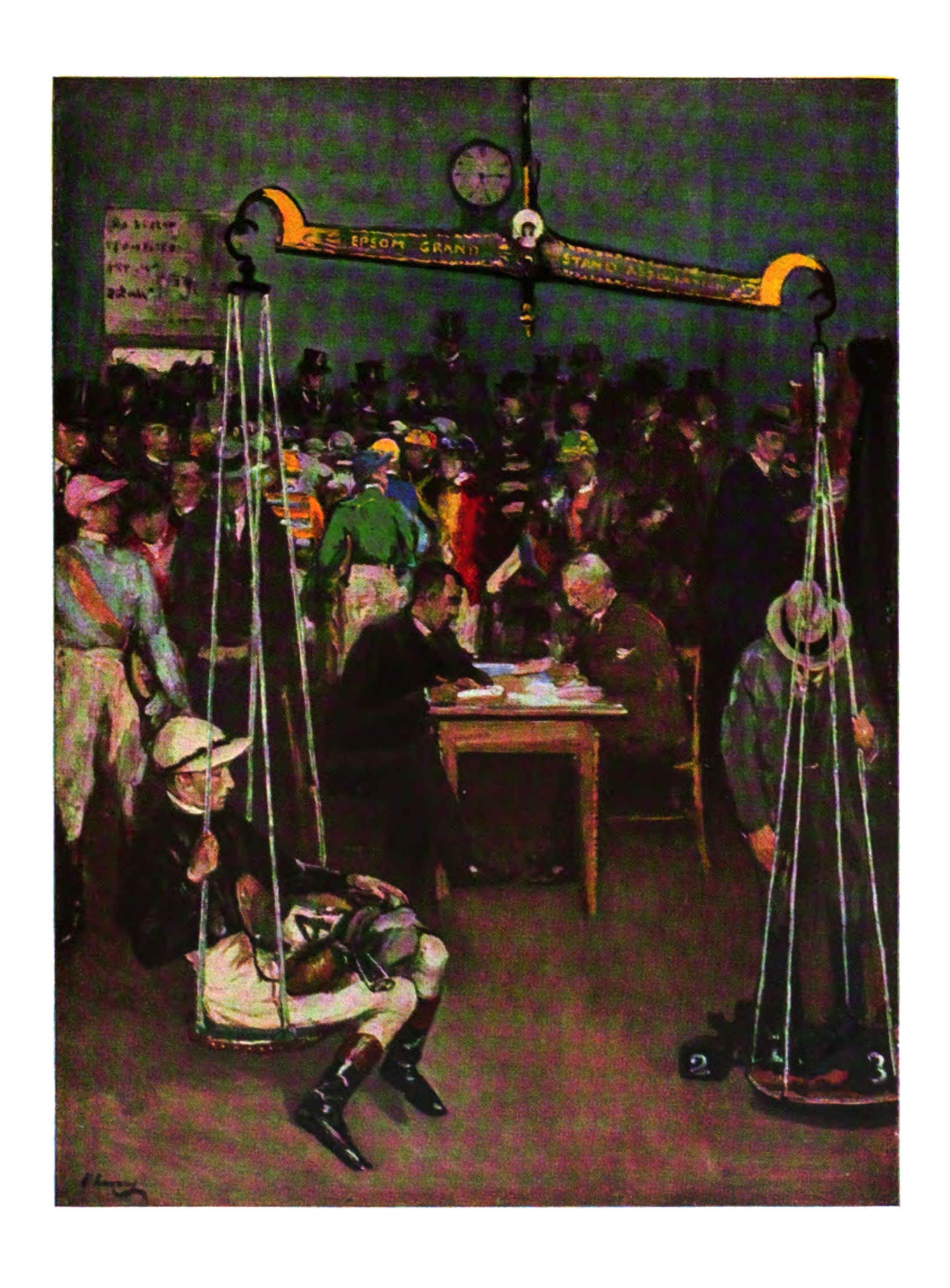
In der Nacht sei der Bauer gestorben, die Fenster seien schon auf gewesen, wegen der Seele, so hab's der Alte haben wollen.

Broder saß mit halbgeschlossenen Augen da. Die Äste spielten im Wind, der Wagen knirschte in den Rillen und warf sich in den Mondlachen hin und her. Irgend etwas war in ihm, das er nicht faßte. Einmal erschrak er. Ob der Alte gewußt hatte, was kommen mußte nach sieben Jahren? Etwas Böses war auf diesem Hof! Wohin waren seine Gedanken gegangen? Was hatte er zu seiner Schwester gesagt? Broder quälte sich unter den unheimlichen Worten, er spürte, wie sie in ihm saßen und fraßen, und wie stark er würde sein müssen, um sie zu überwinden.

Der Wagen rollte auf die Steine, das Hoftor lag im blauen Mondschatten, mit weißen Borden rundum. Dunkel und prächtig ragte die Wand bis zum First empor, der mit gekreuzten Tierköpfen in den fahlen Nachthimmel ragte. Aber als der Mann in die Diele eintrat, war ihm, als hallte der Schritt leer und tot wider, als sei er einsam, so angstvoll einsam auf seinem Hof.

*

Schwer voll Reue und Auflehnung waren die folgenden Tage. Von früh ab suchte Broder alles Empfindungshafte zu ersticken, arbeitete unsinnig, so daß seine frischen Backen einfielen und aus der körnigen Farbe der Haut ein krankes Grau wurde, und konnte doch die Qual von Trotz und Vorwurf nicht ändern. Er fühlte, daß es sich um mehr als um die Vergebung jenes einen Abends handelte, daß er von einem unseligen Gefühl gepackt war, das ihn sich sehnen und wieder verzehren ließ. Mitunter gelang es ihm, sich wieder auf Stunden von allem frei zu denken. Er lachte die Sonne und den Som-



Der Derbysieger auf der Wage. Gemälde von Sir John Lavery

mer an und hatte für alle Fröhlichen ein Wort und für alle Sorgen einen Trost. Dann kamen um so unerhörter Erinnerungen, die ihn steinigten. Und der Mann, der sich eben noch frei und beschwingt vom Schaffen gefühlt hatte, brach an einer Schuld seiner Gedanken zusammen, die ihm Flug und Besinnen nahm.

Die Mutter war am Tag nach Hilles Abreise wiedergekommen. O, in einigen Tagen sollte die Schwester wieder da sein, hieß es. So schlimm war es nicht geworden. Daß sie ein paar Wochen weniger würde springen können, würde Gott sei Dank nichts schaden. — Es war das einzige, das Broder von Hille hörte, er wagte nicht nach mehr zu fragen. Aber das Gefühl, daß sie weniger flügge würde eilen können, schmerzte ihn sehr. Er dachte sich märchenhaft hinein, von seiner Raschheit zu verschenken, und ging fast schwerfällig, so sehr hatte er sich in den Gedanken eingelebt, daß er ihr abgegeben hätte.

Immerhin, solange Hille fort war, wurde es für Broder nichts als ein schwermütiger Dienst, er verklärte ihr Bild ins Unirdische, dichtete ihr alles erdenkliche Gute an und spürte, daß das Fernsein voneinander nötig wurde, käme wieder ein Flug jenes unseligen Verlangens über ihn. Je näher aber der Tag ihrer Wiederkehr kam, desto stärker befiel ihn die Furcht, noch eben getröstet, daß niemand außer ihm selbst sein Irregehen wußte, auch Hille nicht. Denn er glaubte nicht, daß sie damals im Augenblick, wo sie ohnmächtig wurde, seine Worte noch verstand, es hätte ihm ihr Bild getrübt.

Mitunter trotzte er auf. Dann überwarf er sich mit allen Gesetzen und dachte sprunghaft an Götter und Königsgeschlechter, die sich aus gleichen Wurzeln zeugten. Bis er sich seiner selbstsüchtigen Lächerlichkeit schallt. Mitunter fiel ihm auch seines Vaters Drohung ein, von der Ole Hull erzählt hatte. Das Wort des Toten quälte ihn, er stellte sich vor, daß er nicht der richtige Sohn oder daß Hille keine Tochter des alten Broder wäre. Aber er verwünschte den schäbigen Trost, er war ein Schamloser, alle zu bezichtigen, um sich selbst zu retten. Vielleicht hatte Ole Hull überhaupt gelogen, als er vom bösen Sterben des Bauern sprach. Vielleicht hatte der Alte auch in seinem Fieber wahrgesehen und geahnt, daß, wie er die Mutter, der Sohn die Tochter würde lieben müssen und wollte vorbeugen. Fast zärtlich dachte der Bursch des Sterbenden.

Wenn der Morgen ins Fenster graute, glitt das Brüten der Nacht aus Broders Kammer. Er warf die Lippen auf; ein Schwächling war er, der sich unterkriegen ließ. Ja, wenn die Sonne aufging, die goldene Sonne der blauen Mittsommertage, verlor er von seiner Furcht und nannte sich fest genug, das alles zu überwinden, wäre Hille erst wieder da mit ihrem übermütigen Lachen, das solche Gedanken töten und seinen raschen Herzschlag stillen würde! Wäre da nicht wieder der Gedanke an Ole Hulls Geheimnis gekommen oder, ja, — auch Bruhn mußte irgendwie davon wissen.

Mit der Mutter war Broder freundlich und bestimmt. Einmal, als sie ihn fragend ansah, meinte er, das mit dem Vertrag über ihr Dableiben brauche ja jetzt nicht beschlossen zu werden. Sie nickte. Es würde sich ja ohnehin dieses oder jenes ändern, sagte sie. Er wisse, Arne sei eines Abends bei ihr gewesen. Ihr Blick blieb mit einem feinen, spöttischen Lächeln auf seinem Mund. Jung blieb stumm, saß, die Beine übereinandergeschlagen, auf seinem Stuhl und wunderte sich, wie kühl er bleiben konnte. Aber in seinen Gedanken hatte er die Hand voll Blut.

Dann war es soweit, daß Frau Broder ihn bat, Hille aus der Stadt abzuholen. Sie hätte fast wieder allein fahren können, aber besser war's, daß jemand sie begleitete. —

Als Broder an jenem Morgen in der rotgemauerten Klinik schellte und die Schwester schon im Wartezimmer mit gepacktem Koffer antraf, hatte er seine nüchternste Besinnung. Er lächelt über all seine Gespinste, mitleidig war er mit sich und Hille.

Auf der Bahn waren sie mit viel Leuten im Abteil, das Mädchen erzählte von Kranken und Ärzten, die Fahrt verging rasch.

„Mich dünkt, du wirst frischer, je näher du dem Reigerhof kommst."

„Die Freude, Jung, ich habe Heimweh gehabt!"

„Arne wird auf dich warten." Sie lachte nicht zornig, wie er erwartet hatte, sie sah an ihm vorbei durchs Fenster und schwieg.

Das Land flog eilend vorüber, die Drähte schwankten auf und nieder und an den Schranken der kleinen nüchternen Bahnhöfe standen Neugierige und immer wieder staubige Bahnwärter an den klingenden Stellwerken. Drückend heiß war es, die Unterhaltung schlief langsam ein.

Arne wartete tatsächlich auf den Zug. Er tat, als habe er eine kleine Fahrt mit dem Rad gemacht und zufällig seinen Weg vorbei gefunden. Er wurde ein wenig rot, als er nach Ergehen und Besserung fragte. Ja, prahlte er, wäre er nur in jener Unglücksnacht dabei geblieben! Gerade den heimtückischen Graben kennte er genau. ‚Sieh,' dachte Jung und mußte lachen, ‚mit wem

mag Arne wohl gepflügt haben?' Frau Broders Lächeln fiel ihm ein, ein frauenhaft kluges Lächeln, das eigentlich schön war.

Wie's Lotte ginge?

Vermutlich selig. Aber er fürchte, der Schwager werde ein Tyrann.

Da lachten sie alle drei, sahen den Kandidaten mit dem langen Hals in Gedanken vor sich und baten Arne, mit aufzusteigen. Aber der hatte sein Rad und mußte es den mahlenden Weg neben dem Wagen herschieben. Das war wieder ganz lustig. Er stolperte oft, weil er beim Erzählen immer verliebt Hille ins Gesicht sehen wollte. Einmal schob er seine Lenkstange auch schief in die Wagenachse, klemmte sich und bekam klebrige Flecke an den Fingern, die er immer im Reden anblies.

Broder lachte jetzt wirklich.

„Na, und du bist abergläubisch geworden, Jung?" rächte der andere sich.

„Nein, wieso?"

„Hast das Storchrad wieder losgemacht, weil du bange vorm Sootkerl warst?"

„Dummes Zeug, sag' bloß noch, daß er mir nachts auflauert."

„Aber gewiß ist, daß das Rad wieder klappert. Man kann nicht über den Hof gehen, ohne daß man's hört."

„Arne, Arne, wenn du man nicht selbst der Sootkerl warst."

Ole Hull auf dem Bock drehte sich um, sah mißbilligend von einem zum andern und gab dem Wagen einen rascheren Zug. Arne mußte jetzt traben, das Rad kippte bedenklich. Einmal versuchte er aufzusitzen, aber der Knickbusch war so tief, er hatte ständig den Mund voll Grün. Es gefiel ihm überhaupt nicht, neben den beiden zu Fuß zu laufen. Als ein Kreuzweg kam, warf er noch einen verliebten Blick auf Hille, grüßte und radelte mit krummem Rücken unter den Büschen davon.

Das Land hob sich zum Tannicht. Ein Eichhörnchen huschte lautlos an einem Stamm hinauf, beäugte den Wagen neugierig und pfiff vor Übermut hinterdrein. Dichte Farne dehnten sich und verdeckten den Boden, daß der Wald in ihrer wogenden Fläche zu schwimmen schien. Am Weg standen gelbe Taubnessel und die dünnen lichtlosen Gräser des Waldes.

„Klein' Hille, das war ein böser Abend!"

„Kommt nie wieder vor!"

Sein Herz klopfte, aber er hielt es gut im Zaum. „Alles vergessen, das ist gut!"

„Ja, alles vergessen." Ohne Bewegung war ihr Blick und ihre Stimme. Der Wagen schwankte, ihre Hand fiel auf seine und blieb liegen. „Hast mich so schön betreut! Was hätte ich angefangen ohne dich, Jung?"

Er lächelte, er sah jetzt nur das gelbe Sonnenspiel über ihrer Hand und in ihrem Kleid. Lautlos fuhren die Räder wieder über den weichen Nadelgrund. Ein alter Knickwall, mit grünem Stechblatt überwuchert, schnitt den Weg.

„Wollen jetzt fein für dich sorgen, daß du wieder rote Backen kriegst."

Sie nickte. „Ich möchte schon!" Und mit einem scheuen Blick zu Dorf und Kirchturm hinüber: „Möcht' auf dem Reigerhof bleiben. möcht' gar nicht wieder weg!"

„Sollst ja auch bleiben, was denkst du?"

„Bleiben!" wiederholte Broder und sah, daß Ole Hull sich in dem Augenblick horchend zurückbeugte. Er hatte die Zügel angezogen, sprach beruhigend auf die Tiere ein, drehte sich zum Tritt und stieg lahm vom Bock. Ein großer, mürber Ast lag im Weg, er besah ihn von allen Seiten und warf ihn zur Seite. Langsam stieg er wieder auf. „Verdori!" spukte er hinterdrein, „der lag da mit'n mal!" Er drehte sich um. „Soll ich weiterfahren, uns' Herr?"

„Ja, natürlich, was sollst du sonst?" Aber die Pferde zogen nicht an. Ole Hull polterte schon wieder vom Bock. „Nu liegt er da schon wieder." Er hob den Ast zum andern Male auf, faßte ihn wie Feuer an und schob ihn auf den Knick.

„Was ist los?" schrie Broder, „schmeiß ihn doch gleich weit genug!" Ole Hull drehte sich langsam zu ihm, warf einen heillosen Blick auf die beiden und blieb mit hängenden Armen neben dem Wagen stehen. „Will uns' Herr selbst fahren?"

„Verrückt." Broder schwang sich über die Lehne auf den Bock, fuhr los und lachte, — er konnte lachen, daß der Wald schallte, so lustig schien ihm der Aberglaube des Alten.

Dann kamen sie durch die Feldstreifen zum Hof, wo die Mutter mit viel Sorgen und Gedanken wartete und aus der Fahrt eine wackere, ein wenig überlegene Wirtschaftsangelegenheit machte.

Und mit dem Augenblick, wo die beiden Frauen wieder schalteten und sanft dies und das wünschten und mit Broder berieten, war es, als legte sich ihr Wille heimlich verbunden um ihn. Frau Broder wollte einen andern Arbeiter in die Flußkate legen, es war eigentlich nichts dagegen einzuwenden. Sie gab vom Garten ab und verteilte die Mägdekammern neu, mit Gründen, gegen die er so schnell nichts einzuwenden fand. Es war nur, als sei er hier zu Gast im Hofgebäude. Das Wort seines Vaters ging in Jung Broder um, fast mußte er an Ole Hulls Spukgeschichte denken.

Sonst schien nicht viel verwandelt; nur,

daß Frau Broder, wenn Jung dies oder jenes aus dem Dorf zu erzählen hatte, auf Arne zu sprechen kam. Sie lobte beiläufig das eine oder andere Wort von ihm, ohne daß jemand widersprach. Ja, und als der Bursch Hille wieder in die Felder lud, um das Heu zu bewundern, hatte die Mutter noch zu viel für das Mädchen zu tun. Dachte Broder denn gar nicht an die Wirtschaft? Ach nein, er dachte nicht viel daran. Er war froh wie ein Kind, daß Hille wieder bei ihm war, und fühlte doch ein feines, ängstliches Ableiten in Wort und Bild. Und einmal, als er wie verliebt das Mädchen um den Tisch jagen wollte, sah die Mutter ernst aus, nicht tadelnd oder bang, nur besorgt und nachdenklich. Sie begann wieder von Arne. Ob Jung ihn nicht einmal einlüde?

Hilles Blick blieb an ihm haften, rätselnd, sonderbar fern. Ja, sie nickte fröstelnd zu Mutters Vorschlag.

Bis zum Abendbrot half Broder draußen bei den Knechten. Er hatte keine Zeit zu verlieren, der Wetterbericht stand auf Regen. Aber den Abend hatte er sich doch vorbehalten. Er war in solcher Feststimmung über Hilles Heimkehr, seine Arbeit hätte doch nicht viel getaugt.

So ging er mit Feierabend noch einmal durch Ställe und Hühnerhof, traf Hille bei den Kükenkisten, die sie vorm Regen wärmer und höher barg, half ihr und wollte sie zum Abendbrot abholen. Ein Draht mit Silberbraken brach bei ihrer Arbeit auf, die kleinen Tiere kugelten piepsend und ziepend heraus, sahen sich verdutzt um und eilten schutzsuchend in Hilles Hand. Die Glucke lief schreiend, mit hängenden Flügeln hinter ihrem Gitter auf und ab. Aber als der Mann mit seinem großen Gesicht zurücktrat und nun Hille eines der flatternden Tierchen nach dem andern in ihrer kleinen warmen Hand einfing, schlug ihre Stimme um, es war nur noch ein aufgeregtes Erzählen, man merkte, sie hatte Vertrauen zu der Mütterlichen.

Ja, alles, was Hille anrührte, schien schön und gut zu werden. Broder sah die Nacht vor sich, wo sie dieselben Hände um seinen Hals geschlungen hatte, mit denen sie jetzt die kleinen gesprenkelten Tierflügel streichelte. Die gemiedene Erinnerung kam über ihn, — es war, als fühlte er den weichen Strich der Finger über sein Haar. Er mußte sich abwenden, um seine Liebe nicht sehen zu lassen.

Als der weiß gedeckte kleine Abendtisch abgeräumt war, wurde die Unterhaltung einsilbig. Es war, als habe sich Frau Broder vorgenommen, über etwas Bestimmtes zu reden, hätte auch Hille Bescheid gesagt und fände den Anfang nicht. Einmal polterte das Mädchen noch wieder von Ole Hull los, der den Ast nicht habe anfassen mögen. Sie lachten alle gereizt mit. Einmal sagte die Mutter auch beiläufig, der Justizrat habe sich auf den folgenden Tag angesagt, sie wisse aber nicht, was er wolle. Dann schwiegen sie wieder. Broder holte sich eine Zigarre, blieb am Fenster stehen, hinter dem das Abendrot drohend bis hoch in den Himmel stand, und wollte an die Wirtschaft denken und was am andern Tag zu besorgen sei. Aber er sah nur Hilles lachendes Gesicht wie im Spiegel vor sich stehen, hörte jede ihrer Bewegungen und dachte verzweifelt, was nun aus all dieser Wirrnis werden sollte.

Dann hoffte er sich abzulenken. Er holte die Geige hervor, und während er die beiden andern nebenan in der Stube hörte, spielte er von dem, was ihn traurig machte, in die Wolken hinein. Der Abend wurde wildfarbener. Wasserdunst vom Meer kam mit dem Westwind, wehte zwischen Himmel und Erde und brach das letzte Sonnenleuchten zu flammenden Garben und Bogen. Über und über in Purpur getaucht, brennend stand der Himmel da, in kochender Leidenschaft, die auf den Sturm wartete.

Und Broder spielte und horchte in die Glut hinaus, und ihre Unbändigkeit löste die Strenge in ihm; Brand war sein Gesetz, ohne Schonung rasten die Flammen über die Welt. Sein Bogen, lange genug ungeübt, spielte kräftiger, etwas Marschmäßiges, dann wieder in starken, klagenden Mollakkorden, die doch gereizt und aufflackernd gegen das Licht ausklangen. Er war kein großer Spielmann, aber er hatte die Gabe einer leidenschaftlichen Erfindung, die ihm sein Sinnen anzusagen gab und ihn selbst doppelt aufreizte in ihrem Klang. Er konnte sich in Zorn und Stille, Muße und Tat hineinspielen und ließ die Geige zwiespältig singen, unter dem Brand des Abendrots und dem Durst seines Herzens.

Einmal setzte er erstaunt ab. Die Mutter war da, berührte ihn an der Schulter und lächelte ihn bittend an. „Hast du nachher ein wenig Zeit für uns?“ Er nickte, hatte schon wieder das Holz am Kinn und jagte die Weise fort, die er hinter der Stirn hatte. Einmal kam auch Hille zum Fenster, blieb eine Weile neben ihm stehen und lächelte ihn an. Die starken Mollakkorde strichen noch in seinen Melodien. Er sah ein Buch in ihrer Hand, nahm an, daß sie's ihm weisen wolle, ließ die Fiedel einen Augenblick sinken und klopfte mit dem Bogen auf den Umschlag. Wie kam Hille zu Gedichten? Er lächelte, hob die Geige wieder und spielte ihr dicht vorm Ohr. In einem Rausch war er heute,

nie hatte ihm der Bogen so unter den Fingern getanzt, nie hatte er solche Weisen erfunden. Und der Brand da draußen schlug gleich seinem Blut zum Himmel, aufrührerisch, gesetzlos, wie eine ungeheure Flamme aus einer Tiefe jenseits der Erde.

Dann erblaßte der purpurne Himmel vor ihm, als würde auch er müder und habe sich in Farben seine Inbrunst von der Seele gespielt. In einem verliebten, klagenden Lied endete der Bursch, freier atmend, als sei er seines wühlenden Verlangens ledig. Er packte die Geige ein und betrat des Nebenzimmer. Seine Mutter war nicht da; Hille hatte das Buch auf dem Schoß liegen. Sie hatte wohl auf ihn gewartet, die Augen auf die Tür gerichtet.

Dankbar nickte sie ihm zu, ließ den Blick wieder fallen. „Laß sehen, Schwesterchen!“ Aber sie gab ihm das Büchlein noch nicht. „Wie hast du sonderbar gespielt!“ Sie schloß die Augen. „Ich wollte lesen, aber ich konnte keinen Anfang finden.“ Er setzte sich schweigend, das Blut bebte noch in seinen Händen. Es war das drittemal, daß er sie so süß, ein wenig hilfesuchend vor sich sah. Am Brunnen zuerst und am Fluß, — er dachte, wie sehr er sie in jener Mondnacht geküßt hätte. „Süsterken!“ Er versuchte aufzustehen.

„Bleib, jetzt will ich dir vorlesen.“

Er hörte ihre klare, volle Stimme ein Lied ihrer Landschaft sprechen. Er horchte, belustigt über eine Verlegenheit, die das Rot unter ihre Stirn trieb und doch freudig über die warme Innigkeit ihrer Stimme. ‚Ist das dieselbe,‘ dachte er, ‚die mich in jener Nacht küßte? Seltsam, daß sie es ganz vergaß, aber es ist wohl gut und klug!‘

Hille blätterte weiter. Er blickte neben ihr ins Buch. Wie gut sie zu wählen wußte! Er freute sich aus seiner hochmütigen Wissenschaft darüber. Mitunter ein wenig schwermütig, — ja, — die Menschen werden wieder empfindsam! — Da kam die Mutter mit einer eiligen Näherei. Es war, als nützte Hille ihre Gegenwart rasch, ein kleiner Vers von nutzloser Liebe fiel darein, es war schier ungewollt.

„Komm bald, wir wollen noch miteinander reden, eh' der Justizrat kommt,“ mahnte Frau Broder zum andern Male. Es war etwas in ihrer Stimme, das mehr noch als vorhin bewahren oder warnen wollte.

Hille nickte. „Gleich, Mutter!“ Sie hatte aber grade eine andere Seite aufgeblättert, las halblaut von der Gräfin Weser das Lied. Als die voll Leid zum Sterben kam, durch des Bruders Hand, ließ sie das Buch fahren, sah unter den tiefen Wimpern durch das Fenster hinaus.

Und der Bursch spürte jäh, daß Hille von jenem Abend wußte, und daß sie sich in ihrem Herzen nicht losringen konnte. Als er nicht antwortete und nur hoffnungsleer und außer sich vorm Verhängnis ihrer Herzen nach draußen starrte, hob sie das Buch wieder. Und er merkte, daß sie all diese Tage nur an ihn gedacht hatte, daß sie ihn hatte überwinden, wie er sie hatte vergessen wollen. Und daß sie doch in der Not ihrer Liebe einmal noch zu ihm sprechen mußte. Ja, sie las wieder, die Worte bebten, als hielten sie in einem Schluchzen ein.

Die Wahrheit ihrer Liebe kam über den Mann. Eng ward das Zimmer, aller Traurigkeit voll. Die Gesetzlichkeit versank vor ihm, wie in jener Mondnacht. Er fühlte, jetzt kam Schicksal, Flucht vom Hof, Verzweiflung, was noch? Warum las sie vom Tod? Wahnsinnig war sie, — noch einmal sah er das drohende Auge Ole Hulls und seine lauernden Blicke, die von einem zum andern strichen und Worte eines Sterbenden wiederholten. Er versuchte sich zu besinnen, es gelang ihm nicht. Er hörte nur ein schwermütiges Wort der todbringenden Liebe und jäh, stärker, als er selbst, ergriff es ihn, zog er Hille an sich, küßte sie und beugte sich über sie.

Dann, aufschnellend stieß sie ihn von sich, begann bitter zu weinen und stolperte ans Fenster. — Ein Schritt kam von der Tür, — die Mutter trat ein.

Eine Weile sah sie von einem zum andern, es lief wie ein Seufzen durch die Kammer. Dann ging sie zum Nähtisch, setzte sich und beugte sich tief über die Schublade. Es war, als müsse sie ihre eigenen Augen verbergen.

„Ihr habt euch gestritten?“

Hille schluchzte ohne Unterlaß. „Mutter,“ antwortete Jung, „es ist ein böser Anfang gewesen.“ Er hatte schreien wollen: ‚Ich habe Hille lieb.‘ Aber die Scham wurde stärker, das Wort war ihm entglitten.

Sie schwiegen alle drei. Schatten lagen unterm Fenster, ohne Licht war der Abend. Die Dämmerung im Zimmer war steinern wie das Grauen der Menschen voreinander.

Dann stand Hille auf und ging aus der Stube. Man hörte ihre Schritte auf der Diele hallen, um den alten Herd herum schritt sie zu ihrer Kammer. Jung horchte ihr nach. Das Buch lag noch aufgeschlagen auf dem Tisch, das letzte Gedicht mit dem Wort vom Tod darin.

Wie sehr sie wohl diese Tage auf ihn gewartet haben mußte, von jenem nächtlichen Versinken ins Bewußtlose bis zu dem beherrschten Empfang heute früh! Er schämte sich aller kleinen Gedanken, die während der

Tage an ihm vorbeigeglitten waren. Sie hatte tiefer gedacht, bis zur Todschwermut.

Tod? Ein Grauen und eine fremde Furcht um ihre Lieblichkeit ergriff ihn. Er sprang jäh auf. Frau Broder hob fragend den Kopf.

„Ich will Hille sagen —“ Ja, da war die Furcht wieder. „Zu Hille will ich.“ Wie hatte sie nur das letzte lesen können! Er eilte zur Tür, mit ein paar großen Schritten war er bei den Schlafkammern. „Hille!“

Sie antwortete nicht.

„Hille!“ Er drückte die Klinke nieder. Das Mädchen stand vorm Fenster und sah in die freudlose Dunkelheit hinaus. „Wir sind wahnsinnig!“ stöhnte sie.

„Was sollen wir tun?“

Sie zuckte die Schultern. Wie er sie so im Verdämmern sah, die Stimme traurig, wie aus tiefstem Leid, zerbrach etwas in ihm; Besitz, bäuerische Freude, ach, alles dünkte ihm gering neben ihrem Kummer.

„Wir müssen uns meiden, Hille!“

„Wir müssen uns meiden,“ wiederholte sie und wandte sich zu ihm. Ihre Augen waren ohne Begreifen. Sie sank neben dem Lager auf den Stuhl. „Wir müssen uns meiden, ja!“ Und dann mit einem trüben Lachen: „Ich wußte es längst, warum tu' ich heute, als wäre es unerträglich?“

„Ich werde gehen.“

„Du gehörst hierher, Jung!“ Er widersprach nicht, aber ihm schien sein Weg deutlich und unabwendbar.

„Was wolltest du tun, Hille?“

„Ich weiß noch nicht!“

„Zu Arne gehen?“ knurrte er hastig und war froh, jemand zu haben, an dem er seinen Zorn gegen das Schicksal austrommeln konnte.

Sie lächelte unter Tränen über seine Eifersucht. „Geh, großer Jung, laß mich allein.“

„Versprich mir —“

„Ich verspreche dir, Bröderken! Komm, leg' deinen Kopf noch einmal an mich, ich hab' so oft daran gedacht. Siehst du, wie klug und verständig wir sein können? Sieh, so wollen wir voneinander gehen.“

Ihre Stimme sank herab. „Du mußt mich jetzt allein lassen . . . Nein, ich bin nicht töricht —“ sie streichelte über seinen Kopf, „jetzt nicht mehr, wo wir über alles sprachen. Geh, Mutter kommt!“

Broder erhob sich, ein Lichtschein kam über die Diele, die Frau kam mit der Lampe herüber. Sie leuchtete vor sich her, sah ihn nicht, aber er prüfte ihr Gesicht und sah einen Gram darin stehen, wie er ihn selten in einer Frau Antlitz geschaut hatte. —

Ohne Licht war der Abend! Nebel rannen über den Hof, als er aus dem Tor ins Freie trat. Nach einer Weile kam Ole Hull aus dem Dunkel und wollte bei ihm vorbei. Als er nicht zur Seite ging, blieb der Alte verlegen stehen.

„Weiß noch jemand, was Vater zu dir sagte?“ drohte Broder.

„Nein, Herr!“

„Du warst betrunken, Ole Hull, du hast Gesichter gehabt.“

„Nein, Herr, das war, so wie ich's dir erzählt habe mit dem Bauern, aber warum er's mir gesagt hat, weiß ich nicht.“ Und nach einer Weile, während der alte abergläubische Knecht die längst erloschne Pfeife ausklopfte: „Ich hab's nun gesagt, und der Alte hat's gehört, daß ich's gesagt habe. Und er weiß auch, daß ich das heut vorm Wagen gesehen hab' und daß ich in seinem Segen bleiben will.“ Er sprach laut und furchtsam, gewiß sollte es jemand in der Dunkelheit vernehmen.

Broder wandte sich um, er schritt langsam über die Diele zurück nach seiner Kammer. Er schlief nicht, er hörte den Regen rauschen. Es klang wie erschütterndes Schluchzen die halbe Nacht hindurch.

★

In der Morgenfrühe — es ging auf einen Sonntag — nachdem er ein paar wirre Stunden geschlafen hatte, faßte Broder den Entschluß, den er, so deuchte ihn, allein fassen konnte. Er mußte den Hof verlassen, bis die Frauen ihren Weg gefunden hatten. Ein Zufall, daß das Testament verändert wurde, er wollte die Botschaft davon vergessen, bis sich das Schicksal der Frauen gewandelt hatte. Er war hier Tage zu Gast gewesen, dünkte ihn, mehr nicht. Verhängnisvoll genug war er der eigenen Schwester geworden. Die Stunden hin und her, alle Gedanken der Nacht erfüllten ihn bis zum Grauen vor sich selbst. Die Buße, die der Mann seinen jungen Sinnen auferlegte, war bitter, aber sie schien gerecht.

Broder sah nach dem Zug, zog sich städtisch an und überlegte, was er noch zu tun hätte. Seine Sachen waren noch bei der alten Wirtin, wie er sie aus dem Studium heraus verlassen hatte; er brauchte nur umzukehren und sich wieder an den Arbeitstisch zu setzen, von dem er aufgestanden war, als er die Nachricht vom Testament erhielt. Was hatte er noch zu tun? Er hörte ein paar Worte aus dem Nebengemach, gewiß wachten die Frauen. Es schien ihm kindisch, ohne ein Wort fortzulaufen, er klinkte die Tür zu Hilles Kammer auf, so wie er es als Kind

oft getan hatte. Es scheuchte ihn auch nicht, daß durch die Doppeltür seine Mutter die Worte hörte.

„Hille, wachst du?"

„Ja, Jung, was willst du? "

„Ich geh' auf einige Tage in die Stadt."

„Du, — du wirst wiederkommen!"

„Mich dünkt, ich bin hier eingedrungen mit Kummer und Elend und will nicht, daß es weiter frißt!"

Eine Weile hörte er nur ihren Atem, der schneller ging. „Daß du so feig bist!"

Er hatte solche Worte erwartet, aber sie taten ihm doch weh. Den Kopf auf die Brust gesenkt, stand er vor ihrem Lager. „Du sollst süß und rein und selig bleiben, das will ich gewiß. Leb' wohl, Hille!"

Sie antwortete nicht. Vom Nebengemach kam ein Laut. Rief er ihn? Nein.

„Leb' wohl, Hille!" Daß sie ihm keinen Abschied bot! Broder sah das dunkle Haar, das sich über die Kissen wellte, sah im Frühlicht, das den Vorhang bräunte, ihr rotverweintes Gesicht. Daß sie um ihn hatte weinen müssen, erschütterte ihn bis zur Flucht.

Dann eilte er durch die Stube, sah das Lied vom Tod noch aufgeschlagen und nahm es furchtsam an sich, ordnete auch die Wirtschaft für den Tag und tat vor den Leuten, als ginge er auf kurze Frist von dannen. Sie sahen ihn scheu an. Er mußte wohl etwas an sich haben, das ihnen Furcht machte.

War aber doch einer noch früher als er gewesen. Der Justizrat kam mit dem gewohnten Täschchen gerade zum Hof hinein, als Broder aus dem Tor schritt, winkte ihm zu, befriedigt, daß er schon jemand antraf bei dem verwünscht frühen Morgenzug, fing mißtrauisch an von einem dringenden Brief der Mutter zu reden und freute sich doch über den behaglichen Tag, der vor ihm lag. „Nur besseres Wetter zum Sonntag, hör'. Wenn es regnet, rechne ich doppeltes Honorar. Wo willst du eigentlich hin, Jung?"

„Ich hab' in der Stadt zu tun, eine Einladung!" log Broder, er wußte, er würde sonst den Alten nicht los.

„Jetzt geht kein Zug!"

„Ich fahre mit dem Rad!"

„Du hast es verwünscht eilig!" Bruhn prüfte des Burschen Gesicht näher. „Hm, — ja, so, — da scheint wohl was gewesen zu sein. Hast dich mit Mutter erzürnt? Wie ist das mit dem Vertrag, den ich da neulich besprach?"

„Das wird alles gemacht," lachte Broder spottend. „Ich komme morgen auf dein Büro!" Er fürchtete sich, die Frauen noch einmal zu sehen.

Der Ältere wurde nun wirklich bedenklich. Sein graues Gesicht verzog sich, er strich den Staub vom Mantel, blies an den Fingern, und sah wieder von unten auf Broder. „Junge, wenn du was auf dem Herzen hast, sag' mir's, dazu bin ich da!"

Was ging's diesen an? Das wenige, was er mit ihm zu tun hatte, der Vertrag und derlei, ließ sich besser zwischen Akten bereden.

Er suchte Bruhn abzuschütteln und ging zum Stall, um sein Rad zu holen. Der regendunstige Morgenhimmel öffnete sich nach Süden hinüber, eine fahle Bläue zwischen zwei hellen Strichen wurde sichtbar. Vielleicht würde der Tag doch schön werden? Der Alte stand schon wieder neben ihm.

„So wegzufahren ist doch keine Art. Willst nicht noch bis zum Frühstück bleiben?" Er wurde immer geschwätziger und suchte noch sieben Hinhaltungen hervor, Broder kannte ihn kaum so lebhaft.

Dann veränderte er sich wieder, ihm schien irgendein Verdacht aufzusteigen. Seine Augen traten groß hervor. „Das Kind —?"

Ein Radfahrer kam unten am Wiesenrand entlang. Broder erkannte ihn, Arne machte seinen Morgenritt. Das fehlte noch, daß der hinzukäme. „Da," sagte er und verzog das Gesicht, „da kommt Gesellschaft!"

Er schwang sich rasch auf und verließ über einen Wiesenweg den Hof.

Auf dem letzten Hügel, von dem man zurückschauen konnte, hielt er an. Arne war nicht eingefahren, er schlug einen Bogen um den Hof. ‚Wie der Teufel um die arme Seele,' dachte Broder und lachte bös.

Dünnes, blaues Licht kam von oben. Die Wolken zerteilten sich, ja, — ein schöner Tag war im Anfahren. Der Hof unter den Ulmen hob sich im Morgen, groß und einsam lag er vor dem Gemenge im Dorf. Sehnsüchtig blickte Broder hinüber, zog einen grünen Zweig vom Busch nieder und kühlte sich die Stirn. Aber wie seine Gedanken weiterfuhren und Hilles schluchzendes Gesicht sahen oder die süße Gestalt seiner Schwester am Brunnen, wußte er, daß er recht getan hatte. Wie Gottesdienst dünkte es ihn, sie zu schützen, er wandte sich ab, die Zähne in den Lippen, stieg aufs Rad und fuhr ohne Rast in einigen Stunden zur Stadt hinüber.

Er blieb den Tag über sehr nüchtern, voll kaltblütiger Beherrschung, die ihn selbst erstaunte. Er suchte seine alte Wirtin auf, — gut, daß das Zimmer noch frei war, — nahm gelassen die Bücher aus dem Koffer, der noch immer gepackt stand und stellte sie wieder auf die Borde. Auch Hilles Gedichtbündel stellte er da auf, ein wenig rasch, wie von einer Flucht oder Furcht befangen. Einmal ließ

er es noch durch die Finger gleiten, las die Ballade der Gräfin Weser und schob es rascher ins Bord, von einer Angst um Hilde gequält. Dann suchte er in seiner alten Mappe, überlegte, welche Arbeit er zuerst beginnen könnte.

Aber ein Sonntag ist nun nicht die richtige Stimmung, um mit der Arbeit zu beginnen. Bröder suchte bald das Haus seiner Verbindung auf, die Burschen waren jedoch den ganzen Tag unterwegs, und mit dem alten Farbendiener wußte er nichts anzufangen. Da bummelte er, von Unruhe getrieben, durch die Stadt, aß zu Mittag, trank eine Tasse Kaffee, gähnte und beschloß, es wieder mit der Arbeit zu versuchen.

Wie er dabei vorm Bahnhof vorbeikam, war ihm ein Augenblick, als habe er die Mutter unter den hastenden Menschen gesehen. Aber es war wohl Einbildung, er fand sie nicht wieder. ‚Nur nicht nachdenken,' sagte er sich erbost, ‚wenn's erst anfängt, kommst du nicht wieder davon ab.'

Der Gedanke, daß sie ihn vielleicht doch in seiner alten Wohnung suchte, verleidete es ihm, heimzukehren. Er hörte etwas Musik an und stelzte wieder die sonntäglich leeren Straßen auf und ab. Einmal fiel ihm das Buch ein, aus dem Hille gestern vorgelesen hatte. Er wollte nicht daran denken, aber er fühlte, daß der Gedanke ihn nicht loslassen würde.

Als er wieder an seiner Wohnung vorbeikam, wie von ungefähr war es gewesen, beschloß er doch, sich zu vergewissern, daß niemand gekommen sei. Gemächlich stieg er die Treppe hinauf, ein wenig lahm vom Radfahren und von der Feldarbeit. Dann schloß er die Tür auf.

Die Wirtin kam ihm aus der Küche entgegen. Frau Broder wäre dagewesen, sie suchte ihn jetzt in der Stadt.

Dem Burschen fielen die Hände schlaff am Leib herab. Ob sie nichts hinterlassen hätte, fragte er.

Nein, aber sie sei doch furchtbar aufgeregt gewesen. Die dicke Alte war ganz aufgeplustert von dem Ereignis, sie witterte einen Roman dahinter.

„Furchtbar aufgeregt, ist Unsinn, warum soll Frau Broder furchtbar aufgeregt gewesen sein?" sagte der Student mechanisch.

„Na, aber aufgeregt war sie, das kann ich beschwören."

Er murmelte etwas Unhöfliches, wandte sich ärgerlich und fühlte doch, daß es nun irgendwie mit seiner Ruhe endgültig aus sei. Er machte noch einen letzten Versuch, stieg eine Treppe höher, wo ein Freund wohnte, traf ihn nicht und mußte wieder auf die Straße.

„Nun, da wir den Mut hatten, darüber zu reden," hörte er Hille wie von ferne sagen.

Er stapfte mit dem Stock fest auf und versuchte einen Schritt Abstand vom Kantstein zu halten. „Wie bist du feig!" sagte sie heute früh. Als er die Worte nebeneinander wägte, war der Gedanke wieder da, vor dem er sich gefürchtet hatte. Er hörte sie das Lied von Liebe und Tod vorlesen, sein Herz wollte stillstehen, so kroch die Angst an ihm herauf.

Das muß doch einmal überwunden werden! Er stellte sich an einer Straßenkreuzung auf und suchte nach Bildern, die ihn ablenkten. Aber wie er sich's recht überlegte, mußte er sich sagen, daß er sich wie ein Komödiant benommen hatte. Wenn er auf die Aussprache gewartet hätte, — er wurde rot bei dem Gedanken, daß vor Bruhn von Hille gesprochen wäre.

Warum war seine Mutter nur gekommen? Wenn er jetzt zum Bahnhof ging, traf er sie vielleicht. Am sichersten war es, — ein lächerlicher Gedanke, aber er mußte nach der Uhr sehen, wenn er nach draußen fuhr, eine Stunde blieb, wie um mit Bruhn zu reden, und wieder nach der Stadt heimkehrte. Dann wußte er, daß alles gut war, und hatte Ruhe um Hille und ihre wunderliche Traurigkeit.

Er suchte den Gedanken loszuwerden, aber jene Ungeduld starker Menschen vor Schicksalen, die sich nicht entscheiden, zwang ihn sie zu suchen.

War er nicht lächerlich? Die steigende Angst um die Schwester nahm allem die Lächerlichkeit. Vorwand war genug, daß seine Mutter bei ihm gewesen war. Es bestürzte ihn, daß er den Gedanken nicht eher gehabt hatte. Er fuhr mit der Straßenbahn zu seiner Wohnung und jagte mit der nächsten zum Bahnhof zurück. ‚Schwester!' dachte er jäh, und er konnte den Zug kaum abwarten, ‚was hab' ich doch für Furcht um dich!'

Als er auf dem kleinen Landbahnhof ausstieg, kam ihn noch einmal Unsicherheit an. ‚Wie töricht, sich so umzuhorchen,' dachte er wieder. Er legte sich Worte der Erklärung zurecht, wie er vom Besuch der Mutter gehört und Furcht vor einem Unfall oder Brand bekommen habe.

Wahrhaftig, Arne stand am Bahnhof, war er denn überhaupt nicht loszuwerden?

„Indem, daß ich nämlich melden soll, wann du wiederkämst, Jung!" Er strahlte nur so vor Schnodderigkeit. „Meine Mutter ist krank, da hatten wir uns Hille über Tag 'rübergeholt. Fein, du!"

„Wann ich wiederkäme?"

„Sagte Hille. Na, denn also!" Und schwupp, war Arne auf seinem Rad, daß die feisten Backen wippten und pruschte davon.

Warum war Frau Broder in der Stadt gewesen? Er hatte fast Lust, wieder umzukehren. Völlig verfahren schien ihm der Tag. Aber nun Arne ihn gesehen hatte, mußte er mindestens zum Hof, war ja doch niemand da und lange brauchte er nicht zu bleiben.

Der Kaffeetisch in der Laube war sauber gedeckt. Bruhn saß da und rauchte seine Zigarre und blies die dichten blauen Ringe in die Luft. Er neigte sich über, als Broder kam; es sah aus, als würde er kleiner, seine Gebärden waren verstört und furchtgeschlagen. Ein weißer Brief lag auf dem Tisch. „Hille" stand mit seiner Mutter Handschrift darauf.

„Setz' dich, Junge! Bist du da? Hast mit jemand gesprochen? Nein? So, dann ist es also meine Sache."

Er wartete noch und runzelte verlegen die Stirn, blickte wieder angstvoll um sich. „Laß den Brief liegen, er ist an Hille von Hilles Mutter. Rauchst du? Was darin steht? Ja, einmal muß es ja gesagt sein, es ist der Fluch ihres Lebens gewesen, daß sie nicht früher sprach. Um der Tochter willen, meinte sie." Sein Blick glitt gequält um den Tisch.

„Hör', ich will es dir sagen, dein Vater war ein sehr grausamer Mann. Und seit er ahnte, daß er betrogen war, — verstehst du, — ich sage, seit er ahnte, daß Hille nicht seine Tochter war, hat er Frau und Kind so unsagbar gequält —"

„Daß Hille nicht seine Tochter war?" stammelte Broder.

„Ich spreche etwas wirr, verzeih. Es war Mutters Schuld, daß sie es niemals zugab, um des Kindes willen, und lieber diese Hölle aushielt. Du bist der erste, dem ich's bekenne, hörst du, der allererste." Bruhn wurde noch kleiner. Seine Augen waren in der Erregung vollgelaufen. „Aber ich weiß jetzt von euch beiden, und ich habe nicht den Mut, noch ein Leben zu zerstören. — Ich verwirre mich wohl etwas, Jung! Aber mir ist, wir hätten genug gebüßt."

Broder saß grausam, eiskalt, neben ihm. Er mochte sich nicht rühren, was sollte er diesem tun, wo er Furcht hatte? ‚Den Hof verbrennen,' dachte er einen Augenblick, ‚achtzehn Jahre Schande, wie soll er je davon rein werden.'

„Du lügst!" fuhr es ihm heraus. „Hast du Beweise?"

„Ja, ich kann beweisen, verlaß dich darauf, ich kann's beweisen!" Der Alte war nun schonungslos, es dürstete ihn, mit allem zu Ende zu kommen, auch mit diesem. „Hilles Mutter wird in die Stadt ziehen, das ist begreiflich, sie wird mir näher bleiben müssen, — ach, das verstehst du nicht, was es heißt, nach achtzehn Jahren von der Lüge frei werden."

Jung Broder lachte heiser.

„Unser Leben war verpfuscht genug," murrte der Alte. „Wollen sehen, ob noch etwas Freude daraus zu holen ist. Wir haben's den Tag über besprochen, — alles, alles."

Der Student saß noch immer bewegungslos neben dem Alten. Irgend etwas mußte geschehen, eine Rache mußte vollzogen werden, in seines Vaters Namen. Etwas ganz Schweres lag ihm ob gegen diese Menschen. War's nicht sein Schicksal, das zu tun?

Ein Schritt kam den Kiesweg herauf, sehr eilig. Hille stand plötzlich unter den wiegenden Blättern, hochrot von Lauf, die Augen noch verhärmt, aber von einer feinen, mädchenhaften Freude durchströmt, als sie Jung sah. Sie nickte ihm schweigend zu, wußte wohl kein erstes Wort zu finden und griff unwillkürlich zum Brief.

„Hille!" Broder war noch, als müßte er sie davor bewahren. Der Justizrat benutzte den Augenblick, um aufzustehen.

„Laß den Brief!"

„Der Brief ist an mich, meinst, ich könne etwas nicht vertragen?" Sie lächelte mit glückhaft traurigem Blick, ihr nachwehender Kummer deuchte dem Bursch so süß, er konnte nichts als sie anschauen.

Sie überflog die Zeilen auch schon, las halblaut, daß ihre Mutter sie entscheiden ließe, ob sie zu ihr kommen, oder ob sie auf dem Hof bleiben wolle. Auch dem stünde nichts im Wege. Sie begriff nicht, las die Zeilen noch einmal vor und sah fragend hinüber.

„Was heißt das?" Sie blickte sich wie hilflos um und merkte erst jetzt, daß sie mit Broder allein war.

„Das bedeutet," sagte er langsam, „daß wir nicht Bruder und Schwester sind, Hille. Es bedeutet, daß wir beieinander bleiben können, wenn wir wollen — ja — es bedeutet —"

Mag sein, daß eine Ahnung sie vorbereitet hatte. Sie fragte in dem Augenblick nicht warum und wie. Der selige Unverstand aus ihren Augen, aus ihrem tiefsten weiblichen Glück heraus war so schön, der Bursche beugte sich über ihre Hände, ihm war, er müsse zu ihr beten.

Arabella Stuart

Von Prof. Dr. Max J. Wolff

Es gibt in der Geschichte Herrscherhäuser und fürstliche Familien, denen die Gunst des Schicksals in ganz besonderem Maße zuteil wird. Sie sind die Lieblinge des Glücks, das ihnen die höchsten Gaben spielend in den Schoß wirft. Dazu gehörten bis zum Weltkriege die Hohenzollern, auch der habsburgische Mannesstamm (ausgestorben 1740), der sich kurzweg die Bezeichnung felix Austria erworben hatte. Andere Geschlechter wieder gibt es, die dauernd von der Ungunst des Geschickes verfolgt werden. Was sie auch tun und wie gut ihre Aussichten sein mögen, nichts gelingt ihnen. Es liegt wie ein Fluch auf ihren Taten, die trotz bester Anfänge im Mißerfolg scheitern müssen. Man denke an die Hohenstaufen. Glänzende Gestalten, hochfliegende Pläne, Kraft und Mut, sie durchzuführen, aber jeder einzelne von ihnen kämpft gegen das Schicksal und erliegt.

In England ist das „Unglück der Stuarts" sprichwörtlich geworden. Freilich der strahlende Nimbus der Hohenstaufen fehlt ihnen, aber sie haben doch eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten hervorgebracht, berückend schöne Frauen und kluge Politiker, doch sie alle schreiten von Mißerfolg zu Mißerfolg. Maria Stuart wird hingerichtet, ihr Sohn zerrüttet seine beiden Reiche England und Schottland, Karl I. legt sein Haupt als Opfer der Revolution auf den Block, Karl II. stirbt in der Verbannung, und der Versuch des letzten Stuartprätendenten, sich seines Reiches wieder zu bemächtigen, endet infolge einer Reihe widriger Umstände in grotesker Lächerlichkeit. Kein Königshaus hat so viele Märtyrer hervorgebracht, und eine dieser Märtyrerinnen, vielleicht sogar die bedauernswerteste, war Arabella Stuart. Sie war von Natur ein bescheidenes Wesen ohne hochstrebenden Ehrgeiz, sie wollte nichts mit der Politik zu tun haben, sie dachte nie daran, ihre Ansprüche auf zwei Kronen geltend zu machen, sie suchte nichts als ein ruhiges, stilles Dasein an der Seite eines geliebten Mannes, aber sie war eine Stuart und deshalb mußte sie untergehen. Sie hätte durch Heirat so ziemlich alle Throne Europas besteigen können, sie hätte Königin von Polen, Frankreich und Spanien, Herzogin von Holstein und Parma oder Fürstin von Nassau werden können, sie hat auf diese Aussichten, die gewiß ein junges Frauenherz verlocken konnten, ohne Bedenken verzichtet, sie hat ihre eignen Rechte auf die schottische und englische Krone nie beansprucht, aber alle diese Opfer waren zwecklos, sie konnten den Fluch nicht von ihr abwenden, der seit Geburt über ihr, als einer Prinzessin aus dem Hause Stuart, ruhte. —

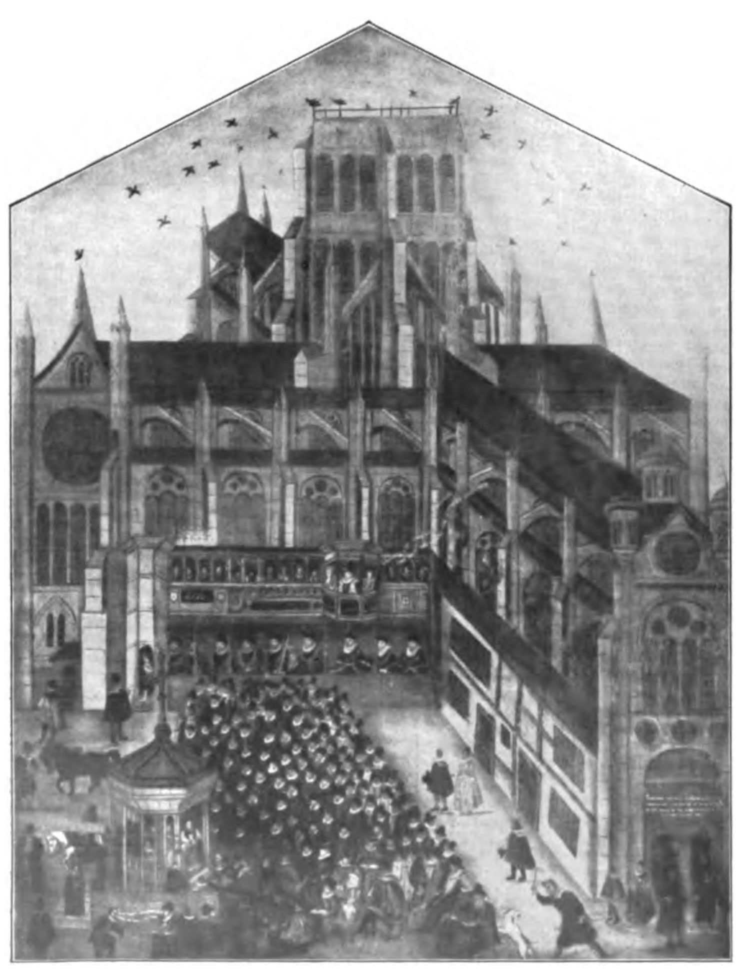
Als Eduard VI. von England, der einzige Sohn des gekrönten Blaubarts Heinrich VIII., im Jahre 1553 starb, machten acht verschiedene Prätendenten auf seine Nachfolge Anspruch. Abgesehen von Philipp II. von Spanien, waren es lauter Damen, darunter die beiden Schwestern des letzten Herrschers, die späteren Königinnen Maria die Katholische 1553—1558 und Elisabeth 1558 bis 1603, die damals achtjährige Schottenkönigin Maria Stuart und die Großmutter Arabellas Margarete Douglas. In England hatte noch niemals eine Frau auf dem Thron gesessen, aber da das salische Gesetz, das in den meisten europäischen Ländern die weibliche Deszendenz von der Erbfolge ausschloß, auf den britischen Inseln anerkanntermaßen nicht galt, so unterlag es auch keinem Zweifel, daß Frauen die Krone tragen und daß die An-



Jugendbildnis der Arabella Stuart. Phot. Mansell

sprüche auf sie durch weibliche Abstammung vererbt werden konnten. Ein staatsrechtlich und verfassungsmäßig gesichertes Thronrecht gab es noch nicht. Es war zwar selbstverständlich, daß dem verstorbenen König sein ältester Sohn und, wenn kinderlos, seine Brüder und Schwestern nachfolgten, aber der regierende Herrscher war daran nicht gebunden. Er konnte auch anderweitige Verfügungen treffen, konnte die eignen Kinder enterben und fremde Personen zur Nachfolge berufen. Maria Stuart setzte in ihrem Testament nicht ihren Sohn Jakob, den sie nicht leiden konnte, zum Erben ihrer Ansprüche ein, sondern Philipp II. von Spanien, und die sterbende, schon bewußtlose Elisabeth wurde von ihren Ministern aufs äußerste gequält, einen Nachfolger zu ernennen, da sie befürchteten, daß sich die gesetzliche Erbfolge als kraftlos erweisen, zum mindesten nicht die Bedeutung einer persönlichen Berufung haben würde.

Heinrich VIII. hatte von dieser Verfügungsfreiheit ausgedehnten Gebrauch gemacht. Er hatte seine beiden Töchter Maria und Elisabeth je nach Laune bald zur Thronfolge berufen, bald enterbt, ja ihnen sogar die eheliche Geburt abgesprochen. Natürlich hielten sich beide, wenn auch wieder unter sich verfeindet, nur an die Erbeinsetzung, während die Gegner die Enterbung für den allein gültigen Willensakt erklärten. So kam es, daß Heinrichs beide Schwestern bzw. ihre Deszendenz Ansprüche auf den englischen Thron machen konnten, und die Lage verwirrte sich um so mehr, als jede dieser Damen zwar nicht sechsmal wie ihr königlicher Bruder, aber doch zwei- bis dreimal verheiratet war und es in England kein Gesetz der Ebenbürtigkeit gab, so daß selbst ihre Kinder und Enkel aus nicht fürstlichen Ehen mit gleichgutem Recht Ansprüche auf den Thron erheben konnten. Glücklicherweise stand die Vielheit dieser Heiraten im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Fruchtbarkeit, so daß, als Elisabeth den Thron bestiegen hatte, nur zwei ernsthafte Prätendenten vorhanden waren, zwei Enkelkinder der ältesten Schwester Heinrichs VIII., aber aus verschiedenen Ehen, Maria Stuart und Charles Stuart, bzw. deren Kinder, der spätere König Jakob I. und Arabella Stuart. Die Ansprüche der jüngeren Linie, der diese angehörte, waren eigentlich gegenstandslos, solange Mitglieder der älteren vorhanden waren, aber es gab in England eine sogenannte Fremdenakte, die im Ausland geborene Kinder von einer englischen Erbschaft ausschloß. Niemand hatte je daran gedacht, diese Bestimmung auf die Thronfolge zu beziehen, aber bei der damaligen mangelnden Scheidung zwischen Staats- und Privatrecht ließ sich das Gesetz auch in diesem Sinne auslegen.



Predigt vor König Jakob I. in der Paulskirche. Um 1616. Phot. Mansell



London Bridge im Jahre 1616

Jakob war in Schottland geboren, Arabella auf englischem Boden 1575, so daß man ihre Kandidatur, wenn man wollte, mit einem Schein von Berechtigung der seinen entgegenstellen konnte. Freilich alle diese Fragen hatten für die Gegenwart keine Bedeutung. Elisabeth hielt die Zügel der Regierung fest in der Hand, aber sie war unvermählt, und wenn sie starb, konnten diese Ansprüche neue Bedeutung gewinnen.

Charles Stuart hatte sich in England mit Elisabeth Cavendish verheiratet. Beide starben jung, und im Alter von sieben Jahren war ihr einziges Kind Arabella oder Arbella, wie sie von den Zeitgenossen allgemein genannt wurde, völlig verwaist. Von ihrem Vater erbte sie sehr viele Rechte, z. B. auf den Thron von England und von Schottland, sowie auf beträchtlichen Landbesitz in beiden Staaten, da aber Jakob ihre Hilflosigkeit und Minderjährigkeit benutzte, um ihr die schottische Erbschaft zu rauben, so vergalt Elisabeth gleiches mit gleichem und kassierte ihre englische Anwartschaft. Da ein ungetreuer Beamter ihr auch noch den beträchtlichen Juwelenbesitz ihrer Eltern stahl, so blieb dem Kinde nichts als ein unbedeutendes Gütchen Smallwood, das lebenslang viel Ärger, aber nie eine Rente abwarf. Die mittellose Waise wurde von ihrer Großmutter „Beß von Hardwick" erzogen, einer Frau von dämonischem Ehrgeiz, aber auch von der Willenskraft, um die ehrgeizigsten Pläne durchzusetzen. Von Geburt bürgerlich, hatte sie nacheinander vier adlige Männer geheiratet, und jede dieser Ehen bedeutete einen sozialen Fortschritt, bis sie durch ihre vierte Verbindung mit dem Grafen Shrewsbury als Fünfzigjährige in die höchste Aristokratie eintrat. Aus ihrer zweiten Ehe mit Sir William Cavendish besaß sie acht Kinder, und diese gegen die Söhne ihres vierten Gatten aus seiner früheren Ehe zu fördern, war das Ziel ihres Lebens. Eine Frau wie sie wußte eine Enkelin zu schätzen, in deren Adern schottisches Stuart- und englisches Tudorblut sich vereinten. In Hardwick wurde beständig intrigiert, die Kinder aus den verschiedenen Ehen zankten sich miteinander, und dazu kam noch, daß Maria Stuart in diesem Hause des Streits als Gefangene weilte und von dort aus ihre Ränke bald im Bunde, bald in tödlicher Feindschaft mit der Hausherrin spann. Ihr Wärter Shrewsbury war nicht der edle Greis, den Schiller aus ihm gemacht hat, sondern ein schwacher, wenn auch ehrlicher Mensch, der vor den Launen seiner Gefangenen ebenso zitterte wie vor dem Zorn seiner Frau und froh war, wenn er sich vor den beiden wütenden Weibern und seinen verhetzten Kindern in den entlegensten Teil seines Schlosses retten konnte.

Schon mit acht Jahren wurde Arabella in den Kreis dieser Intrigen gezogen, und trotz des Altersunterschiedes mit dem zweijährigen Sohn des Grafen Leicester verlobt, eines Mannes, der an Ehrgeiz Beß von Hardwick nichts nachgab, wenn er auch zu seiner Befriedigung Mittel verwendete, die diese stolze Frau verachtete. Doch sein Kind starb, und die heimliche Verlobung hatte, abgesehen von einigen neuen häuslichen Konflikten, nur den Erfolg, die Aufmerksamkeit der Königin Elisabeth auf Arabella zu lenken. Sie merkte, daß man ihr in dem Mädchen eine Rivalin, zum mindesten eine Nachfolgerin großziehen wollte. Die Ansprüche der freund- und mittellosen Waise waren zwar nicht zu fürchten, aber durch

eine Heirat mit einem Mann von Bedeutung konnten sie zu einer bedrohlichen Waffe werden. Elisabeth erkannte, daß es für Arabella nur eine politisch ungefährliche Ehe gab, die mit ihrem Vetter Jakob, dem ja die Nachfolge in England sowieso zukam. Sie schlug ihm die Verbindung vor, aber der schottische König, der keine offene Beeinflussung seines Willens vertrug, so leicht er sich heimlich von unberufenen Ratgebern beeinflussen ließ, lehnte ab. Elisabeth war verstimmt und seit dieser Zeit liebte sie es, Arabella auf Grund ihres englischen Geburtsrechts als Schreckmittel gegen Jakob zu verwenden.

Das frühreife Mädchen hat sicher manches von diesen Intrigen bemerkt, aber seelisch blieb sie davon unberührt. Obgleich ihr die Königin nur einen Zuschuß von 200 Pfd. jährlich gewährte, wurde an ihrer Erziehung nichts gespart. Gerade weil ihre Großmutter hochfliegende Pläne für sie hegte, zog sie die besten Lehrer heran. So sehr man die Rechte der Geburt schätzte, sie galten in der Renaissance wenig ohne die der Bildung. Arabella beherrschte später Lateinisch, Französisch und Italienisch, sie komponierte und dichtete und besondere Bewunderung errang sie durch ihre weiblichen Handarbeiten. Dieser Ruhm erscheint uns heute gering, aber damals wurde er sehr hoch geschätzt. Als Othello den Verlust der verleumdeten Desdemona beklagt, fällt ihm als erster ihrer Vorzüge ein: „so geschickt mit der Nadel!“ Das Wissen Arabellas blieb aber kein äußerlicher Besitz, sondern ging in ihrem Wesen auf. Sie las später viel, und zog sich gern in die Einsamkeit zurück. Sie war eine ernste Natur und daher kommt es, daß die Religion für sie keine Sache der Politik wie für die meisten ihrer Zeitgenossen, sondern der inneren Überzeugung war. Trotz aller Versuchungen hielt sie treu zu dem evangelischen Glauben. Als Kind war sie sehr hübsch, später verlor sich ihre Schönheit etwas, aber durch ihre hohe Gestalt, ihre Haltung und ihr liebenswürdiges Wesen wirkte sie ungemein sympathisch, besonders auf ihre nähere Umgebung, während sie Fernerstehende durch Kälte und Zurückhaltung manchmal abstieß. Sie war ruhig und leicht lenkbar, hatte dabei aber doch einen festen eigenen Willen, und leider meist wie alle Stuarts bei solchen Gelegenheiten, wo Nachgiebigkeit zweckmäßiger gewesen wäre.



König Jakob I. von England zugleich als Jakob VI. König von Schottland
Gemälde eines unbekannten deutschen Malers

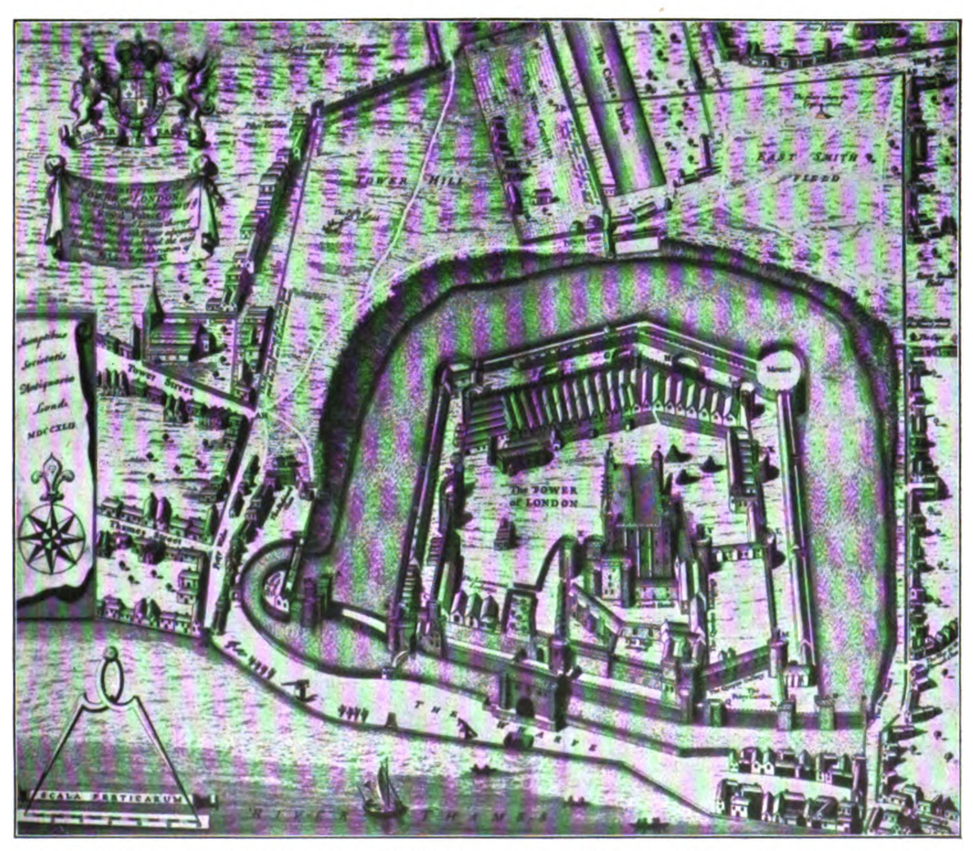
Im Jahre 1587 wurde Arabella bei Hofe vorgestellt, sie machte einen guten Eindruck, aber die unbeständige Gunst der Königin konnte sie nicht dauernd gewinnen. Elisabeth sah in ihr nur ein Mittel der Politik und betrachtete sie mit Mißtrauen. Sie war nun den Kinderjahren entwachsen und die Frage ihrer Verheiratung stand auf der Tagesordnung. Sie wurde zu einer europäischen Angelegenheit, denn von ihrer Entscheidung hing die Thronfolge in England ab und damit die Möglichkeit, die herrschende protestantische Linie durch eine katholische zu verdrängen. Die Jesuiten waren eifrigst an der Arbeit, Arabella zu bekehren, eventuell sogar zu entführen und nach einem Glaubenswechsel mit einem Prinzen von Parma zu vermählen, der auch seinerseits gewisse veraltete Rechte auf den englischen Thron besaß. Die Gefahr muß ziemlich groß gewesen sein, denn der Minister Burghley hielt es für notwendig, Arabellas Großmutter ernstlich vor den Spionen und Umtrieben der frommen Väter zu warnen.

In der Abwehr dieser Angriffe waren Elisabeth und Jakob von Schottland einig, doch dann gingen ihre Interessen auseinander. Während er seine Cousine an einen seiner Günstlinge zu verheiraten wünschte

und ihr zwei zur Auswahl vorschlug, wollte die Königin überhaupt von keiner Ehe etwas wissen, um keinen Zweig neuer Prätendenten aufzuziehen. Nur zeitweilig scheint sie aus politischen Gründen eine Verbindung mit Heinrich IV. von Frankreich erwogen zu haben, der seinerseits gern bereit war, sich scheiden zu lassen, um als Gatte Arabellas den englischen Thron zu besteigen. Das war eine ernste Gefahr für Jakob und veranlaßte ihn, sich politisch an Spanien anzulehnen. Aus der französischen Heirat wurde weder damals etwas, noch später als Heinrich die Hand Arabellas und die Krone für einen seiner natürlichen Söhne zu gewinnen suchte.

Diese selbst hatte von all diesen Intrigen keine, von den Heiratsplänen nur spärliche Kunde. Ohne Ehrgeiz, wie sie war, ließen sie die verlockendsten Aussichten kalt, aber das Unglück war, daß niemand an ihre Harmlosigkeit glaubte. Man witterte hinter ihrer Gleichgültigkeit die vollendetste Diplomatie, konnte sich nicht vorstellen, daß sie nicht wie damals alle, wie selbst Elisabeth und Maria Stuart, die die Geschichte als Glaubensheldinnen rühmt, bereit war, ihre Religion für politische Vorteile zu verkaufen, und man hielt sie deshalb unter scharfer Überwachung beinahe wie eine Gefangene, ob sie nun auf dem Gut der strengen Großmutter oder in London weilte. Sie wollte nur nach ihrer Neigung heiraten. Endlich sprach das Herz der Fünfundzwanzigjährigen, und ihre Wahl war die denkbar unglücklichste. Sie fiel auf den Grafen Essex, den letzten Favoriten der Elisabeth, einen Mann von blendender Außenseite und hoher künstlerischer Kultur, aber durch Glück und Weibergunst seit frühester Jugend verwöhnt und dadurch ohne Charakter und sittlichen Halt. Daß Arabella ihn aufrichtig liebte, unterliegt keinem Zweifel; dagegen sah er in ihr nur die Prätendentin, an deren Hand er selber den Thron zu besteigen hoffte. Die Beziehungen wurden äußerst geheim gehalten und selbst als Essex nach seinem verfehlten Aufruhr verhaftet und zur Rechenschaft vor Gericht gezogen wurde, blieb Arabellas Name ungenannt. Am Aschermittwoch 1601 wurde der Geliebte im Tower hingerichtet.

Sie war aufs tiefste erschüttert. Der Schlag traf sie um so schwerer, als sie mit Rücksicht auf die Königin den Toten nicht einmal laut beklagen durfte. In London war ihres



Ansicht des Towers im Jahre 1597. Ausschnitt aus einem Stich von G. Haiward und J. Gascoyne

Bleibens nicht mehr, sie zog sich nach Hardwick zurück, wenn sie nicht gar auf Befehl der Monarchin dorthin geschickt wurde. Der Empfang durch die Großmutter war wenig erfreulich. Was sollte die ehrgeizige Greisin mit einer Enkelin, die sich die günstigsten Aussichten durch unzeitgemäße Herzensregungen vernichtete? Sie hatte es zu entgelten und wurde von Beß of Hardwick wie eine Gefangene gehalten. Arabella ertrug die unwürdige Behandlung nicht und machte zwei Versuche, sich ihr zu entziehen. Der erste, der sich entweder nur durch ihre seelische und nervöse Zerrüttung nach dem Tode Essex' oder durch boshafte Einflüsterungen Jakobs erklären läßt, bestand darin, daß sie eine Heirat mit der Familie Hertford anstrebte. Es gab, wenn man einen sechzehnjährigen Knaben mitrechnet, drei heiratsfähige Männer in dem Hause; welcher von ihnen die dargebotene Hand ergreifen würde, war ihr gleichgültig, sie wollte nicht die Ehe, sondern nur die Befreiung durch die Ehe. Die Hertfords stammten auch von einer Schwester Heinrichs VIII. ab, waren also mit Arabella verwandt und hatten wie diese Ansprüche auf die Krone. Nichts hätte den Zorn der Königin stärker herausfordern können als die eheliche Verbindung zweier Prätendenten. Der Graf von Hertford erkannte die Gefahr, und um sich und die Seinen nicht zu kompromittieren, zeigte er den Plan Arabellas an.

Ein Fluchtversuch, den sie kurz darauf mit Hilfe verschiedener Verwandter von mütterlicher Seite vorbereitete, scheiterte ebenso, zwar nicht durch Verrat, aber durch die Unvorsichtigkeit der Mitwirkenden. Von Elisabeths Zorn war das Schlimmste zu erwarten, aber die Fürstin ging in beiden Fällen außergewöhnlich maßvoll vor. Sie erkannte wohl, daß Arabella Dummheiten gemacht hatte, aber ohne die geringste politische Absicht und ohne Spitze gegen sie selbst. Sie befahl der Gräfin Shrewsbury nur, ihre Enkelin strenger zu überwachen, aber sie nicht schlecht zu behandeln, ein Auftrag, von dem diese natürlich nur den ersten Teil verstand und sehr energisch zur Ausführung brachte. Wenn der Fall damit nicht erledigt war, so lag es nicht an Elisabeth, sondern an Arabella, die in ihrer nervösen Depression die Fortsetzung und Erneuerung der Untersuchung in endlosen Briefen forderte. Vermutlich wollte sie sich über die Rolle aussprechen, die Jakob in diesen Intrigen gespielt hatte, aber so oft sie vernommen wurde, hatte sie entweder nicht den Mut oder die nötige geistige Klarheit, um ein Bekenntnis abzulegen. Bei allen Vernehmungen kam nichts heraus.

Am 22. April 1603 starb Elisabeth. Jakob I. konnte ohne jede Störung ihre Nachfolge antreten. Nicht eine Hand erhob sich zugunsten Arabellas und sie selbst dachte nicht daran wie einst die blutige Maria, den englischen Adel zur Verteidigung ihrer angestammten Rechte aufzurufen. Der neue König erkannte, so mißtrauisch und feige er von Natur war, die Harmlosigkeit seiner Cousine und zog sie nach anfänglicher Zurückhaltung an seinen Hof. Sie befreundete sich mit der Königin Anna, wurde von dem jugendlichen Thronfolger geliebt und stand bei einer neugeborenen Tochter Jakobs Gevatter. Der Umschwung war vollkommen. Arabella wurde als zweite Dame des Hofes nach der Monarchin offiziell anerkannt und genoß mit vollen Zügen die Freuden und den Leichtsinn des Stuartschen Regiments. Die oft sinn- und sittenlose Pracht und Ausschweifung entsprach zwar ihrer eigenen Neigung nicht, aber nach den Entbehrungen und der Einsamkeit der letzten Jahre war ihre Lebenslust erwacht und sie nahm es gern hin, daß man ihr huldigte.

Mit der königlichen Gunst stellten sich auch die Verehrer wieder ein. Ein schottischer Ritter besang sie in kunstvollen Sonetten, der Bruder der Königin, der Herzog von Holstein, hätte sie gern als Gattin heimgeführt, und unter ihren sonstigen Bewerbern stand der König von Polen in erster Reihe. Aber Jakob wollte von keiner Heirat etwas wissen. So sympathisch ihm seine Verwandte war, er fürchtete ihr Anrecht auf den Thron noch immer; sie sollte in seiner Nähe, abhängig von ihm bleiben, wenn er auch bereit war, ihr die Abhängigkeit so leicht als möglich zu machen. Er überhäufte sie mit Gaben und Auszeichnungen, aber hütete sich aus diesem Grunde auch, ihr eine gesicherte finanzielle Existenz zu schaffen. Bei den großen Ausgaben, die Arabella durch ihre Hofstellung hatte, geriet sie in Schulden.

Die Sorgen und noch mehr ihre innere ernste Gesinnung verleideten ihr das Hofleben, die nunmehr Fünfunddreißigjährige sehnte sich nach einem eigenen Hausstand, nach einer ruhigen Existenz an der Seite eines Gatten. In dieser Stimmung lernte sie William Seymour kennen, den Onkel jenes Grafen Hertford, der einst ihr Vertrauen so schändlich verraten hatte. Er zählte erst zweiundzwanzig Jahr, aber trotz des Altersunterschiedes verliebte sie sich in ihn, und sie beschlossen zu heiraten. Von Arabellas Plänen sickerte einiges durch, aber entstellt und unklar: es hieß, sie sei katholisch geworden und habe sich mit einem fremden Fürsten vermählt. Das genügte Jakob, um sie verhaften zu lassen, doch da die Untersuchung die Unrichtigkeit dieser Gerüchte ergab, wurde sie sogar unter besonderen Beweisen der königlichen Huld wieder freigelassen. Sie verpflichtete sich, keinen Ausländer zu heiraten, während der Monarch ihr die Erlaubnis erteilte, sich mit jedem seiner Untertanen nach freier Wahl zu verbinden.

Arabella mußte sich sagen, daß diese Ermächtigung sich nicht auf einen Mann erstreckte, der durch Geburt Rechte auf den

Thron besaß, aber so politisch dachte sie nicht, sondern im Vertrauen auf das Wort des Königs entschloß sie sich zu einer offiziellen Verlobung. Darauf wurden beide verhaftet. William Seymour hat sich später als einer der standhaftesten Verteidiger der verlorenen Stuartschen Sache erwiesen; damals war er ein haltloser, launenhafter Jüngling. Er war sofort bereit, auf die Hand Arabellas zu verzichten. Sie selbst flehte zwar auch die Gnade des Königs an, aber ohne ihrer Würde und ihrer Liebe etwas zu vergeben. Die Liebenden wurden aus der Haft entlassen, und die Prinzessin konnte in alter Stellung an den besonders glänzenden Hoffesten des Frühjahrs 1610 teilnehmen.





Sitzungen des englischen Ober- und des Unterhauses. Um 1623—1624
Phot. Mansell

Jakob hielt den Fall für erledigt. Um so peinlicher war seine Überraschung, als die verpönte Vermählung doch am 22. Juni ohne sein Vorwissen stattfand. Arabella und William, sowie alle Beteiligten wurden sofort festgenommen, der junge Ehemann spazierte in den Tower, und seine Frau wurde Sir Thomas Parry zur Überwachung übergeben. Beider Haft war mild. Sie hatten einflußreiche Verwandte, Arabella verstand es, wie überall, die Herzen ihrer Umgebung zu gewinnen, und niemand zweifelte, daß der Zorn des Königs sich bald beschwichtigen werde. Für seine Dynastie hatte er nichts zu befürchten, der Besitz zweier heranwachsender Söhne machte die vereinten Erbansprüche der Jungvermählten illusorisch, wenn sie an diese jemals denken sollten. Aber Jakob war persönlich gereizt, er empfand Arabellas Vorgehen als beleidigende Undankbarkeit und fühlte sich durch die heimliche Trauung überlistet. Das verzieh er nicht. Die rücksichtsvolle Behandlung der Gefangenen lag durchaus nicht in seiner Absicht, und als er gar hörte, daß sie nicht nur Briefe wechselten, sondern sich sogar häufig besuchten, befahl er, Williams Überwachung zu verschärfen und Arabella nach dem Norden Englands abzutransportieren.

Das war zuviel für sie, sie brach gesundheitlich zusammen, so daß ihre Reise auf der ersten Station unterbrochen werden mußte. So blieb sie in der Nähe des geliebten Mannes. Der Gedanke gab ihr neue Kraft, und monatelang verstand sie es, die Schwerkranke so geschickt zu spielen, daß alle Vertrauensleute und Ärzte Jakobs die Fortsetzung der Reise für unmöglich erklärten. Die Liebenden gewannen Zeit, eine Flucht

ins Ausland zu planen. Arabella hatte in dem neuen Kreis Freunde gefunden, die die Unglückliche auf Tod und Leben zu unterstützen bereit waren, auch ihre Tante, die jüngere Gräfin Shrewsbury, hielt zu ihr und lieferte die nötigen Geldmittel. Am 4. Juni 1611 brach sie, in Männertracht verkleidet, mit ihren wenigen Begleitern auf. In Blackwell an der Themse sollten sie Seymour treffen. Doch er war nicht da. Zwei Stunden erwartete man ihn vergeblich, dann blieb nichts übrig, als ohne ihn das französische Schiff zu besteigen, das zur Überfahrt nach Calais gemietet war.

Durch einen verhängnisvollen Irrtum war er zwei Stunden zu spät aufgebrochen. Als Fuhrmann verkleidet, gelang es ihm aber, aus dem Tower zu entkommen und ein anderes Schiff zu erreichen, das ihn zwar nicht, wie verabredet, nach Calais, aber doch nach Ostende in Sicherheit brachte. Er war glücklicher als seine Leidensgenossin. Ihre Flucht war schnell ruchbar geworden. Jakob ließ alle Häfen sperren, alle Orte an der Themse absuchen und ordnete die schleunigste Verfolgung an. Arabella hatte ihren Vorsprung nicht ausgenutzt, sondern auf See wieder auf ihren Gatten gewartet, so fiel es einem englischen Kreuzer nicht schwer, sie einzuholen und zurückzubringen.

Sie trug ihr Schicksal mit Würde und war beglückt, daß wenigstens ihr Gatte gerettet war. Die Untersuchung, die auch auf alle ihre Helfer ausgedehnt wurde, ergab nichts Besonderes, vor allem nicht den geringsten Anhalt, daß das Paar irgendwelche politischen Ziele verfolgte. Man glaubte allgemein, daß Jakob über kurz oder lang Gnade walten lassen würde, aber weder die Jahre noch Vermittlungsversuche konnten seinen Zorn mildern. Arabella blieb im Tower. Sie wurde nicht schlecht behandelt, aber die Haft und die Sorge um den verlorenen Gatten verdüsterten ihre Sinne und in geistiger Umnachtung starb sie im Alter von vierzig Jahren am 25. September 1615. Nach ihrem Tode wurde William Seymour begnadigt und durfte in die Heimat zurückkehren. Er hatte sich während seiner Verbannung der aufopfernden Liebe seiner Frau wenig würdig gezeigt, und wenn er später nach seiner Vermählung mit Frances Devereux seine erste Tochter Arabella nannte, so war das wohl ein Zeichen nachträglicher Reue.

Arabellas Schicksal wurde allgemein beklagt, es hat sogar den größten ihrer Zeitgenossen, Shakespeare, bei der Schöpfung eines seiner Dramen beeinflußt. Man darf mit guten Gründen annehmen, daß ihm das Los der unglücklichen Stuartprinzessin vorschwebte, als er eine seiner herrlichsten Frauengestalten, die Imogen in „Cymbelin“ schuf. Das Stück ist nicht aus einem Gusse. Der erste Entwurf stammt etwa aus der Zeit um 1605, und in dessen Mittelpunkt stand eine edle Frau, die durch den Zorn eines tyrannischen Vaters und die Wut eines eifersüchtigen Gatten den Untergang fand. Die Ähnlichkeit mit „Lear“ und „Othello“, mit Cordelia und Desdemona ist nachweisbar, und vielleicht war das der Grund, daß der Dichter auf die Ausführung verzichtete. Als er 1611 das Fragment wieder in die Hand nahm, mußte ihn das Bild der verfolgten Unschuld an Arabella Stuart gemahnen. Wie sie ist seine Imogen das einzige reine Wesen an einem verderbten Hofe, wie sie verliebt sie sich in einen unter ihr stehenden Mann, wie sie erträgt sie für ihre Liebe Vorwürfe, Schmach und Gefangenschaft und wie sie flieht sie, um den Geliebten zu erreichen, in Männertracht an das rettende Meer. Weiter reicht die Schicksalsgleichheit nicht, denn „Cymbelin“ wurde schon 1611 aufgeführt, also zu einer Zeit, da der Dichter noch hoffen konnte, daß das Drama der Wirklichkeit so versöhnlich schließen werde wie das der Bühne.

Schon 1610 besaßen die Schauspieler ein Stück mit deutlichen Beziehungen auf Arabellas Liebe. Es wurde, wie der venezianische Gesandte berichtet, verboten, aber wenn sich das Theater schon damals für ihre Person interessierte, wievielmehr ein Jahr später, als ihr Los sich ungleich dramatischer gestaltet hatte! Eine Porträtähnlichkeit dürfen wir selbstverständlich nicht erwarten. Shakespeare war der Hofschauspieler Jakobs, und es wäre ihm und seinen Genossen übel bekommen, wenn er seinen königlichen Gönner als brutalen, leichtgläubigen Cymbelin geschildert, dessen Opfer aber deutlich erkennbar als Imogen verherrlicht hätte.

Der Mäher auf der Bergwiese

Den Berg hinab die Wiese mähn,
Graswellen stürzend vor sich her,
Das ist wie in der Brandung stehn
Und niedersteigen in das Meer.
Kühl um die Knöchel schäumt die Mahd,
Bis an die Knie der blühende Gischt

Und höher steigt das grüne Bad,
Aus Tod und Lebenslust gemischt,
Bis dann der Duft, der ihn umhaucht,
Den Schnitter wogend überfällt,
Als wäre er hinabgetaucht
Bis auf den letzten Grund der Welt.

Johann Friedrich



Junge Mutter. Gemälde von Prof. Hermann Groeber



Der Tischler am Bodensee

Novelle von Carl Bulcke

In den Kirchen und Kapellen am Bodensee, soweit sie aus der Barockzeit stammen, trifft man Bilder eines Malers namens Götz. Die zünftige Kunstgeschichte kennt diesen Maler nicht mehr, obwohl seine Bilder des Ansehens wert sind. Er war ein Tiepoloschüler und hat sicher, obwohl ich auf seine Bilder auch anderswo gestoßen bin, beispielsweise in Heilbronn, hier am Bodensee gelebt. Denn auf seinen Bildern findet man nur zwei Farben: Ein lichtes, ganz reines Hellblau und ein Gelbbraun; gelbbraun mit goldener Tönung. Dies sind die Farben des Bodensees bei sinkendem Licht. Jeder Wellenhügel trägt dies lichte Blau und verschwimmt in goldenes Gelbbraun.

Überlingen heißt der Ort, den ich von allen Plätzen des Bodensees am meisten liebe. Man muß den Namen auf badisch aussprechen, mit dem Ton auf dem Ue, unter Fortfall des letzten Buchstabens n und so, daß das Wort wie eine halbgesungene Frage klingt. Zu der Geschichte hier gehört eigentlich auch ein wenig badische und alemannische Mundart. Doch ich muß die Geschichte auf norddeutsch erzählen. Sie ist auch norddeutsch.

Es war im Herbst, die Tage dunkelten früh, ich saß in Überlingen im Hotel zur Post, ich hatte zu Abend gegessen, trank meinen Schoppen Wein. Trank meinen Wein, saß allein. Kleines, schmuckes, braungetäfeltes Zimmer. Mir gegenüber der Stammtisch, besetzt mit Bürgern der Stadt.

Und dann saß außer mir, drei Schritt von mir entfernt, noch ein Mann da. Ich war wohl müde, ich dachte nicht viel, ich verstand kein Wort, was drüben an dem großen Tisch verhandelt wurde, ich sah mir den Mann an. Er hatte Brot und Käse gegessen, einen Schoppen Wein leergetrunken, er hielt seine schweren Hände lose auf dem Tisch gebreitet und sah ins Leere. Ein Dreißigjähriger. Ich glaubte zunächst, er sei ein Schmied, weil seine Hände groß und hart waren. Dann meinte ich, er sei ein Tischler, denn die Innenflächen seiner Hände waren braun. Ich sah, daß dieser Mann aus Ostpreußen stammte, — ich bilde mir ein, meine Landsleute am Gesicht zu erkennen, — und überlegte, wie er hierher käme.

Der Mensch saß völlig regungslos. Seine Augen, hellblau von Farbe, waren wach und beobachteten. Ich ließ mich nicht beirren, ihn anzusehn, obwohl ich in seinem starrgewordenen Gesicht erkannte, daß es ihn ärgerte. Ich wußte, daß diese angespannt geradeaus blickenden Augen mit erregten Gedanken beschäftigt waren; oder so, als dächten sie über ein Rechenexempel nach, dessen Lösung dem Kopf zu schwer war.

In jenen Tagen war in der Nachbarschaft ein Mord geschehn, der Mörder war mit seinem Raub unentdeckt entflohn. Die Zeitungen hatten darüber berichtet, die Bevölkerung war empört.

An der mir zugekehrten rechten Wange des Mannes zuckte leisespielend ein Muskel.

Ich überlegte: Der Mann ist landfremd. Er muß wissen, daß er in diese Umgebung nicht hineinpaßt. Es gibt dutzend Wirtschaften in der Stadt, in denen er hätte einkehren können. Wohnt er hier irgendwo in einer Herberge, so ist es auffallend, daß er nicht seine Mahlzeit in dieser Herberge nimmt. Des Weines wegen ist er nicht hier. Die Kleidung des Mannes ist nicht gut, ist in Regen und Wind getragen. Er hat keinen Mantel bei sich, nur Stock und Hut. Solch schweren Stock mit spitzer Zwinge brauchen die Brüder der Walze, um Hunde abzuwehren. In dem runden Kopf liegen die Augen verschlagen und klein, wie die Lichter des Bären. Ich gehe hier nicht fort, bis ich weiß, wer der Mann ist.

Ein Schenkmädchen schritt auf und ab, brachte hier ein Schöppli, dort ein Schöppli. Zu dem reglosen Menschen ging das Mädchen nicht hin.

Der Wirt hatte drüben am Stammtisch gesessen, er war nach Art der Wirte nicht gewohnt, lange an einem Platz zu verweilen, stand auf, ging ruhig hin und her, unterhielt sich eine Weile mit mir, stellte sich meinem Nachbarn gegenüber auf, und es war zu erkennen, daß nun auch er den Mann beobachtete.

Mehr noch. Jemand vom Stammtisch rief dem Mann etwas zu, und der Mann überhörte die Frage.

Der Wirt, breiter, großer Mensch, Mitte der dreißig, stellte sich rasch vor den Mann hin, legte die Hände auf die Lehne des Stuhls dem Mann gegenüber.

„Waren Sie nicht schon mal hier?"

Der Mann erwachte aus seiner Erstarrung. „Ja."

„Ihr Gesicht hab' ich nämlich schon gesehn."

Der Mann schwieg.

„Ich kenne Sie jetzt ganz genau wieder. Waren Sie hier mal in Geschäften?"

Der Mann schwieg.

Drüben am Tisch sagte einer: „Sie haben mal hier im Lazarett gelegen?!"

„Von siebzehn bis achtzehn. Bauchschuß."

„Und nun sind Sie zu Besuch hier?"

„Nur für einen Tag."

„Nun weiß ich. Sie waren befreundet mit dem Russen, dem Iwan. Der Russe ist hiergeblieben, hat eine Schusterei, spricht richtig deutsch, geht ihm gut. Er wohnt hier drüben, die Straße hoch."

„Beim Iwan bin ich auch gewesen."

„Sie waren doch Tischler? Sie hatten doch nachher die Tischlerei im Lazarett? Sie waren doch der Sargtischler?"

„Ja. Ich wollte mal wieder hierher."

„Wo sind Sie denn jetzt?"

„Zu Hause. In Elbing."

„Immer noch Tischler?"

„Ich hab' das väterliche Geschäft. Bin Tischlermeister. Morgen früh fahr' ich heim."

Er müsse noch ein Glas mit ihm trinken, sagte der Wirt und ließ zwei Schoppen kommen. Der Herr Tischlermeister möge schon entschuldigen, daß er ihn nicht gleich erkannt habe, es sei soviel vorgekommen seit achtzehn.

Nun, einen Schoppen Wein wolle er noch trinken. Daheim gäbe es keinen Wein.

Vom Stammtisch kam ein alter Mann herüber. Kam, reichte ihm die Hand.

Er sei nämlich der Ladner aus der Hauptstraße. Der Herr Tischlermeister habe damals bei ihm oft seinen Tabak gekauft.

„Das ist richtig. Ich kenne Sie ganz gut. Ich kenne auch alle Herren drüben am Tisch bei ihren Namen."

„Und da war doch irgendwas . . . da war doch was . . . Ich sehe Sie doch hier die Straße hinunterlaufen, einen Sarg auf den Schultern . . . Sie liefen voraus, und die Jungens liefen hinter Ihnen her . . ."

Am Tische drüben rief eine dunkle Stimme: „Sie sind der Peter. Sie waren bei dem Sturm dabei."

„Im Juli achtzehn. Ja, bei dem Sturm."

„Sie gingen mit der Anna, der Anna aus der Konditorei. Die Anna fuhr im Ruderboot herüber nach Bodmer, am Sonntag mittag um zwölf. Mit einem Kameraden von Ihnen aus dem Lazarett."

„Mit dem Paul."

„Um halb eins ging das Gewitter hoch, das Boot schlug um, und beide ertranken, die Anna und der Paul."

„Ja, sie ertranken beide. Ich stand am Strand und konnt' der Anna nicht helfen."

„Am andern Tag wurde die Anna oben am Strand gefunden. Sie hatte so braunes Haar, gelbbraun, goldbraun. Da kamen Sie mit dem Sarg auf dem Rücken aus dem Lazarett hinuntergelaufen. Sie brachten den Sarg für die Anna."

„Ja, am Montag um elf, so war das wohl."

„Sie waren versprochen mit der Anna?"

Der Mann schwieg.

Als gälte es etwas gutzumachen, wurde der Mann gebeten, an dem Stammtisch Platz zu nehmen. „Kommen Sie, Peter, wir haben noch oft an Sie gedacht."

„Ach nein, Herr Bürgermeister, ich danke vielmals. Meine Geschäfte hier sind erledigt. Ich wollt' bloß noch einmal hierher kommen. Nun komm' ich nicht wieder her."

„Sagen Sie, Peter, was wollten Sie hier?"

„Ob der Paul gefunden ist. Es ließ mir keine Ruhe bei Tag und Nacht durch diese acht Jahre. Ich wollt' wissen, ob der Paul gefunden ist. Schreiben mocht' ich nicht, ich wußt' auch nicht recht, an wen. Ich hab' hier überall rumgefragt, der Paul ist nicht gefunden. Ich bin dann noch heut abend hierhergekommen, weil ich dacht', der Herr Bürgermeister würd' hier sein. Ich wollt' bitten und den Herrn Bürgermeister fragen, ob er mir amtlich sagen kann, daß der Paul nicht gefunden ist."

„Nein, Peter, der Paul ist nicht gefunden."

„Der Herr Bürgermeister wird das entschuldigen. Ich wollt' nicht nach dem Amt gehn, ich dacht', da sprichst du den Herrn Bürgermeister doch nicht. Ich hab' mich hierhergesetzt und gewartet, bis der Herr Bürgermeister kam. Ich dank' dem Herrn Bürgermeister für die Auskunft. Denn die ist doch sicher, wie das Amen in der Kirche?"

„Wie das Amen in der Kirch'."

Der Mann stand auf, nahm Stock und Hut, hing den Stock über die Schulter, stand mit abgewandtem Gesicht an der Tonbank, beglich seine Zeche, nickte, war fort.

Ich saß nachher noch eine Weile auf einer Bank am See und beschloß, was ich eben mitangehört hatte, aufzuschreiben. Das Wasser des Sees ist bei sinkendem Licht hellblau und zwischen den Wellenhügeln schwimmen braune Goldtöne. Nun war das Wasser schwarz.

Das Wort Überlingen sprechen die Leute in Baden mit langgedehntem Ue aus, sie lassen das n am Schluß weg und das Wort klingt wie eine halbgesungene Frage. So wird das Wort wohl auch die Anna aus der Konditorei ausgesprochen haben.

Händel und die Oper



Von Prof. Dr. Hermann Abert

Zu den sinnfälligsten Ergebnissen der modernen Musikforschung gehört das neue Bild, das sie von unseren großen, sogenannten klassischen Tonmeistern zu entwerfen bemüht ist. Bach, Gluck, Mozart erscheinen uns heutzutage in einem so völlig anderen Lichte als unsern Vätern und Großvätern, daß man geradezu von einer Umwertung aller Werte sprechen kann. Das ist ein durchaus gesundes Zeichen, denn jede Zeit vermag von der Kunst eines Genies doch nur das in sich lebendig aufzunehmen, was ihr selber gleichartig ist, und wir haben nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, uns über unser jeweiliges Verhältnis zu unseren großen Künstlern Rechenschaft abzulegen. Denn auch von ihm gilt das Wort Goethes: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben."

Seit einer Reihe von Jahren hat diese Erneuerungswelle auch Georg Friedrich Händel erreicht. Was unsere Väter von seiner Kunst kannten, war, wenn es hoch kam, ein schwaches Drittel davon: von seinen 24 Oratorien ein knappes halbes Dutzend, dazu die drei Violinsonaten und, wenn es viel war, ein paar Concerti grossi und Klaviersuiten; das war alles. Der Opernkomponist Händel blieb den weitesten Kreisen unbekannt. Statt dessen war die naive Ansicht im Schwange, daß Händel neben Bach zu den Kirchenkomponisten gehöre, trotzdem man diese geheimnisvollen Verdienste des Meisters um die Kirche eigentlich nie recht zu beweisen vermochte.

Da erfolgte in Göttingen unter der Ägide Oskar Hagens ein neuer Vorstoß, der den Opernkomponisten Händel aus über hundertjährigem Dornröschenschlafe erweckte. Das Gelingen des kühnen Wagnisses bewies, daß die Zeit für die Neubelebung dieser großen Kunst reif war. Zwar hatte auch die neue Händelbewegung mit dem Hauptübel der modernen Kunstpflege zu kämpfen, dem Snobismus, aber schon heute darf ihr Sieg als gesichert gelten. Händel der Musikdramatiker beginnt wieder der unsere zu werden. Natürlich ist da noch viel Pionierarbeit zu leisten, denn weder die Persönlichkeit Händels noch vollends die Voraussetzungen seiner Opernkunst sind bisher den breiten Schichten unseres Publikums bekannt. Auch wir müssen uns zunächst fragen: wer war denn dieser Mann und von welchem Standpunkt müssen wir an diese neu auftauchende Kunst herantreten?

★

Jeder hat sicher einmal das verbreitete Bild des Meisters gesehen, auf dem uns aus einer kolossalen Allongeperücke ein ebenso kluges wie energisches Gesicht anschaut. Es ist gewiß nicht sprechend ähnlich, aber es gibt doch die Hauptzüge von Händels Wesen getreu wieder: Klugheit und Energie, die in ihm einen ganz einzigen Bund geschlossen haben. Denn Händel gehörte ganz anders als Bach zu den Musikern, deren Größe sich schon in ihrem äußeren Auftreten kundtat. Persönlichkeit und Werk fielen bei ihm restlos zusammen. Jeder, der ihm begegnete, wußte sofort: das und nur das ist der Mann, der diese Musik geschrieben hat. Bei Bach und Mozart ahnten es kaum die Intimsten. Und wie bei keinem zweiten Musiker deckt sich bei Händel die äußere Entwicklung mit der inneren seiner Kunst. Sein Leben gleicht einem riesenhaften dramatischen Gedicht, das sich in mächtigen Steigerungen bis zum Gipfel auftürmt, von dem Kampf des Knaben mit seinem Vater um sein Künstlertum an über die unerhörten italienischen Triumphe und die noch gewaltigeren Kämpfe in London bis zum vollen Sieg und zum Fürstengrab in der Westminsterabtei. Und das alles ist sein persönlichstes Werk gewesen: Glück und Leid, Kampf bis zum Zerspringen und Sieg ohnegleichen; er selbst ist seines Glückes Schmied gewesen wie kein zweiter Tonmeister. Mit einer außerordentlichen, fast unheimlichen Schärfe des Blickes überschaut er von Jugend auf alle Dinge in Leben und Kunst und spürt sofort alle Möglichkeiten auf, die sie für seine eigene Entwicklung und Ziele bieten. Mit wunderbarem Instinkt eignet er sich von überallher alles an, was seiner eigenen Art entsprach. Aber — und das ist echt Händelsch — sobald er fühlt, daß es für ihn nichts mehr zu lernen gibt, daß seine Entwicklung auf einen toten Punkt zu geraten droht, wirft er ohne Rücksicht auf äußere Vorteile das Steuer seines Lebensschiffs herum und wagt lieber den kühnen Sprung ins Ungewisse, als daß er sich bei einer äußerlich zwar gesicherten, aber innerlich unfruchtbaren Daseinsform beruhigt. Er überstürzt aber auch niemals etwas, sondern läßt die Dinge ruhig heranreifen und schlägt dann erst, unerwartet nur für seine Umgebung, den neuen Kurs ein. So war es schon in Halle, als ihm ein deutscher Organistenposten zu winken schien, so in Hamburg, wo ihm bereits reicher Bühnenlorbeer erwuchs, so vor allem in Italien, wo er Triumphe feierte wie kaum ein zweiter deutscher Meister. Immer wenn er sieht, daß der äußere Lorbeer dem inneren Gewinn nicht mehr entspricht, setzt er entschlossen seinen Wanderstab weiter, klug und energisch, ohne jede blinde Abenteuerlust.

So ist er schließlich nach England gekommen. Auch diese letzte Station seiner Laufbahn war nicht Zufall in seinem Leben,

sondern Schicksal. Sein sicherer Blick hat ihn auch da nicht betrogen, denn so, wie die Dinge damals lagen, war England das einzige Land, in dem sich Händels immer höher fliegende Pläne verwirklichen ließen. Diese galten nun aber allem eher als der protestantischen Kirche. Händels Reich ist die ganze Welt mit ihren tausendfachen Erscheinungen, und die letzten sittlichen Gesetze des Weltgeschehens sind es, die er zu fassen und dramatisch zu gestalten sucht. Er steht somit als Musikdramatiker in schärfstem Gegensatz zu dem Kirchenmusiker Bach, ob er nun Opern schreibt oder Oratorien, in denen die Verinnerlichung des dramatischen Stiles sogar bis zum Verzicht auf das äußere Szenenbild geführt hat. Das sind Völker- und Menschheitsdramen, in denen ohne jede theologisierende Färbung der Satz verkündet wird: die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Zum ersten Male wird hier von einem deutschen Meister die Kunst als eine ethische Macht verkündet, in deren Zeichen alle Menschen Brüder werden sollen, nicht bloß eine kleine Schar Auserwählter. Es ist dasselbe hohe Ideal, dem später Beethoven in seiner Instrumentalmusik zustrebte.

Solche hohen Kunstziele erforderten aber auch ein Publikum, das nach seiner geistigen Gesamthaltung dafür empfänglich war. Das zerrissene und fremden Einflüssen preisgegebene Deutschland kam dafür nicht in Frage, auch Frankreich nicht mit seiner höfisch-aristokratischen Kultur und ebensowenig Italien, dessen gesamte Oper ja bis auf heute dem Ethischen und Metaphysischen völlig fern steht. Wenn irgendwo, so konnte Händel nur in England, dem in jener Zeit durchaus nicht „unmusikalischen Albion", sein Ziel zu erreichen hoffen. Denn dort trug damals schon auch der gemeine Mann den Kopf höher als anderswo; er fühlte sich als Glied einer Nation, der soeben ihre weltpolitische Zukunft aufzugehen begann. Lebendige, reiche Kräfte regten sich allerorten; es war ein Geist, der gerade Händel mächtig anziehen mußte. Gewiß hat auch er es erfahren müssen, daß England sich nicht im Sturme erobern läßt, und in dem jahrzehntelangen Kampf, den er mit ihm geführt hat, schien er mehrmals körperlich und seelisch am Ende zu sein. Aber schließlich war seiner Herrennatur auch hier der volle Sieg beschieden.

Das war Händel, die größte Kraftnatur unserer Musik und einer der größten und reinsten Volkserzieher, die die Geschichte aller Künste kennt, rein vor allem auch deshalb, weil es ihm niemals eingefallen ist, dem Volke nachzulaufen. Er hat das Volk mit eisernem Willen zu seiner Höhe emporgezwungen. Mit Kleinigkeiten hat sich dieser Mann weder im Leben noch in der Kunst jemals abgegeben, aber er lehrt uns auch in seiner Musik wie wenige, daß das Große im letzten Grunde immer auch einfach ist. Seine Melodien sind von hinreißender Überzeugungskraft und meist von einem wahrhaft königlichen Faltenwurf und doch dabei für jeden so eingänglich, weil sie auf einer allen verständlichen Grundlage beruhen. Und ebenso ist es mit dem Aufbau seiner Werke im großen. Er, der alle komplizierten musikalischen Satzkünste seiner Zeit so souverän beherrscht wie damals nur Bach, weiß damit zurückzuhalten, bis der rechte Augenblick dafür gekommen ist. Denn als echter Musikdramatiker versteht er wie wenige die große Kunst, an der so viele seiner Nachfolger bis auf den heutigen Tag gescheitert sind, einfache Dinge auch einfach zu sagen. Klarheit und Wahrheit, das sind die Grundeigenschaften der Händelschen Kunst, und es gehörte schon die Überflutung der Musik durch eine literarische Überkultur in der Romantik dazu, um das Gefühl für diese grund- und urmusikalische Kunst zu ersticken.

*

Das führt uns von selbst auf seine Opern zurück. Früher hat man sie, soweit man sie überhaupt kannte, als eine Vorstufe für die späteren Oratorien angesehen. Wer damit ein Werturteil verbindet, betritt einen recht gefährlichen Weg. Denn die Händelsche Oper ist eine Kunst von durchaus selbständiger Größe, die durch den Vergleich mit den Oratorien an Wert nichts verliert, und wäre Händel vor seinen Oratorien gestorben, so stünde er in der Geschichte der Oper immer noch als einer ihrer größten Meister da.

Allerdings, um diesen Opern gerecht zu werden, heißt es zuvor verschiedene altererbte Scheuklappen ablegen. Noch das mit Wagner aufgewachsene Geschlecht unserer Väter war der Ansicht, daß die Entwicklung der Oper sich von den Anfängen über Gluck, Mozart, Weber bis zu Wagner wie eine Drahtseilbahn in gerader Richtung aufwärts bewegt habe und daß ihre letzte Station, eben Wagner, zugleich die höchste überhaupt erreichbare sei. Heute wissen wir, bescheidener geworden, daß die Frage: was ist eine Oper? nicht ein für allemal beantwortet werden kann, sondern für jede Zeit anders beantwortet werden muß. Wir dürfen einem alten Tonwerk gegenüber gar keine anderen Voraussetzungen machen als der Künstler, das Volk und die Zeit, der das betrachtete Werk angehört.

Wie steht es nun nach dieser Richtung hin mit Händel und seinem Werk? Aus der Geschichte der Oper erkennen wir sofort, daß er und seine Zeit von ganz anderen Voraussetzungen an die Oper herangetreten sind als wir, ja daß sie unter einer Oper etwas ganz anderes verstanden haben. Die Frage, ob uns Händel in seinen Opern überhaupt wieder etwas zu sagen hat, hängt also unlöslich zusammen mit der weiteren, ob wir soviel Einfühlungs- und Spannkraft besitzen, uns diese an und für sich fremde Kunst innerlich vertraut zu machen und uns von ihr in ihren Bann zurückzwingen zu lassen.

Was wir heutzutage von einer Oper verlangen, ist ein originell erfundener und behandelter Stoff mit einem Text, der, an und für sich literarisch wertvoll, eine dramatisch fesselnde Handlung mit individuell geführter Charakterentwicklung bietet. Nichts, aber auch gar nichts von dem allen trifft auf die Oper der Zeit Händels zu. Die Stoffe, die er wählte, waren schon dem damaligen Publikum zumeist nichts weniger als neu, und wenn sie es auch äußerlich waren, so bewegte sich doch die dichterische Behandlung in jedem vertrauten Bahnen. Mußte damals doch jede anständige Oper eine Klageszene einer verlassenen Geliebten, eine Schlummerszene, eine Geisterbeschwörungsszene und was dergleichen Klischees waren, enthalten. Auch wurden von dem berühmten italienischen Librettisten Metastasio, dessen erste Triumphe noch in Händels Zeit fallen, dieselben Texte mitunter dreißig- bis fünfzigmal komponiert, ohne daß Künstler und Publikum irgendwelchen Anstoß daran genommen hätten. In dieser von der heutigen so verschiedenen Sitte spricht sich nun aber nicht etwa eine dichterische Verarmung aus, wie die moderne Selbstüberheblichkeit schon behauptet hat, sondern eine grundsätzlich andere Einstellung zum musikalischen Drama überhaupt, vor allem zum Begriff der dramatischen Handlung.

Dem modernen Betrachter wird die Handlung in den alten Opern fast ohne Ausnahme minderwertig, marionettenhaft, oft geradezu widersinnig erscheinen. Es ist immer dieselbe anspruchsvolle, lärmende Staatsaktion mythologischen oder historischen Inhalts, von der sich die bis zur Unmöglichkeit verfitzte Geschichte meist zweier Liebespaare abhebt. In plumpen, gewaltsamen Schritten bewegt sich die Handlung vorwärts, setzt Himmel und Hölle in Bewegung und macht das Unmögliche möglich, getrieben von einer Technik, die zwar im einzelnen Falle nichts grundsätzlich Neues anstrebte, aber doch dem allen vertrauten Thema immer wieder neue Reize abzugewinnen verstand. Dagegen ist die dramatische Psychologie in diesen Stücken so grobschlächtig wie nur möglich, von irgendwelchen individuellen Zügen findet sich nicht die geringste Spur, und auch die Logik wird nicht selten der äußeren Wirkung aufgeopfert.

★

Wie kam nun das so kritische und geistig hochstehende 18. Jahrhundert dazu, eine derartige Kunst in den höchsten Tönen, ja als die Krone aller Dramatik zu preisen? Mir will scheinen, als hätten die modernen Beurteiler das Problem am falschen Ende angefaßt, indem sie den Blick starr auf die äußere Handlung der Opern richteten und darüber eine sehr wichtige Tatsache vergaßen, nämlich daß die Hauptsache, die Musik, von diesem ganzen Spektakel kaum Notiz nimmt, sondern in der Form des Seccorezitativs gewissermaßen in die Erde versickert, um erst wieder bei der Arie zum Vorschein zu kommen. Das ist doch ein vollgültiger Beweis dafür, daß den dramatischen Künstlern und dem Publikum die Hauptsache an einer Oper nicht die Handlung als solche war, sondern die Reihe der Gefühlshöhepunkte, die die Arien darstellen. Das mag uns Moderne befremden, es ist aber trotzdem echt musikalisch gedacht und empfunden, denn es mutet der Musik nichts zu, was ihrer innersten Natur widerstrebt. Die Handlung aber wird damit Nebending, Staffage, mit dem einzigen Zweck, jene Gefühlshöhepunkte vorzubereiten und untereinander zu verbinden.

Auch in der Art und dem Ausdruck dieser Gefühlsergüsse besteht ein großer Unterschied zwischen einst und jetzt. Er beruht kurz gesagt auf einer ganz verschiedenen Bewertung des Menschen und seiner Gefühlswelt.

Jeder hat schon einmal eine zeitgenössische Abbildung einer alten Opernszene gesehen. Bei näherer Betrachtung wird ihm dabei auffallen, daß die Bühne immer in ihrer ganzen Breite und Tiefe in Anspruch genommen wird. Stets schweift der Blick des Zuschauers in eine weite, offene Landschaft, ins Unendliche hinaus; auch wo die Handlung in einem geschlossenen Raume spielt, geht es nie ohne einen gewaltigen Prunksaal ab, der sich nach hinten in weiten Galerien und Säulengängen verliert. Das ändert sich auch nicht, wenn es sich um das Boudoir einer jungen Dame oder um eine der beliebten Kerkerszenen handelt, denn auch die Kerker sind ungeheure Lokale mit einem raffinierten Gewirr von Treppen, Galerien und verschwimmenden Gewölben im Hintergrund. Die einzelnen Menschen aber, die sich in diesen weiten Räumen bewegen, nehmen sich darin trotz ihrer gelegentlich recht großen Zahl recht klein und winzig aus. Sie sind es aber nicht allein für den Regisseur und Dekorateur, sondern auch für den Dichter und Komponisten der Opern gewesen. Und damit stehen wir vor dem entscheidenden Gegensatz zwischen älterer und neuerer Opernauffassung. In der älteren hat der einzelne Mensch mit seinem persönlichen Fühlen, Wollen und Handeln überhaupt kein Daseinsrecht; hier gilt nur das, was über und hinter ihm liegt, er hat nur Wert als Träger und Verkünder des Allgemeinen, Typischen, Ewigen. Daher rührt es, daß sich diese Arientexte für unser Gefühl so häufig in Gemeinplätzen, in Gleichnissen und Binsenwahrheiten bewegen. Der Betreffende spricht eben nur aus, was jeden anderen Menschen in seiner Lage auch bewegen würde, niemals das, was ihm individuell am meisten am Herzen liegt. Es geht also auch durch die Dichtung und Musik derselbe Zug ins Weite, Überlebensgroße, wie durch das äußere Szenenbild. Die Einzelpersönlichkeit hat kein Sonderrecht. Aus demselben Grunde fehlt natürlich auch das,

was wir heute psychologische Charakterentwicklung nennen und worauf unsere Oper seit der Romantik einen so großen Wert legt. Gewiß kennen die alten Meister die Grundgesetze des psychologischen Geschehens und tragen ihnen Rechnung. Aber sie sind ihnen nicht die Hauptsache und vor allem kennen sie nicht jene Kunst der seelischen Entwicklung, die die moderne Oper bis zum höchsten Raffinement ausgebildet hat. Der Begriff der Entwicklung ist der Oper vor Mozart überhaupt fremd. Jede Figur erhält einen bestimmten Charakter, der zumeist nur in einer einzigen, allgemein menschlichen, beherzigens- oder tadelnswerten Eigenschaft besteht. Der eine ist der standhafte, treue Liebhaber, der andere der gerechte Fürst, der dritte der bösartige Intrigant usw. Das bleibt er aber vom Anfang bis zum Ende der Oper. Jene Grundeigenschaften werden zwar im einzelnen abschattiert, aber sie ändern und entwickeln sich nicht. Ein gutes Beispiel, das uns zeitlich näher steht, haben wir für diese Art der Charakteristik in Mozarts „Titus", der im Gegensatz zum „Figaro" und „Don Juan" noch ganz der alten Art angehört. Den Dichter Metastasio fesselt an seinem Titelhelden weder seine Eigenschaft als römischer Kaiser, noch sein individuelles Seelenleben, sondern allein seine sprichwörtliche Güte und Milde. Diese wird uns in so übermenschlicher Qualität vorgeführt, daß uns die Augen übergehen vor einem derartigen Ausbund von Tugend, den wir heutzutage nur noch auf dem Kindertheater ertragen. Es ist eigentlich nur noch eine Allegorie der Güte, die wir da vor uns sehen, und ähnlich verhält es sich mit den übrigen Figuren dieser Oper.

Man sieht, es ist nach jeder Hinsicht eine ganz andere Welt, in die wir da eintreten und in der wir uns erst zurechtfinden müssen. Gewiß hat es auch damals gute und schlechte Texte gegeben und der des „Titus" z. B. ist weit schlechter als die meisten Händelschen. Zu einem Gesamturteil dürfen wir uns aber natürlich nur an die Texte halten, die den alten Typus am vollkommensten widerspiegeln, und sie lehren uns, daß diese alte Oper zwar ganz anders war als die moderne, aber durchaus nicht schlechter, ja daß sie vor jener so manche erhebliche Vorzüge voraus hatte. Der eine ist die imponierende absolute Geschlossenheit des ganzen Stils, die von dem gegenwärtigen zerfahrenen Wechsel der Moden wohltätig absticht, der andere aber ihre ur- und grundmusikalische Natur, die den Musiker nicht an alle möglichen außermusikalischen Rücksichten band, sondern ihm die freieste und unmittelbarste Entfaltung seiner Kunst ermöglichte. Um es kurz zu sagen: die alte Oper ist reine Musikoper, nicht Literaturoper wie die romantische; das heißt, das Drama wird unmittelbar aus dem Geiste der Musik heraus geschaffen, der Dichter hat lediglich die Aufgabe, ein Libretto zu liefern, das gar keinen selbständigen künstlerischen Wert hat und haben will, sondern nur die Grundlage und den Anknüpfungspunkt für die Musik bietet. Es kam oft vor, daß die Musik einer Arie früher da war als der Text und der Dichter sehen konnte, wie er mit seinen Versen zurecht kam. Noch in Mozarts „Zauberflöte" herrscht dieser Grundsatz, und wer über ihren schlechten Text schimpft, beweist nur, daß ihm der Geist dieses Werkes noch nicht aufgegangen ist. Auch Händel hat sich von seinem Librettisten nicht einen bis aufs letzte I-Pünktchen fertigen Operntext in die Hand drücken lassen, sondern nur einen allgemeinen Grundriß; hatte er den in Händen, so begann er ihn sofort aus seiner musikalischen Phantasie heraus zu gestalten, und der Dichter hatte nach seinen Anweisungen die Verse auszuführen.

★

Damit kommen wir zur Hauptsache in dieser ganzen Dramatik, der Musik. Auch über sie haben vor nicht gar langer Zeit so ziemlich alle Beurteiler die volle Schale ihres selbstgerechten Zornes ausgegossen. Die alte Oper, heißt es da, war in ihrer musikalischen Anlage ein Erzeugnis des vollendeten Wahnsinns und Stumpfsinns.

Auf den ersten Blick mag diese Ansicht ja leidlich scheinen, und schon das äußere Bild der dramatischen Opernpflege scheint ihr recht zu geben. Denn deren eigentliche Herrscher waren nicht die Kapellmeister und Komponisten, sondern die Sänger und Sängerinnen, die Kastraten und Primadonnen. Haben wir da nicht das Recht, über Unnatur zu klagen, namentlich den Kastraten gegenüber, die uns nicht allein unnatürlich, sondern vor allem im höchsten Grade undramatisch, vielen sogar unmoralisch erscheinen? Was soll man zu den nicht seltenen Duetten sagen, in denen der Mann die höhere, die Frau aber die tiefere Stimme singt? Zwar sind die Kastraten schon im 18. Jahrhundert viel verspottet worden, aber niemals wegen ihrer Unnatur, sondern wegen ihrer törichten Eitelkeit. Ferner: was hat denn dieses unnatürliche und aufgeblasene Gezücht gesungen? Dem heutigen Laien fallen dabei zuerst die überlangen Koloraturen ein, die in den Partituren tatsächlich manchmal ein halbes Dutzend Seiten füllen. Von Wagner hat er gelernt, daß Koloraturen dramatische Schädlinge seien. Das bestärkt ihn in seiner Abneigung gegen die alte Oper, denn wozu dient dieses effektsüchtige Ohrengeklingel als nur der eitlen Kehlfertigkeit der Sänger? Und endlich wirkt auch die ganze formale Anlage dieser Kunst auf ihn äußerst eintönig und ermüdend. Denn hier folgt sich in ewigem Wechsel Rezitativ und Arie, Rezitativ und Arie und so fort bis zum Überdruß, ohne daß je eine andere Form das tödliche Einerlei unterbräche. Chöre gibt es ja fast keine und von Ensembles nur das Duett, das aber

auch nichts anderes ist als eine zweistimmig gesungene Arie, denn die beiden Stimmen heben sich nur klanglich, aber nie als dramatische Charaktere voneinander ab. Und außerdem haben alle Arien dieselbe dreiteilige Form: Hauptsatz, Mittelsatz und Wiederholung des Hauptsatzes, während die vom bloßen Cembalo begleiteten Rezitative eigentlich nur noch halbe Musik sind, denn sie erheben das gesprochene Wort gerade noch in das musikalisch Bestimmbare und lassen bezüglich des musikalischen Ausdrucks so gut wie alles zu wünschen übrig.

Wahrlich, nach dem allen scheinen die voll im Rechte zu sein, die über diese Kunst einfach den Stab brechen. Und doch sind auch sie, bei Lichte betrachtet, das Opfer einseitig moderner Einstellung geworden. Denn diese ganzen uns so fremd anmutenden Verhältnisse sind nicht das Ergebnis des Zufalls oder der Laune törichter Komponisten und eitler Sänger, sondern sie wachsen ganz natürlich aus der Opernanschauung ihrer Zeit heraus. Alle jene Vorwürfe lassen sich in das eine Wort Unnatur zusammenfassen. Da erhebt sich aber gleich die große Frage: was heißt denn in der Kunst natürlich oder unnatürlich? Man weiß schon aus der Geschichte des gesprochenen Dramas, daß diese Begriffe gleichfalls sich in beständigem Wechsel befinden. Die Kunst gibt niemals einen Abklatsch des nächsten besten Stückes Natur, sondern hebt aus der Welt des Scheinhaften und Zufälligen das Wesenhafte und Ewige heraus. Keine Kunst aber scheint dazu mehr berufen als die Musik, die ihrer ganzen Natur nach stets danach strebt, das seelische Geschehen zusammenfassend zu vereinfachen und so in monumentaler Weise zu versinnbildlichen. Alles, was sie uns vorführt, sucht ein Gesamtleben auszudrücken, das über die gegenwärtige Erscheinung hinausführt. Diese symbolische Kraft der Musik ist also kein Fehler, sondern ein Vorzug der Oper und in ihren hervorragendsten Erzeugnissen stets mit besonderer Stärke am Werk gewesen.

Der Zusammenhang des musikalischen Ausdrucks mit der natürlichen Wiedergabe eines Affektes ist nicht immer gleich stark gewesen. Die eine Zeit hat da mehr idealistisch, die andere mehr realistisch empfunden. Hundert Jahre vor Händel hat der große Claudio Monteverdi noch ganz wie wir heute beim Ausdruck der Affekte stets den Zusammenhang mit ihrer Quelle in der menschlichen Natur aufrecht erhalten. Sein Stil kommt uns deshalb auch heute entschieden natürlicher vor als der spätere; er hat noch Chöre, statt der Kastraten die vier natürlichen Stimmlagen und einen weit größeren Reichtum an Formen. Alles das befähigt ihn zu einer für uns weit natürlicheren und individuelleren Wiedergabe der Empfindung. Aber bald nach ihm beginnt sich dieses Band zwischen Natur und musikalischem Ausdruck zu lösen, und wir treten in eine Periode steigender Stilisierung ein. In den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts hatten wir den Verismo in der „Cavalleria“ und ähnlichen Werken, die sich bewußt auf den Boden des Alltags als des vermeintlich Natürlichsten stellten. Die Oper des 18. Jahrhunderts vor Gluck könnte man den schärfsten Antiverismo nennen. Denn ihr gilt der unmittelbare, spontane Ausdruck der Empfindung glattweg als kunstwidriger Naturalismus, der nur durch die allerfeinste Stilisierung geadelt werden kann. Nicht um Natur oder Nachahmung der Natur ist es diesen Meistern zu tun, sondern um Kunst und um Kunst ganz allein, um die höhere Idealisierung alles Affektlichen. Daraus erklärt sich die entscheidende Rolle der Kastratenstimmen ohne weiteres. Das war ein Stimmklang, der nirgends in der Natur zu finden war und dem Stilisierungsdrang besonders entgegenkam. Auch die Koloratur begreifen wir unter diesen Umständen sofort; sie ist durchaus kein effektsüchtiger Flitter wie bei Rossini, sondern ein Mittel höchster musikalischer Stilisierung, die sogar vom Zusammenhang mit dem Worte absieht. Auch in diesem Punkte ist die bekannte hochmütige Verachtung des alten Opernstiles also sehr wenig am Platze. Und nicht anders ist es mit den Arien.

Dieses antinaturalistische Streben, das wir nie vergessen dürfen, wenn wir jener Kunst gerecht werden wollen, offenbart sich endlich auch in der Rolle des Seccorezitativs, dem die ganze Handlung der Oper anvertraut ist, denn die Arien geben ja nur die lyrischen Höhepunkte. Daß es nicht vollmusikalisch ist, das haben nicht erst wir erkannt, das wußten schon die Alten selber. Wir haben da einen ergötzlichen Bericht eines Zuhörers aus der alten Zeit, wo es heißt, manche vornehme Herren hätten sich während der Seccorezitative in den Hintergrund ihrer Logen zurückgezogen, um eine Partie Schach zu spielen, und seien erst bei der nächsten Arie wieder zum Vorschein gekommen. Das sei ganz praktisch gewesen, meint unser Gewährsmann, denn auf diese Art habe man sich bei den Arien von der Anstrengung des Schachspiels, beim Schachspiel aber von den Aufregungen der Arien erholen können. Das ist gewiß scherzhaft übertrieben, aber es trifft den Kern der Sache doch sehr gut, denn dieses nur halbmusikalische Seccorezitativ bedeutet nichts mehr und nichts weniger, als daß die äußere stoffliche Handlung einer Oper der damaligen Zeit als allzu naturalistisch galt und deshalb überhaupt nur als Staffage in Frage kam. Von der musikalischen Behandlung ist sie so gut wie ausgeschlossen.

Dieselbe Geringschätzung der stofflichen Handlung zeigt sich auch noch in einem anderen Punkte. Für den modernen Komponisten fällt der dramatische Höhepunkt auch mit dem musikalischen zusammen; das ist für ihn bereits zum Axiom geworden. Ganz

anders verfuhren dagegen seine Kollegen in früheren Jahrhunderten. Nehmen wir einmal eine jener beliebten Szenen an, wo ein Held nach langer Verhandlung, bei der die Liebesintrige wieder eine große Rolle spielt, schließlich zum Tode verurteilt und in den Kerker abgeführt wird. Da spielt sich die ganze Verhandlung und der Urteilsspruch im Seccorezitativ ab, rasch, sachlich und ohne jeden Mehraufwand von Musik. Ist aber alles vorbei, so tritt in einer Arie — etwa der zurückgebliebenen Geliebten jenes Helden — erst der musikalische Höhepunkt ein. Und so ist es bei allen Krisen in der äußeren Handlung. Die Musik ignoriert sie völlig; ihr kommt es nur auf das lyrische Echo an, das sie im Herzen eines der von ihnen Betroffenen weckt.

So hat in einer alten Oper die Handlung nur die Aufgabe, zwischen den lyrischen Gipfelpunkten der Arien zu vermitteln. Auf den Wechsel und Kontrast dieser großen musikalischen Gefühlsbilder kommt es allein an.

*

Mancher moderne Betrachter hat diese Folge schon als eine wahllose und willkürliche und die ganze Oper als ein Kunterbunt zusammengekoppelter Arienbündel bezeichnet. Das mag gewiß für die kleinen Geister unter den damaligen Musikern stimmen; auf die großen, vor allem auf Händel, trifft es keineswegs zu. Händel hat stets das Bestreben, die ganze vielgestaltige Welt zu einer monumentalen Einheit zusammenzuschließen. Aber er erreicht diese Einheit nicht vermittelst sog. Leitmotive, deren System erst weit später auf poetisch-musikalischer Grundlage erwachsen ist, sondern mit rein musikalischen Mitteln. Man denke einmal an einen antiken Tempel mit seinen Säulenreihen. Die einzelnen Säulen sind alle einander gleich und haben als Einzelteile des ganzen Baues gar kein Sonderrecht. Erst durch ihre Beziehung zum Ganzen erhalten sie ihre Bedeutung, als Träger einer großen Gesamtarchitektur. Genau so ist es auch mit den Arien einer Händelschen Oper. Der Form nach sind sie alle gleich und haben nach dieser Richtung hin als Einzelglieder ebenfalls keine selbständige formale Bedeutung. Dafür streben bei ihm aber die einzelnen Ariensäulen über sich selbst hinaus einer höheren architektonischen Einheit zu. Und hier stehen wir vor einer der größten Leistungen des Händelschen Genius, zu deren Würdigung wir uns freilich des starken literarischen Zusatzes in unserem heutigen Musikempfinden entäußern und einmal rein und tief musikalisch fühlen lernen müssen.

Da ist einmal die Wahl der Tonarten in den Händelschen Arien. Sie ist durchaus nicht zufällig und willkürlich, sondern wächst in genialer Intuition aus dem Affekt der Situation heraus, und noch mehr: die Tonartenfolge dient Händel dazu, den seelischen Verlauf des Ganzen fest zu gliedern. Dieses ganze Tonartengerüst lebt, strahlt Energien aus, schlägt hier Brücken über ganze Szenen hinweg und ballt dort mächtige Szenenblöcke zusammen, es ist ein beständiges Auf und Ab, ein fortwährendes Spannen und Lösen, wie es dieser reinen Gefühlsdramatik einzig entspricht. Ebenso schlingen sich durch diese Opern für den, der Ohren hat zu hören, melodische, metrische und rhythmische Bänder hindurch, die das Zusammengehörige nach dem Willen des Meisters fest verklammern. So entsteht unter seiner Hand ein bewundernswerter musikalischer Hallenbau von mächtig nach oben strebender Gliederung. Man merkt ganz deutlich: die Phantasie des damaligen Geschlechtes war vor allem musikalisch und architektonisch gerichtet, und erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde das Architektonische von dem Poetischen, Literarischen abgelöst.

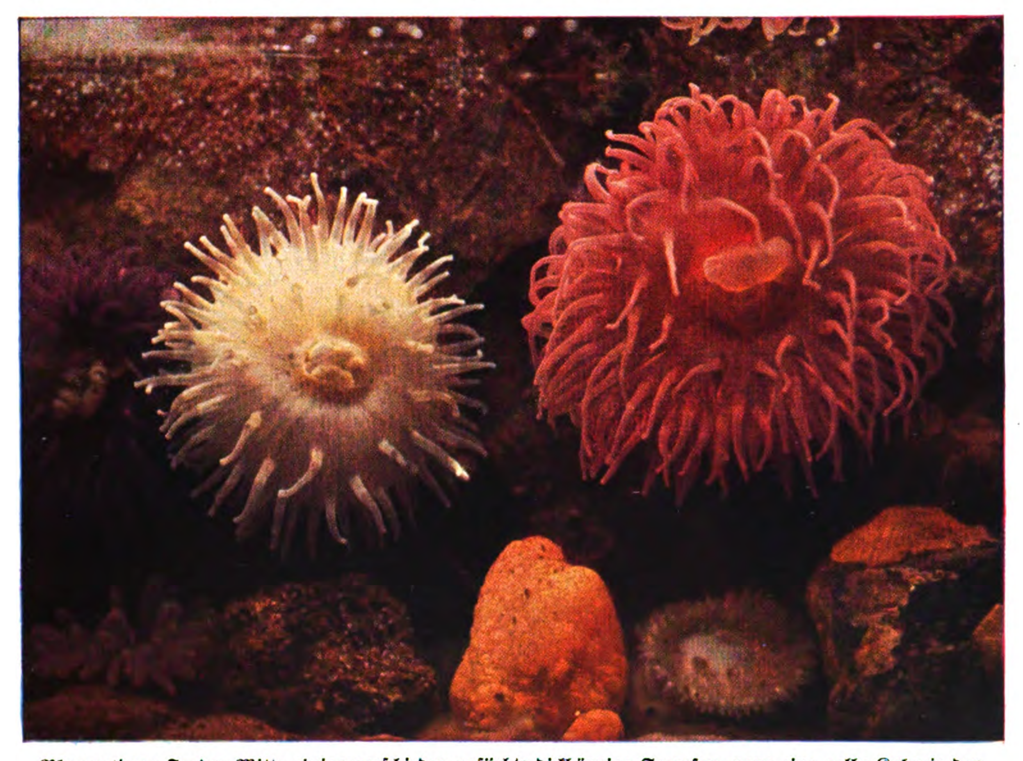
Es ist eine recht große und anscheinend sogar unüberbrückbare Kluft, die uns von der Händelschen Oper trennt. Und doch würde sie nicht unsere Bühnen erobern, wenn nicht unser allermodernstes Opernempfinden neuerdings Bahnen eingeschlagen hätte, die sie uns wieder näher bringen. Tatsächlich steuern wir, wenn natürlich auch unter ganz veränderten Verhältnissen, wieder auf die reine Musikoper zu, bei der das Poetische, der Text, vor der Musik zurücktritt. Und anderseits erleichtert uns Händel selbst das Verständnis durch die lapidare Größe und Einfachheit seiner Erfindung und Gestaltung, sowie durch die Überzeugungskraft der seinen Werken zugrundeliegenden geistigen Ideen. Daß die heutige Musikseele nicht so grundverdorben ist, wie ihr so manche konservative Gralshüter einreden wollen, geht schon daraus hervor, daß sie den hellen und klaren Blick des Opernkomponisten Händel wieder auszuhalten beginnt. Es wird keinem einfallen, von unseren heutigen Komponisten zu verlangen, sie sollten wieder Opern im Stile Händels schreiben. Aber gerade heut, wo sich in der Oper ein der Händelzeit verwandter Rhythmus regt, haben wir nicht bloß das Recht, sondern die Pflicht, uns über die geistigen Ziele dieser hohen Kunst Rechenschaft zu geben, nicht um Händels, sondern in erster Linie um unsertwillen. Diese Ziele aber hat keiner wohl klarer und besser zusammengefaßt, als der glühendste und zugleich verständnisvollste Bewunderer, den Händel je gehabt hat, Beethoven, der sich dem Händelschen Geiste nahe fühlte, wie kein Zweiter, in den echt Beethovenschen Worten: „Händel — das ist das Wahre! Gehet hin und lernet von ihm, mit so wenigen Mittel so Großes hervorbringen!“

Die staatliche Biologische Anstalt auf Helgoland / Von Willy Norbert

Es war die sonderbarste Fahrt meines Lebens: hinab ins Reich der Tiefe — auf den Grund des Meeres — — eine wache Traumfahrt . . .

Noch klang mir in den Ohren das Rauschen der Nordseewellen am Felsenstrande Helgolands, noch sang das letzte Lied der Kurhauskapelle in mir nach, als ich eintrat in diese geheimnisvolle, geisterhafte Welt lautloser Stille — das Aquarium auf der fernen Insel in der Deutschen Bucht, in dem schönen Neubau am Felsenstrande. Draußen war längst die Sonne gesunken. Die Flut war gekommen, als der Mond gemeinsam mit dem blitzenden Leuchtturm die Beleuchtung des großen Meeres und der kleinen Insel übernommen hatte. Und als ich nun hier trockenen Fußes auf dem Boden des Meeres stand, inmitten eines stummen und doch so sehr beredten Lebens, da war mir fast, als hätte ich diese Erde verlassen, sei zu Besuch auf einem fernen Stern — so fremdartig, so phantastisch war alles ringsum. Da lag hinter der einen der dicken Glaswände eine Stadt. Durch ihre Gassen fluteten die Wasser. Sie bewegten, wie oben auf der Erde der Wind die Wipfel der Bäume, hier die zarten grünen und bunten Gewächse, die nun hin und her sich wiegten oder sich emporrankten an dem bunten Gestein, daß es aussah, als umschlinge Efeu die Ruinen marmorner Paläste. Zerfallene Hallen von Domen und Moscheen wölbten sich, gestürzte Säulen lagen umher. Glatte Wände stiegen steil an den Seiten empor. Wie die Schwalben der Lüfte, so schossen Fische durch den Raum. Da mußte ich an die kleine Sirene aus dem alten Andersen-Märchen denken, die einst, vom Besuch auf der Erde in ihre Wassertiefe zurückgekehrt, ihren Schwestern die Schwalben der Lüfte als Fische beschrieb! . . .

Und plötzlich stieg da eine Stunde meiner Kindheit aus dem Grund der Erinnerung empor . . . wie ich an der Hand des Phantasten Jules Verne im Unterseeboot des



Blumentiere: In der Mitte einige verschieden gefärbte dickhörnige Seerosen, vorn eine gelbe Kolonie der Lederkoralle oder Meerhand. Die weißen Pünktchen im Hintergrunde am Felsen sind die kleinen festsitzenden Polypen von Quallen. Von ihnen lösen sich die winzigen jungen Quallen durch Abschnüren los
Unterwasser-Aufnahme von Schensky, Helgoland

rätselhaften Kapitäns Nemo über den Boden des Weltmeeres gefahren und gerade wie heute durch dicke Glaswände seines Salons das Leben der Tiefe geschaut — ein unvergeßliches Abenteuer, das ich nun in Wirklichkeit erlebte. Nun sah ich sie alle vor mir, lebend, schillernd in bunten Farben, manche aus Silber, Kupfer, Gold, alle die sonderbaren Geschöpfe des Meeresgrundes, auf den Kapitän Nemo, enttäuscht und verbittert von der Welt über den Wassern, geflüchtet war. Da gab es Tiere, die wie Blumen waren, Blumen, die Tiere waren, Fische, die Flügel hatten und wie Schmetterlinge durch die opalnen Wasser flogen oder auf zierlichen Füßen über den scheckigen Grund des Schills liefen. Leichte Wesen mit gläsernen Herzen, durch die das Licht fiel, schwebten wie die Seelen Verstorbener vorüber und ließen das Spitzengeriesel ihrer Tücher durch die Fluten wehen — Medusen — berückend in der Schönheit und Grazie ihrer schemenhaften Körper, schauerlich nur für den, der weiß, welche Tücke, welches Gift sie bergen unter den bläulichen oder gelblichen Elfengewändern aus tausend zarten Fädchen mit zahllosen Nesselbatterien, deren betäubendes Gift in den berührten Tierkörper dringt und ihn tötet oder lähmt.

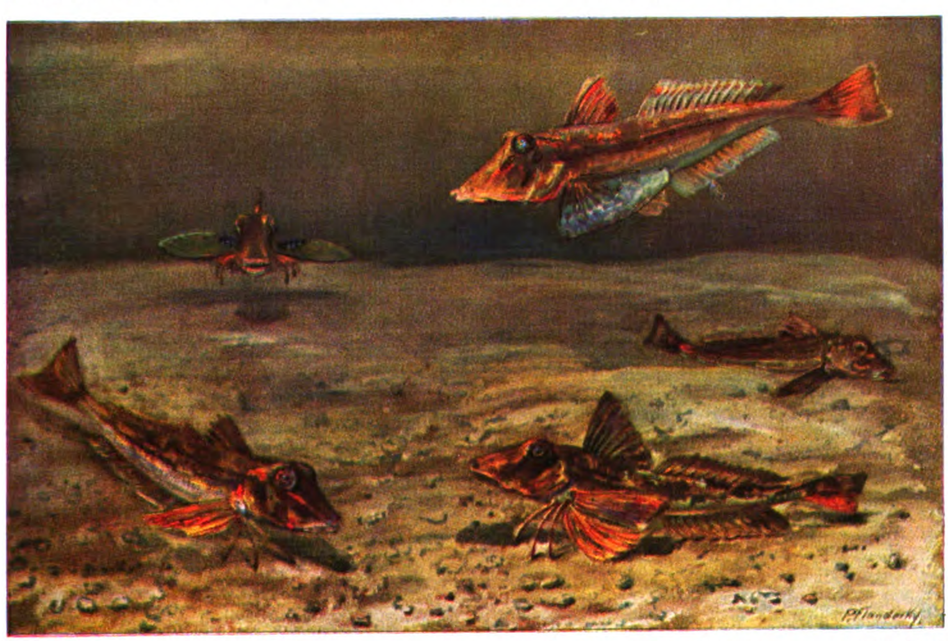
Die Fahrt geht weiter. Ein anderes Bild: da wachsen Kopf an Kopf, dicht gedrängt wundersame Blumen auf dicken Stengeln. Ein groteskes Haarlemer Tulpenfeld. Wie Palmenwipfel gebreitet strecken sie ihre weißen, bis ins feurigste Orangerot spielenden Häupter dem zitternden Licht entgegen. Seerosen und Seenelken. Und doch keine Blumen. Verführerisch lockende Geschöpfe wie die Medusen. Wie sie leben sie von Tieren und jenen kleinsten Wesen, die das Meer bevölkern, den Planktonorganismen. Die sind im Wasser des Meeres wie das Geriesel der Staubkörnchen so fein, die im tanzenden Auf und Ab der Sonnenstrahl zeigt, der ins Zimmer fällt. Plankton — Anfang aller Organismen. Einzellige Pflänzchen — Beginn aller Vegetation. Das Meer — — Urheimat allen Lebens . . .



Austernbank. Lebende Austern, leere Schalen. Im Vordergrund Seespinne und Einsiedlerkrebs in seinem von Seepocken bewachsenen Schneckenhaus. Hinten Seestern, auf Austernbänken berüchtigter Räuber, der mit seinen Strahlenarmen die fest geschlossenen Austern aufbricht, um sie zu verzehren. Links davon eine vom Bohrwurm durchlöcherte Schale. Links von ihr oben der Laich der Wellhornschnecke

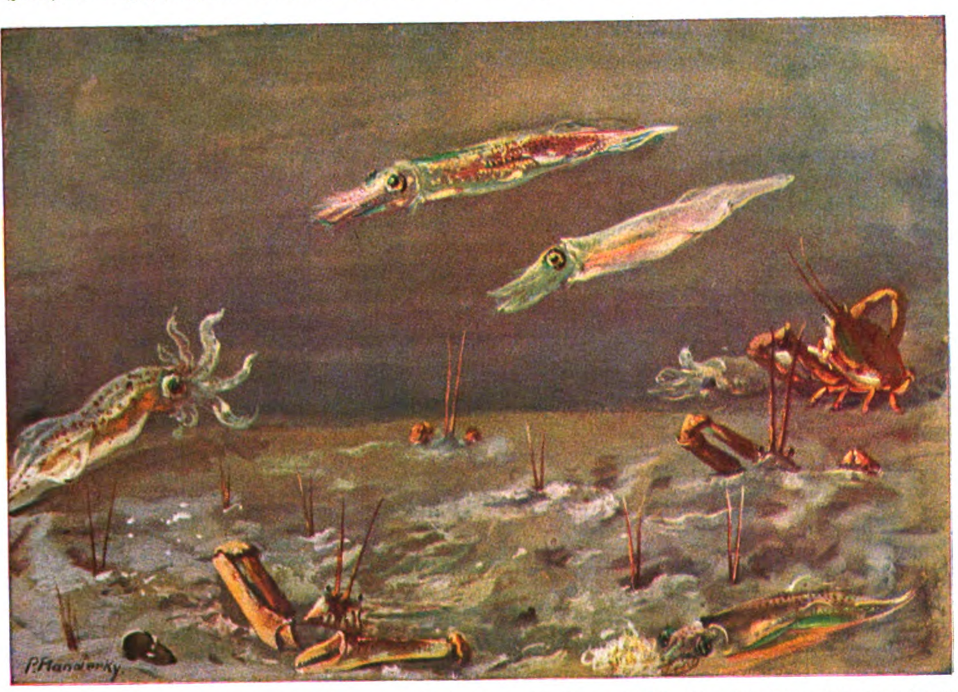
Die Seenelken blühen nicht: sie breiten ihre tausend kleinen Schlingen aus, die Tentakel, deren Gift die Planktonten betäubt, die nun von den Blütenfädchen geschoben in den Mund der Nelke gleiten. Die großen Rosen daneben sollen sogar Krebse und Schnecken fressen, deren Neugierde sie der Farbenpracht der grausamen Schönen allzunahe brachte, so daß die Rosen sie nun packen und in ihren Schlund stopfen konnten.

Nicht alle dieser Blumentiere scheinen erschlossen. Man sieht schleimige Stümpfe



Roter Knurrhahn, die Schwalbe oder der Schmetterling des Meeres, prachtvoll in rötlichen und bläulichen Tönen schillernd

und Klumpen, als hätte jemand ihre Häupter abgeschlagen. Da plötzlich, wie auf Zauberspruch, entfalten sich diese Stümpfe, erblühen in wenigen Sekunden zu farbiger



Kleine Tintenfische, den Schnecken verwandte Weichtiere. Sie bewegen sich nur rückwärts, und zwar durch Ausstoßen von Atemwasser. Vorn rechts ein ruhender. Die zarten Tiere vermögen durch Zusammenziehen ihre Zeichnung in prächtigem Farbenspiel zu verändern. Ferner Maskenkrabben, meist verdeckt im Sande, aus dem nur ihre Atemröhren ragen. Eine verzehrt einen überlisteten Tintenfisch



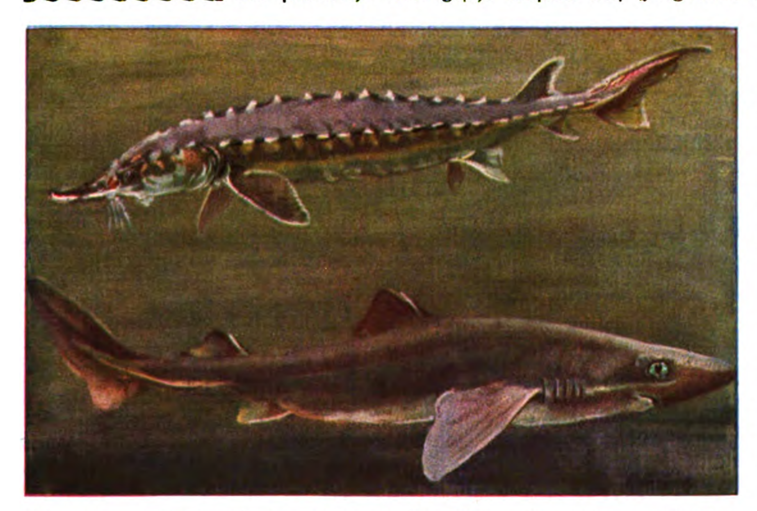
Junger Seewolf. Das Gebiß eines ausgewachsenen Seewolfs, eines sehr geschätzten Speisefisches, ist bis zu einem Meter lang und von außerordentlicher Kraft, die leicht die stärksten Muscheln und Krebse meistert. Gefangen zerbeißt der Seewolf dicke Manillanetze und verteidigt sich mit rasender Wildheit

Fülle. Ein Stückchen Fischfleisch fällt langsam schaukelnd hernieder, von unsichtbarer Hand geworfen. Dies war der Zauber, der die Rosen der Tiefe erblühen ließ! Wie wurden sie es gewahr? Sie haben keine Augen und doch sahen sie, doch wußten sie, daß Nahrung nahte. Welch eine geheimnisvolle Kraft der Wahrnehmung! Die eine der Rosen hat das Fleischstückchen erhascht und gepackt. Tausend Blütenfädchen ergreifen es, stampfen es hinab in den Schlund.

Wieder ein anderes Bild aus dieser barocken Welt. Auch die Sterne sind hier Tiere, nicht nur die Blumen. Rote und blaue Seesterne kriechen mit grotesken Bewegungen über Steintrümmer



In der Mitte, haftend auf leerer Muschelschale, eine Kolonie von Manteltieren mit zwei Öffnungen zum Ein- und Ausstromen des Wassers. Im Innern besitzen sie eine fi terartige Druse, welche die kleinen Organismen des Meerwassers als Nahrung zurückbehält. Rechts davon Strandkrabbe auf einem Seeigel. Oben links Wellhornschnecke. Darunter große Seespinne bei der Mahlzeit. Unter ihr Austernschale. Rechts vorn weibliche Seespinne, trächtig mit Eiern. Auf ihrem Rücken Seepocke



Stör, darunter Dornhai. Der Stör, ein Nacktfisch, besitzt nur rautenförmige, reihenförmige Plattenschuppen, während der Hai völlig mit zahnähnlichen Schuppen gepanzert ist. Dieser wird bis zu einem Meter lang, gebiert lebendig; dient auch als Speisefisch, besonders auf Helgoland

und an ihnen empor. Auch sie auf ständiger Suche nach Nahrung. Eine blauschwarze Miesmuschel ist die Beute. Mit dreizehn zackigen Strahlen fällt der rotgelbe Sonnenstern voll Gier über die festverschlossene Muschel her, saugt die tausend Füßchen seiner Strahlen an beide Seiten der harten Muschel an und zerrt so lange, bis der Schließmuskel der Muschel erlahmt und ihre Schalen auseinanderklappen. Welch eine mächtige Kraft wohnt in dem weichen Sternchen! Nun stülpt er seinen Magensack über den kleinen rosigen Körper in der Perlmutterwiege, lähmt durch Gift die süße Beute und verdaut die zarte Speise. Und überall, wohin man blickt in dieser Welt der Tiefe, das gleiche Geschehen: Kampf der Arten miteinander, Schrecken, Grausamkeit, Tücke, Gewalt, List — alles mit dem einen Ziel: sich zu nähren von dem Schwächeren. Muskelkraft und rohe Gewalt oder Gift und Trug sind die Mittel, die zum Siege führen. Ist es anders dort oben in der Welt über den Wellen?

War Kapitän Nemo nicht ein Tor, hier unten den Frieden, die Güte zu suchen, die er dort oben nicht gefunden? Ist die ganze, seltsam ergreifende Schönheit und lockende Pracht hier unten etwas anderes als ein Mittel zum banalsten aller Zwecke?

Und in der tiefen Stille des Aquariums frage ich mich betroffen: welches ist das Ziel alles dessen? Weshalb schufest du, großer und weiser Schöpfer, so kunstvoll bereitete Wesen, um sie einander zum Feinde, zum Schrecken, zu Pein und Leid einzusetzen?

Ein anderes Rätsel, nicht minder dunkel, stellt sich ein, kommt wie eine leise, kluge Antwort auf die bittere Frage: Keine Art unterliegt je der anderen völlig. Alle bleiben erhalten. Auch die schwächsten. Ein wundersames Gleichgewicht erhält alles. Nur da, wo der Mensch, der Erkennende, der Herr ward über Tod und Leben in der Schöpfung, eingegriffen hat, da schwand plötzlich jenes erhabene göttliche Gleichgewicht, das alles Erhaltende! Da starben Arten aus, da verödeten die Wälder, die Felder, die Lüfte und — die Wasser der Meere.



Zwei Skollen, platt auf dem Meeresboden liegend, dessen Tönung ihnen angepaßt ist. Ihr linkes Auge ist infolge dieser beliebten Lage in ihrer Jugendentwicklung auf die rechte Seite „gewandert". Über ihnen eine Schwimmkrabbe, rechts von ihr eine Seespinne

Auch die Tiefen der Meere veröden . . . Das Gleichgewicht ward zerstört. Größer noch als alle Gier der Kreaturen war die des Menschen. Massenmorde an den Tieren des Waldes, der Prärie, der Luft beging er aus Gewinnsucht oder Mordlust, und die Wasser des Meeres lichtete er von ihren Bewohnern. Schon sind die einst unerschöpflich scheinenden Fischgründe der südlichen Nordsee und Islands so schwach geworden, ihre Fänge so gering, daß der Mensch erschrocken innehält, da ihm endlich die Ahnung dämmert, daß er ein Verbrechen beging an jenem göttlichen Gesetz, dem Gleichgewicht in der Schöpfung. Die Stunde der Einkehr kam — noch nicht die der Umkehr. Nur die Hoffnung ist da, daß sie bald schlagen wird. Und was hier das Aquarium der staatlichen Biologischen Anstalt auf Helgoland zeigt, jenen wundersamen, mit tausend Mühen geschaffenen Ausschnitt aus der flutenden Unterwelt, das ist auch ein Beitrag solcher Erkenntnis, solcher Umkehr. Es ist ein wichtiger Teil dessen, was man „Haushaltskunde des Meeres“ nennen könnte — die vernünftige Ausnutzung und Bewirtschaftung des freien, internationalen Meeres, jener mächtigen Vorratskammer vollwertiger Ernährung der immer zahlreicher werdenden Volksmassen, die leer zu werden droht. —

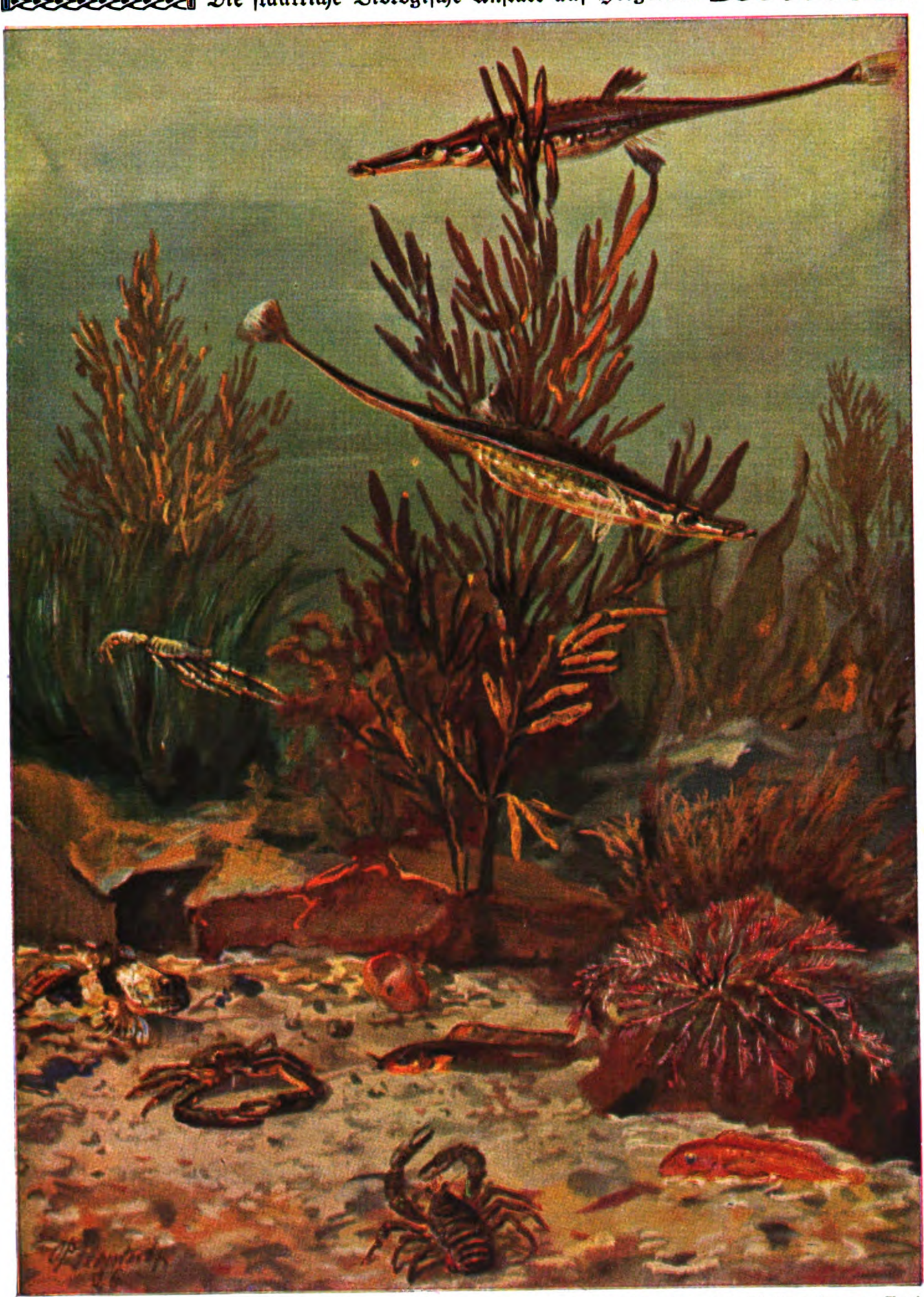
Den größten Reichtum an Lebewesen der Tiefe besitzen die Becken, in denen außer der üppigen Flora des Meeresgrundes all die vielen und so ganz voneinander verschiedenen Fische sich tummeln. Hier wachsen Wälder des großen gelbbraunen Blasentanges, in denen wie Vögel Klippenbarsche sich wiegen und zwischen dessen Zweigen sie nachts schlafen. Mit Luft gefüllte Blasen halten das Laub des Tanges in die Höhe, da es ja spezifisch schwerer ist als das Meerwasser. Mahagonibraun steht daneben die Meereiche. Sägetang überzieht wuchernd die kleinen Riffstücke, und auf den Steinen des Bodens bilden Algen eine saftig grünende Wiese. Vom scharfen Oxydgrün bis zum sanften Gelb, vom Tiefrot bis zum Blauviolett schwelgen die farbentrunkenen Bäume, Büsche und Gräser in einem seltsamen Herbst, dessen Glut wohl niemand in dem dämmernden Zwielicht der Tiefe vermutet hätte. Und alles von einer fremdartigen, bizarren Form, Phantasiegebilde wirrer Träume, eine spukhafte Welt, der passende Hintergrund für all die abenteuerlichen Gestalten. Die graziösen „Meerschwalben“ haben einen brandroten Rücken, die Seiten ihrer kleinen Leiber schimmern wie Gold, und ihre Brustflossen sind wie große Schmetterlingsflügel, von grünem Ton und umzogen von einem königsblauen Bande. Wie ein Silberstreif huschen die metallisch grün und blau irisierenden Leiber der Makrelen durch die stillen Fluten, die leise schaukelnden Wipfel der Tangwälder. Auch unsere Nutzfische sind vollzählig zur Stelle, die Dorsche oder Kabeljaue und Schellfische. Mit ihren kreisrunden, weit und starr geöffneten Augen blicken sie unbewegt vor sich hin, mit leisem Ruderschlag der wippenden Schwanzflossen ihrem geschmeidigen Körper ab und zu eine andere Richtung gebend. Oder sie liegen wie die Schollen und anderen Plattfische im sandigen Schutt des Bodens, in den sie sich oft so tief hineinwühlen, daß nur die wachsamen Smaragde ihrer Augen hervorschauen. Unweit von ihnen liegt ein unheimlicher Geselle, ein kleiner Katzenhai, der in seiner Gier selbst die harten Krebse nicht verschmäht. Auch der unter dem lockenden Namen „Forellenstör“ oft in den Handel kommende Dornhai ist kein seltener Gast des Aquariums, wenn er auch als rastloser Schwimmer hier nicht recht gedeihen will und deshalb oft durch die regelmäßigen Fangfahrten der Fahrzeuge der Anstalt ersetzt werden muß. Die Helgoländer übrigens essen ihn sehr gern, was allen denen eine nachträgliche Beruhigung sein mag, die hier mit Grausen innewerden, daß sie einst statt des leckern „Forellenstörs“ einen — Haifisch verzehrt haben!

Die abenteuerlichsten Figuren stellen die Rochen, Verwandte des Hais, trotz ihrer von ihm so sehr abweichenden Gestalt. Auch ein echter Stör ist manchmal hier zu sehen, ein in der Nordsee selten gewordener Fisch. Am packendsten ist das Treiben all jener Fische, die das freie Wasser scheuen und wie Wegelagerer in Schlupfwinkeln von Felslöchern, zwischen Steinen und Wäldern hausen. Wie ein Chamäleon, so leicht können sie ihre Farbe wechseln und der jeweiligen Umgebung anpassen. Bald wählt der Seeskorpion die rotbraune Farbe des Helgoländer Buntsandsteins, bald die schmutziggraue des Stein- und Schillgrunds oder die lebhaft rote des Rottangbusches, in dem er sich versteckt. Zu diesem listigen Gesellen zählen auch die kleinen Seebullen, die Froschquappen und Aalmuttern.

Noch viele andere Tiere bevölkern hier die Gründe, Schnecken und Muscheln aller Arten, Würmer, Seeigel, Quallen, Garneelen, Lanzettfischchen, Krabben, Seeraupen, Schlangensterne, Moostierchen, Lederkorallen — bis hinab zu kleinsten Planktontierchen wie den Noktiluken, jenen winzigen Lebewesen, die das zauberhafte, noch heute nicht ganz erklärbare Meeresleuchten hervorbringen.

★

Es war spät geworden, als ich heraustrat aus dem Aquarium. Über das Gewölbe des dunklen Nachthimmels fegten die Lichtkeile des Leuchtturms. Tiefe Stille lag über der Insel. Selbst das Meer schien zu schlafen. Wie leise Seufzer verrauschten seine Wellen auf dem Geröll des Ufers. Licht auf Licht in den Häusern erlosch, denn Seeluft und Seebad machen müde, und frühzeitig gehen die fremden Gäste der



Zwei Seestichlinge umspielen den Schotentang, in dessen Zweigen das Männchen das Nest zu bauen pflegt, dessen Eier es treu bewacht. Vorne liegend und links Mitte schwebend drei eigenartige Krebse: Galatheen. Die drei kleinen Fische am Boden von links nach rechts Seeskorpion, Bärtelquabbe und Scheibenbauch

Insel schlafen. Helgoland hat kein Nachtleben.

Ich aber fand keine Ruhe. Zu mächtig wirkten die Eindrücke meiner „Nautilusfahrt“ in mir nach.

Was ist der Sinn alles dessen? Weshalb all der Aufwand an Phantasie, Kunst, Geschicklichkeit in der Erschaffung der wunderlich-schönen und wunderlich-grauenhaften Wesen, die ich dort unten erblickte? Wes-



Taschenkrebs beim Verzehren der Beute. Auf seinem Rücken eine Seenelke in Lebensgemeinschaft angesiedelt und von der Beute profitierend. Rechts oben eine Schwimmkrabbe. Der Fisch im Vordergrund ein „Steinpicker". Unmittelbar über ihm eine Nacktschnecke. Rechts von ihr eine Wellhornschnecke

halb all die Mannigfaltigkeit, die Kompliziertheit, die — Grausamkeit? . . .

Wir ahnen nur eins: daß auch ihr großer Lebensfaktor, ihr Daseinssinn der gleiche ist wie der unsere — — die Liebe! Auch bei ihnen wie bei uns steht sie hinter allem Trachten und Handeln. Wozu sonst all ihre reizende Anmut, ihr Schmuck, ihre anziehenden Formen, Farben und Kleider und — ihre Kämpfe?

Die Liebe — der einzige Sinn auch dieses Ganzen dort unten, nicht aber ihr allerletzter. Den werden wir hier unten so wenig ergründen wie dort oben, trotz aller Fortschritte unserer Erkenntnis . . .

★

Eine frische Brise ließ das schlanke Motorschiff „Augusta" der Biologischen Anstalt auf den südlich blauen Fluten vor Helgoland schaukeln, als ich am nächsten Morgen an einer „Fangfahrt" teilnehmen sollte. Solche Fahrten müssen im Sommer fast täglich unternommen werden, um nicht nur den Bestand der Schaubecken zu erhalten und zu mehren, sondern um auch für den großen Bedarf an Tieren und Pflanzen zu sorgen, den die deutschen Universitäten und andere zoologische, botanische und physiologische Institute zu Lehr- und Studienzwecken anfordern. Die Versandtätigkeit der Anstalt ist daher eine sehr große, denn auch Schulen, Aquarien, Museen und Privatsammler werden ständig beliefert.

Ich erlebte nun an Bord der kleinen „Augusta" an jenem frischen, sonnigen Morgen in der Deutschen Bucht nacheinander sämtliche Arten wissenschaftlichen Fanges: vom groben Knüppelnetz bis hinab zum feinsten, fast undurchlässigen Fangbeutel, an dessen Ende ein gläserner Behälter hängt, in dem die kleinsten Planktonten gefangen wurden. Welch eine Fülle von Arten kam da an Bord! Es zappelte und hüpfte, sprang und glitt in erregtem Schrecken, metallisch schillernd auf dem blanken Deck. Mit grotesken Stelzfüßen stakten Krebse aus dem Gewimmel der Leiber hervor. Geübte Hände sortierten. Lebend gelangte alles rasch in die Kästen oder zurück ins Meer.

Und dann ging das Fangglas des Planktonnetzes von Hand zu Hand. Jeder schaute hindurch, nannte ein paar Namen der winzigen Gefangenen, unter denen sogar ein kaum millimetergroßes Tintenfischchen war. Unter dem Mikroskop sah ich dann die allerkleinsten Bewohner des Meeres, dieser Urheimat des Lebens, die Geißelalgen, die Infusorien und Radiolarien — wundersame, kristallartige Pflänzchen und Tierchen, reizende Modelle für Ornamente oder Schmuckstücke.

Zum Schluß wurde der Grund der Nord-



Vor einigen mit Tangen besiedelten Steinen zwei Einsiedlerkrebse. Diese leben in Wellhornschnecken-Häusern, in denen ihr ungepanzerter Hinterleib geschützt steckt. Wächst der Krebs, sucht er ein größeres Schneckenhaus. Diese Krebse befehden sich gegenseitig, fressen einander auf. Auf dem linken Schneckenhaus haben sich zwei Seepocken angebaut

see selbst durch den zentnerschweren „Greifer“ heraufgeholt und durch eine Reihe immer feinerer Siebe gewaschen. Auch hier zeigte das kleinste und unscheinbarste, das Staubkörnchen, das, was mich gestern schon im Aquarium am tiefsten ergriffen hatte: die Hand des Schöpfers . . .

*

Es gibt noch viele andere Aufgaben für die Biologische Anstalt! Ihr Gebiet wächst von Jahr zu Jahr. Da sind die Austernzuchtbecken zu List auf der Nordfrieseninsel Sylt, eine Tagereise von Helgoland entfernt. Hier richteten die Biologen sich ein kleines Laboratorium ein, um in den fiskalischen Becken Studien und Versuche zur Verbesserung der Austernzucht zu machen und zur Hebung des Ertrages der staatlichen Austernbänke ebenso beizutragen, wie sie es für den Helgoländer Hummer tun. Auch auf dem früheren Hafengelände zu Helgoland gibt es ein Versuchsbecken für Austernzucht. Es ist ein großes, vielseitiges Gebiet, das den Helgoländer Biologen anvertraut ist, groß nicht nur an Gestalt, sondern auch an Raum. Es umfaßt die ganze Deutsche Bucht und das Wattenmeer.

Wissenschaftliche Erkenntnis ruht nie. Jeder Tag bringt besonders in der Biologie neue Überraschungen, läßt neue Wunder der Schöpfung, neue Zusammenhänge entdecken, die zu ergründen der eingeborene Wissensdrang den Menschen treibt. Immer größer werden die Sammlungen, die Anzahl der Präparate, der Bücher in den Fachbüchereien — auch auf dem kleinen Helgoland. Leider aber wachsen hier die Räume nicht mit, das Haus dehnt sich nicht. Viel hat wohl der Neubau hier schon geholfen und manche fernere Erweiterung ist geplant. Bitter wird aber der drückende Raummangel in dem reichen Nordseemuseum empfunden, das ebenfalls eine Abteilung der vielseitigen Anstalt bildet.

Jeder Helgolandfahrer kennt es. Staunend hat er vor der einzig dastehenden Vogelsammlung Gädkes gestanden, die Weltruf hat. Alle die hier aufgestellten über vierhundert Vogelarten sind auf dem kleinen Helgoland gefangen, darunter Seltenheiten von phantastischem Aussehen. Wie zu Rossitten ist auf Helgoland eine Vogelwarte, deren reiche Resultate auf dem Gebiet des rätselhaften Vogelzuges schließlich vor wenigen Jahren zur Gründung einer „Ornithologischen Abteilung“ der Biologischen Anstalt führten. Der weithin sichtbare steile Fels im Meer lockt alljährlich zur Zeit der Frühlings- und Herbstwanderungen mächtige Scharen von Vögeln an, die ermattet vom langen Flug oder vor dem Wetter schutzsuchend auf Helgoland ein-



Helgoländer Algen: Im Hintergrunde hinter den breiten Blättern des blutroten Seeampfers der zarte, bräunliche Stacheltang. In der Mitte die dunklen, gabelig verästelten Algen Polyides und Furcellaria und an den Seiten die hellgrüne Enteromorpha. Vorn rechts der dunkelrote Kammtang, im Vordergrunde auf dem Stein schwarze Algenkrusten und die rosa Krusten von Kalkalgen
Unterwasser-Aufnahme von Schensky, Helgoland



In der Mitte auf dicht mit kleinen Seepocken besetzten Felsen der fünfarmige Seestern und zwei Seeigel. Zu beiden Seiten von dieser Gruppe zwei große, gelb und violett gefärbte Nacktschnecken. Rechts aus der Felsspalte lugt ein Kaisergranat. Vorn an den Seiten zwei nordische Seesternarten. Die übrigen Seesterne sind meist rot und gelb gefärbte Sonnensterne, von denen der im Vordergrunde befindliche durch aufgenommene Nahrung mächtig gewölbt ist. Unterwasser-Aufnahme von Schensky, Helgoland

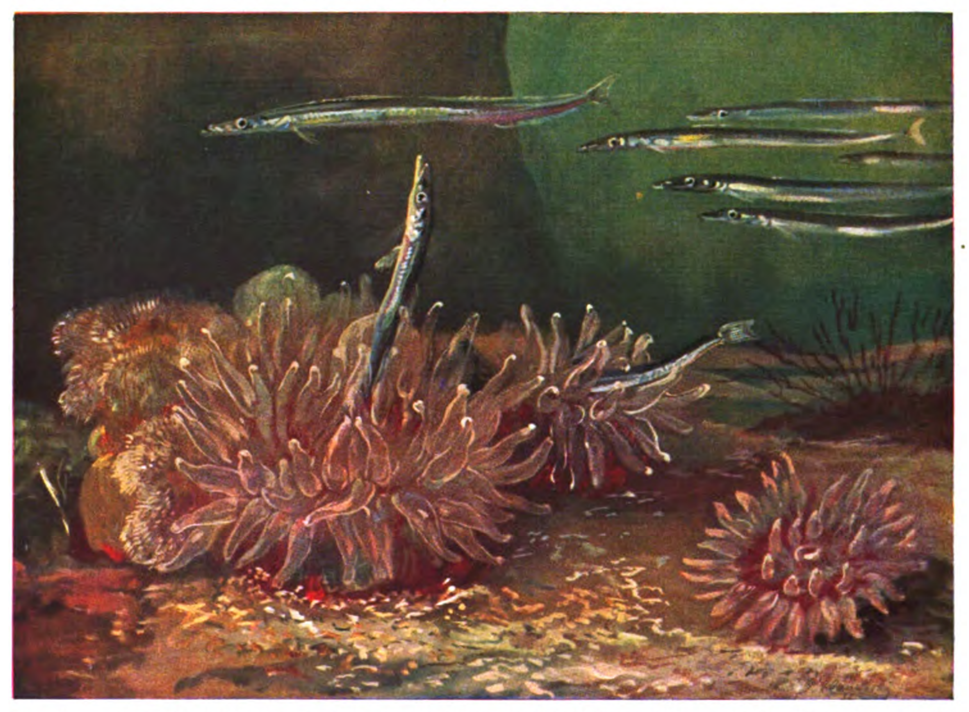
fallen. Stärker noch wird die Anziehungskraft der Insel des Nachts durch ihren viele Seemeilen leuchtenden Feuerturm. Wie die Motten vom Licht angelockt, der Quelle allen Lebens, so ändern die in dunklen Nächten wandernden Vögel sofort ihren Kurs und fliegen jenem magisch sie anziehenden Sterne zu, der aus dem nächtlichen Dunkel aufglüht. Sonderbar ist es, daß die also Angelockten beim Erblicken des strahlenden Lichts aus der Nähe ihre Stimmen erschallen lassen, die sonst während ihrer Nachtreise stumm zu sein pflegen. Das geübte Ohr des Ornithologen kann nun deutlich aus den Stimmen der gefiederten Weltreisenden ihre Arten erkennen, was wichtig ist für das fast unlöslich erscheinende Problem des Vogelfluges, dessen Erforschung die Hauptaufgabe dieses Zweiges der Biologischen Anstalt bildet. Auch hier ist erst der Anfang getan.

Aus den kleinen, einst von dem bekannten Ornithologen Dr. Weigold begonnenen Ansätzen ist die Vogelwarte Helgolands rasch zu einem großen Unternehmen erwachsen, dem auch andere Vogelbeobachtungsstellen angehören. Die große Arbeit kann unmöglich länger von dem einen Vogelwart bewältigt werden. Sein Ruf nach einem Assistenten und einer technischen Hilfskraft ist daher recht begreiflich, zumal der Kustos eine Erweiterung seines Wirkungskreises plant, wozu auch die Einrichtung von Beobachtungsposten auf unsern Nordfrieseninseln Sylt und Amrum zählt, wie sie schon auf Mellum, Norderney und zu Cuxhaven bestehen. —

★

Ich glaube, daß ich mit dem wenigen, was ich hier von dem vielseitigen Tätigkeitsreich der staatlichen Biologischen Anstalt mitteilen konnte, einen kleinen Begriff gab von ihrem lebendigen Wirken und Schaffen. Einst war Neapel das Ziel der Biologen der Welt. Neapels Station war aus deutschem Geist geboren, erschaffen und groß geworden. Dieser Geist ist von ihm gegangen, aus ihm vertrieben. Langsam schwindet nun die alte Bedeutung. Das zukünftige „Mekka der Zoologen“ wird nicht mehr an dem Gestade des blauen Golfs liegen, sondern mitten in den grauen Fluten der Deutschen See, auf dem Fels im Meer.

Daß die Anstalt dazu ward, danken wir nicht nur dem, der sie viele Jahre leitete und ihr die Wege wies — dem alten Geheimrat Prof. Heincke — sondern auch denen, die trotz aller Widerstände sich tapfer für ihre Größe, ihr Wachsen mühten: ihrem Direktor Prof. Mielck, Prof. Hagmeier, Dr. Hertling, Dr. Drost, Dr. Wulff, Dr. Bückmann und ihren Assistenten. — Sie alle schufen eine neue Macht über den Ruinen deutscher Kraft — die deutschen Geistes . . .



Seerosen und Tobiasfische (Sandaale). Die bei Helgoland besonders schön gefärbten Seerosen — halb Tier, halb Blume — erfassen mit ihren Fangarmen, den „Tentakeln“, einige der kleinen Fische, betäuben sie mit Gift und verspeisen sie

Alle Aquarelle dieses Beitrages wurden uns vom Maler Paul Flanderky zur Verfügung gestellt

Aus der Werkstatt eines deutschen Verlagshauses

Johannes Klasing zum Gedächtnis

★

Im Oktober vorigen Jahres konnten die Monatshefte den Seniorchef der Verlagsbuchhandlung Velhagen & Klasing, Kommerzienrat Johannes Klasing in Bielefeld, zu seinem 80. Geburtstag begrüßen. Aufrecht, geistesfrisch, überraschend jugendlich und arbeitbereit trat er in das neue Jahrzehnt ein, ungebeugt von schweren Schicksalsprüfungen, die ihn und seine Familie im Kriege getroffen, mannhaft und stark sogar den härtesten Schlag seines Alters überwindend, den Verlust der Lebensgefährtin, deren Herzensgüte und Frohsinn ihm ein sonniges Heim bereitet hatten, bis Schatten der Krankheit es verdunkelten. Keiner hätte damals geglaubt, daß der Tod ihn selbst so bald schon von seinem Arbeitsfeld abberufen würde. Ein kurzes Leiden erfaßte ihn. In der Nacht zum Karfreitag ist Johannes Klasing in Bielefeld sanft entschlummert.

Bis in die letzten Tage, bis in die letzten Stunden seines arbeitsreichen und arbeitsfrohen Lebens hinein beschäftigte sich sein Geist mit den Schöpfungen seines Verlags. Sie waren ihm lebende Wesen, für deren Entwicklung er unablässig sorgen wollte. Und sie waren ihm unentbehrliche Lebensgefährten geworden.

Seit Jahrzehnten hatte er sich's zur Pflicht gemacht, jeden Monat nach Berlin zu reisen, um an der Zusammenstellung des neuen Monatsheftes mitzuwirken, in die Arbeit des „Daheim“ und die Vorbereitungen der Monographien und Volksbücher Einblick zu nehmen. Da sein körperliches Befinden im letzten Monat die Reise nicht mehr zuließ, berief er den Ältesten der Berliner Schriftleitungen, um sich in Bielefeld Vortrag halten zu lassen über die literarischen und künstlerischen Erwerbungen für die nächsten Jahrgänge der beiden Zeitschriften. In wenigen Worten wußte er da noch seine Wünsche, seine Mahnungen und seine Hoffnungen zusammenzufassen. So hinterbleibt ein geistiges Testament, das für alle, die unter und mit ihm wirken durften, richtunggebend ist.

Es strahlt viel Güte aus, dieses geistige Testament. Denn es enthält den ganzen starken Optimismus, der das Leben und Schaffen des großen Mannes erhellt und gefördert hat. Johannes Klasing war eine Kämpfernatur. Aber er kämpfte nicht, um zu stürzen und zu vernichten, er kämpfte für Schönheit und Wahrheit. Unfruchtbarer Parteihader, verärgertes Beiseitestehen war seine Sache nicht. Im Festgruß der Monatshefte zum 19. Oktober 1926 hieß es: Es ist etwas Unzerstörbares in diesem deutschen Manne, den sein Gottvertrauen und sein Selbstvertrauen auch in den grimmigsten Kämpfen des Lebens nie verlassen hat; sein Losungswort war und blieb stets: Aufbauen!

★

Am Osterdienstag bewegte sich der endlose Trauerzug durch die Straßen von Bielefeld, der aus dem feierlich-festlich mit Frühlingsblumen geschmückten Herrenhaus in dem schönen Parkviertel der alten Stadt den Toten zum Erbbegräbnis geleitete. Viele Tausende bildeten Spalier. Alle wußten: einer der großen Söhne Westfalens ward hier zur ewigen Ruhe getragen. In seinem Leben war Johannes Klasing allen äußeren Ehrungen gegenüber spröde gewesen. Ein einziges Zeichen der Anerkennung seiner Arbeit hatte Genugtuung bei ihm ausgewirkt: seine Berufung ins Preußische Herrenhaus als Repräsen-

tant des deutschen Buchhandels. Er arbeitete und opferte gern — doch Ehrenämter allerart lehnte er ab. Zu seiner letzten Ehrung aber kam das Volk und entblößte still und ehrfürchtig das Haupt.

*

Durch vier Generationen reicht das Leben und Wirken von Johannes Klasing.

Im Ausklang des Biedermeier-Zeitalters kam er zur Welt. Damals war das väterliche Geschäftshaus in Bielefeld noch klein und fast bedeutungslos. Die Firma Velhagen & Klasing bestand erst seit elf Jahren. Johannes Klasings Vater, der junge Buchhändler August Klasing, hatte sie im Jahre 1835 zusammen mit seinem Bielefelder Gymnasialkameraden August Velhagen gegründet. Die jungen Anfänger — beide standen erst im 26. Lebensjahr — setzten damals viel auf eine Karte, eigentlich alles, was sie besaßen. Die ihnen zur Verfügung stehenden Mittel waren beschränkt: Velhagens Vater war Stiftsammann, Klasings Vater Handwerker. Bielefeld war ein Städtchen von kaum 6000 Einwohnern. Ein geistiges Leben kannte man innerhalb der ganz auf den Leinenhandel gestellten Kaufmannschaft nicht. Die beiden jungen Buchhändler aber besaßen starken literarischen Ehrgeiz. Sie wollten sich nicht mit dem Los des Sortimenters zufrieden geben, sie wollten Verleger werden. Fast alles, was sie ins Geschäft mitbrachten, wurde aufgesogen durch die Anschaffung einer neuen Druckerei. Das Schicksal der jungen Firma hing nun also ab von dem Erfolg oder Nichterfolg des ersten Verlagsunternehmens. Beide vertrauten hoffnungsvoll ihrem lang gehegten Verlagsplan, dem „Musée français“, das der Jenaische Professor Wolff redigieren sollte. Dieses erste Unternehmen schlug ein. Bald wurde es in allen Hauptstädten, ja selbst in den entlegensten Teilen des deutschen Buchhandels bekannt und verlangt, und die Verbindung zwischen diesen Abnehmern und der jungen Firma riß von da an nicht mehr ab. Indes folgten doch auch mancherlei Enttäuschungen, namentlich die Hoffnung auf Erfolge mit lokalen oder nachbarlichen Autoren schlug fehl. Als die beiden jungen Buchhändler sich verheirateten, beide, ohne erhebliche Mitgiften zu gewinnen, hätte der Ertrag des kleinen Verlags kaum ausgereicht, um die steigenden Ausgaben zu bestreiten. Da bedeutete es eine starke Hilfe, daß der Firma im Jahre 1840 eine Hauptagentur der Feuerversicherung Colonia übertragen wurde. Dieser und anderer Agenturgeschäfte nahm sich hauptsächlich Velhagen an, während Klasing sich mehr und mehr dem buchhändlerischen Arbeitsgang widmete. Mit sicherem Blick für die literarischen Bedürfnisse der gebildeten deutschen Familienkreise, zumal für die der Schule und der Schuljugend, gründete der junge Verlag das „Théâtre français publié par C. Schütz“. Den heute längst weltbekannt gewordenen Heften folgte die Polyglottenbibel, von Stier und Theile herausgegeben, das ein theologisches Bibliothekwerk ersten Ranges werden sollte. Von noch größerem Umfang war dann Langes Bibelwerk.

Ein kleiner Kreis rheinischer und westfälischer Männer trat im Jahre 1862 an den Verlag mit der Anregung heran, der deutschen Familie eine Zeitschrift zu bieten, die auf sittlich-religiöser Grundlage eine anmutige und anregende Unterhaltungslektüre enthalten sollte, ohne lästiges Aufdrängen lehrhaften und erbaulichen Stoffes, ausgestattet mit allen zeitgemäßen Mitteln der literarischen Kultur und Kunst. So entstand das „Daheim“. Der älteste Sohn des Hauses Klasing, der blutjunge Buchhändler Otto Klasing, wurde nach dem Zentrum des Buchhandels, nach Leipzig, entsandt, mit guten Lehren und stattlichem Kapital ausgerüstet. Als erster Redakteur stand ihm Robert Koenig zur Seite. Otto Klasing ward von allen, die ihn kannten, zumal von seinen jüngeren Brüdern Johannes, August und



Hermann, als ein genialer Feuerkopf geschildert. Die Buchverlagsartikel der Leipziger Niederlassung zeigten sehr bald seine glückliche Hand. Nach dem schleswig-holsteinischen Kriege stellte dort der Düsseldorfer Meister Camphausen seine Felderlebnisse unter dem Titel „Maler auf dem Kriegsfelde" dar. Der Erfolg lockte zu weiterem Ausbau dieses Verlagszweiges: die Hiltlschen Kriegsbücher von 66 und 70/71, das Hesekielsche Bismarckbuch, das Wernersche Flottenbuch folgten. Nach dem Siebziger Krieg ward in Leipzig ein illustrierter Jugendschriftenverlag gegründet, ferner in Bielefeld der billige Volkskalender „Der Reichsbote", der Daheimkalender erschien, die illustrierte Literaturgeschichte von Koenig, im Jahre 1873 wurde unter Hinzuziehung des Dr. Richard Andree in Leipzig die Geographische Anstalt gegründet und ein Jahrzehnt später das gesamte Verlagsgeschäft Adolph Stubenrauch in Berlin hinzu erworben. Otto Klasing starb im Jahre 1888.

*

Inzwischen hatte sein jüngerer Bruder Johannes, unterstützt von dem neuen Mitinhaber der Firma, Wilhelm Velhagen, dem Sohne des Mitbegründers, die geistige und kaufmännische Förderung des Verlags (dessen Seniorchef er im Jahre 1897 nach seines Vaters Tode ward), in die Hand genommen. Johannes Klasing hatte als Jüngling und junger Mann in Lehr- und Wanderjahren das Zeitalter des alten Kaisers miterlebt, in voller Mannesreife wirkte er in den Dezennien weltwirtschaftlichen Aufstiegs während der Wilhelminischen Epoche, und im achten Jahrzehnt seines arbeitsreichen und erfolggekrönten Lebens führte er, nach dem Tode seines Kameraden Velhagen, das Steuer der Firma mit sicherer Hand durch die hochgehenden Wogen von Krieg und Revolution, glückhaft an den Klippen von Inflation und Währungsumstellung vorbei, getreu dem trotzigen Wahlspruch seines Hauses: „Dennoch!"

Die Leser dieser Hefte haben als wachsame Zeugen miterlebt, welch epochemachende Bedeutung die ursprünglich als „Neue Monatshefte des Daheim" in Leipzig gegründete Zeitschrift unter der geistigen Führung und kaufmännischen Großzügigkeit von Johannes Klasing errungen haben. Auch in den schwersten Kriegs- und Nachkriegszeiten lautete sein Grundsatz: stets das mit den vorhandenen Mitteln nur irgendwie erreichbare Beste bieten! Die größten Opfer wurden gebracht, um Kunstdruckpapier herbeizuschaffen, um die Technik des Mehrfarbendrucks wieder auf die alte Höhe wie vor dem Kriege zu bringen. Es ist eins der markantesten Dankesworte, das damals von Auslandsdeutschen geprägt wurde und das Johannes Klasing mit berechtigtem Stolz erfüllen durfte: „Fast das einzig Schöne, das jetzt aus der deutschen Heimat zu uns herüberkommt, das sind eure Monatshefte!"

Unabsehbar ist die Reihe großer, ernster Verlagswerke, die Johannes Klasing schuf und die als wertvolles Kulturgut dem deutschen Ansehn halfen: die aus den Kunstaufsätzen der Monatshefte entstandenen Monographien, die später auch die Gebiete der Geschichte und der Erdkunde eroberten, die Volksbücher, die Schulbücher, z. B. die Lesebücher für Rheinland und Westfalen, das Realienbuch, die lateinischen und griechischen Schulausgaben, der immer weiter ausgedehnte Schulatlantenverlag. Was Johannes Klasing an Ausbau- und Aufbauarbeit in den letzten vier Jahrzehnten als Verleger geleistet hat, das war nicht nur eine wirtschaftliche Tat, die Bewunderung wachrufen mußte, sondern es ward Vorbild für den Verlagsbuchhandel und half der Hebung und Vertiefung des ganzen deutschen Schrifttums.

*

Es gibt in der Welt von heute nur noch wenige große Unternehmungen vom Ausmaß und von der Bedeutung des Bielefelder und Leipziger Verlagshauses, die sich als Familienbesitz in den Händen der

unmittelbaren Nachkommen und Namensträger der Begründer erhalten haben. Die Firma Velhagen & Klasing aber hat sich der Verkrustung durch alle Kriegswirren hindurch erwehrt. Und so ist ihr jene patriarchalische Treue zur Sache geblieben, die sich allen Vertretern eines historischen Namens mitteilt. Ja, es hat sich in der steten gemeinsamen Arbeit eine Art familiärer Zusammengehörigkeit herausgebildet, die dem Werk dienlich ist, weil sie über die selbstverständliche Pflicht des Dienstes hinaus in allen Mitarbeitern des Hauses noch den Stolz auf die Firma und die persönliche Freude an ihrem Glanz und Wachstum wachruft.

★

Johannes Klasing hat das Erbe der Väter in treuer Arbeit erworben, um es zu besitzen.

In dem äußerlich ruhigen Westfalen, der nüchtern und klar die geschäftlichen Dinge wie die Menschen, mit denen er zu arbeiten hatte, zu übersehen und zu beurteilen wußte, lebte aber auch ein Stück Künstlerseele. Alles, was schön war im Menschendasein, stand ihm nahe und sprach zu ihm. Und so wirkte in ihm eine köstliche Heiterkeit, die ihm bei aller tiefinneren Frömmigkeit und aus altem Westfalengeschlecht überkommenen Pietät etwas Weltmännisches gab. Den quälenden Fragen in Literatur und Kunst trug er sein Herz nicht gern entgegen. Er suchte immer Erhebung, er suchte die Freude in der Erlösung von dem Übel. Und er fand sie zu allen Zeiten seines Lebens in der Berührung mit der Natur.

Gewiß wirkte auch die Schönheit südlicher Landschaften und der weiteren deutschen Heimat auf ihn ein. Aber der Urquell der seelischen Erquickung sprang ihm doch in den Wäldern der roten Erde. Seinen langsam und mühevoll erworbenen Besitz legte er nicht in fremden Papieren oder in Kostbarkeiten an, sondern in Forsten, in denen er zu Fuß, zu Wagen, zu Pferd umherstreifte, oder in denen er als Jagdfreund die ganze Poesie der Einsamkeit und der Zwiesprache mit der Natur auskosten konnte. Die Forstbeamten des Klasingschen Waldgebietes, die im grünen Gewand links und rechts vom Trauerwagen ihren alten Herrn zu Grabe geleiteten, kannten den königlichen Kaufmann auch als weidgerechten, echten, westfälischen Jägersmann. Hornrufe klangen über sein Grab.

Die Männer und Charaktere werden nicht allein am Schreibtisch im Kontor groß und weitsichtig; sie müssen je nach ihrer Veranlagung eine zweite, schönere Welt haben, in der sie Abstand finden zum Alltag.

★

Johannes Klasing hat nun heimgefunden zu seinem wohlverdienten ewigen Feiertag. Seinen Nachfolgern und deren Mitarbeitern bleibt es überlassen, das Werk in seinem Sinne weiterzuführen, in den neuen Aufgaben neuer Arbeitstage die Richtwege zu finden, die seine starke Hand ihnen wies.

Das treue Gedächtnis an sein vorbildliches Wirken wird alle begleiten. P. O. H.

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Heinrich Mann: Mutter Marie (Wien 1927, Paul Zsolnay) — **Mia Munier-Wroblewska: Unter dem wechselnden Mond. I. Märzhoffen** (Heilbronn 1927, Eugen Salzer) — **Ludwig Finckh: Bricklebritt** (Stuttgart 1927, Deutsche Verlags-Anstalt) — **Paul Keller: Marie Heinrich** (Breslau 1926, Bergstadt-Verlag) — **Karl Franz Ginzkey: Kater Ypsilon** (Leipzig 1927, L. Staackmann) — **Julius Berstl: Lichtenbergs Idyll** (Leipzig 1927, Philipp Reclam) — **Karl Strecker: Der Weg durchs Abdermoor** (Leipzig-Berlin 1927, Ernst Keil - Aug. Scherl)

Seit einiger Zeit hält zu einer bestimmten Nachmittagstunde ein elegantes dunkelblaues Privatauto mit geschlossenen Fenstervorhängen an der Ecke der Berliner Straße, wo der Platz am Knie beginnt. Manchmal stundenlang. Die Generalin von Lambart drüben hat längst bemerkt, daß es nur so lange hält, bis Valentin, ihr Sohn, nach Hause gekommen ist. Ihr Instinkt sagt ihr, daß da eine Dame hinter dem geschlossenen Vorhang sitzt. Es wird ihr nachgerade unheimlich. Endlich ertappt sie die Dame, aber nicht um diese Nachmittagstunde, sondern am frühen Morgen, nur durch den Zufall, daß die Generalin an diesem Tage früher aufgestanden war. Die Fremde stand hinter dem Gitter des Vorgartens und sah hinauf. Nicht mehr ganz jung, aber hübsch und geschmackvoll gekleidet; das Frühjahrkostüm schätzte die Generalin auf Drecoll, den Hut auf die Friedländer ein. Die großen schwarzen Augen in dem weißen Gesicht waren nach der Mansarde hinaufgerichtet. Woher wußte sie, daß Valentin dort oben wohnte? Sie war also öfter hier gewesen?

Die Lösung dieses Rätsels gibt **Heinrich Mann** erst im vorletzten Kapitel seines Romans **Mutter Marie**. Und auch da zunächst noch etwas verschleiert, denn wir befinden uns in dem abendlichen Halbdunkel der Sankt Hedwigskirche und hören das stockende und oft abgebrochene Geflüster einer Beichte. Kennt der Leser diese Kirche am Opernplatz? Es ist das älteste katholische Gotteshaus Berlins, unter Friedrich dem Großen als Rundbau nach dem Muster des Pantheons in Rom gebaut. Die Dame in Braun, die dort zitternd im Beichtstuhl kniet, ist die Baronin Marie Hartmann, die Besitzerin jenes dunkelblauen Opelwagens (und nebenbei eines ansehnlichen Bankguthabens). Sie erzählt, verzagt schluchzend, ihr Leben, das in einem kleinen Dorf begann und bald auf Abwege führte. Allerhand schlimme Dinge kommen da zutage, und schließlich sieht der Beichtvater sie eines Nachts im groben Umschlagetuch, unter dem sie ihr neugeborenes Kind trägt, zum Wasser schleichen. Aber sie findet den Mut nicht zum Selbstmord. Sie legt ihr Kind an einen Brunnen im Garten und macht sich davon. Es wird gefunden und von Lambarts, die kinderlos sind, adoptiert. Inzwischen hat die Mutter Glück. Ein reicher älterer Herr nimmt sich ihrer an; als er stirbt, hat sie Geld und — die nötige Härte, es zu vermehren. Sie heiratet einen Adligen. Auch der stirbt nach einiger Zeit. Als es spät und einsam um sie wird, da erinnert sie sich ihres Kindes, ihres jetzt erwachsenen Sohnes. Sie kennt die Macht des Geldes, sie will ihn zurückkaufen. Den Lambarts geht es nach dem Kriege miserabel. Schon haben sie alles, was ihnen entbehrlich schien, verkauft, aber der Begriff des Entbehrlichen wird allmählich umfassender . . . Auch der Sohn fällt jetzt, wo er ohnehin heiraten will, unter diesen Begriff. Seine Braut ist eine kleine arme Prinzessin, „süßlila und gedankenlos". Sie lieben sich, aber es ist nicht leicht, sie zusammenzubringen. Sogar für Marie von Hartmann nicht, denn — als sie ihren großen hübschen Sohn wieder hat, da sieht sie ihn zuerst mit anderen Augen, als denen einer Mutter. Auch diese Sünde beichtet sie dort, im Halbdunkel der Sankt Hedwigskirche. Und ihr wird geholfen. Das Wunder der persönlichen Besserung vollzieht sich an ihr. Sie bringt ihrem Sohn ein letztes Opfer, macht den Präsidenten, einen bösen Nebenbuhler, einen modernen Gewaltmenschen, unschädlich und überläßt die beiden ihrem gesicherten Glück. Sie selbst verschwindet. Um diese Haupt- und Grundlinie der Romanhandlung schlingen sich nun (und verdecken sie zeitweise) die Rankenmuster einer bunten Gesellschaftssatire, in der Heinrich Mann ja einige Übung hat; namentlich die Generalin und der Präsident werden wie zwei aufgespießte Käfer vorgezeigt und mit allen Lichtern des spottfreudigen Karikaturisten beleuchtet. Das ist sehr unterhaltend, aber im ganzen merkt man doch, daß Heinrich Mann in diesem Roman, der zu seinen besten gehört, nicht mehr ganz der Alte, daß sein Blickpunkt nicht mehr so einseitig ist. Einen General, einen Leutnant a. D. und sogar eine Prinzessin mit sympathischen Zügen auszustatten, wäre ihm zur Zeit seines „Untertanen" recht sauer geworden (in doppeltem Sinne).

Heinrich Mann befindet sich ja freilich zurzeit in einer verzwickten Lage. Das eigentliche Tummelfeld seiner Spottgeister, das „Wilhelminische Zeitalter“ ist passé und zu den radikalen Neupolitikern, die sich, zum Teil moskowitisch orientiert, jetzt als Wortführer aufspielen, hat er innerlich kein Verhältnis. Dazu ist er viel zu sehr Literat, Romantiker, Ideologe, Humanist — geistiger Bourgeois. Dieser begabte Kopf, der jetzt wohl einsehen wird, daß seine beißende Kritik der Vorkriegs-Gesellschaft gerade da, wo sie berechtigt war, ganz Europa und nicht nur Deutschland hätte gelten müssen, steht jetzt in einer zugigen Durchgangstür zwischen zwei Zeitgeschlechtern; sein eigentliches Ideal liegt in einem andern Stockwerk, von dem die Gegenwart nichts wissen will. In dieser beinahe tragischen Lage tut er das vorläufig einzig Richtige: er besinnt sich auf eine andere Kraftquelle, die ihm bleibt und von der er einmal in seiner Erzählung Pippo Spano spricht: „. . . Ich sehne mich am Schlusse von allen, die ich geliebt habe, noch heute nach der Frau. Ich träume noch von ihr wie mit zwanzig Jahren — nur hoffnungsloser. Denn ich habe sie inzwischen erprobt, daß sie nie die Gefährtin des Komödianten sein kann.“

Zu dieser Liebe kehrt er auch in „Mutter Marie“ zurück. Es scheint eine etwas verstimmte Liebe, was sich ja aus dem angezogenen Bekenntnis erklärt. Und es ist nicht mehr so die Liebe zu Gestalten, wie die Herzogin von Assy, sondern zu denen seiner späteren Zeit. Näher verwandt sind dieser aus niederem Stande hervorgegangenen Baronin Hartmann die Frau Camuzzi in der „Ehrgeizigen“ und die ähnliche Figur in der „Toten“. Es ist die schöne Abenteuerin, Hochstaplerin, Halbweltdame, die — zum Schluß fromm wird. Auch sonst kehren vertraute Gestalten aus Heinrich Manns Gesichtskreis wieder, der kalte Geschäftsmann, Börsenmagnat oder Konzernpräsident, der deutsche Gelehrte, die alte böse Dame. Alle sind von der Hand eines Künstlers gezeichnet, doch nicht mehr so verzerrt wie früher. Wahrhaft dichterisch gestaltet aber ist Mutter Marie, in der sich die wunderbaren Geheimnisse einer liebenden und verlangenden Frauenseele überkreuzen, Erotik und Mutterliebe, Haß und Güte, Lebensfreude und Weltflucht, der Drang zu sprechen, zu erzählen, und sollte es selbst im Beichtstuhl sein . . . Die inneren Stürme und Nöte dieser Frauenseele, ihr inbrünstiges Begehren und ihre opferbereite Hingabe sind in Heinrich Manns kristallklarer Sprache zu einem Hohelied geworden, das ohne Pathos und doch ergreifend ausklingt.

★

Die deutsch-lettische Dichterin Mia Munier-Wroblewska (unsere Leser kennen ihre visionäre Gespensternovelle „Der rote Geiger“) hat ein gewaltiges Werk, das von fern an Freytags Ahnen erinnert, unternommen, sie will in der Geschichte einer kurländischen Familie durch mehrere Generationen hin zugleich ein kulturhistorisches und politisches Bild Lettlands geben, vor allem von den Kämpfen und Verdiensten des Deutschtums um die Kultivierung des „Gottesländchens“. In fünf Bänden, mit dem Gesamttitel „Unter dem wechselnden Mond“ beabsichtigt die Dichterin dies durchzuführen bis auf die heutige Zeit; der vorletzte Band „Die Stiefbrüder“ soll die Winternot 1918/19, und der letzte, „Osterwinde“, die beiden Ströme schildern, in die sich das Baltentum 1919 teilte: Auswanderer, die ihren Stab in die neue Welt setzten, andere, die in die alte Heimat wanderten.

Der erste Band Märzhoffen liegt vor. Er läßt schon erkennen, was wir von dem großen Werk zu erwarten haben. Er beginnt mit der Einwanderung des 1684 zu Meißen in Sachsen geborenen Pastors Jakob Christian Stahl nach Kurland und der dortigen Gründung seiner Familie. Nur ein so zäher Mann konnte der Stammvater eines so kräftigen Geschlechts werden. Ein Warner, der den Ausziehenden halten will, hat nicht so unrecht, wenn er das damalige Kurland in den schwärzesten Farben schildert. Alles findet der Pfarrer bestätigt. Die Pest hat furchtbar aufgeräumt, in einer Wüstenei muß er seinen Haushalt gründen und auch mit dem Patron und seiner Familie macht er zum Teil üble Erfahrungen: es ist einer dieser baltischen Barone, die auf ihren einsamen Edelsitzen wie Könige hausen und keinen Höheren über sich anerkennen als Gott im Himmel. Dazu die fremde Sprache und die verhärmten Gesichter seiner noch an alten Heidenbräuchen fest hängenden „Gemeinde“. Aber der junge Pastor überwindet alle Schwierigkeiten, denn in ihm ist ein „Drängen und Wachsen in die neue Arbeit, in den Frühling und das Leben hinein“. Als er, 63 Jahre alt, stirbt, hinterläßt er ein wohlgegründetes Pfarramt, das sein Sohn Christian, das älteste von sieben Kindern, übernimmt. Schon in diesem ersten Abschnitt kennt man die Vorzüge dieser Erzählerin wieder, ihre scharfe Beobachtung der Alltagdinge, der Menschen und der Landschaft, bedient von einer knappen, trächtigen Sprache. In dramatischer Spannung verläuft die zweite Erzählung „Vita nostra brevis est“, die tragische Geschichte von dem dritten Sohn des Stammvaters, dem Arzt Ulrich Stahl, einem tapferen, kühnen und aufrechten Kerl, der seine Hand nach einer stolzen, adligen Schönheit ausstreckt und von der Tücke eines eifersüchtigen Junkers frühzeitig um Verstand und Leben gebracht wird. Zu dem Halbtoten kommt die junge Baroneß, die ihn heimlich geliebt hat, und küßt ihm die kalten Hände. „Nur Toten,“ heißt es in der Erzählung, „gestehen Frauen dieses Schlages ihr Lieben und ihr Verschulden. Nur vor dem Tode verstumm-

ten im Gottesländchen jener Tage die kleinlichen Fragen um Stand und Namen."

Auch die anderen beiden Erzählungen des vorliegenden ersten Bandes, in denen das Schicksal des sich kraftvoll entwickelnden Geschlechts bis zum Jahr 1864 fortgeführt wird, stehen auf künstlerischer Höhe und geben in ihrer schlichten, aber getreuen Schilderung, die sich von aller Dickpinselei und Schönfärberei fernhält, eine Gewähr für das Gelingen des großangelegten Werkes, über das natürlich heute noch kein abschließendes Urteil abgegeben werden kann.

★

Der liebenswerte Bodenseedichter Ludwig Finckh hat seit seiner „Jakobsleiter", auf der wir Anno 1922 hier ein paar Kletterübungen machten, sich bei der Studierlampe emsig mit Ahnenkunde und Volkstumfragen beschäftigt. So verdienstlich und fruchtbar das war, schien er doch das freie Fabulieren schon darüber vergessen zu haben. Aber siehe da: wie ein Feld, das sich als Brache eine Weile ausgeruht hat, nun um so bessere Frucht trägt, so grünt und blüht es jetzt in der schönen Erzählung Bricklebritt wie kaum in einer anderen dieses schwäbischen Dichters auf: Natur und Herz kommen in alter Weise bei ihm gleichzeitig zu ihrem Recht. Oder vielmehr in neuer Weise: es scheint, als hätten jene Studien, die auch hier leicht hineinspielen, ihn auf freieren Boden gestellt und zu einer Sammlung angehalten, die sein weltfroher Künstlersinn sonst nicht immer für gar so nötig hielt. Zwei junge Freunde aus Schwabenland lieben ihre Jugendgespielin, die Müllerstochter Bricklebritt, die eigentlich Brigitte heißt. Durch einen jähen Tod — eine Katastrophe, die dem Leser wie ein Dachziegel auf den Kopf fällt — wird sie jedem Wettbewerb früh entrückt, aber diesen beiden, dem hellhaarigen Rupert „in seinem Unverstand" und dem bedächtigen Marte, ist sie nicht tot, beide tragen sie so tief und wohlverwahrt in ihrem Herzen, daß sie in aller großen Not und aller großen Freude bei ihnen ist, als lebte sie noch und gäbe dem Dasein Licht. In allen wesentlichen Stunden haben sie das eine Wort „Bricklebritt", das „aus ihrem Herzen aufblüht" und dem Augenblick seine rechte Bedeutung gibt. So knapp diese Begebenheit scheint, ist sie doch reicher an Gehalt als mancher dickleibige Roman Denn auf diesen 166 Seiten schüttet Finckh ein ganzes Füllhorn voll Heimat- und Menschenliebe, voll Weisheit und Güte, voll Freude und Schalkheit aus. Alles ist wurzelecht. Die Fußwanderung der beiden so verschieden gearteten Freunde — in denen zwei Pole: heimatliche Gebundenheit und Sehnsucht in die Ferne verkörpert werden — ist eine Dichtung von beglückender Schönheit, blühend liegen die Täler und Höhen — zwischen Bodensee und Unterrhein — wie ein Gottesgarten um uns. Und nirgends ist eine leere Stelle, denn die Erfahrung und das Wissen des fünfzigjährigen Dichters geben noch dem Stein am Wege seine Bedeutung und reihen ihn ein in das unermeßliche Gewebe der Welt. In Finckhs „Jakobsleiter" läßt der erblindete Großvater sich von einem Enkel im Frühjahr auf den Berg führen und sieht mit dessen Augen alle Herrlichkeiten des Werdens. Einst werden die Enkel Finckhs, dieses Heimatkundigen, die Erdenwelt mit seinen Augen sehen, um ihr ganz treu zu bleiben.

Erkennt man an dem gelegentlichen Humor Ludwig Finckhs, daß Witz und Satire nur dessen entfernte und arme Verwandte sind, so wird diese Wahrnehmung durch den Volkserzähler Paul Keller bestätigt. Die Bezeichnung Volkserzähler soll beileibe keine Versetzung in die zweite Klasse des Erzählerstandes bedeuten, es wäre sogar zu wünschen (völlig gleichgültig, ob darüber im Café Größenwahn spöttisches Rümpfen die Nasen fältelt), daß wir mehr Erzähler hätten, die so volkstümlich zu schreiben wissen, so mit geradem Sinn und gesundem Blick im vollen Menschenleben wirken. Sein neuer Heimatroman Marie Heinrich zeigt überdies eine beträchtliche Erfindungsgabe. Wenn Paul Keller auf die Fabulierjagd geht, bringt er einen ganzen Rucksack voll Lebewesen mit, erstaunlich, wie das bunt und lustig durcheinanderkrabbelt. Und immer befinden sich ein paar Prachtexemplare von der Gattung homo sapiens darunter, die er auf schlesischem Boden aufgegriffen hat und nun mit besonderer Liebe betrachtet. Hier ist es vor allem die Titelheldin Marie selbst, ein kernhaftes Landkind mit sehr klarem Verstand, natürlichem Gefühl und kraftvoller Energie — Eigenschaften, die dann doch, wenn der Rechte kommt, hinschmelzen in weiche Weiblichkeit. Schwere Kriegsjahre, in denen der Geliebte auf den Tod verwundet wird, lagern sich dazwischen, aber endlich finden beide doch noch zusammen ihr Lebensziel. Zur eigentlichen Hauptgestalt ist dem Dichter aber unversehens der Bruder der Marie, Klaus Heinrich, geraten. Das ist ein Prachtjunge, richtiger: Prachtbengel, ein Frechdachs und ein Ausbund als Gymnasiast, aber im Kern ein gesunder und tüchtiger Mensch wie Marie, die schon weiß, wie man ihn zu nehmen hat. Als Kostprobe von Kellers Humor und der Art dieses Jungen folgende Episode: Klaus hat bei strömendem Regen den wasserscheuen Hauskater auf dem Arm ins Freie getragen, um ihn „abzuhärten". Er redet dem sich gewaltig sträubenden und kläglich miauenden Katzenvater zu, eine solche Kneippsche Kur sei für Katzen sehr gesund, trägt aber als Dank nur ein paar gehörige Kratzwunden im Gesicht davon. Während er jetzt im Kuhstall seine völlig durchnäßten Kleider auszieht und sie zum Trocknen Stück für Stück, Hemd, Hose und

Jacke, je einer wiederkäuenden Kuh auf dem Rücken legt, ersinnt er folgende Rache am Kater. Er will eine Maus lebendig in der Falle fangen, den Kater davor setzen, daß ihm „vor Gelüst die Spucke aus dem Maul laufen soll", dann den Kater festhalten und die Maus laufen lassen. Seine Pläne gelingen indes nicht ganz. Die Rindviecher bewähren sich schlecht als Trockenapparat, sie schütteln Klausens Garderobe ab und treten sie in ihre frischen Spinatkuchen, vom Kater aber wird seine Wange abermals gekratzt und die Maus wird gefressen. —

Da wir gerade beim Kater angelangt sind: — man erwartet eine Tiergeschichte, wenn man die Erzählung Der Kater Ypsilon von Karl Franz Ginzkey zur Hand nimmt, aber wenn das schwarze Katzentier auch zu Anfang der Geschichte auf der Landungsbrücke der Villa sitzt und den „Schweif anmutig hinter sich ringelt, als ein Fragezeichen, das er nicht zu beantworten braucht" und am Schluß ebenso — hat es doch mit der eigentlichen Fabel nicht viel mehr zu tun, als daß es ein Weilchen seine Herrin, Frau Sylvia Liek, in geheime Ängste versetzt. Sie läßt sich nämlich von einem geistreichelnden Klugschwätzer, der an Seelenwanderung glaubt, einreden, die Seele ihres Mannes, des Bankdirektors, der sich vor drei Jahren erschossen hat, zur selben Stunde als dieser Kater zur Welt kam, sei in den Kater gefahren. Er meint freilich mit seiner Kateridee nicht eigentlich „Seele", dieser schwer erträgliche Schwätzer, der Ingenieur Titus, sondern Lebenswillen, aber das genügt gerade, Frau Sylvia erschaudern zu lassen, wenn der Kater nachts in ihr Bett kommt und in einer seltsamen Art die Vorderpfoten um ihren Hals legt . . .

Ein E. Th. A. Hoffmann oder Poe würde gruselnde Begebenheiten aus diesem Stoff herausgefädelt haben, Ginzkey behandelt ihn nüchterner, allerdings auch wahrscheinlicher. Die Absicht des Ingenieurs Titus mißlingt, weil Sylvia gerade jetzt erfährt, daß ihr Mann sich damals wegen einer anderen Frau erschossen hat, der Baronin Frohwyn, die reichlich mannstoll ist. Seit dieser Kenntnis ist die Furcht vor der Dämonie der Seelenwanderung und des Katers nicht gerade mehr niederdrückend bei Sylvia. Der Kater wird ihr gleichgültig, dafür der Baron Frohwyn, ein vornehmer, stiller, nicht gerade glücklicher Mann um so weniger. Und da nun der geistreiche Titus glücklicherweise in die Netze der liebebedürftigen Baronin gerät, steht der Vereinigung von Sylvia und Frohwyn nichts mehr im Wege. Der Kater aber hat Grund genug, am Schluß mit seinem Schweif ein großes Fragezeichen zu machen. Er versteht offenbar die Welt nicht mehr. Ginzkey bewährt sich auch in dieser Erzählung als der feinfühlige Poet, den wir schon aus seiner Lyrik und aus seinen Erzählungen „Die einzige Sünde" und „Rosikta" kennen; er ist immer mit dem Herzen beteiligt an seinen (hier und da allzu verklärten) Menschen, und besonders gelingt es ihm, die Stimmung der Natur, hier den blauen Frieden des Attersees, in Beziehung zu den Seelenregungen seiner Menschen zu setzen. —

Daß Georg Christoph Lichtenberg einer der vielseitigsten Menschen war, die je gelebt haben, ist keine Neuigkeit, weniger bekannt dürfte sein, daß sich diese Vielseitigkeit auch auf sein Verhältnis zum weiblichen Geschlecht erstreckte, wenigstens so, wie Julius Berstl es in seiner Novelle Lichtenbergs Idyll mit einiger Phantasie darstellt. Maria Dorothea ist ein dreizehnjähriges Blumenmädel, das der Universitätsprofessor und Hofrat zu Göttingen den Verführungen der Straße entzieht und zu sich ins Haus nimmt. Aber aus dem Kind wird eine Jungfrau und eines Tages, als sie sechzehn ist, macht der Hofrat die erstaunliche Entdeckung, daß sein Herz in hellen Flammen steht. Doch sehr bald merkt er auch, daß bei seinem jungen Famulus eine gleiche Feuersbrunst ausgebrochen ist. Maria Dorothea in diesem Zwiespalt läuft davon, erkältet sich und stirbt, Lichtenberg meint: „Sie ist am Übermaß ihrer Liebe gestorben." Er steht tief erschüttert an ihrem Bettchen. Die Episode ist sehr zart erzählt, man spürt einen leisen Hauch des Rokoko und namentlich die Sterbeszene ist ohne Rührseligkeit ergreifend. Die Novelle bildet ein kleineres Gegenstück zu des Dichters eigenartigem Roman „Überall Molly und Liebe" und ist vielleicht aus den Vorstudien zu ihm entstanden, waren doch Bürger und Lichtenberg Göttinger Kollegen.

Übrigens sei dazu bemerkt, daß der bucklige Hofrat, der eben so witzig wie weise war und satirische Bosheit mit tiefer Herzensgüte vereinte, immer für weibliche Reize ein empfängliches Gemüt gehabt hat. „Ich habe in meinem Leben sehr viele schöne Frauenzimmer gesehen," schreibt er 1770 aus London an Dieterich. Und bekanntlich war er sehr glücklich verheiratet und der Vater wohlgeratener Kinder.

Wenn ich zum Schluß den Titel eines eigenen Gewächses hierhersetze (nach altem Brauch auch meines Vorgängers), so geschieht es in erster Linie mit Rücksicht auf den einen oder anderen Leser, der vielleicht im Verfolg meiner Tätigkeit an dieser Stelle soviel Interesse für sie gewonnen hat, daß er wissen möchte, was der Verfasser sonst noch treibt, zumal auf dem Felde, das er seit zehn Jahren in diesen Heften beurteilt. Gemeint ist mein Roman: Der Weg durchs Moor. Es war das Bestreben des Verfassers, bei aller Spannung durch Geschehnisse (jawohl, auch das ist ein Erfordernis, und heute mehr als je!), doch Wesentliches für den heutigen Deutschen zu sagen.

Illustrierte Rundschau

Prinzessin Tarakanoff — Nordhausen 1000 Jahre alt — Die Toilette der Dame von Welt — Gartenanlagen von E. Pepinski — Artur Braunschweig — Russische Lackarbeiten — Margarete Lindsay-Williams — Zu unsern Bildern — Unsere Werbegaben

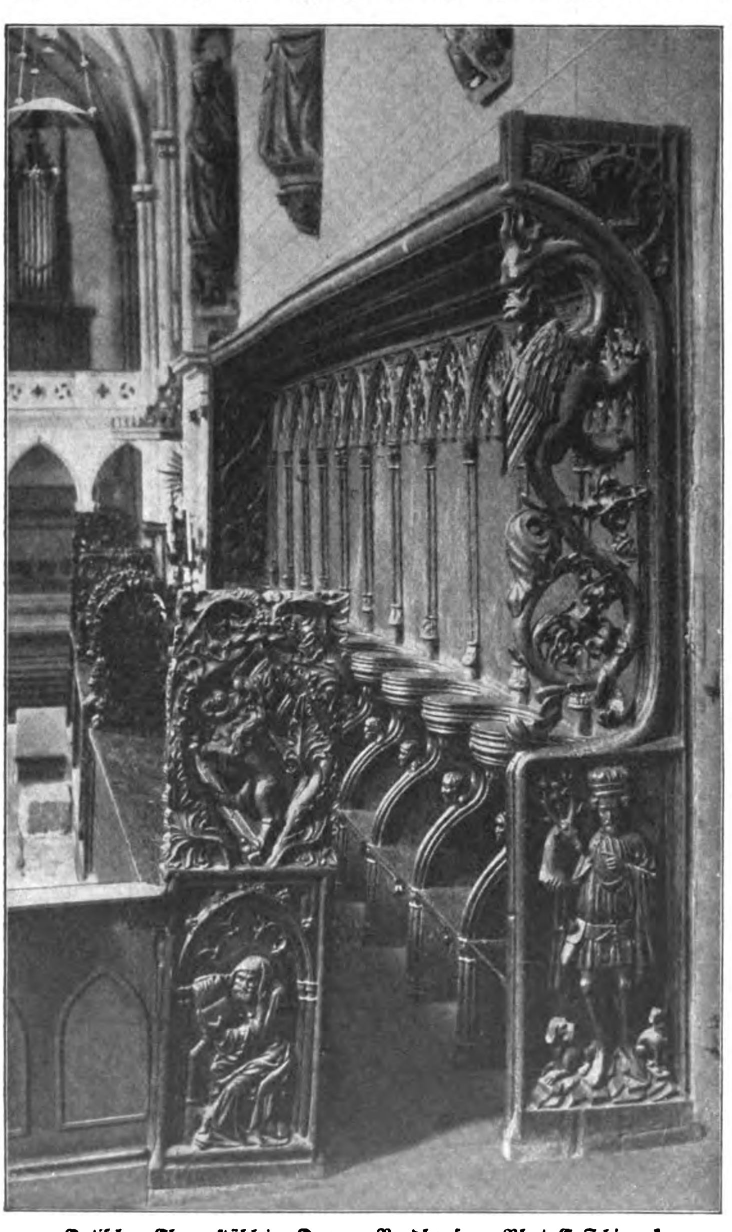
Das Ende der rätselhaften Prinzessin Tarakanoff, der Dr. Herbert Stegemann im Märzheft einen aufschlußreichen Aufsatz gewidmet hat, ist von der Sage umsponnen worden. Sie soll in ihrer Gefängniszelle einer Überschwemmung zum Opfer gefallen sein. Den furchtbaren Augenblick des Eindringens der tödlichen Wogen hat Konstantin Dmitrjewitsch Flawitzky in einem seiner



Prinzessin Tarakanoff. Gemälde von Konstantin Dmitrjewitsch Flawitzky

Hauptwerke (1864) ergreifend dargestellt. Der russische Delaroche, wie man ihn nach dieser glänzenden Leistung auf dem Gebiet des pathetischen Historienbildes nannte, hat nur kurze Zeit gelebt, von 1830 bis 1866. Er war ein Schüler der Petersburger Akademie, an der er auch als Professor gewirkt hat. Seine „Tarakanoff“ hat seinerzeit internationales Aufsehen erregt, denn sie war auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 ausgestellt. Jetzt befindet sich das Gemälde in der Tretjakoff-Galerie zu Moskau.

Die alte Reichsstadt Nordhausen blickt in diesem Jahr auf eine urkundlich beglaubigte tausendjährige Geschichte zurück. Reich an Schätzen unsrer Vergangenheit wird die Stadt in diesem Jubeljahr viele Fremde anziehen. Unter den Sehenswürdigkeiten ist eine der kostbarsten das Chorgestühl des Doms, der sich auf dem Platz der ehemaligen Burg König Heinrichs I., des Städtebauers und Finklers, erhebt. Es stammt aus der Zeit um 1400 und ist wahrscheinlich von einem heimischen Künstler in Eichenholz geschnitzt. In dem gotischen Rankenwerk kommt, wie uns Carl Schiewek schreibt, die ganze mittelalterliche Symbolik zum Ausdruck: das Übersinnliche steht freundlich benachbart neben humorvollen und derben Szenen des irdischen Lebens. Der Dom war neben dem Heiligen Kreuz St. Eustachius geweiht, dessen Legende mit der des heiligen Hubertus verwandt ist. Der abgebildete nördliche Stuhl erzählt die fromme Geschichte; wir sehen rechts unten den Heiligen. Die in den Zwickeln der Rückwand eingefügten musizierenden Engel gewähren uns einen Überblick über das mittelalterliche Orchester. Die Knäufe an den Trennungswänden der Sitzplätze stellen Bürgertypen dar. Die Pultaufsätze zeigen die Kirchenlehrer.



Gotisches Chorgestühl im Dom zu Nordhausen. Phot. C. Schiewek

★

Einen reizenden Einfall hat Marlice Hinz gehabt: sie zeigt auf einer graziösen Zeichnung, wie viele Hände tätig sein müssen, um die „Dame von Welt“ sich selbst



Die Dame von Welt. Federzeichnung von Marlice Hinz

und anderen wohlgefällig zu machen. Die Schöne hat das Bad verlassen, und während sie das neue Modeblatt betrachtet, sind fünf Zofen um sie beschäftigt. Es ist ein weiter Weg von Kopf bis zu Fuß, und es gibt keine Stelle an dem schöngebauten Gedicht des weiblichen Körpers, die nicht gepflegt sein will. Nur eine grämliche Kritik kann diese Kultur der äußeren Erscheinung verachten. Aber sicher ist, daß man auch hier des Guten zu viel tun kann, und der liebenswürdige Spott, der aus der mit Absicht gezierten Zeichnung spricht, ist das Hübscheste daran.

★

Für manchen, der mit seinem Hause zufrieden und einig ist, bedeutet der Garten ein Problem, vielleicht weil er Unmögliches von ihm verlangt oder einem Gartenkünstler in die Hände gefallen ist, der das Außerordentliche will, wo die Umstände eben nur das Ordentliche gewähren. Der Steglitzer Gartenarchitekt E. Pepinski weiß, daß es auf diesem wie auf jedem künstlerischen Gebiet in der Regel heißt: bescheide dich! Und er hat den Mut des Entschlusses, über diesen Zwang nicht zu murren, sondern ihm zum Trotz etwas Schönes zu schaffen. Man muß auf dem Teller tanzen können. Die hier abgebildeten Gartenanlagen sind bewußt volkstümlich und doch neuzeitlich gehalten. Das bezeichnendste: die Rasenflächen sind verschwunden!

★



Verwandte Anschauungen hat der Münchner Maler **Artur Braunschweig**, dessen idyllisches Gemälde „Am Walde" wir auf Seite 445 abbilden. Er verzichtet darauf, vor allem zu wirken, selbst auf die Gefahr hin, daß er in großen Ausstellungen leicht übersehen wird. Seine Bilder gehören, wie er uns schreibt, in vernünftige Wohnräume. Braunschweig baut bewußt auf den Leistungen der alten Meister weiter, vornehmlich in der Technik. Zeichnen ist ihm Grundbedingung jeder malerischen Leistung. Er macht sein Bild, bevor er zur Farbe greift, vollkommen fertig. Dann erst geht er mit Tempera, meist pastos und oft wiederholt darüber und ganz zum Schluß lasiert er mit Ölfarbe. Diese altmeisterliche Gründlichkeit braucht nicht unmodern zu wirken. Auch unser Bild zeigt eine Helligkeit, wie sie sich erst die neue Malerei erobert hat.

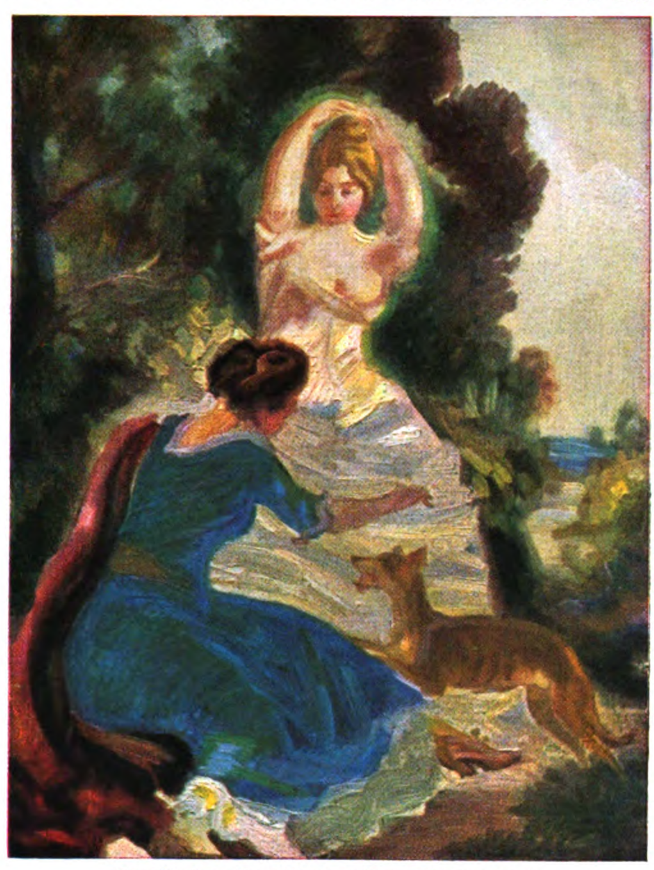
★



Neuzeitliche Gartenanlagen von Architekt Eryk Pepinski-Steglitz

Die **Lackmalerei** ist eine orientalische Kunst, die in Persien, Indien, China, besonders in Japan zur Vollkommenheit gereift ist, die aber auch in Rußland noch

heute blüht und ausgezeichnete Leistungen nationalen Gepräges aufweist. Die Technik ist sehr verwickelt. Man nimmt zähes Holz, glättet die Oberfläche, überzieht sie mit Hanfleinwand oder Bastpapier und sodann mit einer Grundmasse aus Kleister und Ziegelmehl. Darauf wird mit Lack grundiert, und endlich trägt man mehrfache Lackschichten auf, die man poliert. Jetzt erst ist es so weit, daß die Bemalung beginnen kann. Die Zeichnung wird mit dem Pinsel in Zinnober oder Lack angelegt. Die Umrisse werden mit einem Stahlstift umzogen, und erst wenn die ganze Zeichnung fertig ist und in den Farben richtig dasteht, wird ein dünner, durchsichtiger Lack darüber gestrichen. Die russischen Lackmalereien sind von jenem starken Farbenreiz, der der russischen Volkskunst eigen ist, aber sie entbehren auch nicht den Fluß der eleganten Linie. Die Künstler, die diese kostbaren Miniaturen geschaffen haben, wirken kräftiger, märchenhafter als der mit Recht hochgeschätzte Deutsche Stobwasser, der im 18. Jahrhundert zu Braunschweig seine zierlichen Lackdosen schuf.



Am Walde. Gemälde von Artur Braunschweig
(Aus Brakls Kunstausstellung, München)

★

Das anmutige Bild am Schluß der Rundschau stammt von einer der bedeutendsten englischen Malerinnen: von Margarete Lindsay-Williams. Sie ist eine Schülerin des hochangesehenen Porträtisten Arthur Cope und des meisterhaften Genremalers George Clausen und hat auf beiden Gebieten der Malerei, dem Bildnis und dem erzählenden Gemälde, reiche Lorbeeren geerntet. Bedeutende Menschen von Eduard VII. bis Präsident Harding haben ihr gesessen, und ihre ernsten und heiteren Darstellungen aus dem Leben sind die Freude ihrer Landsleute. Sie hat die Kultiviertheit der Form, aber auch jene gewisse Süßigkeit, die der Angelsachse schätzt und die auch bei uns viele Freunde hat, obwohl die Künstler im allgemeinen nichts davon wissen wollen. Die „Rosenknospen" sind weder Expressionismus noch neue Sachlichkeit. Aber auch vor einem strengen Urteil besteht das Können der Künstlerin, das mit einer selten gewordenen Liebenswürdigkeit gepaart ist.

Das Heft eröffnet ein neues Gemälde von Prof. Adolf Münzer. Das saftige Grün erinnert uns noch heute an die Zeiten der naturseligen Münchner „Scholle", zu deren tätigsten und tüchtigsten Arbeitern Münzer zählte. Das Bild stellt die Legende der heiligen Genoveva dar. Die Tiere des Waldes helfen ihr und trösten sie und ihren kleinen Schmerzensreich in der Verlassenheit. Märchenzauber strömt aus diesem Bilde. Nur ein Deutscher konnte es malen, ein Deutscher, für den der Wald mit seinem Getier etwas Heiliges und Gotterfülltes ist. — Wie meisterhaft Käthe Olshausen-Schönberger das Tier, insbesondere das Pferd auch in stürmischer Bewegung zu gestalten weiß, hat sie in ihrem Aufsatz über die Iffezheimer Rennen (Nov. 1925) bewiesen; ihre „Polospieler" (zw. S. 344 u. 345) zeigen es den Lesern aufs neue. Die Künstlerin hat im Urteil der Nichtkenner lange unter dem Vorurteil gestanden, sie sei vor allem die aus den „Fliegenden Blättern" bekannte Tierkarikaturistin. Schon in diesen lustigen Bildern verriet sich, wie genau sie in das



Wesen ihrer Modelle eingedrungen war. Heute weiß jeder, daß er in ihr eine der hervorragendsten Tiermalerinnen vor sich hat. — Franz Eichhorsts gesunde Kunst zu sehen, ist immer wieder eine Freude. Wie fest und klug ist seine „Prozession“ (zw. S. 352 u. 353) aufgebaut, wie vornehm ist der farbige Gesamtklang, wie gründlich ist das Bild bis ins einzelne durchgearbeitet! Und doch keine Spur von



Russische Lackminiaturen



Pedanterie! Unwillkürlich formt sich unser Urteil, indem wir sagen müssen: Das ist eine altmeisterliche Leistung. — Hans Defregger, dem wir die Büste Konrad Drehers danken (zw. S. 360 u. 361), ist ein Sohn des berühmten Malers. Ursprünglich sollte er Medizin studieren. Als sich jedoch die Lust zum Modellieren unwiderstehlich regte, nahm ihn zunächst der Vater in die Lehre, auf daß er einen korrekten Akt zeichnen lerne. In Paris machte Aristide Maillol entscheidenden Eindruck auf ihn. Es gelang ihm sogar 1904, sein Werkstattgehilfe zu werden. Defreggers stärkste Seite ist das Bildnis, und wer den prächtigen Dreher kennt, wird gestehen, daß dieser lustige und



Russische Lackminiaturen

bedeutende Kopf ausgezeichnet getroffen ist. — In Richard Birnstengel lernen die Leser einen jüngeren Maler kennen, der auf der Internationalen Ausstellung zu Dresden hervorgetreten ist. Seine „Sinnende“ zeigt, wie die formalen Ausartungen des Expressionismus überwunden werden und abklingen, wie aber die seelische Innigkeit, deren Pflege sein Hauptverdienst sein wollte, an Ausdrucksmöglichkeiten gewonnen hat (zw. S. 392 u. 393). — John Lavery, geboren 1856, ist der angesehenste englische Maler der Gegenwart. In dem Bestreben, unsern Lesern auch wieder Proben ausländischer Kunst zu zeigen, bringen wir seinen „Derbysieger“, eins seiner neuesten und erfolgreichsten Gemälde. Lavery ist einer der Hauptmeister der sogenannten jüngeren schottischen Schule, die in Glasgow ihr Hauptquartier aufschlug und französische Anregungen mit starkem heimatlichem Naturgefühl aufnahm. Ihre Farbenfrische und Lebendigkeit haben ihr auch bei uns viele Freunde geworben. — Den Schluß macht des Münchners Hermann Groeber „Mutter und Kind“ (zw. S. 416 u. 417), ein kraftvolles Bild, das in jedem Pinselstrich seine derbe und fröhliche Heimat verrät.

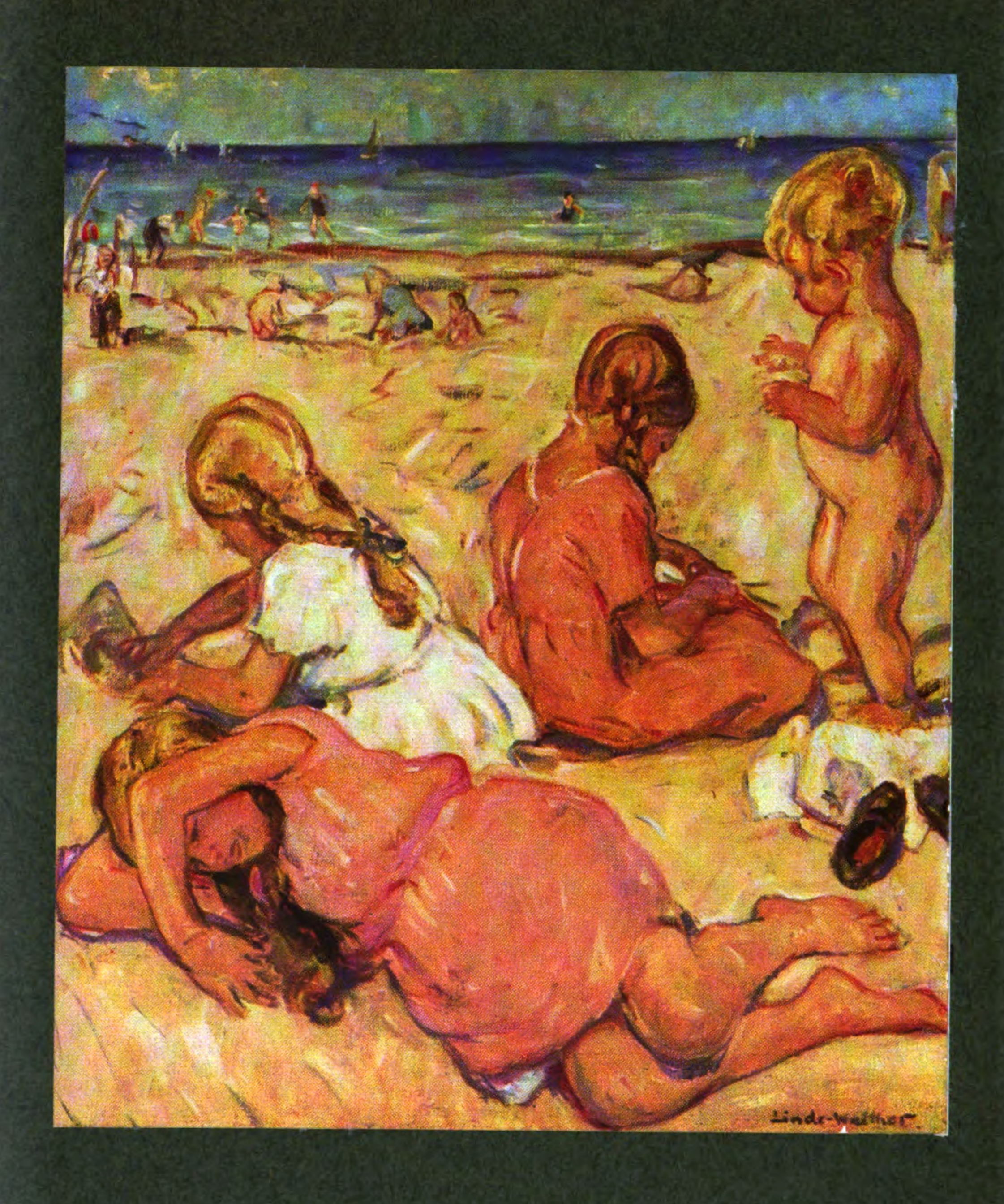
*

Unsere Werbegaben sind vor kurzem, wie jeder unsrer Freunde weiß, durch das Beethoven-Stammbuch vermehrt worden. Es wird gleich dem Modenbild für einen neuen Bezieher abgegeben. Wer uns zwei neue Abonnenten bringt, hat Anrecht auf Glockendons Prachtkalender oder auf die beiden andern Werbegaben. Über die Kostbarkeit dieser Liebhaberdrucke brauchen wir kein Wort zu verlieren. Viele Tausende von unsern Lesern kennen sie, und zahlreich werden sie auch von denen begehrt, die die Bedingungen ihrer Erwerbung nicht erfüllt haben. Es tut uns oft leid, wenn alte Freunde schreiben: grade jetzt können wir keinen neuen Abonnenten bringen; aber früher haben wir viele geworben; schickt uns die Werbegabe! Wir können zu unserm Bedauern solche Bitten nicht erfüllen. Denn es sind ihrer zu viele. Und wir müssen Geduld haben und um Geduld bitten, bis auch diese alten Freunde der Hefte wieder einen neuen Freund und sich damit eine Werbegabe gewonnen haben. Das Werben ist ja gar nicht so schwer. Immer wieder bieten die Hefte starken Anreiz: Im Juliheft beginnt ein neuer Roman von Clara Viebig. Er spielt im Moselland und heißt „Die goldnen Berge“, ein Werk, das in der sinnlichen Kraft der Schilderung von Land und Leuten zu den unvergänglichen Schöpfungen der unseren Lesern sehr gut bekannten Dichterin zählt. P. W.



Rosenknospen. Gemälde von Margarete Lindsay-Williams

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



Am Strande. Gemälde von Prof. H. E. Linde-Walther
(Berlin, Ausstellung der Sezession)



Die goldnen Berge

Roman von Clara Viebig

Vor sich hinsummend ging Maria Bremm auf der weißbestäubten, harten Chaussee, die sich in runder Windung durchschlängelt zwischen dem Fluß und den Bergen. Steil steigen die auf zur Rechten, mit ihrem schroffen Geklipp mehr Felsen gleichend als Bergen. Kaum Erde an ihren Hängen, nirgendwo weicher Boden, den der Fuß bequem tritt; alles Schotter, Geröll, blaugraues Schiefergerinsel, Platten und Plättchen, die jeden Sonnenstrahl auffangen und verschlucken.

Heiß stehen im Schiefer die Weinstöcke, Sonne, noch immer mehr Sonne wollen sie haben. Die Füße im Feuer, das tut ihnen gut, dann rinnt den Reben das volle Leben bis in die äußerste Spitze, dann sind sie gesund. Der Sommer und seine Glut sind auf der Höhe, die Mittagssonne ist einem Feuerbrand gleich, einer lodernden Fackel, die ihren Funkenregen in die Weinberge wirft. Die Luft steht still, sie ist wie kochend im Weinberg. Luft und Berg versprühen Hitze, nur die Mosel, die unten, zur Linken der weißschimmernden Straße gleitet, spricht noch von Kühlung; aber sonnbeglänzt ist auch sie.

Dem Mädchen, das auf leichten Füßen die tennenhart gebrannte Straße ging, rannen Schweißperlen unter den schwarzbraunen Flechten vor, die sich in dickem Kranz tief um die schmale Stirn legten, liefen an dem graden Näschen herab und an den warm gefärbten, beflaumten Wangen. Die Sonne hatte es gut gemeint mit diesem Gesicht, sie hatte es so goldig getönt von erster Kindheit an.

Maria Bremm wischte sich mit dem Handrücken über das heiße Gesicht: was für ein schöner Tag! Ihr Summen wurde zum Singen, ihr Gang bekam etwas Wiegendes. So gefiel es ihr heut: wenn das Wetter so warm blieb, war es gut für die Reben. An viertausend Stöcke hatte der Vater im Warmenberg, vier Fuder konnte man davon kriegen. Sie lächelte. Ein Zug von Stolz legte sich um ihren Mund: viertausend Stöcke, da ist man schon ein mittlerer Winzer, keiner im Dorf hat mehr.

Maria kam vom Weinberg her, sie hatte ihrem Vater das Essen gebracht. Der Weg war zu weit und zu zeitversäumend, Simon Bremm kam nicht heim zum Mittag. Heut hatte die Tochter den Essenstopf nicht in ein Tuch zu binden gebraucht, damit er warm blieb; er dampfte, als sie den Deckel abhob, als sei er eben vom Feuer genommen. Der Krug freilich war leider auch warm, obgleich sie ihn mehrmals unten am Wasser gekühlt hatte; der Fluppes, den sie erst im Weggehen aus dem Keller geholt hatte, schmeckte wie laues Spülicht. Der Mann hatte ausgespien in großem Bogen, und dennoch getrunken bis zum letzten Rest, war er doch ausgetrocknet, verdurstet, ganz ausgedörrt, kein Tropfen Feuchtigkeit mehr in seinem Körper.

Der arme Vater! O Jesus nein, sie möchte nicht mit in den Weinberg gehen!

Die Sonne vergoldete alles. Der Fluß war nicht Wasser mehr, sein Spiegel war aus blankem Metall. Selbst der Staub, der sich auf die Schuhe legte, war Goldstaub. Der Klosterberg drüben war wie mit Gold begossen, und die Wiese mit der Klosterruine, über der droben das Kirchlein liegt, auch. Alles, alles so herrlich und reich — ach, und so froh! Maria jubelte auf. Es

war die Jugend, die aus ihr jubelte, das Land, dessen Kind sie war. Ein Land, in dem Walnüsse und Edelkastanien in Hainen wachsen, in dem das feinste Obst reift, in geschützten Gärten die süße Mandel gedeiht, immergrüne Sträucher den Winter überdauern, an den Felsen üppig der wilde Goldlack duftet, und Rosen noch zu Allerseelen die Kirchhöfe überblühen.

Das Mädchen sprang von der Chaussee die niedrige Uferböschung zur Linken hinab: geschwind ins Wasser! Ei, die Mosel, die war das Beste am heutigen Tag, und die war so vertraut. Sie floß am Dorf vorbei, nur schmal war das Uferland bis zu den Häusern. In sanfter Lautlosigkeit glitt sie freundlich dahin, ihr Flüstern war nur zu hören bei Nacht, wenn alles ruhig war, wenn das Schreien der Kinder verstummt, das Klappern der Schuhe, das Poltern der Karren, das Brüllen des Viehes.

Das Mädchen schleuderte die grobbesohlten Schuhe von den brennenden Füßen, streifte die Strümpfe ab, das bunte Kattunkleid, Röckchen und Hemd — mit lächelnder Lieblichkeit winkte der Fluß — schon war sie im Wasser. Mit kräftigem Schwung holte sie aus, sie schwamm wie ein Fisch. Das hatte sie niemand gelehrt, das konnten sie alle. Auf dem Rücken liegend, die Augen geschlossen, ließ sich Maria jetzt treiben. Kleine Wellen berührten sie weich gleich zärtlichen, streichelnden Händen, wie lauter Liebkosung umschloß es sie. Da stieß sie einen laut jauchzenden Schrei aus und schnellte sich wie ein schnalzender Fisch aus dem Wasser. Von irgendwo antwortete eine Stimme — wo kam die her? Vom Klosterberg? Aus dem alten Gemäuer auf der Wiese? Echo war erwacht; in kindischem Übermut forderte die Schwimmerin wieder und wieder seine Antwort heraus. —

Simon Bremm im Warmenberg hatte einen Augenblick aufgehorcht: da rief die Maria! Ein freundlicher Ausdruck überflog für Augenblicke sein ernsthaftes Gesicht, dessen Haut braun gedörrt war wie gegerbtes Leder. Hör' einer die an!

Der Winzer stand zwischen seinen obersten Stöcken im Warmenberg, so hoch oben, daß es nicht viel weiter mehr ging. Nur ein kurzes Stück brüchiger Felswand kam noch, und dann Luft, lauter Luft, darüber Himmel. Der Platz für die obersten Stöcke war gering, knapp Raum genug für ihrer sechs Stück und für Simon Bremm. Einem Gärtchen von Berggeistern gleich war die bepflanzte Klippe, die der felsige Berg wie ein Tellerchen vorstreckt. Senkrecht ging es hinab, aber es waren die besten Stöcke hier oben, hierher kam die Sonne zuerst und blieb auch am längsten, hier gab es Trauben, wenn der Behang weiter hinunter nur spärlich war.

Der Mann beugte sich weit vor zwischen den Stöcken, er trat ganz vorn an den äußersten Rand, um in die schwindelnde Tiefe hinab nach der Tochter zu spähen. Aber er konnte sie nicht entdecken. Ach ja, die Augen! Der scharfe Sonnenbrand hatte sie angegriffen, und der beizende Dunst beim Spritzen; ihre Lider waren rot mit eitrig geschwollenen Rändern.

Den Rücken gebeugt unter der schweren Last der von Kupfervitriolbrühe giftigblau angelaufenen Pumpe, stand der Winzer auf dem gleichen Berg, auf dem sein Vater, sein Großvater, sein Urgroßvater auch, in den Reben gearbeitet hatten, von der Sonne verbrannt, von der Naßkälte des Winters durchschauert, und immer in denselben Ängsten des Winzers: wird auch keine Krankheit den Weinstock befallen, keine schädliche Motte ihre Eier legen, Schimmel und Brand das Laub ergreifen, daß die Berkel darunter schwarz werden? So wie 21 konnten ja nicht alle Jahre sein — das war ein seltener Herbst — aber nun waren schon zwei Ausfälle hintereinander. Dieses Jahr konnte es wieder was geben; soviel geben, daß man Inflation und Besatzung vergaß und andere Unbill, die hierzuland über die Menschen gekommen.

Ein Hoffnungsstrahl ließ das Gesicht des Mannes jünger erscheinen, mit einem Aufatmen blickte der Winzer umher: ließ es sich denn nicht gut an? Des Wurms war man Herr geworden, und der Behang war ausreichend. Jetzt nur noch fleißig gespritzt!

Hinauf und hinab, unterm kletternden Schuh Geprassel von Schiefer, die Schultern geduckt unterm Tragriemen, der wie ein Joch drückt, brennender Durst in brennender Sonnenglut. Zwischen die Reben fliegt zerstäubender Strahl, das Grün der Blätter überzieht sich weißbläulich, und auch die Beeren der Träubchen bekommen den gleichen Anhauch. Und auch der, der da spritzt. Vom beizenden Staub tränen die entzündeten Augen.

Simon Bremm atmete schwer; die Kehle war ihm wie zugeschnürt vom Dunst zwischen den Stöcken. Es mochten an 50 Grad und mehr jetzt noch sein im glühheißen Ofen des Weinbergs. Aber daran dachte der Mann nicht; er dachte an seine Tochter. Wie froh die Stimme der Maria geklungen hatte! Die konnte ja auch noch froh sein, die war knapp siebzehn. Als er so jung gewesen war, hatte er's auch noch nicht emp-

funden, wie hart doch eigentlich das Leben ist. Jetzt ging es schwerer hier hinauf, man mußte langsamer gehen, Schritt für Schritt, und es fiel einem oft sauer im Weinberg — nein, seine Tochter sollte es nicht so schwer haben! Er wollte nicht dagegen sein, wenn sie sich eine Stelle suchte in einem Haushalt oder in einem Hotel, vielleicht ins Bad Bertrich ging; da hatte sie's leichter. Sie konnte dann noch lange so fröhlich bleiben, sie war ein braves, ein gutes Kind; und hübsch war sie auch.

Es gibt an der Mosel viel schöne Mädchen, dunkelhaarig und dunkeläugig, aber die Schönste von allen war die Maria aus Porten. Ihre Schönheit war in der ganzen Umgegend bekannt. Die kam daher, so erzählte man sich's, daß die Bremm, als sie mit diesem Kind ging, oft fromm hinaufgewandert war zu dem Kirchlein, das oben auf dem Klosterberg inmitten eines Friedhofes steht. Während sie auf den Gräbern der Eltern das Unkraut rupfte, hatte sie sich viel Gedanken gemacht — sie erzählte es nachmals — drei Knaben hatte sie schon, nun wollte sie gern ein Mädchen haben, eine Tochter, die ihr beistand im Haushalt und einst auch auf ihrem Grabe das Unkraut ausrupfte. Sie erbat das flehentlich vor dem Bild der heiligen Jungfrau, das gnadenspendend im alten Kirchlein hängt. Und das Mädchen, das ihnen geboren wurde, war darum so schön wie ein Bild.

Ja, die Maria! Der unter der Last der Pumpe im glühenden Sonnenbrand keuchend Daherschreitende lächelte. Aber dann wischte er sich mit der von der spritzenden Brühe besprenkelten Hand über die Stirn, die nicht schwitzte — von Feuchtigkeit war nichts mehr im Körper — und seufzte: wenn er nur mit seinen drei Ältesten mehr Glück gehabt hätte! Neun Kinder hatte sein Weib ihm geboren, nun waren es nur mehr sechs. Der Toni und der Aloisius waren im letzten Kriegsjahr gefallen, beide noch so sehr junge Brüder fast auf einen Tag. Sie waren begraben irgendwo. Aber daß sie in geweihter Erde lagen, das hoffte er; um sie trug er weniger Leid. Doch der dritte, der dritte, der Joseph! Der war am Rhein, aber an welchem Ort sich der jetzt herumtrieb, das wußte er nicht. Er wollte es auch gar nicht mehr wissen. Wozu brauchte der sich zu jenen zu schlagen, die die rheinische Republik ausriefen? Gehörte man nicht zum Reich in guten und bösen Tagen? Jetzt in den bösen erst recht. Der ist ein schlechter Mensch, der seinen Herrn im Stich läßt, weil es dem nicht mehr so gut geht wie früher. Und faule Tage hatte der Joseph sich immer gern gemacht. Dem möchte es passen, in einem Haufen mitzulaufen, der mit Müßiggang, wenn nicht mit Schlimmerem, die rheinische Republik ausrief, von der jeder, der anständig dachte, nichts wissen wollte. Dazu hatte man nicht seine Söhne hingegeben, hatte nicht in Scharen die Ausgewiesenen durchkommen sehen — die Mosel herunter fuhren Schiffe verzweifelter Männer, weinender Frauen, schreiender Kinder — war nicht umsonst „besetztes Gebiet". Man hatte soviel gelitten. Nein, die Anna sollte nur schweigen, er wollte nichts hören von ihrem: „Der Joseph ist ja noch jung und unverständig, sie haben ihn nur beredet, der besinnt sich schon wieder" — und wenn der sich auch besinnen sollte, die Schande, die blieb.

„Donner und Doria!" Dem Mann im Weinberg ging der Atem aus. Die Hitze des Mittags, stark wie das Fegefeuer, war nicht so schwer zu ertragen gewesen wie jetzt die stickige Dumpfheit zwischen den dichtbelaubten Stöcken. Die Sonne war im Sinken, aber der Berg hielt all ihre Glut eingeschluckt, die Sohle, die den schiefrigen Felsboden trat, wurde fast verbrannt, als ginge sie über glimmende Kohlen. Simon Bremm schnallte den Tragriemen los und ließ die Pumpe herunter. Aufstöhnend reckte er den Rücken grade, der war krumm geworden, die Schultern schmerzten. Vierzehn Stunden im Berg — nun durfte er ans Heimgehen denken.

Steif geworden vom Tagwerk und wie zerbrochen an allen Gliedern, stieg der Winzer abwärts. Sehr müde war er, aber sein Auge sah doch noch die Schönheit der Landschaft. Ist es irgendwo schöner?

Es dämmerte bereits, über der Mosel webte es silbrig und ums Klostergemäuer auch. Wie schon eingeschlafen senkten Obstbäume, die auf der Wiese standen, ihre schwerbeladenen geduldigen Äste. Aus den Buchenkronen des auf der Seite zur Wiese hinunter bewaldeten Abhangs des Klosterbergs kam süß das Abendlied schläfriger Vögel; Grillengezirp aus den Steinen der Weinbergsummauerungen und leises Froschgequak an der Uferböschung stimmten dazu. Es machte die Seele des Müden zufriedener. Alles, was ihn verstimmt und beängstigt hatte, ging nun zur Ruhe. — —

Fernblaue Berge verschwimmen im Dämmergrau, ihre Umrisse, die, sich spiegelnd, den Strom geküßt, lösen sich auf. Das Diesseits des Flusses und das Jenseits rücken zusammen, es umschlingen sich Hüben und Drüben, Höhen und Tiefen in zartem Duft. Ein Himmel, ehrfurchtgebietend, andachtheischend, spannt sich hoch, voller Majestät,

und doch liebevoll menschlich nah übers nächtlich werdende Moselland. Vom Dunkel gemildert weht nun sein Atem, samtwarm und streichelnd.

★

Porten, das alte Moselnest, hat alte Häuser. In der Gasse, die vom Ufer gegen den Berg hin ansteigt und oben beim Kirchlein endet, stehen sie sich sehr nah gegenüber. Es sieht aus, als streckten sie alle den Bauch heraus, denn das obere Stockwerk springt rund gewölbt über das untere vor, darinnen Haustür und Stalltür sind und das Stubenfenster. Der Misthaufen liegt im Gäßchen vor jedem Haus. Man wirft den Dung gleich aus der Stalltür auf ihn und kann vom Stubenfenster aus ihn dampfen sehen; das Hüben und Drüben in der engen Gasse duftet sich an. Aber auch Blumen duften im Gäßchen. Auf jedem Sims, an jedem Fenster stehen sie: Geranien, Fuchsien, Nelken, Balsaminen, Myrten, Fleißigliesschen und noch viele andre; in Töpfen, in Scherben, in Kochgeschirren, in Kübeln, in Kästen, in Zigarrenkistchen sogar und alten Konservenbüchsen.

Simon Bremms Haus stand vorn am Ufer; nur die Schule, die Metzgerei, Gastwirtschaft und noch zwei Häuser lagen hier. Die Häuschen der Gasse waren weiß, grünlich und bläulich übertüncht; Simon Bremms Haus zeigte noch das braune eichene Fachwerk. Ein altes Haus mit dem Weinstock, der als Laube gezogen ist über den Treppenstufen, die zur Haustür hinaufführen, mit den beiden Oleandern, die alle Jahr blühen in mandelduftenden rosa Büscheln, und mit einem Feigenbaum, der in einen Waschkübel gepflanzt ist. Die Feigen wurden nicht groß wie die jenseits der Alpen, aber süßlich schmeckten auch sie.

1730 stand über Simon Bremms Haustür. Aber auch 1621 war deutlich noch zu erkennen über dem Eingang des Hauses, das seinem Ohm, dem Jakob Bremm gehörte. Das lag an der Ecke des Gäßchens, sehr hoch gebaut; unten ganz ohne Fenster, nur oben waren deren ein paar und im Giebel eine Luke, aus der sich, unter einer seltsamen Götzenfratze, gleich einem Arm ein Kran herausstreckte.

Hier im Eckhaus von Gasse und Wasserreihe wohnte der alte Junggeselle, den Achtzigen näher als den Siebzigen; er wohnte allein. In Porten sagten sie, er hätte Geld. Aber er machte sich alle Arbeit selber, er kochte sich auch allein, nur daß die Schommer, ein schlampiges Weibsbild, seine paar Hemden in der Mosel mit dem Holzschlegel schlug und dann auf den Uferkies breitete. Der alte Bremm arbeitete noch immer in seinem Weinberg. Seine hagere, lange Gestalt, die noch nicht greisenhaft gebückt war, schien ebenso unempfindlich gegen glühenden Sonnenbrand wie gegen erkältenden Regen. Er trug noch die Erde, den Dung, den Schiefer in der Hotte herauf, beschnitt die Reben und band selber die Ruten an. „Der Geiz macht et bei dem", sagten die Portner. Aber war es der Geiz allein? Sein Zuckerberg hatte die beste Lage, sein Zuckerberger war das feinste Gewächs an der Mittelmosel, nichts Besseres hatte je in einem Winzerkeller gelagert! Er verstand es großartig, anzupreisen.

„Ach, wenn du doch nur halb so reden könntst wie der alte Filu," sagte die Bremm halb traurig, halb vorwurfsvoll zu ihrem Mann. „Du hast zwei Fuder noch liegen, du täteſt mit denen wahrhaftig die Leut' nit so anschmieren, wie der mit seinem Zuckerberger. Den Zuckerberg müßt' man eigentlich Sauerley heißen."

„Laß, laß ihn nur," wehrte der Mann.

„Willst du denn nit verkaufen?" Die Frau seufzte. Sie dachte an vieles, was dem Haushalt not tat, an das Schuhwerk besonders, das Peter und Paul gebrauchten, wenn die nun mit in den Berg gehen sollten; Winzerschuhe sind teuer. Und die Maria wollte auch gern ein Kleid haben, zur Lese bekam doch jede ein neues; und neue Hemden mußten ihr angeschafft werden, bevor man daran denken konnte, daß sie eine Stelle annahm. „Verkaufste jetzt?" fragte sie dringend.

Er schüttelte verneinend den Kopf und ging aus der Tür.

Bekümmert sah die Frau ihm nach.

Simon Bremm war nicht so verzagt. Er verließ sich auf seinen Weinberg. Dieses Jahr ließ ihn der nicht im Stich. Es war zwar nicht übermäßig, was an seinen Stöcken hing, aber da anderswo sehr wenig war, kam er mit seinem Warmenberger hoch. Er würde zudem seine noch lagernden zwei Fuder dann sehr günstig verkaufen. Er ging jetzt über den Hof nach seinem Keller. Der lag im Kelterhaus. Das war noch viel älter als sein Wohnhaus; die drüben vom Kloster hatten sich's wohl gebaut. Er trat dicht neben die Kelter, liebevoll ruhte sein Blick auf ihr. Es gab manch eine, die leichter zu handhaben war, die neumodischen Keltern wurden sogar elektrisch betrieben; seine hier ging schwer, aber sie hatte schon Vater und Großvater gedient, eine gute, eine brave alte Kelter. Fast zärtlich betasteten seine Finger den Kelterbaum. Und dann stieg er die Stufen hinab in den Keller. Sie waren

von der steten Feuchtigkeit schlüpfrig. Ein guter Keller, ein ausgezeichneter Keller, im Winter warm, im Sommer kühl. Simon Bremm trat zum vorderen Faß: spundvoll. Er klopfte wohlgefällig schmunzelnd daran und dann an das zweite. An tausend Liter in jedem. Er brachte seine Nase ans Spundloch oben — hei, wie das duftete! Es gelüstete ihn sehr, einmal zu probieren, aber er versagte es sich, für ihn war der Wein viel zu schade, für ihn war der Fluppes. War der nicht auch gut? Er hatte ja den Trester mit reichlich Zuckerwasser gelöst und nochmals gekeltert. Er holte sich aus dem Vorraum die Stütze, deren Blechbehälter gut zwei Liter faßt, ging ans Haustrunkfaß, drehte den Kran auf und ließ in sein Gefäß rinnen. Die Stütze war halbvoll, er hob sie mit beiden Händen an den Mund und trank durstig und rasch.

Der Fluppes war farblos, ein dünner, verwässerter letzter Aufguß, der apfelsäuerlich roch; aber hier unten getrunken schmeckte auch er wie Wein und berauschte wie Wein. Dem Mann, der hastig getrunken hatte, wurde auf einmal so leicht ums Herz, er fühlte ordentlich, wie etwas von ihm abfiel. Er mußte lachen, wenn er bedachte, was die Anna gesagt hatte — Schuhe, Kleider —?! Pah, was sorgte sie! Da war nichts zu sorgen. Er hatte ein kreuzbraves Weib, und bis auf den Joseph, den faulen Kopf, lauter wohlgeratene Kinder und Ackerland noch außer dem Weinberg und das Haus mit einem Feigenbaum vor der Tür und eine eigene Kelter — und hier, hier ein Vermögen! Er legte seine Rechte auf das eine Faß und seine Linke auf das andre. Und — die neue Ernte! Des Mannes Herz klopfte stark.

„Vater! Vater!“ Maria stand oben am Kellereingang, hinter ihr war die Helle des Tageslichtes, in die Bremm jetzt blinzelte.

„Vater, geschwind, et is einer da!“

Herr Feiden, der bekannte Kommissionär, war gekommen. Simon Bremm verwunderte sich: schon jetzt? Er nahm sich vor, vorsichtig zu sein. Die Preise würden steigen, bei der geringen Ernte unbedingt steigen, seine Fuder, die lagen hier noch lange gut.

„Braucht Ihr denn kein Geld?“ fragte der Kommissionär ganz verwundert. Das war ihm noch nie vorgekommen: ein Winzer vor der Lese, der kein Geld brauchte? Er bot Milliarden, Billionen.

Bremm spuckte in großem Bogen. „Meine Fuder sind mir lieber. Die kann ich noch lang verkaufen. Überhaupt dies Jahr!“

Da fing Herr Feiden an, ihm zu erzählen, daß die Herbstaussichten doch durchaus nicht so ungünstig waren, wie man zuerst angenommen hatte. Der Behang war gut, es gab sogar glänzende Lagen. An der ganzen Obermosel war man einer dreiviertel Ernte gewiß.

Der Winzer blieb ungerührt: „Ich verkaufen nit.“

„No aber, wenn Ihr jetzt kein bar Geld kriegt, wovon wollt Ihr dann den Zucker anschaffen, und wovon nachher in Eurem Berg die notwendigen Reparaturen machen?“ Der Kommissionär erregte sich: „Ihr seid ja verrückt!“

Bremm zuckte die Achseln: was dem Weinberg not tat, würde auch beschafft werden; lieber hungern, als dem was fehlen lassen. „Der Weinstock zieht dem Winzer den Rock aus, aber er zieht 'n ihm auch wieder an,“ sagte er mit einem gewissen Triumph. „Wat ich jetzt nit hab, hab ich nachher doppelt und dreifach. Geht nur, bei mir ist nix zu wollen!“

Der Kommissionär ging ärgerlich.

„Vater, haste verkauft?“ fragte Maria neugierig. Ihre Augen glänzten; wenn er verkauft hatte, bekam sie Geld für ein neues Kleid. Der Kaspar aus Munden fuhr morgen nach Cochem, der nahm sie mit; sie hatte heute mit ihm gesprochen, als sie am Rittweg Gras für das Vieh holte. Er sagte, er müßte nach Cochem, aber sie wußte genau, er spannte nur an, weil s i e gern hin wollte. Er tat ihr ja alles zulieb. Aber das Kleid, ach das Kleid, konnte sie sich das denn nun endlich kaufen? Marias Augen hingen bittend am Vater: „Haste verkauft?“ Als er kurz sagte: „Nein,“ war sie bitter enttäuscht.

„Wann verkaufste dann?“

„Noch gar nit.“

Da stieg es naß in ihre Augen, sie konnte das Weinen nicht unterdrücken: das war aber traurig, zu traurig. Sollte sie denn schlechter als andere gekleidet gehen?

Bremm fühlte ein plötzliches Mißbehagen: seine Maria, sein bestes Kind, sein gutes, fleißiges Mädchen kränkte sich so.

Indem kam die Frau: „Bremm, haste verkauft? Gott sei gedankt, dat ich Schuh für die Jungens kaufen kann — nä?! O Jesus Maria!“ Sie war mindestens so unglücklich wie die Tochter, als er „Nein“ sagte. Ach, warum hatte er denn nicht verkauft? Grade war sie im Dorf gewesen, alles, was Beine hatte, stand an der Ecke des Gäßchens vorm alten Bremm seinem Haus: der Jakob hatte eben verkauft, alles verkauft, was er noch liegen hatte. O, der alte Fuchs, der war schlau! Bis jetzt hatte er immer zurückgehalten, nun da es Millio-

nen, Milliarden, Billionen, noch viel mehr Geld dafür gab, nun schlug er los. „Und du hast nit verkauft? Ach, Bremm, warum nit?" Die sonst so ruhige Frau geriet außer sich: wußte er denn nicht, daß sie Geld brauchten?

Aber Bremm blieb stiernackig.

*

Die Leseglocke hatte geläutet. Die geschlossenen Weinberge waren jetzt aufgemacht. Langsam ratterten die Fuhren mit den großen Herbstbütten den Weinbergen zu; unter den schwerfälligen Tritten der Kühe spritzten die Schmutzlachen der völlig durchweichten Straßen hoch auf. Leser und Leserinnen, meist junge Burschen und Mädchen, rannten den Gespannen vorauf, sie rannten so, um sich warm zu machen. O, wie war es schon kalt! Tiefes Grau deckte nässend die Erde. Es war kein Herbst, der Lust und Frohsinn weckt, keine frohe Lese wie im Jahr 21. Dieses Jahr war es zu spät geworden, es war ein spätes Frühjahr für den Weinberg gewesen; nun war es November, man hatte die Lese hinausgezögert und hinausgezögert, jetzt konnte man aber nicht länger mehr warten, jetzt mußte man die Trauben schneiden. Sie wurden ja doch nicht mehr reif. Es lag morgens schon Reif im Berg. Auf dem Fluß lasteten Nebel, für ein, zwei Stunden am Mittag hoben die sich, aber zu einem Lächeln brachte die Mosel es nicht mehr, sie blieb verdrießlich.

Bis an die Nase eingewickelt gingen die Frauen in den Berg; die Männer hatten übereinandergezogen, was sie an Wämsern besaßen. Maria Bremm, ein rotwollenes Tuch um den Kopf gebunden, das Lesebüttchen im Arm, die Traubenschere in den verklammten Fingern, suchte stumm im Berg des Vaters die ihr zugewiesenen Stöcke ab. Bremm hatte sich keine Mädchen aus der Eifel oder vom Hunsrück gedungen, er schaffte es mit den Seinen allein. Auch Frau Anna ging mit. Es war sonst nicht Sitte für Hausfrauen, die blieben zumeist daheim — man backte Kuchen wie bei der Kirmes und frisches Brot.

Was dem Mann vor zwei Monaten so vielversprechend gedeucht hatte, das sah ihn heute ganz anders an. Die Trauben waren kaum mehr gewachsen, kleine Perlen, grün und hart. Das wurde ein saurer Wein, kein Wein zum Sich-dran-erfreuen — ach nichts war zum Freuen, unfreudig das Wetter und das, was noch kam. Sollte es wirklich wahr sein, daß hundert Milliarden nicht mehr wert sein würden als eine Mark? Das war ja nicht möglich. In der Volkszeitung stand es. Die Währung wurde fest, und die Millionen, die Billionen —?! Bremm holte tief Atem: was waren seine Scheine noch wert? Gott sei Dank, daß er wenigstens nur e i n Fuder verkauft hatte!

Der Mann hatte sich nicht mehr wehren können, Frau und Tochter hatten ihn so bedrängt. Kleid — Schuhe — das hörte er immerfort. Hatte einer den Feiden herbeigerufen? Der fand sich auf einmal wieder ein. Aber er hatte das zweite Fuder noch behalten.

Unten auf der Chaussee sah man Jakob Bremm kommen, langsam, den Rücken ein wenig geneigt, es war fast, als kröche er. Vor ihm her schob das Pittchen, der Trottel, der zu keiner Arbeit recht taugte, den Karren, und die Schommer, die Hexe mit den schwarzen Augen, die sonst keiner mochte, trabte nebenher. Ein schönes Gespann, das der Ohm Jakob sich da gedungen hatte! Aber die waren billig.

Langsam kroch der Alte in seinen Berg. Doch kaum, daß er in der ersten Zeile seiner Weinstöcke war, wurde er behende; es strömte ihm von hier wie neue Kraft. Hastig faßte seine dürre Hand, auf deren Magerkeit die Adern gleich Strängen lagen, nach den Trauben, schloß sich so fest darum, daß sie die Beeren zerquetschte. Schmatzend schleckte er sich den sauren Saft von den Fingern: ei, wie süß, wie ganz köstlich süß! „Daß du dich nit unterstehst, Trauben zu fressen," fuhr er den Trottel an. Der hatte bereits probiert und schnitt eine Grimasse.

„Diebsgesindel!" Der Alte hob drohend die Traubenschere.

Das Pittchen grinste. Die Schommer murrte schimpfend: wenn sie woanders hätte ankommen können, sie würde sich gehütet haben, sich hier bei dem alten Geizhals zu verdingen, nicht einmal ein paar Trauben gönnte einem der. Widerwillig schnitt sie drauf los.

Kein lautes Wort, kein fröhlicher Zuruf, kein muntres Lied stieg auf aus des alten Jakob Bremm Zuckerberg. Unheimlich fast in seiner ingrimmigen Schweigsamkeit, klappernd wie der Knochenmann selber, stand er zwischen den Reben und schnitt und schnitt.

In Simon Bremms Weinberg lachte jetzt wenigstens die Maria. Ihre gute Laune war wiedergekehrt. Die Lese war doch nun einmal zum Freuen da, und so freute sie sich denn, freute sich über das Krachen der Böller, diesseit der Mosel und jenseit, über die vielen Karren, die von und zu dem Weinberge fuhren, über all die Menschen, deren man sonst nie so viele beisammen sah.

Oder freute sie sich, daß der Kaspar sie heut abend abholen kam? Am Klosterberg hatten sie schon eher begonnen, die Lese war weiter voran, in Munden war heute schon Tanzmusik.

Sie fing an zu singen. Hah, das tat wohl! Aus den benachbarten Rebstöcken fielen noch andere Stimmen ein, immer mehr und mehr fanden sich dazu:

„O Moselland, o selig Land,
Ihr grünen Berge, du Fluß im Tal —"

Simon Bremm lächelte stolz: seine Maria, ja, die verstand es, froh zu machen!

Auch Frau Anna lächelte. Aber es war ein wehmütiges Lächeln. Seit Wochen hatte sie schon gebetet, daß der Joseph heimkehren möchte, zuletzt hatte sie alle Nächte von ihm geträumt und ihn jetzt ganz bestimmt erwartet, zur Lese kommt doch jeder aus der Familie nach Haus. Vorige Lese war er noch hier gewesen, obgleich er auch da schon nicht mehr gut mit dem Vater stand. Der Joseph war dazumal in Cochem im Keller gewesen, bei einem, der Gastwirtschaft hatte und Wein verkaufte und einen Schleppkahn hatte auf der Mosel. Es war Bremm ärgerlich, daß der Joseph nicht Weinbauer werden wollte und mit ihm arbeiten in den Bergen, aber der Joseph hatte ausgespien: „Winzer —?! Pfui Deibel! Nä, so dumm sein ich doch nit!" Darüber hatten sie arge Händel bekommen. „Faulheit," schrie Bremm, und „Frechheit!" Bremm war gleich das Blut zu Kopf gestiegen, er hatte den Jungen, der dastand, die Hände in den Hosentaschen, wütend angefahren: „Lach' nit so dreckig!" und hatte die Hand gehoben und ihm eins auf den Mund geschlagen, daß es klatschte. Da hatte der Joseph sich die Kappe aufgestülpt, hatte sich umgedreht und war aus der Tür gegangen.

Seither hatten sie ihn nicht wiedergesehen. Er schrieb auch nicht. Ein paar Monate, fast ein halbes Jahr hielt die Mutter das aus, dann machte sie sich heimlich auf, fuhr nach Cochem. In seiner früheren Stelle war er nicht mehr. „Ein ganz anstelliger Bursch, nicht dumm, aber nicht arbeitsam, faul," sagte der Prinzipal. „Er ist nach dem Rhein herunter."

Der Rhein, der Rhein, der war doch nicht aus der Welt, die Mosel floß ja in den Rhein. Das war nicht zu weit, um zurückzukommen!

Oft wenn jemand im Dunkeln am Haus vorbeikam, hatte die Mutter aufgehorcht: war das nicht sein Tritt? Er kam sicher nur, wenn alles still war, am Abend, wenn er wußte, der Vater war müde vom Weinberg und schlief schon. O, wie ist das so traurig, wenn ein Kind sein Elternhaus verloren hat! Aber der Joseph hatte es ja nicht verloren, *sie* war doch noch da. Und sie legte es sich zurecht, was für gute Worte sie ihrem Mann geben wollte, was sie tun würde, um die beiden zu versöhnen. — —

Die Sinnende fuhr zusammen, vom Zuckerberg her plötzlich lautes Geschrei. Die Schommer war ausgerutscht beim Heruntertragen. Sie war zwar zu sitzen gekommen, aber blitzschnell sauste sie abwärts — wie auf der Rodelbahn — mit dem Hinterteil den glatten Schiefer scheuernd. Aus ihrer Hotte schwuppte es, Trauben zerplatzten, schreiend und strampelnd suchte sie sich irgendwo anzuhalten. Zuletzt gab sie's auf; nun rollte sie vollends das letzte Stück.

Die Schommer war gleich wieder auf ihren Beinen. O, sie hatte sich gar nichts getan, man muß einen Puff vertragen können! Sie lachte selber am allermeisten.

Jetzt überall Lachen.

Als der alte Bremm zu schimpfen anfangen wollte, wurde ihm von allen Seiten Ruhe geboten. Was, schimpfen wollte der noch? Froh sollte er sein, daß die Schommer sich nichts getan hatte bei der Rutschpartie, da hätte er schöne Kurkosten zahlen müssen.

Die Kinder, die mit in den Berg gekommen waren, sich da unnütz aufführten, machten's der Schommer nach, sie rutschten unter lautem Gekreisch die Steile hinab. Andere haschten sich zwischen den Stöcken, waren sie hier verjagt, tauchten sie dort wieder auf. Als sei der trübgraue säuerliche Traubensaft, den sie naschten, schon goldklarer süßer Wein, so gebärdeten sie sich, sie torkelten, schrien, kreischten, fielen übereinander und lachten unbändig. — —

Als Simon Bremm in schwarzsinkender Nacht mit seinen beiden Jungen den Traubenbottich in den Kelterraum schaffte, war er für heute zufrieden. Da hörte er plötzlich vom Haus her einen lauten Aufschrei. Er erschrak: was war? Die Frau war allein, die Maria nach Munden, die Kleinen schliefen — war etwas passiert? Er rannte ins Haus. Da stand seine Frau in der Küche und hielt ein Mannsbild umschlungen.

Der Joseph! Hastig fuhr der Vater zurück. Dann tat er doch wieder ein paar Schritte nach vor. Das hatte er nicht erwartet, daß der Junge kam, aber da er nun einmal da war, sollte er auch ihm willkommen sein. Er sprach: „Guten Abend!"

Der Joseph, sich von der Mutter losmachend, sagte auch: „'n Abend." Er war gar nicht verlegen, weniger verlegen, als der Vater es war.

„Setz' dich, setz' dich doch," drängte die Mutter und drückte den Sohn auf die Bank nieder. Hier sollte er sitzen, hier, warm und gemütlich wieder an seines Vaters Herd. Sie strahlte.

Simon Bremms Blick überprüfte des Sohnes Erscheinung. Wenn der Rock, den der Joseph trug, auch wider Erwarten ganz war — er hatte im stillen gefürchtet, er würde den einmal in Lumpen sehen — so war doch etwas an ihm, das ihm gar nicht gefiel. Es war Verbummeltes an dem Joseph. Die Augen des Burschen waren nicht so groß und blank mehr, sie waren verquollen — der hatte wohl viel gesoffen? „Wo bist du jetzt? Wat verdienst du dir? Und womit?"

„Laß'n doch erst mal sich setzen, zur Ruh' kommen," warf die Mutter schnell ein. „Er is ja kaum hier. Bist sicher arg müd', gelt, Joseph?"

Der Bursche lächelte ein wenig: die Mutter glaubte wohl gar, er wäre zu Fuß gelaufen, so dumm war er doch nicht. Er war hübsch bequem mit der Bahn gefahren, nur das letzte Stück nicht, weil bis hierher ja keine Bahn ging. Er klopfte die Frau auf den schon leicht sich beugenden Rücken: „No, Mutter, wie geht et dir dann? Wie is et dann mit eurem Herbst dies Jahr?"

„Man muß zufrieden sein," sagte Bremm.

Es war Joseph Bremm im Grunde gleichgültig, ob sein Vater zufrieden war oder nicht, aber die Winzer durften nicht zufrieden sein. Es waren ihrer viele im Mosel- und Rheinland. Nur, wenn die unzufrieden waren, konnte man auf sie zählen. Er sagte wichtig: „Ihr habt wohl nix gehört? Das Rheinland wird rheinische Republik. Dann wird alles hier anders. Viel besser. Wir kriegen eigne Gesetze. Ihr müßt all' dafür sein, dann braucht ihr keine Steuern mehr zu zahlen. In der ganzen Welt is eure Arbeit die schwerste, sie is noch schwerer als die im Kohlenrevier."

„Wir lieben unsere Arbeit," sagte Bremm.

Der Joseph schwatzte weiter: „Aber wat habt ihr davon? Ihr seid ja zu dumm! Die Millionen, die Milliarden vom Reich, all die Papierschein' sind Dreck, lauter Dreck. Nur das Geld der rheinischen Republik, der rheinische Gulden —"

„So, der is also wat wert," unterbrach Bremm den Sohn rauh. „Und wer hat dich so gut eingelernt?"

Der Sohn beachtete das weiter nicht; er war ganz im Eifer: „Der Dorten, der ist der richtige Mann für uns. Der steht sich auch gut mit den Franzosen, der —"

„Hängen sollten se den Lump!" Jetzt fuhr der Mann plötzlich auf. O Schande, zu denen gehörte der Bengel?! Seine Hand machte eine Bewegung, als wiese er etwas von sich in weite Ferne. „Die sind ja weit schlimmer als die Franzosen. Die sind unsre ärgsten Feind'!" Als der Sohn jetzt etwas entgegnen wollte, schrie er ihn an: „Halt's Maul!" Mit großen Schritten stapfte er durch die Küche. Nun blieb er dicht vor dem Burschen stehen, seine Augen bohrten sich dem von ganz nah ins Gesicht: „Und zu solchen Kerlen gehörst du? Du, einer von hier zu Haus, ein Winzersohn — mein Sohn?!"

Unwillkürlich fuhr der Sohn jetzt zurück.

„Joseph, Joseph!" Die Mutter schrie in Angst, sie sah, daß der Sohn die Faust geballt hatte. „Du wirst doch nit deine Hand gegen den Vater erheben?! Mann, Mann!" Sie umklammerte ihren Bremm.

Aber Bremm ließ die Arme schlaff herunterhängen. Mit einer Stimme, in der zugleich Schmerz wie Empörung waren, sagte er, sich zur Ruhe zwingend: „Wenn du nur dazu hergekommen bist, um mir den Unsinn zu erzählen, hättste wegbleiben sollen. Wir Winzer sind arm, et is uns noch nie sonderlich gut gegangen, aber wir fallen darum vom Reich doch nit ab. Wir werden keine Franzosenknechte."

„Franzosenknechte?!" Der Bursche schlug eine laute, höhnende Lache auf. „Als ob ihr nit längst ärgere Knechte wärt, Knechte von einem Reich, das sich 'nen Dreck um euch kümmert. Nur wenn Steuern zu zahlen sind, dann is et da. Hilft et euch, wenn ihr in Not seid? He?!"

Simon Bremm war erblaßt: so ganz unrecht hatte der Jung' jetzt nicht. Es stieg ihm Bittres auf in der Kehle, aber er würgte es hinunter. Mit rauher Stimme stieß er heraus: „Du bist ein nichtsnutziger Lump!" Und ohne noch weiter etwas zu sagen, ging er schnell aus der Tür.

„Jesus Maria, ach Jung', Jung'!" Die Frau weinte auf.

Der Joseph stand etwas betreten da, die Frechheit hatte er auf einmal verloren.

Die Mutter faßte nach seiner Hand: „Geh, lauf ihm nach! Gib ihm 'n gut Wort! Versöhnt euch! Ach, se haben dich ja nur irregemacht, et is lauter dumm Zeug. Joseph, mein Joseph!" Sie hatte ihn mit beiden Armen umfangen.

Er machte sich frei: „Laß, Mutter!" Der Vater war ein Narr. „So ein alter Esel!" Er fing an zu schimpfen.

Die Frau legte ihm rasch die Hand auf den Mund: „Geh nach oben, mein Joseph! In der Kammer von den Jungens steht



Amazonen. Gemälde von Nikolai Kalmakoff

noch dein Bett, leg' dich drein!“ Ach, sie war ja so glücklich, daß er gekommen war, sie würde ihn nun nicht wieder hergeben. Sie rannte zum Weihwasserkesselchen bei der Tür und betupfte ihm Stirn und Augen. Sie streichelte ihn. „Schlaf! Schlaf gut, mein Kind! Die heil'ge Jungfrau behüte dich.“ — — —

Aber der Joseph konnte nicht schlafen. Er hörte die Mutter unten in der Küche noch weinen, der Vater war wiedergekommen — schalt er mit ihr? Seine Stimme klang rauh und heftig. Morgen würde es auch nicht angenehmer hier sein. Ein Gruseln davor überlief den Joseph: warum war er eigentlich heimgekommen?

Er stand wieder auf. Behutsam, daß die alten Dielenbretter nicht krachten, trat er auf. Die Brüder schliefen fest, er betrachtete sie mit einem bösen Lächeln: die würden dem Alten den „nichtsnutzigen Lump“, den ihm der an den Kopf geschmissen hatte, vielleicht auch einmal heimzahlen.

Leise schlich er dann die Treppe hinab. Unten war es jetzt ganz still. Aber die Mutter weinte sicherlich noch in ihrem Bett. Er stand einen Augenblick zögernd: würde sie am Ende sehr traurig sein? Ach ja, das würde sie, traurig, wenn er morgen früh nicht mehr da war.

*

Wo der Joseph hingegangen war, erfuhr die Mutter nicht. Er war beim alten Bremm heimlich untergeschlüpft. In der einzigen noch bewohnbaren Stube des Obergeschosses, die dunkel war durch die schweren, vom Alter fast schwarz gewordenen Balken der Decke und durch die in Blei gefaßten grünlichen Scheiben der kleinen Fenster, hockte der Großoheim wortkarg dem Großneffen gegenüber. Den Joseph hatte er von allen Bremms noch immer am besten leiden gemocht, aber freundlich war er darum doch nicht zu dem. Daß seine Scheine, seine schönen Bildchen nun nichts mehr wert sein sollten, das hatte ihn vollends zu Stein erstarrt; sein Gesicht wies Runen auf, wie Risse und Rinnen im Fels. O, er kannte die bösen Jahre der Winzernot wohl, er hatte als Kind schon die schwarze Trauerfahne flattern gesehn. Und wenn es jetzt mit der Einfuhr der fremden Weine nicht aufhörte, und wenn die Weinsteuer nicht aufgehoben wurde, dann würde die schwarze Notfahne bald wieder wehen.

Der Alte hatte das so gesagt, daß es den Jungen fast schauerte. Aber als er nun anknüpfen wollte, dem Ohm den Aufruf der rheinischen Republik, den er bei sich trug, vorlesen, war der auf einmal wieder wie taub. „Kann nit verstehn. Geht mich nix an,“ brummte er. —

Aber ein paar Kameraden von früher hatten dem Joseph doch Gehör geschenkt. Als Joseph Bremm längst wieder fort war, dachten sie noch über manches nach. Wozu eigentlich noch Wein bauen? Einmal gerät er, zehnmal mißlingt er. Und wäre er auch noch so gut, er wurde ja doch viel zu wenig getrunken, die fremden Weine waren billiger. Wer konnte die eigne geringe Ernte mit der Menge der Reben, die in den weiten Gärten südlicher Länder soviel leichter zu bestellen sind, förmlich wie Unkraut heranwachsen, auch vergleichen? Hier an den steilen Bergwänden war der Weinbau kostspielig und mühsam. Und warum wurde der Ackerbauer denn soviel mehr gestützt? Er, der es mit seinem Korn und seinen Kartoffeln um soviel leichter hatte? Braucht der Mensch neben dem täglichen Brot nicht auch Wein?

Wenn man sein Leben eben hier nicht mehr machen konnte, dann mußte man auswandern. Argentinien, Argentinien!

Auf größeren Bahnhöfen hatten sich Plakate eingefunden. Mit weithin leuchtenden, deutlich lesbaren Buchstaben kündeten Schiffahrtsgesellschaften an, daß sie bereit wären, deutsche Siedler billigst nach drüben zu befördern, wo die argentinische Regierung unter den günstigsten Bedingungen Land anbot.

Es blieben viele vor den Plakaten stehen und lasen sie kopfnickend: was hatte man hier denn auch noch groß zu gewinnen oder zu verlieren?

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Willst du auch weg?“ fragte Maria Bremm den Kaspar Dreis. Sie sagte es ganz bekümmert. Man hörte jetzt so oft davon sprechen, daß der und jener fort wollte, und da hatte es sie beschlichen fast wie Bedauern: wenn der Kaspar ginge, das wäre doch arg schad!

„Du gehst ja auch weg,“ sagte er.

„Aber doch lang nit so weit weg, ich bleib' an der Mosel. Mit deinem Rad könntest gut hinkommen, oder du fährst mit der Bahn.“ Sie wurde ganz eifrig: „Du kannst mich doch Sonntags besuchen. Der Herr Dousemont hat gesagt, ich soll's bei ihm kriegen wie Kind im Haus, da kann ich doch immer weg. Und wir gehn dann spazieren, gelt?“ Sie gab ihm einen kleinen Puff mit dem Ellenbogen: „Sag', willste?“

Natürlich wollte er. Und sie lachte vergnügt: dann war es ja gar nicht anders, dann war es genau so, als wäre sie noch zu Haus.

Am frühen Nachmittag hatten sie sich heute auf dem Klosterberg oben beim Friedhof getroffen. Frau Bremm hatte die Tochter hinaufgeschickt, sie sollte nach den Gräbern da sehen, ob die wenige Erde, die im harten Felsboden die Särge deckt, auch von dem Winterregen nicht weggespült worden war. Frau Anna ging die ganze Woche mit in den Berg; die beiden Jungen halfen zwar nach Kräften, sie hatten an den langen Abenden fleißig Weidenruten zum Binden geschlissen, steckten auch die gelockerten Pfähle fest und rammten statt der vermorschten neue ein, aber das Anbinden der Ruten, das besorgte die Frau. Bremm hatte ja noch genug zu tun mit dem Düngertragen. Hotte um Hotte voll schleppte er herauf, um jeden Weinstock wurde der Inhalt einer ganzen geschüttet. Und Unkraut, das schon so früh sprießt, mußte gejätet werden, und Schiefer gehackt, die Arbeit hatte kein Ende, die Arbeit litt keinen Aufschub, von den ersten Tagen des neuen Jahres an.

Maria und Kaspar hatten hoch oben über dem kleinen Kirchhof die jähe Felsnase erklettert. Da saßen sie nun heut am Vorfrühlingstag auf dem schmalen Sitz, den der Regen vieler Jahrzehnte aus dem Stein ausgewaschen, und sahen mit glänzenden Augen weithin über alles, was Menschenfleiß auf den Bergen geschaffen hatte und schuf. Helle Frühnachmittagssonne schien, es war schon viel Wärme in ihr und Gold.

Wie rasch die Mosel dahinschoß! Durch die Regengüsse des Winters war sie eine andre geworden, breit, mächtig strömend, fast wie der Rhein. Die Weinberge waren noch grau; noch standen auch die Äpfel- und Birnbäume am Rand der Straßen im Wintergewand, aber schon zeigte sich — ein rosa Wölkchen im Weinberg — blühender Pfirsich, und in Gärten schimmerten weißlich die Aprikosen.

Der junge Mann schob leise seinen Arm hinter das Mädchen. Hier war es schon Frühling; er spürte ihn. Still war es ringsum, es schaffte heut niemand im Weinberg. Nur den Stationsweg herauf, der kerzensteil zwischen den Weinbergen führt, wanderte eine Frau mit einem Kind an der Hand, eine Puppe, von hier gesehen, mit einem noch kleineren Püppchen. Bis die hier oben war, dauerte es noch lang, an jeder Station machte sie betend halt; man war noch lange allein. Kaspars Arm wagte es, ein wenig zu drücken. Maria bemerkte es nicht.

Ach, daß die auch noch so dumm war! Der junge Mann seufzte innerlich: die wußte auch noch rein gar nichts von Liebe! Oder tat sie nur so? Er rückte ihr näher. Sie waren so allein — sein Herz klopfte. Sie hielt ihr Gesicht ein wenig abgewendet, der mildfächelnden Luft lächelnd entgegen. Plötzlich schnellte sie auf, achtlos des sie leicht umfangenden Armes, laut jubelte sie: „Veilchen! Kaspar, komm, Veilchen suchen!“

Von ihr fortgerissen, mußte er mit. Er wäre viel lieber noch sitzen geblieben, das besonnte Flußtal, die stillen Weinberge vor sich und hinter sich den noch stilleren Kirchhof.

Kaspar Dreis fühlte eine große Enttäuschung. Als sie ihn durch ihren Bruder, den Peter, hatte wissen lassen, daß sie am Sonntag mittag nach dem Kirchhof auf den Klosterberg ginge, hatte er gehofft. Man bestellt doch keinen, um sich mit ihm nur Mosel- und Weinberge zu besehen. Andre Mädchen waren ganz anders, bei denen hätte er nicht so zu warten gebraucht, aber grade die Maria, die Maria allein wollte er. Ob Simon Bremm sie ihm wohl zur Frau geben würde, wenn er den fragte? Er war sehr stolz auf seine Maria; konnte er das nicht auch sein? Gab es eine Schönere? Und — ach! — eine Sittsamere?! Kaspar fühlte sich plötzlich ganz klein: was konnte er ihr denn bieten? Sie waren ihrer drei Brüder, und der Vater lebte auch noch; es war wohl ein schöner Weinberg, den sie hatten — gute Lage — aber verdient man denn groß beim Weinbau? Wenn sie nicht noch die Fischerei hätten hier in der Mosel, so wäre selten Bargeld im Hause gewesen. Aber wenn Simon Bremm ihm die Tochter versprach, würde er es noch anders machen, er würde tagsüber an der Bahn arbeiten, oder beim Straßenbau, im Steinbruch, und nur nach Feierabend im Weinberg.

„Riech' mal!“ Maria kam eben von unten die Wiese herauf ihm entgegengelaufen. Ihre Augen strahlten ihn an; sie hielt ihm ein paar Veilchen unter die Nase.

Er hielt ihre Hand fest. „Liebe Maria!“ Er gab dem „liebe“ einen besonderen Nachdruck. Sie ließ ihm vertraulich ihre Hand. Aber dann wurde sie rot: warum guckte er sie so sonderbar an?

Er setzte zum Sprechen an und stockte doch wieder; er war aufgeregt.

Da entzog sie ihm sanft ihre Hand: was wollte er denn? Sie wurde plötzlich unsicher.

„Maria,“ sagte er zärtlich — es verschlug ihm fast den Atem — „wenn ich deinen Vater nu fragen würd', und der sagte ‚ja', heiratste mich dann?“

Sie hätte am liebsten hell gelacht — was fiel dem Kaspar nur ein? — aber das traute sie sich doch nicht, er war so ernsthaft.

„Maria, ja?" Er drängte.

O, was sollte sie antworten! Sie war in großer Verlegenheit. Fast kläglich kam es heraus: „Ich bin noch so jung!" Und dann, wie getrieben von einem Impuls, dessen sie sich selber nicht bewußt war, streckte sie plötzlich beide Arme aus nach der Wiese, nach dem Lauf des eilenden Wassers, nach dem Warmenberg drüben, auf dem der Himmel zu ruhen schien, und fast ungestüm stieß sie heraus: „Ich will doch leben! Ich muß erst leben — ach, laß mich noch!" Und eilends lief sie fort.

Er stand bestürzt: war das ihre ganze Antwort? Niedergeschlagen ging er ihr nach. Stumm sah er zu, wie sie weiter nach Veilchen suchte. Mit einem Sträußchen kam sie dann zu ihm zurück. Als habe er sie gar nicht so etwas Ernsthaftes gefragt und sie ihm nicht so darauf geantwortet, lachte sie ihn vergnügt an.

Aber er lachte nicht, er machte ein finstres Gesicht.

Da legte sie beide Hände, in ihnen das Sträußchen haltend, wie betend zusammen, legte sie so an seine Brust und sah ihm von unten her in die gesenkten Augen. „Kaspar, bist du mir bös?"

Er schüttelte „nein" — was sollte er ihr wohl sagen?

Da stieß sie einen jubelnden Ruf aus. „Wat is et so schön auf der Welt! Wat bin ich so froh, daß ich leb!" und faßte seine Hand und ließ die nicht mehr los.

Hand in Hand gingen sie; die, welche ihnen vorm Dorf begegneten, hielten sie für ein Liebespaar. Und sie waren das doch nicht.

*

In den Weinbergen waren die Arbeiten, die dem Frühling voraufgehen, beendet. Simon Bremm mußte jetzt auf sein Feld. Das lag, seinem Weinberg grade entgegengesetzt, weit draußen vorm andern Ende des Dorfes. Früher hatte Bremm sich einen ständigen Knecht gehalten und auch für die Frau eine Magd im Haus, das konnte man sich jetzt nicht mehr leisten. Es mußte auch ohne bezahlte Hilfe gehen. Und der Acker mußte eben bescheiden sein, sich begnügen mit dem, was der Weinberg übrig läßt an Kraft und Dünger und Zeit und Liebe.

Maria Bremm pflückte nicht Blumen mehr auf der glücklichen Wiese; seit Ostern war sie fort in der Kreisstadt. So ungern Bremm sie hatte ziehen lassen — er empfand es wie demütigend: die Tochter eines Winzers, seine Tochter im Dienst! — so sah er die Notwendigkeit doch ein. Der Winter war für all die Arbeit des Winzers zu kurz, zu lang aber für einen, der viele Mäuler satt zu machen hat, die Maria mußte sich etwas verdienen.

Es war in der Neujahrsnacht, Simon Bremm fand keinen Schlaf, Gedanken, die mit einer lästigen Dringlichkeit immer wieder kamen, hielten ihn wach. In den ersten Tagen des neuen Jahres waren schon wieder Steuern fällig — er würde sie nicht bezahlen können. Ob man sie ihm stundete? Ob sie ihm einer vorstreckte? Der Kreis, der Bezirksverband ihm vielleicht zu Hilfe kam? Es gab ja eine Winzerkredithilfe. Aber es waren ihrer zu viele, denen es schlecht ging, noch schlechter als ihm, er konnte sich nur wenig Hoffnung machen. Dem Lösnich oben im Gäßchen, der vierzehn lebendige Kinder hatte, dem hatten sie das letztemal sogar die Kuh pfänden wollen, doch da hatten sich alle Nachbarn empört, der Skandal im Gäßchen war so groß gewesen, es hatten sich so viele zornige Fäuste erhoben, daß es dem Steuerbeamten bange geworden war. Er hatte dann nur dem alten Eichenschrank in der Stube sein Siegel aufgedrückt.

Der Mann fuhr sich mit beiden Händen an die Schläfen, er hielt sich den Kopf: hatte er denn nichts, was er jetzt schnell verkaufen konnte, damit es ihm nicht ähnlich erging wie dem Lösnich? Gar nichts? Ihm wurde glühend heiß und dann sehr kalt: o ja, noch das Fuder im Keller.

Aber dieses beste Fuder losschlagen, jetzt wo der Händler drücken würde, wenn er merkte, man brauchte Geld —?! Ihm brach der Angstschweiß aus. Die Preise waren sehr gefallen. Und ob es mit dem Most, der im Keller noch immer gärte, was wurde? Die Beeren waren zu unreif gewesen; all den Zucker, den er zugesetzt hatte, der ihn sein letztes Geld gekostet, hätte er sich ersparen können. Der diesjährige Wein war und blieb sauer.

Es litt Simon Bremm nicht länger im Bett, er stieg über die sanft schlafende Frau weg; nur notdürftig bekleidet, ohne Licht anzumachen, tastete er sich aus der Tür. Es trieb ihn in seinen Keller.

Als er über den Hof tappte, hörte er im Koben beim Kuhstall das Schwein grunzen. Die Sau war fett, mit Tresterabfällen gemästet, zum Schlachten reif — wenn man die nun an einen Metzger verkaufte? Der Gedanke überfiel ihn förmlich, war ihm wie eine plötzliche Befreiung, eine Erlösung aus kummervoll bedrängten Gedanken: dann konnte er sein Fuder noch behalten. Ach ja, die Sau, die Sau, die brachte Geld, noch um vieles mehr, als was man für die Steuern

gebrauchte. Aber dann war wiederum kein Fleisch im Haus, weder Fleisch noch Fett, die Kinder magerten ab, wenn gar nichts Geschmälztes mehr auf den Tisch kam. Ach, und wie hatten sie sich alle auf das Schlachtfest gefreut, auf die Speckseiten und die Würste im Rauchfang!

Nein, das tat er den Seinen nicht an, die Kinder sollten das, was ihnen versprochen war, auch bekommen. Dann also doch weg mit dem Fuder!

Hastig stieg er in den Keller hinein. Sofort umfing ihn ein starkes Duften. Und ein Rumoren war in der Finsternis, ein Gurgeln, ein Poltern, ein immerwährend dumpfes Getöse. Süßsäuerlich, vermischt mit dem Modergeruch uralter Mauern und dem Weinduft, den ihre Steine seit Jahrhunderten eingesogen, schmeckte er den Dunst auf der Zunge. Es roch betäubend.

War das der neue, der sich so gebärdete? Alle Geister des Weines schienen lebendig geworden, lebendig wie die Tiere, die auch in den heiligen Nächten sprechen. Und Bremm hörte es plötzlich läuten: wer zog da so fern an der Glocke? Sturm? Feuer? Mitternacht? Jesus, was fiel ihm denn ein? Der Halbbetäubte schüttelte sich: das läutete ja nur in seinen Ohren so. Und ein Rauschen hatte er darin. Oder rauschte es in seinen Schläfen? In denen siedete es. Plötzlich hörte er ganz deutlich ein Pochen, ein Anpochen. Pochte sein Herz so? Nein, seine Gedanken, die pochten an: was soll man tun, was soll man tun?! Wenn er dies Fuder nicht verkaufte, konnte er auch nicht die Steuern bezahlen.

Der Mann hob beide Fäuste und ließ sie mit voller Wucht niedersausen; sie trafen das geliebte Fuderfaß. Die Geister des gärenden Weines, die den Raum füllten, waren zu stark über ihm. Er begann wie ein Betrunkener zu schwanken, griff, einen Halt suchend, um sich und fiel, beide Arme lang ausgestreckt, über sein Fuderfaß. —

In der Stube im Bett war die Frau mittlerweile aufgewacht. Verwirrt tastete sie um sich: ihr Mann nicht da? Das hatte sie doch richtig im Schlaf gemerkt. Besorgt sprang sie auf.

Im Haus war er nicht. Sie lief auf den Hof — kein Mensch — aber im Keller glaubte sie matten Lichtschein flinzeln zu sehen. Bremm war im Keller? Warum? Sie rief nach ihm — keine Antwort. Da tastete sie sich zum Keller hinunter, betäubender Gärdunst umfing sie gleich. — — —

Sie hatte ihrem Mann die Stufen hinaufhelfen müssen, denn er war noch ganz benebelt vom Weindunst und hing schwer an ihrem Arm. Sie war sehr erschrocken: man soll doch, das weiß jedermann, wenn der Wein gärt, nicht für länger im Keller bleiben. Was, um Gottes willen, hatte er denn nächtlicherweile da unten zu tun gehabt? Ängstlich drang sie in ihn mit Fragen.

Er fühlte sich seltsam matt und noch so benommen, daß er keine Ausrede fand; er konnte ihr das nicht mehr verschweigen, was er ihr eigentlich hätte verschweigen sollen. Denn nun sagte sie rasch, ohne sich auch nur zu besinnen: „Wir verkaufen dat Schwein!" Als er eine Bewegung der Abwehr machte, redete sie ihm noch entschlossener zu: „Speck und Fleisch, wenn wir dess' gebrauchen, können wir et kaufen, du hältst ja noch Geld übrig. Und wir brauchen doch auch nit immer so fett zu essen, dat is für die Kinder gar nit gesund. Und die Hauptsach' is, du behältst dein Fuder!"

Ja, sein Fuder behalten, seinen verborgenen Schatz im Keller behalten — ha, das möchte er wohl! Tief seufzend erholte er sich jetzt. Die freie Luft des Hofes nahm den Nebel fort, der noch auf seinem Hirn gelegen hatte, und er sah auf einmal seine Lage weniger schwarz, sah alles nur halb so schlimm.

*

Du hast brave Eltern, mein Kind," hatte Herr Dousemont gesagt, als er Maria Bremm den ersten Tag im Hause hatte. „Ich kenn' deinen Vater gut — 'n tüchtiger Mann! Nu halt du dich auch danach. Dat sag' ich dir gleich, int Haus bringen darfste mir deinen Schatz nit!"

„Meinen Schatz —?!" Die klaren Augen des Mädchens sahen ihn verwundert an. „Ich hab' keinen Schatz!"

„No, dann um so besser!" Herr Dousemont lachte und klopfte ihr die Wangen. Aber er glaubte ihrer Versicherung doch nicht: ein so hübsches Mädchen und keinen Schatz? „Aufgepaßt," sagte er zu der Lena, die schon vor dem Tod von Frau Dousemont lange Jahre im Haus Köchin war. Sie sollte nur die Tür der Mädchenkammer recht gut unter Aufsicht halten. Aber die alte Jungfrau schnob ihn unwillig an: „Wat gehn mich die Mäderchen an — lieber 'n Sack voll Flöh hüten!" — —

Frau Bremm hatte die Tochter bis zur Kleinbahn gebracht, die, das Moseltal aufwärts, zum Kreisstädtchen fährt. Die beiden Frauen waren den Weg zur Station gewandert, über die sich in vielen Windungen ziehende Chaussee längs des Flusses, an der die Birnen schon blühten, und die Apfelbäume auch bereits gerötete Knospen zeig-

ten. Der Abschied fiel der Bremm schwer. Sie würde das heitre Lachen, die Fröhlichkeit der Maria so sehr vermissen; die war wie eine liebe Sonne, die von morgens bis abends scheint.

Maria war der Abschied längst nicht so schwer gefallen, sie freute sich auf das Neue. „Ja, ja," versprach sie gedankenlos, sie würde immer fleißig zur Messe gehen, ja, ja, und auch immer beichten, ja, ja, die Mutter konnte sich beruhigen. Sie lachte, als die Lokomotive pfiff und pustend anrückte und die Mutter mit Tränen in den Augen ihr noch einmal die Hand hinaufreichte. „Bleib brav!" Und dann hatte sie sich noch einmal zum Fenster herausgebeugt und zurückgeschrien: „Grüß' auch den Kaspar, wenn du den siehst!"

Der alte Jean Claude, der „Alte vom Berge", wie Herr Dousemont allgemein hieß, hatte sein Haus dicht an den Herrenberg hingebaut; auf der Vorderseite hatte es einen schönen Garten, der Mosel zu, aber mit der Rückwand stand's schon im Weinberg. Den hatte Herr Dousemont angekauft, als er, der viele Jahrzehnte mit seinem Frachtdampfer nach Holland gefahren, des Fahrens müde geworden war und sich hier zur Ruhe setzte.

Vom Türmchen der Villa hatte man einen weiten Blick auf den Fluß, aber weiter noch sah man aus dem Weinberg, und am weitesten von ganz oben, wo ein winziges Kapellchen stand. Vor der kleinen Kapelle ragte ein großes Kreuz weithin, und unter dieses Kreuz hatte Herr Dousemont sich eine bequeme Bank stellen lassen. Hier saß er oft, ging fast täglich hinauf. Seit Frau Dousemont gestorben war und der einzige Sohn Assistenzarzt an einem großen Krankenhaus geworden war, hatte er ja auch nichts zu versäumen. Und wenn der Alte vom Berg hier oben saß, fühlte er sich nicht mehr allein, aus seinen Reben sprach es zu ihm mit vertraulichen Stimmen. Und stieg er abwärts den schmalen Pfad, so strich seine Hand liebkosend über das junge Weinlaub. Blühte aber der Wein, dann blieb er oft lange, lange zwischen den Stöcken stehen; seine etwas gerötete Nase mit den weiten Flügeln sog kennerisch den köstlichen Duft ein, dem an Feinheit kein andrer gleichkommt, den Duft des blühenden Weins, herrlicher als der der edelsten Rose, als irgendeiner Frühlings- und Sommerblume.

Wenn aber der Ginster in Pracht stand, dann hatte Herr Dousemont auch Augenweide. Gold, Gold überall. An jedem Fels leckt es mit goldner Zunge, an jedem Rain, an jedem Wegrand steigen leuchtende Kerzen empor, sich ausbreitende goldne Flammen; goldner Regen tropft, gießt von den steilen Höhen herab, ganze Hänge herunter sind mit Gold beschüttet. Und der Fluß fängt all dieses Gold auf und spiegelt es leuchtend wider. Eine weite Flut, ein Meer von Gold, man möchte tauchen, hineinversinken, die Hände sich füllen. Goldne Berge, so weit der Blick reicht, goldne Berge an goldenem Fluß — Gold, Gold — wer kann hier noch von Armut reden?!

Die goldnen Berge der Heimat! Der Alte auf dem Herrenberg breitete seine Arme weit, das Herz schwoll ihm vor Liebe. Und die Augen gingen ihm über.

*

Maria hatte gute Tage im Haus von Herrn Dousemont. Er gab öfters Gesellschaft; der Herr Bürgermeister, der Doktor, der Apotheker, der Amtsrichter und noch andere Honoratioren, selbst der Herr Landrat, kamen gern zu Herrn Dousemonts Abenden. Die alte Lena kochte vorzüglich, und zu Forellen aus Eifelbächen oder gespicktem Moselhecht gab's die besten Marken. Es saß sich wundervoll auf der Veranda, die Weinlaub und Rosen umrankten; die Mosel windet sich unten am Garten vorbei, und ihr sanftes Rauschen täuschte heißgewordenen Stirnen Kühlung vor. Wie selige Stimmung sank es nieder. Und wenn man dann erst so weit war, daß man zu singen anfing und mit schwimmendem Blick dem Wein im Glas zulächelte, dann lächelte man auch dem Mädchen zu, das die Gäste bediente.

Ein schönes Gesicht! Der Landrat klemmte das Augenglas ein.

Sieh einer den alten Schlemmer an! Wo hatte der sich sowas nur aufgetrieben? Viele Blicke richteten sich auf das errötende Mädchen. Herr Dousemont hatte leise kommandiert: „Immer von links ran, Maria! Von links anbieten!" Sie machte anfänglich vieles verkehrt, aber das tut nichts, wenn eine so hübsch ist.

„Wie heißen Sie, Kind?"

„Maria."

„Na, prost, Mariachen!" Man trank ihr zu.

„Hochmut kömmt vor den Fall," sprach grimmig die alte Lena. „Bild' dir beileib' nur nix ein!"

Bildete sie sich denn etwas ein? Maria war sich keiner Einbildung bewußt. Aber die Grimmigkeit der Lena war es das beste, zu lachen.

Leichten Schrittes ging Maria Bremm durch die Enge der Kreisstadt. Ihre Füße

spürten das spitzige Pflaster nicht, ihr Gang war heute noch leichter, der Gang einer Jugend, die von Freude zu Freude eilt. Sie ging wie beschwingt: Herr Dousemont hatte ihr ein Kleid geschenkt! Schön, wunderschön war das, ganz rosa! Das ging sie jetzt anprobieren. Herr Dousemonts Sohn, der Herr Doktor, kam auf Besuch nach Haus, da sollte sie's anziehn, das wollte Herr Dousemont. Herr Dousemont freute sich mächtig, ein ganzes Jahr war sein Sohn nicht bei ihm gewesen. —

Der Stoff war nichts Kostbares, ein rosa Waschstoff, aber als Maria jetzt drin vor dem Spiegel der Näherin stand, dachte die bleiche Person: wie schön macht sich der Stoff. Es kommt eben nur drauf an, wer das Kleid anhat. Und das Gesicht erhebend, das neben der Frische der andern noch fahler erschien, sagte Fräulein Schmitz neidlos: „Es kleidet Sie gut." Aber ihre Finger, die an dem schlanken Rücken des Mädchens noch Stoff wegnehmen mußten, zitterten leicht. Sie hatte den Rücken viel zu weit und zu breit gemacht. „Als hätt' ich 'n Puckel!" Maria lachte. Die blasse Näherin lächelte stumm und ließ ein paar Stecknadeln fallen.—

Nettchen Schmitz war eine Schneiderin, die den ganzen Tag am Fenster ihrer kleinen Stube bei der Arbeit saß; der Zeigefinger ihrer linken Hand war schon ganz zerstochen, sie mußte ein Schutzhütchen darauf setzen. Ins Surren der Nähmaschine hinein schrie der Kuckuck der geschnitzten Schwarzwälder Uhr Stunde um Stunde, aber sie hob nicht den blonden Kopf, sie arbeitete ohne Pausen meist durch bis zum Abend. Alle Dienstmädchen im Ort wollten jetzt Kleider für den Sommer gemacht haben aus buntem Musselin; auch Bürgertöchter beehrten sie mit ihrer Kundschaft, und für der Frau Bürgermeister ihre Jungen hatte sie Hemden zu machen.

Das Haus, in dem Fräulein Schmitz unten Zimmer und Küche hatte, war alt und verwohnt, aber es lag so sehr still; wenige Schritte nur, und man war an der Mosel, die floß auch ruhig und sacht, und die Kinder, die hier am Ufer spielten, konnten nicht in die Gefahr kommen, von einem Ochsengespann, einem Auto oder einem Motorrad überfahren zu werden. Und doch fuhr Nettchen Schmitz erschrocken auf, wenn zuweilen ein besonders laut gellender Schrei ertönte; dann streckte sie sogar hastig den Kopf zum Fenster hinaus und nahm mit einem erleichterten Aufseufzen ihre Arbeit erst wieder auf, wenn sie gesehen hatte, daß es nur Lustgeschrei war und keinem der Kinder etwas passiert war.

„Sie hätten Kinder haben müssen," sagte die Frau von oben. Die schob, wenn sie weggehn mußte, ihre Kinder einfach dem Fräulein in die Stube: „Sie verstehen sich arg gut auf Kinder!"

Die Kleinen von oben spielten Nachlaufen und Verstecken zwischen den bunten Stoffen, die auf Tisch, Bett und Sofa lagen, sie rissen auch wohl einmal einen leichten Musselin auf den Boden; sie krochen herum nach Lappen und Läppchen, sie brachten alles in Unordnung, aber Fräulein Nettchen behielt immer das gleich geduldige, zärtliche Lächeln.

Heut war es Sonntag. Ein Frühlingssonntag mit goldenem Licht und schmeichelnder Luft, der alles herauslockte. Nettchen hatte nach den Kindern oben gerufen, aber die waren nicht da. Niemand war da, die Gasse wie ausgestorben. Mit einem Seufzer sah sie sich im Zimmerchen um: Lappen und Läppchen aufgefegt, über die bunten Stoffe ein Tuch gebreitet, alles so leer. Ihre Stube gähnte sie an. Ach, der einsame Sonntag war schwerer noch zu ertragen als der einsame Alltag. An dem hatte man wenigstens Arbeit, aber jetzt, was hatte man jetzt —? Zweimal schon war sie heut in der Kirche gewesen, zur Frühmesse, zum Hochamt — sollte sie nun noch zum drittenmal hingehen? Ach nein! Es fröstelte sie plötzlich, sie spürte den kühlen Hauch der steinernen Wölbung. Draußen war Sonne, draußen war Leben. Sie stülpte den Hut auf und ging aus der Stube.

Vielen begegnete sie, Frauen mit Männern und Kindern, Mädchen, ledigen Burschen, hellen Kleidern, Lachen und Fröhlichkeit; aber sie streiften Nettchen nur — ein Wehen, ein flüchtiger Augenblick, und sie waren vorbei. Sie empfand es jetzt doppelt, daß sie allein war. Sie ging zur Mosel hinunter und sah zu, wie die große Fähre nach der anderen Seite des Wassers hinüberschwebte, auf ihren Planken Männer, Frauen und Kinder trug, sogar ein Auto. Es war nicht viel Strömung jetzt, die Mosel fast seicht, langsam ging es, sehr langsam, es schläferte ein. Da sah sie ein Kleid aus rosa Musselin wehen, ein Kleid, das sie genau kannte, sie hatte erst vor wenigen Tagen den letzten Stich dran genäht.

Herrn Dousemonts Maria hatte Nettchen von allen Mädchen am besten gefallen, nun war sie erfreut, diese heute zu treffen.

Maria Bremm stand am Ufer und ließ flache Steine hinflitzen übers Wasser. Sie machte das sehr geschickt, die Steine hüpften erst viele Male über den Wasserspiegel, ehe sie versanken. „Können Sie dat auch?"

fragte sie lachend, als sie die Näherin erkannte. „So haben wir et als Kinder immer gemacht — zu Haus — ach ja, da war't doch auch schön!“ Eine plötzliche Sehnsucht schien in ihr aufgeweckt. Da oben lag der Moseltalbahnhof, bald kam der Zug — ob er den Kaspar mitbrachte? Maria fing an zu erzählen vom Dorf, von Vater und Mutter und von den Geschwistern.

„Wieviel Kinder sind Sie?“

„Wir waren unsrer neun, jetzt sind wir noch sieben.“

Sieben Geschwister — sieben Kinder noch — glückliche Eltern! Das bleiche Gesicht der Einsamen färbte sich: oh, das mußte schön sein! Und sie bat: „Erzählen Sie doch noch was von zu Haus!“

Aber Maria wurde jetzt unruhig. Sie wandte sich mehrmals um nach dem Bahnhof, spähte und schien ganz aufgeregt.

Nettchen war feinfühlig. „Warten Sie auf jemand?“

„Ja, ach — ja, ich hoff', et kommt einer von uns zu Haus. Er hat mich als lang nit besucht. Da — ah, da kommt jetzt der Zug, auf Wiedersehn!“ Sie gab hastig die Hand und rannte davon.

Nettchen sah ihr enttäuscht nach, sie hatte gehofft, länger mit dem Mädchen zusammen zu sein. Nun sah sie, wie ein junger Mann eilig vom Bahnhof herunter kam, und wie das Mädchen ihm entgegenlief, winkend und lachend. Wie, hatte die auch schon einen Schatz, vielleicht sogar einen Bräutigam?! Nettchen sah zu, wie sich die beiden begrüßten. Sie küßten sich nicht, sie schüttelten sich nur die Hände. Jetzt kamen sie auch hier zum Wasser herunter, sie suchten gewiß diesen einsameren Weg — oh, da wollte sie lieber nicht stören! Und schon drehte Nettchen rasch um. Als sie aber nach einer Weile verstohlen umschaute, sah sie, daß das Paar nicht viel weiter gegangen war, es stand ungefähr noch am selben Fleck, das rosa Kleid ganz nah dem dunklen Rock. Und nun lehnte auf einmal das Mädchen seine Stirn an die Schulter des dunklen Rockes, und der Mann beugte seinen Kopf herunter. Wollte er sie jetzt küssen? Ach, waren die so verliebt, daß sie nicht einmal acht hatten, wenn andre zusahen?! Aber jetzt gingen sie fort. Gingen in den Weinberg, stiegen zur Höhe empor, setzten sich nieder, dort oben, wo Wald war. Ach, ach! Ein tiefer Seufzer stieg aus Nettchens Brust. Das rosa Kleid das sah sie im Geist noch immer, es wehte wie lauter Freude. So wie heute, so wie jetzt glaubte sie es noch niemals empfunden zu haben, wie einsam sie war, wie leer ihr Leben. Und wie leer es stets bleiben würde. Sie setzte ihre Füße schneller, sie lief. Jetzt achtete sie nicht mehr auf die Fähre, sie sah nicht die sanfte Lieblichkeit des Ufers, vom Sonntagsfrieden noch verklärt, sie sah nur überall Paare — Liebesleute — und Mann und Frau und Mütter, die ihre Kinder an der Hand führten. Überall Menschen, die zueinander gehörten. Der ganze Sonntag war voll von ihnen — ach, der ganze Alltag, die ganze Woche, das ganze Leben! Und sie? Ihre heißen, trocken brennenden Augen zwinkerten, ein unsagbares Gefühl schmerzhafter Sehnsucht beengte sie, sie rannte noch schneller, rannte wie auf der Flucht nach Hause zurück.

Gott sei Dank, jetzt war sie in ihrer Stube! Sie verschloß die Tür.

Vorm Spiegel, in dem sich vor nicht langen Tagen die blühende Jugend im rosa Kleid gespiegelt hatte, spiegelte sich die bleiche Näherin jetzt. Sie hatte auch ein helles Kleid an, hatte einen Sonntagshut mit Blumen auf den Flechten, hatte ein Gesicht darunter, das nicht unangenehm war — aber was dann kam — o Gott, was kam dann?! Mit einem Ächzen schloß sie die Augen. Und dann zerrte sie plötzlich den Hut vom Kopf und schleuderte ihn in eine Ecke: weg, was sollte ihr der Blumenkranz?! Heftig zerrte sie auch an ihrem Kleid: weg, herunter damit! Es verbarg ja doch nichts. Sie riß die Augen weit auf, unbarmherzig bohrten sich ihre Blicke ins Spiegelglas: hier war die hohe Schulter, eine Schulter, die sich wölbte, daß sie den ganzen Rücken rund machte und schief. Und hier die Hüfte war auch verschoben, trat zu stark vor — o Jesus Maria! Sie schlug beide Hände vors Gesicht und weinte laut. Nein, sie fand nie einen, der Sonntags mit ihr längs der Mosel spazierte und in die Weinberge hinaufstieg, der den Arm um sie legte! Und sie hatte nichts, für das sie sich mühen konnte, sorgen mit Liebe — für wen, für was verdiente sie eigentlich? — für sich selber lohnte es ihr ja gar nicht. Ihr Schluchzen erstickte sie fast, ihr runder Rücken schütterte, zwischen den Fingern liefen die Tränen durch.

Etwas ließ Nettchen plötzlich doch aufmerken. Es kraspelte draußen an ihrer Tür. Jetzt rief eine Kinderstimme, und eine kleine Faust klopfte an: „Aufmachen, aufmachen, mach' mir doch auf!“

Da ließ Nettchen Schmitz die Hände heruntersinken. Wie Sonne nach Regen, so huschte ein freundlicher Schein über ihr vergrämtes Gesicht, sie wischte sich rasch über die Augen: Gott sei gedankt, das Kind, das Kind kam zu ihr!

Sie hob es hoch in die Höhe, und dann hielt sie es fest im Arm und küßte es viele Male.

*

Bei Herrn Dousemont waren es jetzt vergnügte Wochen. Sein Sohn, der Doktor, war da. Sämtliche Honoratiorentöchter im Städtchen und in der ganzen Umgegend beschäftigten sich in Gedanken mit dem jungen Arzt; auch die Mütter. Dr. Heinrich Dousemont wurde viel eingeladen. Aber er hatte schon im geheimen gewählt.

„Mir soll et recht sein. Wenn du sie wirklich so liebst, wie du sagst, hab' ich nix einzuwenden," sagte der Alte, obgleich es ihm lieber gewesen wäre, der Sohn hätte sich bei seiner Wahl ein wenig beraten lassen.

Der junge Arzt lächelte: sein alter Herr, der hatte gewiß schon eine sogenannte gute Partie für ihn in Aussicht gehabt. Aber Praxis würde er auch so schon bekommen; er war nicht umsonst ein paar Jahre Assistent in einem großen Bonner Krankenhaus und nachher noch Leiter der gynäkologischen Abteilung gewesen, er kannte sein Fach. Und es gab so viele abseitige Moselnester, die für ältere Kollegen zu beschwerlich zu erreichen waren, die fielen ihm sicher zu; auf seinem Motorrad konnte er überall hin. Vielleicht schaffte er sich, wenn er verheiratet war, ein Auto an, dann konnte ihn seine junge Frau immer begleiten. Er sah sich im Geist schon mit ihr fahren. Wie würde sie staunen über die Schönheit der Landschaft! Sie kannte die Mosel nicht. Ihre blauen Augen würden sich verdunkeln vor innerer Bewegung, sie würde vor Entzücken jauchzen, in voller Glücksempfindung sich zärtlich noch dichter an seine Schulter schmiegen. In ihm selber zitterte es heiß, wenn er sich das so ausmalte. Oh, daß er sie nicht jetzt schon hier haben konnte! Sie war bei ihren Eltern in Berlin und würde auch da bleiben, bis es so weit war, daß er sie holen konnte. Eine nervös machende, immer mehr und mehr zunehmende Bräutigamsungeduld hatte ihn befallen. Und die Mainächte an der Mosel steigerten diese Bräutigamsungeduld noch. Sie waren von einer Lindigkeit, die anfaßte wie mit Samthänden und doch das Blut mit heimlichem Feuer zum Sieden brachte.

Des Doktors Fenster sah nach der Mosel hinaus, aber er empfand nichts von einem kühlenden Wasserhauch. Es rauschte, es rauschte, wie heißes Flüstern klang ihm dies ständig herauf. So flüsterte es die ganze Nacht. Und vom Garten stieg ein Duften auf, das zu dem Flüstern paßte: der Flieder war bereits abgetan, aber Jasmin verhauchte seinen schwülen Atem, Holunder und Rosen mischten sich drein und die ersten blühenden Linden. Es war in warmer Nacht ein Duft, so stark, daß er fast betäubte, ein Duften, so erregend, daß es wild machte. Der Bräutigam riß sich das Hemd auf der Brust voneinander und lehnte sich, aus beengter Kehle atmend, weit hinaus.

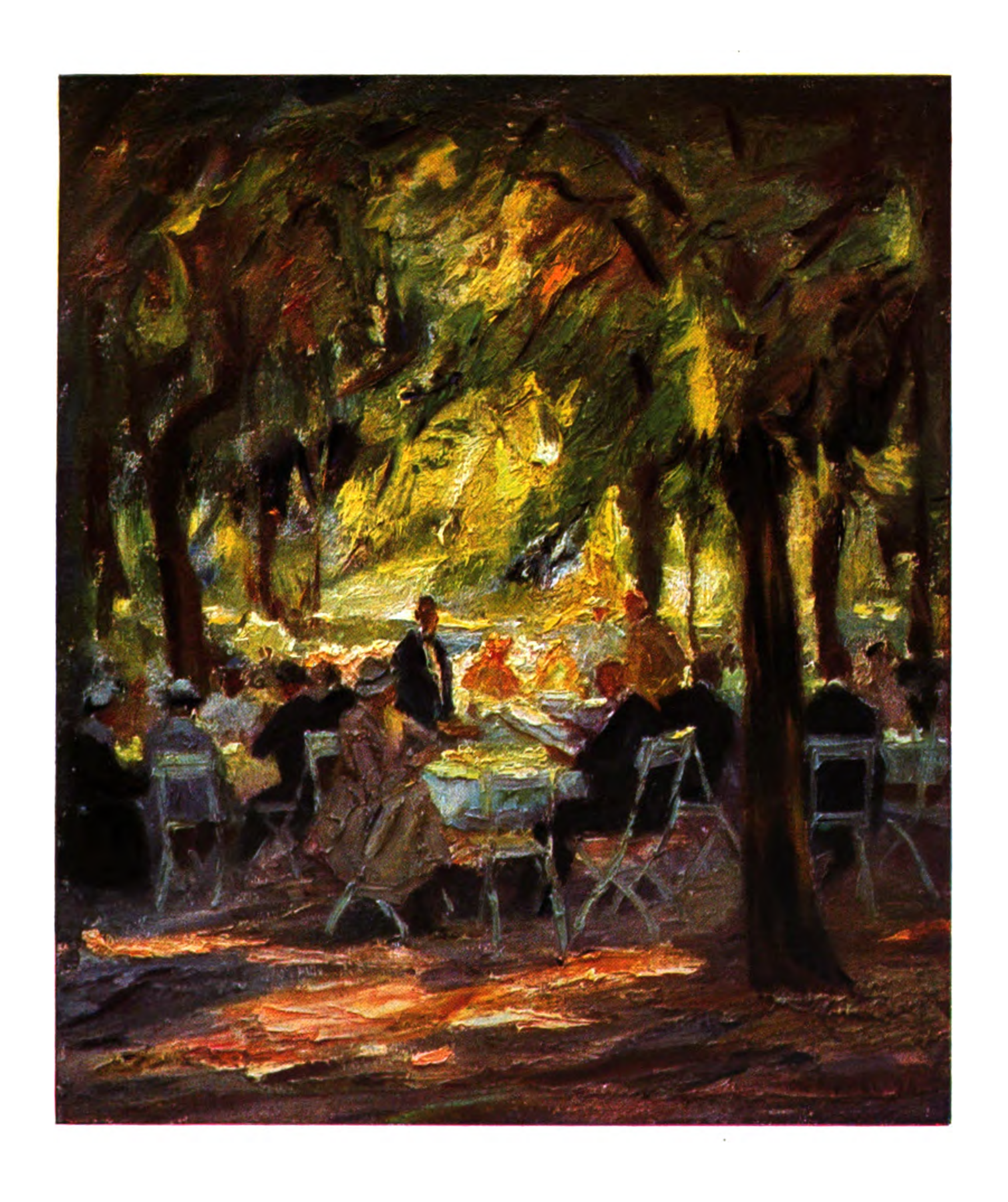
— — — — — — — — — — — — — — — —

Der alte Dousemont schüttelte den Kopf, er war fast ärgerlich über den Sohn: wie konnte man nur um ein Frauenzimmer sich so haben, sich ihm so verschreiben mit Haut und Haar?! Der Mensch hatte ja sonst gar nichts anderes im Kopf als Braut und Heirat. Täglich trug er Briefe zur Post und bekam auch täglich welche. Der Vater vergaß, daß auch er einst in jungen Tagen nicht viel anders gewesen war, daß er ebenso stürmisch begehrt hatte — und war er selbst jetzt nicht noch einer, der begehrte? Nur daß es jetzt keine Schöne von Fleisch und Blut mehr war, die er zu genießen begehrte — jetzt war's die Mosel und ihr Wein.

„Du solltest nicht soviel trinken, Vater," sagte der Doktor. „Es bekommt dir nicht."

Jean Claude Dousemont schloß die Augen halb und blinzelte pfiffig: „Probier' du erst mal meine zwei letzten von der Trierer Weinversteigerung — ‚Hohe Domkirch', ‚Bischöfliches Priesterseminar' — Auslese —, dann sagste kein Wort mehr von ‚trink nit!' Ich sag' dir, Jung', 'n Tröppchen!" Er schloß die Augen ganz, spitzte den Mund, und lehnte sich in den Stuhl zurück wie ganz versunken in seliger Erinnerung. „Ach, mein Sohn," — es klang fast wehmütig — „der is 'n Esel, der nit Moselwein trinkt. Der ihn nit versteht. Das Feinste vom Feinen, das Edelste vom Edelen! Kein andrer Wein kann dagegen an. Nit süß wie der Südwein, nit so voll wie der Rheinwein, aber eine Blume, eine Blume so fein! Ha, der Duft, der Duft!" Nun öffnete er die Augen weit und sprang lebhaft vom Stuhl auf: „Mild und doch voll. Es durchläuft einen wie neues Leben, man wird jung davon — nä, man b l e i b t jung!" Er reckte seine mächtige Gestalt und lachte. „Und froh wird man, froh, man wird nit gleich betrunken, beileib nit —' sag', Jung', haste mich je betrunken gesehn? — aber froh, leicht, 'n glücklicher Mensch! Schenkt ein, stoßt an, prost, du sollst leben, mein Freund! — Jung', Jung', sag' mir nit, daß ich keinen Mosel mehr trinken soll!"

Maria trat eben ein, sie hielt ein Tablettchen vor sich auf beiden Händen, darauf ein großes Glas bis zum Rande gefüllt: der tägliche Morgenschoppen. Sie lächelte freund-



Im Münchner Hofgarten. Gemälde von Otto Pippel
(München, Ausstellung von Brakls Kunsthaus)

lich, auf ihr blühendes Gesicht fiel vom Fenster her vergoldender Schein.

„Sieh dir die mal an!" rief der Alte. „Das Bild der Gesundheit. Und is mit Moselmilch großgezogen. Die hat als Winzerkind sicher mehr Wein zu trinken gekriegt als Muttermilch."

„O nee, Herr Dousemont," sagte Maria und wurde rot — der Blick des jungen Mannes hatte sie voll getroffen und blieb auf ihr haften — „wir haben zu Haus nie Wein gekriegt. Der is zu kostbar."

Heinrich Dousemont war überrascht: Donnerwetter ja, war die hübsch! Der Vater hatte recht: ein Mädchen wie ein Bild. Und er verwunderte sich, daß ihm das bis jetzt noch gar nicht so aufgefallen war. Was für ein liebliches und doch stolzes Gesicht — ganz römischer Schnitt, die Nase grade, die Augen tiefdunkel!

Mit Wohlgefallen ruhten die Blicke von Vater und Sohn auf Maria. Sie senkte die langen Wimpern, ihr Tablett, auf das Herr Dousemont das rasch geleerte Glas wieder gestellt hatte, wurde unsicher, das Glas rutschte, sie griff schnell danach.

„Hoppla," sagte der junge Mann und lächelte.

Sie biß sich auf die Lippen: oh, warum sah der sie auch so an? Das verwirrte sie ganz. Und ärgerlich war sie: er lächelte, warum lächelte er? Er lachte sie wohl aus? Er sollte sie nicht auslachen!

Der Alte zog sie zu sich heran: „No, wat is et dann mit dir, Maria, 'n bös Gesicht? Und gestern war doch Sonntag, und dein Schatz war doch da!"

„Ich hab' keinen Schatz, Herr Dousemont," sagte sie. Es klang herb, fast unartig. Oh, wie sie das aufbrachte, daß der Herr Dousemont noch immer dieses Necken nicht sein ließ! „Sie soll'n dat nit sagen," stieß sie heftig heraus.

„Verstehst du, warum die so bös wurd'?" fragte der alte Mann ganz betreten, als das Mädchen rasch hinausgelaufen war.

„Nein," sagte der Sohn. Doch er verstand sie: man mag mit so etwas nicht geneckt sein. Er mochte das auch nicht. Aber ob sie wirklich keinen Schatz hatte? Das mußte er doch mal ergründen.

Und er sah das schöne, zornige Gesicht noch vor sich, die aufsprühenden Augen und den Leben atmenden Körper, als er in der heißen Nacht am Fenster stand, schlaflos, weil sehnsüchtige Gedanken ihn quälten. —

Auch Maria lag lange wach. Sie war böse auf sich, böse auf Herrn Dousemont. So gut der's auch meinte, er war doch öfters recht ungeschickt; wie konnte er sie gestern vor dem Herrn Doktor nur so blamieren? Es kam ihr auf einmal vor, als hätte sie großen Kummer. Der Kaspar hatte ihr gestern von Haus auch nichts besonders Gutes berichtet: der Vater war so abgeschafft, und er hatte Krankheit im Warmenberg, das hatte sie sehr erschreckt, sie wußte, daß das doppelt und dreifaches Spritzen bedeutete. Heute fiel ihr das nun alles wieder ein. Es gab neue Mittel gegen die Krankheit im Weinberg, aber die Mittel waren sehr teuer — wie konnte der Vater nur alles, was der Weinberg kostet, aufbringen? Ob er wohl Geld aufnehmen mußte wie viele? In Porten konnte er sich freilich nichts borgen, da hatten sie alle nichts; nur Kinder.

Es war Maria, als wäre sie bis jetzt immer noch Kind gewesen, und jetzt erst — seit gestern, nein, eigentlich seit heute erst — war sie auf einmal kein Kind mehr. Wie er sie angesehen hatte! Ach, wie kann man sich durch einen Blick nur so verwirren lassen! Rastlos warf sie sich.

Wenn sie Herrn Dousemont nun einmal, falls der Vater es nötig haben sollte, fragte, ob der ihm wohl Geld geben würde? Aber nein, der sagte es dann gleich seinem Sohn wieder, — nein, und das wollte sie nicht! Auf keinen Fall.

Als sie endlich den Schlaf gefunden hatte, hielt sie ihr Kopfkissen mit beiden Armen fest an sich gedrückt und hatte unruhige Träume.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen bat Maria Herrn Dousemont, nach Hause fahren zu dürfen.

Auf einmal? Er war erstaunt; aber da er noch ein schlechtes Gewissen hatte von gestern, fragte er nur, ob es nicht möglich wäre, daß sie wartete, bis sein Sohn noch einmal nach Bonn gefahren war.

Aber es mußte j e t z t sein. Von der großen Unruhe, die sie so plötzlich erfaßt hatte, konnte Maria ihm nichts sagen. —

Heinrich Dousemont war im Garten, als Maria am Morgen das Haus verließ. Er machte höflich die Gartenpforte für sie auf, aber er blieb noch in der geöffneten Tür stehen.

„Sie gehen heute nach Haus?"

„Ja."

„Wann kommen Sie denn wieder? Doch heute noch?!"

„Ja," sagte sie und dachte keinen Augenblick mehr daran, daß sie die Erlaubnis hatte, bis morgen auszubleiben.

„Also heut abend noch, ja? Auch sicher?!" Er hielt ihr die Hand hin und sah ihr in die Augen.

„Heut abend," sagte sie leise und legte ihre Hand in die seine. —

Als sie schon längst in der Bahn saß, dachte sie noch immer an dieses: „Heut abend." Sie seufzte auf und lächelte doch dabei. Mochte er sie wohl leiden? Sie hoffte es. Denn sie, ach ja — eine glühende Röte schoß ihr in die Stirn und sie atmete hastig — sie mochte ihn leiden. Viel lieber leiden als den Kaspar. Er hatte ihr arg gut gefallen, gleich vom ersten Tag an. Er hatte sie nicht viel beachtet, aber jetzt — ja, aber jetzt?! Wie eine Frage drängte es sich ihr auf und zugleich etwas von dem Gefühl eines Stolzes: ja, sie gefiel ihm. Sie preßte die Hände zwischen die Knie und saß vornübergebeugt, den Kopf gesenkt unter der Last des schweren und doch seligen Bewußtseins: sie gefiel ihm, und er wartete auf sie. — —

Der Doktor hatte heute wie immer seinen täglichen Brief bekommen. Edith schrieb lieb wie immer, aber er runzelte die Stirn: oh, diese kühle norddeutsche Art! Die müßte sie jetzt doch wirklich verlieren. Er wußte ja, daß sie ihn liebte, aber merken konnte man es aus ihren Briefen eigentlich nicht. Und grade der letzte Brief von ihm, auf den dieser von ihr die Antwort war, war so voller Verlangen gewesen, noch mehr als sonst, denn er hatte ihr geschrieben, daß er nun zum ersten Oktober eine Wohnung gefunden hatte — endlich! —, daß er die Praxis dann anfing, daß sie zum gleichen Termin — endlich, endlich! — heiraten konnten. Er konnte es ja nicht länger mehr so ertragen. Und sie, was schrieb sie darauf? „Auch ich freue mich sehr." Dies genügte ihm heute nicht.

Der Bräutigam zerpflückte den Brief in kleine Stücke und streute sie in die Mosel, als er selber hineinsprang, um sich abzukühlen. Das Wasser trug den Brief der Braut nur eine kurze Weile, rasch feuchteten die Papierfetzen durch — dann gingen sie unter.

*

Frau Bremm dachte mit einiger Unruhe an ihre Tochter; die war ihr so verändert erschienen das letztemal. Es war auch zu keinem rechten Vertrautsein gekommen.

„Red' nit so dumm," sagte Bremm ärgerlich zu seiner Frau, die sich beklagte. „Du willst sie noch immer wie 'n Kind haben. Sie war als lang genug kindisch. Nu is sie selbständig, geht ihren eignen Weg."

Und dann sprachen sie nicht mehr weiter darüber. Stumm ging der Mann seinen Arbeiten im Weinberg nach, deren es oft zu viele und zu schwere für ihn allein war, denn die Hilfe der Jungen konnte er noch nicht rechnen. Die waren meist rasch so müde, daß ihnen am hellichten Tag schon die Augen zufielen. Dann ließ der Vater sie liegen, wo irgend nur ein kleines Fleckchen Schatten war, und stand für einen Augenblick und betrachtete die Schlafenden. Arme Kinder! Ihre Arme waren dünn, ihre Beine steckten stöckrig in den viel zu großen und weiten Winzerschuhen, die Arbeit im Berg war noch zu hart für sie. Aber wo waren die großen Söhne —?!

Vom Joseph hatten sie nichts mehr gehört. Bremm sprach mit der Anna nie darüber, er hatte eine Scheu davor. Er wußte, daß es mit der rheinischen Republik zu Ende war, der Dorten hatte ausgespielt — kein Mensch wußte, wohin er gekommen war — und seine Anhänger waren aufgeflogen. Die hatten allzuviel Unfug getrieben, böse Dinge, hatten skandaliert, demoliert, waren der Schrecken des ruhigen Bürgers gewesen. Nun waren sie es nicht mehr, und das Volk im Rheinland rächte sich für ausgestandne Schrecken, obgleich das von der Besatzung verboten war. Aber wer fragte danach?! Wo sich einer von jenen verkrochen hatte, wurde er aufgestöbert, aus dem Schlupfloch gerissen, konnte noch Gott danken, wenn er mit Prügeltrachten davonkam.

Immer wenn Simon Bremm davon las, daß einer aufgestöbert worden war, irgendwo an einem kleinen Ort im Rheinland, daß geschwärzte Männer nachts ins Haus gedrungen waren, ihn abgestraft hatten, durchfuhr es ihn: was war aus dem Joseph geworden?

Simon Bremm fiel fast aus den Kleidern. Die Frau sah mit Besorgnis, wie mager ihr Mann war. Kein Winzer ist dick, der Weinberg zehrt alles auf, was Fett heißt, aber bei ihm war auch das Fleisch weg; nur Haut über Knochen gespannt. Es jammerte sie allemal, wenn sie beim Waschen das sah. Knapp war es bei ihnen, aber satt hätte er sich doch noch essen können an Kartoffeln und Brot. Kartoffeln brachte der Acker, und Brot, Gott sei Dank, Brot konnte man immer noch kaufen, wenn man auch nicht gerade fett drauf zu schmieren hatte. Aber Bremm mochte nicht essen — ach, er machte sich eben zu viele Gedanken! Allzuviele Sorgen. Daß er, wie so viele, ein Darlehn hatte aufnehmen müssen, einen Kredit, das verwand er gar nicht. Aber wie hätte er sonst all die Spritzmittel zahlen sollen, all das giftige Zeug, das man für den Weinberg brauchte: Kupfervitriol, Schwefel und

das neue Mittel von den Höchster Farbwerken?

Ach, nur einmal dies Jahr eine Ernte! Eine Ernte, die all die leeren Fässer füllte, die der vorige Herbst nicht hatte füllen können. Wenn die Ernte dieses Jahr gut wurde, dann würde Bremm wieder lachen; dann konnte er auch das Darlehn zurückzahlen, das ihn so drückte.

Simon Bremm schaute zum Zuckerberg hin, an dem der Ohm seinen Besitz hatte. Da war ja der Ohm Jakob! Der stand jetzt grade an der steilsten Stelle, es sah aus, als klebe er an der Wand, ein einsamer Käfer, der langsam hinankriecht. Man mußte sich wundern, wie der das noch immer schaffte. Simon Bremm fühlte eine gewisse Bewunderung: an dreißig Jahre älter als er und noch immer im Berg! Alle Achtung!

Auch Jakob Bremm sah den Neffen im Warmenberg. Er sah den aber nur von weitem, wenn der in den Reben arbeitete, im Dorf sah er ihn nicht. Nah kommen ließ er sich keinen von den Bremms — wozu? — er war nicht für Familie, hatte auch niemand davon in seinem letzten Willen bedacht. Jakob Bremm hatte sein Testament gemacht, obgleich er noch längst nicht ans Sterben dachte; solange er noch in seinen Berg gehen konnte, lebte er gern. Aber man mußte doch für den Berg sorgen auf alle Fälle, im Leben und Sterben, und so vermachte er, was ihm am Zuckerberg gehörte, dem bischöflichen Priesterseminar zu Trier. Die waren reich, die konnten seinem Berg mehr Gutes antun, als er ihm hatte antun können; dann wurden seine Reben reichlicher gedüngt und geschiefert, gewässert und gespritzt, und neue Gesetze wurden angelegt. Er konnte dann ruhig im Grab liegen bleiben, sein Berg war aufs beste versorgt.

Auch am Klosterberg drüben standen die Rebhänge hoffnungsvoll. Der Vater Dreis war plötzlich gestorben, die drei Brüder hatten sich in das Weingut geteilt. Der Kaspar nannte jetzt soviel sein eigen, daß er es wohl hätte wagen dürfen, einen bescheidenen Hausstand zu gründen; aber wo fand er das Mädchen, das er zur Frau wollte? Es war nicht der Tod des Vaters allein, der den jungen Mann so ernst stimmte. Seine Miene war so niedergeschlagen, daß die Väter im Dorf den Toten beneideten, der von einem Sohn so betrauert wurde.

Die Bremm hatte Kaspar Dreis getroffen oben am Kirchhof auf dem Klosterberg — ach, sie war so unruhig um ihre Maria, die ließ nichts, gar nichts mehr von sich hören seit dem letzten Besuch — würde der Kaspar nicht so gut sein, sie einmal aufsuchen, sie selber konnte jetzt nicht fort. Da hatte der Bursche sie angesehen, so gramvoll, daß sie betroffen ward; er hatte stumm verneinend den Kopf geschüttelt. —

Kaspar Dreis hatte Maria die Todesanzeige seines Vaters geschickt. Maria hatte ihm darauf ihr Beileid ausgesprochen, wohlgesetzt, in der üblichen Form. Ach, es wehte ihn kühl an von der ersten Seite des Briefblatts — er wendete es, und da stand noch mehr:

„Lieber Kaspar, ich bitte Dich, mich nicht mehr zu besuchen. Herr Dousemont neckt mich immer mit meinem Schatz, und das vertrage ich nicht. Komm, bitte, nicht mehr her, da Du doch gar nicht mein Schatz bist, und auch niemals nicht sein wirst.

Maria."

Sie hat einen anderen! Mit einer harten Hand griff es ihm ans Herz. Er stöhnte in Schmerz auf: sie hatte etwas Besseres gefunden, einen Reicheren, darum gab sie ihn auf.

Er lachte bitter: wie war das dumm von ihm gewesen, ihr so nachzurennen! Nun würde er's ihr aber zeigen, daß er klug genug war und auch seinen Stolz hatte. Das beste war, er ging übers Meer — Argentinien, ja, oder irgendwo sonst hin — mochten die Brüder das ganze Erbe nehmen, ihm nur soviel herauszahlen, daß er Reisegeld hatte. Er fuhr mit dem nächsten Schiff schon. Argentinien, ja, dann war er sehr weit. So weit von hier, daß er nicht mehr zurück konnte. Aber auch nie seinen Berg mehr sehen würde, all die Rebstöcke, zwischen denen er auf- und abrannte voller Unruh. Dann sah er keine Mosel mehr unten, nicht die Berge, hüben und drüben, ein andrer ging dann statt seiner hier und beschnitt die Reben, hackte und spritzte und erntete zuletzt. Ein fast wilder Ausdruck kam in des Mannes verstörten Blick — und das alles verlassen, eines Mädchens wegen?! Nein! Die Wut überkam ihn, er schlug mit der Faust auf den Brief, der vor ihm auf dem Tisch lag.

„Da Du mein Schatz nicht bist — und auch niemals nicht sein wirst" — das hätte sie nicht auch noch zuzusetzen brauchen! Das nahm ihm jegliche Hoffnung.

Und er gedachte jenes Vorfrühlingstages, an dem er mit ihr auf dem Felsköpfchen gesessen hatte über dem Friedhof. Da hatte es gebrannt in ihm vor lauter Verlangen, aber sie war so kindlich, so rein, daß er sich's nicht getraut hatte, sie in die Arme zu nehmen.

Was mochte es wohl für einer sein, den sie sich zum Liebsten erkoren hatte? Zum Bräutigam. Denn die Maria, die hielt auf Sitte, die gab sich an keinen, der nicht auch ihr Mann ward. Ach Maria, Maria! Den Brief, den er vorhin mit der Faust getroffen und in der Wut zerknittert hatte, den glättete er jetzt wieder. Er las ihn noch einmal, und dann bemerkte er erst: hier waren Tropfen niedergefallen, hatten runde kleine Flecke hinterlassen und ein paar Schriftzeichen verwaschen. Tränen?! Ja, es war auch zum Weinen!

Und der große Mensch, der beide Arme auf den Tisch stemmte und den Kopf zwischen seine Fäuste preßte, mußte gegen sich ankämpfen mit aller Gewalt, daß er nicht zu weinen anfing wie ein kleiner Junge.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Maria Bremm den Brief an Kaspar Dreis schrieb, war sie seltsam traurig gewesen. Sie weinte, als sie ihn schrieb. Besser, sie wäre an jenem Tag nicht nach Porten gefahren. Besser, es wäre nicht doch schon dunkel geworden, bis sie zurück kam — ach, so viel besser, sie wäre ihm nicht begegnet im Garten! Hätte das brennende Pünktchen seiner Zigarre nicht wie einen Stern in der Dunkelheit aufblinken sehen. Alles schwarz, schweigend, es duftete nur. Es schlief schon das Haus, und hinterm Haus schlief der Berg, im Geheimnis seines Dunkels schwärzer noch als die schwarze Nacht.

Er führte sie in den Berg. Leuchtkäferchen flogen da, ein Nachtvogel rührte die Flügel, das war das einzig Lebende auf der Welt. Sie gingen langsam am Herrenberg hinauf — das Pfädchen war schmal — dicht nebeneinander. Sie sprach nicht, er sagte auch nichts, er suchte nur stumm nach ihrer Hand, und die ließ sie ihm. Willenlos. Am nächtlichen Himmel schimmerten fremde Sternbilder, sie glaubte, sie hätte noch nie gleiche Sterne gesehen. Es war alles sehr seltsam, sehr wundersam, wie verzaubert. Es hing sich mit schwerem Gewicht an ihre Sohlen, sie strauchelte, sie achtete nicht auf ihren Weg. Als sie seinen Arm um sich fühlte, machte sie sich von dem nicht mehr los.

Ach, daß sie doch nie, nie zur Kapelle auf dem Herrenberg gegangen wäre, heimlich in jener Nacht — — —!

Das Mädchen biß auf den Federhalter — ach, Jesus, sie wußte nicht weiter. Sollte sie noch ein Wort zusetzen, das freundlicher war? Sie fand ihren Brief an den Kaspar undankbar, abscheulich. Er war immer so gut gewesen — ach, aber ach, durfte sie denn noch anders schreiben?! Nein, er durfte nicht hoffen. Denn auf dem Betbänkchen der Kapelle durfte sie ja den Blick nicht mehr dreist erheben zur Jungfrau der Jungfrauen, nicht mehr Blumen und Rebengrün stecken ans Gitterchen vor deren Bild:

„Meerstern, ich dich grüße,
Gottesmutter süße,
Allzeit Jungfrau reine ...“

★

O Gott, streck' aus dein' milde Hand und benedeie Leut' und Land,“ sangen heute die Portener. Die Bittprozession zog. Der Geistliche ging vorauf, ein langer Schweif von Weibern hinterdrein, auch einzelne Männer und Halbwüchsige dazwischen, aber Frauen in schwarzen Kirchenkleidern, den altmodischen Kapotthut auf glatt gescheitelten Haaren, waren es zumeist. Alles, was Porten an Frauen hatte, alte und junge, war auf den Beinen. Es war Zeit für die Bittprozession, denn schon neigte das Frühjahr sich seinem Ende zu, der Sommer würde bald da sein, und was nicht im Frühling gesegnet ist, das kann im Sommer nicht reifen.

Ernsthaft und feierlich langsam erklang der Gesang, dazwischen murmelndes Beten. Die Berge fingen den Schall auf, es war, als ob sie darauf merkten und ihn bei sich behielten, bis sie nach einer Pause ihn wieder von sich gaben, unbestimmt von woher, aber langhallend und ebenso feierlich.

Der Pastor war alt, das Steigen auf Weinbergspfaden wurde ihm sauer, er mußte oftmals stehen bleiben und aus keuchender Brust nach Atem ringen, aber unablässig streckte er seine Hand aus und segnete die Reben zur Rechten und zur Linken.

Steil auf, immer weiter, steil auf, immer höher — kein Weinbergstück durfte vergessen werden.

„Wend' ab den Frost, den Hagelschlag,
Und alles, was uns schaden mag!“

Lauter wurde das Beten. Die Betenden bekreuzigten sich: wenn es dieses Mal kein gutes Weinjahr wurde, dann war man am Ende, keiner hatte mehr etwas zuzusetzen, und ein jeder hatte Schulden. Wer aber sollte ihm fürder borgen, wenn dieser Herbst nicht soviel brachte, daß man auch abzahlen konnte? Mitten aus dem weiten, sonnbeglänzten Reich der Reben, unter einem Himmel, durchsichtig blau gleich klarstem Glas, stieg es auf wie ein Schrei:

„Erbarm' dich unser, heil'ger Gott,
Unsterblicher und starker Gott!“

Auch Frau Anna Bremm schrie. Sie schrie nicht laut, ihre Lippen bewegten sich nur leise murmelnd, aber ihr Herz das schrie: „Erbarme, erbarme dich unser!“ Was sollte werden, wenn dieser Herbst wieder nicht gut wurde? Wenn er nicht soviel einbrachte, daß Bremm seine Schuld begleichen konnte und Geld in die Hand bekam? Sie sah es, wie er litt.

Die Prozession war jetzt auf dem Rückweg, es war alles gesegnet.

Der letzte Bittgesang ward angestimmt.

Da erhob Anna Bremm noch einmal ihre Stimme in einer letzten Anstrengung. In einer inbrünstigen Aufwallung drückte sie ihr Gebetbuch ans Herz, laut, fast schrill, übertönte ihr Singen alle Geräusche des nahen Dorfes:

„In Gottes Namen wallen wir,
Sonst keinen Helfer wissen wir.
Herr, schütz' uns vor dem ew'gen Tod
Und schick' uns Hilf' in unsrer Not!
Kyrie eleison.“

Ach ja, den Helfer — den Helfer, ja, den kannte sie! Mit einem tiefen Aufatmen, die Augen ins Höhere entrückt, und doch mit einem sicheren Ausdruck, betrat sie ihr Haus. Da fand sie ihren Mann und bei ihm in der Stube Herrn Feiden, den Kommissionär. Wo kam der heut her? Es war eine ungewöhnliche Zeit. Es verwunderte sie und verwunderte sie doch auch wieder nicht — „Hilf' in der Not“ — da war sie ja schon! Und sie lachte den Feiden an, daß sie um zehn Jahre jünger wurde in diesem Lachen, wieder eine hübsche Frau, und er sie, ganz erstaunt und wohlgefällig, auf den Rücken tatschte: „No, Sie, Madam Bremm, wie machen Sie't bloß: en Haufen Kinder und dann noch wie e jung' Mädche?“

„O wat,“ sie schüttelte ablehnend den Kopf, „en alte Frau! Aber, sagen Se, Herr Feiden,“ — und sie blickte ihn forschend an und winkte gleich danach ihrem Mann mit den Augen zu — „Sie kommen wohl wegen dem Fuder? Wir haben et noch. Et wird immer besser.“ Sie glaubte etwas gesagt zu haben, was den Handel in Gang brachte. Sie wußte es ja, Bremm würde das Fuder jetzt gern verkaufen; es wäre ein Glück: bar Geld lacht im Haus.

Aber Herr Feiden sagte kühl: „Der Einundzwanziger war ein schöner Wein, aber er hält sich nit. Da sind viele mit reingefallen. Bremm hätt' verkaufen sollen dazumal, als der noch viel gefragt wurd'. Man nimmt 'n jetzt nur zum Verschnitt.“

„Dat is nit wahr!“ Bremm fuhr auf. „Der Einundzwanziger is gut und bleibt gut. Zum Teufel noch emal mit dem dummen Gered', macht mir den nit schlecht!“ Eine zornige Röte stieg ihm ins Gesicht. Sein Fuder heruntersetzen, sein bestes Fuder!

„Sachte, sachte!“ Der Kommissionär blieb gemütlich. „Bremm, regt Euch nit auf! Ich bin doch nit hergekommen für zu kaufen. Ich bin auf'm Weg nach Trier — geschäftlich — ich dacht', da gehste mal mit beim Bremm vor, sagst guten Tag — und nu seid Ihr ungemütlich? Da machen ich, daß ich fortkommen.“ Und er wandte sich zur Tür.

„Nä, nä, Herr Feiden!“ Die Frau hielt ihn auf. „Sie werden doch nit gehn? Mein Mann meint dat ja gar nit so, und et geht ja auch nit gegen Sie. Bleiben Se doch, bleiben Se doch nur!“ Sie ließ nicht locker, sie nötigte ihn auf einen Stuhl, sie holte ein Tellerchen Erdbeeren herbei, die ersten, die die Kinder gefunden hatten, große blutrote Früchte. Wollte er auch einen Trunk aus dem Keller haben — vielleicht probierte er von dem Einundzwanziger jetzt mal wieder?

Aber Herr Feiden hob protestierend die Hand: nein, nein, er mußte sehr danken. Gemütlich wurde es nicht mehr.

Bremm war einsilbig, eine große Niedergeschlagenheit war plötzlich über ihn gekommen, mit knapper Müh' nur verbarg er seine Enttäuschung. Als der Kommissionär ihm unvermutet ins Haus gekommen war, hatte er gedacht: der kommt wegen dem Fuder. Gedacht — gehofft — gefreut — ja, wenn er ehrlich gegen sich selber sein wollte, er hatte sich gefreut. Und nun war es nichts!

Der Kommissionär störte die Folge seiner Gedanken. „Ja, ja, et is jetzt schwer,“ sagte er mit einem Stoßseufzer, „et is jetzt en miserabel Geschäft. Gar nix zu wollen. Die Leut' haben all kein Geld. Der Weinhandel ist auf den Hund gekommen. Was meint Ihr wohl, Bremm, wie viele an der Mosel in der Bredullich sitzen? Leut', die früher groß dastanden? Ja, Weinbauen is en verdammt undankbar Geschäft. Und es gehen noch immer mehr pleite.“

„Ich glauben auch,“ sagte Bremm; das klang ganz seltsam.

Erschrocken sah Anna Bremm auf. Als der Kommissionär sich im Ernst zum Fortgehn anschickte, schon in der Tür stand, ermannte sie sich, mit einem Satz war sie bei ihm. Sie legte ihm die zitternde Hand auf den Ärmel: „Wollen Sie wirklich nix kaufen, Herr Feiden? Bei uns wohl nur nix? Sie gehn zu andern.“ Sie sah, ängstlich spähend, ihren Blick einbohrend, ihm in die Augen.

Er hielt ruhig ihren Blick aus, ganz offen sagte er: „Hier kauf' ich bei keinem. Vielleicht, wenn auf der großen Trierer Ver-

steigerung was ganz spottbillig zu haben wär' — sonst auch nit. Die Leut' sind froh, wenn sie das Essen haben, das Trinken gewöhnen sie sich nach und nach ab." Und damit ging er. —

Als Bremm den Besuch, der im Hof sein Motorrad untergestellt hatte, hinausbegleitet hatte und in die Stube zurückkam, fand er seine Frau weinend. Ihm selber war es auch schwer zu Sinn. War es wirklich so, wie der Feiden sagte: kein Geld da — kein Geschäft — der Einundzwanziger nicht mehr gefragt, überhaupt nach Wein keine Nachfrage, gar kein Konsum? Ach, Unsinn, Unsinn, das war ja alles nicht so!

Aber er wurde den Zentnerstein auf seinem Herzen nicht los, den ganzen Tag nicht. Sonne beschien alles, ein herrlicher, sommerkündender Tag, lachende Sonne, lachende Mosel, lachender Weinberg — ihm dünkte der Tag grau. Und so lang. Gut, daß er endlich doch aus war.

Bremm hätte sich niederlegen können, müde genug dazu war er, aber ihm graute vorm Bett. Er würde ja doch nicht schlafen können. Er blieb noch vor seiner Tür. Als hätte der Feiden ihm schleichendes Gift eingegeben, so war ihm. Er konnte nicht mehr allein bleiben mit den Gedanken, die ihn verfolgten, sich heute schon den ganzen Tag, nein, viel länger schon, immer wieder an ihn heranmachten. Da hatte gestern der Lösnich gesagt, dem er das gar nicht zugetraut hätte, denn der hatte immer so gleichgültig getan: „Dat Beste für den Winzer wär', er kauft sich einen Strick und hing sich auf." Was für eine wilde Redensart! Er hatte dem Jüngeren solch törichte und unchristliche Rede verwiesen. Heute verstand Bremm ihn besser — ein Strick, blieb einem denn zuletzt etwas andres übrig?

Hatte man dafür von Jugend auf schwer gearbeitet, daß man jetzt, ein Mann in der Mitte der Vierzig, ein Mann mit Weib und mit vielen Kindern, sich sagen mußte: du hast umsonst gearbeitet! Denn umsonst hat der gearbeitet, der mit jedem Jahr, statt vorangekommen zu sein, zurückgegangen ist. Wenn der Krieg nicht gewesen wäre — ja, wenn! Der hatte alle geschädigt. Am meisten das besetzte Gebiet, und im besetzten Gebiet am meisten den Weinbauern. Von Gunst und Ungunst der Witterung ist der ebenso abhängig wie von dem Geschmack, der Zunge, die das Publikum hat. Den Einundzwanziger, den köstlichen Einundzwanziger, den wollten sie schon nicht mehr? Man verkaufte ihn deshalb nicht? Oh, saudumme Bande! Die Wut überkam Simon Bremm. Mit schweren Tritten stampfte er in sein Haus und schlug krachend die Tür hinter sich zu. Er schob den Riegel vor: es brauchte keiner zu ihm mehr herein.

Scheu sahen die älteren Kinder nach ihm, sie gehorchten gern, als die Mutter Pauline zuflüsterte: „Bring' die Kleinen zu Bett und dann geht selber auch schlafen, der Vater is ungut."

Still setzte sich Anna in einer Ecke hin. Sie beobachtete ihren Mann: sollte sie was zu ihm sagen? Sie traute sich nicht. Ach, er wäre längst nicht so mißgestimmt, wenn er nicht auf sich selber so böse sein müßte. Er hatte nicht verkauft, so oft sie ihn auch darum gebeten hatte, nun möchte er sich ohrfeigen dafür. Der arme Mann! Es war ein Denkzettel, den er gekriegt hatte. Daß es wirklich so sein könnte, ganz so, wie der Feiden gesagt hatte, das aber glaubte die Frau nicht. Was die immer alles reden, die billig kaufen wollen! Der Feiden würde schon wiederkommen. Nur nicht verzagen!

Die Stube ging nach der Straße heraus. Es wurde allmählich still, so still, daß kein Laut von draußen die drinnen Insichversunkenen aufstörte. Bremm rührte sich nicht, und sie versank halb in Schlaf, halb in Traum.

Was war ihr Joseph doch für ein hübscher Knabe gewesen, fast so hübsch wie die Maria. Wer hätte denken können, daß er ihnen einmal soviel Kummer machen würde? Aber zu ihr war er eigentlich doch lieb gewesen. Ach, er war im Grunde ein guter Jung', nur leichtlebig, und konnte sich mit dem Vater nicht recht verstehen. Aber er würde ja wiederkommen, sicherlich wiederkommen, und dann würde Bremm milder sein — und dann war wieder alles gut!

Dumpf schlug die alte Uhr, die schon Eltern und Großeltern die Stunde angesagt hatte, sie merkten es nicht. Sie merkten es auch nicht, daß draußen einer stand und durchs Fensterchen in die vom Lampenlicht hellgewordene Stube hineinsah.

Zwei dunkle Augen spähten, hafteten lange auf der zusammengesunkenen Gestalt der Frau und wanderten dann zu dem Mann am Tisch hin. Was für ein hartes, von Grimm zerwühltes Gesicht war das! Nein, mit dem Mann da war kein Auskommen. Wie eigensinnig er aussah, so böse! Wenn er jetzt hineinging und sagte: „Da bin ich, aber ich hab' keinen Groschen Geld, keinen einzigen Guldenzettel der rheinischen Republik mehr, und wo ich anfrag', find' ich keine Arbeit, et is, als ob sie's einem anriechen, es wittern: vielleicht auch einer von denen." Nein, er traute sich nicht anzuklopfen!

Joseph Bremm stand lange vorm Fenster.

er beobachtete Vater und Mutter. Beim alten Ohm hatte er zuerst angeklopft. Aber Jakob Bremm hatte nur einen flüchtigen Blick durchs Schiebfensterchen der Tür auf ihn geworfen und sogleich verdrossen gebrummt: „Macht, dat Ihr weiter kommt, ich geben nix.“ Sah er denn so aus, daß man ihn für einen Landstreicher halten konnte? Joseph sah mit einer gewissen Betroffenheit an sich herunter. Am Ellbogen hing ein Fetzen herab, da hatte ihn der Hund gepackt, als er an einem Hof um etwas zu essen angesprochen hatte — Hunger tut weh. Und die Hose hatte er ihm auch zerrissen; bis ins Fleisch spürte er die scharfen Zähne. Nein, in dem Aufzug konnte er sich wahrhaftig nicht zeigen.

Warum war er eigentlich hergekommen? Das fragte sich der Sohn jetzt. Hatte ihn die Mutter gezogen? Die Heimat? Beide. Als er heut gegen Abend anmarschiert war, die ersten Portener Berge sah, so wohlbekannt, da war es ihm gewesen, als sollte er sich trotz aller Ungewißheit und inneren Unruh doch freuen. Es ging ja nichts über die Berge hier, über den Fluß, die Luft und über all das, was ihn an seine Kindheit erinnerte. Und das sollte er nun alles verlassen? Wenn sie ihn zu Hause nicht aufnahmen, wenn er nirgendwo Arbeit fand, dann mußte er tun, was jetzt manch einer tat: sich anwerben lassen. Von den Franzosen! Die versprachen goldene Berge in Afrika. Bei der Fremdenlegion gab's hohe Löhnung, schnelles Avancement, zuvorkommende Behandlung. Und es war doch auch interessant, fremde Länder und Menschen kennenzulernen. Und die Bedingungen waren annehmbar. Aber daß man nicht wiederkam, wahrscheinlich niemals wiederkam, das war es, was hinderte. Keine Berge und Weinstöcke sehen, keine Mosel und keinen Rhein, nur gelben afrikanischen Sand, Wüste! Und doch würde er jetzt nach Koblenz zurückmarschieren und sich anwerben lassen. Dann hatte er doch Geld im Sack.

Mit brennenden Augen starrte Joseph in die Stube, in der die beiden Menschen, die ihm am nächsten standen in dieser Welt, stumm und niedergeschlagen saßen.

Endlich stand der Mann auf, er reckte die Arme über den Kopf und gähnte, auch die Mutter gähnte. Sie drehte die Lampe aus; nun gingen sie aus der Stube. Dunkel war es drinnen, ganz dunkel.

Joseph legte die Hand auf die Klinke der Haustür, er versuchte sie niederzudrücken — was wollte er denn noch im Haus? Noch einmal drin sein, nur einmal! Aber die Tür war verschlossen.

Er schlich ums Haus herum; die Hoftür war auch zu, aber er kletterte über sie. Nun besah er das Haus von der Rückseite — alles dunkel. Jetzt schliefen sie längst. Er schlich auf dem Hof herum, guckte dahin und dorthin, und er fühlte sich auf einmal so zerbrochen, daß ihm der Gedanke kam, sich zur Kuh in den Stall zu legen. Aber wenn er dann so fest schlief, daß er nicht zeitig aufwachte und der Vater ihn fand, der sehr früh in den Stall ging? Nein, auch das ging nicht an. Er war hier nicht mehr zu Haus.

Es stieg ihm feucht in die Augen, aber trotzig wischte er sich mit der Hand drüber hin: nur nicht weichherzig, das lohnte nicht, war auch viel zu dumm! Er raffte sich auf: zu wissen wollte er's ihnen aber doch tun.

Er fuhr in seine Tasche und malte mit dem Stück Rötel, das er am Berg heut gefunden und wie einst als Knabe sich aufgelesen hatte, im unsicheren Licht der Sterne mit großen Buchstaben etwas an die Stalltür.

★

Trab, trab gingen müde Füße über die Chaussee längs der Mosel. Ein Mensch ging einsam mit gesenktem Kopf. Mitunter hob er den und sah umher. Und nun setzte er sich an den Chausseerand. Er sog, wie mit durstigem Auge trinkend, das Landschaftsbild in sich ein. Wie schön, wie schön war es hier, wie wunderschön!

Nun Joseph die Heimat auf immer verließ, merkte er erst, was sie ihm war. Er würde sie niemals vergessen. Aber würde sie sich seiner erinnern? Die Mutter, ja, die würde an ihn denken, mit viel Kummer, aber auch ihr Kummer würde sich legen, wenn die Jahre darüber hingingen; er hatte ihr ja auch nicht viel Freude gemacht. Er war ausgelöscht. Er war vorüber, ganz wie die Welle da, die die Mosel hinunterfließt — weg ist sie, und sie läßt nichts von sich zurück. Man läßt nicht etwas von sich noch da, nichts, gar nichts, kein Stück.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Joseph mußte lange so sitzen geblieben sein. Er mußte geschlafen haben, es war schon Abend. Seine Kleider waren feucht vom Tau. Die Füße taten ihm weh von dem langen Gehen auf der harten Straße. Seine Sohlen waren zerrissen und hielten nichts mehr ab. Bis zur Kreisstadt würde er heute nacht noch kommen, da die Nacht zubringen — aber wo? Er hatte kein Geld für die Herberge. Es mußte eben so gehen.

Erst als es dunkel geworden war, wagte sich Joseph zwischen die Häuser. Vielleicht, daß er doch hier eine Unterkunft fand.

In der engen Gasse, von der es heraus an die Mosel geht, saß die Schneiderin Nettchen Schmitz auf der schmalen Bank an der Hauswand. Sie hatte den ganzen Tag zugeschnitten, probiert, genäht, und das bis um zehn Uhr am Abend, nun schöpfte sie Luft. Alles im Haus war zur Ruhe gegangen, nur sie allein war noch wach.

Den Kopf hintüber gelehnt an die nackte Mauer, saß sie und schaute mit entrückt blickenden, weiten Augen auf zu den Sternen. Ob auf so einem, der droben blinkte, wohl auch Menschen wohnten? Eine Näherin wohnte wie sie? Eine, die dort, wie sie hier, einsam war, vor der Tür saß und sich sehnte? Ach, so sehr sehnte! Die Einsame seufzte tief; sie fühlte sich heute besonders matt. „Sie nähen zuviel, Fräulein Nettche," hatte die Frau von oben gesagt, als sie heut beim Vorbeigehen zu ihr ins Fensterchen guckte, „Marjö, wat sind Sie blaß! Fehlt Ihnen wat? Sie sehen bald aus wie'n Gespenst." Ach, ihr fehlte nichts — und doch fehlte ihr etwas, ihr fehlte sehr viel. Sie konnte das nur nicht sagen. Die Frau oben erwartete jetzt das dritte Kind, hatte rote Backen, war gesund und fröhlich. Die hatte gut lachen!

Nettchen schreckte zusammen: wer kam da? Sie hatte um diese Zeit im Gäßchen noch niemals Schritte gehört. Hier wohnten keine Leute, die spät abends nach Hause kamen.

Sie hatte sich doch wohl getäuscht — kein Tritt mehr. Und doch wurde sie das Gefühl nicht los: da drüben an der Wand vom Haus lehnt jemand und sieht hierher — nach dir. O was, nach ihr sah ja keiner. Oder der Mann, dessen Gestalt sie, jetzt schärfer hinsehend, entdeckte, verkannte sie; der wartete auf eine andere. Sie räusperte sich. Und dann sagte sie ruhig: „Guten Abend." Sie hatte ja nichts zu fürchten.

Von drüben erwiderte einer: „Guten Abend," und kam dann über die Straße.

Auf Nettchens Gesicht fiel Sternenschein, der es schimmern machte wie Mond im Dunkeln. Sonst sah man nichts, nur dies weiche Mondengesicht.

Der Mann schien erstaunt, hier eine so einsam zu finden. Auf der Bank vor der Tür, im Dunkeln, und dann doch allein? Soviel er erkennen konnte, ein hübsches Gesicht, und es schien ihm zu lächeln. „Darf ich mich neben Sie setzen, Fräulein? Ich bin müd'." Er sagte es mit einem Seufzer.

„Ja, setzen Sie sich nur." Nettchen rückte ein bißchen. Sie kannte ihn nicht. Aber sie hatte keine Angst vor ihm; er schien ihr hübsch und sehr jung.

„Noch so spät auf?" sagte er und klemmte sich neben das Mädchen auf das schmale Bänkchen. „Auf wen wartste denn?"

„Auf niemand."

Er legte zutraulich den Arm um sie. Sie zuckte unwillkürlich zusammen: ach, jetzt merkte der junge Mensch, daß sie einen Buckel hatte!

Aber er merkte nichts. Er war müde und ganz vom Dunkel umfangen. Hier saß es sich gut — ah! Er streckte die müden Beine mit den schmerzenden Füßen von sich. In einer Regung, die dreist war und die doch etwas Bangsuchendes in sich barg, das Herz eines Knaben, der sich im Wald verirrt hat, zog er sie näher zu sich heran. Man konnte ja mal versuchen, vielleicht nahm sie ihn auf. Sie durfte es nur nicht merken, wie heruntergekommen er war. Gut, daß es so dunkel war!

„Wie heißt du, mein Schatz?"

„Nettchen!" Sie ging auf seinen Ton ein; es fiel ihr gar nicht ein, „Sie" zu sagen oder abwehrend zu tun. Dieser hier war wie vom Himmel herunter in ihre Gasse gefallen, ein fremder Mensch und doch — „Und du, wie heißt du?"

„Joseph." Er küßte sie.

Und sie ließ sich so ruhig küssen, wie sie es sich hatte gefallen lassen, daß er den Arm um sie legte und sie näher an sich heranzog. Sie hielt ganz still, nur ihr Herz schlug rasend, in einem schnellen, unerhörten, schwindelnden Gefühl: ah, nun erfuhr sie es auch einmal, wie es einer zumute ist, um die sich der Arm eines Mannes legt! Jesus Maria, wenn er es nur nicht doch merkte, daß sie bucklig war. Ein Glück, daß es so dunkel war! Nettchens ängstlicher Blick suchte den Himmel ab; Gott sei Dank, kein Mond war zu sehen! Nur die Sterne blinzelten traulich.

Was sie eigentlich miteinander zu flüstern hatten, hätte keines von ihnen vorher zu sagen gewußt. Die Nacht sank, vertraut machend, immer tiefer auf sie herab. Am Ufer vorbei schlich leise die Mosel. Dumpf dröhnte nun langsam die alte Kirchenuhr; sie tat zwölf Schläge.

„Als zwölf! Ich bin so müd'," flüsterte gähnend der Bursche. „Und verdammt hungrig."

„Ich hab' zu essen," flüsterte das Mädchen. „Ich hol' dir was heraus!" Sie sprang hastig auf.

„Ich geh' gleich mit!" Er drängte hinter ihr her.

Sie war erschrocken; nicht, daß sie sich gefürchtet hätte, ihn hereinzulassen, aber wenn sie nun drinnen Licht anmachen



Heuschober. Gemälde von Julius Bretz
(Aus der Ausstellung der Galerie Flechtheim, Düsseldorf)

mußte, und wenn er sie dann im Hellen sah? Aber Gott sei Dank, sie fand auch ohne Licht alles, es stand wohlgeordnet im Schrank beisammen, sie brauchte es ihm nur in die Stube zu tragen. Da saß er schon im Sofa und wartete ausgehungert. Er aß mit hastig malmenden Zähnen, er hatte kaum genug. Sie saß, an ihn gelehnt, still neben ihm auf dem Sofa und freute sich, wie gut es ihm schmeckte. Keiner von ihnen wollte Licht — sahen sie denn nicht so genug?

Er hatte nun fertig gegessen: das hatte aber mal gut geschmeckt. Wahrhaftig, er war dem Mädel von Herzen dankbar, ein gutmütiges Ding! Wenn er nur Wasser hätte zum Waschen.

Kaum hörte sie's, so lief sie auch schon. Sie holte schnell Wasser, Seife und Handtuch. Sie hatte in ihrem ganzen Leben noch nichts Liebes gewaschen, weder Mann noch Kind, nun wusch sie ihm das Gesicht und die Hände. Sie tat es geschickt, so geschickt im Dunkeln, als sei es im Hellen; ihre liebevolle Sorgfalt leuchtete ihr. Dann kniete sie nieder, ob er auch widerstrebte, — o weh, wenn sie seine zerrissenen Schuhe jetzt merkte, die durchlöcherten Strümpfe! — stellte seine brennenden Füße in die Schale mit Wasser und kühlte sie: das tat ihnen wohl, oh die armen Füße! Und dann trocknete das Mädchen sie ihm. Es erschien Nettchen wonnesam, dienend zu knien.

Joseph fühlte sich ganz frei, ganz leicht. So schlimm war es am Ende doch nicht, daß er nun nach Afrika mußte. Auch dort gab es Mädchen, und wenn einer jung ist und versteht sie zu nehmen, dann sind sie auch freundlich. Er fühlte sich wieder ganz wohlgemut. Das liebe Nettchen! Das hatte ihm wirklich viel Gutes getan. Und das gute Mädchen würde ihn auch nicht ganz vergessen. Er lächelte: so blieb denn doch noch ein Erinnern an ihn in der Heimat zurück. Er zog sie von den Knien auf und setzte sie sich auf den Schoß.

Ein Gefühl unendlicher Seligkeit überschauerte Nettchen, sie machte ihre Augen fest zu und ließ den Kopf an seine Schulter sinken. Wie im Traum fühlte sie seine streichelnde Hand. Tiefe Dunkelheit und tiefe Nachtstille, die kein Ruf von draußen, kein Laut unterbrach. Sie hörte nur den Atem des Mannes und den ihren, der rasch und zittrig ging. Sonst nichts. Und doch, was war das? Was war das?! Es dämmerte ihr etwas auf, es drängte schnell näher und näher, es überfiel sie und hielt sie fest. Mit der Schnelligkeit eines Himmel und Erde durchzuckenden Blitzes war es gekommen — ein Gedanke.

Und dieser Gedanke überwältigte Nettchen. Sie zitterte unter ihm.

Aber der Joseph ließ sie jetzt von seinen Knien herabgleiten. „Nettchen, leb' wohl!" Er stand auf. Er stand ungern auf, aber die hier war doch zu schade. Er tastete sich zum Ausgang.

Sie jedoch sprang ihm nach, mit einem Satz war sie bei ihm, packte ihn mit Armen, die auf einmal eine Kraft besaßen, die niemand ihnen zugetraut hätte. Sie hatte den Blitz gesehen, der alles erhellt, der ihr Leben vor ihr erleuchtete: jetzt wußte sie, was sie wollte. Und jetzt wußte sie auch, was sie tun mußte — ja, mußte.

Den Mann vom Ausgang wegzerrend, hielt sie ihn fest mit eisernen Armen.

*

Maria Bremm hatte Herrn Dousemont gekündigt. Der Alte war sprachlos: was war mit der Kleinen passiert, daß sie Hals über Kopf heim wollte? Er machte sich allerlei Gedanken, er kam sich gewissermaßen verantwortlich vor für das junge Kind, das der Bremm ihm ins Haus gegeben hatte. Jemand anderm hätte der seine hübsche Tochter vielleicht gar nicht anvertraut. Wie stand er vor dem ehrlichen Mann nun da? Der Alte vom Berge saß lange oben auf der Bank unterm Kreuz und dachte nach. Nie war die Maria mit jemand anderm ausgewesen als mit dem jungen Menschen aus ihrer Heimat, der sie zuweilen besuchen kam. Er hatte nichts dawider gehabt, der Mensch machte einen sehr guten Eindruck, hatte so treuherzig seine Hand hingestreckt, als er die beiden einmal traf und die Maria ihn ihm vorstellte. Und sie war auch so unbefangen dabei gewesen; er hatte kein Arg gehabt. Aber freilich, junge Leute so allein beieinander — ach, ach! Herr Dousemont wurde plötzlich ganz traurig; es wäre doch ein Jammer, wenn dieses Mädel, grade dieses Mädel sich verplempert hätte!

Und was der Heinrich wohl dazu sagen würde? Der kam, ehe er zu seiner Hochzeit nach Berlin fuhr, noch einmal hierher zurück, freilich nur kurz, aber grade weil es nur kurz war, hätte er dem Sohn das Vaterhaus gern noch einmal im besten Licht gezeigt, es dem so recht behaglich gemacht, und wie konnte er das mit der alten übellaunigen Person, der Lena, und einem noch uneingeschulten Trampel, der in nichts Bescheid wußte? Und wenn er dann dem jungen Paar bei seiner Ankunft das große Essen gab, zu dem alle Honoratioren geladen wurden, ein Fest, wie nochmals eine Hochzeit, wie sollte das dann werden mit all

seinen Vorbereitungen, wenn die Maria ihm nicht dabei half?

Wie hilfesuchend blickte der Alte um sich: da sah er im Berg die vielen Reben, ein warmer Wind hob das grüne Weinlaub, und der Wind kroch darunter und küßte die schwellenden Beeren. Und da waren die Berge, da war der Strom, und der Berg drüben neigte sich auch und küßte im Spiegel die Mosel — alles strebt zueinander, vereint sich. Nur der bleibt einsam, der abgängig ist und greises Haar hat. — — —

Maria räumte den Mittagstisch ab. Herr Dousemont saß im Lehnstuhl zum Schläfchen, da fing er an: „Laß jetzt das Klappern, Kind, komm doch mal her!" Er faßte sie bei der Hand und zog sie näher zu seinem Lehnstuhl heran. „Jetzt sag' mir mal ehrlich, warum willste eigentlich fort? Gefällt et dir nit mehr hier?"

„O doch." Sie bekräftigte es durch mehrmaliges Nicken.

„Hat dich die Lena geärgert?"

„O nee." Sie schüttelte jetzt ebenso lebhaft verneinend, wie sie vorher bejahend genickt.

„Hat dir irgend jemand wat zuleid getan?"

„Nein." Es kam leise heraus und langsam.

„Dann in Dreideibels Namen möcht' ich wahrhaftig wissen, was dich, du dumm Dingen, denn anficht! Dich sticht wohl der Haber, oder — he, wat is los, heraus mit der Sprach'!"

„Et zieht so!" Sie riß auf einmal ihre Hand weg und stürzte zum Fenster.

„Et is ja zu," sagte Herr Dousemont trocken und erhob sich vom Lehnstuhl. Er ging zu ihr, die am Fenster stehen geblieben war, mit brennenden, trocknen Augen in den Garten hinaus sah, und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Ich will dir wat sagen, Maria" — er sprach sehr ernsthaft und so, daß es von seiner gewöhnlichen Art und Weise sehr abstach — „wir machen all' Dummheiten, da is weiter nix bei. Ich bin kein Engherziger, vor mir brauchste dich nit zu genieren. Ich kenn' die Welt und war auch emal jung —" er seufzte — „leider jetzt nit mehr! Aber soviel weiß ich doch noch: et kann einem en Malör passieren, und man kann eigentlich doch nix dafür — du verstehst mich, Maria?" Er sah sie forschend an.

Sie war rot gewesen, nun wurde sie sehr bleich. „Ich verstehn Sie nit, Herr Dousemont. Ich weiß gar nit, wat Sie wollen." Sie sah ihn mit weit aufgerissenen Augen starr an. „Ich soll doch nach Haus kommen. Wir haben zu Haus zuviel zu tun, und der Joseph, mein großer Bruder, der kömmt nie mehr, und bloß mit den Jungens schafft et der Vater nit mehr — ich muß mit in den Berg."

„Du —?" Er sah sie ungläubig an.

„Ja, ich!" Sie wurde plötzlich heftig. „Ich bin auch dat faule Leben hier satt. Et is viel besser für mich, ich gehen mit in den Berg. Ich will arbeiten — ich muß arbeiten. Ich will nach Haus, lassen Sie mich doch gehen!" Sie schrie es fast: „Ich muß nach Haus!"

„No, no." Er schüttelte den Kopf. „Ich hab' ja kein Recht, dich hier zu halten, so gern ich et auch tät. Dat du zur Lese gehn mußt, dat seh' ich ja wohl ein, da will ich auch kein Wort mehr über verlieren, aber über die Zeit, daß mein Sohn kömmt, könntste doch noch hier bleiben. Und dann bei der Nachfeier von der Hochzeit. Denn siehste, dann en fremd' Mädchen im Haus, dat wär' mir gräßlich. Ich würde et dir reichlich vergüten, Maria, wenn du mir den Gefallen tätst. Ich werd' et deinem Vater schreiben; der kann sich solang' en Aushilf' nehmen, ich bezahl' ihm die."

„Nein, nein!" Sie fuhr fast wild auf. „Dat geht nit, ich m u ß nach Haus. Ich kann nit mehr bleiben."

„So," sagte Herr Dousemont und lächelte fast. Das arme Ding, wie es sich verriet! Ihn dauerte die Maria. Sie verschwieg es tapfer, aber wäre es nicht besser, sie offenbarte sich ihm? Er wollte ihr ja helfen. Und seinen Arm um ihre Schulter legend, sagte er, seine Stimme dämpfend: „Siehst du, Kind, ich dacht' — ich meint' —" nun wurde es ihm doch schwer, es ihr auf den Kopf so zuzusagen, er sprach noch leiser — „ich dacht', ihr hättet euch zu lieb gehabt, du und dein Kaspar, und darum müßtest du fort!"

„Der Kaspar —?" Sie lachte plötzlich so laut auf, daß er zusammenfuhr. „Der Kaspar?!" Sie lachte wie besessen, schier krampfhaft.

Erschrocken klopfte er sie auf den Rücken: „Na, na!" So zum Lachen war das doch nicht. „Et hätt' doch leicht sein können."

„Nein, Herr Dousemont," sagte sie auf einmal mit einer Stimme, die ganz heiser geworden war durch das allzu heftige Lachen, und wischte sich Tränen ab, „da sind Sie ganz irr."

Sie sagte das so und sah ihn dabei so an, daß er es ihr glauben mußte. „Dann könntste aber doch wirklich noch über die Hochzeit bleiben," stotterte er. „Tu et mir doch zu lieb — ja? Maria, gib mir die Hand drauf!"

Da legte sie, sich überwindend, in seine sie bedrängende Hand ihre Hand. Die war kalt und zuckte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

In Porten waren sie sehr erstaunt, daß die Maria schrieb, sie würde bald heimkommen. Die Mutter war die einzige, die es nicht so überraschte; sie hatte es ja damals beim letzten Besuch im Mai schon gemerkt, daß nicht alles ganz stimmte. Ihr war es lieb, daß die Tochter nach Hause kam. Dann hatte sie doch jemanden, mit dem sie sich aussprechen konnte, mit Bremm war ja jetzt nicht zu reden.

Totenblaß war er an jenem Morgen zu seiner Frau zurück ins Haus gestürzt gekommen. Er hatte sie mit sich hinaus auf den Hof gerissen und hatte es ihr gewiesen, den Finger stumm ausstreckend. Auf der Stalltür stand, mit Rötel gekritzelt, aber doch deutlich zu lesen: „Ich lass' mich anwerben. Lebt wohl. Joseph."

Die Mutter war in unstillbares Schluchzen ausgebrochen. „Der Joseph? O mein Joseph!" Und im Bösen war er von ihnen gegangen, das war zu schrecklich! Bremm stand stumm und bleich da, so bleich, daß die Frau dachte, er fiele um. Sie hatte ihn angefleht: „Lauf ihm nach, sieh zu, daß du ihn kriegst — das hat er heut nacht geschrieben, gestern abend stand noch nix da — er kann noch nit weit sein. Lauf, fahr mit der Bahn! Hol' ihn ein, such' ihn, mach', mach'!" Sie drängte ihren Mann dem Hause zu: „Mach' — bring' den Joseph zurück, bring' mir den Joseph!"

Aber Bremm hatte sich nicht gerührt; die Arme schlaff herunterhängen lassend, stand er da, als wäre er aus Stein. Seine Augen stierten die Stalltür an: rot war die Schrift auf ihr, rot, mit Rötel geschrieben — nein, mit Blut! Mit Blut!

„Mann, Mann!" Die Frau rüttelte ihn: „Hör' doch, lauf, bring' ihn wieder!"

„Tot — der Dritte tot!" Damit schob er sie von sich und ging, ohne weiteres Wort, fort in den Weinberg.

Seit der Zeit kannte die Bremm ihren Mann nicht mehr; sie hätte ihn besser verstanden, wenn er mit ihr geweint hätte. Bremm war vor kurzem in Trier gewesen, da hatte sie aufgeatmet: wenigstens verkaufen wollte er jetzt. Er war auch bloß darum nach Trier gefahren, aber er kam wieder ohne Erfolg. Es war so, wie der Feiden gesagt hatte, kein Geld, kein Geschäft und nach dem Einundzwanziger schon gar keine Nachfrage mehr. Das Fuder blieb im Keller — immer noch, immer noch! Die Frau begann es zu hassen.

Wo man sich umhörte, moselauf, moselab, kein reger Verkehr. Als wüchse hier gar kein Wein, so war es beinah. Einige ganz große Weine, ganz große Namen hielten sich noch, aber sonst war alles gesunken.

Mit einem Gefühl der Verzweiflung arbeitete Bremm im Warmenberg. Es war eigentlich zu verwundern, daß man noch Lust hatte zu arbeiten, aber sie arbeiteten alle.

Auch der alte Jakob Bremm arbeitete noch. Obgleich es für ihn wohl an der Zeit gewesen wäre, zu feiern. Er hatte jetzt öfters Schwindel; der überkam ihn so plötzlich, daß er dann hinfiel, wenn er sich nicht rasch genug anhalten konnte. Blutleere im Gehirn. Daß die daher kam, weil er es nicht über sich gewann, sein Essen ein wenig zu schmälzen, sich etwas mehr zu gönnen, dessen war er sich klar — o was, es würde schon auch so wieder besser werden!

Die Sonne schien, es grünten die Reben, sie verhießen dieses Mal einen vollen Herbst, warum sollte er nicht in seinen Zuckerberg gehen?

Simon Bremm sah heute vom Warmenberg aus den Greis. Er würde es kaum solange machen wie der da, sagte sich der Mann. Ja, der Ohm hatte mehr Lebenskraft, der stammte eben aus einer Zeit, in der es doch besser hier war; jetzt war es allzu hart. Was nutzte es ihm, daß in diesem Jahr Trauben genug an seinen Stöcken hingen, was nutzte es ihm, wenn seine Fässer sich füllten? Es war ja niemand da, der den Wein austrinken wollte.

In verbitterten Gedanken arbeitete der Mann. Er trug jetzt Jauche. Beschof um Beschof schleppte er hinauf, die stinkende Brühe beschmutzte ihn, verspritzte Tropfen mischten sich mit seinem Schweiß und rannen ihm übers Gesicht, er schüttelte sie unwillig ab. Der Weinstock aber schluckte alles mit Wohlgefallen.

Die Sonne neigte sich schon, als Simon Bremm zum erstenmal wieder hinüber sah zum Zuckerberg: wahrhaftig, da war der alte Mann immer noch! Und war der Ohm heute wohl ganz verrückt? Bis zu den alleroberſten Stöcken war er geklettert, den Behälter mit der Jauche auf dem Rücken, und stand nun außerhalb der vordersten Reihe der Stöcke, ganz an der Kante der Untermauerung. Die sprang da weit vor, steilab, abgrundtief ging's hinunter, ganz klein drunten das weiße Band der Chaussee und die blaue Mosel.

Plötzlich ein Schrei voller Entsetzen. Simon Bremm hatte ihn ausgestoßen. —

Jakob Bremm war heute sehr glücklich in

seinem Weinberg gewesen. Er fühlte sich ganz besonders wohl, die Atembeschwerden, unter denen er oft litt, hatte er heute nicht mehr. Die Luft war sehr warm, aber nicht schwer und schwül, er konnte leichter atmen. Und was er schon längst gewollt hatte, aber immer noch nicht gekonnt, das konnte er heute: er kroch hinauf bis zu seinen obersten Stöcken. Wie voll die Stöcke hingen! Wenn das alles reif war, das gab einen Wein! Er spitzte die Lippen und zog den Atem wie schlürfend. In wahrhaft kindischer Hast befühlte er die schon goldig schimmernden Trauben, er pflückte eine Beere, er kostete, sie im zahnlosen Munde zerdrückend: schon süß, schon zuckerbergssüß! Er lachte laut, trunken von der Sonne, die ihn hier oben, ungehindert, mit ihren tanzenden Lichtern umgaukelte. Er sah nicht mehr recht. Seine Augen waren zu sehr geblendet. Auf einmal begann es sich um ihn zu drehen, es fingen die Weinstöcke alle rundum an zu hüpfen — hei, ein lustiger Tanz — ihrer waren so viele, sehr viele, Hunderte, Tausende, Hunderttausende und alle sein, sein — sein Weinberg, sein Zuckerberg! Ha, daß er ihn fassen könnte mit beiden Händen, ihn halten! Ihm wurde schwindlig vor lauter Glückseligkeit.

Mit beiden Händen griff Jakob Bremm um sich, er krümmte die Finger: sein Weinberg! Weinberg — Zuckerberg — Himmelreich — wie im Himmelreich — —! In taumelndem Entzücken lallte er — und stürzte rücklings. — — —

Simon Bremm im Warmenberg hatte ihn fallen sehn. Nun lasen sie den Gestürzten auf, sie fanden ihn ganz unten im Weinberg, er war arg zerschlagen. Mitleidige Stöcke hatten zuletzt ihn festgehalten, sonst wäre er ganz hinabgekollert, bis auf die weiße Chaussee, vielleicht gar bis in die blaue Mosel.

★

Der alte Bremm wurde weiter nicht betrauert in Porten. Man ging mit zu seiner Leiche, damit war es aber auch völlig genug; der alte Geizhals, der hatte ja nichts lieb gehabt, der hatte keinem Menschen etwas Gutes getan. Selbst seinen Verwandten nicht; den Bremms hinterließ er gar nichts. Als man den Verunglückten in sein Haus getragen hatte, fand man darin nur ein elendes Bett, einen wurmstichigen Tisch, ein paar Stühle, deren Strohsitze die Halme heraushängen ließen wie lange Strähnen und zerbrochenes Geschirr.

Im schwarzen Kirchenrock, der schon zwanzig Jahre alt war, den aber Frau Anna mit Sorgfalt erhielt, ging Simon Bremm hinterm Sarg her. Sein Gesicht war traurig. Er trauerte nicht um den alten Mann — wohl dem, daß der tot war! — er trauerte um die Zeit und um sich. Ob es wohl vielen so ging wie dem Alten hier? Man hatte eine Kammer bei ihm ganz austapeziert gefunden mit Scheinen: Millionenscheine, Milliardenscheine, Billionenscheine — sie galten alle nichts mehr. Jakob Bremm, der einst in Porten für reich gegolten, war gestorben als armer Mann. Simon Bremm blickte düster vor sich nieder: und er, der Neffe, wie würde es ihm gehen? Würde es auch ihm einst so gehen wie dem Ohm, daß er auf Kosten der Gemeinde begraben werden mußte, einer Gemeinde, die auch arm war? Nichts blieb zurück, nur ein elendes Bett, zerrissene Stühle, ein wurmstichiger Tisch — und der Berg, der Weinberg. Den wollte keiner. Ob die zu Trier das Vermächtnis des Jakob Bremm wohl annahmen? Das war noch sehr fraglich. Wenn nicht, dann würde der Zuckerberg verfallen, niemand am Ort hatte Geld und Lust dazu, den zu kaufen.

Simon Bremm stand am Grab und hörte die Schollen fallen; sie polterten, von der Sonne gedörrt, so hart auf die schmale und niedrige Lade, als gedächten sie den drinnen zu erschlagen. Weihrauchduft wehte, der alte Pastor zwischen den beiden Chorknaben hatte die üblichen Worte gesprochen. Jetzt stand Simon Bremm nur noch hier. Da fühlte er sich am Ärmel gezupft.

Neben Bremm stand Kaspar Dreis. Was ging den jungen Mann der alte Geizhals an, aber den Bremms zuliebe hatte er sich verpflichtet gefühlt, herüberzukommen nach Porten und mit zur Leiche zu gehen. Die beiden Männer hatten sich lange nicht gesehen.

„Ihr macht Euch rar,“ sagte Bremm und versuchte ein Lächeln. Er hatte den jungen Dreis gern; der war ein tüchtiger Jung', der beste von den drei Brüdern, und die zwei andern, die waren auch nicht schlecht. Das wäre wohl einer, dem er die Maria zur Frau geben möchte, wenn der sie verlangte. Aber der würde wohl schon vergeben sein, drüben gab's ebenso wie hüben in Porten, so wie allüberall, mehr ledige Mädchen als Burschen. Und der Kaspar war nach dem Tod seines Vaters nun selber Besitzer, hatte ein schönes Stück am Klosterberg drüben — beste Lage — und hatte wohl auch sonst noch was. Er fragte ja auch nicht einmal mehr nach der Maria. Der Vater wartete vergebens darauf. Aber nach dem Stand im Warmenberg fragte er ihn.

„Von drüben sieht et gut bei Euch aus,“ meinte Kaspar. „Wie seid Ihr zufrieden?“

„Gut," murmelte Bremm. Er fühlte sich plötzlich zurückgehalten, von dem zu sprechen, was seine Seele so niederdrückte. Der Dreis würde es ja ebensogut wissen, wie traurig es zur Zeit mit dem Weinhandel stand, wie doppelt schwer es jetzt für den Winzer war; so sagte er nur: „Aber ich wünscht' doch, et wär' manches anders."

„Dat wünscht' ich Euch und mir auch," sagte der junge Mann, sein eben noch heller Blick wurde dunkel. „Wir haben all jetzt nix zu lachen. Wohin man hört, überall datselbe. Ich war jetzt in Trier, bei der Versteigerung im Bürgerverein, genug Tische mit Proben, und Herren genug, probiert wurd' auch genug, aber gekauft hat kaum einer was. Und dabei war alles spottbillig — ein Schandpreis!"

Also auch der, auch der! Auch dieser junge Mensch fühlte schon das gleiche wie er, der soviel ältere. Bremm wurde vertraulicher. Ach, es tat doch wohl, sich auszusprechen mit einem, der gleichgesinnt war! Wie konnte er zufrieden sein, er, der ein schönes Fuder, ein ausgezeichnetes Fuder, eines, wie er noch nie eins gehabt hatte — golden wie alter Rheinwein und süß — im Keller liegen hatte und es doch nicht verkaufen konnte? Einundzwanziger — und den nicht verkaufen können! „Et is'n Schand'!"

Der Dreis nickte.

Bremm fuhr fort: „Et läßt mir keine Ruh', nit am Tag, nit in der Nacht, selbst bei der Arbeit nit, dat ich Zinsen zahlen muß zum Oktober. Dann sind auch grad' wieder die Steuern fällig. Wie soll ich dat alles bezahlen?"

Es lag etwas in den Augen des Älteren, das dem Jüngeren nahe ging. Teilnehmend sah er dem in das niedergeschlagene Gesicht: „Mit etwas könnt' ich Euch aushelfen. Ich steh' allein, für mich selber brauch' ich nit viel, und ich —"

„Nein, nein," unterbrach ihn der andere hastig und schüttelte erregt den Kopf, „ich borgen nit noch einmal. Borgen heißt noch mehr sorgen. Wozu is die Winzerkredithilf' denn da? Da muß ich mich eben da melden, wenn et mir auch blutsauer wird." Er seufzte tief. „Andre tun dat ja auch."

„Aber doch Ihr nit, doch Ihr nit!" Lebhaft werdend, legte ihm der Jüngere die Hand auf die Schulter. „Wat is denn Euch auch gedient mit den paar Mark, zweihundert im Höchstfall? Wißt Ihr wat, ich geb' Euch die siebenhundert Mark, die ich liegen hab'. Ihr gebt mir dat Geld wieder, wenn Ihr verkauft habt — et gibt dies Jahr einen ganz guten Herbst."

„Wat nutzt mir ein ganz guter Herbst — wir verkaufen ja doch nit." Bremm senkte den Kopf.

Mußte der herunter sein! Besorgt sah der junge Mann auf den düster vor sich hin Blickenden. Ein so ehrenwerter Mann, einer weit herum als fleißig und rechtlich bekannt und — es schoß Kaspar Dreis warm ins Gesicht, seine frischrote Farbe wurde noch röter — und der Vater von der Maria! Er spürte ein herzliches Verlangen, Bremm aufzurichten. Aber freilich, auf dem lastete es schwer, neben dem Pack Sorgen noch der andre Kummer: zwei Söhne damals im Krieg verloren und jetzt noch den dritten. Eine Wut kam über den jungen Winzer, wie er an den Joseph dachte.

Man wußte es überall, daß der Joseph Bremm aus Porten sich hatte anwerben lassen. Die Mutter hatte nicht Ruhe gelassen, als der Mann es nicht tun wollte, weil er sich schämte, war sie nach der Kreisstadt gefahren, bei den Behörden herumgelaufen, hatte geweint und gebeten. Der Herr Landrat hatte sie angehört, die arme Mutter dauerte ihn, aber leider Gottes — er zuckte die Achseln — war da nichts zu machen. Gewiß, er wollte nachforschen lassen . . .

So wütend Kaspar Dreis auf den Joseph war, den er unbesonnen, leichtsinnig schalt, einen ehrlosen Lumpen ohne Liebe für Heimat und Vaterland, so großes Mitleid hatte er mit den Eltern. Mit dem Vater noch mehr als mit der Mutter, denn für den Mann war es noch dazu eine Schande.

Sie gingen jetzt miteinander dem Warmenberg zu, unwillkürlich hatten sie den Weg dorthin genommen. Sie waren ganz allein. Da wagte es Kaspar endlich, nach der Maria zu fragen.

„Die Maria, die kömmt jetzt bald," antwortete Bremm. Er hob den Kopf nicht, sonst hätte er vielleicht bemerkt, daß es in den Augen des andern aufleuchtete.

„Für wie lang?" fragte der Kaspar.

„Die bleibt jetzt zu Haus."

Sie kam! Es verschlug ihm fast den Atem vor Überraschung und vor Grimm. Er haßte plötzlich. Haßte den, der ihm die Maria genommen — sein wäre sie doch geworden, wenn er geduldig gewartet hätte. Und ein höhnendes Lachen hätte er über sich selber anschlagen mögen, daß er wieder einmal der Dumme war. So dumm, dem Vater des Mädchens, das ihm untreu geworden war, noch seine Ersparnisse anzubieten. Ein Glück, daß der Bremm nicht gewollt hatte!

Aber der sagte jetzt, am Warmenberg an-

gelangt, in den sie nun hineingingen: „Wenn Ihr denn wirklich so gut sein wollt und mir borgen, dann nehm' ich et doch an. Ich mußt et ja annehmen. Denn, seht," — er wies mit der Hand rundum, und in seinen düstern Augen glomm ein Licht auf — „all die Trauben!"

Es hingen ihrer viele, kein Stock setzte aus, und sie waren gesund. Keine Beeren durch den Sauerwurm schwarz geworden oder sonstwie befallen, hingen dazwischen; und das Weinlaub war nicht verkrumpelt. Große, vollentwickelte Blätter zeigten ihr schimmerndes Grün unterm weißbläulichen Anhauch. „Dat wär' ja en Jammer," sagte Bremm und atmete auf.

Seit Bremm im Berg war, fühlte er sich freier. Er empfand plötzlich die Last nicht mehr so, die ihm auf der Seele lag. Er war zu mutlos gewesen, er war allein. Aber heute ging einer neben ihm, der ihm Mut gab. Wenn der junge Dreis ihm das vorstreckte, was er so herzlich, so dringend angeboten hatte, dann konnte er sich wieder rühren. Den Blick hebend und voll in das Gesicht des jungen Winzers sehend, sagte er, und ein Lächeln, wie sein Gesicht es lange nicht gezeigt hatte, huschte darüber hin und milderte dessen verschlossene Härte: „Ich danken Euch vielmals. Ich hoff', ich kann et Euch einmal vergelten, wat Ihr an mir tut, an mir — an meiner ganzen Familie!" Er faßte, wie plötzlich ergriffen von Rührung und Freude — Herrgott ja, er war nun erlöst, erlöst! — nach der Hand des Dreis und schüttelte sie kräftig: „Sie werden et Euch all' danken."

Alle — die Maria auch! Das schoß dem Kaspar blitzschnell durch den Kopf. Er vergaß völlig, daß er sich soeben noch einen Dummen geheißen hatte und die Maria untreu. Kräftig gab seine Hand den Druck zurück und kräftig klang seine Stimme: „Wir Winzer müssen zusammenhalten!" Und dann wagte er es, nun sicherer geworden, noch einmal nach dem Mädchen zu fragen, das heißt, doch nur ganz hintenherum: „Et is auch zuviel Arbeit für Euch allein. Euer Schwiegersohn, der müßt' tüchtig sein!" Er klopfte nur auf den Busch, aber da sprang auch der Hase gleich.

„Schwiegersohn?" Bremm sah verwundert aus, er wußte von keinem Schwiegersohn. „Schwiegersohn —?!" Wieder huschte ein Lächeln über sein Gesicht und machte es weicher, sein Blick traf voll und freundlich den jungen Mann. „Ja, den könnt' ich gebrauchen."

Weiter wurde nichts darüber gesprochen; aber sie wußten ja nun beide Bescheid. Als sie durch den ganzen Berg gegangen waren, den mit vollstem Interesse gemustert hatten, trennten sie sich unten am Dorf. Der Nachen des Dreis lag da an einem Stumpf festgemacht. Sie schüttelten sich noch einmal die Hände. Schon im Nachen stehend lüftete Dreis abschiednehmend seinen Hut, da sagte Bremm noch: „Anfang Oktober kömmt die Maria."

Und diese letzten paar Worte nahm Kaspar mit sich. Sie waren ihm wie eine Verheißung. Die Maria, die Maria, nun kam sie bald! Und sie hatte ja gar keinen Bräutigam — das wüßte ihr Vater doch — es gefiel ihr nur nicht mehr, fort von Hause zu sein. Ach, es würde wieder schön sein wie früher, sie war noch die gleiche, sie war ihm nicht untreu geworden! Untreu — was für ein Unsinn! Der Kaspar lächelte in sich hinein, als er mit langsamen Ruderschlägen zum andern Ufer hinüberglitt. Er war sehr glücklich. Den Brief des Mädchens hatte er ganz vergessen. — —

Auch Bremm war glücklich. Er kam mit einer Miene zum Mittagessen nach Haus, daß die Frau sich heimlich wunderte; sie war es nicht mehr gewohnt, daß ihr Mann so erheitert aussah, und sie verwunderte sich noch mehr, als er das Paulinchen in den Keller schickte nach etwas Besserem als nach dem Fluppes. Er hatte da noch ein paar Flaschen stehen, übrig geblieben vom Einundzwanziger. Sie waren ihm immer wie heilig gewesen.

„Anna, hol' du dir auch en Glas," sagte er heut. Er schenkte ihr ein. Die Kinder standen herum mit erstaunten Augen: das hatten sie noch nie gesehen, daß Vater und Mutter zusammen Wein tranken.

Bremm leerte sein Glas auf einen Zug. Er leckte mit der Zunge über die Lippen und holte dann tief Luft: ha, das war ein Labsal! Er schenkte sich wieder ein, und es durchrann ihn wohlig. Daß man sich das nicht immer gönnen konnte! Mit diesem Tropfen im Leibe sah man die Welt ganz anders an. Er fühlte, wie es ihm leicht ums Herz wurde.

Der Mann hatte schon das dritte Glas geleert, als die Frau noch am ersten nippte. Es war ihr so seltsam, daß sie hier mit ihrem Mann sitzen und Wein trinken sollte, so seltsam, wie er selber ihr seltsam vorkam. Seine Miene war aufgehellt, er sprach, er lachte sogar. Das erschreckte sie mehr, als daß es sie erfreute. Sie hatte ja so gar keinen Grund zum Sich-freuen! Und als sie wieder das Glas zum Munde hob, rann ihr eine Träne hinein.

Bremm sah es. „Daß ihr Weiber auch

immer heulen müßt! Freu' dich doch, dat ich emal vergnügt bin. Wat meinste, wenn uns' Maria den Kaspar Dreis heiraten tät, wär' dat nit en Freud'?"

„En Glück," sagte sie rasch. „En groß' Glück!" Sie wurde ganz rot. Hastig rückte sie ihrem Mann nah und faßte seine Hand, die im Takt auf den Tisch trommelte. „Sag' bloß, wie kommste dadrauf? Wer hat dat gesagt? Hat er et gesagt? Hat die Maria et gesagt? Ach, die is ja noch gar nit da — Jesus, ich bin wohl ganz dumm vor Freud'!" Sie hing an seinem Mund, sie drängte: „Sag' doch!" Das war ja ihr Herzenswunsch, eine Hoffnung, die sie schon lange heimlich genährt hatte.

Der Mann lächelte geheimnisvoll. Und dann, das letzte Glas der Flasche sich eingießend und rasch leerend, sagte er: „Und Geld zum Oktober hab' ich auch. Ich kann die Zinsen bezahlen. Ich kann die Steuern bezahlen. Ich kann alles bezahlen!"

Die Frau schlug die Hände zusammen. Es fiel ihr nicht einmal ein zu fragen: „Woher weißt du denn das von der Heirat — und woher hast du das Geld?" Es wurde ihr wacklig auf den Beinen, die Knie zitterten ihr, ihr war, als müßte sie auf die niederstürzen. ‚Du schickst uns Hilf' in unsrer Not — Kyrie eleison' — sie faltete die Hände.

★

Letzte Septembertage an der Mosel, so schön wie Tage im Süden. Nie ist der Himmel höher und blauer, die Sonne strahlender. Nie sind die Berge goldner.

Der Alte vom Berge saß oben auf seiner Bank, hinter ihm ragte das große Kreuz, fast drohend streckte es seine Arme und warf seine Schatten über ihn. Er aber saß behaglich, in vollstem Wohlgefühl, er hatte keine ernsten Gedanken. Er war voll freudiger Ungeduld, voll froher Erwartung: gestern war die Hochzeit des Sohnes in Berlin gefeiert worden, heute abend traf das junge Paar in Koblenz ein, und morgen waren sie bei ihm — nun würde e r feiern! Hier! Einen langen, wohlgefälligen Blick warf Herr Dousemont rundum; die junge Frau würde staunen. So etwas Schönes hatte die noch nicht vor Augen gehabt. So etwas Schönes gab es auch nicht anderswo. Er konnte es kaum abwarten, bis er sie hier heraufführte und ihr all das, all das zeigte. Schade, daß sein Heinrich kein unternehmenderer Geist war, daß der nur seine Doktorei im Kopf hatte und seine Edith, sonst würde der hier an der Mosel ein Hotel bauen, so groß und so mit allem Komfort, daß selbst die verwöhntesten Leute nichts daran aussetzen konnten. Dann würden sie kommen in Scharen. Hier auf dem Berg, den ein Aussichtstempel krönen mußte statt des Bethäuschens, würden sie die Aussicht bewundern, und all der Wein, der jetzt in den Kellern lagerte, wurde dann ausgetrunken. Eine schöne Idee, ein glücklicher Gedanke — aber freilich, ach nein, lieber nicht! In einer Aufwallung von Egoismus schüttelte sich Herr Dousemont: brrr! Das wäre ja schrecklich, wenn hier die vielen Fremden herumliefen, von seinem Berg die Aussicht bewunderten, von seinem Berg!

Im Haus unten war alles festlich. Lena hatte Kuchen gebacken, nach dem es buttrig und nach frischer Hefe roch. Sehr viele Kuchen, von allen Sorten: Zwetschenkuchen, Apfelkuchen, Weinbeerenkuchen und Knappkuchen. Aber auch noch feinere Torten mit Mürbteig und Cremefüllung und Mandelguß, Torten wie vom ersten Konditor. Heute noch sollte davon ausgetragen werden, jeder in der Nachbarschaft bekam sein Teil. Maria würde zu laufen haben. Und sie war doch schon so müde.

Wo war nur die Frische des Mädchens hin? Schon länger glaubte Herr Dousemont bemerkt zu haben, daß Maria verändert war, heute fiel es ihm besonders auf, wie blaß sie war. Gelblichblaß, als sei ihr die Galle ins Blut getreten.

„Du siehst nicht gut aus, Kind, fehlt dir was?" fragte besorgt Herr Dousemont. „Dat fehlte noch, dat du mir ausspanntest — die Lena is so schon verrückt."

„Sie können ganz ruhig sein," sagte das Mädchen und zeigte ein Lächeln, von dem die blassen Lippen jetzt breitgezogen wurden.

Maria kam Herrn Dousemont heute gar nicht mehr so hübsch vor — woher kam das nur? Die Züge waren doch noch die gleichen: das weiche Oval, die grade Nase, der gutgeschnittene Mund, das ganze stolze und zugleich liebliche Gesicht — und doch war es jetzt anders. Als sei eine rauhe Hand darüber gefahren und habe den Schmelz weggewischt. Auch der Glanz ihrer schönen dunklen Augen war nicht mehr da, sie waren stumpfer geworden. Herr Dousemont betrachtete sie ängstlich. Aber sie war munter und flink auf den Füßen trotz ihres schlechten Aussehens.

Nun war alles fertig, morgen kam dann nur noch die Blumendekoration: Myrtengrün und rote Rosen.

Nettchen Schmitz war entzückt. Herr Dousemont auch, selbst die Lena äußerte Beifall, nur Maria schwieg.

„Wunderschön," sagte Herr Dousemont

und sah Maria fragend an: die sagte ja gar nichts?

„Wunderschön," wiederholte das Mädchen gedankenlos. Es war Maria seltsam zumute, sie hätte laut heraus etwas schreien mögen und dann fortlaufen, so weit fort, daß niemand sie mehr wiederfand. Sie hatte sich doch zuviel zugemutet. Nun war es ihr, als könnte sie das nicht überleben. In das Festzimmer sollte sie treten, die schwere Schüssel auf den Händen, um die Festtafel sollte sie herumgehen, den Festgästen anbieten — ihm anbieten, seiner jungen Frau anbieten — würde sie's können? Würde sie die Schüssel nicht hinfallen lassen vor lauter Scham? Ach, nur lächeln, immer lächeln, damit niemand ihre Scham merkt! Daß sie sich so vergessen hatte! Jetzt war es ihr nicht mehr begreiflich. Die Verzauberung war von ihr gewichen; jetzt sah sie den Berg, durch den sie damals geschlichen waren in jener Nacht, in der Sterne zur Erde fielen und Leuchtkäferchen ihre Funken ins Dunkel streuten, ganz anders an: ein Berg wie alle andern Berge auch, ein Berg mit vielen Weinstöcken und oben auf ihm ein kleines Kapellchen. O weh, das Kapellchen! Sie stöhnte auf und barg das Gesicht in den Händen.

„Wat is ihr, wat is ihr?" fragte zu Tode erschrocken Herr Dousemont.

Nettchen hielt der halb Ohnmächtigen ein Glas Wasser an den Mund, Maria schluckte mechanisch. Und dann, dem Zusammenbrechen schon nahe, raffte sie sich doch wieder auf; sie nahm sich zusammen, sie lächelte wieder, und eine Spur von Farbe stieg in ihre wächsernen Wangen.

Herr Dousemont kam gleich mit Wein: „Da trink, trink! Dat is besser als Wasser!"

Aber sie stieß den Wein mit Ekel von sich: der war auch auf so einem Berg gewachsen, auf so einem Berg. „Et geht schon vorüber," sagte sie mühsam.

„Geh zu Bett, leg' dich nur gleich hin," drängte Herr Dousemont. Er stieß einen Seufzer aus: da hatte man's ja, nun spannte sie wahrhaftig doch aus. —

Aber sie spannte nicht aus. Im lichten rosa Kleid, das ihr Herr Dousemont vor der Ankunft des Sohnes geschenkt, in dem sie wie eine Maienrose vorm Spiegel der buckligen Näherin gestanden hatte, strahlend in unbefangener Heiterkeit, stand Maria heut vor der Gartentür. Sie sollte aufpassen; wenn sie das Auto tuten hörte, in dem das junge Paar von Koblenz kam, dann sollte sie zum Berg hinaufwinken, dann war's Zeit, daß Herr Dousemont den Befehl gab, dann krachten die Böller.

Drei mächtige Böllerschüsse, die im Berg ein grollendes Echo weckten, das sich zu andern Bergen fortpflanzte, so daß es lange noch nachgrollte, begrüßten das junge Paar. Der Alte schloß den Sohn sehr gerührt in die Arme, und der war auch gerührt: was hatte sein alter Herr alles angestellt, um ihn festlich zu empfangen! Alles blinkte und blitzte, an den Fenster wehten frisch gewaschene Gardinen, auf dem Türmchen oben die Fahne, um die Haustür wand sich eine Girlande von Grün mit leuchtenden Blumen: „Willkommen glückliches Paar." Im Flur, die Wände entlang, standen, wie zu Pfingsten die üblichen Maien, jetzt Tannen; sie waren frisch aus der Eifel geholt, sie dufteten stark und köstlich.

„Weihnachtlich," flüsterte die junge Frau und lächelte glücklich. War das hübsch hier!

Herr Dousemont wollte ihr, sich galanter Zeiten erinnernd, zuerst die Hand küssen, aber dann besann er sich. „O wat!" faßte die Schwiegertochter um und gab ihr einen derben Schmatz. Ein hübsches Frauchen! Mit der würde er sich schon gut verstehen. „Maria!" Wo steckte die denn? Maria sollte abnehmen helfen.

Sie kam nicht. Nettchen Schmitz kam statt ihrer; die verstand es auch besser, sie frisierte die junge Frau noch einmal schön und half ihr dann in ein festliches Kleid. Das weiße Kleid mit den Myrten war es nicht mehr, aber ein seidnes Kleid von lichtem Blau erregte Nettchens Bewunderung: ah, das war ein Kleid wie der helle Himmel, ein Kleid für eine, die glücklich ist.

Die bucklige Näherin war wie ausgetauscht. Niemand hatte sie früher so freundlich gesehn. Nicht daß sie voll lauter Heiterkeit gewesen wäre, aber sie hatte etwas still für sich Beglücktes — wie kam das nur? Wenn Nettchen jetzt in ihrer Stube saß, in der wie immer die Nähmaschine rasselte, wie immer die Stoffe herumlagen, war sie einsam wie immer, und doch nicht mehr einsam. Mit einem wundersam erblühenden Lächeln sah sie nieder in ihren Schoß. —

Nettchen Schmitz war fleißiger denn je, sie nahm alles an, was Verdienst brachte, und so war sie auch gern bereit gewesen, heute bei Dousemonts mitzuhelfen.

Es war Herrn Dousemont zwar ein Angang, am liebsten hätte er nur schöne Leute um sich gesehn, aber dies kleine Bückelchen war im Grund nicht übel. Eigentlich eine famose Person! Ihr Gebrechen war auch nicht so auffallend, und Augen hatte die im Kopf, kluge Augen. Sie übersah alles, und das war gut, denn



Der weite Weg. Gemälde von Paul Bürck

Maria war heute merkwürdig zerstreut. Es mußte ihr wohl noch nicht gut sein. Sie ging langsam und schwerfällig, nicht wie sonst flott und leicht, sie bewegte sich unfrei. Wie sie jetzt beim jungen Paar stand, die Schüssel anbot, war sogar ihr Lächeln verschwunden. Die hatten doch schon genommen, merkte sie das denn nicht? Noch immer hielt sie die Schüssel hin. „Sst, Maria" — Herr Dousemont winkte ihr von jenseits des Tisches — „weiter doch, weiter!"

Der junge Ehemann hatte höflich „Danke" gesagt. „Danke sehr" und nichts weiter. Für einen Augenblick hatte Maria seine Nähe verspürt, da regte sich eine Empfindung in ihr. Nicht die frühere mehr, aber eine, die an Leidenschaft jener ersten nichts nachgab; glühend wallte es ihr zum Herzen, glühend stieg es ihr zu Kopf, und doch färbten sich ihre Wangen nicht rot, sondern wurden nur noch blaßgelber, sie zitterte im Innersten vor Scham und Zorn. Scham über sich, Zorn über ihn.

Die Tafel war jetzt vorüber. Es war noch sommerlich warm, alle gingen hinaus in den Garten. Gott sei Dank, Gott sei Dank, sie konnte jetzt auf ihr Zimmer flüchten. Nur ein paar Augenblicke für sich sein! Niemand sah sie, jetzt durfte sie weinen. Und die Faust in den Mund gesteckt, daß sie nicht allzu laut schrie, warf sie sich winselnd über ihr Bett. — — —

Maria wußte nicht, wie lange sie schon so lag. Die Verzweiflung, die sie überfallen, war stärker als ihre Willenskraft und ihr Pflichtgefühl.

Etwas beugte sich über sie, eine Hand fühlte nach ihr. Aufs höchste erschrocken, fuhr sie aus dem Kissen.

„Bleiben Sie liegen, bleiben Sie nur ganz ruhig liegen," flüsterte es. „Ich hab' alles besorgt. Es vermißt Sie gar niemand." Das war Nettchens Stimme, ihre nicht durch schwere Arbeit hart gewordene, ganz weiche Hand. „Tröst' dich doch, Kind!" Sie strich über Marias glühendes Gesicht.

„Ach, Fräulein Nettchen!" Maria schluchzte von neuem auf.

„Ich weiß, ich weiß." Die beruhigende Stimme tröstete, die sanfte Hand streichelte weiter. „Et geht vorüber. Und et is doch nit so schlimm."

„Nit schlimm?" Jäh richtete sich Maria auf. In die Dunkelheit der Stube, in die durchs Fenster nur wenig dämmerndes Licht mehr von außen kam, sah Nettchen die schwarzen Augen funkeln; sie blickten wild. Und dann packte sich die Verzweifelte mit beiden Händen in die dichte Haarkrone und riß sich die Flechten herunter. Sie schrie: „Wat wird mein Vater sagen, wat meine Mutter?! Leut', die so auf sich halten. Wat werden se im Dorf bei uns sagen? Nee, ich gehn nit heim, ich kann nit nach Haus — o Jesus, Jesus, erbarm' du dich meiner — wo soll ich hingehn?"

„Nach Haus," sagte die ruhige Stimme. „Sei du froh, dat du'n zu Haus hast. Wart' ab. Et wird noch alles gut. Wenn dat Kindchen erst da is, dann freust du dich" — Maria zuckte zusammen — „o doch, dann freuste dich!" Beide Hände kreuzte die kleine Näherin über der Brust und streckte lauschend den Kopf vor, als horche sie schon auf einen leis tickenden Herzschlag.

„Woher — woher wissen Sie — dat?" Maria stieß es heraus, ohne Atem, stockend, stotternd, sie hob beide Hände an den Kopf und strich die verwirrten Haare zurück, aus weit aufgerissenen, erschrocknen Augen starrte sie die andre an.

Nettchen lächelte. „Dat merkt man doch."

„Merkt man — o du mein Heiland — merkt man dat schon?" Es klang wie ein Schrei des Entsetzens.

„Andre noch nit. Sei ruhig! Nur ich." Und Nettchen, beide Arme um das zitternde Mädchen schlingend, legte ihre kühlende Wange an dessen glühende Stirn. Sie sprach gelassen, blieb im selben ruhigen Tonfall, fast war's ein Flüstern, ohne viel Ton, die Stimme wurde nie laut, und doch war eine Macht in diesem Sprechen, eine Stärke, eine große Kraft.

Maria horchte auf, aber überzeugen konnte selbst diese Stimme sie nicht. Sie rang ihre Hände.

Nettchen flüsterte, hingegeben dem einen, sie ganz erfüllenden, mit schauernder Andacht heimsuchenden süßen Gedanken. Wie konnte es zugehen, daß jene verzweifelte? Sie machte es selig. „Ich werd' was haben, für das ich nun leb'! Ich bin nie mehr einsam — ein Kind, ich hab' ja mein eignes Kind!"

„Oh — — —!" Langgezogen ächzte Maria. Und dann fragte sie zitternd: „Wer is der Vater?"

Nettchen zuckte die Achseln: „Ich weiß nit." Als die andre zurückfuhr, lachte sie auf, kein leichtsinniges, nur ein unbekümmertes, helles, fast stolzes Lachen. „Wer? Woher? Ich weiß et nit. Gefragt hab' ich nit. Er war da und is wieder gegangen. Er kommt auch nie mehr. Aber beten will ich für ihn, solang ich leb'."

Das konnte Maria nicht verstehen. Sie sah die andre, ängstlich geworden, fast scheu von der Seite an: war die ganz bei sich?

Aber völlig vernünftig sagte jetzt Nett-

chen: „Nu komm aber, nu stehste auch auf, ja?" Sie zog Maria noch einmal an sich in einer liebevollen, fast schwesterlich warmen Regung und küßte sie. „Nu wasch' dir 't Gesicht, daß man 't nit sieht, daß du geweint hast. Ich mach' dir deine Haar' wieder. Und dann geschwind an die Arbeit, Maria! Ich helf' dir."

★

Langsam wanderte Maria Bremm von der Eisenbahnstation ihrem Dorf zu. Wenn ihr nur niemand begegnete! Niemand, dem sie Rede und Antwort stehen mußte. Das könnte sie nicht. Noch zitterte der Abschied heftig in ihr; es war ihr schwer geworden zu scheiden. Selbst die Lena war traurig gewesen, und Herr Dousemont hatte ihr die Hand auf die Schulter gelegt. „Halt' dich gesund, Maria! Besuch' uns auch bald mal wieder. Ich werd' mich immer freuen, — et is mir arg leid, daß du gehen mußt. Ich dacht', du würd'st solang bei mir bleiben, bis dich ein braver Mann zum Traualtar führt." Er hatte an den netten Menschen, den Dreis gedacht, aber er unterdrückte die Anspielung, sie vertrug ja kein Necken, er wollte sie zum Schluß nicht noch ärgern. „Aber zur Hochzeit komm' ich, da laden ich mich schon heut bei dir ein. Dann tanzen wir zwei den ersten Tanz. Und beim ersten Jungen, da bin ich Pate, dat bitt' ich mir aus!" Er versuchte mit einem herzhaften, lauten Lachen die Bewegung zu unterdrücken, die ihn überkommen hatte.

Oh, wenn der's wüßte! Es hatte sie schier zersprengt; Scham, Zorn, Abschiedsschmerz und Verzweiflung waren fast übermächtig in ihr. Aber es war ihr gelungen, das, was in ihr tobte, ihm nicht zu zeigen. Und dann hatte sie gemacht, daß sie schnell fortkam, sie hätte ihren Jammer nicht mehr verbergen können. „Schäm' dich," hatte gestern abend Nettchen noch zu ihr gesagt, als sie zwischen Hell und Dunkel zu der geschlüpft war, „schäm' dich, daß du so gar keinen Mut hast! Warum willste denen zu Haus denn nix davon sagen?"

„Oh nein, nein — nein, nein!"

„Du wirst et doch sagen!" Die Näherin hatte ihr sanft die Hände von dem Gesicht genommen und sie angelächelt. „Schrei nit so ‚Nein!' Sorg' für dein Kind beizeiten, daß du nachher nit dastehst und weißt nit, wohin mit ihm." Sie hatte den Finger erhoben. „Maria, Maria! Daß du dich einst nit zu verantworten hast vor der heiligen Jungfrau, vor der allerheiligsten Mutter Maria!" Nettchen war ernst geworden, fast feierlich.

Die hatte gut reden: „Sag's," die stand allein, hatte nach niemandem zu fragen. Und die war eben auch anders. Wie wär' es sonst möglich, sich noch zu freuen? Und die kannte nicht einmal den, von dem sie das Kind hatte. War die im Grunde nicht zu verachten? Nein, doch nicht! Nettchens ernste, fast feierliche Weise fiel Maria ein, und ihr stilles Frohsein — ach ja, ja, die war wirklich froh, die tat nicht nur so unbekümmert. Die hatte es ihr Leben lang schwer gehabt, so schwer mit dem Buckel, daß ihr *das* jetzt nicht mehr so schwer zu ertragen war. Aber mir, mir! Maria preßte im Weiterschreiten die Faust gegen die Stirn, hinter der es wühlte. Sie hatte keinen Buckel gehabt, frei von jedem Makel war sie auf die Welt gekommen — aber jetzt, Jesus Maria, jetzt war sie nicht ohne Makel mehr, jetzt hatte auch *sie* einen Buckel.

Die Wandernde preßte die Lippen fest aufeinander; Porten tauchte jetzt auf. Nein, es war nicht möglich, denen zu sagen, was sie selber erst nicht hatte begreifen können. *Die* würden es nie begreifen. Die würden sie verachten. Mußten sie auch verachten und mit vollem Recht. Verachtete sie sich selber denn nicht? Ja, o ja!

Mit einem Aufstöhnen setzte sich Maria am Grabenrand nieder; nur eine Viertelstunde noch, und sie war schon im Dorf — nein, sie konnte sich noch nicht entschließen, daheim einzutreten. Noch eine Weile warten, nur ein ganz kleines Weilchen noch!

Es dauerte lange, bis sie sich entschloß, noch die letzte Viertelstunde zu gehen. Wie hatte Nettchen gesagt? „Andre merken's noch nicht, kannst ganz ruhig sein." Gott sei Dank, da konnte sie es also doch wagen! Und sich gewaltsam aufraffend, kletterte sie jenseits der Chaussee vom Ufer herunter und wusch an der Mosel Gesicht und Hände. Lange kühlte sie sich die brennende Stirn und die Augen — ach, das tat ja so wohl!

Als Maria nun das Dorf erreicht hatte, war sie erfrischt und auch ruhiger. Nun fühlte sie es doch wie eine leis' kommende Freude, wieder zu Hause zu sein. — — —

Maria fand es anders daheim, als sie erwartet hatte: besser. Weshalb der Vater jetzt vergnügter war, wußte sie nicht, sie fragte auch nicht. Es ging ihm eben jetzt besser, und damit begnügte sie sich. Sie kam auch gleich in sehr viele Arbeit, die schlug wie Wellen über ihr zusammen, sie ging darin unter und war dessen froh. Und als die Weinberge geschlossen waren, ging man in den Rott.

Oben auf den Höhen, wo kein Wein mehr gedeiht — auch in den Hängen zwischen den

Reben gab es noch Streifen von Ödland, struppiges Gebüsch, Ginster und Brombeeren und wilde Rosen mit blutroten Hagebutten — da rodete man, schiffelte und brannte, um im nächsten Sommer ein wenig Roggen dort zu gewinnen. Mühselige Arbeit, halsbrecherisch steil, aber den, der Weinbergswege gewohnt ist, dünkt's nicht zu steil. Überall auf Moselbergen schiffelte man — Acker tat ja so not — überall sah man jetzt an grau sinkenden Herbstabenden gleich feurigen Augen Rottfeuer glimmen und Rauchwolken mit langen Zungen hinkriechen.

Simon Bremm und seine Jungen gingen mit Axt und Hacke auch in den Rott. Männerarbeit, aber Maria meinte, so gut wie Peter und Paul könne sie's auch. Sie versuchte es, doch bald erkannte sie, daß sie so schwere Arbeit nicht mehr leisten konnte. —

„Laßt Ihr Eure Maria mit in den Rott gehen?" fragte Kaspar Dreis den Bremm, als er den das nächste Mal traf, scheinbar zufällig — oder war es nicht zufällig? „Dat is doch zu schwer."

„Sie will doch partout," entschuldigte Bremm.

„Ihr dürft dat nit leiden."

Nein, das wollte er nun auch nicht. „Du gehst nit mehr mit in den Rott," sagte der Vater streng.

„Warum nit?" Sie wagte es, ihm zu widersprechen.

„Weil et sich für meine Tochter nit schickt. Der Kaspar Dreis hat ganz recht."

„Wat der weiß!" Sie warf den Kopf in den Nacken.

„Der weiß, wat sich gehört und wat sich nit gehört." Und Frau Bremm sagte noch schnell hinterher: „Wie sich der Dreis um uns' Maria kümmert! Dat is wirklich schön. Kömmt er uns dann nit besuchen? Er hat die Maria noch gar nit gesehn."

Nein, noch nicht! Gott sei gedankt, der Kaspar noch nicht! Warum lief sie denn weit hinaus auf die Ödländereien, warum hielt sie sich denn Sonntags immer im Haus, war noch nicht einmal den Stationsweg drüben herauf oder an der Mosel entlang gegangen? Sie fürchtete eine Begegnung mit ihm. Das Blut stieg ihr ins Gesicht, wenn sie ihn nur nennen hörte.

Aber sie traf ihn doch. Als sie am wenigsten an eine Begegnung dachte, stand er plötzlich vor ihr. Er kam von unten herauf, sie kam von oben herab; weit über ihnen schwelte der Rott, er sandte seinen Rauch auf sie herab, und das benahm ihnen den Atem.

Der junge Mann war so überrascht, daß er zuerst keinen ‚Guten Tag' hervorbrachte. Eine so hohe Glückswelle überflutete ihn, daß alles, was er an Grimm, an Eifersucht, an Beleidigtsein gefühlt hatte, in dieser Welle ertrank. In ihr Haus wäre er nicht gegangen, aber daß er sie hier, ungerufen, ungesucht antraf und dazu ganz allein, das war mehr als Glück. Stumm streckte er ihr die Hand entgegen, und dann erst brachte er es heraus: „Guten Tag, Maria!"

Sie hatte Vater und Brüdern das Essen hinaufgebracht, das Blechgeschirr, das sie heimtrug, klapperte, so fuhr sie zusammen. „Du —?!" Sie konnte ihm nicht ausweichen, der Weg war zu schmal.

„Wo willst du denn hin?" fragte sie mit bleichen Lippen.

„In die Eifel, mir Mädchen dingen zur Lese. Wie geht et dir, Maria?"

„Gut," sagte sie kurz. „Und dir?"

„Ich bin froh, dat du wieder hier bist, Maria." Er ließ ihre Hand noch nicht los.

Sie versuchte, ihn anzulächeln, aber das Lächeln mißlang ihr, es wurde nur eine Grimasse, in der sich ihr Mund verzog. Wenn er doch nur gleich weiterginge! „Da hast du's ja weit — noch en gut Stück bis dahin. Da mußte machen."

Aber er zeigte gar keine Eile. Kaspar fühlte, bis zum Jüngsten Tage hier stehen und das Mädchen ansehn, das möchte er.

Maria senkte die Lider. Es war ihr peinvoll, wie er sie ansah. Sie wandte sich ab. „Ich muß jetzt gehn."

Er legte die Hand auf ihren Arm, er hielt sie nicht fest, aber ihr war es, als würde sie festgehalten, sie blieb noch stehn.

Er sagte: „Warum hast du mir so häßlich geschrieben? Du hattest 'nen andern — sag' nein, Maria, sag' nein!" Heftig ergriff er ihre beiden Hände, brachte sein Gesicht ganz nah an das ihre. Alles, was er an Liebe für dieses Mädchen fühlte, an Treue, an Hingabe, war hineingepreßt in dieses angstvolle „Sag' nein."

„Nein." Eine Sekunde hatte sie mit der Antwort gezögert, dann es laut gesagt.

„Nein —?!" Er schrie ganz hell auf, es klang wie Jubel.

Sie aber machte sich unsanft frei. „Wat fällt dir ein? Wenn ich auch keinen andern hab', darum bin ich doch lang' noch nit dein. Wat ich dir geschrieben hab', dat bleibt stehn. Jetzt erst recht." Das letzte hatte sie ganz tonlos gesprochen und den Kopf dabei tief gesenkt.

Zitterte sie? Was war nur mit ihr? Plötzlich ernüchtert forschte der junge Mann mit seinem durch Liebe geschärften Blick.

„Hast du Kummer?" Er dachte, wie oft

sie früher alles, was sie an kindischem Kummer gefühlt, bei ihm ausgeschüttet hatte, und wie rasch er sie immer getröstet hatte — sollte es ihm nicht auch diesmal gelingen? „Sei doch nit traurig, Maria. Et is nix so schlimm in der Welt, dat et nit vorüberging. Sag' mir, warum du traurig bist, und dat hilft dir dann schon."

Sie schüttelte stumm verneinend den Kopf.

„Sag' mir, wer hat dir etwas getan? Der Teufel soll den holen. Sag' et mir doch!"

Sie schüttelte wieder stumm.

„Du willst mir't also nit sagen." Er holte tief Luft. „Dann muß et also wat Schreckliches sein."

„Nein, nein!" Abwehrend schrie sie, die freie Hand gegen ihn streckend, ihn traf ein entsetzter Blick. „Et is gar nix Schlimmes — ich — ich — ich bin nur so bös, dat ich nit mehr mit in den Rott gehn darf — und dadran bist du schuld!"

Er sah sie stumm einen Augenblick an: wirklich darum? Aber dann mußte er auflachen, trotzdem es ihm eigentlich gar nicht zum Lachen war: das war ja zu dumm! Doch die Maria konnte nicht lügen, sofort wieder ernst werdend, sagte er traurig: „Mir machste nix vor, Maria. Dafür kennen ich dich viel zu lang. Und viel zu gut. Und hab' dich zu lieb. Du bist ja nit bös — du bist mehr als das, ich weiß nit, wie ich et nennen soll, aber ich fühl' et. Du bist ja so anders, du bist in Unruh. Das Herz is dir schwer. Laß mich dir doch helfen!" Er hatte es, ängstlich geworden, über ihre Veränderung wahrhaft erschrocken, aus tiefster Seele heraus gesprochen, nun wartete er: würde sie jetzt etwas sagen?

Sie holte tief Luft, über ihr Gesicht jagte etwas, sie öffnete den Mund — jetzt — wollte sie jetzt sich aussprechen? Aber nur ein flüchtiges, trübes Lächeln huschte um ihren Mund, ihre Lippen schlossen sich wieder. Und dann, ihm kurz zunickend, ging sie schnell an ihm vorbei und ihres Wegs weiter.

Und er ließ sie gehen. Er hielt sie nicht länger zurück. Eine Bestürzung lähmte ihn: was, was war das mit ihr? Er stand wie vor den Kopf geschlagen. Es war etwas mit der Maria — aber was, was?!

*

Der Herbst dieses Jahres war eingeholt, die Lese vorüber. Wie der junge Winzer es schon eingeschätzt hatte: ein dreiviertel Herbst, so war's auch geworden. Man konnte mit der Menge zufrieden sein und auch mit der Reife.

Bei Kaspar Dreis drüben in Mundener Kellern fing es erst an zu gären, Simon Bremm war in diesem Jahr vorauf, er probierte schon den Federweißen. Er hatte es eilig: so rasch wie möglich verkaufen. Dies Jahr mußte er schon den Most verkaufen; er konnte nicht warten, bis der Wein so weit war; der Kommissionär würde den dann fertig machen. Das war ihm hart, aber für die Zuckerung und das Abwarten hatte er kein Geld übrig. Wenn nur der Feiden käme!

Aber der Feiden ließ sich nicht sehen und auch nichts von sich hören. Während der Lese hatten sich wohl ein paar Händler gezeigt, ganz kleine Leute, auf die man mit Verächtlichkeit sah. Denen es auf den Hacken brannte, die hatten freilich an die ihre Trauben verkauft, aber es wurde so wenig für den Zentner geboten, daß sich kaum das Lesen verlohnte. Eine Empörung über dieses Angebot bemächtigte sich der Winzer, statt der bei der Lese — und sei sie auch nicht glänzend — sonst allgemein gastlichen und heitren Stimmung, herrschte eine dumpfe, hinterhältige Verbitterung.

Anna Bremm sah ihren Mann jetzt manchesmal von der Seite an: was war mit ihm? Was lag in ihm wie auf der Lauer und wartete bloß auf einen Anstoß, um hervorzuspringen? Er hatte zu sehr gearbeitet, das war's, fast Übermenschliches geleistet in der letzten Zeit. Das rächte sich nun, seinen Kräften war zuviel zugemutet, an seinen Nerven war zulange gezerrt; nun brauchte er Schonung, Ruhe. Die konnte er ja jetzt haben; es lag nichts Dringendes vor, es waren keine Setzreben zu schneiden, denn er würde kein neues Gesetz anlegen in diesem Jahr, er sagte, er hätte so schon übergenug, was sollte er noch mit mehr leidigen Stöcken. Einen Dreck waren die wert! Die Frau hörte es immer mit Kummer, wenn er so sprach: war ihm der Weinberg verleidet? O weh, wenn das wäre, dann wäre es freilich besser, er schlüge alles los, und sie zögen fort, irgend wohin, wo man sie nicht kannte und nicht wußte, wie sie einst dagestanden hatten; dann mußten sie eben versuchen, sich durch irgend etwas anders ein kärgliches Brot zu erringen.

Wenn Anna Bremm solche Gedanken kamen, kommen mußten, denn der Mann war allzu unlustig, weinte sie bitterlich. „Was hast du?" fragte dann zuweilen Maria, aber sie fragte es ohne das richtige Mitgefühl; das merkte die Mutter und so schwieg sie. Was sollte sie auch die Tochter behelligen, die war ohnehin so ganz anders geworden, wurde dem Vater eigentlich

immer ähnlicher, war wie der so verschlossen. O, daß die heilige Jungfrau doch den Feiden herbrächte! Sehnsüchtig sah die Frau nach ihm aus. In diesem grauen verregneten Winter war der Gedanke an den vertrauten Kommissionär mit dem braungebrannten gutmütigen und doch verschlagenen Gesicht ein Ausblick wie auf die liebe Sonne. Aber die ließ sich ja auch nicht sehn, es regnete, regnete Tag und Nacht, und der Himmel war verhangen, als gäbe es keine Sonne mehr in der Welt.

Die Bremm saß in ihrer Küche und schälte Kartoffeln zum Mittag. O weh, die faulten arg bei der nassen Witterung! Mit Schrecken hatte sie eben gesehen, wie rasch die abnahmen: gut, daß sie dies Jahr kein Schwein hatten, das sie ihnen noch wegfraß. Bremm trat ein; sie merkte es gleich, daß er erregt war. Er ließ sich auf einen Schemel fallen und hing den Kopf auf die Brust. Mit finstern Augen stierte er vor sich; so saß er und saß.

Endlich hob er den Kopf und sprach. Er sprach ganz leise, sie mußte gut aufhorchen, daß sie ihn verstand. „Sie haben den Lösnich schon wieder sekiert — und, wat meinste, wat er nu hat zugeben müssen?!"

Sie zuckte die Achseln: der hatte wohl nicht viel mehr, was man ihm pfänden konnte.

Da schrie der Mann plötzlich so laut, daß sie erschrak: „Die Kuh, die Kuh haben sie ihm versteigert!"

Sie sah ihn sprachlos an: das konnte doch wohl nicht möglich sein, der hatte ja kleine Kinder, Kinder, die Milch noch so nötig brauchten. Ungläubig schüttelte sie den Kopf.

Aber Bremm sagte: „Ich hab' ihn selber gesprochen. War bei ihm drin. Die arme Frau sitzt und weint. Eine Gemeinheit, eine unerhörte Gemeinheit!" Man sah's, es kochte in ihm; er ballte die Fäuste. Ein paarmal rannte er in der Küche auf und ab, dann ging er hinaus.

An der ganzen Mosel stand es gleich schlecht mit dem Verkaufen; so wie Bremm warteten viele. Und im Rheingau und in der Pfalz sollte es ebenso sein, man las davon in der Zeitung. Simon Bremm dachte daran, was der junge Dreis damals zu ihm gesagt hatte, als er sich äußerlich und innerlich gesträubt hatte, dessen Darlehn anzunehmen: ‚Wir Winzer müssen zusammenhalten.' Ja, das müssen wir, dachte Bremm, und er überlegte, zu was es wohl führen könnte, wenn sie einmal alle zusammen vorstellig würden. Vereinzelte Notschreie waren schon oft genug laut geworden, aber sie waren verhallt. Ob ungehört? Es verlautete etwas von Verhandlungen im Reichstag, es sollten Abgeordnete ausgeschickt werden in die Weinbaugebiete, um sich zu informieren. Pah, was hatte das wohl für einen Zweck? Überall fanden sich noch einige große Leute, die die Abgeordneten zuvorkommend aufnahmen, es gab gut zu essen, noch besser zu trinken, mit rotglänzenden Gesichtern standen die Herren von der Tafel auf und fanden zuletzt, daß die Winzernot doch nicht so groß sei. Und sie war groß. Oh, daß die Herren von Berlin doch nur einmal einen einzigen Tag bei dem weniger großen, bei dem kleinen und kleinsten Winzer verweilten! In der kinderreichen Stube säßen, in der die Kleinen nicht Schuhe, nicht Strümpfe anhaben, auf dem kahlen, gestampften Lehmboden der Säugling ohne wärmendes Höschen mit nackten Schenkeln herumrutscht. So war's bei dem Lösnich, und so war es bei vielen. Oh, daß sie die Stufen hinabkröchen, die, finster und ausgetreten, in jene Keller führen, die nach nichts, nach gar nichts aussehen, und doch voll sind von Fässern mit Wein, von unverkäuflichem Wein. Was sollen uns die fünfundzwanzig Reichsmark pro Morgen, die die Winzerhilfe jedem zuweist, der Antrag drum stellt? Ein Bettelgroschen. Nicht betteln wollen wir., verkaufen wollen wir, verkaufen! Und sagt doch nicht: der Kleinbesitz, der ist unrentabel, der ist die Wurzel von allem Übel — damit gebt ihr jedem von uns einen Schlag ins Gesicht. Der Kleinbesitz soll keine Berechtigung haben, warum nicht? In Simon Bremm flammte es auf: hatte nicht der geringste Wurm das Anrecht, über die große Erde zu kriechen, der kleinste Vogel flog berechtigt frei in der weiten Luft — nur dem kleinen Winzer wollte man sein Plätzchen verwehren? Pah, nur so ein paar hundert Stöcke! Aber er hat sie ererbt. Und er hat nichts anderes erlernt, als sie zu betreuen. Und es liegt ihm im Blut — er kann sich kein anderes geben — das hat nun einmal die Liebe für sie. Seine paar Stöcke! Sie sind ihm aber sein Leben, nimmt man sie ihm, so schlägt man ihn tot.

Simon Bremm war nie ins Wirtshaus gegangen, jetzt ging er öfter dorthin. Wo sollten sich die Männer denn auch sonst treffen? Es regnete, es regnete, als wäre der Himmel droben ein Riesenbottich voll Wasser, der überlief. Kein Gewitterguß des Sommers war heftiger, und der hört binnen kurzem doch auf, laue Luft kommt und trocknet, aber jetzt war kein

Fußbreit trockenen Landes mehr da, vom Hunsrück, vom Hochwald, von der Eifel, auf der es um diese Zeit sonst längst hart gefroren war, auch moselaufwärts von den Vogesen strömten Bäche herab, die früher nicht da zu finden gewesen waren; sie strömten alle ins Moseltal. Und die Mosel machte sich breit, breiter als sie sonst gegen's Frühjahr war, wenn die Schneeschmelze begonnen hatte. Am Moselufer, wie wohl sonst noch um diese Zeit, hätten die Männer sich nicht besprechen können, sie mußten in das Wirtshaus gehen, wenn man zusammenkommen wollte. Und da war es auch warm. In den Stuben der Häuser wurde nicht geheizt, nur in den Küchen, und da drängten sich Frauen und Kinder zusammen.

In diesem Jahr hätte man mehr Feuerung gebrauchen können, in der Nässe froren die Menschen. Den Männern blieb es auch in der Wirtsstube kalt, trotzdem der Eisenofen rot glühte, und alle Viertelstunde einer die Ofentür aufriß und noch eine Schaufel Kohlen nachfeuerte. Wie Todeskälte kroch es sie alle an, wenn Simon Bremm ihnen klarlegte, wie traurig es um die Sache der Winzer stand. Wo war für die Interesse? In Berlin bei der Regierung? Man wollte es hoffen. Aber das war noch nicht genug; was sagte das ganze Deutschland dazu? Was sagten Sachsen, Pommern, Holstein, Ostpreußen, mußten die nicht wie aus einem Mund rufen: ‚Hilfe den Winzern!'?

„Die ziehn ihre Kartoffeln, die bauen ihr Korn, die haben kein Herz für uns," sagte Bremm traurig. Und alle nickten bekräftigend: so war es. Allein stand der Winzer, ganz abseits.

„Laß ihn verrecken," sagte der Lösnich mit bittrem Lachen, und der Nepomuk Reiter verstärkte das noch: „Je eher, je lieber. Dann sind ein paar Tausend Fresser weniger im Deutschen Reich, und der Bauer setzt desto mehr Fett an!"

Bremm hob wehrend die Hand. „Dem nehm' ich nix übel. Ich bedaueren et nur. Die, die ihn nit besser belehrt haben, nit dafür gesorgt, daß der Ackerbauer nit taub is, wenn der Weinbauer ‚Zu Hilf' schreit, die klagen wir an. Wir haben alle das gleiche Vaterland, wir müßten uns nur viel besser kennen."

Wenn Bremm ruhig sprach, blieben auch die anderen ruhig. Aber wenn's ihn hinriß, wenn er aus des Lösnich kahler Stube kam, wo die Frau kränkelte und das Brot seit schon fast einem Jahr auf Borg geholt werden mußte, wenn er selber, da er mit den letzten Steuern in Rückstand geraten war, fürchten mußte, gepfändet zu werden, dann sprach er heftig, und dann wurden die anderen noch viel heftiger.

„Wir lassen uns nix mehr gefallen. Winzer haben sich schon vormals zur Wehr setzen müssen, wir setzen uns nun wieder zur Wehr. Verfluchte Steuern! Wir lassen uns nit dat letzte auspressen für die!"

„Et soll nur wieder einer kommen und pfänden, den prügeln wir zum Dorf heraus!"

„Jawohl, dat tun wir!" Sie schrien alle wild durcheinander.

„Wenn wir unseren Wein verkaufen können," rief Bremm, „dann können wir auch Steuern bezahlen, und das wollen wir auch!"

„O wat!" Der Lösnich schrie ihn wütend an. „Alle rückständigen Steuern müssen niedergeschlagen werden, die fälligen müssen uns gestundet werden!"

„Der Staat sollte statt der paar Groschen Beihilf' einen ordentlichen Kredit geben," meinte nachdenklich Kaspar Dreis, der auch herübergekommen war.

Bremm nickte ihm zu: „Ja, dat is noch 'n Vorschlag! Einen Kredit, der et uns möglich macht, unsere Wirtschaft aufrechtzuerhalten."

„Bild' euch nix ein — so 'nen großen Kredit?! Haha!" Reiter höhnte. „Die werden sich hüten. Aber wat die Weinsteuer einbringt, dat müßten sie unter uns verteilen!"

Die Weinsteuer, hah, die Weinsteuer! Das Wort war gefallen. Die Weinsteuer, die war das Unglück! Sie brüllten alle auf: die mußte zu allererst weg, die war von allen Ungerechtigkeiten die allergrößte. Die verfluchte Weinsteuer, die ruinierte *noch* mehr als der Auslandswein, den man hereinließ. Wenn die Weinsteuer nicht fiel, dann —! Es erhoben sich drohende Fäuste.

„Beruhigt sie," flüsterte Kaspar Dreis, Simon Bremm am Ärmel zupfend. Und dann, als die Versammlung, unruhig scharrend und murrend auseinandergegangen war, und er mit dem Älteren noch für ein paar Augenblicke draußen im strömenden Regen stand, fragte er: „Meint Ihr, dat die Weinsteuer wirklich die Hauptschuld hat an der Winzernot? Ich meinen dat nicht. Aber ich lass' mich gern belehren, Ihr wißt et sicher besser."

„Ich weiß et auch nit," sagte Bremm leise. Und eine hilflose Traurigkeit verbreitete sich über sein Gesicht, über seinen ganzen Menschen.

(Schluß des Romans folgt)

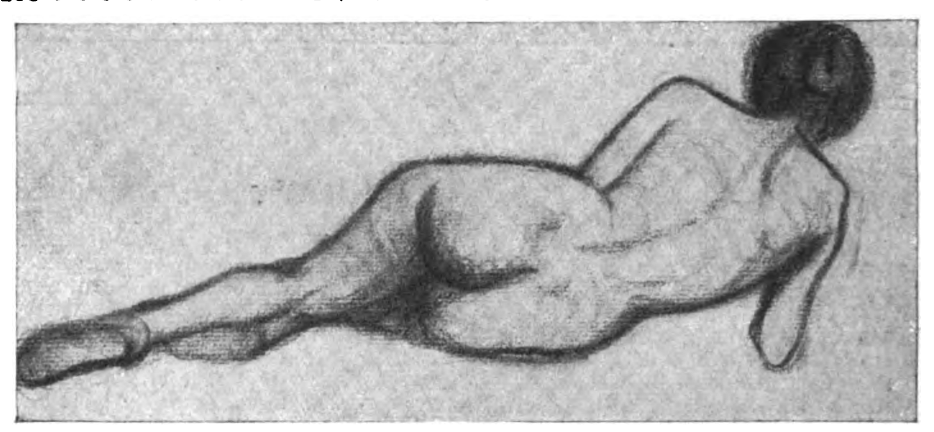
Paula Modersohn

Von Prof. Dr. Georg Biermann

Erst ganz allmählich wächst das Bild dieser Frau mit ihren Werken in das Bewußtsein unserer Gegenwart hinein, obwohl uns bereits zwanzig Jahre von ihrem Tode trennen. Als sie einunddreißigjährig am 20. November 1907 in Worpswede an den bösen Folgen ihres ersten Kindbetts starb, ahnten nur ganz wenige, daß mit dem Menschen zugleich auch ein seltener Künstler dahingegangen war, der uns ein Vermächtnis von nicht alltäglichem Werte hinterlassen sollte. Auf dem Höhepunkt erster mütterlicher Erfüllung, die für wenige Tage strahlendes Glück über die Seele dieser Frau ausbreitete, ward diesem seltenen Dasein einer schöpferischen Natur letzter Halt auf seiner Erdenbahn geboten.

Paula Becker, die im Jahre 1901 die zweite Gattin des Worpsweder Malers Otto Modersohn wurde, hat Briefe und Tagebuchblätter der Nachwelt hinterlassen, die, von der Mutter liebevoll gesammelt und zusammengetragen und von verständnisvoller Hand herausgegeben, heute eines der schönsten Künstlerbücher darstellen, das innerhalb der neueren deutschen Kunstgeschichte bekannt geworden ist. Auch ohne dieses Buch, das den Zauber jener Ursprünglichkeit besitzt, wie sie etwa ähnlich den ach soviel leidenschaftlicheren und zum Teil tragischeren Briefen van Goghs eignet, wäre die Kunst der Paula Modersohn eindeutig faßbar, schon weil sie im letzten einfach und wahr zugleich ist. Aber da dies Buch dennoch als ein Vermächtnis des Menschen besteht — und inzwischen wohl von Hunderttausenden gelesen wurde — gibt es die Möglichkeit, tiefer in die Seele dieser Frau hineinzuschauen und ihr Werk selbst auf der Stufenleiter des Gefühls, dem es entstiegen ist, frei von allem grüblerischen Drum und Dran zu erkennen. Dieses Werk selbst drängt sich in den engen Zeitraum von nur sieben Jahren zusammen, und ob es in dieser knappen Spanne zur letzten Entfaltung gekommen ist, scheint eine Frage, die heute wohl niemand beantworten möchte. Fast heimlich ist es geworden, fern vom Tagesstreit der Meinungen in der Stille gewachsen, so daß bei Lebzeiten der Künstlerin selbst die nächsten Verwandten kaum eine richtige Vorstellung vom Umfang und von der Bedeutung dieser Arbeit gehabt haben. Aber in den Briefen und Tagebuchblättern gewinnt es — oft nur zwischen den Zeilen — wie von ungefähr an Leben. Hier kann man es Schritt für Schritt verfolgen, wie sich Paula immer wieder müht, die große Einfachheit der Form zu finden, die ihr das Wunder in der Kunst zu sein scheint. Dazwischen sind die Blätter angefüllt mit all den kleinen Erlebnissen, die der Alltag bringt, und voll von den Eindrücken künstlerischer Art, die ihr am Anfang ihrer Laufbahn vornehmlich in Berlin, später reicher und abgeklärter noch in Paris begegnen, wo sie auch als Gattin Otto Modersohns oft Monate verbracht hat, um sich von der Stille der langen Herbst- und Wintertage im einsamen Worpswede zu erholen. Dieses Gegenüber der inbrünstig Suchenden mit den Denkmalen älterer Kunst und den Werken der Zeitgenossen öffnet immer wieder bedeutsam auch für uns den Blick in die Seele der Schöpferin, und so wenig wir heute vielleicht auch noch ihre Begeisterung für diese oder jene der damals viel besprochenen Erscheinungen zu teilen vermögen, immer fesselt die ganz persönliche Einstellung der Briefschreiberin zu den Dingen, die, wenn sie sie überhaupt ergriffen haben, fast nie den Verstand, sondern immer nur das Gefühl beschäftigen. Ja, das ist vor allem das Überraschende an der Wesensart dieser Frau, daß sie ein anderes Kriterium als das des Gefühlsmäßigen überhaupt nicht gelten läßt. Für sie ist auch die Wahrheit in der Kunst gleichbedeutend mit der Stärke des Gefühls, das den toten Dingen auf der Leinwand den lebendigen Odem Gottes zuträgt. So schreibt sie im Januar 1901 von Berlin aus an ihren Verlobten: „O, diese Tiefe in unseren Herzen! Sie war mir lange mit Nebeln verhüllt und ich kannte und ahnte sie wenig. Und nun ist es mir, als höbe jedes meiner inneren Erlebnisse diese Schleier, und ich täte einen Blick hinein in diese süße, zitternde Dunkelheit, die alles das in sich birgt, was es wert macht, ein Leben zu leben. — Ich fühle stark, wie alles Bisherige, was ich von meiner eigenen Kunst erträumte, noch lange nicht innerlich genug empfunden war. Es muß durch den ganzen Menschen gehen, durch jede Faser unseres Seins.“ Und dazu eine andere Stelle aus den Tagebuchblättern vom 1. Oktober 1902, die das eben Gesagte noch verstärkt, wenn sie für sich wie folgt notiert: „Ich glaube, man müßte beim Bildermalen gar nicht so an die Natur denken, wenigstens nicht bei der Konzeption des Bildes. Die Farbenskizze ganz so machen, wie man einst etwas in der Natur empfunden hat. Aber eine persönliche Empfindung ist die Hauptsache. Wenn ich die erst festgelegt habe, klar in Form und Farbe, dann muß ich von der Natur das hineinbringen, wodurch mein Bild natürlich wirkt, daß ein Laie gar nicht anders glaubt, als ich habe mein Bild vor der Natur gemalt.“

Das äußere Leben Paula Modersohns scheint fast ohne jede Erschütterung an ihrer Seele vorüberzugleiten. Einzige Tragik vielleicht die im Jahre 1906 erfolgte Trennung von ihrem Gatten, die aber auch nur vorübergehend war, da es dem Zureden guter



Aktstudie

Freunde gelang, die böse Bruchstelle in diesem Ehe- und Freundschaftsbunde zu kitten, so daß sich Paula willig in die alte Heimat zurückführen läßt, geleitet von dem wiedergefundenen Gatten, dem sie am Schluß ihres Lebens das einzige, sehnsüchtig erwartete, wie ein Wunder getragene und als höchste Erfüllung ihres Seins gepriesene Kind zurückläßt. In diesem Leben war die große Stille lebendig. Immer weit zurückgebogen in die Einsamkeit, gehen die Ereignisse an ihm vorüber. Nur einmal tönt es für Monate jubilierend laut heraus, als sie die Liebe überkommt zu dem späteren Gatten, und reiner und größer ist wohl nie das Glück einer Liebenden Sprache geworden wie in diesen kostbaren Briefen an ihren „König Rotbart", die ganz fortissimo sind und wie letzte Entladung eines Herzens, dessen unbestimmte Sehnsucht jetzt endlich die Erfüllung gefunden hat. Aber wie dann die Ehe den Bund der Herzen besiegelt hat, kommt die große Stille wieder zurück, und in der Osterwoche des nächsten Jahres vertraut sie ihrem Tagebuch diese Beichte an: „In meinem ersten Jahre der Ehe habe ich viel geweint und es kommen mir die Tränen oft wie in der Kindheit jene großen Tropfen. Sie kommen mir in der Musik und bei vielem Schönen, was mich bewegt. Ich lebe im letzten Sinne wohl ebenso einsam wie in meiner Kindheit. Diese Einsamkeit macht mich manchmal traurig und manchmal froh. Ich glaube, sie vertieft. Man lebt wenig dem äußeren Schein und der Anerkennung. Man lebt nach innen gewendet. Ich glaube, aus solchem Gefühl ging man früher ins Kloster — Und vielleicht ist diese Einsamkeit gut für meine Kunst, vielleicht wachsen ihr in dieser ernsten Stille die Flügel. Selig, selig, selig —"

Sie klagt das Leben nicht an, weil die Menschen sie so wenig verstehen und sie selbst den nächsten Anverwandten oftmals herbe erscheint, weil sie die billigen Worte der Gefühlsbeteuerung nicht mag, obwohl ihr Herz so voll mit Gefühl geladen ist, daß sie sich fast davor fürchtet. Aber den Freunden in Worpswede, dem Träumer Heinrich Vogeler, der das Leben wie ein Märchen sieht, dem Dichter Rilke und seiner späteren Gattin, der Bildhauerin Clara Westhoff, ist sie ein treuer Kamerad, obwohl auch die Freundschaft in ihrem Dasein nicht ohne Enttäuschungen war, und ganz zum Schluß ihres Lebens hat sie das große Glück, in dem damals noch in Paris schaffenden Bildhauer Bernhard Hoetger den Menschen zu finden, der ihr nicht nur künstlerisch die stärkste Anregung gibt, sondern auch der erste ist, der sich rückhaltlos zu ihrem Werk bekennt, eine Tatsache, die für Paula Modersohn unermeßliches Glück bedeutet, da bisher die wenigen tastenden Versuche an die Öffentlichkeit nur bittere Enttäuschung gebracht hatten. In der Tat gebührt Bernhard Hoetger das Verdienst, Paula Modersohn im eigentlichen Sinne entdeckt zu haben. Mit großer Liebe hat er sich des Vermächtnisses dieser Künstlerin angenommen und der Toten auf dem kleinen Friedhof am Abhang des Weyerberges, der Worpswede überragt, das schlichte Denkmal einer sterbenden Mutter errichtet, die halb aufgerichtet, neben sich das Neugeborene, das Antlitz voll geöffnet dem Himmelslicht entgegenhält, bevor es zurücksinkt in die dunkle Nacht der Ewigkeit.

Paula Becker war am 8. Februar 1876 in Dresden geboren als das dritte Kind ihres Vaters, des Baurats Becker, der als Ingenieur im Dienste der sächsischen Eisenbahn stand. Gustav Pauli schildert diesen „ernsthaften, gütig-stillen Mann mit den durchfurchten Zügen" von den Abenden her, da er mit Freunden die Sammlungen des Bremer Kupferstichkabinetts durchzunehmen pflegte. Er war in Odessa geboren, wo sein Vater als Rektor der Universität vorstand. Die Familie aber stammte aus Sachsen. Dagegen war Paulas Mutter als Tochter des Majors von Bultzingslöwen, der als letzter Kommandeur das 1866 aufgelöste Kontin-

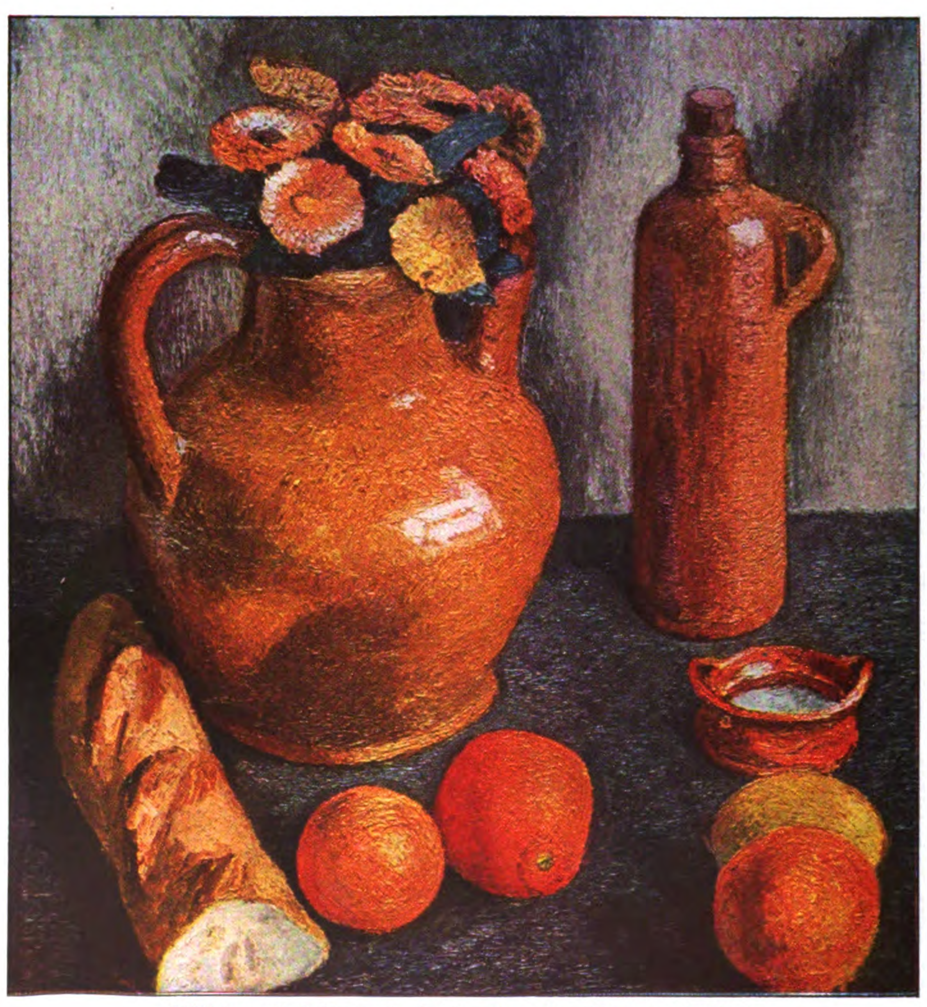
gent der Hansestadt Lübeck befehligte, Sproß einer alten Offiziersfamilie. Nach der Pensionierung siedelte der Baurat Becker im Jahre 1888 mit seiner Familie nach Bremen über, und diese alte norddeutsche Weserstadt blieb fortan die eigentliche Heimat Paulas, ja man möchte glauben, daß der Eindruck, der sich aus dem malerischen Bild von Kirchen und Gassen, aus der würzigen Seeluft selbst, die diesen Himmelsstrich durchzieht, der ersten, voll erwachten Jugend damals mitteilte, fest auch in der Folge in der Seele einer Paula Becker verhaftet blieb. Vor allem lernte sie damals bereits das weite, von Wasserläufen durchzogene Flachland kennen, das in weitem Bogen die alte Hansestadt umspannt und dessen schönster Punkt ganz zweifellos jenes norddeutsche Moorland ist, das die bläulich schwarze Hamme in Schleifen durchzieht, auf deren Wasser die dunklen Kähne mit bunten Segeln schaukeln, auf denen die Moorbauern des Worpsweder Landes den Torf zur nahen Stadt fahren. Hier in diesem Moor gibt es Farben, wie sie ähnlich kaum eine andere Gegend in Deutschland kennt. Seltsame exotische Sumpfvögel nisten in den feuchten Niederungen und vom Weyerberg, der einzigen hügelartigen Erhebung über diesem Boden, geht der Blick meilenweit über die von Birken und Kanälen durchzogene Ebene bis zum äußersten Horizont, wo Himmel und Erde in eins verwachsen. Während ihrer Schuljahre in Bremen hat Paula den Zeichenunterricht nicht anders als ihre Mitschülerinnen genossen. Erst als sie 1892 für ein halbes Jahr zu reichen Verwandten nach London geht, nimmt sie bei einem englischen Maler besonderen Unterricht, und den setzt sie auch fort, als sie nach Bremen zurückkehrt. Die Erlaubnis, sich ganz der Kunst als Lebensberuf widmen zu dürfen, erteilten ihr die Eltern aber erst, als sie bereits das zwanzigste Jahr erreicht hatte. Berlin war die erste Etappe. Und hier beginnen auch jene Briefe und Tagebuchblätter eigentlich erst im Sinne ihres menschlichen und künstlerischen Vermächtnisses. Zuerst ertönt der laute Jubelruf über die endlich errungene Freiheit. Sie besucht die Malschule bei Jeanne Bauch, lernt interessante Menschen kennen, registriert diese oder jene besondere Begebenheit, und ihr Selbstgefühl wächst, als Dettmann ihre Arbeiten korrigiert und ihr Mut macht. In der freien Zeit werden Berliner Sammlungen besucht. Immer greift sie ganz gefühlsmäßig die Dinge auf. Michelangelo, Rembrandt, aber auch Böcklin erregen ihre Phantasie. Man fühlt es deutlich, der Abstand zu den Dingen der Kunst, aber auch zu den Menschen ist erst gering, ihr Wille zu begreifen dafür um so stärker. Im Sommer des nächsten Jahres geht sie zu weiterem Studium nach Worpswede, wo Mackensen ihr Lehrer wird, dessen akademische Art sie aber doch im Grunde kalt läßt. Wichtiger wird für sie diesmal das Erlebnis der Natur, das immer wieder jubelnd hervorbricht, so wenn sie schreibt:



Alte Bäuerin mit Enten. Gemälde. Im Besitze von Otto Modersohn, Fischerhude

„Worpswede, Worpswede, Worpswede! Versunkene Glockenstimmung, Birken, Birken, Kiefern und alte Weiden. Schönes, braunes Moor, köstliches Braun. Die Kanäle mit den schwarzen Spiegelungen, asphaltschwarz. Die Hamme mit ihren dunklen Segeln; es ist ein Wunderland, ein Götterland.“ Dazu die Menschen ihrer ersten Umgebung, die auch noch die ihrer letzten sein sollten: Overbeck, Hans am Ende, Vogeler, der „Glückspilz“ und Märchenritter, und Modersohn! „Ich habe ihn erst einmal flüchtig gesehen, habe nur die Erinnerung an etwas Langes in braunem Anzug und an einen rötlichen Bart. Seine Landschaften, die ich auf Ausstellungen sah, haben tiefe Stimmung in sich; heiße, brütende Herbstsonne oder geheimnisvoll süßer Abend. — Ich möchte ihn kennenlernen, diesen Modersohn!“

Bei Mackensen malte sie vor allem Landschaftsstudien, arbeitete viel auch mit Kreide und farbiger Kohle nach dem lebenden Modell. Und das sind die Bauern, ihre Frauen und Kinder und der Alte im Armenhaus. Ihr Leben strömt eine Fülle aus, die wie Entladung eines lange Zurückgedämmten ist. Ihre Liebe zu der Natur gewinnt in ihren Aufzeichnungen etwas von bräutlicher Zärtlichkeit. Mit ihrer Freundin Clara Westhoff verträumt sie die Dämmerstunden, und an einem solchen Abend steigen die beiden sogar auf den Worpsweder Kirchturm und beginnen die Glocken zu läuten, was dem Pastor keineswegs gefallen will. In den nächsten Jahren ist sie abwechselnd in Berlin und Worpswede (1898 vorübergehend in Norwegen), bis Paris ihr im Januar 1900 zum erstenmal zum Erlebnis wird. Am Neujahrstag, noch im Zug, schreibt sie an ihre Lieben: „Eine Stunde vor Paris und mein Herz voller Erwartung ...“ Nach Überwindung der ersten Enttäuschung („Bis



Stilleben mit Selterswasserflasche. Gemälde Bremen, Kunsthalle

jetzt habe ich noch einen Horror vor der großen Stadt, und ein scheußliches Ameisengefühl steigt in mir auf") enthüllt sich ihr langsam das große Wunder dieser Stadt mit Louvre und Luxembourg, mit Cluny und den vielen Antiquarläden, die fast in jedem vierten Haus zu finden sind. Bei Cola Rossi, einem ehemaligen Modell, besucht sie die Malklasse. Dies neue Leben in der Seinestadt erfährt in ihren Briefen einen unverfälschten Niederschlag. Nicht alles ist gleichmäßig schön, aber schließlich überwindet doch der Zauber, den diese alte Kulturstätte ausstrahlt, das Häßliche und Schmutzige, dem sie auf Schritt und Tritt begegnet.



Alte Bäuerin mit über der Brust gekreuzten Händen. Gemälde. 1906—1907
Hamburg, Kunsthalle

Nach anderthalb Jahren Pariser Aufenthaltes muß sie sogleich nach Hause zurück. Sie hatte inzwischen Ende 1899 erstmalig in Bremen öffentlich ausgestellt und dort von der Kritik allerschärfste Ablehnung erfahren. Das mag den guten Eltern bitter zugesetzt haben, und nach ihrer Rückkehr erwog ihr Vater ernsthaft, ob es nicht besser sei, sie eine Stelle als Erzieherin annehmen zu lassen. Da kam Otto Modersohns Werbung, der ein Jahr zuvor Witwer geworden und dem die verstorbene Gattin die kleine Elsbeth zurückgelassen hatte. Und von diesem Tage an nahm der Lebensweg unserer Künstlerin die letzte entscheidende Wendung. Etwa dreiviertel Jahr später, am 25. Mai 1901, fand die Hochzeit statt. Wie sehr Paula Modersohn als Braut das Glück ihrer großen Liebe empfunden, wurde oben schon angedeutet. Auch in der ersten Zeit ihrer Gemeinsamkeit bricht immer wieder jene Dankbarkeit vor dem Schicksal durch, nunmehr die Lebensgefährtin eines geliebten Mannes zu sein. Dann überfällt sie hier und dort der Schatten des Alltäglichen. Man fühlt deutlich, daß sie aufrecht steht im Kampf der Gefühle. Und der Gatte ist klug genug und gibt dem Vogel im Käfig hin und wieder die Freiheit. Im Jahre 1903 darf sie wieder für drei Monate nach Paris. Aber schließlich packt sie doch die Sehnsucht nach Hause. „Ich kehre heim. Es packt mich auf einmal so, daß ich zu Euch muß und nach Worpswede — Liebster, am Sonnabend, vielleicht schon am Freitag bin ich bei Dir — Nun will ich eine Nacht in Münster bleiben (wo Modersohns Eltern wohnten) und dann zu Dir fliegen —" So schreibt sie am 17. März ihrem Gatten. Und kurz zuvor hat sie in ihrem Tagebuch unter dem 25. Februar noch dies künstlerische Bekenntnis niedergeschrieben: „Ich sehe sehr viel und komme, glaube ich, innerlich der Schönheit näher. In den letzten Tagen habe ich viel Form gefunden und gedacht. Ich stand bis jetzt der Antike sehr fremd gegenüber. Ich konnte sie wohl schön



Mädchen mit grüner Kette. Gemälde um 1904
Im Besitze von Otto Modersohn, Fischerhude

feinern. Ich will in Worpswede viel mehr zeichnen. Ich will mir die Armenhauskinder oder Familie A. oder Familie N. zu Gruppen stellen. Ich freue mich sehr auf die Arbeit, ich glaube, der Aufenthalt hier wird mir sehr gut getan haben."

Fast zwei volle Jahre bleibt Paula Modersohn jetzt wieder in Worpswede, und diese Zeit ist arm an schriftlichen Dokumenten. Man fühlt deutlich die Stille des im ganzen doch recht abgeschiedenen Daseins, so wenn sie ihrer Tante schreibt: „Es ist sonderbar, daß ich von Zeit zu Zeit eine so riesige Sehnsucht nach Paris bekomme. Das rührt wohl davon her, daß unser Leben sich hier meist nur aus inneren Erlebnissen zusammenbaut, da bekommt man manchmal starke Sehnsucht, äußeres Leben um sich her zu haben, aus dem man immer flüchten kann, wenn

finden, an und für sich; aber ich konnte kein Band finden von ihr zur modernen Kunst. Und nun habe ich es gefunden, und das heißt, glaube ich, ein Fortschritt. Ich fühle eine innere Verwandtschaft von der Antike zur Gotik, hauptsächlich die frühe Antike, und von der Gotik zu meinem Formempfinden.

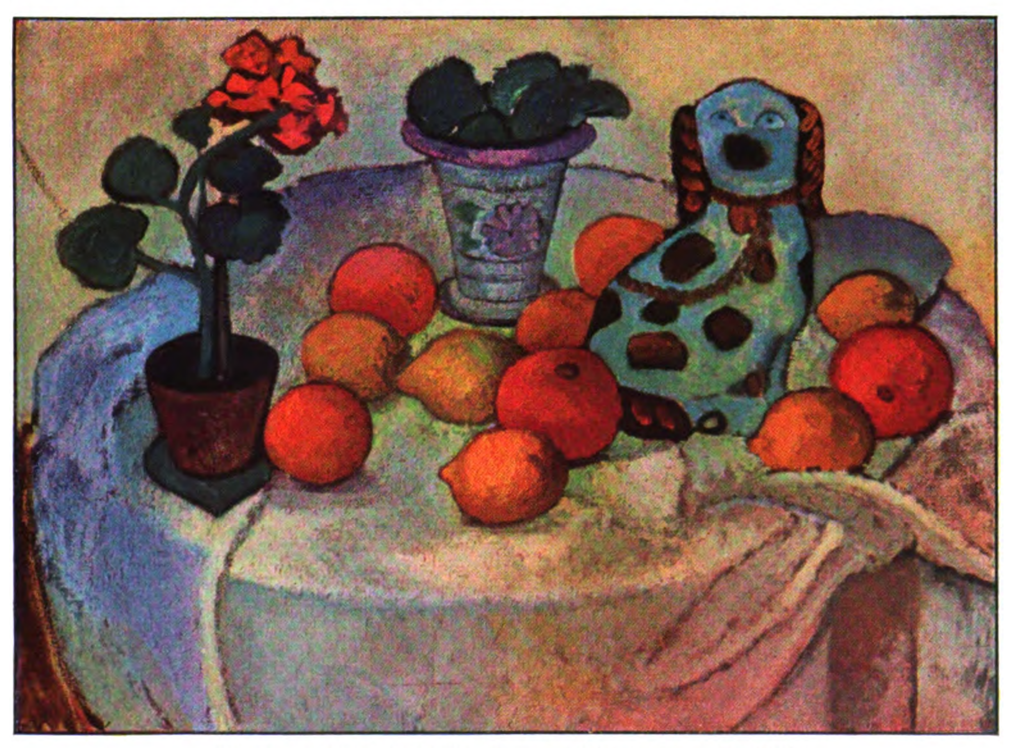
„Die große Einfachheit der Form, das ist etwas Wunderbares. Von jeher habe ich mich bemüht, den Köpfen, die ich malte oder zeichnete, die Einfachheit der Natur zu verleihen. Jetzt fühle ich tief, wie ich an den Köpfen der Antike lernen kann. Wie sind die einfach und groß gesehen! — Wie einfach in seinen Flächen solch ein antiker Mund erfaßt ist! Dann fühle ich, wie ich in der Zeichnung in der Natur viel merkwürdige Formen und Überschneidungen aufsuchen muß. Hier liegt das Gefühl des sich Ineinander- und Übereinanderschiebens der Dinge. Ich muß es nur achtsam ausbilden und ver-

man es gerne möchte." — Im Februar 1905 ist sie wieder in Paris, und als sie im April wieder nachhausekommt, findet sie es daheim wunderschön. Aber dann wird es wieder still, bis sie im Februar des nächsten Jahres die Trennung von ihrem Gatten vollzieht, dem sie von Paris aus schreibt: „Versuche, Dich an die Möglichkeit des Gedankens zu gewöhnen, daß unsere Leben auseinandergehen können." Was war vorgegangen? Niemand weiß es. Sie findet sich dann zum Gatten zurück, der ihr im Herbst nach Paris folgt und sie nach einem gemeinsamen arbeitsreichen Winter im Frühling wieder nach Worpswede bringt.

Ihr Werk umgreift eigentlich nur die Spanne von sieben Schaffensjahren; denn die Anfänge, die vor ihrer endgültigen Übersiedlung nach Worpswede liegen, sind nur schwer zu übersehen und wohl auch im ganzen kaum von Bedeutung. Und selbst inner-

halb dieser sieben Jahre ist die chronologische Einordnung des einzelnen Werkes deshalb nicht ganz leicht, weil Paula Modersohn nur ganz wenige Arbeiten datiert hat. Ausnahmen bilden allein solche Werke, die sich — wie bei den Porträts ihrer Freunde — leicht durch ihre Briefe näher bestimmen lassen. Nicht weniger schwer sind die Arbeiten der ersten Jahre zeitlich einzuordnen, weil diese noch ganz im Banne der Worpsweder Überlieferung stehen. Dagegen kann man unschwer eine Anzahl Stilleben, vor allem aber auch eine Reihe von figürlichen Darstellungen, die malerisch stark, ja zum Teil von geradezu monumentaler Haltung sind, unbedenklich für die letzte Pariser Zeit in Anspruch nehmen, soweit sie nicht schon durch die Mitteilungen der Freunde, vor allem Hoetgers, der diese Zeit durch eigenes Miterleben genau kennt, datengemäß fest bestimmbar sind.

Viel schwerer dagegen ist die Frage zu entscheiden, welche äußeren Einflüsse etwa — zumal in den letzten Jahren der Reife — direkt oder indirekt das Schaffen der Paula Modersohn mitbestimmt haben, und so sehr auch sonst Paulis schon erwähnte Monographie für das Werk dieser Künstlerin grundlegend ist, scheint es mir dennoch nicht richtig, in diesem Zusammenhang auf Gauguin oder gar Cézanne hinzuweisen. Im Gegenteil: ich empfinde die Eigenart und Größe einer Modersohn grade im Gegensatz zu den Arbeiten der Franzosen und halte dafür, daß es nicht zuletzt als ein vollgültiger Beweis für die Eigenart dieser schöpferischen Frau anzusprechen ist, daß sie — anders als so viele deutsche Maler der gleichen Zeit — ihre Selbständigkeit gegenüber der zeitgenössischen französischen Malerei rückhaltlos behauptet und daß sie bis in die letzte Faser ihrer Empfindung hinein restlos deutsch geblieben ist. Das heißt, deutsch im Sinne der Überlieferung unserer alten Meister und im Geiste des Formideals deutscher Gotik. Dafür zeugen vor allem ihre figürlichen Darstellungen, diese Gemälde mit den Männern und Frauen ihres norddeutschen Moors, die immer Schicksal eines Menschenlebens schlechthin sind und oft hieratisch groß ansprechen wie Bilder von biblischer Einfalt. Hier offenbart sich auch vor allem, wie sehr es einer Paula Modersohn im letzten immer nur um die große Ehrlichkeit zu tun war, die keine Zugeständnisse an irgendein Schönheitsideal machen kann, dafür tief hineinschaut in die Seele ihrer Modelle, dieser abgearbeiteten, müden Gestalten, die ein Leben voll von Entbehrung und Arbeit hinter sich brachten und deren von Runzeln durchfurchte Hände mehr vom Leben dieser Menschen — und vielleicht der Menschheit überhaupt — er-

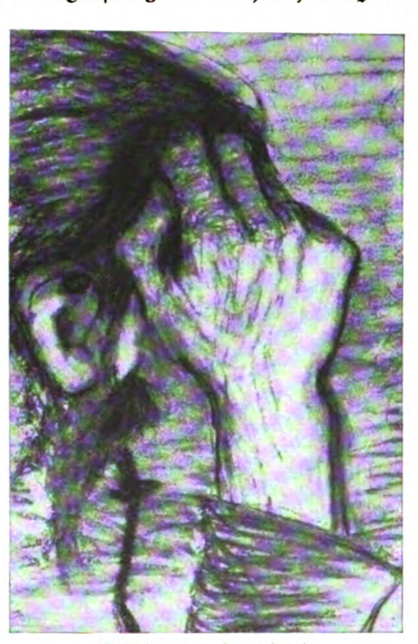


Stilleben mit Porzellanhund. Gemälde 1907. Bremen, Kunsthalle



Bummla Bumm Laterne ... Gemälde. Oldenburg, Landesmuseum

zählen als viele Dutzende jener glatten Porträts sogenannter Modemaler. Mag sein, daß diese Ehrlichkeit und Jenseitigkeit der Gesichte heute noch dem Geschmack der Zeit weniger liegt. Einmal wird man bestimmt diese Dinge lieben, wie man Cranach und Grünwald liebt, und wer sich erst ganz in diese Kunst hineingesehen hat, dem geht sie wie von selbst auf als etwas, das beinahe schicksalhaft im schweren Hintergrund dieser unserer Zeit und unseres Volkes verankert liegt. Man muß nur den Willen haben, die Schönheit nicht außerhalb der Kunst zu suchen, d. h. in dem billigen Drum und Dran der Effekte und darf nicht nur in der „Peinture" an sich, die immerzu der einzige Maßstab der Franzosen ist und die zu unserem so völlig anders gearteten Gefühl durchaus nicht passen will, das letzte Heil aller bildmäßigen Kunst sehen. Sicher hätte Hans von Marées, den Pauli auch unter den großen Anregern einer Modersohn nennt, viele Bilder unserer Künstlerin sehr geliebt. Dennoch darf man mit Recht bezweifeln, daß Paula Modersohn jemals mit Bewußtsein ein Werk dieses Deutsch-Römers gesehen hat, dessen eigentliche Entdeckung doch erst nach ihrem Tode Tatsache wurde. Kunstwissenschaftliche Tüftelei kann solchen Dingen gegenüber, die im letzten einfach sind, wirklich zu weit gehen, und ich finde, daß zumal einem so reinen und in sich logisch bedingten Gesamtwerk gegenüber jeder Hinweis auf Fremdes völlig abwegig ist.



Studie nach einer Hand

Wer hat vor einer Paula Modersohn die Seele und das wie von



Bauersfrau im Blumengarten. Gemälde. Bremen, Kunsthalle

Ewigkeit her bestimmte Dasein dieser Moorbauern ähnlich groß im Geiste des rein Menschlichen gestaltet? Doch nicht die sogenannten Worpsweder, die aus diesem Stück norddeutschen Bodens letzten Endes eine literarische Angelegenheit gemacht haben. Doch nicht Cézanne, der genau so mit dem Verstande konstruierte, wie Paula Modersohn mit dem Gefühl ergreift. Nein, dieser einfachen, stillen Kunst tut man im letzten bitter unrecht, wenn man für sie überhaupt irgendwie kunstgeschichtliche Parallelen sucht. Sie ist das und nicht mehr und nicht weniger, als was sie diese Frau selbst in ihren Briefen angesprochen hat, Summe des Gefühls, mit der ein Gegenstand von innen heraus begriffen wird. — Nach sogenannten Motiven aufgeteilt, kann man mit Pauli folgende Abteilungen unterscheiden: Selbstbildnisse, Bilder mit einer Figur, Bilder mit mehreren Figuren, Stilleben, Landschaften, Radierungen und Zeichnungen. Diese letzteren sind vor allem nicht zu entbehren, weil sie die Künstlerin in ihrem Wollen am reinsten vor Augen stellen. Denn sie sind meist erst tastende Versuche, die der späteren Bildgestaltung voranschreiten. Und wenn es sich dabei um Figuren wie die von Mutter und Kind handelt, dann fühlt man wie von ungefähr, bis zu welcher äußersten Kulmination von Gefühl eine Frau einem solchem

Motiv gegenüber überhaupt fähig ist. Die Selbstbildnisse dagegen erscheinen mir in ihrer Gesamtheit mehr als eine Folge rein malerisch-formaler Versuche, menschlicher Gestalt überhaupt Herr zu werden. Grade sie aber belegen unzweideutig die unbarmherzige Ehrlichkeit einer Paula Modersohn, sobald es sich eben um die Kunst schlechthin und nicht um das sogenannte Konterfei handelt. Das Porträt, das sind die Bauern und Bäuerinnen aus dem Moor, weil bei diesen hinter dem Augenblick immer irgendwie Ewiges aufleuchtet, das von Anbeginn der Welt an einfach da war.

Endlich noch ein Wort zu den Stilleben: Ich erinnere mich deutlich aus dem eigenen Leben, daß, als ich diese Bilder zum erstenmal vor vielen Jahren bei Hoetger sah, es mir anfangs nicht leicht wurde, das richtige Verhältnis zu ihnen zu finden. Ich hatte damals grade in Darmstadt die Sammlung Reber, die jene wunderbaren Cézannes besaß, auf der Mathildenhöhe ausgestellt und ihrem Katalog ein Vorwort geschrieben. Erst als dann die Erinnerung an den Franzosen langsam verblaßt war und ich eines Tages zum vielleicht zehnten Male wieder vor der Paula Modersohn stand, fielen mir — plötzlich die Schuppen von den Augen, und ich habe den Geruch dieser Früchte und Blumen empfunden, und mein Auge konnte sich seither nie satt genug trinken an diesen schwellenden, lebenerfüllten Formen, an der reifen Fülle dieser Farben, die aus der toten Natur etwas unsagbar Lebendiges gemacht hatten.

Seither aber ist mir Paula Modersohn wie ein großes Wunder deutscher Kunst eingegangen, und ich möchte wünschen, daß es vielen anderen deutschen Kunstfreunden ähnlich ergeht. Der Weg zu dieser Kunst ist gar nicht so schwer, wenn man nur einmal den Willen hat, selbst wieder ganz einfach zu empfinden und dem ursprünglichen Laut der Natur zu vertrauen. Überdies weist ja Paula Modersohn selbst den Weg, um ihren Werken im Sinne ihres Geistes gerecht zu werden. Man lese ihren schriftlichen Nachlaß, und dann trete man voll von dem Zauber dieses prachtvoll reinen Menschen vor ihre Bilder, und man wird fühlen, daß in dieser Frau Größe war und daß sich in ihr ein Schicksal verkörpert, von dem wir alle — zumal in dieser Zeit der Prüfungen — unendlich lernen können.



Bauernkind auf einem Stuhl sitzend. Gemälde. Bremen, Kunsthalle

Raffael als Zechpreller

Novelle von Waldemar Sommerfeldt

Ich wollte es nicht glauben. Er schwieg aber überlegen. „Die Forschung müßte nicht nur die Augen, sondern auch die Ohren gebrauchen lernen," sagte er schließlich. „Kurz vor seinem Tode erinnerte sich Don Bartolommeo der Geschichte, und zu schwach, um sie aufzuschreiben, vertraute er sie seinen Angehörigen an. Stolz auf die Verbindung mit dem jedem Italiener heiligen Namen erhob sein Geschlecht es zu einer Tradition, dieses Jugenderlebnis Raffaels von Generation zu Generation mündlich zu überliefern."

„Und wie kamen Sie dazu?" fragte ich ungläubig.

„Der letzte Nachkomme, ein Herr, den Sie nicht kennen, hat es mir erzählt. Mit ihm erlosch das Geschlecht."

„Und der Teller?" wandte ich schlau ein. „Einzig sein Vorhandensein könnte die Wahrheit der Anekdote bezeugen."

Er sah mich lange prüfend an. „Es gibt viele, die an das Groteske im Leben nicht glauben, bevor sie es nicht selbst erlebt haben," erwiderte er selbstbewußt. „Während des italienischen Feldzuges von Napoleon zersplitterte ein betrunkener französischer Kavallerieoberst den Teller an der Tonsur des Mönches, der ihm den kostbaren Schatz zu entreißen suchte. Es gab sogar eine Urkunde darüber: einen Brief des Abtes an seinen Bruder, einen Arzt in Messina. Dieses Dokument, 110 Jahre sorgsam gehütet, verbrannte dort 1908 während des schrecklichen Erdbebens."

Ich hatte keine Lust mehr zu streiten, zündete mir eine Zigarette an und starrte mit tiefsinnigem Gesicht gedankenlos auf meine Fußspitzen.

Aus dem Nichts der geistigen Leere schälten sich nach und nach, zuerst unbestimmt — verschwommen, die geographischen Umrisse Italiens heraus. Goldglühend entzündete sich plötzlich das Land, und auf seinem flammenden Hintergrunde erschien gespensterhaft der Schatten des Cesare Borgia in eng anliegender spanischer Tracht. Ein Blitz des genialen Jähzorns von Michelangelo zerschnitt die schreckliche Spannung und versank bindend im unergründlichen Lächeln Leonardos. Sie zeugten aber, gleich wie wenn ein Schneekristall in der Umarmung der Lavaglut zu einer Lilie würde, die Milde und die Verklärtheit Raffaels.

So war die Geschichte . . .

*

Als Raffael sechzehn Jahre alt war, befand er sich in Urbino in der Lehre von Messer Niccolino Pettinatti, einem ausgezeichneten Geschäftsmann und sehr mittelmäßigen Maler, bekannt unter dem Namen „il Topolino", das Mäuschen; denn er glich einer getreuen Übersetzung dieses Tierchens in die menschlichen Formen.

Ausgestattet mit vortrefflicher Schlauheit, war es ihm ein leichtes, den Sieg über die geistige Trägheit und Stumpfheit seiner Mitbürger davonzutragen, sich einen guten Ruf zu verschaffen und dadurch begabte und gut zahlende Schüler anzulocken. Er imponierte ihnen mit seinem technischen Können und stahl selbst den fähigsten unter ihnen die ihm mangelnden Ideen für seine eigenen Bilder.

Raffael lebte damals im Hause seines Vormundes, des Erzbischofs von Urbino, Don Bartolommeo, wohin er zwei Jahre nach dem Tode seines Vaters kam, da seine Stiefmutter wenig Verlangen in sich trug, den ihr gänzlich fremden und sonderbaren Knaben mit den wenigen Mitteln, die ihr zur Verfügung standen, zu erziehen.

Der gewissenhafte Vormund brachte Raffael, um das Werk seines Vaters fortzusetzen, in die Schule des Topolino. Und so ging der Jüngling Jahr für Jahr hin, einsam, unverstanden, mit einer unklaren, zäh und stetig wachsenden Sehnsucht nach einer Welt von sonderbar zarten und verklärten Formen.

Er glich damals mit seinem langen, biegsamen Hals, seinen herabfallenden braunen Haaren, die ein blumenhaft zartes Gesicht mit schwärmerischen, wie auf unsichtbare Fernen-gerichteten Augen umrahmten, eher einem ungewöhnlich schönen Mädchen. Seine auffallende Schüchternheit vergrößerte noch mehr diesen Eindruck und machte ihm das Leben unter seinen Mitschülern oft zur Qual.

Der Anführer einer tonangebenden Gruppe der jungen Maler hieß Giangaleazzo, dem Aussehen nach ein gewöhnlicher 20jähriger Durchschnittsbursche, dem man nichts Besonderes anmerken konnte, außer einem merkwürdig schweren, manchmal tierisch aufleuchtenden Blick. Unter seinem Gefolge verfügte er über eine unbedingte Autorität und, dank den rechtzeitig eingreifenden Dukaten seines Vaters, konnte er straflos bereits einige Morde und unzählige Schandtaten verüben. Es gab nur einen

Menschen, vor dem Giangaleazzo Respekt, vielleicht auch Angst hatte. Das war Jacopo Bomba, der Schankwirt.

Eines Tages erschien in Urbino ein finster aussehender Mann, von riesenhaftem Wuchs und herkulischem Körperbau. Ohne viel zu reden, zu fragen und zu erklären, kaufte er sich in der Nähe des Stadttores ein halb verfallenes Haus, richtete es eigenhändig ein und brachte darauf ein selbstbemaltes Schild an: ein korpulenter Vogel und die etwas schwankende Unterschrift „Zur weißen Taube" unterrichteten nach seiner Meinung die Bevölkerung genügend über den Grund seines Kommens.

Die klatschsüchtigen und neugierigen Urbinaten versuchten lange, aber vergeblich, hinter das Geheimnis dieses Mannes zu kommen. Seine Schweigsamkeit und Unangreifbarkeit waren stärker. Sie konnten nicht einmal erraten, welch einen merkwürdigen Dialekt er sprach, und wer das junge Mädchen war, das er mitgebracht hatte. Er nannte sie kurz Nichte, seltener Angela. Sie half ihm still und bescheiden in der Wirtschaft und war damals noch zu jung, um schön zu sein. Nichtsdestoweniger zog sie die Blicke der jungen Leute auf sich, und bei den üblen Sitten dieser Zeit war es nicht zu umgehen, daß einige anzügliche Bemerkungen und zotige Witze über sie fielen. Bei dieser Gelegenheit ereigneten sich zum erstenmal jene fürchterlichen Wutanfälle des Jacopo Bomba, die sogar die abgebrühten Urbinaten in Schreck versetzten.

Mit den Jahren wurde Jacopo immer wortkarger, die weiße Taube auf dem Schild durch die Schirocco-Stürme immer gelber und Angela immer schöner. Sie war blond, blauäugig und hatte sanfte, anmutige Bewegungen.

Dem Blick und der Begierde Giangaleazzos konnte sie auf die Dauer nicht entgehen. Gleich einem Geier zog er immer engere und engere Kreise um sie, bis er nach Überwindung der anfänglichen Verlegenheit zu seinem eigenen Erstaunen nicht auf solche Schwierigkeiten stieß, wie er erwartet hatte; schon bei den ersten Zusammenkünften merkte er, daß auf seine gewagten Witze der Madonnenblick oft einem görenhaften Ausdruck der Augen wich, und daß seine bewundernden Schmeicheleien zwar mit Erröten, aber immerhin huldvoll entgegengenommen wurden. Er glaubte sich schon nicht fern vom Ziel, als er plötzlich einer ziemlich schnellen rückläufigen Entwicklung ihrer Beziehungen gewahr wurde. Das konnte nach seinen Erfahrungen nur ein Nebenbuhler bewirken. Er legte sich auf die Lauer und stellte fest, daß es Raffael Santi sein müßte.

Eigentlich konnte er ihm nichts vorwerfen. Raffael erschien jeden Tag pünktlich zum Mittagessen, wurde von Angela oder Jacopo selbst bedient, machte höchstens einige Skizzen in sein Buch, bezahlte und ging. Giangaleazzo forschte weiter bei seinen Mitschülern nach und erfuhr, daß es der Meister Niccolino selbst war, der Raffael hingebracht hatte unter dem Vorwand, ihm damit den langen Weg nach Hause zum Essen zu ersparen.

‚Du fluchwürdige Maus,' dachte er sich, ‚du hast Angst, deinen Lieblingsschüler zu verlieren, deswegen verkuppelst du Raffael mit Angela!'

Was er nicht mit Worten, versuchte er nach altem Rezept mit Gewalt zu erreichen. Da er Angela nirgends mehr treffen konnte, drang er eines Abends in die Schenke, um sie zu entführen. Allein Jacopo erschien auf der Bildfläche, bevor er sein Pferd mit der Beute besteigen konnte. Als Jacopo begriff, um was es sich handelte, veränderte sich sein Gesicht in grauenerregender Weise: mit einem unartikulierten Gebrüll stürzte er sich auf Giangaleazzo, hob ihn in die Luft und warf ihn mit solcher Gewalt an die gegenüberliegende Hauswand der engen Gasse, daß er wie ein Ball von ihr abprallte und mit gebrochenem Nasen- und Schlüsselbein bewußtlos auf das Pflaster fiel.

*

Nach einem für Italien ungewöhnlich strengen Winter mit etwas Frost und Schnee brach der Frühling des Jahres 1499 über Nacht mit solcher Schnelligkeit und solch einer berückenden Schönheit herein, daß die Herzen der farbenverwöhnten Urbinaten sich ihm nicht verschließen konnten: sie sprachen ungefähr eine Woche darüber, und einige Kühnere verließen die Mauern der Stadt, um in die Berge zu wandern.

Mit viel Übertreibung und noch mehr Selbstbewußtsein berichteten sie nach ihrer Rückkehr, welchen schrecklichen Gefahren sie in den Schluchten und Felsen getrotzt hatten, über siegreiche Kämpfe mit nicht vorhandenen Banditen und erst zum Schluß, wie schön es dort oben gewesen war. Wenn die Sonne aufging, blitzte weit, weit im Osten, wie eine edle Damaszener Klinge aus dunkelblauem Stahl, der Streifen des Adriatischen Meeres auf; wenn sie unterging, hoben sich gegen den glühenden Himmel düster und drohend, den Gewitterwolken täuschend ähnlich, die schneebedeckten Gipfel der Apenninen ab. Was aber dazwischen

lag in Zeit und Raum, war nichts als betäubendes Leuchten, Singen, Blühen und Duften. Und als gar der Karneval hinzukam, verloren alle Urbinaten für einige Wochen die Besinnung.

Raffael und Jacopo Bomba waren die einzigen, die vom allgemeinen Taumel nicht erfaßt wurden.

Tag für Tag ging Jacopo ruhelos in seinem Schlafkämmerchen hin und her, schlug sich mit mächtigen Fäusten an die Brust und schrie: „Ich halte es nicht mehr aus. Es ist schon zehn Jahre her. Es war gerade um diese Zeit. Gott strafe mich, Gott strafe mich auf entsetzliche Art! Gott gebe mir einen qualvollen Tod! Wann, o Gott, schickst du mir den Tod? Was wird aber aus Angela? O armes Mädchen, wie tut sie mir leid!“

Währenddessen arbeitete Raffael fleißig an seinem Bild „Der Traum des Ritters“. Am letzten Tage des Karnevals, wo die Ausgelassenheit der Menschen nicht zu beschreibende Ausmaße erreicht hatte, stand Raffael bereits am frühen Morgen in der Werkstatt des Niccolino Pettinatti und ordnete mit Sorgfalt einen Strauß von farbenprächtigen, taubenetzten Frühlingsblumen, die er an diesem Tage gepflückt hatte, um sie nachher mit unendlich sicheren Pinselstrichen in die Hände einer lieblichen Frauengestalt zu legen. Im reichen Perlenschmuck näherte sie sich einem unter einem Bäumchen schlafenden, geharnischten Jüngling. Von der anderen Seite beeilte sich ein ernst blickendes Weib, ihr zuvorzukommen, ausgerüstet mit Schwert und Buch. Der Zeuge dieses stummen Kampfes, der Jüngling selbst, schlief seelenruhig weiter. Er ahnte nicht, wie nah und wie schrecklich ihm das Erwachen bevorstand.

Eine Stunde nach der anderen verging. Raffael dünkte sich vollkommen allein, genoß die Einsamkeit und das Glück des Schaffens. Inzwischen aber taten dem Meister Topolino vom langen Stehen bereits Beine und Rücken weh: hinter einer Türspalte versteckt, beobachtete er scharf jede Bewegung, jeden Gesichtsausdruck seines Schülers.

Ab und zu hörte Raffael zu malen auf, legte Pinsel und Palette beiseite und schlug eine große Mappe auf, die seine Entwürfe, Skizzen und Studien enthielt. Jedesmal entnahm er ihr ein und dasselbe Blatt, auf welchem der Kopf eines Mädchens in vier verschiedenen Stellungen abgebildet war. Soweit man nach einer Silberstiftzeichnung urteilen konnte, war es blond, von sanftem Gesichtsoval, mit regelmäßigen, beinahe klassischen Zügen. Das von oben fallende Licht ließ die demütig gesenkten Augen besonders plastisch hervortreten, die offenen Haare hielt ein gezacktes Band zusammen. Lange und unbeweglich sah er darauf, dann glitten seine Augen durch die verstaubten Glasscheiben sehnsüchtig zum blühenden Orangenbaum, der sich scharf gegen den dunkelblauen Himmel abhob, hörte plötzlich den Gesang der Vögel, die Musik und das Geschrei des Volkes in der Ferne und legte mit tiefem Seufzer das Blatt zurück.

Vor Vergnügen trippelte der Topolino hinter der Tür von einem Fuß auf den andern, rieb sich die Hände und flüsterte: „Er beißt an, er beißt an, er hat schon angebissen! Es war eine gute Idee von mir, die beiden zusammenzubringen.“

Er steckte seine dünnen, geschickten Ärmchen unter den das rundliche Bäuchlein umfassenden Gürtel, legte sein Gesicht von der Nasenspitze aus fächerförmig in unzählige Falten der gespanntesten Aufmerksamkeit und wollte schon seine unruhigen, punktförmigen Äuglein wieder gierig in die edle Gestalt seines Schülers hineinbohren, dessen Bewegungen sanft dahinfließenden, harmonischen Übergängen einer ruhigen, verklärten Melodie glichen, als von draußen plötzlich Stimmengewirr und rasche Schritte erklangen. Die Tür wurde aufgerissen, und eine Schar von wüstbrüllenden und grotesk verkleideten Masken drang in die Werkstatt ein.

Es war dem Meister Niccolino nicht schwer, in dem als Faun verkleideten Anführer der Bande nach Stimme und Gebärden Giangaleazzo zu erkennen. Ihn packte die Angst, er hob die Rockschöße seines langen Chitons in die Höhe und lief davon, so schnell, daß man seine Beine, wie bei einem Strandläufer, nicht mehr einzeln unterscheiden konnte; denn er wußte, was auch ihm bevorstand, wenn er in die Hände seiner Schüler fiele.

Seinem ersten Impuls folgend, wollte Raffael auch flüchten, sah aber das Zwecklose dieses Unternehmens ein. Erblaßt blieb er an seiner Staffelei stehen; die Mappe verdeckend. Er wurde sofort umringt, gepackt, wie ein Ball von einem zum anderen geworfen, bis er in der eisernen Umarmung des Fauns landete. Wollüstige, tierische Augen verschlangen ihn, eine alkoholdurchtränkte, haßerfüllte Stimme traf sein Gesicht: „Seht nur mal diese Mona Lisa an, das unschuldige Lämmlein, unser keusches Mädchen! Glaubt mir, er versteht auch, auf Abwege zu gehen.“ Dabei drückte er den Knaben so fest an sich, daß ihm bei-

nahe der Atem ausging. „Er ist vielleicht der schlaueste von uns allen. In stillen Gewässern halten sich auch Teufel auf, und der Fang ist dort am reichhaltigsten.“ Dann schleppte er Raffael auf eine Bank, und während die anderen den wie einen Bogen sich aufbäumenden Körper des Knaben an Armen und Beinen festhielten, nahm ihm Giangaleazzo das zierliche Geldbeutelchen vom Gürtel ab und hing dafür ein anderes, täuschend ähnliches an. „So,“ schrie er, „ich habe ihn gezüchtigt. Gehen wir weiter, die Memme wird gleich weinen. Dazu braucht er uns nicht!“ Und unter Hohngelächter, Schreien, Gesang verschwanden sie ebenso schnell, wie sie gekommen waren — ein Spuk, der tiefe Spuren in jungen, unberührten Seelen hinterläßt.

Raffael blieb zunächst ruhig, ihm war nur zumute, als ob man ihn in einen Sumpf untergetaucht hätte und er plötzlich dastände, bedeckt mit stinkendem Schlamme, unheimlichen Schlingpflanzen und widerlichen Kröten. Großes Verlangen sich zu reinigen ergriff ihn. Er konnte aber nur seine Haare und seine Kleidung in Ordnung bringen. Erst jetzt schnürte ihm ein Krampf die Kehle zu, und trotz seiner Gegenwehr fielen einige Tränen auf den schwarzen Samt seines Wamses. Da kam eine frauenhaft zarte, durchsichtige Hand und strich über sie hinweg. Es blieb nur eine kleine nasse Spur, die schnell trocknete.

‚Was hat dieser Giangaleazzo seit einiger Zeit gegen mich? Warum verfolgt er mich? Ich habe ihm doch nichts getan!‘ dachte er. Dunkel fühlte er, daß da vielleicht mit Angela irgendwelche Zusammenhänge bestünden. Er schielte nach der Mappe: sie lag unberührt auf dem Hocker neben der Staffelei.

★

Um in die „Weiße Taube“ zu kommen, brauchte man von der Werkstatt des Topolino nicht mehr als vier- bis fünfhundert Schritt zurückzulegen. An diesem Tage dauerte es aber viel länger als sonst, bis Raffael sie erreichen konnte.

Als einer, der nicht zu dieser Welt gehört, ging Raffael mit leichten, gemessenen Schritten, geschickt auf den mächtigen buckligen Pflastersteinen balancierend, die steile, krumme Gasse hinunter. Alles, was ihm auf dem Wege entgegenkam, der Straßenschmutz, die kleinen, winkligen Häuser, Straßenköter, herumziehende, kreischende Volkshaufen bildeten eine unbegründet-berechtigte Welt voll bizarrer Zerrissenheit im Gegensatz zu seiner Welt — der vollendeten Einheit und des musikalischen Ebenmaßes. Er hatte in der ersten nichts zu suchen und wich ihr deswegen, wo er nur konnte, aus. Einige Male versteckte er sich, um den Maskierten zu entgehen, in den Hausnischen, konnte aber nicht mehr verhindern, daß der große Festzug des Tages, der den Höhepunkt des Karnevals bildete, seinen Weg kreuzte.

Unter fürchterlichem Getöse von Trompeten und Pauken, im Bunde mit entweder völlig ausgetrockneten oder hoffnungslos überfeuchteten menschlichen Kehllauten, erschien im langsamen, gravitätischen Schritt eines Wüstenkamels ein riesenhafter Wagen, gezogen von zahlreichen Nixen und Faunen. Auf seinem erhöhten, blumengeschmückten Lager ruhten dicht nebeneinander ein notdürftig bekleidetes, üppiges Weib und ein schöngewachsener, gar prunkvoll gepanzerter Mann, beide bedeckt mit einem Netz und umgeben von einer phantastisch aufgeputzten, lebhaft gestikulierenden Maskenschar. In gänzlich unberechenbaren, absonderlichen Rhythmen ahmte der Wagen treu all die nicht unbedeutenden Unebenheiten des Weges nach, seine Insassen, von denen nicht alle das Gleichgewicht wahren konnten, dabei tüchtig durcheinanderschüttelnd. Das Ganze stellte „Die Überraschung der Venus durch die Götter“ dar.

An der Ecke, nicht weit vom Standplatz Raffaels, sprang plötzlich ein unglaublich dürres, eine dunkelrote Rose herumschwenkendes Schneiderlein auf den Wagen, um Venus dem Mars streitig zu machen. Es war dem letzteren nicht allzu schwer, den lüsternen Ritter von der Nadel hinunter zu befördern. Allein auf dem schwankenden Podest verlor er selbst das Gleichgewicht, und zum größten Ergötzen des Volkes folgte er mit kraftvollem Gepolter seinem Nebenbuhler nach.

Die allgemeine Verwirrung nützte ein frech aussehender Faun aus dem Gefolge aus, um rasch auf den Wagen zu springen und sich der Venus zu bemächtigen. Als er sich triumphierend umsah, entdeckte er eine jünglinghaft schlanke Gestalt, die anscheinend mit allen Kräften der Seele bestrebt war, im Schatten eines Hauses sich aufzulösen. Widerliches Lächeln umschwebte seine Lippen, und seine Augen blitzten unheilverkündend auf.

Raffael aber erkannte ihn nicht mehr. Seine Gesichtszüge machten in diesem Augenblick eine sonderbare Wandlung durch: das gewöhnlich Schüchtern-Zaghafte wurde rasch durch den Ausdruck einer vollkommenen Geistesabwesenheit verdrängt. Es war nur seine körperliche Erscheinung, die teilnahmlos allem Geschehen gegenüber dastand. Man

sah ihm deutlich an, daß all die grellen, sich aufdringlich anbietenden Licht- und Schallwellen der Außenwelt ohnmächtig an seiner Oberfläche abglitten, daß seine Augen durch die Herzen aller Menschen, aller Dinge, die letzten Horizonte durchbrechend, sich in der Unendlichkeit verloren. Wo war seine Seele? Wohl in allem, aber nicht im einzelnen. Unverständliche Worte bewegten seine Lippen, seine Hand griff mechanisch nach dem Skizzenbuch.

Wieder war er ein Ritter, diesmal der Ritter des Himmels selbst, Erzengel Michael. In glänzender Rüstung jagte er mit mächtigen Hieben seines Feuerschwertes die abstoßend schrecklichen Spukscharen des Teufels in die Flucht. Unheimliche Finsternis, durchzuckt von Schwefelflammen, in denen die Sünder brieten, umgab den Schauplatz des Kampfes. Immer neue Scharen stellten sich ihm entgegen, schließlich stürzte sich der Teufel selbst auf ihn — sonderbarerweise mit der faunischen Fratze des Giangaleazzo. Mit einem Schlag zwang er ihn aber nieder und stellte seinen gepanzerten Fuß auf das zuckende Ungeheuer.

Ist nicht das Traumhafte oft ebenso wirklich, wie das Wirkliche traumhaft? Als Raffael zu sich kam, war die Straße frei. Was aus dem Kampf um die Venus geworden war, das konnte er nicht sagen.

Beim Eintreten in die Schenke des Jacopo Bomba klopfte sein Herz ein wenig, denn er mußte an der Angela vorbeigehen und ihr guten Tag sagen. Er war heute nicht alleiniger Gast: in einer Ecke saßen beim Wein ein kugelrunder kleiner Dominikanermönch und ein vornehm aussehender Herr in den fünfziger Jahren, der Kleidung nach von jenseits der Apenninen. Nach dem Zustand ihrer müden, verstaubten Esel zu urteilen, hatten die beiden einen anstrengenden Bergritt hinter sich. Die Bruchstücke ihrer Unterhaltung verrieten, daß es sich um eine Reise in ein Bergkloster handelte, wo ein großes Altarbild gemalt werden sollte.

Aber weder darauf achtete Raffael, noch auf das, was ihm die Kunst Jacopos, der heute selbst bediente, vorgesetzt hatte. Kaum fertig, zog er ein Blatt hervor und fing mit Feuereifer an seiner ersten Madonnenstudie zu arbeiten an.

„Es ist kein Wunder, daß Italien an der ersten Stelle in Europa steht, was die Kunst betrifft," flüsterte der Mönch seinem Begleiter zu, auf Raffael weisend, „bei dem Fleiß der Schüler." Der Fremde nickte und betrachtete Raffael wohlgefällig.

Die ganze Zeit, seitdem sich Raffael und Angela kannten, war es zwischen ihnen nicht einmal zu den ersten sichtbaren Regungen einer keimenden Liebe gekommen: ihre Hände suchten sich nicht wie zufällig, wenn man gemeinsam irgendeinen Gegenstand ergriff, ihre Körper lehnten sich nicht wie unbeabsichtigt aneinander in der erheuchelten Aufmerksamkeit für ein Buch oder eine Zeichnung. Sie saßen meistens zusammen, wortlos und weit voneinander. Sie hatte immer etwas auszubessern, und Raffael entwarf nach ihr die ersten Madonnenköpfe in sein Skizzenbuch, das man jetzt unter der Bezeichnung „das venezianische" kennt.

Einmal aber, als sie allein waren, traf Angela ein breiter Sonnenstrahl. Sie hob ihr Antlitz und badete es in den Lichtfluten. „Die Sonne ist schön," sagte sie.

„Die Sonne, die mir aus Ihren Augen zurückstrahlt, ist schöner als alle Sonnen und Sterne des Himmels, Madonna." Er wunderte sich selbst, wie das einfach und selbstverständlich aus ihm herauskam. Nur tief innen, unsichtbar verborgen in der Brust, entstand eine süße, zitternde Spannung, die das Herz schneller treiben ließ und den Atem zusammenpreßte. „Ja, meine Augen sind blank," hörte er darauf. War das Verlegenheit oder Selbstüberzeugung? Er zeichnete stumm weiter.

Mit den Blicken aber sagten sie sich alle Dinge, die man in keine Worte, keine Gebärde kleiden kann, und waren glücklich in ihrer Liebe. Konnten denn die beiden wissen, daß sie ihm nur eine andere Welt vortäuschte, die ewig quälend, die höchsten aber nie erreichbaren Seligkeiten versprechend, ihn mit magischer Gewalt anzog, nach welcher er mit allen Kräften seiner Seele unbewußt die Arme ausstreckte und die er mit seinen geschlossenen Augen noch nicht sehen konnte . . .

„Bitte zahlen, Signor Raffaello," hörte er plötzlich das unterirdische Brummen Jacopos. „Es ist Zeit für Sie." In der Arbeit ganz verloren, merkte er nicht, daß die Sonne anfing, sich beträchtlich dem Horizont zu nähern. Mechanisch griff er nach seinem Geldbeutel, schnürte ihn auf . . . und sein Herz zuckte jäh zusammen, als er hineinsah: er war angefüllt mit allerhand wertlosen eisernen Abfällen, wie man sie in den Schmieden findet.

‚Giangaleazzo!' schoß es blitzartig durch seinen Kopf. Ein Schwächegefühl durchraste seinen ganzen Körper; das Blut wich aus dem Gesicht und kehrte dann mit solcher Schnelligkeit zurück, daß seine Stirn feucht wurde. Ein Zustand der vollkommenen Hilflosigkeit überkam ihn. Was tun? Wenn die Fremden und Angela nicht dagewesen

wären, hätte er vielleicht mit Jacopo geredet. Wahrscheinlich aber nicht, da die Situation zu beschämend, er selbst zu schüchtern und vor allen Dingen zu ängstlich vor einem Wutanfall Jacopos war. Er fühlte gebieterisch das Verlangen, den Raum, der mit einemmal so schicksalsschwer auf ihm lastete, auf irgendwelche Weise so schnell wie möglich zu verlassen. Am liebsten einfach davonlaufen. Später könnte er ihm noch immer das Geld schicken und erklären, wie es gekommen. Er blickte sich um. Jacopo drehte ihm grade seinen Nilpferdrücken zu. Angela war in die Arbeit vertieft, und die Fremden betrachteten interessiert einen Plan, der vor ihnen auf dem Tisch ausgebreitet lag. Niemand ahnte, welch schwere Kämpfe sich in der Seele des Knaben abspielten.

Sein Blick fiel zufällig auf einen sauberen Teller auf dem Tisch neben seinem Malkästchen. Er nahm ihn schnell herunter auf seine Knie, und ohne sich klare Rechenschaft darüber abzulegen, warum er das eigentlich tat, malte er darauf einen Golddukaten mit solcher Vollendung, daß jeder, der ihn sah, unwillkürlich nach ihm die Hand ausstrecken mußte. Dann stellte er den Teller zurück auf den Tisch.

Es gibt wohl keinen Menschen, der nicht einmal geträumt hätte, er müßte schnell laufen, entweder um als Rächer jemanden einzuholen oder schrecklichen Ungeheuern, schwarzen Stieren, bissigen Hunden oder widerlichen Affen zu entkommen; man macht die größten Anstrengungen, merkt aber zu seiner Qual, daß man kaum von der Stelle kommt.

So war es Raffael in Wirklichkeit zumute, als er sich zur Tür begab: jeden Schritt mußte er sich mit Mühe abringen, obwohl Jacopo jeden Augenblick den Betrug entdecken konnte. „Ich habe das Geld auf den Teller gelegt," sagte er im letzten Augenblick mit schwacher, belegter Stimme. Auf der Straße hatte er sich vorgenommen, sofort zu laufen, konnte es aber zu seinem eigenen Erstaunen nicht über einen gleichmäßigen, automatischen Schritt bringen.

Draußen schien die ganze Welt ganz sonderbar verändert. Die Vögel sangen weiter, aber nicht für ihn, die Sonne streichelte ihn nicht mehr als ihren besonderen Liebling, sondern drückte mit ihren Strahlen zum Zusammenbrechen auf seine Schultern, die Bäume machten sich gar lustig über ihn: sie bogen sich krumm vor Lachen im Winde.

Erst als er den dumpfen Knall der mächtig zugeworfenen Türe und schwere Tritte hinter sich hörte, fing er an zu laufen, konnte aber der auf ihn herabstürzenden Lawine nicht mehr entgehen. Er fühlte sich von hinten gepackt, herumgerissen, in die Höhe gehoben. Einen Augenblick lang befand er sich Auge in Auge mit einem in maßloser Wut verzerrten Gesicht. War es ein menschliches, war es ein tierisches? Es war der Affekt selbst, der plötzlich verkörperte, abstrakte Begriff der Menschen und Worte tötenden Tobsucht.

‚Komisch, daß ich sein Gesicht eigentlich zum erstenmal sehe,' ging's etwas schwer und bleiern durch Raffaels Kopf. Er sah haarscharf das ineinander verschlungene Netz von kleinen roten und blauen Äderchen auf den gedunsenen Backen und auf der plumpen, schwammigen Nase, eine über die ganze schweißbedeckte, gerötete Stirn schief verlaufende weiße Narbe, struppige graue Haare, roch den üblen, stoßweise ausgepreßten Atem aus dem durch einen Schnauzbart verhängten Munde. ‚Dahinter müssen schlechte Zähne sein,' dachte er. ‚Jetzt wirft er mich wie Giangaleazzo. Ich bin dann aber gleich tot.' Die Glieder waren ihm wie mit Blei ausgegossen. Auf der Stirn fühlte sich ein kühler Hauch. Jede Haarpore tat wie von einem Nadelstich weh.

Er blickte aber ruhig in die Augen dieses wortlos tobenden, vorsündflutigen Tieres. Da barst auseinander der trübe Schleier davor, da glätteten sich die Falten, da ergoß sich als erstes Zeichen des wiederkehrenden Menschentums eine mächtige Speichelbrause über Raffaels Gesicht. „Du elender Hund," folgte es nach, „auch du, auch du . . . Scheinheiliger, und ich habe dir geglaubt, Betrüger, Dieb! Komm nur mit, mein Söhnchen, wir sprechen noch miteinander." Er stellte ihn auf die Füße, ergriff ihn am linken Arm und hinten am Kragen und schleppte ihn, mit Püffen vor sich herstoßend, in die Schenke.

Man weiß nicht woher, aber meistens ist es bei solchen Vorfällen so, daß das Volk wie aus dem Boden gestampft plötzlich zur Stelle ist: zuerst die Kinder, dann die Weiber und im Hintergrund die Männer. „Einen Dieb, einen Dieb gefaßt," schrien die Kinder. „Haut den Dieb!" — „Was für ein feiner, vornehmer junger Mann," bedauerten ihn einige der Weiber, „er ist sicher aus guter Familie." — „Das ist doch der kleine Santi, es muß ein Irrtum sein!" schrie von hinten ein Mann, aber in dem Lärm hörte niemand auf ihn.

Vor der „Weißen Taube" angelangt, verscheuchte Jacopo mit einer einzigen Handbewegung die Nachdrängenden, den Knaben aber stieß er mit solcher Gewalt herein, daß

er in der Mitte des Zimmers auf den Knien zusammenbrach. Im Fallen löste sich aus seinem Skizzenbuche ein Blatt, und die kniende Madonna mit sanftem Antlitz und gefaltenen Händen flog dem Fremden, wie um Hilfe flehend, vor die Füße. Dieser, entschlossen zum Eingreifen, sprang auf. Hinter ihm erschien, neugierig und erschrocken zugleich, der Mönch, den Teller mit dem Dukaten, in dessen Besitz er sich in der allgemeinen Aufregung unbemerkt gesetzt hatte, unter seinem priesterlichen Gewand krampfhaft an die weiche Wölbung seines Bauches pressend.

„Mein Name ist Perugino. Laßt den Knaben in Ruhe. Hier ist Ihr Geld," sagte der Fremde mit ruhiger, wohltönender Stimme, die keinen Widerspruch zuließ. Der Name des überall tiefverehrten umbrischen Meisters und noch mehr das überreichliche Geld brachten Jacopos Zorn ins Schwanken. Unwillig trat er beiseite, um aus der Hauptperson der Handlung plötzlich zu einem Zuschauer herabzusinken.

„Ich dachte zuerst, du hast dem Mann einen üblen Karnevalsscherz gespielt. Nun sehe ich, du bist selbst Opfer eines solchen geworden," sprach Perugino zu Raffael, nachdem dieser ihn stotternd über den Sachverhalt aufgeklärt hatte.

Der Vorfall selbst verlor augenscheinlich für ihn rasch an Interesse. Sein ganzes Staunen richtete sich auf die Gestalt, die unschlüssig und verlegen vor ihm stand. Sein geübtes Auge umfaßte mit einem Blick die vollendete Sprache ihrer Formenharmonien. Ihn überkam plötzlich die Empfindung, als ob er den Jüngling schon gesehen hätte. War es nicht er selbst, der diese edlen, schlanken Linien, dieses sanfte, schöne Gesicht in seinen Werken schuf? Bewundernd, seinen Augen kaum trauend verglich er, wie groß tatsächlich die Ähnlichkeit zwischen Raffael und den Gebilden seiner eigenen schöpferischen Phantasie war. Ein machtvoller, zauberischer Zwang, der von Raffael ausging, schrieb ihm eine ganz bestimmte Handlungsweise vor.

Ihm folgend, hob er das Blatt mit der Madonna auf. „Bei wem bist du hier in der Lehre?" fragte er, nachdem er es längere Zeit betrachtet hatte. Als er den Namen des Niccolino Pettinatti hörte, konnte er ein Lächeln der Verachtung kaum unterdrücken. „Du bist eines besseren Lehrers wert," sprach er. „Willst du zu mir nach Perugia kommen? Ich fahre jetzt zurück, du kannst dann gleich mitreisen."

Auch Raffael befand sich vollkommen im Bann eines sonderbaren, schicksalshaften Willens, dem er unbedingt gehorchen mußte. Allein, als er sein Ja flüsterte, fühlte er mit lähmendem Schmerz, was für ein schweres Verbrechen er damit beging. (Was sollte er aber tun?) Erst beim Verlassen der „Weißen Taube" wagte er Angela anzusehen. Er sah noch — und das vergaß er nie — wie sie blaß, verstört die Hände in die Tischkante hineingekrallt, ihm mit dem starren Blick ihrer dunkelumränderten, weit aufgerissenen Augen folgte, und nickte ihr zu. (Er konnte in seiner Verzweiflung auf nichts anderes kommen.) O, wie überflüssig war dieses Nicken!

Drei Tage nach der Abreise Raffaels verschwand Angela. Eine Woche später wurde von dem wilden Gebirgsfluß in der Nähe der Stadt eine weibliche Leiche angespült.

Es war nicht mit Sicherheit festzustellen, ob ein Selbstmord vorlag, oder ob man ihr Gewalt angetan hatte, denn sie war durch die Hitze der letzten Zeit sehr weit in Verwesung fortgeschritten; außerdem war sie durch die schweren Stürze auf die Granitblöcke im steilen Flußbett stark entstellt.

Trotzdem konnte Jacopo Bomba in ihr unschwer seine Nichte erkennen. Man erzählte, daß er dabei, entgegen dem allgemeinen Erwarten, sich ruhig verhielt; nur soll er sich bläulich-schwarz verfärbt und am ganzen Leib gezittert haben. Einige wollten ihn den Namen Giangaleazzo haben flüstern hören.

Giangaleazzo aber, als er dies vernahm, raffte in großer Eile die notwendigsten Sachen zusammen und flüchtete — man hat nie erfahren, wohin — auf immer aus Urbino.

*

Gott! Schließlich wäre auf diese Weise das Leben Raffaels bis zu seinem siebzehnten Lebensjahre ganz gut aufgeklärt. Grade die Angaben von Vasari, daß Raffael bereits mit zwölf Jahren zu Perugino kam, werden von der kunstgeschichtlichen Forschung stark angezweifelt," sagte ich möglichst nachlässig, um meine innere Unsicherheit zu verbergen, und sah ihn an.

Er saß unbeweglich, wie vor einigen Minuten, den Blick auf die abziehenden, bläulich-roten Abendwolken gerichtet. Nur seine Mundwinkel verzogen sich, schien es mir, zu einem eben noch merkbaren Lächeln. Lachte er über meinen Glauben oder Unglauben? Wer kann es mir sagen? . . .

Wasserburgen des Münsterlandes

Von Peter Werland

Mit der Wiedergabe von 15 Zeichnungen Paul Geißlers

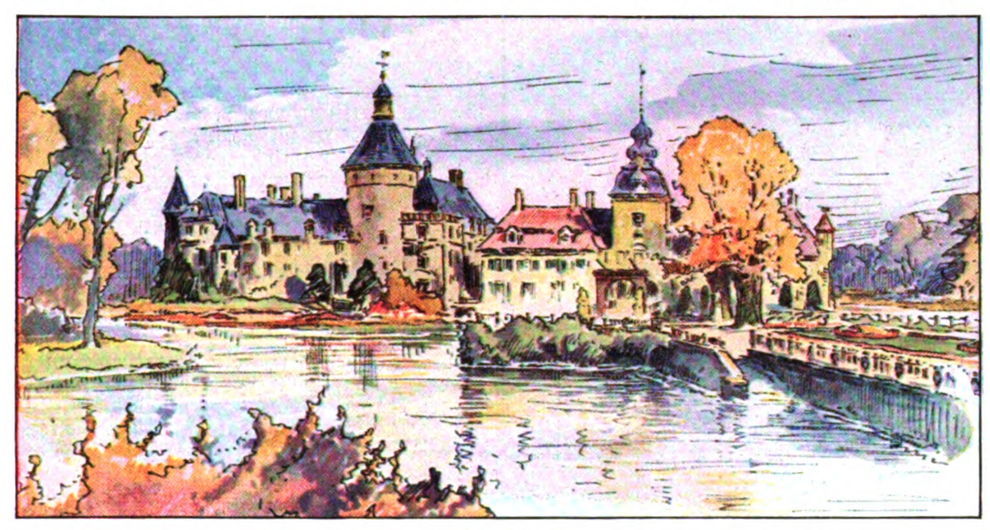
Das unverkennbare Streben unserer Zeit, statt der Kunst des Südens mit ihren starken, augenfälligen Reizen der stillen, bescheiden verborgenen, aber um so tiefer und nachhaltiger wirkenden Kunst des Nordens den Vorzug zu geben, hat auch in den Heiden und Kämpen des Münsterlandes mit seinen uralten Kirchen, seinen malerischen Städten und heimeligen Höfen so manches Edle, bisher gar nicht Beachtete gefunden, daß man immer wieder gefesselt wird von den eigenartigen, gar nicht geahnten Schönheiten, die dieses unscheinbare, kaum geöffnete Schatzkästchen deutschen Bodens bietet. Wenn auch allmählich dem Münsterländer selbst bewußt geworden ist, daß es auf seiner eigenen Scholle Burgen gibt, so weiß doch schon der gebildete Deutsche, daß gerade die Angehörigen des münsterländischen Adels — die Drosten, Galen und Korff, die Merveldt, Schmising, Ketteler und viele andere — als Ritter des Deutschen Ordens vor vielen Jahrhunderten deutsche Kultur getragen haben ins Land der Balten. Im Münsterlande saßen sie auf ihren festen Burgen, und von ihnen zogen sie aus, um als kraftvolle Träger deutscher Art und deutschen Wesens in Kurland, Livland und Estland der Großtat deutscher Kultur ein Denkmal zu setzen, das auch heute noch trotz aller Wechselfälle der Geschichte und Geschicke unvergänglich dasteht.

Meist liegen diese Burgen abseits der breiten Heerstraße in den sumpfigen Niederungen und Weitungen kleiner Flüsse auf mehreren kleinen Inseln, Pfahlroste sind die feste Grundlage, und auf ihnen erhebt sich ihr uraltes Mauerwerk und formt sich — nicht zuletzt durch die Zutaten späterer Jahrhunderte — zu Bauwerken von solcher Verschiedenheit des Charakters und so hohen malerischen Reizen, daß sie sich mit den stolzen Bergburgen des benachbarten Rheinlandes unbedingt messen können. Liegen sie auch, umgeben von einem nicht selten vierfachen Grabensystem, meistens allein, so finden wir sie doch in so großer Zahl, daß sich allein im Kreise Lüdinghausen über sechzig alte Burgen und Edelsitze nachweisen lassen. Führt uns doch beispielsweise ein Tagesspaziergang von gut dreißig Kilometern von Drensteinfurt zur Kreisstadt Lüdinghausen an nicht weniger als zehn Burgen und alten Schlössern vorüber.

In den älteren Zeiten liebte man es — wohl in der Fortbildung der alten Wallburgen — Rundburgen anzulegen. So entstanden Burgsteinfurt, urkundlich zuerst 1129 erwähnt, Gemen, bei dem schon in einer Urkunde von 1280 zwischen Ober- und Unterburg unterschieden wird, und Vischering, dessen gewaltige Mauern schon seit dem 13. Jahrhundert der Familie der Droste Schutz bieten bis auf den heutigen Tag. Meterdicke Bruchsteinmauern, oft mit Kieseln und Lavablöcken untermischt, bilden das in der Regel zweistöckige Mauerwerk, das die Insel der Hauptburg meist nur zu zwei Dritteln umschließt. Bei Vischering hat man sogar auf den Burgfried als letzte Zufluchtsstätte verzichtet; die Hauptburg selbst scheint ein einziger mächtiger Wehrturm zu sein, der auch da, wo der Ring der Gebäude unterbrochen ist, keine Scharte hat, sondern in der anderhalb Meter dicken Verbindungsmauer nur der Verteidigung dient. Der sparsame äußere Schmuck ist meist die Zutat späterer Jahrhunderte, ebenso wie die malerischen Turmdächer, die in dem weithin die Gegend beherrschenden „Ballturm“ der Burg Gemen einen besonders charakteristischen Vertreter haben. Keineswegs aber den kühnsten, denn in dem etwa zehn Kilometer davon entfernten Raesfeld des Kapuziners Michael von Gent ist der pittoreske Helm fast ebenso hoch, wie der in fünf Geschossen aufstrebende Hauptturm, insgesamt ein Bauwerk, das durch nichts treffender gekennzeichnet wird, wie durch das Wort Klapheds, der diesen mächtigen Turm einen „zu Stein gewordenen Trompetenstoß“ nennt.

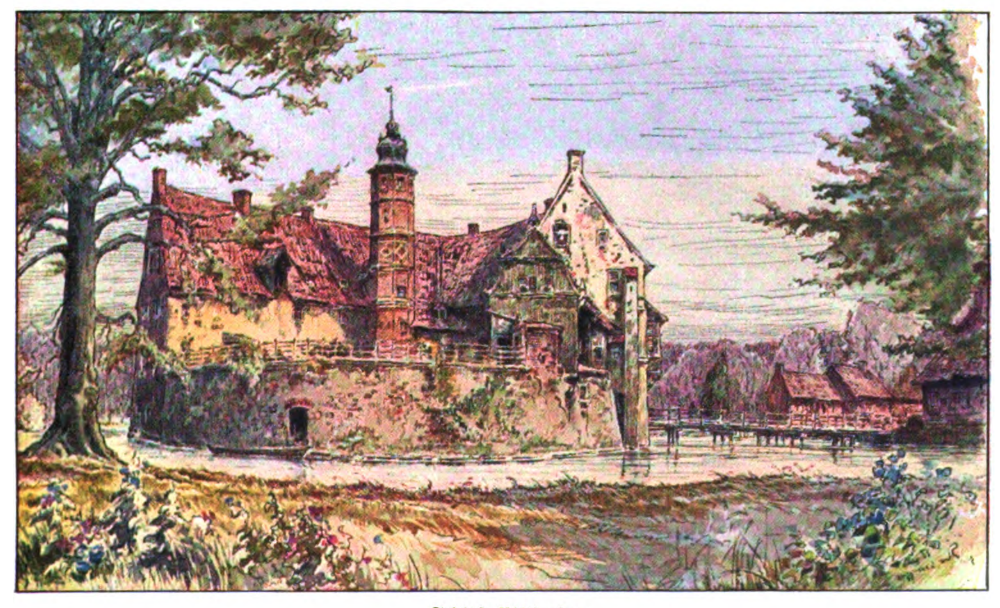
Die spätere Zeit schuf eine vierflügelige, in sich geschlossene Baumasse mit Binnenhof und festen Ecktürmen, wie es uns Westerwinkel zeigt, dessen Wall noch heute dem Beschauer den breiten Wassergraben verdeckt, aus dem das ganze Bauwerk fast schmucklos aufstrebt, ebenso wie die den Zugang zur Hauptburg schützende Vorburg. Hochgezogene Helme, die fast die gleiche Form zeigen, wie die des gleichfalls Merveldtschen Schlosses Lembeck, überragen die flach geneigten Satteldächer. Den Übergang zum Schloßtyp bildet Itlingen. Hier fügen sich dem Hauptbau zwei kurze Flügel an, die ihrerseits wieder an den äußeren Ecken von einem runden Wehrturm geschützt werden. Von drei Seiten aus einem breiten Wassergraben aufsteigend, liegt Itlingen da wie ein echtes Dornröschenschloß, von üppigem Geranke umwuchert, still träumend zwischen dem fast wild wachsenden Baumschlage.

Die Kunst der benachbarten Niederlande hat auf das Münsterland stets einen starken Einfluß ausgeübt, den tüchtige Baumeister in durchaus bodenständige Werte geschickt umzumünzen verstanden. So stehen namentlich zur Zeit der Renaissance und des Barocks die münsterländischen Burgen und Schloßbauten vollständig unter niederländischem Einflusse. Sattrote Ziegel treten an die Stelle des Bandsteins, dem seinerseits die Aufgabe zufällt, als heiteres Element Fenster, Türen und Tore zu umrahmen und, zu

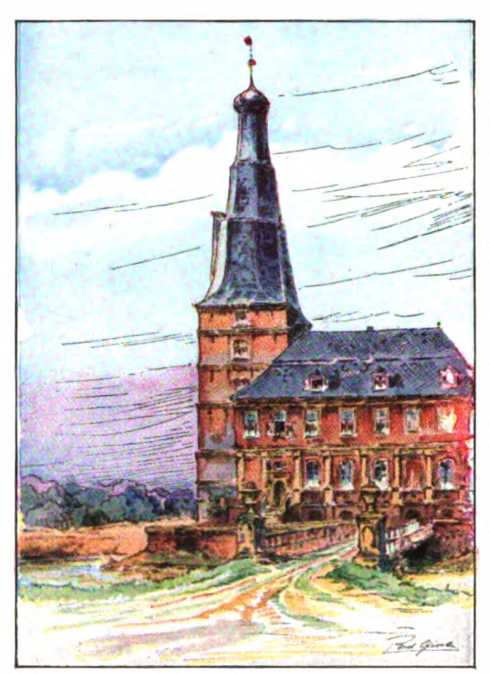


Schloß Anholt

Halbrädern oder Muscheln geformt, auf den abgetreppten Stufen der Giebel die in der gotischen Zeit geliebten, oft mit Krabben besetzten Fialen zu verdrängen und statt des heiteren Aufwärtsstrebens den Gebäuden den Charakter der Schwere, des mit dem Heimatboden Verwachsenseins aufzuprägen. Besonderen Wert legte man auf die heitere Ausgestaltung der Erker, wohl hauptsächlich unter dem Einflusse der italienischen Renaissance. Das typische Beispiel des Überganges von der Gotik der Renaissance ist der schöne Drostenhof in Wolbeck, der auch heute noch seinen Charakter als ehemalige Wasserburg nicht verleugnen kann. Einen eigentümlichen Reiz gibt ihm und manchen anderen Gebäuden seiner Zeit die Ziegelsteinmosaik, die dem stolzen Torhause des Dren-steinfurter Schlosses eine so frische Note verleiht und an dem wuchtig-trutzigen Torhause der alten Burg Bying die köstlichste Verwendung gefunden hat, in zwei über der Durchfahrt die Wandfläche belebenden ballspielenden Landsknechten. Dem Fialenschmuck der Treppengiebel begegnen wir in dem wiederhergestellten Schlosse Heeßen. Auch zieren gotische Eckfialen das Herrenhaus von Klein-Schonebeck, das über das Feld hin-

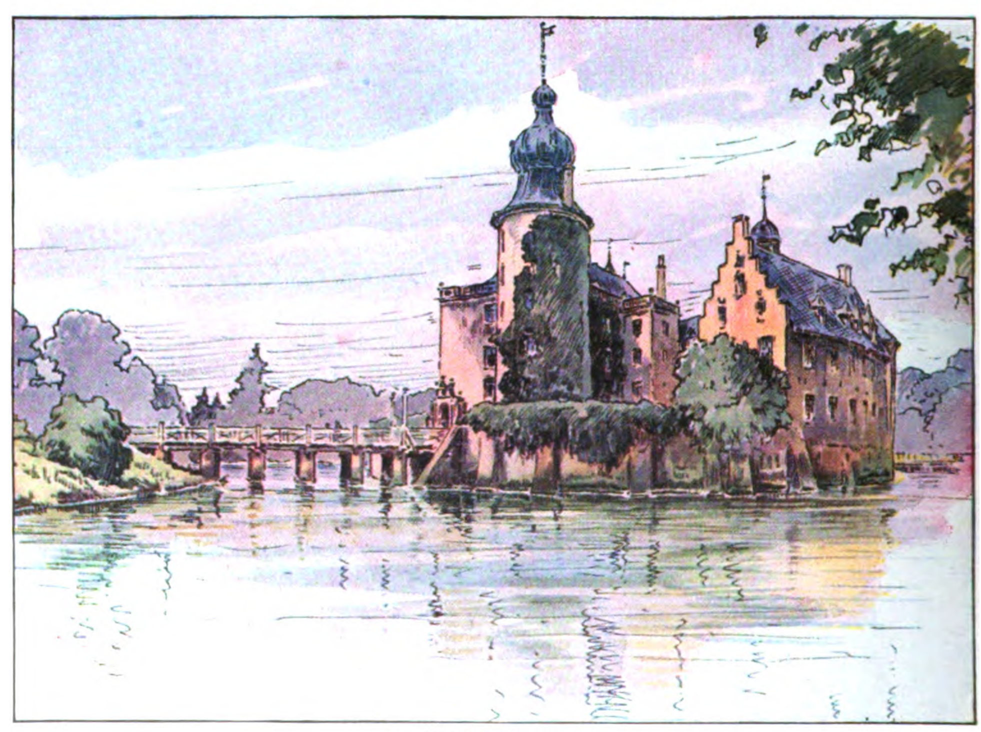


Schloß Vischering



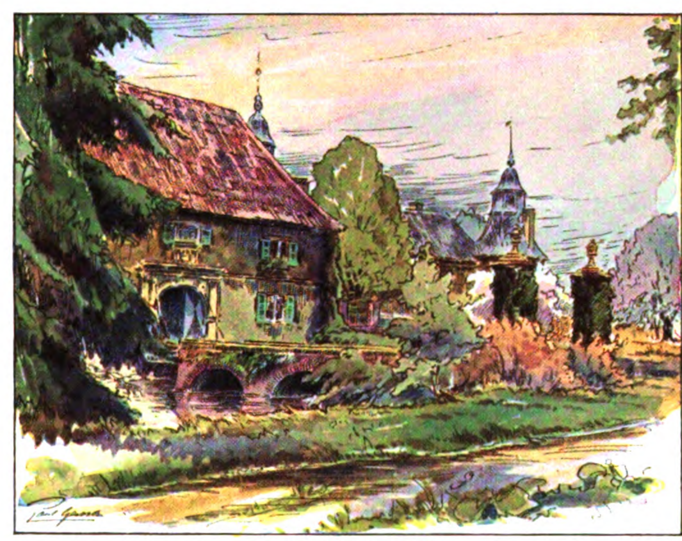
Schloß Raesfeld

übergrüßt zu einem kraftvollen alten Wehrturm, dem letzten Zeugen von der Festigkeit der alten Burg Groß-Schonebeck. — Wenn der beschränkte Raum es mir nicht versagte, so würde ich noch erzählen von der Burg Kakesbeck und ihrem unglücklichen Besitzer Lambert von Oer, dem der listige Goddert von Harmen „uff der Lippe gelegen" am 25. Juli 1520 ein eisernes Halsband umpreßte, „der war inwendig vul scharser tacken, also der en umb hatte, nich dag noch nacht rasten und rouwen konthe". Als alle Versuche, das Folterinstrument zu öffnen, vergeblich waren, schaffte man einen Amboß in den Dom zu Münster, und während der Wandlung der Messe legte ein Schmied „gedachten Oer mit den halse und halsbande uf das ambulte, und slog mit einen groissen hamer uf den halsband drei gewaltige slege, in den namen des vatters, des sons und des hilligen geistes; do sprank der halsband zum dritten slage in stucke, das er das lieben beheldt und den halsband wedder quidt wordt". Ich würde weiter die markige Schönheit der alten Bauernburg Vögeding schildern, würde ein wenig erzählen von der Burg Hülshof, auf der am 10. Januar 1797 die größte Dichterin Annette von Droste geboren wurde, würde sprechen von dem malerischen Hause Stapel, wo Annettes Verwandte noch heute ihr Andenken mit besonderer Liebe pflegen, von dem malerischen, ein kleines Dorf für sich bildenden Schlosse Havixbeck und dem traulichen Hameren, von Darfeld mit seinen leider nur zu zwei Teilen ausgeführten

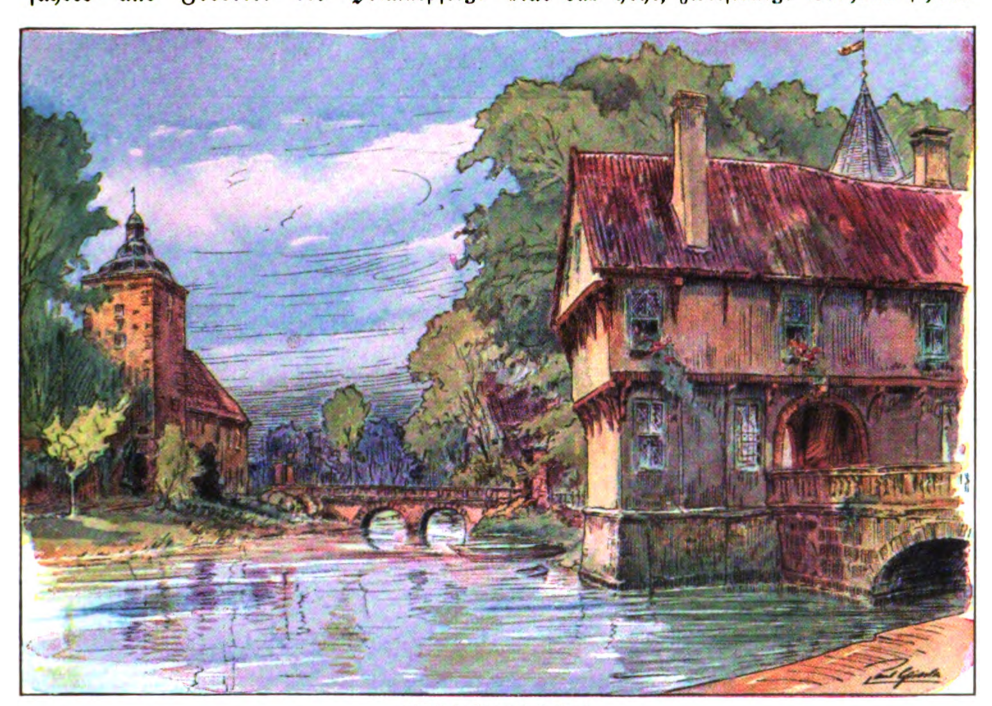


Schloß Gemen

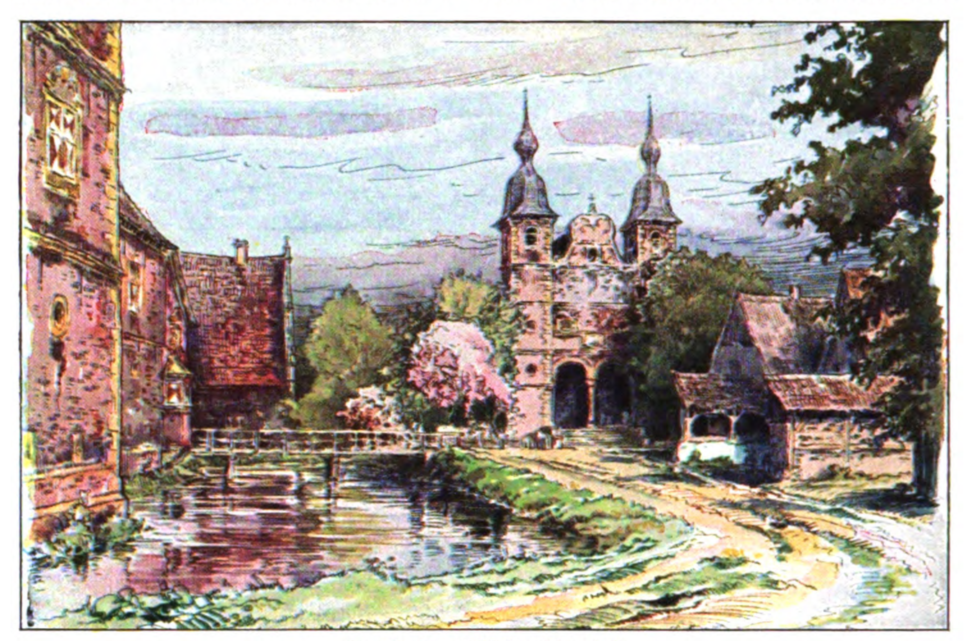
Galerien des achtseitig gedachten Binnenhofes, „zu der Jacopo Sansovinos elegante Bibliothek zu Venedig Pate gestanden," von Alst, dem Stammsitze des „westfälischen Bauernkönigs" Burghard Freiherrn von Schorlemer, von der festen Burg Sandfort und der ehemaligen Rauschenburg, als dessen „Herr" Theodor von Neuhoff angesprochen wird, der „als die arme Waise eines münsterischen Gardehauptmanns" ins Leben trat, 1736 durch Volksbeschluß zum König von Corsica gewählt wurde und zwanzig Jahre später im Hause eines Londoner Schneiders vier Stock hoch über dem Straßenpflaster als armer Bettler starb. Ich würde weiter berichten von der Surenburg mit ihren würdevollen Alleen, vom alten Hause Romberg und der Burg Buldern, vom Hause Langen, von der Loburg und dem vielgestaltigen Doppelschlosse Harkotten, von dem romantischen Hause Borg, dem Sitze des als Bauernführer und Förderer der Heimatpflege gleich bekannten Freiherrn von Kerckerinck, und dem benachbarten, noch heute von mächtigen Wällen umgebenen Hause Bisping, auf dem am 12. Oktober 1606 Münsters schwertgewaltiger Fürstbischof Christoph Bernard von Galen geboren wurde, von dem kein Geringerer als Frankreichs Sonnenkönig bekannte, er habe ihn gefürchtet. Nur das hohe, zweistöckige Torhaus schaut



Schloß Westerwinkel

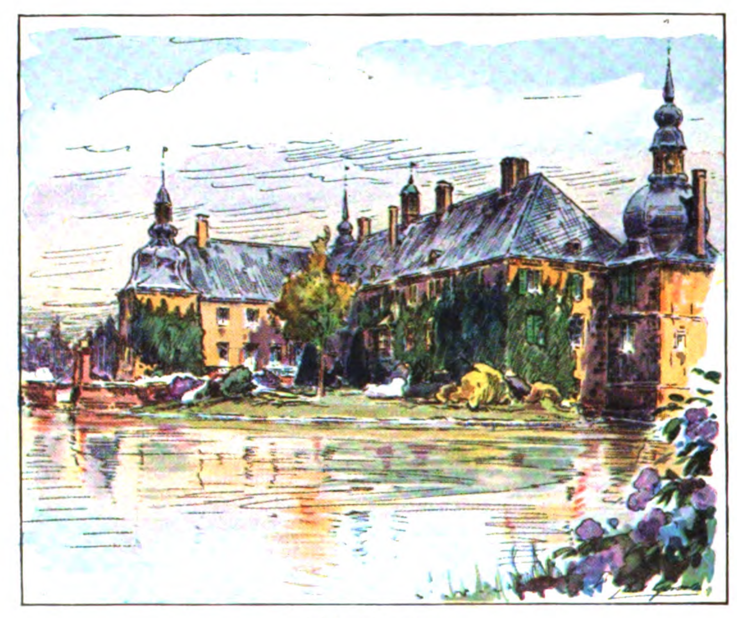


Schloß Burgsteinfurt



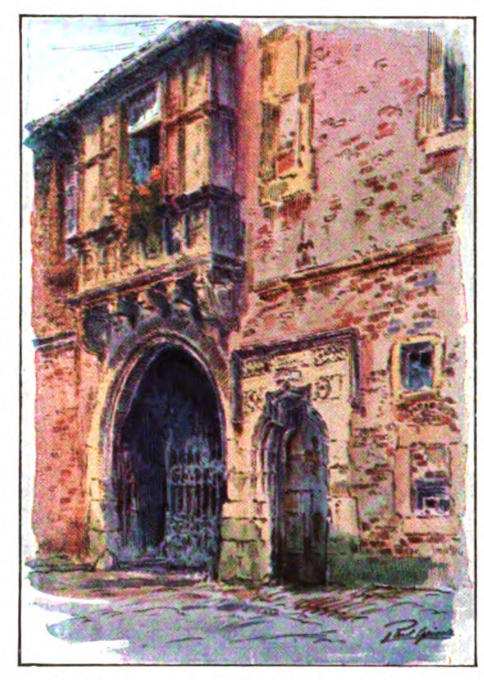
Kapelle des Schlosses Raesfeld

heute noch aus den Erdwerken und Wällen hervor und weist den Weg nach Davensberg, dessen Bedeutung für die Landesgeschichte nicht der einsam auf dem Kern der Burg erhaltene gebliebene Turm kündet, wohl dagegen das anschließende Dorf, das sich aus den Höfen der der Burg hörigen Burgmannen (1286 werden zehn genannt) gebildet hat. Anders dagegen Horstmar. Hier umgaben acht Burgmannshöfe, einem Kegelspiel vergleichbar, Kirche und Amthaus als ihren Mittelpunkt, und schon um die Wende des 12. Jahrhunderts hatte die Gnade der landesherrlichen Bischöfe ihm Stadtrechte verliehen. Noch heute bestätigen uns vier erhalten gebliebene Burgmannshöfe durch



Schloß Lembeck

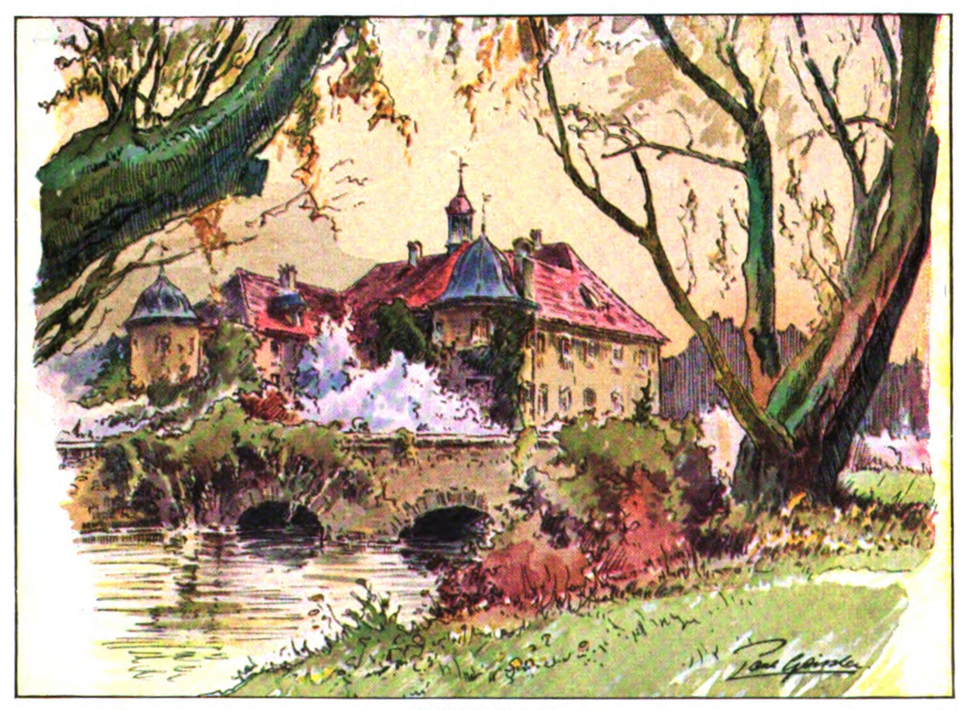
die Großartigkeit von Bau und Anlage das Ansehen dieser Vasallen eines der ältesten Dynastengeschlechter des Landes, der Herren von Horstmar, deren 1635 vernichtete Burg auf der Höhe nördlich der Stadt schon durch ihre beherrschende Lage die ihr gebührende Stellung kennzeichnete, bis 1635 der grimme Rabenhaupt sie von den eigenen Bürgern Horstmars dem Erdboden gleichmachen ließ. Horstmar war eine Landstadt geworden. Aber aus ihrer reichen Geschichte ragt reckenhaft als ihr edelster Sproß hervor Bernhard der Gute (1189 bis 1227), als Kreuzfahrer der Schrecken der Sarazenen, als Held und Ritter der Stolz der Deutschen. Und sein Ende? Mit sechzehn Burgmannen von Bentheim und



Schloßeingang zum Drostenhof und Wolbeck

den eigenen zog er dem Bischof von Utrecht zu Dienste, der den Grafen von der Drenthe bei Coevorden belagerte. Auf dem Schilde stehend versank er kämpfend ins Moor und erstickte. Auch der Roland des Münsterlandes erlag der Tücke von Wildnis und Hinterhalt.

Als mit der Entwicklung der Kriegswaffen die Burgen ihre praktische Bedeutung verloren und der Sinn ihrer Besitzer sich mehr der Schönheit und dem Prunke zuwandte, wurden, angeregt durch das Vorbild prachtliebender Fürsten, die festen Burgen zu heiteren Schlössern umgestaltet, die dem münsterländischen Adel als Sommersitze dienen. Vor allem sind in dieser Zeit der Däne Peter Pictorius und sein bedeutender Sohn



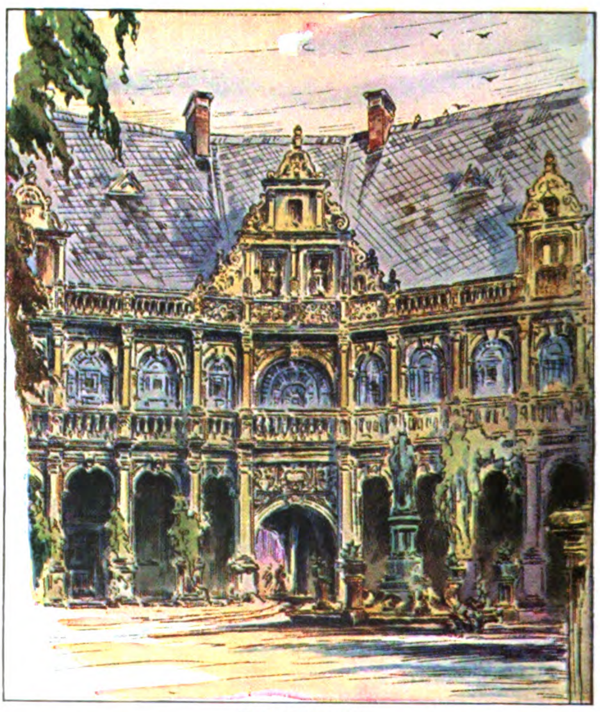
Schloß Itlingen



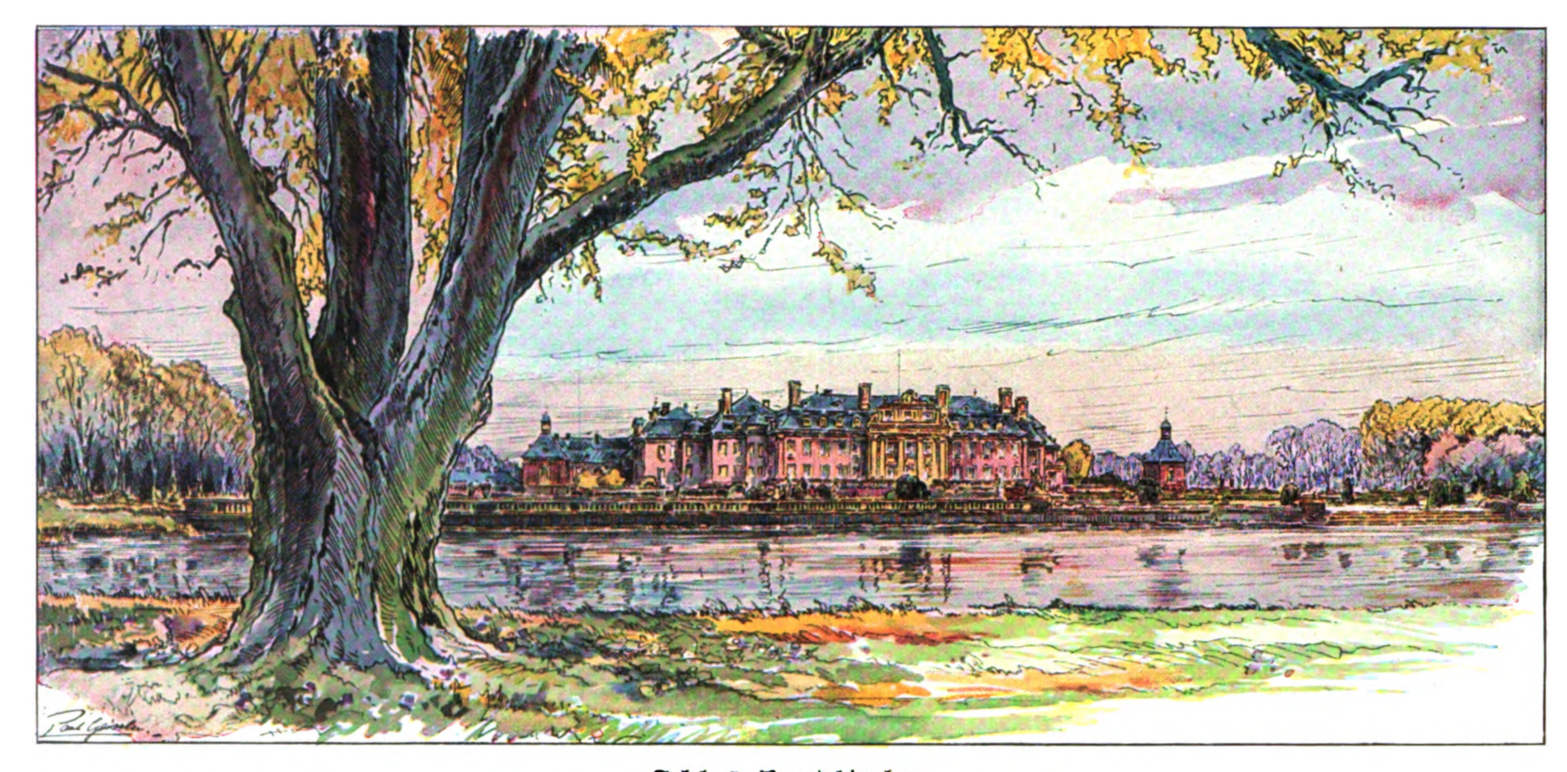
Schloß Drensteinfurt

hatte, durch die radikale Arbeit französischer Künstler so gründlich seines münsterländischen Charakters beraubt, daß es jetzt seines wundervollen Baumbestandes bar gleichsam nackt auf dem Präsentierteller daliegt. Ohne auch nur diese „Reformarbeiten" zu vollenden, stellte dann der Besitzer es den deutschen Postbeamten als Erholungsheim zur Verfügung. Ahaus, das noch heute durch Wucht und Masse überwältigende Fürstenschloß, das glänzendste Meisterwerk des Godfried Laurenz Pictorius, hat in seinen nördlichen Teil eine Tabakfabrik aufnehmen müssen, ohne daß freilich sein Charakter darunter leidet oder das Gesamtbild durch die häßlichen Anbauten wesentlich gestört ist. Und von Sassenberg, dem alten romantischen Fürstbischofsschlosse mit seinen ausgedehnten Lustgärten und Waldungen, künden nur noch die Namen all der vielen von der Hessel umflossenen Inseln und Inselchen, welche Lebensfreude dort einst geherrscht haben

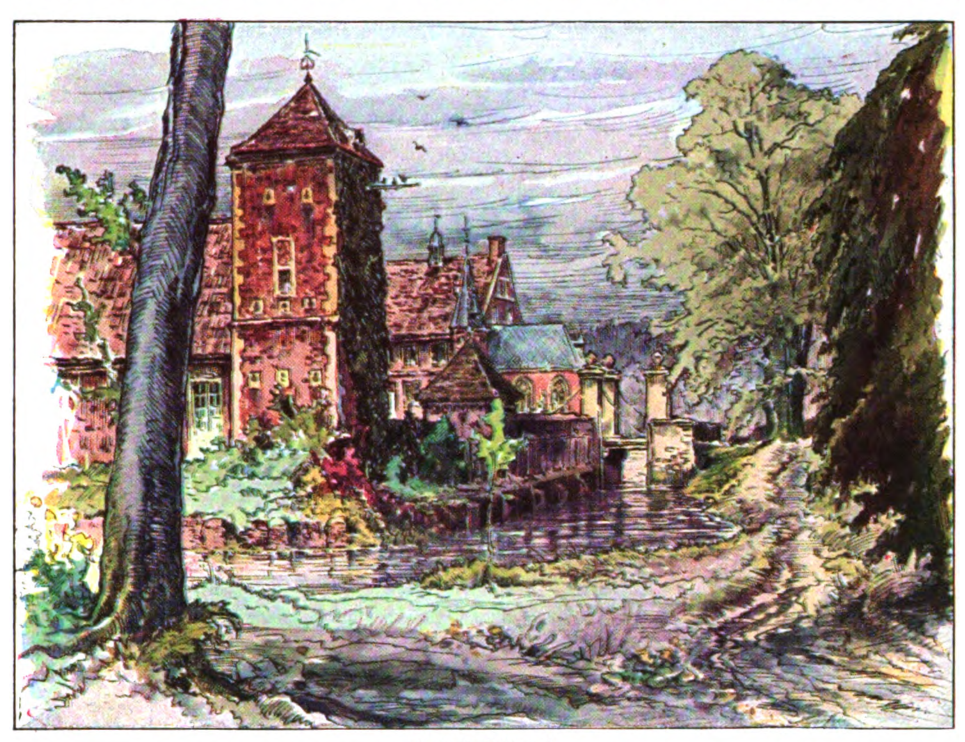
Godfried Laurenz Pictorius mit ihren tüchtigen Werkmeistern tätig. Was sie und ihr Kreis der münsterländischen Baugeschichte sind, wird hoffentlich recht bald in wissenschaftlicher Festlegung als erweiterte Dissertation Max Fuches erscheinen. Namentlich Godfried Laurenz und seine Schüler waren so recht nach dem Geiste des für die Pflege der Kunst keine Aufwendungen scheuenden Fürstbischofs Friedrich Christian von Plettenburg (1688—1706), von dem uns der auch als Baumeister wohl geachtete „kurkölnische und fürstlich münsterische Generalmajor, Chef und Kommandant der Artillerie" Lambert Friedrich von Corfey in seiner Chronik berichtet: „Er hat das schone Haus Nordkirchen fur seine Familie, furs Land aber Ahaus anno 1690, Sassenberg 1698 . . . gebawet." Und das Schicksal dieser echt fürstlichen Schlösser? Nordkirchen, das in den Ausmaßen seiner Anlage dem Wilhelmshöher Schlosse bei Cassel noch überlegen ist, wurde, nachdem zu Anfang dieses Jahrhunderts der Herzog von Arenberg es erworben und zu seinem Wohnsitze genommen



Schloß Darfeld



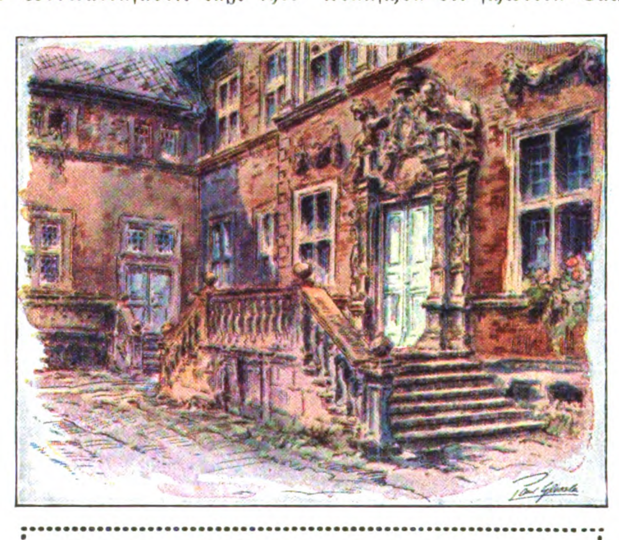
Schloß Nordkirchen



Schloß Hülshof

muß. Und selbst der inmitten des großen Gartens in jüngster Zeit aufgeführte Putzbau eines modernen Wohnhauses kann diesen Eindruck nicht zerstören. Von den alten Gebäuden ist nur noch die Unterburg zum Teil erhalten. Eine Webwarenfabrik läßt ihre Maschinen in ihr rattern. Aber trotz des Umbaues, den sich dieser Gebäudeteil hat gefallen lassen müssen, ist die Wucht der Pictoriusschen Bauweise nicht verloren gegangen.

Den Höhepunkt der münsterländischen Schloßbaukunst bilden die feinen Schöpfungen des Neumannschülers Johann Konrad Schlaun, „kurfürstlich kölnischen und fürstlich münsterischen Generalmajors, Obersten und Kommandanten der münsterischen Artillerie“. Seiner Werke zu gedenken, geht über den Rahmen dieser Betrachtung hinaus, wennschon die schweren Bauwerke der Pictoriuszeit, die ich, nebenbei bemerkt, weit mehr, als die Schlaunschen, dem münsterländischen Charakter entsprechend ansehe, hier nicht mehr im eigentlichen Sinne zum Thema gehören. Dort aber, wo Schlaun Burgen zu Schlössern umgestaltete — Drensteinfurt, Itlingen — beherrscht er völlig den Stoff.



Schloßportal Ahaus

Überlebende Organe

Von Univ.-Prof. Dr. R. Rosemann-Münster i. W.

Mit unserer Vorstellung vom Leben als einem wunderbar zweckmäßig ablaufenden Vorgange scheint die Tatsache, daß die einzelnen Organe in ihrer Tätigkeit aufeinander angewiesen sind, in einem so selbstverständlichen Zusammenhange zu stehen, daß es uns schwer fällt, anzunehmen, die Entfernung irgendeines Organs aus dem Körper könnte für diesen gleichgültig sein oder das von dem übrigen Körper abgetrennte Organ könnte seine Lebenstätigkeit noch weiter fortsetzen. Und doch ist es so; der Zusammenhang der einzelnen Teile ist keineswegs so unentbehrlich, wie wir es uns meist denken. Die staunenswerten Leistungen der Chirurgie, die heutzutage kaum vor irgendeinem Wagnis zurückzuschrecken braucht, lehren uns, wieviel der Mensch von seinem Körper opfern kann, ohne daß seine gesamte Lebenstätigkeit dadurch eine merkliche Einbuße erfährt. Aber auch der aus dem Zusammenhang mit dem Körper abgetrennte Teil ist noch keineswegs damit sofort tot, sondern vermag seine Aufgaben oft noch in überraschendster Weise eine geraume Zeitlang fortzusetzen.

Es ist allgemein bekannt, daß ein mit scharfem Schnitt abgetrennter Hautlappen, eine bei der Mensur abgehauene Nasenspitze wieder anheilen können, wenn sie sofort wieder an ihre Stelle sauber angenäht werden. Ein versehentlich ausgezogener Zahn kann wieder einheilen, wenn er sogleich wieder in sein Zahnfach eingesetzt wird. Das wäre offenbar nicht möglich, wenn der abgetrennte Teil sofort nach der Trennung seine Lebensvorgänge eingestellt hätte, also abgestorben wäre. Allerdings dauert in diesen Fällen das Weiterleben nur recht kurze Zeit. Bei kleinen, flach abgetragenen Hautläppchen dagegen läßt sich zeigen, daß sie sogar bis zu zweiundzwanzig Tagen außerhalb des Körpers aufbewahrt werden können, ohne ihre Fähigkeit zu verlieren, auf einer Wundfläche, auf die man sie überträgt, anzuwachsen. Das zeigt schon deutlich genug, daß die Lebensvorgänge in einem vom Körper abgetrennten Teile doch unter günstigen Bedingungen viel widerstandsfähiger sind, als man zunächst wohl annehmen möchte.

Freilich schließen wir bei diesen Beobachtungen nur aus der Tatsache des Wiederanwachsens auf das Fortbestehen des Lebens, eine unmittelbare Beobachtung des Lebensvorganges in dem abgetrennten Teile ist hier nicht möglich. Viel überzeugender ist es natürlich, wenn wir das Leben des abgetrennten Teiles an einer sichtbaren Lebensäußerung erkennen können. Es ist erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit bekannt, daß vom Körper abgetrennte Teile sogar zu wachsen vermögen. Man benutzt dazu am besten kleinste Teilchen embryonaler Gewebe von Tieren, doch können auch Teilchen erwachsener Tiere dazu dienen. Sie müssen natürlich aseptisch, d. h. unter Vermeidung jeder Infektion mit Mikroorganismen, die den Lebensvorgang stören würden, entnommen und ebenso unter peinlichster Asepsis in ein geeignetes Kulturmedium übertragen werden. Alsdann kann man tagelang unter dem Mikroskop beobachten, wie die vom Körper getrennten Zellen weiterwachsen, Ausläufer in die Umgegend hineintreiben, neue Zellen bilden usw., eine Tatsache, die ein ganz neues Gebiet wissenschaftlicher Forschung eröffnet hat.

Es gibt aber auch Zellen in unserm Körper, die uns die Tatsache ihres Fortlebens nach ihrer Abtrennung durch selbständige Bewegung vor Augen führen, gewiß die eindringlichste Lebenserscheinung, die wir kennen; auch der einfachste Mensch ist davon überzeugt, daß etwas, was sich aus sich heraus bewegt, lebendig sein muß. Manche Schleimhäute in unserem Körper, so z. B. die Schleimhaut der Luftröhre und ihrer Äste, sowie die der Nase sind von einer einfachen Schicht sog. Flimmerzellen überzogen, die an ihrer freien Fläche einen Besatz feinster, natürlich nur mikroskopisch sichtbarer Härchen tragen. Diese sind während des ganzen Lebens in unaufhörlicher hin- und hergehender Bewegung, dabei erfolgt die Bewegung in der einen Richtung langsamer, in der anderen bedeutend schneller, so daß als Gesamtwirkung eine Fortbewegung der auf der Oberfläche befindlichen Flüssigkeit in der Richtung der schnelleren Bewegung entsteht. So kommt es, daß Staub, der mit der Einatmungsluft eingedrungen ist und sich auf der Schleimhaut der Luftröhre und ihrer Äste niedergeschlagen hat, allmählich wieder bis in die Nase heraufbefördert werden kann, von wo er mit dem Nasenschleim entfernt wird. Diese Flimmerbewegung, die auch bei den niederen Tieren weit verbreitet ist, hält nach dem Tode des Tieres oder nach Entfernung kleiner Teile der Schleimhaut aus dem Körper noch sehr lange an; es gewährt einen reizvollen Anblick, das Flimmern solcher Zellen, das dem Wogen eines Ährenfeldes vergleichbar ist, unter dem Mikroskope zu betrachten. Auf Stücken menschlicher Nasenschleimhaut, die bei Operationen in der Nase entfernt worden waren, ist die Flimmerbewegung noch bis zu achtzehn Tagen außerhalb des Körpers beobachtet worden.

★

Aber nicht nur an solchen kleinsten Teilen des Körpers und bei mikroskopischer Beobachtung können wir die Fortdauer des Le-

bens in Form sichtbarer Lebensäußerungen wahrnehmen, sondern ebensogut auch an ganzen Organen und mit bloßen Augen. Die Bewegungen elektrisch gereizter Froschschenkel, die Galvani und Volta zu ihren folgenschweren Beobachtungen und Schlüssen veranlaßt haben, können noch stundenlang nach dem Tode des Tieres anhalten, ja man kann ein derartiges Präparat unter entsprechenden Vorsichtsmaßregeln bis zu zwanzig Tagen nach der Abtrennung vom Körper reizbar, also lebendig erhalten. Für wissenschaftliche Versuche benutzt man meist nicht den ganzen Unterschenkel, der ja natürlich eine große Zahl von Muskeln enthält, sondern man löst einen einzelnen Muskel, z. B. den dicken Wadenmuskel mit seinem Nerven von dem Schenkel ab. Ein derartiger Muskel kann noch mehr als tausendmal sich ganz normal zusammenziehen, ja er kann dabei sogar durch Heben von Gewichten Arbeit leisten, ein kräftiger Wadenmuskel eines Frosches vermag ein Gewicht von einem Gramm gerade eben noch um eine sichtbare Strecke hoch zu heben, eine gewiß überraschende Leistung, wenn man bedenkt, daß ja der Muskel durch die Abtrennung von dem übrigen Körper jeder Nahrungszufuhr durch das Blut beraubt ist.

Der vom Körper getrennte Muskel bedarf, wie wir sahen, zur Auslösung seiner Bewegung eines künstlichen Reizes, da er ja auch unter normalen Verhältnissen sich nur dann bewegt, wenn ihm ein solcher Reiz vom Zentralnervensystem auf dem Wege seines Bewegungsnerven zufließt. Das Herz, das wir auch als einen Muskel auffassen können, durch dessen Zusammenziehungen das Blut durch den Körper getrieben wird, unterscheidet sich von den andern Körpermuskeln dadurch, daß es einer solchen Zuleitung eines Reizes vom Zentralnervensystem aus nicht bedarf, sondern selbst in einer uns näher noch nicht bekannten Weise den Reiz zu erzeugen vermag. Ein aus dem Körper eines getöteten Frosches ausgeschnittenes Herz setzt daher auch außerhalb des Körpers seine Zusammenziehungen fort, in völlig regelmäßiger Weise folgt wie unter normalen Verhältnissen ein Schlag auf den andern, die einzelnen Herzabschnitte ziehen sich in gesetzmäßiger Ordnung nacheinander zusammen, und auch diese Tätigkeit kann stundenlang, bei dem Herzen von Schildkröten sogar tagelang außerhalb des Körpers beobachtet werden. Bei den höheren, warmblütigen Tieren gelingt das allerdings nicht so ohne weiteres, ihr Herz steht fast unmittelbar nach dem Ausschneiden aus dem Körper still. Man hat lange Zeit hindurch geglaubt, diesen Unterschied auf eine größere „Empfindlichkeit" des warmblütigen Herzens zurückführen zu müssen, ein Ausdruck, der freilich nichts anderes als eine Umschreibung der Tatsache mit anderen Worten darstellt.

*

Wir wissen heute, daß auch das Herz der Warmblüter sich keineswegs durch eine übermäßige Empfindlichkeit auszeichnet, daß der Grund vielmehr in etwas ganz anderem liegt. Abweichend von den Muskeln des übrigen Körpers, die, wie wir sahen, ohne Ernährung durch das Blut arbeitsfähig bleiben, bedarf das Herz zu seiner Tätigkeit dauernd der Ernährung und stellt seine Arbeit ein, sowie die Ernährung in erheblicher Weise beeinträchtigt oder gar ganz aufgehoben wird. Nun erfolgt aber die Ernährung des Herzens bei den Kaltblütern und den Warmblütern in durchaus verschiedener Weise. Auf der niederen Entwicklungsstufe der kaltblütigen Tiere wird das Herz in der einfachsten Weise durch das Blut im Innern seiner Höhlen ernährt, von hier aus tritt die Ernährungsflüssigkeit durch Spalten, die überall zwischen die Muskelfasern eindringen, unmittelbar an die zu versorgenden Gewebe heran. Bei den Herzen der höheren Tiere dagegen, und so auch bei dem Herzen des Menschen, ist die Muskulatur der Herzwand von dem in den Herzhöhlen befindlichen Blut vollständig durch eine das Innere auskleidende Haut abgeschlossen. Die Ernährung findet hier in derselben Weise statt wie bei allen andern Organen des Körpers, nämlich durch ein besonderes Blutgefäßsystem. Gleich nach dem Abgang der großen Körperschlagader vom Herzen entspringen aus dieser die beiden Kranzgefäße des Herzens, die sich in die muskulöse Wand einsenken, sich in immer kleinere Äste bis schließlich zu Haargefäßen verteilen und so die ernährende Flüssigkeit den Muskeln zuführen. Aus den Haargefäßen sammeln sich dann wieder größere abführende Blutgefäße, die schließlich in den rechten Vorhof des Herzens einmünden. Die außerordentlich feine Verteilung der mikroskopisch kleinen Haargefäße, die sich innig den einzelnen Muskelfasern anschmiegen, sorgt so für eine besonders gute Ausstattung der Muskeln mit den für ihre Tätigkeit erforderlichen Nährstoffen. Wird das Herz eines kaltblütigen Tieres aus dem Körper ausgeschnitten, so besteht nach wie vor die Blutversorgung seiner Muskeln aus dem Herzinnern ziemlich unverändert weiter, es bleibt soviel Blut in den Herzhöhlen zurück, daß die Ernährung noch für geraume Zeit in ausreichender Weise aufrecht erhalten werden kann. Bei dem warmblütigen Tiere dagegen hört die Ernährung in dem Augenblicke völlig auf, in dem die große Herzschlagader durchschnitten ist, denn es fehlt jetzt natürlich die Kraft, die erforderlich ist, um das Blut durch das enge Gefäßsystem der Herzmuskulatur hindurchzutreiben, das Blut stockt in den Gefäßen, und als notwendige Folge der aufgehobenen Ernährung tritt der Herzstillstand ein. In der Tat beginnt das Herz seine Tätigkeit sehr bald wieder nach dem Ausscheiden aus dem Körper, wenn wir die fehlende Triebkraft künstlich ersetzen. Es

genügt dafür bereits, wenn man durch ein in die durchschnittene Körperschlagader eingebundenes Rohr aus einem höher stehenden Vorratsgefäß eine dünne Kochsalzlösung, die mit Sauerstoff gesättigt worden ist, durch das Gefäßsystem der Muskelwand hindurchleitet: das Herz beginnt wieder in durchaus normaler Weise zu schlagen.

Unter solchen Bedingungen kann man auch das Herz eines höheren, warmblütigen Tieres stundenlang außerhalb des Körpers in völlig normaler Weise in seiner Tätigkeit erhalten. Auch das Herz des Menschen macht hier keine Ausnahme; man konnte ein zwanzig Stunden nach Eintritt des Todes aus einer menschlichen Leiche ausgeschnittenes Herz über eine Stunde lang in regelmäßigem Pulsieren erhalten. Selbst ein so kompliziert gebautes Organ wie das Herz, das alle Bedingungen zu seiner Tätigkeit in sich enthält, ist in so überraschender Weise von dem Zusammenhang mit dem übrigen Körper unabhängig. Ganz ähnlich verhält sich auch der Darm; aus dem Körper getöteter Tiere ausgeschnittene Darmstücke machen in einer mit Sauerstoff durchlüfteten Nährlösung noch stundenlang außerhalb des Körpers ihre gesetzmäßigen Bewegungen.

Offenbar vollziehen sich in dem ausgeschnittenen überlebenden Organ die chemischen Umsetzungen, die die Grundlage seiner Lebenstätigkeit bilden, noch lange Zeit in annähernd normaler Weise, wenn die Ernährung auch nur einigermaßen den Verhältnissen des unbeschädigten Körpers entspricht. Das ist natürlich auch der Fall bei solchen Organen, deren Arbeit sich nicht gerade durch Bewegung ohne weiteres zu erkennen gibt, wie in den bisher erwähnten Fällen. Die Leber ist der Sitz außerordentlich verwickelter chemischer Vorgänge, sie stellt sozusagen das kleine chemische Laboratorium unseres Körpers dar. Auch hier können wir die in dem Organ ablaufenden chemischen Vorgänge noch nach seiner Trennung vom Körper in weitgehendem Maße beobachten, wenn wir für eine künstliche Ernährung sorgen. Durchströmt man die aus einem getöteten Tiere ausgeschnittene Leber von ihren Gefäßen aus mit einer geeigneten Ernährungsflüssigkeit, so kann man in der abströmenden Flüssigkeit die Erzeugnisse der Lebertätigkeit nachweisen und die in der Leber sich vollziehenden Vorgänge verfolgen. Diese Methode ist für die wissenschaftliche Erforschung der im Innern unseres Körpers sich abspielenden chemischen Umsetzungen, die uns sonst so gut wie völlig verborgen bleiben, von außerordentlicher Bedeutung geworden. Bei einer künstlich durchbluteten Niere kann man sogar in dieser Weise die Absonderung des Harns außerhalb des Körpers beobachten.

★

Wenn wir die Bewegungen der künstlich vom Nerven aus gereizten Hinterschenkel eines Frosches mit den Bewegungen eines ausgeschnittenen Herzens oder Darmstücks vergleichen, so fällt sofort auf, daß die Bewegungen der Hinterschenkel völlig ungeordnet, zwecklos erfolgen, während die des Herzens wie des Darmes in gesetzmäßig geregelter Weise vor sich gehen. Es kann aber auch gar nicht anders sein, denn Herz und Darm erhalten ja den Antrieb zu ihren Bewegungen aus sich selbst, also genau in derselben Weise wie auch im Körper, bei den Hinterschenkeln dagegen ersetzen wir die Reize, die sonst aus dem Zentralnervensystem ihnen zufließen, durch unsere künstliche Reizung und diese ist natürlich unter allen Umständen ein ganz grober Ersatz. Es hängt rein vom Zufall ab, welche der unzähligen in einem Nervenstamm vorhandenen Nervenfasern gerade von unserm Reiz getroffen werden, und so können wir uns nicht wundern, wenn auch die ausgelösten Bewegungen völlig regellos sind, so wie sie im Körper des unverletzten Tieres natürlich niemals erfolgen. Wollen wir solche geordnete, naturgemäße Bewegungen erhalten, so müssen wir dafür sorgen, daß nicht nur die Muskulatur, das ausführende Organ, sondern auch das Zentralnervensystem, das reizerzeugende Organ, unter annähernd normalen Verhältnissen bleibt. Auch das läßt sich in einfachster Weise erreichen. Wenn man einen Frosch durch Abschneiden des Kopfes tötet — eine Todesart, die jedenfalls für den Frosch viel angenehmer ist, als wenn er in der Natur durch ein anderes Tier gefressen wird, das ihn erbarmungslos zerfleischt — und nunmehr den geköpften Rumpf an einem Halter aufhängt, so verbleibt er, wie niemand anders erwarten wird, natürlich in vollkommener Ruhe. Denn mit dem Kopf haben wir das Gehirn entfernt, den Sitz der bewußten Vorgänge, des bewußten Fühlens und Wollens; willkürliche Bewegungen sind nicht mehr möglich und in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes ist eben das geköpfte Tier tot. Aber das Rückenmark setzt noch geraume Zeit seine Lebensvorgänge weiter fort, es vermittelt das Zustandekommen der unwillkürlichen Bewegungen. Kneift man das geköpfte Tier nach einiger Zeit in die Zehe, so wird das Bein in die Höhe gezogen, hört der durch das Kneifen verursachte Reiz auf, so sinkt das Bein wieder herab. Denselben Versuch kann man beliebig oft wiederholen, mit maschinenmäßiger Gleichförmigkeit tritt immer wieder derselbe Erfolg auf. Und noch viel verwickeltere Bewegungen kann ein derartiges geköpftes Tier ausführen. Streicht man ihm auf irgendeine Stelle seines Körpers eine ätzende Säure, so werden die Beine in außerordentlich geschickter Weise herangezogen und die Säure wird abgewischt; entfernt man die Säure durch schnelles Abspülen, so tritt wieder vollkommene Ruhe ein.

Niemand, der diese zweckmäßigen Bewegungen zum ersten Male sieht, wird sich dem Eindruck entziehen können, daß wir

hier bewußt ausgeführte Handlungen vor uns haben, daß das Tier die Reize gefühlt und mit Überlegung sich von ihnen zu befreien gesucht habe. Und doch ist es nicht so, sondern es handelt sich um reine Reflexbewegungen, die ohne Bewußtsein, maschinenmäßig zustande kommen. Das lehrt uns einmal die völlig einförmige Weise, in der sie immer wieder eintreten, so oft wir auch den Reiz wiederholen; ein mit Bewußtsein handelndes Wesen würde schließlich in einer anderen Weise auf den Reiz antworten. Das lehrt uns aber auch unsere Selbstbeobachtung: ziehen doch auch wir die Hand bei einem Stich zurück, fassen zur Abwehr nach einer gekitzelten Hautstelle und machen zahlreiche andere derartige Bewegungen ganz ohne Bewußtsein, denn wir bemerken ja erst, was geschehen ist, nachdem die Bewegung sich vollzogen hat; ja auch im tiefen Schlafe, wo unser Bewußtsein völlig ruht, treten dieselben Abwehrbewegungen ein, ohne daß wir überhaupt etwas davon erfahren. Die Reize, die die Körperoberfläche treffen, werden durch Nerven dem Zentralnervensystem, in diesem Falle dem Rückenmark zugeleitet, und in diesem sind die eintretenden Nervenbahnen so zweckmäßig mit den austretenden Bewegungsnerven verbunden, daß auf jeden Reiz die passende Abwehrbewegung erfolgt. Sehr viele der Bewegungen des täglichen Lebens sind solche Reflexbewegungen, an denen unser bewußtes Wollen nur einen sehr geringen oder gar keinen Anteil hat. Sie entsprechen durchaus den Leistungen unserer Maschinen. Wie schwerfällig ist aber der Aufbau selbst unserer feinsten Maschine verglichen mit dem mikroskopischen Getriebe der Ganglienzellen und Nervenfasern unseres Zentralnervensystems!

Allerdings dauert das Überleben des Rückenmarks nur verhältnismäßig kurze Zeit, denn die Tätigkeit des Zentralnervensystems ist in besonders hohem Maße an die Ernährung gebunden. So wird es uns ohne weiteres als selbstverständlich erscheinen, daß die höchste Leistung unseres Nervensystems, die Bewußtseinsvorgänge, das bewußte Fühlen, Denken und Wollen, die in einem Teile des Gehirns, im Großhirn, ihren Sitz haben, nur bei völlig ungestörter Ernährung zustande kommen kann. Jede kleinste krankhafte Störung auch nur örtlicher Art in unserm Körper beeinträchtigt unser Gehirn und spiegelt sich wider in der Störung unseres Befindens, wie die tägliche Erfahrung lehrt. Und sowie die Versorgung des Gehirns mit Nahrungsstoffen oder mit Sauerstoff in einigermaßen erheblicher Weise von der Norm abweicht, treten die auffälligsten Störungen ein. Das ist besonders deutlich bei dem Aufstieg mit dem Freiballon in größere Höhen, wo infolge der immer dünner werdenden Luft die lebensnotwendige Versorgung mit Sauerstoff Not leidet. Während noch alle andern Organe des Körpers ihren Dienst tun, bemächtigt sich eine dauernd zunehmende Schläfrigkeit des Luftschiffers, jede kleinste Bewegung erfordert eine ganz außergewöhnliche Willensanstrengung, so daß wissenschaftliche Beobachter oft kaum imstande waren, die einfachen Ablesungen an den Instrumenten auszuführen, derentwegen sie die Fahrt ausgeführt hatten, und wenn nicht durch Einatmung reinen Sauerstoffs wieder die normale Versorgung des Gehirns herbeigeführt wird, tritt Bewußtlosigkeit ein. Bei Versuchen in einer luftdicht schließenden Kammer, in der man die Versuchspersonen den Einwirkungen verdünnter Luft in steigendem Grade aussetzen konnte, notierten diese in ihren Versuchsprotokollen oft ganz närrisches Zeug oder fingen an, auf ihre Mitarbeiter in einer ihnen sonst nicht eigenen Weise zu schimpfen. Wird die Blutversorgung des Gehirns in einigermaßen stärkerem Grade beeinträchtigt, so tritt sofort Bewußtlosigkeit ein. Es genügt, einem Menschen die beiden Halsschlagadern zuzudrücken (ein Versuch, den man lieber nicht ausführen soll), um eine sofortige Ohnmacht herbeizuführen, obwohl hierbei noch immer eine gewisse Blutversorgung des Gehirns durch andere Schlagadern stattfindet. Man sieht daher leicht ein, daß ein Überleben des Großhirns nach der Trennung vom Körper unmöglich ist. Beim Köpfen hört in dem Augenblick, wo der Kopf vom Rumpfe fällt, jede Regung des Bewußtseins auf, da das Gehirn aus der Ernährung ausgeschaltet ist; alle Berichte von angeblichen Bewußtseinsäußerungen des abgeschlagenen Kopfes sind Fabel.

★

Es ist zunächst ein beunruhigender Gedanke, daß Teile unseres Körpers abgetrennt von ihm oder nach dem Tode des Gesamtorganismus ihr Leben noch eine Zeit fortsetzen können, die Grenze zwischen Leben und Tod erscheint dadurch ins Ungewisse verschoben. In der Tat haben wir kein sicheres Zeichen dafür, daß wirklich alle Teile des Körpers ihre Lebenstätigkeit eingestellt haben. Für die praktischen Verhältnisse aber genügt es völlig, den Eintritt des Todes des Gesamtorganismus auf den Augenblick festzulegen, in dem Herz und Atmung still stehn, denn wir wissen, daß spätestens in diesem Augenblick das Bewußtsein völlig und unwiederbringlich geschwunden ist und daß auch die etwa noch verbleibende Tätigkeit einzelner Teile einem unvermeidlichen Ende entgegengeht. Die außerordentliche Empfindlichkeit unseres Bewußtseinsorgans gegen jede Beeinträchtigung seiner Ernährung gibt uns sogar die tröstliche Gewißheit, daß der Sterbende sein Ende nicht mit Bewußtsein erlebt. Mit gütiger Hand zieht die Natur über die Seele des Sterbenden bereits den Schleier der Bewußtlosigkeit, wenn sein Körper noch mit dem Tode ringt, und der Todeskampf hat für ihn keine Schrecken mehr.

Kampf am Nest

Von Alwin Rath

Mit der Wiedergabe von 7 Aquarellen Hans Schmidts

Das Raupen-, Motten- und Schnecken-ungeziefer hat in meinem Garten famosen Vegetarierappetit. Viele junge Pflänzchen kommen gar nicht dazu, mit zwei, drei Blättchen übermütig frühlingslustig in die Sonne hineinzulachen — schon sind sie ausgefressen bis ins kleine Frühlingstaumelherzchen. Und erst auf den Bäumen! In langen Fäden tanzen die Raupenbiester fidel durch die wohlige Lenzluft, wie die Mädelchen auf dem Jahrmarkt in den Luftschaukeln, spinnen sich kecklustig dicke Balkons aus duftiger Seide an das grüne Haus des Apfelbaums und nagen und nagen möglichst alles ratzekahl.

Mit Vogelkästen steige ich in alle Bäume hinauf, mit Meisen-, mit Starenkästen, Villen für jeglichen geflügelten Raupen- und Schneckenfreund. Im höchsten Apfelbaum höre ich drüben vom Kirchhof her Taubengurren von einsamen Gräbern. Zartbrünstig, verliebt, heißblütig gurglerisch, kollerisch. — Sehe da unten im grünen hohen Gräserpelz prachtvoll metallisch grün und blau schillernde Halskragen neben der grauen Melancholie unregsamen, verwitternd bröckelnden Grabsteines in turteltäuberischer, geschäftig betulicher Regsamkeit mit verliebtem Schnäbeln und Flügelschwebeln und mehr beschäftigt. Sie nehmen alle möglichen Zier- und Komödiantenstellungen aus dem Lustspiel der Liebe ein.

Drei Raben sitzen schwarz schillernd oben in der Eiche. Der eine, ein dreihundert Jahre alter, der schon anfängt grau zu werden, lacht amüsiert hinten in der Kehle baßdunkel über die zärtlichen Zutunlichkeiten und Drolligkeiten, die das junge Volk so lächerlich aus aller Würde herausbringt.

Hinten aus den Birken des Kirchhofs krächzt noch ein Rabenton. Der eine der drei Schwarzröcke ruft mit knarriger Stimme nach den behenden Turteltäubchen hinunter: „He, paßt 'n bißchen aufs Nest! Kommt unsere Base Elster, die Eiersäuferin! Säuft eure zwei in einem Zug aus!“

Aber — was kommt da?

Nicht eine Elster. Es springt jäh unter dem wunderblauen Fliederbusch neben dem verliebten Gurren und Brustblähen was Düsterpelziges vor wie Achtenhagens schwarzer Kater. Raubtierschnell. Mit wildem Krallenhieb, zahnbleckendem Biß schlägt und happt es nach der schwellenden Verliebtheit im schwellenden dichten Graspolster. Nach dem gurrenden, wunderschön schillernden Halskragen. Hüpft es hinter dem erschreckt verstummten Liebeskomplimentenmacher her — ein Marder? Ein Steinmarder?

Der Raben wildes Warngekrächz ruft die ganze Vogelwelt des Kirchhofs wach, das ganze Totenorchester. Wildläutende Meisen hasten auf flatterentsetztem Fittichgezappel durch die Äste. Giftig kicksende Amseln springen wie die Totengräber schwarz an Gräbern und Büschen hervor. Die schwanzwippende zierliche Bachstelze, der Fliegenschnäpper auf seinem moosiggrünen Grabkreuz und dort der keckerisch schreiende Stumpf von Zaunkönig am Erdboden, alles stürzt in chaotische Aufregung, stimmt ein Fu-



„Drei Raben sitzend schwarz schillernd oben in der Eiche...“

rioso an, wie's dramatischen Kulminationen, drohenden Mordtaten vorhergeht.

Aber der graubraune Schlankpelz, die eine Pfote zier auf eine alte zerbrochene Grabplatte gesetzt, die andere erwartungsvoll und verdutzt hoch gekrümmt, äugelt dem leider entwichenen Täuberich nach, spottet des Gemeckers der Flatterhänse, achtet's nicht, krümmt sich nach hinten, leckt sich den Pelz und hält erst in der molligen Morgensonne, tief in diesem verbergenden Gräserwald — ab und zu nur mal um sich blinzend — gemächlich seine Morgenwäsche. Das Zünglein gleitet wie ein zartrosa Mandelblütenblatt immer über den dunklen Pelz und läßt hier und da das weißliche Grannenhaar des unteren, dichteren Hautfelles mal durchschimmern.

Plötzlich fällt ein Rabe steil wie ein Lot über den Pelzputzer herunter. Im letzten Moment laut aufbölkend. Der spitze Rattenkopf blinzt erschreckt, duckt sich in den Pelz, flitzt zur Seite unter den wunderblauen Fliederbusch. Der Rabe sitzt hohnlachend auf einer Urne oben, immer knickbeinig auf dem Sprung, sollte der — — —

Wo aber ist der — —? Ist das dort seine dickhaarige Fahne, was da wie ein borstiger Lampenputzer im Gras liegt?

Vögelgeschrille! Unglückschorgesang!

Da plötzlich am Eichenstamm? Sehe ich die Rattenvisage hervorlugen? Den buschigen Schweif wegwischen? Die Pfoten in die rissige Borke geklammert jagt er hinauf. Nicht ganz so fix wie'n Rotpelz von Eichhörnchen. Gemütlicher. Seines Raubes sicherer. Die Raben oben stieben in jähem Flattertumult schwarz vom Ast fort. Knarren wütend turbulent was aus vorgestoßenen Hälsen.

Langsamer tappt der schmiegsam Gewandte sich auf den Zweig. — Wittert. Spioniert. Äugt, duckt sich unter Blättern her. — Grün liegt eins wie Smaragdschnitt in seinem tiefbraunen Seidenpelz, jetzt er unregsam lauert. Hat er erlugt, was er sucht? Mit munteren, zart weichen, elegant zierlichen Sprüngen übertrippelt, überfliegt er breites Astgehänge. Unglaublich, mit welcher sicheren Leichtigkeit er an dünnen Ruten schwankend hinaufturnt, deren Zerbrechen er durch Blitzesschnelle plötzlich überholt. Jetzt rund wie ein Pelzkreis, eine Marderboa am Frauenhals, jetzt gestreckt im Sprung, eine Linie, ein Pfeil.

Zwischen dem weiß flackernden Geglitter der schreckensbleichen Streifen seiner Fittiche zappelt der Tauber aufgeregt im Grün hin und her, wo sein Weibchen behutsam die Flügel auf den Eiern breitet, geduckt, als wäre es möglich, vor den Lichtern des Teufels im Pelz wegzutauchen, zu verschwinden. Jetzt schießt der Täuberich wie ein blaugraues Stahlgeschoß in jähem Sturz, da der Marder nur noch zwei, drei Sprünge entfernt ist, in die weitästige Baumkrone herein, in die grüne Dämmerung der Wölbung und fegt ihm Ohrfeigen mit den heftig zuknallenden Flü-



„Der Rabe sitzt hohnlachend auf einer Urne . . .“

geln; die gleich wieder umkehren, sturmschnell über dem Beunruhigten manövrieren, hin und her und wie gehetzt vor seinen zukrallenden Pfoten zurückrauschen!

Jetzt zwei, drei erregte Zitterflügelschläge auf einem Ast, flattern und beben, dunkle Warnlaute zum niedergeduckten Weibchen hinübersprühen und nun, da der an die Borke geschmiegte Schleicher sich eben duckt, ins Nest zu springen, über die Taube mit der schwarz glitzernden Wildnis seiner hungrigen Gieraugen herzufallen, schwebt der Tauber nach außen und jagt wie hilfesuchend am Dach seines grünen Hauses hin, zu den Raben hinauf, seltsame, sonst nie gekannte Gesellschaft in der Gefahr suchend. Jede Feder Erregung. Die Nickhaut in Blitzen immer wieder über das Auge, das angstgesperrte, hetzend.



„... schießt die Taube, die schon verloren geglaubte, mit plötzlich aufknallenden Flügeln nach dem mit furchtbaren Zähnen zuhackenden Schnabel heraus, daß der Marder verdutzt etwas zurückschrickt ...“

Jetzt aber — mit hoch gebogenen Pfoten und zahnbleckend aufgesperrtem Rachen bäumt sich der Marder eben über das Nest hoch — schießt die Taube, die schon verloren geglaubte, mit plötzlich aufknallenden Flügeln nach dem mit furchtbaren Zähnen zuhackenden Schnabel heraus, daß der Marder erst verdutzt etwas zurückschrickt. Gleich darauf aber heißhungrig ihr — — —.

Das Täubchen müßte nicht zwei Flügel haben und auf einem kippeligen Ästchen vor dem Marder schweben und fackeln, der eben nur vier Beine und die Chance des Absturzes von allerhand halsbrecherischen Möglichkeiten hat. Im Nu ist es vor seinen zufahrenden Zähnen und seinen dreinschlagenden Tätzlein bis auf das Nest zurückgeprallt. Aber auch hier läßt sie ihr kleines Laubheim, wie er — blutgierig die Lefzen von dem weißfunkelnden Gebiß entblößt — jäh ihr nachschießt, noch nicht im Stich — —

Jetzt schlägt er seine Reißzähne in ihren aufgesträubten Hals — —?

Jetzt taumelt sie hoch, über das Nest empor, verflattert sich einen Moment im Grün, wo sie atemlos, die Schwingen flugbereit offen, mit gehender Brust und hächend aufstehendem Schnabel, das Bild eines verzweifelten Mütterchens, nach Halt auf weichenden Zweiglein krabbelt.

Da schießt auf ihre gurrend dumpfen, kaum hörbaren, rufenden Laute des Entsetzens der Tauber wieder ins Laubgewölbe herein. Saust mit wirrheftigen Flügelschlägen von hinten den eierlüsternen Räuber an und hackt ihm wutwild im stürmischen Vorbeifliegen ins Fell hinein. Der Marder stößt den Hals ins Nest und bleckt nur auf den Anhieb mit dottertriefendem Lachen nach dem Davonflügelnden.

Da aber verwegen fliegt sturzwild in schießendem Schwung die Taube auf die andere Seite des Nestes dicht vor die scheu und verdutzt über den Verzweiflungsmut wieder zurückfahrenden Lichter, dicht vor den Rattenschnauzbart. Ihr Hals eine einzige Wutkrause, eine schauspielerische Drohung verheerender Macht! Die gesträubte Haube



„. . . . da schießt auf ihre Laute des Entsetzens der Tauber wieder ins Laubgewölbe herein“

Zieht die Honigwochen 'n bißchen hin, ihr Dummen!“ richtet er auch seinen stechend schwarzen Blick nach dem oben in Flatterstürzen umherfallenden Tauber. „Zwei lausige Stinkeierchen, die man erst beknabbern muß, ob nicht schon vielleicht was Taubenfrommes einem draus in die Fratze saust oder 'n Schwanzträger machen will . . .! Also . . . solltet mir dankbar sein! Seid Tölpel, wie alles Zweibeinige, das nicht weiß, wann's ihm gerade angenehm zugericht't wird. Und dies höllekrächzende Rabengekrös da oben . . .! Zweibeiniges . . .!“ Er blickt nach der schwarzen Rabenwolke, dem flattrigen, krächzenden Chaos, das wie das Herz der Mitternacht grauenvoll zetert, das ich mal im Grunewald auf Breidablick zu eulengreulich, wie sich gegenseitig begeifernde Höllenverdammte kreischen, krächzen, grunzen, blöken und keifen hörte,

ein trotzig aufgetürmter, kampfstarrer Helm. Die kleinen Krallen, die sie, den Körper vom Nest zurückgelehnt und den Angriff des schwarzen Teufels erwartend, auf die friedensgestörte Schwelle ihres Heimes krampft, sind Stahl und der schwache Schnabel ein Dolch, der nach dem Auge des Eierlutschers zielt — und ihre drohend aufgesperrten Flügel die Tragflächen des kleinen Kampffliegers, mit dem es der Schwarze drüben zu tun bekommen wird, sollte er ihr das letzte zarte Ei, das hilflos schön und klar, einem riesigen Mondstein ähnlich, zwischen ihrer angstverzerrten Kralle und seiner spöttisch ruhigen Pelzpfote liegt . . .

Da saust von hinten wieder der Täuberich über ihn hin und haut ihm einen Schnabelhieb in die Fahne, daß er diese plötzlich dicht neben sich verwahrt. Aber mit ruhiger Stimme sagt er dann, nur etwas knurrig, doch mit fast beschwichtigend klingendem Gurgelton: „Was regt ihr euch nur auf! — Um die paar Eierchen! Seid doch Tölpel!

— unheimlich, herzerschütternd, in die Flucht treibend.

Ein mitternächtlich Gewimmel von 40 bis 50 Raben hat sich oben im Baum aus dem Bruch her versammelt. Nichts Ungewöhnliches hier, wo jeder Quadratmeter fettes Oderbruch ein Quadratmeter Fleisch ist, ein Quadratmeter wimmelnder Regenwürmer. Von Fingerdicke. Nichts Ungewöhnliches, wo im Herbst hier der ganze Kirchhof, ein schwarzwogend Tuch von Rabenwolken, in seinen Wipfeln wogt, als seien die Spuks aller hier begrabenen Spitzbuben aus Letschin und den anliegenden Odergräben beisammen.

Von unten bellen auch zwei Hunde herauf. In das Rabengekrächze hinein.

Unbekümmert um das unheildrohende, schwebende Geflatter, um das wüst entsetzliche Gekrächze, um die dämonisch wilde, schauderbare Musik, aus der der Grimm der Todesfeindschaft schrillt, unbekümmert um das sanfte Täublein ihm gegenüber, das Blitze mit der Nickhaut schleudert und eine

Kralle wie Jovis, des blitzschleudernden Adler vorkrampft, will er sich über das zweite Ei hermachen — unbekümmert um den nach seinem Auge zielenden Schnabel, unbekümmert um das Hundegebell, das er kaum hört. Wo kläffen nicht Köter — —?!

Da aber knallt ihm die Taube, die aus offnem Schnabel hächende — wer hätte ihr, der Waffenlosen, die nur ihre dünnen Zehen, ihren schwachen, wie aus Wachs gebildeten Schnabel hat, solch blinden Mut der Mutterverzweiflung zugetraut? — wie eine geschleuderte Handgranate auf die dottergelbe Schnauze und hackt ihm mit der Eilfertigkeit einer Megärenzunge, ganz wild und zerrissen und verkrümmt aussehend nach den Augen.



„. . . schließen sich die schwarzen Marderkiefer um den bläulich schimmernden Taubenhals . . ."

Wie ein hochschnellender Hebel fährt der Marder senkrecht auf. Das Taubengeflatter und Gehacke einen bestürzten Moment über sich. Durch den unverhofften Angriff der Blödsinnigen hat er wohl nicht auf das wacklige Ästchen acht, auf dem er verklammert hängt, und stürzt unter dem wilden Ansprung aus dem verdutzten Emporschnellen seitwärts. Schnappt mit der Vorderpfote noch nach dem entgleitenden Ast. Fällt unterm Rabenhohngelächter niederwärts, wo er jedoch — die Verwegensten haben immer 's meiste Glück — im nächsten Blätterstockwerk hängen bleibt und sich wieder auf seinen Vieren zurechtfindet.

Mit einer langen grauen Schwanzfeder lang aus den Zähnen raus, — auf die er wehmütig schielt. Woraufhin er dann Sterngucker spionierlich nach oben seine Gucker lenkt.

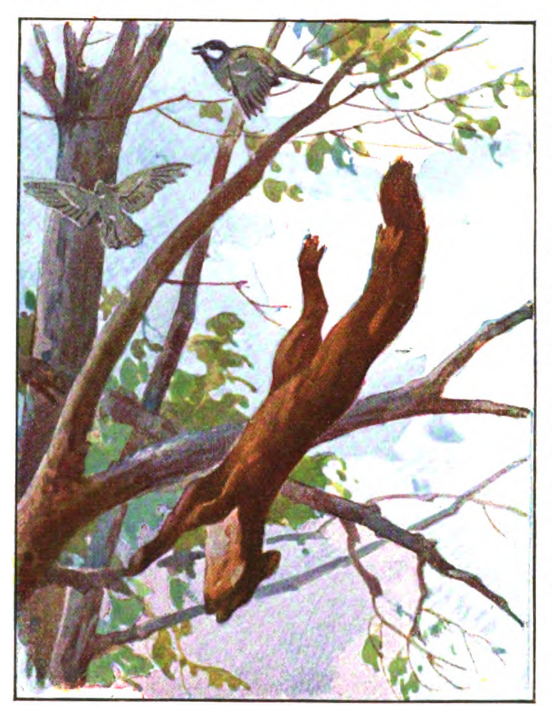
Durchaus nicht entmutigt durch diesen kleinen „Zwischenfall", klettert er vorsichtig durch das krause Eichenlaubwerk, bis er wieder einen Hauptast unter sich hat. Setzt sich erst mal besinnlich auf sein pelziges Hinterteil. Läßt nach dem kleinen Schreck die rosige niedliche Zunge noch um den gelbkleckerigen Rattenschnauzbart lecken, behaglich lecken, nichts von dem Rest des süßen Taubendotters ungekostet um den Schnabel hängen zu lassen. — — Blinzt wieder mit Spitzbubenaugen nach oben. — Ein Ei ist noch da!

Und ein unbesonnenes Täubchen auch! — Die Feder schwebt da unten . . . bei den Kötern. —

Und da über ihm schwebt im Sauseflug ein Rabe hin — ein zweiter — — dritter . . .?

Was soll das werden — —?

Er spioniert nochmal fürwitzig still, kaum merkbar nach oben — — dann tappelt er ganz wie absichtslos wieder los. Äugelt hier, äugelt da. Turnt am Stamm wieder empor. Läßt den Ast zum Täubchen, das sich mit glucksenden Vorwurfslauten aufs Nest gebreitet, ganz unbeachtet. Turnt in die Rabenstockwerke empor, wo Gekrächz wie in sich prügelnden Stadtparlamenten, wo es wie ein ausgeschütteter Rußsack auseinander wölkt.



„... Er überschlägt sich, rollt in der Luft ...

Worauf hat er Appetit — — auf Rabengulasch?

Er schwänzelt und schmiegt hoch über das Taubennest hin. Und wie ein Hotelkellner mit Taubenbraten die Treppe elegant hinuntersegelt, kommt er jählings über drei, vier, fünf Äste tänzerisch leicht herabgesprungen. Direkt ins Nest hinein —? Hat schon seinen Taubenbraten? Fortissimo setzt das Rabenorchester ein! Und begleitet das Verzweiflungssolo des wie ein grauer Stahlblitz heranfahrenden Täuberichs.

Der Marder hat die Taube am ausgewölbten Fittich, hat ihn im Auffliegen erhascht. Mit dem andern Fittich schreit sie wildflattrig um Hilfe. Sein vorher geschmeidiger glatter Körper, sein Samtfell reißt in einzelne verkrampfte, gesträubte Pelzbuckel auseinander. Den Krampf des Hungers, des Lebens, der Übermacht. Des Mordwillens. Der Überwältigung. Des Fraßes.

Da aber — angerissen oder gesprungen? — er bäumt sich eben mit ausgespreiteten Tatzen über die zappelnde Taube herauf — sitzt sie ihm, ein strubblig zerknüllter Federntumult über den triumphschwarz glühenden Augen und hackt hinein. Versucht es — — Letzte Rettungsaktion! Blendung der Bestie! Rabengeblöke und Hundegebell!

Das Flügelgerase sinkt plötzlich schlapp herab. Flattert wild wieder auf. Tod oder Kampf? Wie konvulsivische Todeszuckungen fegt es, sich plötzlich aufwerfend, um seinen Schnurrbart. Jetzt sieht's aus, als wolle sie nochmals losfliegen in die Felder, in das maiselige Licht der Sonne, über die jungsmaragdnen Weizensaaten des Oderbruchs hin.

Aber aus dem Halse tropft Blut. Wie ein Portemonnaie ums Geld schließen sich die schwarzen Marderkiefer um den zartbläulich schillernden Taubenhals. Der Kopf hängt. Die zieren Trippelfüßchen hängen. Die Flügel hängen, die windflinken. Jetzt beißt er den Hals durch. Der Kopf fällt mit blutiger Federkrause ins Nest neben das letzte, zertrampelt ausfließende Ei. In schriller Dissonanz tobt ein schwarzchaotisch Flügelgemengsel, das Rabenfurioso über ihm. Und was echot von da unten? Neben der hängenden Schwinge filout er hinab. Ist das Kringels Dackel neben dem Terrier, der ihn mal unter den Büschen da an Janks Grab hinten am Schwanz schon zum Begräbnis einlud, zum Totenschmaus? Hahaha! Die sollen ihm! Hier oben wird erst gefrühstückt! Sollen sie blaffen! Und die da oben krächzen! Ein Räuber muß immer etwas Tafelmusik haben.

Von der Eiche geht's hinüber in die Buche. Von hier in die Rüster. Aber merkwürdig, — warum springt er so unsicher? Eben den Rüsternast — was ist mit ihm? — warum kann er den kaum noch umkrallen? Warum springt er immer zu kurz? Warum ist nach rechts hinüber alles dunkel? Das süße Blut träuft ihm auf die Zunge — er überlegt nicht mehr — blutgierig, mitten in der Haltlosigkeit von Kleingezweig, muß er doch mit jäh einsetzendem Heißhunger schon an zu rupfen fangen. Einen kräftigen, saftigen Bissen tun zu können. Die Federn schweben in der Luft umher und taumeln langsam nach unten im frühlingsschimmernden Grünprangen. Eine auch nach dem Fliederblau, wo die Zerrupfte noch eben turteltäuberisch glücklich war.

Er filout nach dem am meisten blaffenden weißen Terrier hinunter, während ein Halsknöchelchen so angenehm zwischen seinen Zähnen knuspert. Der möchte wohl auch was abhaben? Wirft er ihm nicht dauernd Federn hinunter? Wahrhaftig, er sieht ihn schon danach springen — — hahaha!

Und die da oben! Gröler! Ja, fangt euch Täubchen! — Aber was rauscht da über ihn nieder?

Mit gierigem Haps — will ihm ein Rabe seinen Raub entreißen? — schnappt er eben wieder in das aufgerissene Fleisch und Blut hinein, will hineinschnappen. Da entgleitet seiner Überhast in dem schwanken, haltlosen Kleingeäst der Bissen. Was war es —? Hat er daneben gebissen — kann er nicht mehr sehen? Oder war es der Schreck vor dem Rabentumult, der wie eine Bombe plötzlich lautlos über ihm . . .

Was ist nur — er sucht den Bissen noch zu erhaschen; wirft sich über, nach unten — taumelt er? Verliert er selbst den Halt? Hat ihm einer der Raben auf den Kopf gehackt? Oder ist er mit dem Kopf auf einen Ast geknallt? Er überschlägt sich, rollt in der Luft. Was für ein schönes Gefühl das ist, so zu fallen! Er schnappt nach einem Zweig — aber der lacht ihn aus, höhnt ihn aus, mit rotem Blutgeträufel. Und vom ersten Schreck noch läßt er, wie ein abstürzender Ballonfahrer rasch seinen Sandballast entleert, seine Losung fallen. Daß er den Zweig da eben nicht faßte! Er muß nicht mehr gucken können! Ob ihm die Taube ins rechte Auge gepiekt hat — —? Es ist rechts, ist überall dunkel und schrinnt da greulich, wo's am Kopf so beim Auge kalt und naß ist. Wird ihm ganz schwindlig im Kreiseln — — ist das dort die Taube, was da in der Astgabel liegen bleibt? Wird sie schon wieder finden. Mit ihren knusperigen Halsknöchelchen.

Wenn nur die Hunde da unten nicht — — wie die kläffen —!

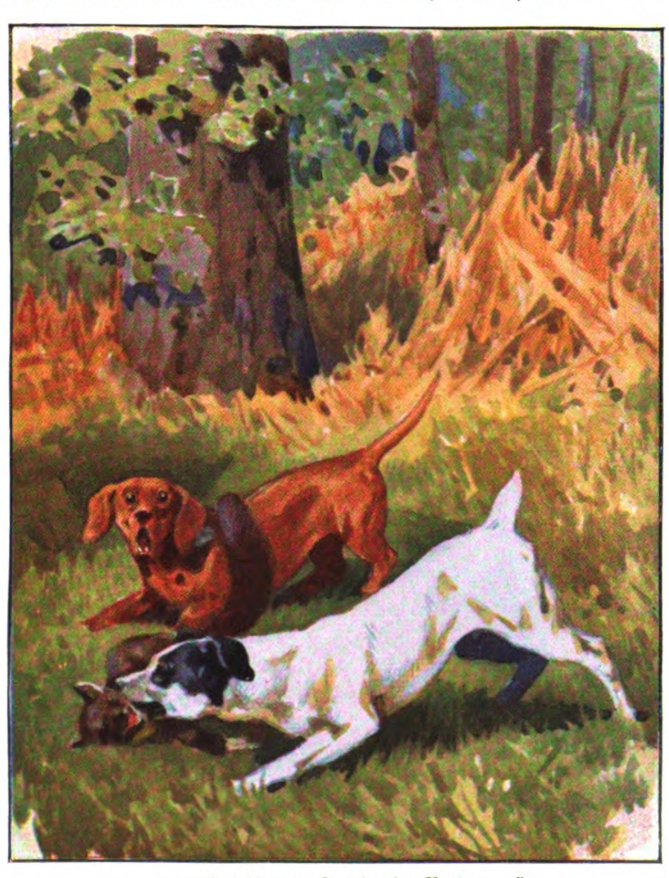
Bums —

Er denkt nichts mehr, fürchtet nichts mehr, fühlt nichts mehr, fällt wie eine Marderboa leblos hin. Fühlt einen abscheulichen Schmerz im Nacken. Sieht den alten Grabstein vor seinen Augen hin und her fliegen, von dem er eben dem Täuberich noch nachgeguckt — — sieht das Dackelgebiß vor sich lachen, nach ihm schnappen — Hat ihn der Terrier im Nacken? Ach der schüttelt ihn ja ganz unstandesgemäß. Ist er eine Ratte — —? Wie unangenehm, wenn man keinen Boden unter den Füßen hat! Er faucht den Dackel aus weit aufblitzendem Perlgebiß nochmal an, zischt Wut, die dem Dackel ins Geschlinge schneiden will — —

Da gibt's einen Knall, wie von losberstendem Sommergewitter, und es blitzt auch. Und beginnt zu regnen — aus dem Nacken. Sommerwarm. Blutgeträufel. Dann schüttelt ihn der Terrier nicht mehr, liegt er still neben dem Grabstein. Elend schlapp wie vorher die Taube. Und Dackel und Terrier beißen sich darum, ihn anzuschneiden. Der Terrier grollt wie ein Sommerungewitter. Fletscht nach dem Dackel mit giftig verzogenen Lefzen.

Aber da plötzlich schnappt der Dackel den Raub und ich sehe nur schwarzes Ohrengeschlapper und galoppierende O-Beine; — der Terrier hinterher — — —

Und zwischen den Gräbern kugeln sie übereinander und keifen und heulen — — —



„. . . Hat ihn der Terrier im Nacken . . ."

Aus meiner Schülerzeit

Von Hermann Hesse

Zweimal während meiner Schülerjahre habe ich einen Lehrer gehabt, den ich verehren und lieben konnte, dem ich ohne Sträuben die höchste Autorität zugestand und der mich mit einem Augenzwinkern lenken konnte. Der erste hieß Schmid und war Lehrer an der Calwer Lateinschule, ein bei allen andern Schülern sehr unbeliebter, als streng und bitter, übellaunisch und unerbittlich gefürchteter Lehrer. Wichtig wurde er mir dadurch, daß in seiner Klasse (wir Schüler waren zwölfjährig) der Unterricht im Griechischen begann. Wir Schüler einer kleinen halb ländlichen Lateinschule waren an Lehrer gewöhnt, die wir entweder fürchteten und haßten, denen wir auswichen und die wir belogen, oder die wir belächelten und verachteten. Macht besaßen sie, daran war nicht zu zweifeln, eine gewaltige, durch nichts verdiente, oft furchtbar und unmenschlich mißbrauchte Macht — es kam damals noch ziemlich häufig vor, daß das Aufdiehändeschlagen oder Andenohrenreißen bis zum Blutfließen betrieben wurde — aber diese Lehrermacht war lediglich eine feindliche, gefürchtete und verhaßte. Daß ein Lehrer dadurch Macht besitzen könne, daß er hoch über uns stand, daß er den Geist und die Menschlichkeit vertrat, daß er uns Ahnungen einer höhern, reinern Welt in die Seelen senkte, das hatten wir bei all unsern Lehrern in den unteren Klassen der Lateinschule noch nicht erlebt. Wir hatten einige gutmütige Lehrer kennengelernt, die sich selber und uns die langweilige Schule dadurch erleichterten, daß sie Fünfe grade sein ließen und durchs Fenster spazieren blickten oder Romane lasen, während wir irgendeine schriftliche Aufgabe voneinander abschrieben. Wir hatten auch böse, finstere, wütende, tobsüchtige Lehrer kennengelernt, von welchen wir an den Haaren gerissen und auf den Kopf geschlagen wurden (einer davon, ein besonders ausgewachsener Wüterich, pflegte seine Strafreden an schlechte Schüler dadurch zu begleiten, daß er seinen schweren Hausschlüssel im Takt auf den Kopf des Schülers schlug). Daß es auch Lehrer geben könne, welchen der Schüler bezaubert und gern folgt, für die er gern sich anstrengt, denen er sogar Ungerechtigkeiten und Launen zugute hält, denen er für die Erschließung der höheren Welt dankbar ist und Dank abzutragen trachtet — diese Möglichkeit war uns bisher unbekannt geblieben.

Und nun kam ich zu Professor Schmid in die vierte Klasse. Von den etwa fünfundzwanzig Schülern dieser Klasse hatten sich fünf für die humanistischen Studien entschieden, sie hießen „Humanisten" oder „Griechen", und während die übrige Klasse profane Lektionen wie Zeichnen, Naturkunde und dergleichen betrieb, wurden wir fünf von Professor Schmid ins Griechische eingeführt. Der Professor war keineswegs beliebt, er war ein kränklicher, bleich, versorgt und bitter blickender Mann, glatt rasiert mit dunklem Haar, meist ernst und streng gestimmt, und wenn er einmal witzig war, so war sein Ton sarkastisch. Was mich eigentlich, entgegen dem allgemeinen Urteil der Klasse, für ihn gewann, weiß ich nicht. Vielleicht war es der Eindruck seines Unglücks. Er war kränklich und sah leidend aus, hatte eine kranke, zarte Frau, die beinahe niemals sichtbar wurde, und lebte im übrigen, wie alle unsre Lehrer, in einer schäbigen Armut. Irgendwelche Umstände, wahrscheinlich die Krankheit seiner Frau, hinderten ihn daran, gleich den andern Lehrern sein schmales Einkommen durch das Aufnehmen von Pensionären zu verbessern, und dieser Umstand gab ihm schon einen gewissen Anstrich von Vornehmheit den anderen Lehrern gegenüber. Dazu kam nun das Griechische. Wir fünf Auserwählten unter den Mitschülern kamen uns immerhin wie eine geistige Aristokratie vor, unser Ziel waren die höheren Studien, während die Mitschüler zu Handwerkern oder Kaufleuten bestimmt waren — und nun begannen wir also diese geheimnisvolle, alte Sprache zu lernen, noch viel älter, geheimnisvoller und vornehmer als das Latein, diese Sprache, welche man nicht lernte, um Geld zu verdienen oder um die Welt reisen zu können, sondern nur um mit Sokrates, Plato und Homer bekannt zu werden. Von dieser Welt war mir dies und jenes schon bekannt, denn das Griechische und die Gelehrsamkeit war auch schon meinen Vätern und Großvätern vertraut gewesen, und in den Schwabschen „Sagen des klassischen Altertums" hatte ich längst schon den Odysseus und Polyphem, den Phaeton und den Ikarus, die Argonauten und den Tantalus kennengelernt. Und in unserm Lesebuch, das wir seit kurzem in der Schule benutzten, stand zwischen lauter ziemlich prosaischen Sachen einsam wie ein Paradiesvogel ein wunderbares Gedicht von Hölderlin, das ich zwar nur halb verstand, das mir aber unendlich süß und verführend klang, und dessen geheimen Zusammenhang mit der griechischen Welt ich dunkel empfand.

Leicht machte uns dieser Herr Schmid unser Schuljahr keineswegs. Er machte es uns sogar reichlich schwer, oft unnötig schwer. Er verlangte viel, wenigstens von uns „Humanisten", und war nicht bloß streng und oft hart, sondern häufig auch sehr launisch, er konnte Anfälle von Jähzorn haben, und wurde dann von uns allen, mich einbegriffen, richtig gefürchtet, so wie

die junge Fischbrut in einem Weiher den jagenden Hecht fürchten mag. Nun, das hatte ich schon bei anderen Lehrern kennengelernt. Bei Schmid erlebte ich etwas Neues. Ich erlebte neben der Furcht die Ehrfurcht, ich erfuhr, daß man einen Menschen lieben und verehren kann, auch wenn man ihn gerade zum Gegner hat, auch wenn er launisch, ungerecht und furchtbar ist. Manchmal, wenn er seine finsteren Stunden hatte und aus dem hageren Gesicht unter den langen schwarzen Haaren hervor so leidend, schwer und böse blickte, mußte ich an den König Saul und seine Verfinsterungen denken. Aber dann genas er wieder, glättete sein Gesicht, malte griechische Buchstaben an die Wandtafel und sagte über die griechische Grammatik und Sprache Dinge, von denen ich fühlte, daß sie nicht mehr Schulmeisterkram waren. Ich verliebte mich sehr in das Griechische, obschon ich mich vor den Griechisch-Stunden fürchtete, und manche griechische Buchstaben wie das Ypsilon, das Psi, das Omega malte ich zuweilen ganz gebannt und besessen wie magische Zeichen in mein Heft.

Während dieses ersten Humanistenjahres wurde ich plötzlich krank. Es war eine Krankheit, welche man meines Wissens heute nicht mehr kennt und schätzt, und die damals von den Ärzten „Gliederweh" genannt wurde. Ich bekam Lebertran zu schlucken und Salizyl, und die Knie wurden mir eine Zeitlang mit Ichthyol eingerieben. Ich genoß das Kranksein sehr, denn trotz allem Humanistenidealismus war ich doch allzusehr daran gewohnt, die Schule zu hassen und zu fürchten, als daß ich eine halbwegs erträgliche Krankheit nicht als Gnadengeschenk und Erlösung empfunden hätte. Lange lag ich in meinem Bett, und da die Wand neben meinem Bett mit weißgestrichenem Holz bekleidet war, begann ich auf diese angenehme Fläche mit Wasserfarben zu malen, und malte in der Höhe meines Kopfes ein Gemälde an die Wand, das die sieben Schwaben darstellen sollte und von meinen Geschwistern sehr belacht wurde. Aber als die zweite und die dritte Woche vergangen war und ich immer noch krank lag, da entstand die Sorge, ob ich, wenn das noch länger dauerte, im Griechischen nicht allzusehr zurückbleiben werde. Es wurde einer meiner Kameraden berufen, der mich über die Fortschritte der Klasse auf dem laufenden halten mußte, und da zeigte es sich, daß Herr Schmid mit den Humanisten inzwischen in der griechischen Grammatik eine bedenkliche Zahl von Kapiteln hinter sich gebracht hatte. Die mußte ich jetzt nachholen, und kämpfte, angesichts der sieben Schwaben, manche Stunde einsam mit meiner Trägheit und mit den Hindernissen der griechischen Konjugation. Zuweilen half mir mein Vater, aber als ich wieder gesund war und aufstehen durfte, war ich doch stark zurückgeblieben, und man fand es notwendig, daß ich einige Privatstunden bei Professor Schmid nehme. Er war bereit sie zu geben, und ich kam nun kurze Zeit hindurch jeden zweiten Tag in seine Wohnung, wo es düster und unfroh war und wo Schmids bleiche, schweigsame Frau mit einem tödlichen Leiden kämpfte. Ich bekam sie selten zu sehen, sie starb bald darauf. Die Stunden in dieser bedrückenden Wohnung waren wie verzaubert, mit dem Überschreiten der Türschwelle trat ich in ein andres, unwirkliches, schauerliches Reich, fand den verehrten Weisen, den gefürchteten Tyrannen, wie ich ihn von der Schule her kannte, sonderbar und unheimlich verändert, begann den leidvollen Ausdruck seines mageren Gesichts ahnungsweise zu verstehen, litt für ihn, litt auch unter ihm, denn seine Stimmung war meistens sehr übel. Aber zweimal ging er mit mir spazieren, wandelte mit mir ins Freie, ohne Grammatik, ohne Griechisch, und auf diesen beiden kurzen Spaziergängen war er lieb und freundlich mit mir, ohne Sarkasmen, ohne Zornanfälle, fragte nach meinen Liebhabereien, nach meinen Zukunftsträumen, und von da an habe ich ihn geliebt, obwohl er, sobald ich wieder in seiner Schule saß, die Spaziergänge ganz und gar vergessen zu haben schien. Seine Frau wurde begraben, und ich erinnere mich, wie Schmids charakteristische Gebärde, das Zurückstreichen des langen Haares aus der Stirn, damals häufiger und hastiger wurde. Als Lehrer war er damals recht schwierig, und ich glaube, daß ich der einzige seiner Schüler war, der ihn trotz seiner Härte und trotz seiner Unberechenbarkeiten lieb hatte.

★

Nicht lange nachdem ich die Jahresklasse absolviert hatte, deren Ordinarius Schmid war, verließ ich die Heimat und die heimatliche Schule und wurde zum erstenmal in die Fremde gebracht. Es geschah dies zum Teil aus erzieherischen Gründen, denn ich war damals ein schwieriger und sehr unartiger Sohn geworden, und die Eltern wurden nicht mehr mit mir fertig. Außerdem aber war es notwendig, daß ich möglichst gut auf das „Landexamen" vorbereitet werde. Diese staatliche Prüfung, welche jedes Jahr im Sommer für das ganze Land Württemberg stattfand, war sehr wichtig, denn wer sie bestand, der bekam eine Freistelle in einem der theologischen „Seminare", und konnte als Stipendiat studieren. Diese Laufbahn war auch für mich vorgesehen. Nun gab es einige Schulen im Lande, an welchen die Vorbereitung auf diese Prüfung ganz speziell betrieben wurde, und auf eine von diesen Schulen wurde ich also geschickt. Es war die Lateinschule in Göppingen, wo seit vielen Jahren der alte Rektor Bauer als Einpauker für das Landexamen wirkte, im ganzen Lande berühmt und Jahr für Jahr von einem Rudel streb-

samer Schüler umgeben, die ihm aus allen Landesteilen zugesandt wurden.

Der Rektor Bauer hatte in früheren Jahren im Ruf eines rauhen Prügelpädagogen gestanden — ein älterer Verwandter von mir war vor manchen Jahren sein Schüler gewesen und hart von ihm gepeinigt worden. Jetzt war er ein alter Mann und galt für ein wunderliches Original, der sehr viel von seinen Schülern verlange, aber auch nett mit ihnen sein könne. Immerhin hatte ich keine kleine Furcht vor ihm, als ich an der Hand meiner Mutter, nach dem ersten schmerzlichen Abschied vom Vaterhaus, vor dem Studierzimmer des berühmten Rektors wartete. Ich glaube, meine Mutter war zunächst gar nicht von ihm entzückt, als er uns entgegentrat und uns in seine Klause eintreten ließ, ein gebeugter alter Mann mit wirren grauen Haaren, etwas vorstehenden rotgeäderten Augen, gekleidet in ein grünlich verschossenes, unbeschreibliches Gewand von großväterlichem Schnitt, eine Brille tief unten auf der Nasenspitze tragend und in der rechten Hand eine lange, beinahe bis zum Boden reichende Tabakspfeife mit großem Porzellankopf haltend, aus welcher er ununterbrochen gewaltige Rauchwolken emporzog und in die verräucherte Stube blies. Auch in den Schulstunden trennte er sich nicht von dieser Pfeife. Mir erschien dieser wunderliche alte Mann mit seiner gebückten, vernachlässigten Haltung, seiner alten verwahrlosten Kleidung, seinem traurig-grüblerischen Blick, seinen zertretenen Pantoffeln, seiner langen, qualmenden Pfeife wie ein alter Zauberer, dessen Obhut ich jetzt übergeben würde. Es konnte vielleicht schrecklich sein bei diesem grauen, verstaubten und weltfremden Greis, es konnte möglicherweise auch reizvoll und entzückend sein — auf jeden Fall war es etwas Besonderes, war ein Abenteuer, war ein Erlebnis. Ich war bereit und begierig, es zu bestehen.

Aber erst war der Augenblick zu bestehen, wo meine Mutter am Bahnhof mich küßte und segnete und in den Zug stieg, und der Zug davon fuhr, und ich zum erstenmal allein in der „Welt“ draußen stand, in der mich zurechtzufinden und zu bewähren ich jetzt lernen sollte — ich habe es aber bis heute, wo meine Haare grau zu werden beginnen, nicht richtig gelernt. Vor dem Abschied hatte die Mutter noch mit mir gebetet, und obwohl es damals mit meiner Frömmigkeit schon nicht mehr rühmlich stand, hatte ich doch während ihres Gebets und während ihres Segens mir feierlich im Herzen vorgenommen, hier in der Fremde mich brav zu halten und der Mutter keine Schande zu machen. Auf die Dauer ist mir das nicht gelungen, meine späteren Schuljahre brachten mir und ihr schwere Stürme, Prüfungen und Enttäuschungen, viel Leid und Tränen, viel Streit und Mißverständnis. Aber damals, in Göppingen, habe ich mein Gelübde leidlich eingelöst und mich brav gehalten. Allerdings nicht in den Augen der Musterknaben oder gar in den Augen meiner Pensionsmutter, bei der ich mit vier andern Knaben zusammen wohnte, speiste und erzogen wurde und welcher ich nicht die Hochachtung und den Gehorsam entgegenbringen konnte, die sie von ihren Kostbuben erwartete. Nein, bei ihr stand ich, obwohl ich an manchen Tagen ein Charmeur war und sie zum Lächeln und Wohlwollen verführte, niemals in hohem Ansehen, sie war eine Instanz, der ich keine Macht und Wichtigkeit zugestand, und als sie einst an einem bittern Tage, nach einem kleinen knabenhaften Vergehen, ihren groß und stark gewachsenen Bruder holen ließ, damit er mich körperlich strafe, setzte ich ihr und ihrem Helfer den härtesten Widerstand entgegen und hätte mich eher aus dem Fenster gestürzt oder den Mann in die Gurgel gebissen. als mich von ihm, der dies Recht nach meiner Meinung nicht hatte, strafen zu lassen. Er durfte mich nicht anrühren und mußte sich unverrichteter Dinge wieder zurückziehen.

Göppingen gefiel mir nicht. Die „Welt“, in die man mich hinausgestoßen hatte, mundete mir nicht, sie war kahl und nüchtern, rauh und kärglich. Damals war Göppingen noch nicht die Fabrikstadt von heute, doch standen immerhin auch damals schon siebzig oder achtzig hohe Fabrikschlote dort, und der kleine Fluß war im Vergleich mit dem meiner Heimat ein Proletarier, der schäbig zwischen Scherbenhaufen dahin kroch, und daß die weitere Umgebung der Stadt sehr schön war, davon merkten wir wenig, denn wir hatten immer nur kurze Ausgangszeiten, und auf den Hohenstaufen bin ich nur ein einziges Mal gekommen. O nein, dies Göppingen mißfiel mir durchaus, diese prosaische Fabrikstadt konnte sich mit meiner Heimat wahrlich nicht vergleichen, und wenn ich meinen Kameraden, welche alle gleich mir in der Fremde und Gefangenschaft schmachteten, von Calw und vom dortigen Leben erzählte, dann trug ich die Farben dick auf und schuf Dichtungen der Sehnsucht und der Renommierlust, für welche niemand mich zur Rechenschaft ziehen konnte, denn ich war der einzige Calwer in unsrer Schule. Im übrigen waren fast alle Landschaften und Städte des Landes vertreten, in unserer Klasse saßen kaum sechs oder sieben Göppinger, alle anderen waren von weither gekommen, um hier, auf dem bewährten Sprungbrett, den Anlauf zum Landexamen zu nehmen.

Das Sprungbrett bewährte sich denn auch bei unserer Klasse wie schon bei so vielen. Am Ende unsrer Göppinger Zeit waren wir eine stattliche Anzahl von Erfolgreichen, welche das Examen bestanden hatten, und auch ich gehörte zu ihnen. Göppingen war nicht daran schuldig, wenn nichts Rechtes aus mir geworden ist.

Wenn mir nun auch die nüchterne Industriestadt, die Gefangenschaft unter der Aufsicht einer strengen Pensionsmutter und die ganze Außenseite meines Göppinger Lebens höchlich mißfiel, so war diese Zeit (es sind nahezu anderthalb Jahre gewesen) dennoch außerordentlich fruchtbar und wichtig für mein Leben. Jenes Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, von dem ich in Calw bei Professor Schmid eine Ahnung bekommen hatte, jene so unendlich fruchtbare, dabei so subtile Beziehung zwischen einem geistigen Führer und einem begabten Kinde, kam zwischen Rektor Bauer und mir zur vollen Blüte. Der sonderbare, beinah abschreckend aussehende, mit zahllosen Originalitäten und Schrulligkeiten ausgestattete alte Mann, der hinter seinen schmalen grünlichen Augengläsern hervor so lauernd und schwermütig blickte, der unsre enge, überfüllte Schulstube beständig aus seiner langen Pfeife vollrauchte, wurde mir für einige Zeit zum Führer, zum Vorbild, zum Richter, zum verehrten Halbgott. Wir hatten neben ihm noch zwei andere Lehrer, aber die waren für mich wie nicht vorhanden, sie verschwanden, als hätten sie eine Dimension weniger, hinter der geliebten, gefürchteten, verehrten Gestalt des alten Bauer wie Schatten. Und ebenso verschwand das mir so wenig sympathische Göppinger Leben, verschwanden sogar meine damaligen Freundschaften mit Mitschülern, und wurden unwichtig neben dieser Hauptfigur. In jener Zeit, während doch mein Knabenalter in voller Blüte stand und sogar schon die ersten Ahnungen und Vorgefühle der Geschlechtsliebe sich regten, war in der Tat mehr als ein Jahr lang die Schule, diese sonst so gleichgültige, verachtete Anstalt, der Mittelpunkt meines Lebens, um den alles sich drehte, sogar die Träume, sogar die Gedanken in den Ferienzeiten. Ich, der ich stets ein sehr empfindlicher und auch kritischer Schüler gewesen war und mich gegen jede Abhängigkeit und Untertanenschaft bis aufs Blut zu wehren pflegte, war von diesem geheimnisvollen Alten eingefangen und völlig bezaubert worden, einfach dadurch, daß er einzig an die höchsten Strebungen und Ideale in mir appellierte, daß er meine Unreife, meine Unarten, meine Minderwertigkeiten scheinbar gar nicht sah, daß er das Höchste in mir voraussetzte, und die höchste Leistung als selbstverständlich betrachtete. Er brauchte nicht viel Worte, um ein Lob auszusprechen. Wenn er zu einer lateinischen oder griechischen Arbeit sagte: „Das hast du ganz nett gemacht, Hesse," dann war ich für Tage glücklich und befeuert. Und wenn er einmal, nur so im Vorbeigehen, ohne mich dabei anzublicken, mir zuflüsterte: „Ich bin nicht recht mit dir zufrieden, du könntest mehr leisten", dann litt ich und gab mir wilde Mühe, den Halbgott wieder zu versöhnen. Oft sprach er Lateinisch mit mir, meinen Namen übersetzte er mit Chattus.

Ich kann nun durchaus nicht sagen, wieweit dies Erlebnis einer ganz besonderen Beziehung von meinen Mitschülern geteilt wurde. Einige Bevorzugte allerdings, meine nächsten Kameraden und Rivalen, standen sichtlich ebenso wie ich im Bann des alten Seelenfängers, und empfingen in jener Zeit ebenso wie ich die Weihe der Berufung, fühlten sich als Initianten auf den untersten Stufen eines Heiligtums. Wenn ich es versuche, meine eigene Jugend psychologisch verstehen zu wollen, so finde ich, daß das Beste und Wirksamste in ihr, trotz mancher Rebellion und auch mancher Fahnenflucht, eine Fähigkeit zur Ehrfurcht war, und daß meine Seele am besten gedieh und am schönsten blühte, wenn sie verehren, anbeten, zu hohen Zielen streben durfte. Dies Glück, dessen erste Anfänge schon mein Vater verstanden und gepflegt hatte, das unter einer Reihe von unbegabten, durchschnittlichen, gleichgültigen Lehrern nahe am Verwelken gewesen war, das unter dem galligen Professor Schmid wieder ein wenig aufgeblüht war, kam unter Rektor Bauer zur vollen Entfaltung, zum ersten- und zum letztenmal in meinem Leben.

Hätte unser Rektor nun nichts andres gekonnt als einzelne idealere Schüler ins Latein und ins Griechische verliebt zu machen und ihnen den Glauben an eine geistige Berufung und deren Verantwortung einzuflößen, so wäre schon dies etwas Großes und Dankenswertes gewesen. Das Eigene und Seltene an diesem Lehrer aber war seine Fähigkeit, nicht bloß die Geistigeren unter seinen Schülern herauszuspüren und ihrem Idealismus Nahrung und Halt zu geben, sondern auch dem Alter seiner Schüler, ihrer Knabenhaftigkeit, ihrer Spielsucht gerecht zu werden. Denn Bauer war nicht bloß ein verehrter Sokrates, er war außerdem auch ein geschickter und höchst origineller Schulmeister, der es verstand, seinen dreizehnjährigen Buben die Schule immer wieder schmackhaft und die Disziplin zur Freude zu machen. Dieser Weise, der uns die lateinische Syntax und die griechische Formenlehre so geistreich beizubringen wußte, hatte außerdem beständig pädagogische Einfälle, die uns Knaben entzückten. Man muß eine Ahnung von der Strenge, Steifheit und Langeweile einer damaligen Lateinschule haben, um sich vorstellen zu können, wie frisch, originell und genial dieser Mann inmitten einer Kaste von dürren Beamten wirkte. Schon sein Äußeres, seine phantastische Erscheinung, welche anfänglich Kritik und Lachlust weckte, wurde bald zum Mittel der Autorität und Disziplin. Aus seinen Eigenheiten und Liebhabereien, die an sich keineswegs geeignet schienen, seine Autorität zu stützen, machte er neue Hilfsmittel der Erziehung. So war zum Beispiel seine lange Tabakspfeife, über welche schon meine Mutter sich entsetzt hatte, für uns Schüler schon nach

kürzester Zeit kein lächerliches oder lästiges Attribut mehr, sondern eine Art Zepter und Machtsymbol. Wer ihm die Pfeife einen Augenblick halten durfte, wen er mit dem Amt betraute, sie auszuklopfen und in Ordnung zu halten, der war ein beneideter Günstling. Es gab noch andere Ehrenämter, um welche wir Schüler uns eifrig bewarben. Es existierte das Amt eines „Windbeutels", das ich einige Zeit hindurch mit Stolz bekleidete. Der Windbeutel hatte täglich das Pult des Rektors abzustauben, und zwar mit zwei Hasenfüßen, die zu oberst auf dem Pulte lagen. Als mir dies Amt eines Tages wieder entzogen und einem andern Schüler übertragen wurde, war es eine schwere Strafe für mich.

An einem Wintertag, wenn wir im überheizten und vollgerauchten Schulraum saßen und draußen vor den gefrornen Fenstern die Sonne schien, konnte unser Rektor plötzlich sagen: „Buben, hier drinnen stinkt es erbärmlich, und draußen scheint die Sonne. Machet einen Wettlauf ums Haus herum, und reißet vorher die Fenster auf!" Oder er lud in Zeiten, wo wir Landexamens-Kandidaten sehr mit Extra-Arbeiten überhäuft waren, uns unvermutet ein, nach oben in seine Wohnung zu kommen, und dort fanden wir in einem besonderen Zimmer einen riesigen Tisch und darauf viele Schachteln voll Zinnsoldaten stehen, die wir nun zu Heeren und Schlachtreihen aufbauten, und wenn die Schlacht losging, blies der Rektor aus seiner Pfeife feierliche Rauchwolken zwischen die Bataillone.

Die schönen Dinge sind vergänglich, und die schönen Zeiten dauern nie lange. Wenn ich an die Göppinger Zeit denke, an die einzige kurze Periode meiner Schuljahre, in der ich ein guter Schüler war, meinen Lehrer verehrte und liebte und mit vollem Ernst bei der Sache war, dann muß ich immer auch an die Sommerferien des Jahres 1890 denken, die ich zu Hause bei meinen Eltern in Calw zubrachte. Wir waren für die Ferien nicht mit Schulaufgaben beladen worden. Dagegen hatte der Rektor Bauer uns auf die „Lebensregeln" des Isokrates aufmerksam gemacht, welche in unsrer griechischen Chrestomathie standen, und uns erzählt, daß in frühern Zeiten einige seiner besten Schüler diese Lebensregeln auswendig gelernt hätten. Es blieb jedem von uns überlassen, diesem Wink zu folgen oder nicht.

★

Aus jenen Sommerferien sind mir einige Spaziergänge mit meinem Vater im Gedächtnis geblieben. Wir brachten zuweilen einen Nachmittag in den Wäldern über Calw zu, unter den alten Weißtannen gab es Heidelbeeren und Himbeeren genug, und in den Waldlichtungen blühte der Weiderich und flogen die Sommerfalter, Admiral und Fuchs. Es duftete stark nach Tannenharz und nach Pilzen, und gelegentlich bekamen wir Rehe zu Gesicht. Da strich ich mit meinem Vater durch den Wald und rastete mit ihm da und dort im Heidekraut an den Waldrändern. Und hie und da fragte er mich, wie weit ich jetzt mit dem Isokrates gekommen sei. Denn ich saß jeden Tag eine Weile überm Buch und lernte jene „Lebensregeln" auswendig. Und heute noch ist der Anfangssatz des Isokrates das einzige Stück griechischer Prosa, das ich auswendig weiß. Dieser Isokrates-Satz, und dann noch ein paar Homerverse, sind die letzten Reste der ganzen griechischen Schülergelehrsamkeit, die mir übrig geblieben sind. Übrigens gelang es mir doch nicht, die ganzen „Lebensregeln" zu bewältigen. Es blieb bei einigen Dutzend Sätzen, die ich auswendig lernte und eine Weile bei mir trug und beliebig hervorholen konnte, bis sie sich im Lauf der Jahre verloren und verkrümelten wie alles, was der Mensch eine Weile besitzt und zu eigen zu haben glaubt.

Heute kann ich kein Griechisch mehr, und auch vom Latein hat das meiste sich längst wieder verloren — ich hätte es ganz und gar vergessen, wäre nicht einer meiner Göppinger Schulkameraden heute noch am Leben und heute noch mein Freund. Er schreibt mir von Zeit zu Zeit einen lateinischen Brief, und wenn ich ihn lese und mich durch die schönen klassischen Satzkonstruktionen pirsche, dann duftet es ein wenig nach den Gärten der Jugend und nach der Tabakspfeife des alten Rektors Bauer.

Die Schmerzen. Von Hermann Hesse

Arme Schwestern, liebe Schmerzen,
Seid nicht ihr auch Gottesgaben?
Aber keiner will euch haben —
Wohnet denn in meinem Herzen!

Alle Lust der Welt zu haschen,
Bin ich gierig ausgezogen,
Kam geplündert, kam betrogen
Müde heim mit leeren Taschen.

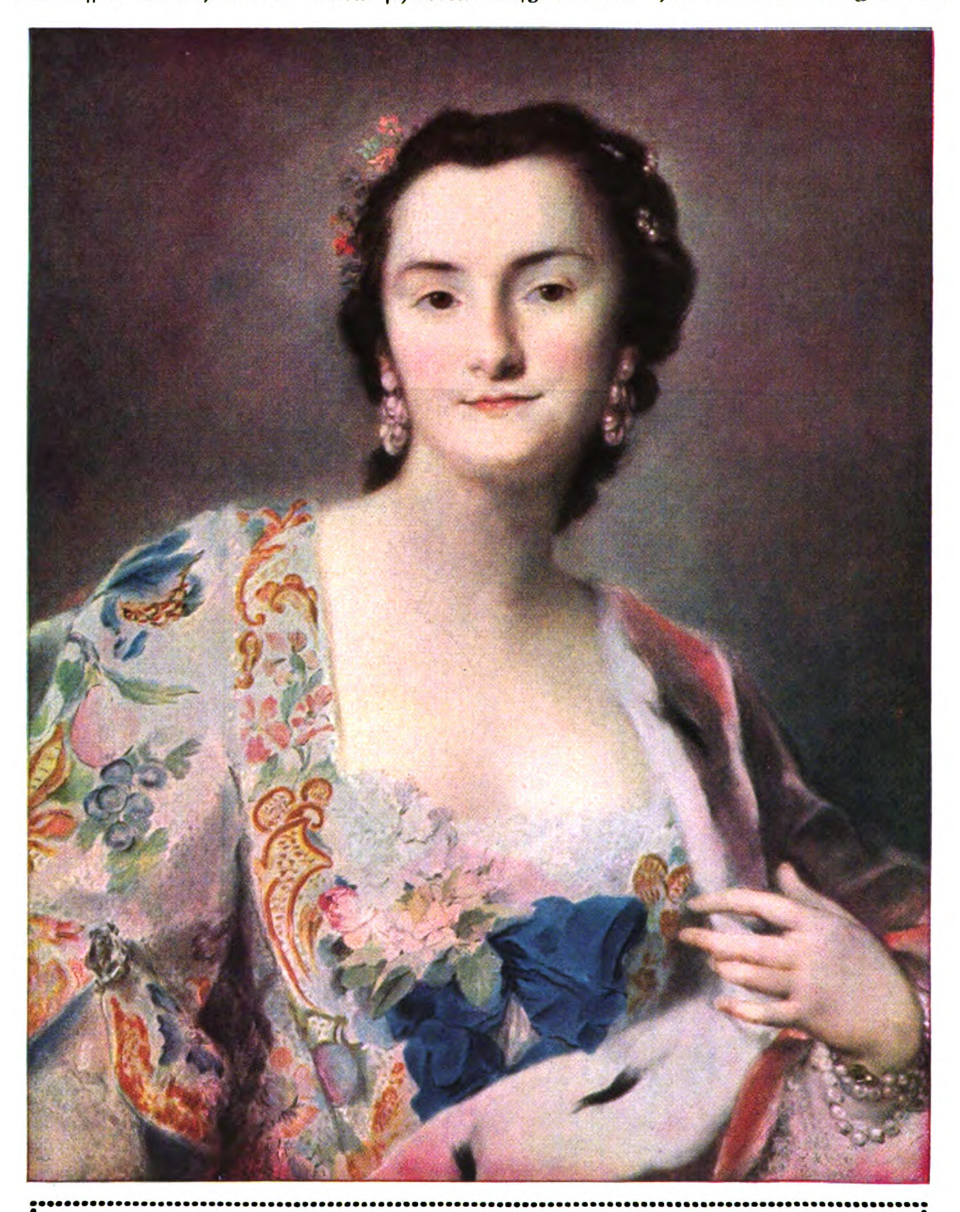
Die ich einst so sehr verachtet,
Liebe Schmerzen, seid gesegnet,
Daß ihr mir so reich begegnet,
Mich so innig nun umnachtet!

Heiß durchflutet euer Glühen
Meines Blutes dunkle Wogen,
Die, von euch emporgesogen,
Tiefer atmen, schöner blühen.

Rosalba Carriera. Von Karl Woermann

„Die Frauen haben stets sich ausgezeichnet
In jeder Kunst, die sie sich angeeignet."

Wer heutzutage diesen Ausspruch des schalkhaften großen Sängers des „Orlando furioso" nicht völlig gelten lassen wollte, würde einen schweren Stand haben. Er würde es mit all den zahlreichen Schönen zu tun bekommen, die es in unseren Tagen, wie in allen Berufen so auch auf den Gebieten aller Künste, mehr oder weniger erfolgreich mit den Männern aufgenommen haben. Aus der Flut der



Gräfin Orzelska. Gemälde. Dresden, Galerie

Kunstgeschichte aller Zeiten und Völker aber tauchen neben Tausenden von Männernamen doch nur vereinzelte Namen von Frauen auf, deren meiste, von den Dichterinnen abgesehen, Malerinnen waren.

Aus der Zeit der alten Griechen wird namentlich die hellenistische Schlachtenmalerin Helena genannt, auf die vielleicht das berühmte pompejanische Mosaik der Alexanderschlacht zurückgeht. Zu den am meisten gefeierten Malerinnen der neueren Zeit gehört die venezianische Miniatur- und Pastellmalerin Rosalba Carriera (1675 bis 1757), die die Franzosen als „Reine du Pastel“ bezeichneten. Italienerinnen waren auch ihre berühmten Vorgängerinnen Sofonisbe Anguisciola (1535—1620), die sich auf ihrem frühen Selbstbildnis in Wien noch stolz als Virgo (Jungfrau) bezeichnet, Artemisia Gentileschi (1590—1642), die namentlich in England als Bildnismalerin Erfolg hatte, und Elisabeta Sirani (1638 bis 1665), die Schülerin Guido Renis, die, obgleich sie nur siebenundzwanzig Jahre alt wurde, nicht weniger als 150 große Altarbilder und Bildnisse hinterließ. Französinnen und Deutsche nehmen erst nach der Zeit Rosalbas den Wettbewerb mit ihr auf. Weltbekannt waren ihrer Zeit die große französische Bildnismalerin Louise Vigée-Lebrun (1755—1842) und die vielseitige deutsche Schweizerin Angelika Kauffmann (1741—1807), die unter den Malerinnen das dünnflüssige Scheingriechentum ihrer Zeit am entschlossensten vertrat.

Keine dieser Malerinnen aber ist von ihren Zeitgenossen so verehrt worden, wie Rosalba Carriera. Die kunstsinnigsten Fürsten des ersten Drittels des 18. Jahrhunderts, wie König Friedrich von Dänemark in Kopenhagen, Herzog Christian Ludwig von Mecklenburg in Schwerin, Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz in Düsseldorf, Kardinal Alessandro Albani in Rom, Prinzregent Philipp von Orleans und der junge König Ludwig XV. in Paris, König August III. in Dresden und Kaiser Karl VI. in Wien, knüpften Beziehung zu ihr an und warben um ihre Gunst und ihre Kunst. Die namhaftesten Kenner und Kunstforscher jener Tage, die eben Franzosen waren, wie Pierre Jean Mariette, der Graf Caylus und Pierre Crozat, denen sich französische Maler wie Hyacinthe Rigaud, Charles Antoine Coypel und Antoine Watteau anschlossen, sagten und schrieben ihr die unerhörtesten Schmeicheleien; und die Akademien von San Luca in Rom, von Bologna und von Paris nahmen sie als Mitglied auf.



Venezianischer Prokurator. Gemälde. Dresden, Galerie

Die Anmut ihrer Kunst stellte man der Correggios und Guido Renis an die Seite, die die Abgötter jener Jahrzehnte waren. Schrieb Charles Coypel, der Pariser Akademiedirektor, ihr doch einmal unter der Aufschrift: „à Antoine Corrége, dit aujourd'huy Rosa alba“, und meinte Giuseppe Maria

Crespi, der geistvollste bolognesische Maler seiner Zeit doch, wenn ein ebenbürtiger Künstler ihr Gatte werden sollte, könne es keiner der Lebenden sein, hätte nur Guido Reni ein Recht auf sie gehabt.

Der Nachruhm der Künstlerin hat, wie die ihr gewidmeten Schriften zeigen, bis ins 19. Jahrhundert herein vorgehalten. Dann begann er, wie ihre Pastelle, zu verblassen. Nur in Dresden, dessen runden Pastellsaal ein Kenner noch vor kurzem als Tempel der Rosalba bezeichnete, konnte man sie nicht übersehen. Umfaßte dieser Rundsaal, der heute eine andere Verwendung erhalten hat, doch nicht weniger als 157 Pastelle ihrer Hand, von denen heute wohlweislich nur noch 43 ausgestellt sind. Erst als Vittorio Malamani ihr auf der Grundlage ihres in der Biblioteca Laurenziana zu Florenz erhaltenen Briefwechsels und ihrer Tagebücher, von denen das ihres Aufenthalts in Paris schon 1793 veröffentlicht worden war, 1899 eine neue liebevolle Würdigung widmete, an die auch Emilie von Hörschelmanns nettes Buch über sie anknüpft, fand sie sich in das Gedächtnis weiterer Kreise zurück.

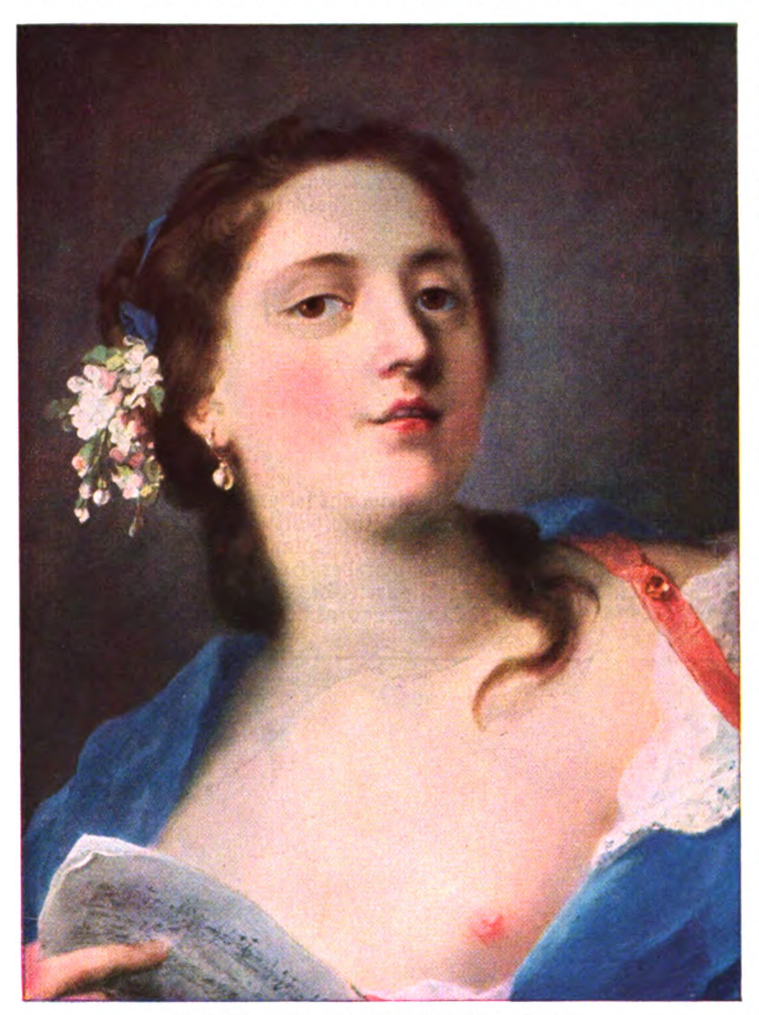
Ihr heute gerecht zu werden, wird dadurch erschwert, daß einerseits viele Pastelle, die unter ihrem Namen hinausgegangen, von einer ihrer begabten, aber ihr nicht gleich begabten Schwestern ausgeführt oder wiederholt worden, anderseits aber die meisten ihrer Bilder durch Ausbleichung ihre früher frischere Färbung eingebüßt haben. Wenn schon 1710 der Herzog von Mecklenburg sich brieflich bei ihr hierüber beklagte und ihr Pariser Freund Crozat ihr 1718 dasselbe vorhielt, dürfen wir uns nicht wundern, daß dieser Übelstand, auch wenn sie ihm nach ihrer Pariser Zeit abgeholfen hat, heute auf vielen ihrer Bilder in erhöhtem Maße hervortritt.

Immerhin haben so viele Bilder der Rosalbas ihre ursprünglichen Farben wenigstens annähernd bewahrt, daß man erkennt, wie leicht und luftig, wie zart und duftig alle diese vorzugsweise weiblichen Bildnisköpfe und Brustbilder aufgefaßt, wie natürlich und doch vom Geiste des beginnenden Rokokos verklärt alle die Brustbilder und Halbfiguren sinnbildlicher, mythologischer oder halbmythologischer Einzelgestalten hingesetzt worden sind! Wie kokett, doch niemals herausfordernd die Haltung und die Blicke ihrer Schönen! Wie verführerisch und doch immer züchtig ausgeschnitten ihre reich mit Spitzen und Bändern geschmückte, bauschig bewegte Kleidung! Wie reich ihr Schmuck von Ringen und Steinen, von Perlen und Blumen! Die Blume im Haar fehlt kaum einer ihrer Schönen; und manche blickt ganz aus schmückenden Blüten hervor.

Rosalbas Männerbildnisse, die noch lange, natürlich herabfließende Perücken zeigen, sind freilich nur selten männlich charaktervoll gesehen. Ihre Göttinnen, von denen sie die jungfräuliche Diana bevorzugt, verraten nichts von der Hoheit des Olymps. Ihre Halbfiguren des Heilands, Marias und Magdalenas atmen frauenhafte Milde und



Siegesgöttin. Gemälde. Dresden, Galerie



Eine Sängerin. Gemälde. Dresden, Galerie

Ihr Großvater war handwerklicher Maler in Chioggia gewesen. Ihr Vater, der ein geschätzter Kanzleischreiber in Venedig war, bewohnte mit seiner Gattin, die sich durch ihre Kunststickereien auszeichnete, ein bürgerlich nettes Haus am Canal Grande. Von seinen drei Töchtern war Rosalba die älteste; zwei Jahre jünger war Angela, acht Jahre jünger Rosalbas Lieblingsschwester Giovanna, die Nenena gerufen wurde. Rosalba und Nenena waren klein und unansehnlich; Angela aber war groß und schön. Sie heiratete den damals weltbekannten Maler Antonio Pellegrini (1675 bis 1741), der in London und in Paris, in Wien, in Düsseldorf und in anderen Städten große, flüchtige Wand- und Deckengemälde ausführte. Rosalba und Nenena blieben unvermählt. Rosalba ließ einem

Süßigkeit. Mehr als zwei Gestalten, wie „Die Liebe an der Brust der Gerechtigkeit", ordnet sie selten zusammen. Auch die vier Elemente, die vier Weltteile und die vier Jahreszeiten schildert sie nur in Einzelbildern. Handlungen darzustellen, liegt ihr völlig fern.

Der engen Grenzen ihrer Kunst aber bleibt sie sich stets bewußt. Sie will nichts, was sie nicht kann; und gerade darin liegt ihre Bedeutung. Keine Kunst ist so weiblich und nichts als weiblich wie die der „Casta Diva", der keuschen Göttlichen, wie die Mitwelt sie ihrer Sitten- und Herzensreinheit wegen nannte.

Fast noch anziehender als ihre künstlerische berührt uns Rosalbas menschliche, zugleich selbstbewußte und bescheidene, zugleich offenherzige und weltgewandte Persönlichkeit, die auch das Treiben der leichtfertig vornehmen Welt, in der sie verkehrte und malte, im Spiegel ihrer eigenen Tugend sah.

Freier, der ihr durch die briefliche Vermittlung eines Freundes nahte, rundweg antworten, sie sei eine kühle Natur, die kein Liebesbedürfnis hege und nicht daran denke zu heiraten. Das innige Familienleben, das im Hause Carriera herrschte, wirft ein freundliches Licht auf die guten Sitten der bürgerlichen Familien Venedigs jener Jahre. In ihrem Elternhause, das später das ihre wurde, hatte Rosalba auch ihre Werkstatt, in der sie die Besuche der weltlichen und geistigen Größen ganz Europas empfing. Von Christian Ludwig von Mecklenburg hören wir, daß er sie aufsuchte, um mit ihr zu musizieren. Sie hatte aber auch eine ungewöhnlich sorgfältige Erziehung genossen.

Geistig und künstlerisch veranlagt, wie ihr Vater war, ließ er seine Töchter im Lateinischen und Französischen, aber auch im Gesang, im Klavier- und im Geigenspiel unter-

richten; und als sich Rosalbas Begabung für die Malerei zeigte, gab er sie nacheinander zu Giuseppe Diamantini und Antonio Balestra in die Lehre, die freilich beide dem oberflächlichen, bläßlichen Nachfahrengeschlecht der glutvollen älteren Malerschule Venedigs angehörten, ihrer Zeit aber als Größen galten. Was Rosalba von ihnen gelernt hatte, zeigt ihr einziges erhaltenes Ölgemälde, das lebensgroße Brustbildnis des sächsischen Kurprinzen, des späteren Königs August III., in der Wiener Galerie. Viel zum Lobe des Bildes aber läßt sich nicht sagen. Ihr Lehrer in der Miniaturmalerei auf Elfenbeintäfelchen soll der Priester von San Giovanni in Laterano, der Venezianer Felice Ramelli gewesen sein, der ein alter Hausfreund und Berater der Familie Carriera war. Die Miniatur einer Dame in Federhut von seiner Hand befindet sich in der Dresdner Galerie. Auf die Pastellmalerei aber soll ein reicher englischer Dilettant namens Cole, der damals in Venedig wohnte, sie hingewiesen und ihr auch die ersten Pastellstifte verschrieben haben.



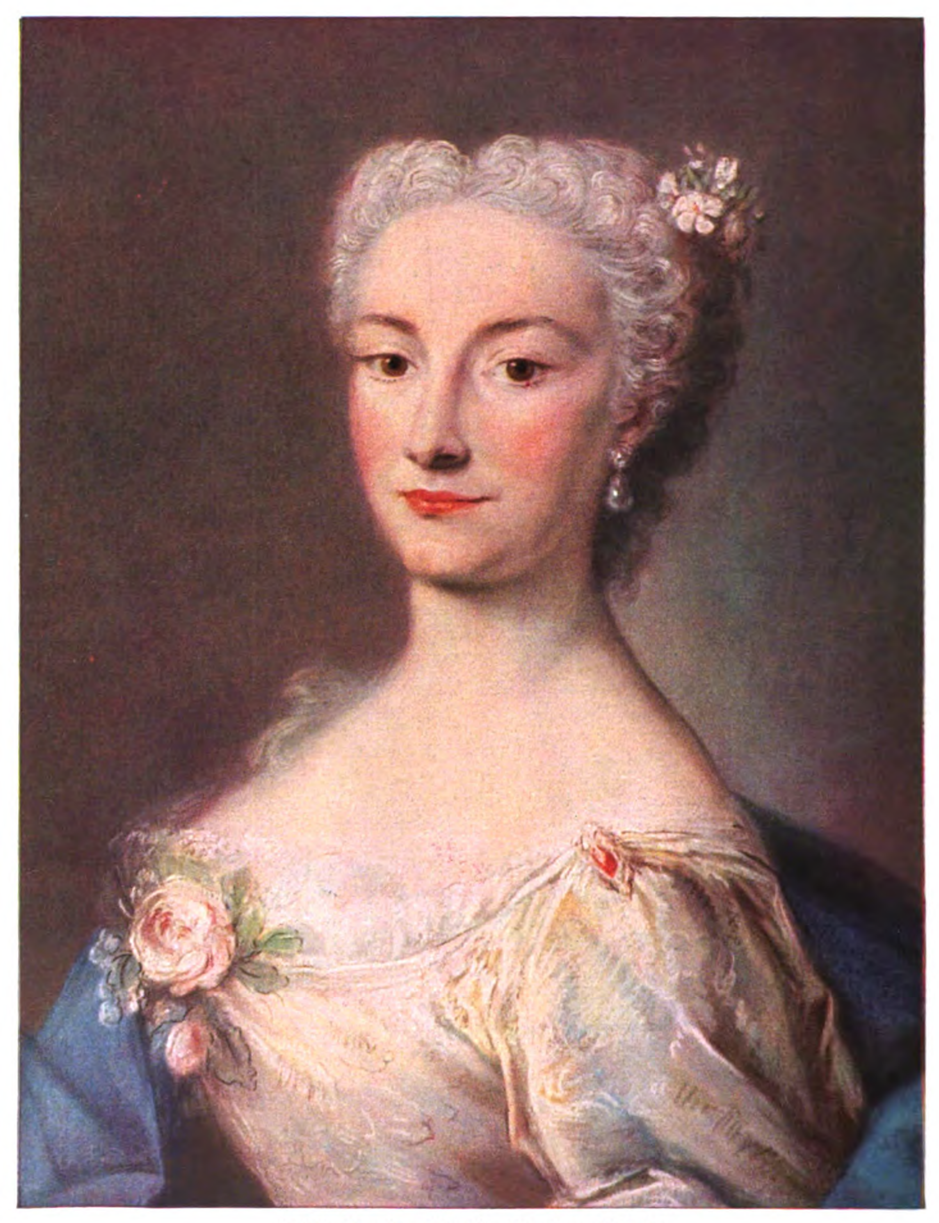
Prinzessin Benedetta Ernestina von Modena. Gemälde. Dresden, Galerie

Die ersten Werke, durch die Rosalba sich einen Namen machte, sind dementsprechend Miniaturen. Als sie 1705 in die römische Accademia di San Luca aufgenommen war, schickte sie als Aufnahmebild die dort jetzt wieder ausgestellte Miniatur ihrer Lieblingsdarstellung, eines jungen Mädchens mit lockigem Haar und in lockerer Kleidung, das eine weiße Taube, die sich mit ausgebreiteten Flügeln sträubt, mit beiden Händen an sich preßt. Die römischen Akademiker jener Zeit bewunderten die duftig hingehauchte Malerei, die den Elfenbeingrund als Fleischton stehen ließ und in der Behandlung des Weiß in Weiß eine unerhörte Feinfühligkeit offenbarte. — Zu den erhaltenen früheren Pastellen der Meisterin gehört ihr 1715 ausgeführtes Selbstbildnis der Uffizien, auf dem sie dem Beschauer, eine Rose im hellen Lockenhaare, leicht und anmutig angezogen, das von ihr gemalte Bildnis ihrer Schwester Angela zeigt. Wenn sie häßlich gewesen, wie berichtet wird, so bezeugt auch dieses Selbstbildnis, das übrigens mehrfach überarbeitet ist, ihre Gabe, die Menschen von ihrer besten Seite aufzufassen. Das Selbstbildnis, das sie 1716 ihrem Freunde Crozat nach Paris schickte, ist in einem Stich Lépiciés erhalten; und dieses scheint ihre keineswegs regelmäßigen Züge naturgetreuer wiederzugeben.

Wie berühmt sie schon im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts war, zeigt nicht nur ihr Briefwechsel mit den Höfen von Dänemark und von Mecklenburg, sondern vor allem auch ihre Berufung nach Düsseldorf durch den Kurfürsten Johann Wilhelm von

der Pfalz, der eine Reihe bekannter niederländischer und italienischer Künstler an seinen Hof zog. Schon 1710 ließ er sie einladen, in die niederrheinische Kunststadt überzusiedeln. Sie fragte den Kanonikus Ramelli um Rat, der ihr abriet. Ihre Ablehnung begründete sie damit, daß sie zu aufrichtig sei, um an Fürstenhöfen zu leben.

Der Kurprinz August von Sachsen war 1712, 1715 und 1717 in Venedig, ließ sich in Öl, in Pastell und in Miniatur von ihr malen und entführte im Auftrage seines Vaters Augusts des Starken jedesmal eine Anzahl ihrer Bilder nach Dresden. Von ihren in Dresden erhaltenen Pastellen seien einige schon hier eingereiht: so die stattliche Halbfigur des in grauer Perücke über hochrotem Rock prangenden venezianischen Prokurators, dessen volles, regelmäßiges Gesicht weicher dreinblickt, als es vermutlich von männlicher Hand wiedergegeben worden wäre; so das feine Bild der stolzen Gräfin



Gräfin Camilla Minelli. Dresden, Galerie

Minelli in geblümtem hellem Kleide und blauem Mantel, mit Blumen im Haar und an der Brust; so das Bild der vornehm dreinblickenden Fürstin von Teschen mit hochgezogenen Brauen; so die anmutige, nichts weniger als kriegerisch wirkende Siegesgöttin, die einen Lorbeerkranz im blonden Haar, einen Speer in der Rechten und ein Füllhorn in der Linken trägt.



Asien. Aus den vier Weltteilen. Dresden, Galerie

Zur höchsten Blüte entfaltete sich Rosalbas Kunst und Leben in Paris, wo sie vom März 1720 bis zum April 1721 als Gast des reichen Pariser Kunstfreundes Pierre Crozat verweilte, der übrigens nicht mit seinem Bruder, dem noch reicheren, durch seine großen von Mariette veröffentlichten Sammlungen bekannten Joseph Antoine Crozat verwechselt werden darf. Pierre Crozat stellte der venezianischen Meisterin in seinem von dem berühmten Vater der Rokokozierkunst Gilles Marie Oppenort erbauten Palais in der Rue Richelieu außer der Wohnung für sie, ihre Mutter und ihre Schwester Giovanna, volle Verpflegung und einen Wagen für Ausfahrten zur Verfügung; und Rosalba wußte es so einzurichten, daß gleichzeitig ihr Schwager Pellegrini den Auftrag erhielt, die Deckenbilder der Banque royale in Paris auszuführen. Die Hausdamen des Junggesellen Pierre Crozat, die Witwe des Malers Charles de la Fosse und deren schöne und musikalisch hochbegabte Nichte Mlle. d'Argenon, nahmen sich aufs liebevollste der italienischen Gäste an, die eine wahrhaft fürstliche Gastfreiheit genossen.

Es war eine bewegte, inhaltschwere Zeit, die die Carrieras in Paris verbrachten, die Blütezeit der Regentschaft des verschwenderischen und leichtherzigen Herzogs Philipp von Orléans und der wahnsinnigen Geldwirtschaft John Laws, des aus Schottland stammenden Contrôleur général des finances, deren völligen Zusammenbruch im Juli 1720 Rosalba in Paris erlebte.

Die ersten Bildnisse, die die Künstlerin in Paris malte, waren die der Mlle. d'Argenon, des Sohnes John Laws und des damals erst zehnjährigen Königs Ludwig XV. Bald pilgerte ganz Paris zu ihr, um sich malen zu lassen; nur den König malte sie in seinem Schlosse. In den Gesellschaften des Hauses Crozat, Abendtafeln mit darauf folgenden musikalischen Unterhaltungen, für die die Geladenen, wenn es Wohltätigkeitskonzerte waren, ein Eintrittsgeld zahlten, wetteiferten Rosalba und ihre Schwestern mit Mlle. d'Argenon und den Größen der Oper in musikalischen Darbietungen; und im Gefolge des Regenten und John Laws erschien dort dann die ganze Hofgesellschaft, erschienen aber auch die Künstler und Gelehrten der Weltstadt an der Seine.

Rosalbas Tagebuch ihrer Pariser Zeit zählt meist nur trocken auf, wo sie gewesen und was sie gesehen, wen sie gemalt und was sie eingenommen hat. Nur hier und da, wo

ihr in ernstem oder heiterem Sinn etwas auffiel, blitzt etwas wie ein farbiges Licht auf. Am 25. April 1720, an dem sie ihr erstes Bild des Königsknaben vollendete, bemerkt sie, dem König seien drei kleine Unfälle zugestoßen: sein Gewehr sei hingefallen, sein Papagei sei gestorben und seine Hündin habe etwas erlebt. Am 27. aber schreibt sie, sie habe im Kabinett des Königs gehört, wie der Minister Villeroi zur Madame de Vantadour im Hinblick auf sie gesagt habe: „Sehen Sie nur, wie schick sie aussieht und wie gut sie angezogen ist.“ So tritt sie uns in der Tat auf dem flotten Selbstbildnis entgegen, das sich in einem feinen Farbenstich Bartolozzis erhalten hat. Als Halbfigur sichtbar, den Fächer in der zierlich erhobenen Rechten, das dunkle Umschlagetuch über den Kopf gezogen, schreitet sie lächelnd durch einen Torbogen ins Freie.

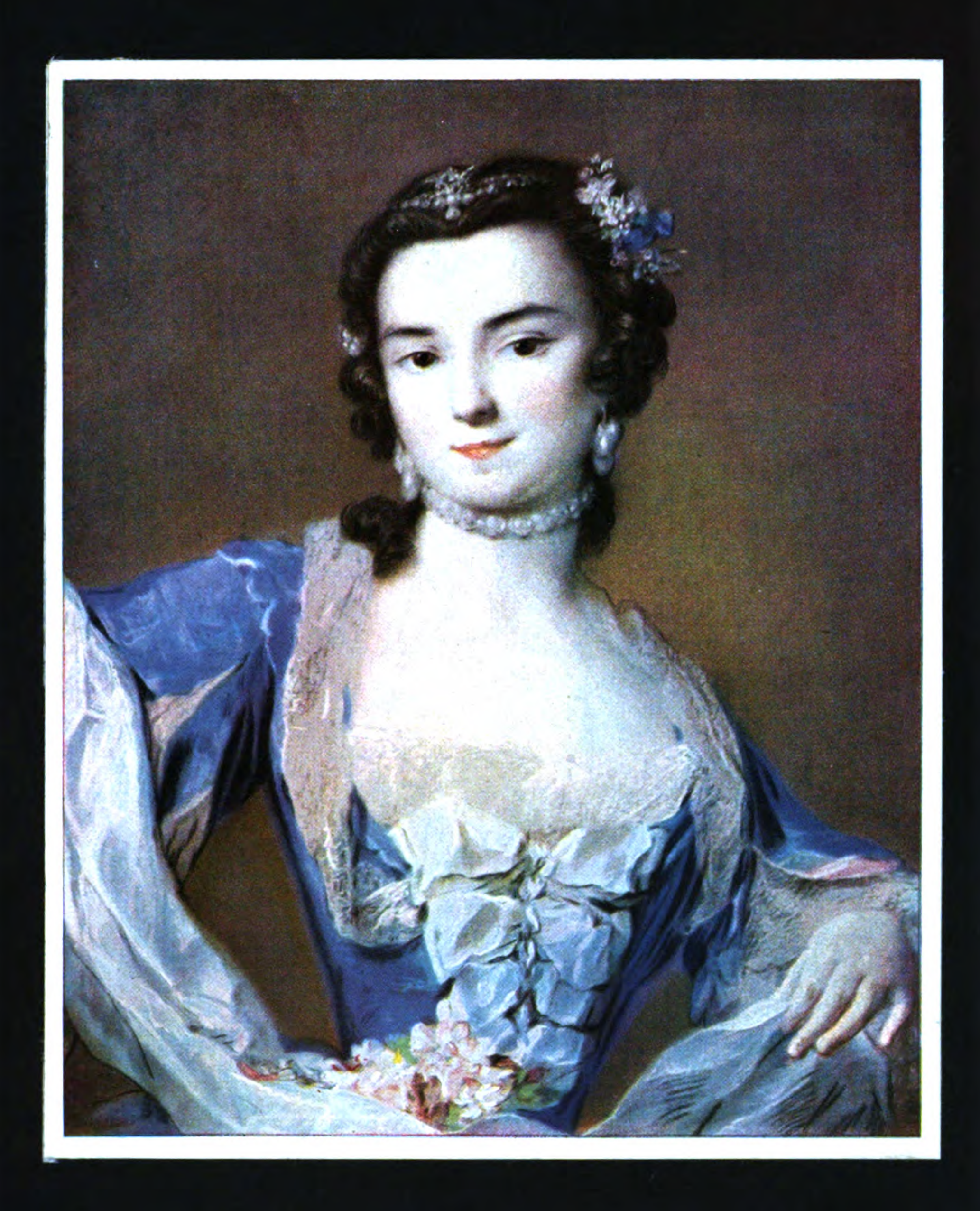
Ihr Haupterlebnis in Paris war natürlich ihre Aufnahme in die Akademie. Am 9. November schreibt sie: „Ich ging zum erstenmal in die Akademie, wo M. Coypel den Akademikern in meinem Namen für meine Aufnahme dankte.“ Ihr Aufnahmebild schickte sie erst 1722 aus Venedig. Es ist die Muse, die jetzt mit drei anderen Pastellen ihrer Hand im Louvre hängt: ein blondes, leicht gekleidetes Mädchen mit Rosen im Haar und dem Lorbeerkranz in der Linken. Den Lorbeer, schrieb sie dazu, weihe die Muse der Pariser Akademie, die allein seiner würdig sei; die Muse aber habe sich entschlossen, in Paris zu bleiben, wo sie den bescheidensten Platz ihrem Gipfel des Parnasses vorziehe.

Nach Venedig zurückgekehrt, stand Rosalba Carriera in der Herbstreife ihres Ruhmes. Im Sommer 1723 wurde sie nach Modena berufen, wo sie nicht nur den Herzog Rinaldo, sondern auch dessen drei Töchter Benedetta, Amalia und Enrichetta malte, deren Bilder als Werber für die drei Prinzessinnen nach Paris und weiter verschickt wurden. Aber freilich, weder der Herzog von Braunschweig, noch der Herzog von Bourbon, denen zwei der Schönheiten zugedacht waren, griffen zu. Nur Enrichetta heiratete später den Herzog Antonio von Parma. Die Dresdner Galerie besitzt nicht nur das Pastellbild des Herzogs Rinaldo, dessen schwarzes Perückenhaar auf seinen gelben Rock herabfällt, sondern auch die Bilder der drei üppig dreinblickenden Schwestern, von denen das der Benedetta früher irrtümlich als ein zweites der Amalia bezeichnet wurde. Benedetta glänzt in blauem Hermelinmantel über hell geblümtem, ausgeschnittenem Seidenkleide, über das ein Blumengewinde schräg herabfällt; besonders klug aber sieht sie nicht aus.



Selbstbildnis der Künstlerin. Florenz, Uffizien

Bedeutsamer griff 1730 in Rosalbas Leben ihre Reise nach Wien ein, wohin sie eine kaiserliche Einladung gelockt hatte. Nur Giovannina hatte sie



Die Tänzerin Barbarina Campana. Gemälde von Rosalba Carriera

(Dresden, Galerie)



dieses Mal begleitet; und die erhaltenen launigen Briefe, die die Schwestern ihrer Mutter nach Venedig schrieben, gewähren hübsche Einblicke in ihr Wiener Leben. Anschaulich schildert Rosalba am 26. Mai ihre Ausfahrt nach dem Prater und das muntere Treiben in diesem und ein anderes Mal schreibt sie, die schönen Wienerinnen gäben sich noch pariserischer als die Pariserinnen. Daß sie in Wien den Kaiser Karl VI., die Kaiserin Elisabeth und die verwitwete Kaiserin Amalie malte, versteht sich von selbst. Halbfigurenbilder der beiden Kaiserinnen besitzt die Dresdner Sammlung, in der uns aber auch besonders lebendig und ausdrucksvoll das von dem ganzen Liebreiz der Kunst Rosalbas umflossene Bild der Prinzessin Maria Josepha, der Gemahlin Augusts III. von Sachsen, entgegenstrahlt.

In Wien entstand aber auch das Dresdener Selbstbildnis der nun bereits fünfundfünfzigjährigen Künstlerin in der Pelzmütze, angeblich als „Der Winter“ in einer Folge der Jahreszeiten gedacht.

Von Wien zurückgekehrt, verließ Rosalba Venedig nun nicht mehr, zu dessen Sehenswürdigkeiten sie zählte. 1739 kam der sächsische Kurprinz Friedrich Christian, der vierzig ihrer Bilder für seinen Vater nach Dresden mitnahm. In dem Dresdner Pastell des jungen Prinzen erscheint dieser trotz des Harnisches unter seinem Hermelin als geistloser Milchbart. Männliche Würde darzustellen, ist ihr eben nur selten gelungen.

Als gute Beispiele ihrer Kunst in der Dresdner Galerie gelten noch das von stärkerem Eigenleben als andere erfüllte Bildnis der glutäugigen Gräfin Orzelska, die trotz ihres roten Hermelinmantels Blumen an der Brust und im Haar trägt, das anmutige Bild einer braunäugigen Sängerin mit ihrem Notenheft in der Rechten und die lebensvolle Halbfigur der feurigen, kornblumenblau gekleideten Tänzerin Barberina Campana, die in hellblauem Tuche eine Fülle von Blüten vor sich hält. Von Rosalbas Dresdner Idealbildern zeigt „Asien“ aus den „Vier Weltteilen“ als phantastische braune Schönheit die Grenzen ihrer Vorstellungskraft, wogegen „Die Luft“ und „Das Wasser“ aus den „Vier Elementen“, die August III. 1744 bei ihr bestellt hatte, anmutig und verständnisvoll gekennzeichnet sind; 1746 vollendet, waren es ihre letzten Schöpfungen vor der Erlöschung ihres Augenlichtes.

Völlig erblindet und nach dem Tode fast aller, die ihr nahegestanden, vereinsamt, wurde die Künstlerin während des letzten Jahrzehnts ihres Lebens schwermütig und menschenscheu. Nur ihre Schwester Angela, die nach dem Tode Pellegrinis zu ihr gezogen war und sie überlebte, war ihr Trost. Ihr Testament, das von voller Geistesklarheit zeugt, machte sie im Dezember 1756; im April 1757 starb sie.

Daß sie ihren Ruhm überlebt habe, läßt sich nicht sagen. Erst nach ihrem Tode erschienen die Schriften zu ihrem Preise und vollendete auch Mariette sein „Abécédaire“, in dem er freilich zugab, daß sie nicht immer fehlerfrei gezeichnet habe, dies aber als ihr künstlerisches Recht, wie es auch bei Correggio gewesen sei, in Anspruch nahm; und noch 1898 erzielte auf der Versteigerung Chennevières in Paris eins ihrer „Mädchen mit Taube“ mehr als 6000 Franks.

In der Pastellmalerei standen nicht nur Liotard und Mengs, die Mariette weit unter Rosalba stellt, sondern auch die großen Franzosen Maurice Quentin de Latour und Jean Baptiste Perronneau auf ihren Schultern. Daß sie die Gattung der Pastellmalerei in Europa zu Ehren gebracht hat, bestreitet ihr niemand.

Aber sie hat auch zur Schaffung des weiblichen Ideals des 18. Jahrhunderts das Ihre beigetragen, jenes von Blumen und Bändern, Spitzen und Perlen umrankten Ideals, das sie in seiner anmutigen Oberflächlichkeit, liebenswürdigen Gefallsucht und tändelnden Klugheit, noch ohne seine Lüsternheit und Leichtfertigkeit zu sehen, der Natur abgelauscht hat. In den fest umgrenzten Schranken ihrer echten Weiblichkeit wird niemand sie zu den Weltgrößen der Kunst rechnen wollen; aber sie hat den Besten ihrer Zeit genügt und war unzweifelhaft eine künstlerische Persönlichkeit für sich, deren Schwächen zugleich ihre Stärke waren.

Einer Frau. Von Frida Schanz

Wie die Farben versinken im Vollmondschein,
Ist dir dein Leben versunken.
Von der Sehnsucht zehrendem Zauberwein
Hast du zu tief getrunken.

Ein Zittern, wie's über der Meerflut blaut,
Hat deine Seele ergriffen.
Du hast zu lange hinausgeschaut
Nach nie gekommenen Schiffen.

Von silbernem Eiland sehnsuchtswelt
Blieb dir im Auge ein Flimmern.
Die ruhigen Dinge der Wirklichkeit
Siehst du durch Tränen schimmern.

Carl Peters nach eigenen Briefen

Von Otto v. Gottberg

Kaum hat mal einer ein bissel was,
Gleich gibt es welche, die ärgert das,

schrieb nach Wilhelm Busch um Neujahr 1912 der Mann, der fünfundzwanzig Jahre früher dem Reich zum Besitz von Deutschostafrika und Helgoland verhalf. Carl Peters schickte den Kartengruß an den befreundeten Dr. Otto Arendt. Seine Briefe an den verdienstreichen Politiker und Parlamentarier, die hier erste Veröffentlichung finden, geben nicht nur ein Charakterbild des Schreibenden, sondern werfen auch Licht auf die Verdienste des Empfängers.

Die Handschrift ist kaum leserlich, weil die Gedanken des ungestümen Peters der Feder voraussagen. Seine spröde Natur geizt mit Freundschaftsbekundungen und wehrt sich bis zum Aufbrausen gegen Ratschläge des Helfers und Gönners. Arendt bleibt geduldig, nachsichtig und stets bereit, dem Freund Gefolgschaft zu werben, das Intrigennetz seiner Gegner zu zerreißen und Geld für Expeditionen zu schaffen. Während Peters unter den Augen der Welt die deutsche Fahne in den Urwald trägt und Ruhm gewinnt, läßt Arendt die Linke nicht wissen, was die Rechte tut. Wir gewahren, daß ihm manch Blatt vom Lorbeer des Freundes gebührt, wie Peters im ersten Brief ausspricht:

Brindisi, am 27. April 87.

Mein guter, redlicher Arendt!

Ich nehme an, daß Sie augenblicklich in Ihrer ... Art Bier im Askanischen Hof in Ihren ... Bauch schütten.

Ich bin mit dem ehrlichen Gravenreuth [Frhr. v., Expeditionsmitglied; vordem bayrischer Offizier, später in der Schutztruppe] in ernsten Vorbereitungen für die große Mission, mit der Sie, mein guter Arendt, mich zu betrauen geruhten. In einigen Stunden dampfen wir von Europa ab, im erhebenden Bewußtsein, daß Sie der Bannerträger sind, in dessen Fäusten unsere Flagge grünen, blühen und sich vermehren wird.

Auf Wiedersehen, mein lieber Arendt,

Ihr Carl Peters.

Noch hängt der Himmel voller Geigen, und alle Freunde sind bierehrlich. Der Kraftmensch vergewaltigt die deutsche Sprache und läßt nach dem scherzenden Freundesgruß sein selbstbewußtes Herrentum sprechen. Auf die Rückseite des Briefbogens schreibt nämlich nach des Ausreisenden Diktat sein Schriftführer an Arendt:

Herr Dr. Peters schickt beifolgende Anträge und bittet Sie, dieselben dem Vorstand der Gesellschaft für Deutsche Kolonisation [aus der später die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft oder D. O. A. G. hervorging] zu unterbreiten und dafür Sorge zu tragen, daß dieselben ohne Weiterungen angenommen werden.

Herr Dr. Peters legt Gewicht darauf, daß seinen Anträgen stattgegeben wird.

Peters reist als Generalvertreter der D. O. A. G. und der „Gesellschaft für Deutsche Kolonisation", für die er schon 1884 nach Ostafrika fuhr. Auf eigene Anregung und mit Wissen nur weniger Freunde gewann er damals durch Verträge mit eingeborenen Großleuten die Landschaften Usegaha, Nguru, Ukami und Usagara im späteren Deutsch-Ostafrika. Seine Verträge mit den Häuptlingen fanden staatsrechtliche Anerkennung im Februar 1885 durch den kaiserlichen Schutzbrief für die D. O. A. G. Doch der Sultan von Zanzibar erklärte seine Hoheitsrechte durch die Verträge geschmälert, und Bismarck vereinbarte mit England und Frankreich, daß eine gemischte Grenzregulierungskommission über die Berechtigung der Ansprüche des Sultans auf ostafrikanisches Küstenland entscheiden solle. Der für Deutschland ungünstige Kommissionsbeschluß sprach im Herbst 1886 dem Sultan einen Küstenstreifen in Breite von zehn englischen Meilen zu und trennte das junge Schutzgebiet vom Meer. Die D. O. A. G. mußte versuchen, sich mit dem Sultan zu einigen. Ihre Beamten und Siedler waren schon am Werk. Aus der Heimat geschickte Expeditionen hatten in den beiden Vorjahren den deutschen Besitz auf 56 000 Quadratmeilen, also ein Gebiet von der Größe Indiens, vermehrt.

Jetzt soll Peters mit dem Sultan um Überlassung oder Verpachtung der Zollerhebung in den Häfen von Daressalam und Pangani verhandeln. Doch eine Aufgabe ist ihm nie genug. Er schreibt unterwegs dem Freund:

Aden, 3. Mai 87.

Lieber Arendt!

Die Somalisache habe ich geregelt, soweit dies auf Grund meiner Beschränkung durch die Reichsregierung möglich war, und unseren alten Feind [Konsul] Woodli zu unserem hiesigen Vertreter machen müssen. Eine der ironischen Fügungen der immer ironischen Vorsehung! Ferner ernannte ich den Neffen des Großsultans Osman Mhamud Said ben Sementar zu unserem Vertreter in Nordsomaliland bis zum Jub mit ständigem Sitz in Alule. Beide sind durch notariellen Akt vor dem Konsul auf zwei Jahre eingesetzt. Damit ist die Form gewahrt, bis

wir selbst energisch vorgehen können. Ohne Beschränkung hätte ich anders gehandelt. Dann wäre ich heute auf der Fahrt nach Somaliland, um dort deutsche Stationen aus der Erde zu stampfen, aber der Ring von Jühlke blitzt nicht umsonst an meinem Finger und aufgeschoben ist nicht aufgehoben. [Dr. Karl Jühlke begleitete mit Joachim Graf Pfeil Peters auf seiner ersten Reise. Peters beauftragte ihn, deutsche Stationen in Somaliland zu gründen. Eingeborene ermordeten Jühlke, und Peters trug den von Europäern gefundenen Ring des Toten, der den ungestümen Freund und Führer stets zu Besonnenheit und Rücksicht auf die Reichsregierung gemahnt hatte.]

Ich halte es nun für opportun, obige Tatsachen möglichst nachdrücklich an die Öffentlichkeit zu bringen, und zwar als Demonstration, daß wir nicht gewillt sind, von unseren (durch Jühlke erworbenen) Rechten in Somaliland auch nur einen Fingerbreit aufzugeben. Zunächst ist wohl eine Mitteilung durch „Wolff" am Platz. Ich erachte meine Maßregeln für ebenso aussichtsvoll oder mehr als das Engagement von Tippu Tip [vielgenannter arabischer Sklavenhändler] durch Stanley, womit sie ja eine gewisse Ähnlichkeit haben. Bitte, veranlassen Sie die Veröffentlichung in etwa folgendem Wortlaut: Dr. Carl Peters ernannte zum Vertreter der D. O. A. G. zu Aden im Hinblick auf die Somalierwerbungen der Gesellschaft den Konsul Woodli und zum Vertreter der Gesellschaft für das nördliche Somaliland bis zum Jub den Neffen des Großsultans Osman Mhamud Said ben Sementar mit Sitz zu Alule.

Ich halte ferner für opportun, den Vertrag mit Mhamud und seine Instruktionen in unserer Korrespondenz [dem Organ der Gesellschaft für deutsche Kolonisation] abzudrucken, und schließlich müßten Sie die ganze Sache in einem Artikel in der „Kreuzzeitung" motivieren und darlegen.

Meine Expedition verläuft soweit mit günstigen Aussichten. Die Disziplin ist mustergültig und ich bin mit der Haltung aller Herren zufrieden. Am Indischen Ozean hat unser Erscheinen Sensation gemacht.

Gott befohlen und schlafen Sie nicht mehr so lange. Ich stehe jeden Morgen um 5½ auf.

Schon dieser Brief läßt ahnen, warum der Zorn von Kolonialgegnern und das Kopfschütteln Regierender den Reisenden begleitete. Somaliland sollte nur e i n e der Provinzen des von Peters erträumten deutschen Afrikareichs zwischen dem Zambesi und Mittelägypten werden. Noch war ja der Kongo nicht belgisch, Südafrika nicht britisch und Rhodesien ein Niemandsland. Noch hatte Deutschland aber auch keine starke Flotte, und Bismarck kannte die Bedeutung englischer „Einflußsphären".

Die Berichte über Peters' Auftreten und das Echo in der englischen Presse rufen daher seine Gegner in der Heimat auf die Schanzen. Freilich runzeln auch Freunde die Stirn, und ihrer denkt Peters, der an Arendt schreibt:

Zanzibar, am 22. Juni 87.

Sie scheinen in Deutschland alle den Kopf verloren zu haben. Du lieber Gott! Das alles war doch vorauszusehen! Seien Sie nicht so schlapp! —

Wenn ich zu einem Konflikt gezwungen werde, können Sie was erleben! Der Kampf mit mir bedeutet heute den Kampf mit der gesamten Beamtenschaft der D. O. A. G. mit wenigen Ausnahmen. Sämtliche Führer stehen und fallen mit mir, und insofern hat sich die Situation zu meinen Gunsten verschoben. Als man mich hierher ließ, gab man mir die Kolonie in die Hand und die gebe ich nicht wieder fort. Ich will nicht zum zweitenmal in die schmähliche Position vom vorigen Winter zurückgedrängt werden. Lieber setze ich alles auf eine Karte und riskiere, daß die D. O. A. G. mit einem Autodafé endet. Die Verantwortung tragen dann meine Feinde.

Ich rate Ihnen folgendes:

Treten Sie in der ganzen Sache möglichst hochfahrend und brüsk auf. Die Kolonie haben Sie hinter sich, und das Weitere findet sich. Organisieren Sie meinen Anhang, der vom ersten Schuß gesprengt zu sein scheint. Mit dem können Sie in Berlin den Kampf zwar nicht durchführen, aber mir ist er ein erwünschter Rückhalt. Sie müssen sich von vornherein auf eine schneidige Minoritätspolitik einstellen.

Frida v. Bülow wird unsere Korrespondenz [das Organ der Gesellschaft für deutsche Kolonisation] versorgen. Es kommt ja nur darauf an, sie durch diese Krise hindurchzulavieren.

Ich persönlich kann nicht nach Deutschland zurück, und ruft man mich ab, so habe ich Pläne gefaßt, über die ich vorher nichts sage. Pfeil [Joachim Graf v., früher Reisebegleiter] muß zu Boden getreten werden, weil der Direktionsrat der D. O. A. G. eventuell versucht, sich seiner gegen mich zu bedienen. Wir haben ihn in der Hand. Spielen Sie die Trümpfe aus. Sorgen Sie ferner dafür, daß die Plantagengesellschaft [Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft] mich hier zu ihrem ersten Vertreter macht. Ich bekomme dadurch mehr freie Hand. Bin ich gezwungen, in Deutschland einzugreifen, so schicke ich zunächst einen Adjutanten, wahrscheinlich Gravenreuth, und alarmiere die öffentliche Meinung. Ich bin entschlossen, wenn es sein muß, auch der Reichsregierung die Spitze zu bieten.

Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation lassen Sie mehr und mehr auch in die innere deutsche Politik eingreifen. Wir müssen eine Macht werden, mit der jedermann zu rechnen hat. Handeln Sie klug, kühn und ener-

gisch. Ich schaffe mir hier Bundesgenossen und bin bereits heute Herr der Situation. Ich denke auch gar nicht daran, mich einschüchtern oder zurückdrängen zu lassen. Wenn ich den Konflikt noch nicht aufnehme, geschieht das aus Gründen ähnlich jenen, welche Sulla veranlaßten, vor dem Feind in Kleinasien zu bleiben, während Marius seine Freunde in Rom ermordete.

J'y suis et j'y reste und komme nach Deutschland nur als Vertreter und Mandatar einer Kolonie, die mein geistiges Eigentum ist. Dann wollen wir doch sehen!

Seine Kampfnatur, die mit gleich inniger Freude sich Feinde wie Freunde macht, läßt sich durch den Lärm in der Heimat nicht stören. Beim Verhandeln mit dem Sultan bekundet der Heißsporn eine zähe Geduld, die über orientalische Verschlagenheit siegt, und schließt schon im Juli mit dem Sultan einen Präliminarvertrag, der den Deutschen nicht etwa nur die gewünschte Zollverwaltung in zwei Häfen, sondern sogar auch das Hoheitsrecht über das Küstenland von der Mündung des Memba bis zum Kap Delgado zuspricht.

Der wirkliche Vertrag konnte — mit geringfügiger Änderung — im April 1888 zwischen dem kaiserlichen Generalkonsul und dem Sultan geschlossen werden. Inzwischen mahnt Arendt zur Vorsicht, und Peters antwortet unwirsch:

Zanzibar, 17. November 87.

Wir werden uns sicherlich niemals verstehen, da wir von verschiedener Wertschätzung der Dinge ausgehen. Was Ihnen glänzend und verlockend scheint, ist es mir nicht. Was Ihnen Besorgnis einflößt, läßt mich außerordentlich kalt. Charakteristisch war eine Äußerung Ihrerseits vor meiner Abreise. Sie sagten in Berlin, die Jahre zwischen 84 und 87 [also die Zeit zwischen den Reisen, als Peters wohl seinen jungen Ruhm genoß, aber auch Geld und Gelegenheit zu neuen Taten suchen mußte] würden wohl die glänzendsten meines Lebens sein, während ich fühlte, daß ich niemals elendere und demütigendere erleben kann. Lieber will ich am Rowuma verhungern oder im Juba ertrinken, als wieder zu solchem Bettelglanz heimkehren.

Ihre Anschauungen im letzten Brief erkenne ich an. Nur passen Sie nicht auf mich. Übrigens waren es Berichte von Ihnen, die meinen Zorn anstachelten.

Das einzige, was ich besitze, ist die unbedingte Ergebenheit der tüchtigsten meiner Beamten und die Gewißheit, daß ohne mich alles in Zuchtlosigkeit verfallen würde. Gebe Gott, daß letzteres niemals bewiesen wird.

Ich bin mir auch bewußt, stets aus sachlichen und niemals nach persönlichen Rücksichten zu handeln, aber die deutsche Kolonialbewegung verliert an Bedeutung für jemand, der im Kugelregen steht und seine Freunde von sich weichen sieht, während er weiß, daß ein falscher Schritt oder Befehl uns um den Sieg bringen kann.

Nach einem Jahr werde ich durch Resultate die Richtigkeit meiner Politik beweisen können. Im Augenblick ist mir das Fehlen von Anerkennung darum gleichgültig.

Doch schon nach einem Monat fühlt er das Bedürfnis, sich gegen Kritiker in der Heimat zu wehren und seinen Freunden im voraus Rechnung zu legen:

Zanzibar, 9. Dezember 87.

Ich fange an, dem Ende meines ersten Jahres entgegenzusehen. Was ich erreicht habe, ist:

1. Herstellung einer absolut intakten Disziplin in der Beamtenschaft.

2. Einrichtung eines rationellen Stationsbetriebes und Resultate in der Plantagenbewirtschaftung.

3. Der Präliminarvertrag, der den Sultan definitiv bindet.

Wenn es nach mir ginge, hätte ich auch schon die Küste. [Die erst im nächsten April mit Zeichnung des wirklichen Vertrages an die Gesellschaft kam.]

Nun gilt es, eine Agitation einzuleiten, damit ich im zweiten Jahr mehr Freiheit habe. Die Aufgaben für das nächste Jahr sind:

1. Entwicklung des Plantagen- und Handelsbetriebes zu handgreiflich günstigen Ergebnissen.

2. Organisation des Küstendienstes und der Zollerhebung.

3. Besitzergreifung günstiger Punkte in Somaliland. Dorthin möchte ich im Winter eine größere Expedition führen.

Auf obiges arbeiten Sie, bitte, hin. Ich muß in Deutschland Einfluß ausüben können.

Sie dürfen glauben, daß mein Verstand noch nicht gelitten hat, sondern die Verhältnisse hier draußen sehr richtig erfaßt.

Morgen gehe ich mit dem „Nautilus" nach Norden.

Mit frdl. Gruß.

Nach Abschluß des wirklichen Vertrages mit dem Sultan begannen Verhandlungen der D. O. A. G. mit der Reichsregierung, die endlich im Jahre 1890 die Hoheitsrechte der Gesellschaft übernahm und das Schutzgebiet zu ihrer Kolonie machte, aber dem hitzköpfigen Begründer nicht die Leitung der Verwaltung ließ.

Arendt hatte recht. Die Glanzzeit im Leben von Carl Peters war vorüber. Jetzt sind dem Adler die Flügel gestutzt. Wir lesen von ihm wieder in Briefen, aus den Tagen seiner Emin Pascha-Expedition:

Venedig, 2. März 89.

Dank für Ihr Schreiben nach Nürnberg. Derartige scheinbar günstige Nachrichten

rühren mich nun freilich sehr wenig, weil ich zu oft enttäuscht worden bin.

Bitte nochmals dringend, mir keine Briefe mit allgemeinen Betrachtungen (lies: Ratschlägen) zu schicken. Das erregt nur unnütz meinen Zorn, ist also Kraftvergeudung. Was wir brauchen, ist Kurage, Kurage, nochmals Kurage. Vorsicht habe ich immer genug gehabt, mag auch der Klatsch aus allerhand Gesellschaftsklassen darüber faseln, was er will.

Heute abend über Brindisi weiter. Le jeu est fait, rien ne va plus.

Mit bestem Gruß.

In der Tat! Nichts gilt mehr. Er spielt, und sein letztes liegt auf dem grünen Tuch. Peters war nach Übernahme der Kolonie durch das Reich doch wieder zu „Bettelglanz" heimgekehrt, und der Enttäuschte bat die Freunde, seinem Tatendrang neue Betätigung zu schaffen. Doch zu spät reist er jetzt zu Dr. Schnitzer, genannt Emin Pascha. „Kurage" heischt die Verwirklichung einer Nebenaufgabe. Er hat seinen Helfern neue Eroberungen für Deutschland versprochen, ohne zu gewahren, daß seine größte Tat eine neue Epoche in der Kolonialgeschichte einleitete. Nicht mehr kühne Forscher oder Eroberer dürfen die Flagge ihrer Nation auf fremder Erde heißen, sondern Staatskanzleien verhandeln über die Aufteilung der Kontinente, und Uganda, das Land seines gegenwärtigen Hoffens, ist von Bismarck in geheimen, also Peters unbekannten Verhandlungen bereits den Engländern zugesagt. Er schreibt auf einem Dampfer der „Messageries":

An Bord, 27. März 89.

Ich fahre seit Aden mit Wissmann, und unsere Beziehungen haben wieder den freundschaftlichen Charakter vom vorigen Sommer angenommen. Wissmann will mir in Zanzibar sogar einen Dampfer für meine Leute und Sachen stellen. Wir haben uns ausgesprochen, und nach dieser Richtung brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Ich glaube auch, daß ich die Expedition schneller durchführe, als Sie glauben, und daß ich praktische Resultate und Kriegsruhm zurückbringe, was ich wohl als selbstverständlich aussprechen darf. [Er plante sich Emin zu verbünden und mit des Paschas Truppen Uganda zu erobern, um Deutschland zur Nilmacht zu machen.]

Ich fühle mich zum erstenmal seit Oktober 1887 wieder relativ zufrieden, weil ich eine große und gefährliche Aufgabe vor mir habe und im Handeln stehe. Ihre Erwartung einer glänzenden Rückwirkung des Gelingens auf Deutschland teile ich freilich nicht. Wenn die Begründung der Kolonie Deutsch-Ostafrika mir keine Anerkennung gebracht hat, wird es eine Expedition comme ça erst recht nicht. Beides ist überhaupt nicht in einem Atem zu nennen. Aber ich hoffe mein Werk in meiner Richtung weiterführen zu können.

Meine sachlichen Maßnahmen kennen Sie aus früheren Berichten. Ehlers [bekannter Afrikareisender] schien nicht mitzuwollen, was mir bei dem Stand meiner Finanzen lieb ist. Wissmann erhielt eine Depesche, wonach meine Somali schon in Bagamayo [Hafenstadt in Deutsch-Ostafrika] gelandet wären. Ich nehme eine Verwechslung an.

Lassen Sie bitte die Finanzen nicht außer acht, denn 100 000 Mark müssen Sie für die Emin-Expedition noch schaffen. Und nach Zanzibar keine Ihrer üblichen Epistel. Lassen Sie Schröder [Mitarbeiter und Freund von Dr. Arendt] in Kürze schreiben.

Der Sultan von Zanzibar, später ein Freund der Deutschen, hatte unter englischem Einfluß den abgeschlossenen Vertrag nicht erfüllt, und der deutsche Handel zur Küste war gefährdet. Als unsere Beamten gar Zölle forderten, brach der auf englisches Anstiften vom Sultan angezettelte „Araberaufstand" aus. In einer der ernstesten Erhebungen Farbiger auf afrikanischer Erde fanden sich Inder, Araber und Neger gegen den Weißen zusammen. Beamte, Missionare und Kaufleute starben als Opfer des Aufruhrs. Die D. O. A. G. war gezwungen, ihre Stationen im Inneren, sogar auch an der Küste aufzugeben, und konnte sich nur in Daressalam und Bagamayo mit Hilfe der Marine halten.

Kein Wunder, daß Peters nur sich befähigt glaubte, seine Schöpfung zu retten, aber auf Bismarcks Rat fuhr Hauptmann Wissmann als „Kaiserlicher Kommissar für Deutsch-Ostafrika mit außerordentlichen Vollmachten" nach Afrika, um dem Schutzgebiet Frieden zu geben. Die Wissmanntruppe, der Stamm und die Mutter der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika, trat als eine — nominell — nur ihrem Führer verpflichtete Organisation ins Leben, weil Bismarck die Armee nicht jenseits des Meeres engagieren wollte. Enttäuschung also trübt wohl Peters' Urteil über den Aufstand und seinen Bezwinger, wenn er nach der Ankunft in Afrika schreibt:

Zanzibar, 27. April.

Ich halte für nötig, daß Sie in öffentlicher Versammlung in Hannover gegen die Ihnen aus früheren Berichten und Briefen bekannten hiesigen englischen Intrigen sprechen. Das Thema dürfte aber nicht vorher bekanntgegeben werden. Auch hier bin ich wieder ein vom Rudel gehetztes Wild. Aber gerade das Unsinnige und Unbillige dieser Behandlung gewinnt mir auch hier wieder, wie ich nach und nach merke, die Sympathien des anständigen Elements, so von Wissmann und dem Admiral [Deinhardt].

Ich arbeite wie ein Pferd und werde mich durchsetzen. Nur unterstützen Sie mich von

dort. Wenigstens nicht für vogelfrei sollten mich die offiziellen Kreise erklären.

Denken Sie, daß ich heute in den Besitz der Friedensbedingungen von Bushiri [Führer des bewaffneten Aufstandes] gekommen bin, und zwar durch einen englischen Missionar [Taylor], der drei Tage bei Bushiri gefangen war und sie mir überbringen sollte. Ich habe sie aber loyalerweise an Wissmann geschickt.

Der Aufstand ist eine Lumperei und nicht der Rede wert. Eben komme ich aus Bagamayo, wo meine Somali, also die Truppe unserer Emin Pascha-Expedition, noch immer das Hauptkontingent der Besatzung bilden. Sonst wäre ich fünf Wochen früher am Schauplatz. Dies ist eventuell zu verwenden. Auch mein Urteil über den Aufstand würde ich diskret bekanntgeben.

Gleichzeitig schrieb Peters dem langjährigen Vorsitzenden der D. O. A. G., seinem Freund und Gönner Bankier Karl v. d. Heydt, daß er sich anheischig mache, den Aufstand in vierzehn Tagen durch eine Polizeipolitik zu beenden. —

Seine geheimen Pläne waren den Engländern bekannt. Sie versuchten darum seine Abreise zu verhindern. Doch der Erfinderische überlistete die Widersacher und brach auf, um mit dem Erwerbsvertrag von Uganda zurückzukehren. Drei Jahre früher hätte der Abschluß Deutschland ein neues Kolonialgebiet und Peters reichen Lorbeer gebracht. Jetzt war seine Tat ein Luftschlag, weil Bismarck Uganda vergeben und darum vor der Expedition gewarnt hatte, ohne freilich seine Karten aufzudecken. Auch einer Hilfeleistung für Emin durfte der Enttäuschte sich nicht rühmen, denn schon im November traf Stanley mit Emin Pascha im deutschen Schutzgebiet ein.

Mit Genugtuung ist hervorzuheben, daß die Reichsregierung doch noch versuchte, die Erfahrungen und Gaben des Begründers von Deutsch-Ostafrika seiner Schöpfung nutzbar zu machen. Er darf die nächsten Briefe als Beamter des Kolonialdienstes schreiben:

Tanga, 5. Juni 91.

Bitte, lancieren Sie folgendes aus Zanzibar: Der Kaiserliche Kommissar Dr. Peters ist am 2. Juni in Tanga eingetroffen und denkt sich bald durch Usambara in das Gebiet des Kilimandscharo zu begeben. Er verfügt über 150 Mann der Schutztruppe mit den Offizieren Johannes und Bronsart v. Schellendorf, sowie einigen Unteroffizieren und den nötigen Trägern, also eine Expedition von etwa 240 Köpfen.

Dann lancieren Sie, bitte, daß in Ostafrika mit dem Übergang aus der militärischen in die zivile Verwaltung, welche sich jetzt vollzieht, für alle Unternehmen eine Wendung zum Besseren eintritt. Die Freude über das Aufhören von Wissmanns Paschawirtschaft ist allgemein.

Ich fühle mich hier noch fremd in meiner Umgebung, welche tatsächlich an die Zeiten Friedrichs des Großen erinnert. So verknöchert ist das System. Eine nette Entwicklung dieser Kolonie.

Auch meine eigenen Verhältnisse sind noch ungeklärt, worüber v. d. Heydt erzählen kann. Vorerst mache ich die Kilimandscharo-Expedition und warte dann meine Zeit ab.

Schreiben Sie mir nur Gutes aus Deutschland. Sonst lassen Sie es lieber.

Gern bin ich hier nicht. Die Öde des kleinen Nestes ist zu empfindlich. Früher hatte ich die Reize von Kampf und Gefahr. Jetzt trage ich Uniform und gehöre zum Kasino. Helfen Sie mir heraus, guter Arendt, und Gottes Lohn soll Sie entschädigen, aber ich bin im Käfig gefangen und muß sehen, wie ich mich einrichte. An ‚Hinaus' kann ich zunächst nicht denken.

Von unterwegs, 15. Juli 91.

Bitte, lancieren Sie den anliegenden Artikel in möglichst viele Zeitungen. Aus dem Inhalt sehen Sie, daß ich nicht in Wissmanns Fehler verfalle.

Die Mitteilungen des „Allgemeinen Deutschen Verbandes" machen guten Eindruck. In Zukunft geben Sie vielleicht einen halben Bogen mit kondensierten Nachrichten zu. Ich würde Ihnen gern einen Bericht dafür schreiben, aber mag mich als Beamter nicht in die Agitation mischen.

Sie werden zugeben, daß es für unsere Bewegung günstig ist, wenn ich für einige Zeit Beamter bleibe, obwohl ich damit andere Interessen opfere. Übrigens steht es beim A. A. [von dessen Kolonialabteilung damals die Kolonie ressortierte], wie lange ich in dieser Stellung bleibe. Gibt man mir keinen weiteren Wirkungskreis, dann resigniere ich.

Ich stehe an der Grenze des Massailandes und werde meinen alten Freunden bald begegnen, aber habe meine Kompagnie mit Chef Johannes und Herrn v. Bronsart zurückgelassen. [Bis zur Entstehung der kaiserlichen Schutztruppe waren die Kompagnieführer nicht Hauptleute, sondern „Chefs" der Wissmanntruppe.] Bei mir hier sind 35 Soldaten und 60 Träger. Das sind noch 15 Mann zuviel gegenüber dem Lumpengesindel. Hier mit Kompagnien zu operieren ist entweder Angst oder Humbug. Die Anschauungen, die ich von der Emin-Expedition mitbrachte, haben sich hier nur bestärkt.

Moschi, 28. Juli.

Ich arbeite hier in meiner Ihnen bekannten Weise. Die Station liegt 4000 Fuß hoch, ist kühl und frisch, stärkt Nerven wie Seele, und ich habe mich lange nicht so tadellos befunden, wie hier an den Grenzen des Massaigebiets. Ende der Woche marschiere ich um den Kilimandscharo, um den Häuptlingen und Stämmen Tribut aufzuerlegen. [Das klingt gewalttätig, bedeutet aber nur: als Gastgeschenk eine magere Ziege und ein paar Hühner zu fordern.]

So arbeite ich hier in meiner sinnigen, stillen Weise für den „Allgemeinen Deutschen Verband" und die künftige Weltstellung unserer Nation.

Möge die Expedition eine wahre Expedition Peters' werden, dann bringt sie das kaiserliche Ansehen am Rande der großen Prairien zu Anerkennung und Geltung.

Sie sitzen jetzt wohl im Schillergarten hinter Ihrem Biertopf. Grüßen Sie die Abteilung Berlin und sorgen Sie, daß bald jede Stadt im Reich eine Ortsgruppe hat.

Der Kilimandscharo, von der Steppe aus gesehen, ist groß, gewaltig, titanenhaft. Er wirkt durch seine erdrückende Masse und Höhe. So ragt er morgens in und über die Wolken als Sinnbild unverwüstlicher Kraft. Seine Stärke wirkt beruhigend auf die Seele. Wenn seine Schneekuppe gegen den hohen Sternenhimmel ragt, wirkt er weniger imponierend, aber immer seltsam und befremdend. In seiner Tiefe zuckt heute noch von Zeit zu Zeit der heiße Atem unterirdischer Glut. Um das Eishaupt aber toben die Stürme vom Nordpol. So umspannt er mit seinen Maßen alle Zonen des Erdballs. So soll er uns ein Symbol der weltumspannenden Zukunft Deutschlands sein.

Wie lange ich hier bleibe, weiß ich noch nicht. Vor allem muß ich die Grenzregulierung gegen das britische Gebiet vornehmen.

Kilimandscharo-Station, 8. Oktober 91.

Herr Kompagnieführer Johannes wird Ihnen diesen Brief geben und ich bitte ihn so liebenswürdig aufzunehmen, wie nur möglich. Bitte, veranstalten Sie Herrn Chef Johannes zu Ehren einen Empfang oder Kommers im „Allgemeinen Deutschen Verband", bei welchem derselbe auch bereit ist, einen Vortrag, den ich mit ihm durchgesprochen habe, zu halten. Johannes ist einer der besten Offiziere der Truppe, und ich habe ihn persönlich sehr gern.

Kilimandscharo-Station, 26. Oktober 91.

Ich erhalte mit letzter Post die albernen Klatschereien über meine Massai-Affäre mit den elenden Schimpfereien, die sich daran schließen. An der Sache ist kaum ein wahres Wort. Bitte, lancieren Sie doch, daß ich darauf privatim geäußert hätte, daß ich mich für mein Verhalten hier nicht der Preßmeute, sondern nur meinen Vorgesetzten gegenüber zu verantworten gedenke und daß ich nicht glaube, diese hielten meine Taktik für unbesonnen und ungestüm. Erwähnen Sie ferner bitte: das Gesindel, welches in Sjoito sitzt und sich Massai nennt — was Wissmann von dieser Rasse überhaupt nur gesehen hat — wären Halbmassais und in der Tat sehr verschieden von den stolzeren Stämmen im Norden. Diesen Lumpen würde ich, wenn nötig, ganz allein mit dem Revolver gegenübertreten.

Gegenüber der Zelewski-Katastrophe weisen Sie doch darauf hin, daß dieselbe nicht etwa einer zu geringen Kopfzahl seiner Begleitung, sondern der falschen Organisation der Schutztruppe zuzuschreiben ist, auf welche ich stets und auch in amtlichen Berichten hingewiesen habe. [Tatsächlich verschuldete achtloses Marschieren durch Feindesland den verhängnisvollen Überfall.] Die Schutztruppe ist nichts als ein Abklatsch preußischen Drills und nur auf den Fernkampf eingerichtet, aber versagt im Nahkampf. Eine Katastrophe, wie die Zelewskis, hätte mir mit den elf Askari der Emin-Expedition nicht passieren können. Also die Lehre aus derselben ist nicht etwa Vermehrung der Truppe, sondern Umbildung ihrer Organisation. Man soll es wirklich einmal mit Somalis versuchen und meine Ratschläge nicht mit dem Dünkel des Berufssoldaten aufnehmen. Sagen Sie dies v. d. Heydt und unseren parlamentarischen Freunden! —

(Schluß des Aufsatzes folgt im nächsten Heft)

Der Überschuß des Landsknechts. Von Börries, Frhrn. v. Münchhausen

Der Könige großen Umtrieb hielt auch ich in Gang —
Neun Leben hab' im Zweikampf ich genommen,
Und einunddreißig sind in Schlachten und im Strang
Durch meine Hand zum Großen Heer gekommen.

Just vierzig, die ich nahm. Und zähl' ich die zusamm',
Die ich vergnügt dem Vaterland gegeben,
Die auf der Bank gezeugten, die vom eignen Stamm —
So fehlen grad an fünfzig Menschenleben

Nicht mehr, als mir am Teller meiner rechten Hand
An Fingern ist durch Gottes Huld gesprossen
(Wobei ich den mitzähle im Gesamtbestand,
Der vor Pavia wurde abgeschossen).

So schließt die schlimme Rechnung doch so leidlich ab. —
Denn diese fünf sind sicher gutgeschrieben
In Gottes ew'ger Rechnung, und ich geh' ins Grab,
Zufrieden, daß ein Überschuß geblieben.

Das tanzende Amerika

Von Dr. Fritz Giese

Amerika ist Trumpf. Man kann begreifen, warum. Unsere gesamte Wirtschaftsnot legte die Frage nach Besserung vor. Unser historisches Geschick knüpfte dies letzte Jahrzehnt an die Wirkung eines Wirtschaftskrieges, dem wir unterlagen. Wie hatte der Sieger zu günstigerem Ergebnis kommen können? Es ist kennzeichnend für deutschen Geist, daß er immer noch gern nach dem Warum fragt; eher noch als nach dem Wohin. Namen wie Taylor, Namen wie Ford, vor dem Kriege dem engen Kreis betriebswirtschaftlicher Fachleute längst bekannt, wurden Programm, Vorbild. Amerika selbst gewann Einfluß in wichtigen deutschen Industrien. Eine neue Frage entstand: die nach dem Amerikaner selber. Was waren es für Leute, die so außerordentlich großen materiellen Erfolg gewonnen hatten, die ganz Europa finanziell verpflichteten, die schließlich so im Gold erstickten, daß sie, um Bewegungsfreiheit zu gewinnen, die unterstützten, zu Kunden machen mußten, die vorher von ihnen als Gegner bekämpft worden waren?

Neben der Behandlung des Taylorsystems, der Frage nach bestmöglicher Produktion, dem Erfolgsgeheimnis der reichsten Amerikaner, von Ford, Vanderbilt, Rockefeller, Carnegie angefangen bis hinunter zur Art des einfachen Fabrikarbeiters, interessierte jetzt der Geist, der Sinn, der Charakter dieser Menschen. Man fuhr hinüber über den Ozean, um an Ort und Stelle Studien zu treiben, und unsere Künstler, Professoren, Ingenieure und Publizisten brachten wertvolle Erfahrungen und Eindrücke mit. Berichte von der Technik. Berichte über das Verkehrswesen. Berichte über die Wirtschaftslage. Berichte über Löhne, Hoteltechnik, Bodenschätze und tausenderlei mehr. Vielfach erinnerten solche Berichte an bewundernde Referate, überall trat das Technisch-Formale wie Wolkenkratzer ehrfurchtgebietend den Besuchern entgegen. Das Wesentliche freilich enthielten diese Berichte nicht: die Schilderung des Menschen.

Begreiflich! Denn sie alle nahmen ja nur den Dollarmann unter das Mikroskop. Sie alle meinten, daß technische Zivilisation allein zu prüfen wäre, um das Geheimnis des Erfolges zu erläutern. Bis die Amerikaner uns Gelegenheit boten, etwas ganz und gar anderes aus ihrem Wesen zu erkennen. Das, was man Privatmenschentum nennen könnte. Das, was man als ihre schöpferische Pause bezeichnen möchte. Sie, sie selbst als Leute von Fleisch und Blut, jenseits von Drehbank, Schreibtisch, Büro, Farm. —

Der private Amerikaner offenbarte sich uns im amerikanischen Tanz. Um 1924 tauchten zuerst bei uns jene Girltrupps auf, die auf europäischen Bühnen alsbald Sensation machen sollten. Anfangs wurden sie vielleicht gar nicht erkannt als das, was sie uns sagen und zeigen können. Nämlich ein Beispiel amerikanischer Lebensform! Ein Zipfelchen vom Privatmenschen wurde sichtbar, und zugleich jedem Einsichtigen nicht nur das Wirtschaftsresultat der U.S.A. verständlicher, sondern auch die innere Trennung zwischen jenen und uns augenscheinlich. Amerika, Sieger und allererfolgreichster Dollarmacher der Welt, begann zu tanzen. Es tanzte wie ein übermütiger Junge, der eine gute Zensur bekommen hat, wie ein Mädel, das Ferienreisen antritt. Es war eine Randzone amerikanischer Art, die sich uns offenbarte. Eine Randzone, wie der Ausdruck des amerikanischen Films oder die Natur amerikanischer Magazine. Oder das Gepräge amerikanisch gerichteten Sports. Aber endlich nach allem Wirtschaftlichen überfiel uns der Mensch. Es hieß Stellung nehmen dazu.

Zwei Einfallstore sehen wir heute, rückschauend, sehr deutlich. Eines war mehr von diskreter Wirkung, wirkte wie in geheimer Invasion. Das andere öffnete sich einem Siegeszug, einem Trupp hübscher Mädchen. Jenes — der amerikanische Gesellschaftstanz, dieses — die Girls der Bühne. Beide, wie immer wieder betont werden muß, nur eine einzige, winzige Seite des Amerikanertums. Ein Beispiel für das Ganze.

Der Gesellschaftstanz war schon vor dem Kriege da. Er wurde auch schon vor dem Kriege nach Europa kolportiert. Aber erst nach dem Kriege nahm er Dimensionen ungeahnten Umfangs an. Es gelang ihm, nahezu restlos alle europäischen Tänze zu beseitigen. Er ließ endgültig (vielleicht bis auf den Walzer) nichts anderes mehr neben sich bestehen. Jedes Jahr brachte einen neuen Tanz, der irgendwelchen Vorbildern exzentrischer oder exotischer Prägung, einmal dem Norden, einmal dem Süden Amerikas entstammend, abgelauscht war. Fischtänze, Zittertänze, Charleston lösten die dauernde Epidemie des Foxtrott ab. One step und two step waren Vorläufer, der Fox das Dauernde, das andere Saisonmode, aber alles insgesamt entscheidend für den europäischen Gesellschaftstanz. Privatkurse für reifere Lebensstufen entstanden. Man war nicht mehr gesellschaftsfähig, wenn man diese neuen Tänze nicht meisterte.

Wir fragen uns: was brachte denn Amerika, daß es so wirken konnte? Es ist unendlich viel von drüben kopiert worden. Ganz im Gegensatz zum alten Lehrsatz, daß der Sieger die Kultur des Besiegten annehme (wie man es vom alten Rom sagen dürfte), assimilierte sich hier europäisches



Tänzerin. Bronze von Ludolf Albrecht

Sein mit amerikanischer Art. Aber durchaus nicht überall. Die Eigenart der europäischen Kunst, der europäischen Literatur, ja des hiesigen Theaters blieb genau so erhalten wie die Kultur der geschmacklichen Einrichtung einer Wohnung oder der philosophische Lebensstil der Gebildeteren. Der Sport wurde sofort imitiert. Das Verkehrsleben glich sich an. Der Tanz wurde übernommen. Gemeinsam war ihnen das eine, nämlich das absolut Rhythmische der Erscheinung. Das war es, was das europäische Publikum bezwang! —

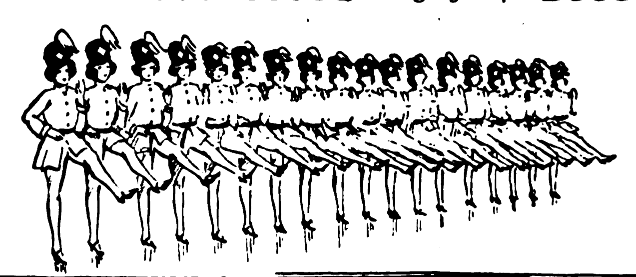
Diese merkwürdigen Rhythmen banden sich mit einer ungewöhnlichen Musik, Musik, die weder mit Bach noch Beethoven, weder mit Johann Strauß noch Lehar irgend etwas zu tun hatte. Eine Musik, die eine geänderte orchestrale Wirkung mit Hilfe origineller, absurder, exzentrischer oder auch ausgesprochen unsinniger Instrumente erzeugte. Nicht der Stehgeiger der alten Tanzkapelle blieb erhalten. Sondern der Flügel gab das Gerüst, um das sich wassergurgelnde Gießkannen, schwingende Sägen, heulende Topfdeckel, urwaldtönende Schwirrhölzer, Tambourins, Zupfinstrumente, Schlagzeug, Glocken, Saxophone und alsbald eine Reihe spezialisierter, mit Fachbezeichnungen versehener Instrumente akustisch rankten. Die Polyphonie dieser Instrumente ergab ungeheuer neuartige Klangwirkungen. Man baute Jazzmaschinen, die sich der Bürger daheim aufstellen konnte. Berliner Warenhäuser boten sie dem Publikum an. Wer das nicht wünschte, konnte sich billige Grammophonplatten erwerben. Diese so neuartigen Klangwirkungen verbanden sich mit einem suggestiven, kurzgehackten, strammen Rhythmus. Ein Rhythmus, der genau so hetzte, genau so konzentriert, genau so bestimmt war wie die brutale Tourenzahl der Industriemaschine, das Kilometertempo des Rennwagens, das sekundenblitzende Aufleuchten und Umherwirbeln der Lichtreklame an den Geschäftshäusern. Der flott anzupassen war dem Filmtempo der Zeit. Man nennt das alles bekanntlich Jazzmusik, hergeleitet von jenen Negerkapellen, die einst in U.S.A. als erste die Rhythmik der Großstadt mit ihrem Tempo, ihren Geräuschen, ihrer akustischen Symphonie entdeckten. Die diesen jagenden Puls der Metropolen der Industrie, des Fordismus und Taylorismus in ansprechender Tonalität zur Musik zwangen. Begabt vom Blute her zu gesanglicher Einfachheit der Melodiegebung, ebenso befähigt als ursprüngliche Naturkinder — auch wenn bereits in U.S.A. geboren — die Kraßheit dieser technisch bedingten Rekordzivilisation der Weißen zu empfinden, ein wenig getrieben, sich an denselben Weißen zu rächen, die den Neger niemals für ebenbürtig zu betrachten pflegten, obschon sie seine Dienste brauchten: so entstand im Herzen Neuyorks die Jazzband mit ihrem neuartigen Rhythmus und ihrer neuartigen Harmonie. Eine kennzeichnende Polyphonie der Großstadt, eine charakteristische Tempoanpassung an Akkordlohn, Fernschnellzug und Flugzeug! Diese Musik gibt, wenn man sie richtig gespielt findet und richtig begreift, alles wieder, was die Großstadt bietet. Einmal rattert sie wie die Druckluftpumpe der Untergrund, plötzlich wird ein Hund vom Autobus überfahren, ebenso unverhofft pufft der Gaskocher zurück, unvermittelt hört man den Heulton des Liftmotors. Dies Instrument quäkt auf wie eine eilige Hupe, das andere brummt dem Staubsauger nach, dazwischen klingelt irre die Feuerwehr, darüber surrt in ewiger Ruhe der Ventilator. Schwebekräne, Lokomotivendampf, Telephonschnarren, Auspuffflammen des Motorrades: dies und alles andere wird akustisch eingefangen und zu einem musikalischen Film voll taktiertem Eilbahntempo verschmolzen.

Das war die eine Invasion.

Dann kam die andere. Die Girls. Die Tiller Girls, die Empire Girls, die Hoffman Girls und andere. In Berlin, in Hamburg, in München konnte man sie sehen, nachdem ganz London von ihnen hingerissen war und Paris sie umgehend aufgenommen hatte.

Girl: da denkt man an Vorkriegszeiten, als ein Zeichner Gibson hübsche Postkarten herausbrachte, die später sympathische Reklamen für Zigaretten abgaben. Blond! Blauäugig! Zart! Jung! „Sweet Sixteen“. Auch Peach sagt man drüben; an die pfirsichfarbene Rosigkeit und den Flaum der Wangen denkend. Was jetzt erschien, war etwas Neues. Die Girls kamen nicht einzeln, sondern in Trupps. Sie tanzten nach Jazzmusik, nach dem Rhythmus der Zeit. Sie tanzten aber nicht individuell-isoliert als einzelne Stars, wie wir es von unserer körperkulturell gerichteten Tanzbühne her gewohnt waren, sondern sie tanzten kollektiv. In großen, sechzehn und mehr Girls umfassenden Gruppen. —

Auch wir kannten damals bereits in der Tanzkultur Gruppentanz. Laban hatte Männergruppen herausgebracht; am entscheidendsten waren die Gruppen Mary Wigmans. Und doch brachten die Girls in ihrer Eigenart etwas durchaus anderes, Abweichendes, ja fast Entgegengesetztes gegen-



teuse. Eine Jugend, die in erschütternder Produktionsmenge als hinreißend wirkende Tanzmaschine aus Amerika nach Europa importiert worden war.

Wer etwas nachdachte über diese tänzerische Erscheinung, dieses zweite Beispiel des tanzenden Amerikas, mußte suchen,

über jenen Kammertänzern unserer höchst entwickelten Künstlerpersönlichkeiten. Laban und die Wigman wählten den Gong, suchten expressionistische Begleitmusik, gingen noch weiter und eroberten den musiklosen, den absoluten Tanz. Die Choreographie als Tanzschrift war das Idol Labans, sein theoretischer Leitfaden. Die Tanzdramen, reine musikfreie Motorik das Bestreben der Wigman. Bei Laban standen sich Gruppen in Spannung und Lösung, in Kampf und Verteidigung gegenüber, gab es Führer, gab es Helden, gab es groteske Einzeltypen. Bei Wigman lösten sich die Gruppen auf zu langsam schreitenden Linien im Raum. Mathematisch die Themen, metaphysisch das Motiv, expressionistisch oft die Gebärde, individuell jedes Stück der Gruppe; jeder Darsteller der Gesamtheit: in der Form, in der Erscheinung, in der Ausstattung, ja im Tun. Alle verbunden durch den Grundgedanken; alle Teilinstrumente eines polyphonen Themas. Das war damals der deutsche, in dieser Form europäisch und international einzigartige Gruppentanz Laban-Wigman.

Aber die Girls!

Absoluter Gegenpol: Erstens Musik, Jazzmusik, Rhythmus, Tempo, Zeitschwung. Zweitens: nummernhaft verschwindend in der Masse. Gleich gekleidet. Gleich aussehend, als ob jedes Girl aus einer Maschine gestanzt sei. Blond oder schwarz, wie auf dem Warenlager fertig vorzufinden. Nicht zu unterscheiden; weder nach Größe, noch nach Figur, noch nach sonst irgendeinem Individuellen. Drittens das Tänzerische selbst: eine fabelhafte Massendrillgymnastik, die nach dem Rhythmus des Jazzthemas raumtechnisch vollendete Bewegungen des Massenkörpers auslösen konnte. Die in vollendeter Unabhängigkeit der Gliedmaßen — untergefaßt in den Armen — Drehungen, schwierige Taktierungen (an denen die Jazzmusik so reich ist), Teilbewegungen, Gruppenauflösung und Zusammenschluß mit der Präzision einer Maschine und dem Tempo einer Fabriktransmission hochtouriger Vorrichtungen verbanden. Viertens: alle blutjung, alle strahlend, alle optimistisch, alle mit voller Seele bei der Sache. Nicht ernst, verkrampft und philosophisch in der Gebärde der Wigman. Niemals obszön oder zweideutig wie die Chordamen der Revuen. Niemals erfüllt von jenem starren, gefrorenen Lächeln der gut erzogenen Ballet-

den Ursachen nachzuspüren. Mußte sich fragen, was sich denn in diesem amerikanischen Tanz ausdrückt an menschlichem Wert. Mußte auf das Problem des privaten Amerikaners eingehen.

Das, was den Beobachter am schärfsten besticht, ist der Rasseeindruck der Girls. Wer viel in amerikanische Filme blickt, wird dort dasselbe Prinzip wiederfinden. Das amerikanische Volk hat, wenigsten am meisten im Osten, einen bestimmten Typ entwickelt, der nun nicht wie ein individuelles, in allen Spielarten vorkommendes Ideal lebt (unser Gretchen, unser Lottchen, die europäische Nora oder Solveig) — sondern der mit verblüffender Wiederkehr des Gleichen auf Bühne und im Film es einem oft unmöglich macht, Nuancen der Individualität zu finden! Die amerikanischen Girlgesichter gleichen sich wie ein Ei dem anderen. Man ist bei ihnen zur Verwechslung geneigt wie bei einem Chinesengesicht oder dem Rekruten gegenüber. Das Interessante ist zugleich, daß sie gleich aussehen wollen. Daß sie die kollektive Uniformität der Person der Individualität vorziehen. Nur nicht anders sein als andere. Nicht auffallen durch Eigenart: das ist eines der geheimen Gebote, die zweifellos drüben auch allgemein gelten. Man wirkt anscheinend wie geistig anormal, wenn man körperlich sich verselbständigt. Diese Lehre vom Segen der Uniformität des Menschen ist die Schwäche, aber auch die Stärke Amerikas. Das lehrt uns bereits die Wissenschaft und die Praxis des Wirtschaftslebens! Amerika verfügt über einen ausgezeichneten Durchschnittstyp, der als Arbeiter vielfach unsere Leistungen überragt. Es hat aber — keine Köpfe. Rar sind die einzelnen gesät. Individualität ist drüben unendlich viel seltener, als bei uns zu finden. Wenn wir aber vor allem an das Beispiel des Tanzes erinnern, so verquickt sich diese Uniformität des guten Durchschnitts mit der eugenischen Leistung der Nation. Die Girls haben uns gezeigt, wie weit man kommen kann, wenn der Grundsatz der Gesundheit, der Schönheit, des idealen Körpers tief in die Masse dringt. Denn (das wird überall berichtet) es gibt unendlich viel mehr geeignete Girlanwärterinnen, als sie der Bühnenbedarf benötigt. Dabei ist dauernder Wechsel bei den Trupps, weil nichts so schnell zur Verheiratung führt als das Tanzgirltum. Hat

doch Ziegfeld bei einigen seiner Größen sogar Kontrakte eingeführt, um sie zum Durchhalten bei der Truppe wenigstens einige Jahre zu zwingen: allen Heiratsangeboten zum Trotz. Diese Mädchen kommen aus sämtlichen Bevölkerungskreisen. Tanzgirl ist nicht etwas Zweideutiges. Kinder von Arbeitern, Professoren, Advokaten, Militärs, Staatsbeamten und anderen beliebigen Kreisen finden sich darin; auch Millionärstöchter haben als Tanzgirl gewirkt. Es ist die Freude am schönen Körper, es ist die Möglichkeit, schöne, gut gewachsene Gestalten in Mengen zu gewinnen, was wir als Ertrag der amerikanischen Körperkultur, Leibespflege und Rasseerziehung ersehen können. Dies bleibt ein edles Vorbild der Gesundheitspropaganda auch bei uns: freilich, wir wollen über diesem Plus nicht auch die negativen Seiten der Erscheinung vergessen.

Denn der Amerikaner offenbart uns zugleich in Verbindung mit diesem wertvollen Ideal der Körperpflege und der Schönheit in der breitesten Masse Anschauungen, die wir komisch oder ungebildet oder abwegig empfinden werden. Die jedenfalls unserer Mentalität nicht entsprechen. Aber auch diese Dinge erklären erst, warum Amerika seinen ihm eignen Tanzkult zur Entwicklung bringen konnte.

Es ist erstens gewiß auffällig, daß es sich immer um Girls handelt. Laban kannte den Männertanz. Amerika brachte nur Frauen. Richtiger gesagt nur Mädchen. Denn der Amerikaner kennt nur dies ästhetische Ideal: das junge, blühende Geschöpf der 16 bis 20 Jahre. Der sweet sixteen Pfirsich. Die reife, gebildete Frau, die intelligente Dreißigerin oder Vierzigerin Europas: dafür hat man kaum ein Organ. Das ist niemals Thema. Man bezieht Schönheitsideale nicht von Rubens. Man denkt nur an Griechenland, übertrumpft aber auch die Venus noch durch neue, amerikanische, idealisierte, mädchenhaftere Proportionen. Man prämiiert alljährlich diese Schönheiten der Städte, Länder in großem Rekordstil. Die Zeitungen und Magazine wimmeln von prämiierten Schönheiten. Als neulich die Ärzte zur Abwechslung darauf verfielen, neben der typischen prämiierten Miß America auch einen Mister America aufzufinden und auszustellen, wirkte das sensationell. Es ist beachtlich, wie fern uns schon die Schönheitskonkurrenzen der deutschen Körper liegen würden. Noch beachtlicher, wie wenig wir dabei an die Jahre 16—20 allein uns wenden würden. Man braucht heute nur eines der üblichen deutschen Kitschmagazine aufzuschlagen, die ihren Stoff aus angloamerikanischen Vorbildern abnehmen, um die Manie der Jugend-Kultur drüben zu erkennen. Eine Ästhetik, die zugleich durchaus an der Antike, niemals am Europa der Gegenwart — nicht einmal an Paris oder London — sich orientiert. Und die die Frau, das Mädchen deshalb in den Vordergrund rückt, weil das Weibliche dem Lande gemäßester Ausdruck des persönlichen Menschenglücks ist.

Denn: Amerika ist Kolonistenreich. Ausgewanderte aller Grade, Gescheiterte, bei uns Untüchtige, Ausgestoßene, Abenteurermänner allerart sind sein persönlicher Urboden. Die weiße Frau war rar. Sie war Erholungswert der ellenbogenkämpfenden Männerwelt. Sie wurde errungen, gehütet, gepflegt. Sie ist umworben bis dato. Sie ist immanente Herrscherin über den geistig einseitigeren Mann. Sie befiehlt, wie man tanzt. Sie repräsentiert den künstlerisch empfundenen Maschinentanz der Girls. Sie stellt sich zur Schau, um souverän zu wählen aus den Angeboten, die die umwerbende, hungrige und devote Männerwelt ihr macht. Ihr Wert steigt im Rekordstil. Sie triumphiert im persönlichen Leben. Atavismus der Einwanderer, Typus der Kolonistenseele, Kennzeichen der sonstigen geringen geistigen Bildung des Amerikaners, der heute



Tanzlokal. Gemälde von Prof. Karl Hofer (Kunstausstellung Flechtheim, Berlin)

in einem Stadium ist, wie etwa der tumbe Ritter gegenüber der Lesen und Schreiben (dank der Geistlichkeit) beherrschenden Weiblichkeit des deutschen Mittelalters.

Aber Weiteres kommt hinzu als Symptom. Diese Girls sind gewiegte Dollarmaschinchen.

Dollar ist Ethos in Amerika. Wen Gott lieb hat, den segnet er mit Verdienst. Arbeiten ist weder Fluch noch Schande. Es ist daher auch kein Fluch und keine Schande, Girldienst zu tun, wenn man nur verdient . . . Über das Girl führt die blendendere Laufbahn in den Film! Ins Theater! In den Milliardärspalast! So kann der Puritanismus die Schaustellung der Mädchen auf der Bühne durchaus billigen. Denn Bankkonto und Kirchenbesuch haben innere, positive Beziehungen. Wir nennen das vielleicht Cant? Wir dürfen nicht zweifeln, daß in diesem Sinne für die Amerikanerin das Tanzen „eine gute Sache" ist. Und so denken auch die, welche Kinder, Töchter haben.

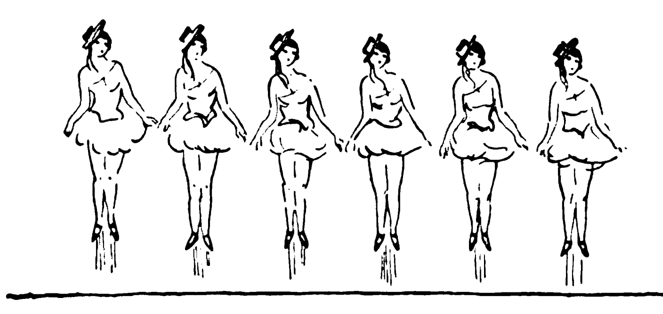
Aber noch mehr steckt dahinter: die Dollarreligion geht tiefer. Der Amerikaner ist, aus seinem Puritanismus der Auswanderer, über den dollarvollen Ellenbogenkampf, zu einer Art praktischer Philosophie gediehen. Es ist die Lehre vom gottgefälligen und segenbringenden Optimismus. Es ist eine Philosophie, die allerhand un- und halbgebildete Hintergründe sucht, um dem common sense verständlich zu machen, daß Optimismus ein brauchbarer, guter Tipp, ja zuletzt die selbstverständliche Schuldigkeit jedes normalen Individuums sei. Man macht New Thought-Übungen, die an Coués Formeln erinnern. „Es geht mir alle Tage besser und besser": eine uralte Regel der amerikanischen Autosuggestionslehre, die sich Neugedanke nennt, die aber gern in Briefkursen und Lehrtafeln gegen Entgelt an jedermann vertrieben wird. „Wollen Sie Ansehn und Erfolg erringen? Wollen Sie persönlichen Magnetismus ausbreiten? Wollen Sie Glück, Gesundheit und Sympathie erringen?" So lauteten vor dem Krieg die Reklamefragen an den deutschen Leser. So wurde eine praktische Philosophie für die breite Masse durchgesetzt. Eine Philosophie, die den Erfolg auch greifbar sehen wollte, Metaphysik dabei ausschied. —

Aber auch Metaphysik hat das amerikanische Land. Allerhand Sektenbewegungen durchsetzen es; Richtungen wie Theosophie, Masdasnan und Dutzende Bewegungen von Spezialaposteln sorgen für das Heil. In Point Lama lebt eine große Kolonie, mit griechischen Tempeln, einer klugen Prophetin und einer Schar von Anhängern, die alljährlich einige Zeit dort ausruhen gehen, um nachher um so erfolgreicher im Wirtschaftskampfe beharren zu können. Puritanismus und Optimismus, Religion und praktische Philosophie: das alles eint sich dort zu reibungsloser Synthese. Vereinigt sich zugleich in der großen, uniformierten, typisierten Masse. Einer Masse, die aus dieser Mentalität auch auf den Gedanken der Normung, der Typung, der Massenherstellung kommen mußte — wie sie auf die Idee der Tanzmaschine, der Girltrupps, der genormten Filmgesichter gelangte. Privatmensch und Berufswesen: sie sind am Gegenstand ihrer Daseinsform differenziert, in der Art der Mentalität dagegen eigentlich gleich. Und diese Idee des Uniformen, des Typus, die durch die Jazzband zeitgemäß unterstrichen eine ungeheure Suggestion wurde für alle Welt: sie erwirkte den Sieg des Bubikopfes, den Sieg des Foxtrott, den Sieg des Girls über Alt-Europa.

Tanz und Menschentum: was haben sie miteinander zu tun? Ist Tanz der ernsthaften Beachtung überhaupt würdig? Gehen uns diese Bagatellen etwas an?

Gewiß! Sie zeigen uns das Unverblümte, das Persönlichste der breiten Masse eines Landes besser als manch anderer Fall. Auch unser Tanz, wie er in künstlerischer Form in den letzten Jahren als Eigengewächs in der Welt sich entwickelte, zeigte uns — in unserem Brüten, unserem gedämpften, verkrampften, nachdenklichen, oft pessimistischen oder ironisch-satirischen Wesen. Reicher, geistiger, individueller — und älter im Charakter als Amerika. Und wie unsere Bücher und unsere Kunst eine Lehre sein sollten für die anderen, um uns zu begreifen, so können wir aus dem Tanz, der neuen Volksmusik, dem Rhythmus, dem Optimismus, dem Gesetz der Serie des fremden Menschentums Neues erfassen. Manches, um es zu übernehmen. Vieles, um es als Kitsch abzulehnen. Einiges, um in ideellen Austausch mit anderen Mentalitäten zu treten.

Nur sehen lernen muß man dazu erst. —



Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Olga Wohlbrück: Die Frau des Schullehrers Tarnow (Berlin 1927, Guido Hackebeil) — Gabriele Reuter: Töchter (Berlin 1927, Ullstein). — Kasimir Edschmid: Die gespenstigen Abenteuer des Hofrats Brüstlein (Wien 1927, Paul Zsolnay) — Hanns Fechner: Mein liebes altes Berlin. Neue Spreehannsgeschichten (Berlin-Zehlendorf 1927, Rembrandt-Verlag) — Joseph Delmont: Der Casanova von Bautzen (Berlin-Wien, Neue Berliner Verlagsgesellschaft) — Paul Oskar Höcker: Das ungetreue Liebespaar (Berlin, August Scherl) — A. O. Meyer: Bismarck (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing) — Robert Petsch: Goethes Werke. Festausgabe des Bibliographischen Instituts zu Leipzig

Zwei Frauen stehen sich an der Schwelle dieser Betrachtung gegenüber. Beide haben einen Namen von gutem Klang, beide sind nicht mehr jung, ja die eine — ist es wahr? aber der Literaturkalender bestätigt es —: wird just in diesem Mitsommermond sechzig Jahre. Unseren ehrerbietigen und herzlichen Glückwunsch, Olga Wohlbrück! Des Lebensherbstes dürfen Sie spotten in einem Monat, der den Eintritt der Sonne aus dem Zeichen des Krebses in das des Löwen bedeutet. Scherz beiseite: wer Ihren neuen Roman: Die Frau des Schullehrers Tarnow gelesen hat, der glaubt nicht, daß Sie sechzig, höchstens daß Sie zum zweitenmal dreißig werden. Was mit einem Körnchen Salz zu verstehen ist, denn im allgemeinen werden von Sechzigjährigen bessere Romane als von Dreißigjährigen geschrieben, begann doch Fontane erst kurz vor siebenzig die Reihe seiner Meisterromane.

Dennoch ist bei Olga Wohlbrück die Betonung ihrer Jugendlichkeit gerade im Betracht dieses Romans berechtigt, denn sie steht damit im brandenden Leben der neuen Zeit, im gärenden Europa des Nachkriegs. Diese Dichterin, die ihre Jugend in Rußland verlebt hat, zeigt sich hier berufen und auserwählt, die letzte Tragik der russischen Seele in dem großen Zwiespalt zu enthüllen, der durch die Kriegsfolge veranlaßt ist: Hoch und niedrig, im Querschnitt der neuen Einordnung und Unordnung. Auf der einen Seite der Bolschewismus mit seinen Anhängern, Trabanten und Nutznießern, auf der anderen Seite das darbende, drangsalierte Volk, und im Hintergrund das Heer der Heimatflüchtigen im Ausland, mit seiner Unsicherheit und seiner Schwermut.

Diese Vielseitigkeit des Romans ist technisch dadurch ermöglicht, daß seine Hauptgestalt, die Gräfin Klaudia Slot-Streborn, der höchsten russischen Aristokratie angehörig, durch die Umwälzung genötigt wird, jahrelang in niedrigster Volksschicht ihr Leben zu fristen, und dann ins Ausland entkommt. Als sie bei der Pflege ihres Sohnes, der als Freiwilliger unter deutscher Flagge gekämpft hat, in Davos von den revolutionären Schrecknissen in der Heimat hört, reist sie kurz entschlossen nach Rußland, um ihrem Mann zur Seite zu stehen, der auf seinen Besitzungen geblieben ist. Sie weiß nicht, als sie auf russischem Boden anlangt, daß sich sein Schicksal schon erfüllt hat. Sie selber entgeht solchem Schicksal nur dadurch, daß sie in die Hände des „roten Generals" fällt, eines früheren Grafen Schurin, der sie einst, als Gardeoffizier und Vortänzer am Zarenhofe, schwärmerisch geliebt hat und jetzt, zu den Bolschewisten übergegangen, sie eine Weile bei sich behält, als seine angebliche Geliebte, denn nur so ist das Leben der Hocharistokratin zu retten. Sie versagt sich ihm, und er, der selber schon das Damoklesschwert über sich schweben sieht, ist ritterlich genug, sie unter einem falschen Paß, dem der in Moskau umgekommenen Schullehrerfrau Tarnow, in sicherer Hut ziehen zu lassen. Sie fährt im Schlitten zu ihrer Besitzung. Nur noch ein Trümmerhaufen ist der riesige Gutshof und der Palast mit seinen vierzig Sälen und Zimmern. Das einzige menschliche Wesen, das sich unter Trümmern versteckt hält, ist die alte Kinderfrau — irr geworden in jener Stunde, da die Bolschewisten ihrem Herrn das Gesicht mit Gewehrkugeln zerfetzten und in rohes Gelächter ausbrachen, als sie seinen Körper ungeschickt fallen sahen. Die Gräfin findet ein in tiefem Schacht verstecktes Bündelchen mit einem Abschiedsbrief ihres Mannes und ihren kostbaren Schmuck, der ihr durch die Schwierigkeiten der Rückreise helfen soll. Denn sie will zu ihrem Sohn zurück, dem einzigen Menschen, der sie noch am Leben hält.

Aber die Rückkehr ist noch schwieriger als die Hinfahrt. Klaudia muß, um nur ihr Leben zu retten, tatsächlich nach dem Dörflein im Wolgagebiet fahren, wo der Lehrer Tarnow lebt, noch immer im ungewissen über das Los seiner Frau. Einst ein bedeutender Gelehrter, ist er von einem Freunde bei der Umwälzung dadurch gerettet worden, daß er in diese entlegene Gegend als Dorfschullehrer „versetzt" wurde, wo er, bald in Stumpfsinn verfallen, sein Leben dahindämmert. Nach einem stillschweigenden Übereinkommen zwischen beiden spielt Klau-

dia nach außen hin die Rolle seiner Frau. Sie wirtschaftet und sorgt für ihn, immer beargwöhnt und bespitzelt, bis ihr endlich, nach des Lehrers Tode, durch einen treuergebenen Burschen (eine prachtvoll gezeichnete Gestalt) zur Flucht verholfen wird. An der Grenze erwartet sie ihr Sohn, der, inzwischen genesen, eine Lebensgefährtin gefunden hat, und menschlich schön klingt der Roman aus.

Nur den Hauptfaden in dem großen Gewebe dieses Werkes konnten wir hier verfolgen. Die Mannigfaltigkeit der Geschehnisse, die bildhafte Darstellung der verschiedenartigsten Gegenden und Lebensverhältnisse, die das umfangreiche Werk füllen, konnten an diesem Faden unmöglich aufgereiht werden. Die planmäßige Gliederung der Handlung, das technische Gerüst wird verschleiert unter der bannenden Schilderung wichtiger Einzelheiten und einem immer aufs neue anregenden Wechsel der Schauplätze und Typen. Das großspurige, ungehemmte Leben der ehemaligen Aristokratie Rußlands — in der ein ernsterer Einschlag deutschen Geblüts zu erkennen ist — wird mit derselben Sicherheit und Sachkenntnis geschildert, wie das Treiben der Bolschewisten oder das Darben und Kümmern der Kleindörfler im Wolgagebiet. Europäische Großstädte, Deutschland, die Schweiz und immer wieder das neue Rußland wechseln als Szenerie. Freilich fehlt es nicht an romanhaften Verknüpfungen und Zufällen. Wenn Konstantin, dieser prächtige Bauernbursche, dessen Wesen so ganz Treue und Herzigkeit — auch in einem Wort zu schreiben — außerdem so ganz russische Natur und Landschaft verkörpert, seine Stimme entdeckt und am Schluß in einem großen Berliner Konzert als Star gefeiert wird, so ist das ein Dumastrick. Dafür fehlt es aber auch nicht an der Phantasiefülle und technischen Sicherheit dieses romanischen, romantischen Romanziers. Hinwiederum hat die Deutsche mehr Seele — die Wärme eines echt-menschlichen Mitgefühls gibt dem Buch seinen Wert.

... Zwei Frauen ... Ernster, versonnener steht die noch um acht Jahre ältere G a b r i e l e R e u t e r mit ihrem neuen Roman T ö c h t e r vor uns. Der Unterschied wird am anschaulichsten durch die heute etwas altbacken anmutenden Worte Makrokosmus und Mikrokosmus. Gabriele Reuter begibt sich nicht an die Wolga, sie reist nicht einmal nach Paris, ihr ist eine Entdeckungsfahrt in das Herz ihrer Töchter gerade weit und ergiebig genug. Der Roman ist ganz inneres Erleben. So ruhig und abgeklärt, wie sie sich schon in ihrem ersten erfolgreichen Roman „Aus guter Familie“ (1895) ihrer Schwestern annahm, behandelt die Reuter jetzt das Schicksal ihrer Töchter. Unbefriedigte Mädchensehnsucht ist auch heute noch ihr Thema. Nur mit umgekehrten Vorzeichen. Dort schwindet das Jugendglück eines Mädchens infolge der Rücksicht auf die Anschauungen und Wünsche der Eltern, in den „Töchtern“ gibt es solche Rücksichten nicht mehr, gerade der Kampf gegen sie macht das Wesentliche des Romans aus.

Frau Dorothea, die früh Witwe gewordene, hat zwei Töchter. Die älteste, Petra, stellt etwa den Mädchentyp um 1920 dar, sie ist übermodern, durchaus selbständig, nennt ihre Mutter mit Vornamen. Sie heiratet einen Ingenieur aus besserem Bauernstande, einen selbstsüchtigen Praktikus, dem das Kind, das sich rechtzeitig einstellt, nicht sehr erwünscht kommt. Infolgedessen zieht Petra mit dem Kleinen zur Mutter, die mit ihrer zweiten Tochter Helga eine bescheidene Wohnung hat. Diese Helga ist eine der schönsten, liebenswertesten und eigentümlichsten Gestalten im Roman. Ganz Gabriele Reuter, die von jeher eine Vorliebe für stille, leise Mädchennaturen hatte, die schüchtern beiseite stehen und auch als abseitsstehend angesehen werden, die aber ihren Herzensreichtum im verborgenen tragen. Helgas stille Sonnigkeit verschönt das Leben der drei Frauen, bis die Brutalität des Ingenieurs es zum Bruch mit Petra bringt, die sich, als das Kind noch dazu stirbt, von ihrem Mann scheiden läßt.

Es kommt Gabriele Reuter sichtlich darauf an, zu zeigen, wie leicht sich neuerdings die Beziehungen zwischen Mann und Frau lösen, wiederanknüpfen und abermals lösen. In der Inflationszeit, die hier geschildert wird, war man darin ja noch zwangloser als heute. Petra lernt einen jungen Aristokraten kennen und lieben, der sich aber in Börsenschwindeleien einläßt und den Vermögensrest der Mutter noch mit verspekuliert. Petra schließt Freundschaft mit einer Hauptmannswitwe, die aber bald einen üblen Einfluß auf die leicht Verführbare ausübt und sich nebenbei in Petras früheren Mann verliebt, der nach Berlin zurückgekommen ist. Wechsel-das-Bäumchen-Spiel. Ein allerliebstes Idyll schiebt sich ein. Dorothea geht mit Helga zur Erholung in eine Oberförsterei, dort lebt das versonnene Naturkind auf wie ein Fisch im Wasser. Aber dem allzu korrekten Oberförstersohn ist sie wieder zu natürlich — seltsame Strömungen der Gegenwart! — dafür fällt dies seltsame Mädchen mit seinen glashellen Augen, dem kleinen Mund und einer Haut, die so weich und zart ist wie die Blätter der Heckenrosen (auch deren Farbenhauch hat), in die Hände einer perversen Tänzerin und Varieté-Berühmtheit, mit der sie auf einer Autofahrt zu zweien tödlich verunglückt. Ob Unfall oder Verbrechen, weiß man nicht. In dem Gatten der Artistin aber findet Petra nun einen tüchtigen, liebenswerten Mann, beide neigen sich am Schluß vor Dorothea, die in einem schönen Enkelkinde das Glück ihrer Kindheit aufs neue erlebt. „Die Mütterliche“ sagt der Schwiegersohn zu dieser vielgeprüften Frau und drückt damit die Leiden,

aber auch die Liebe der Frau aus, die sich durch Jahrhunderte fortzeugen und auch in einer neuen Zeit bestehen werden. Ein feines, inniges Buch, das jedes Weib („Weib ist des Weibes schönster Name," sagt Walter von der Vogelweide) lesen sollte. Vielleicht mehr noch — jeder Mann.

Wenn man nach Büchern wie diesen beiden Kasimir Edschmids angeblichen Roman Die gespenstigen Abenteuer des Hofrats Brüstlein liest, sieht man sich zu jener Kopfgymnastik, welche das Prüfungskollegium des Kandidaten Jobstes mit Ausdauer übte, veranlaßt. Es ist schade um Edschmid. Als, etwa 1917/18, der Expressionismus besonders heftig lallte und kreischte, in dem krampfhaften, aber vergeblichen Bemühen, etwas Lesenswertes zustande zu bringen, gelang Kasimir Edschmid eine Erzählung „Der tödliche Mai", von der ich hier rühmen konnte, daß in ihr die neue Ausdruckskunst einen Gipfel erreicht hätte. Aber diese Ausnahme bestätigte nur die Regel der Unfähigkeit jener Programmatiker. Jetzt ist der Expressionismus längst eingesargt, und Edschmid hütet sich auch, in dem tobsüchtigen Stil, mit den geschwollenen Redensarten jener Episode weiterzudichten, aber noch immer weiß er nichts vom Leben wie es ist, noch immer gibt er ungeheuerliche und oft abgeschmackte Phantasieauswüchse, die sicherlich trotz aller Überhitztheit fesseln würden, wenn die Fähigkeit eines E. Th. A. Hoffmann sie geschaffen hätte, hier aber nur anöden. Edschmid erzählt von einem verkrüppelten Hofrat, der durch die Erfindung eines grotesken Zwerges in andere Wesen verwandelt wird. Er wird nacheinander: ein chinesischer Magnat, Hannibal, ein Polarfahrer, ein Graf Pourtalès und endlich wieder er selbst. Das Ganze mutet an wie ein Taschenspieler-Kunststück, währenddessen der Zauberkünstler unausgesetzt „geistreich" schwätzt, doziert und mit allerhand Kenntnissen wichtig tut. Hie und da ist ein hübsch geprägtes Wort oder eine humoristische Wendung zu finden, aber das sichtliche Bemühen, in jedem Satz etwas Besonderes geben zu wollen, und die dadurch noch vermehrte Zerstückelung des Ganzen machen das Lesen zu keinem Genuß. Da spricht der Hofrat „mit einem Kahlkopf, der einer Wetterfahne ähnelte", ein andermal heißt es: „Der verrostete Hofrat hätte, wenn es ihm gegeben gewesen wäre, sich wie ein Baum zu äußern, gleichzeitig ein Fieber von Blättern und Früchten ausgeschlagen." Hübsch auch diese Wendung: „Der Panzer, der den Brustkorb des Hofrats zusammenhält, war durch ein Fieber der Erwartung ersetzt, das dieses Gerippe mehr einem jungen Hengst, als einem besonnenen Melancholiker ähnlich machte" ...

Ein Erblindeter sieht mehr vom Leben als dieser Literat. Ich meine den Malerpoeten Hanns Fechner, der seinem köstlichen „Spreehanns" einen Bruder nachfolgen läßt, einen neuen Band Spreehannsgeschichten, die alle in jenem behaglichen Plauderton, der Fechners besonderen Vorzug ausmacht, gehalten sind. Wenn er in dem Buch Mein liebes altes Berlin seine Erinnerungen ausschüttet, so macht der Blinde uns sehend, und wir erblicken die deutlichen Umrisse einer alten Stadt, die in dem Berlin der Verkehrstürme kaum wiederzuerkennen ist. Wer von den heutigen Wochenendfahrern kann sich Schöneberg als Sommerfrische vorstellen oder den „Wilmersdorfer See", von Erlen und Weidenbüschen eingehegt, als Tummelplatz für Segel- und Ruderboote? Schräg gegenüber der heutigen „Sturm"-Ausstellung in der Potsdamer Straße, mit ihren modernen Rätselecken, trank damals der alte Menzel in der Frederichschen Weinstube sein Schöppchen, und wo heute die schlanken Beine der Revuegirls locken, sang damals Helmerding: „Es sehnt sich nach dem trauten Herd — des Nachts das olle Droschkenpferd", oder Ernestine Wegener wurde als hellster Stern am Soubrettenhimmel bejubelt. Auch das geistige und künstlerische Berlin von Anno dazumal kommt in dem mit wundervoller Laune erzählten Buch zu seinem Recht.

Joseph Delmonts Roman Der Casanova von Bautzen behandelt ein altes Komödienmotiv und hätte, mit wirklichem Humor erfaßt, eine lustige Kleinstadtgeschichte abgeben können. Der den Frauen gegenüber sehr schüchterne junge Kaufmann Berthold Türmer wird als Schürzenjäger und Wüstling verschrien und kann sich gegen diese ihm aufgezwungene Rolle nicht wehren. Aus diesem Vorwurf entwickelt sich nun keine eigentliche Handlung, vielmehr wächst ein Büschel von Liebesgeschichten daraus hervor, die zum großen Teil einen Hochstapler, der unter dem Spitznamen „Der Casanova von Bautzen" reist, zum Helden haben, während Berthold Türmer leer ausgeht und sogar eine Reise nach Hollywood, wo er sich in die schönsten Filmstare platonisch verliebt, mit keinem anderen Erfolg macht, als daß er seine langjährige, hübsche Sekretärin, die er nachkommen läßt, eine brave Bautznerin, heiratet. Diese letzte Wendung ist zum Teil munter und ansprechend erzählt, nur wo die wirkliche Liebe zwischen beiden zu Wort kommen müßte, zeigt sich die Gefühlskahlheit und Geschmacklosigkeit des Verfassers recht abstoßend. Auch in seiner Grobheit gegen einzelne Stände, wenn er z. B. von den Bautzener Juristen sagt: „Die spießigen Richter, deren seniler Gedankengang nicht mehr mächtig war, greifbare Dichtung und wacklige Wahrheit zu unterscheiden, dachten gar nicht daran, die Verdachtsmomente näher zu untersuchen ... Es durchfuhr wie ein häßliches Erinnerungsgespenst ihre verkalkten Gehirnzentren, daß es ihnen in ihrer Jugend nie gelungen war, ein wirkliches Erlebnis zu buchen." Ein feinsinniger, ge-

schmackvoller Schriftsteller, nicht wahr? Wer ihn ganz kennenlernen will, lese nur die Seiten 203—209 oder 253 f. Schon wenn man ein paar Seiten hindurch auf Delmonts Stil und Ausdrucksweise achtet, weiß man Bescheid. Ich erinnere mich nicht mehr, ob der alte Gerstäcker noch „konvulsivisches Schluchzen" schrieb. Delmont schreibt es. Er schreibt auch: „Wir besitzen kein Privileg auf Vorzug." Und: „Er stand ihm wehrlos vis-a-vis." Er schreibt, nachdem er zwei Deckstühle hat „placieren lassen": „Hier, im Angesicht dieser Melancholie, war delikates Vorgehen geboten."

Von vornherein befremden die faustdicken und außerhalb aller Wahrscheinlichkeit liegenden Übertreibungen, die einem zugemutet werden. Die Klatschsucht in ihren Auswirkungen auf die seelische Entwicklung eines Menschen konnte eine psychologische Aufgabe sein, und schließlich wäre es lockend gewesen, die „öffentliche Meinung" als eine irreführende, verlogene Erscheinung menschlicher Zivilisation zu verspotten. Nichts dergleichen bei Delmont. Ihn reizte sichtlich vor allem die erotische Seite des Vorwurfs, Türmers Schüchternheit den Frauen gegenüber veranlaßt den Verfasser zu weitestgehender Deutlichkeit, die keusche Natur seines Helden zum Schwelgen in Schlüpfrigkeiten.

Allen denen, die in unseren Heften Paul Oskar Höckers Roman Das ungetreue Liebespaar mit Spannung und Teilnahme gelesen haben, das will also sagen: allen unseren Lesern wird die Nachricht willkommen sein, daß der Roman als Buch, schmuck ausgestattet, soeben im Verlage August Scherl erschienen ist.

Mit Goethe und Bismarck darf sich diesmal der Verfasser dieser Rundschau einen guten Abgang sichern. Den zahlreichen Biographien des „Altreichskanzlers" gesellt sich in dem Büchlein A. O. Meyers mit dem schlichten Titel Bismarck ein neues, von nur rund hundert Seiten, das mit erstaunlicher Ballungskraft alles Wesentliche über die Erscheinung dieses Genies sagt und mit Liebe, aber doch auch mit strenger Sachlichkeit sie einreiht in die Geschichte seines Volkes und seiner Zeit. Wenn Meyer anfangs betont, daß Bismarcks Staatskunst es war, die aus dem Volk des Sondergeistes und der Kirchturmpolitik eine Nation gemacht hat, der das Kühnste gelang, wenn sie es unter seiner Führung wagte, die Ohnmacht in Macht, Spott in Bewunderung und Furcht verwandelt hat — so kann er am Schluß die schmerzliche Betrachtung unserer letzten Schicksale mit den aufrichtenden Worten schließen: „Zwanzig Jahre nach Bismarcks Tode zerbrach die Kaiserkrone, die er geschmiedet, aber sein Werk zu vernichten, die Einheit des Reichs, hat eine Welt von Feinden vergebens gekämpft." Fünfzig wohlgelungene Abbildungen zeigen uns vor allem Bismarck selber in seinen verschiedenen Altersstufen und das Wichtigste seiner Umgebung. Ein ausgezeichnetes Volksbuch.

Die letzten Bände von Goethes Werken, die das Bibliographische Institut zu seiner Hundertjahrfeier herausgibt, sind jetzt erschienen (Bd. 14—18). Sie geben dieser wirklich gediegenen Festausgabe einen würdigen Abschluß. Das hervorragend ausgestattete Werk, das Robert Petsch mit sicherer Hand bis zum Ausgang geleitet hat, wird jeden Literatur- und Goethefreund in hohem Maße befriedigen.

Pferde. Von Walther v. Berlepsch

Auf der Koppel gehen Pferde,
Weiße, schwarze, rote, braune,
— Aber Isabellen mag ich nicht —
Mutterstuten, Fohlen, die das Euter saugend stoßen.
O der schönen Linien edle Pracht,
Wenn sie schreiten, und die Schulter
Sich heraushebt, mein entzücktes Auge
Sieht die graden Rücken —
Lässigen Gangwerks alle, mit den Schweifen
Schlagen sie nach Fliegen.
Manche liegen,
Wälzen sich im Frohgefühl der Ungebundenheit —
Adel und Kraft, doch wie im Schlaf.
O laß dich wecken, denn was soll's,
Wenn unbeschlagen jetzt dein Huf
Auch im Galopp den Klumpen Erde schmeißt,
Um gleich in müden Schritt zu fallen,
Ein Reiter dir und Eisen auf den Huf,
Dann wächst dir Kraft und Mut, ein neuer,
Und folgst du deinem Herrn und seinem Ruf,
Vollbringst du's. Stahl auf Stein gibt Feuer!



Weingartner dirigiert die Wiener Philharmoniker. Radierung von Prof Ferdinand Schmutzer

Illustrierte Rundschau

Zwei Malerinnen — Die Freundin Mussolinis — Claus Wrages „Wölund“ — Ein neues Schachspiel — Bazilles „Familientag“ — R. Carrères „Aufbruch zum Ball“ — Kunstgewerbliche Neuigkeiten von Prof. Th. A. Winde — Entwurf zum Völkerbundsgebäude von Peter Birkenholz — Das Paula Modersohn-Haus — Der schwedische Bildhauer Carl Milles — Bildnisbüste von Prof. F. Pfeifer — Zu unsern Bildern

Lassen sich größere Gegensätze denken als die beiden Malerinnen, deren Wesen und Wirken von zwei hervorragenden Kunstgelehrten in diesem Heft dargestellt wird? Wir täuschen uns gewiß nicht, wenn wir sagen, daß der Mehrzahl unsrer Leser die Kunst der Rosalba Carriera angenehmer ist als das Schaffen von Paula Modersohn-Becker. Heitre Anmut hat es immer leicht, sich Sinne und Herzen zu erobern. Aber im Grunde verbindet uns doch mit der Venezianerin nur ein bewunderndes Wohlgefallen. Ihre blasse Zartheit ist entzückend, aber völlig Erinnerung geworden, und dieser Fremdheit werden wir uns erst ganz bewußt, wenn wir uns von der südländischen Schönheit des 18. Jahrhunderts in unsre dunkle und ernste Gegenwart begeben, mit deren Rätseln und Herrlichkeiten Paula Modersohn so entschlossen gekämpft hat. Es ist das alte Leid, das uns Deutschen auch in diesem Fall widerfährt: grade vor dem, was unser Eigenstes ist, scheuen wir oft. Wir sehen uns selbst in der Schöpfung des Künstlers und erschrecken, weil wir uns ungeschickt, vergrübelt, verworren vorkommen. Und es bedarf immer einiger Zeit, bevor wir uns entdecken und finden, daß die Fülle seelischen Erlebens,



Margheritta Sarfatti. Aufnahme Ruppel

die innere Schönheit den Vergleich aushalten kann mit der harmonischen Form, in der die Romanen als glückliche Erben der Antike Meister sind.

*

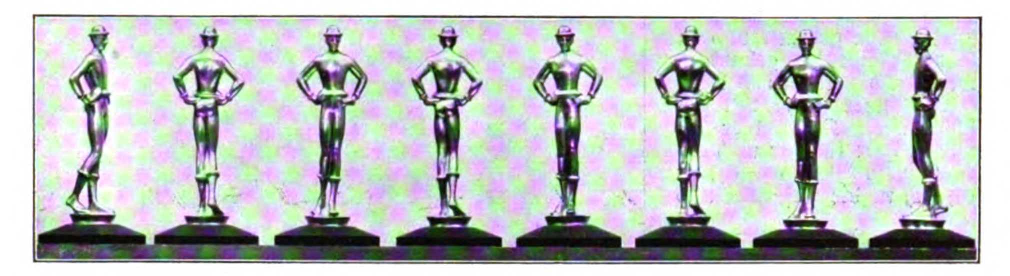
Wer ist Margheritta Sarfatti? Wir kennen sie als die Verfasserin der ausgezeichneten Lebensbeschreibung des Duce, die vor einiger Zeit in deutscher Übersetzung bei Paul List in Leipzig erschienen ist. Aber Genaueres von ihr weiß man in Deutschland kaum. Wir verdanken Ursula Hassenpflug von Wiedebach, einer in Italien ansässigen Deutschen, die hier wiedergegebene Photographie sowie einige Notizen, die wir im folgenden verwenden. Die Sarfatti ist eine der hervorragendsten Persönlichkeiten Italiens. Sie hat Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten des Landes, denn seitdem Mussolini am sozialdemokratischen „Avanti“ als Schriftleiter tätig war, hat sie ihm als Mitarbeiterin zur Seite gestanden. Sie hat dann für den „Popolo d'Italia“ geschrieben und die „Gerarchia“, die sie heute noch leitet, mitbegründet. Nachdem sie auf den Gebieten der Politik und der Volkswirtschaft tätig gewesen war, widmet sie sich jetzt fast ausschließlich der Kunstgeschichte. Mit fünfzehn Jahren bereits hat sie zu schreiben begonnen. Außer zahlreichen Aufsätzen hat sie auch mehrere gründliche Bücher verfaßt. Sie wohnt in Rom und in Mailand. In ihren Salons versammelt sie das geistige Italien um sich. Ihre besondre Fürsorge schenkt sie einer „Nove-Cento“ genannten Gruppe von Malern und Bildhauern, die in strenger klassischer Überlieferung ihr Heil erblicken. Es ist geplant, daß sich diese Künstler einmal in Deutschland, vermutlich in Hamburg, geschlossen zeigen. Der deutsche Dichter Werner von der Schulenburg ist dafür tätig. Auch Gelehrte und Politiker verkehren bei Margheritta Sarfatti. Sie stammt aus einem venezianischen Patriziergeschlecht und verrät in Auftreten und Umgebung ihre vornehme Herkunft. Sie ist blond und voll Anmut, schlicht und selbstbewußt, und wer sie kennenlernen darf, fühlt sich bereichert.



Das Wölund-Lied. Holzschnitt von Claus Wrage aus seinen Bilderfolgen zum Eddablockbuch

*

Claus Wrage stammt aus dem Holsteinischen, ein echter Niederdeutscher, wie schon sein Name verrät. Sein Vater war Landschaftsmaler, aber er selbst ist erst auf dem Umweg über philosophische und naturwissenschaftliche Studien zur Kunst gekommen. In den Kämpfen vor Verdun empfing er die für ihn entscheidende Anregung. Dantes „Hölle“ erstand vor seinen seherischen Augen, in seinem zutiefst erschütterten Herzen. Sie ließ ihn nicht mehr los. Jahrelang begleitete ihn die „Göttliche Komödie“. Im Sommer 1920 waren seine Zeichnungen beendet, im Herbst wurden sie in der Berliner Akademie ausgestellt. Aber die letzte Form hatte Wrage noch nicht gefunden. Ihm schwebte die Einheit von Bild und Wort vor, wie sie sich in den Anfängen der Buchdruckerkunst im Blockbuch verkörpert





Ein silbernes Schachspiel. Entwurf von Michael Josef Lock, Mannheim. Ausgeführt für den Hofjuwelier Hermann Dreyfuß in Mannheim in den Werkstätten von P. Bruckmann & Söhne, Heilbronn

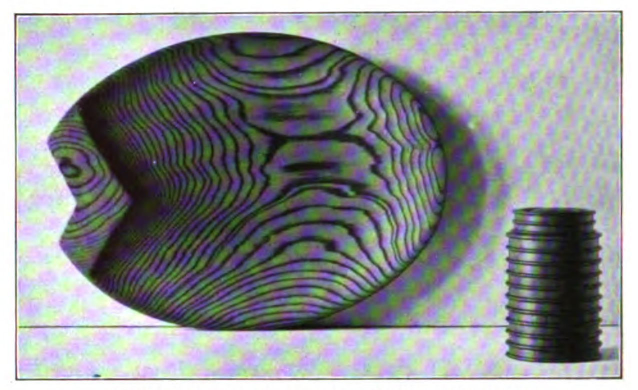
hat. Er begann auf seiner Holm-Presse, die er nach dem Walde nennt, in dem er wohnt, seine Dantebilder mitsamt dem zugehörigen Text in Holz zu schneiden und zu drucken. Es entstand so ein rein graphisch hergestelltes Buch, das bis zum Einband einheitlich geleistet und geformt ist. Das Dante-Blockbuch enthält 99 Bild- und 99 Textseiten. Es



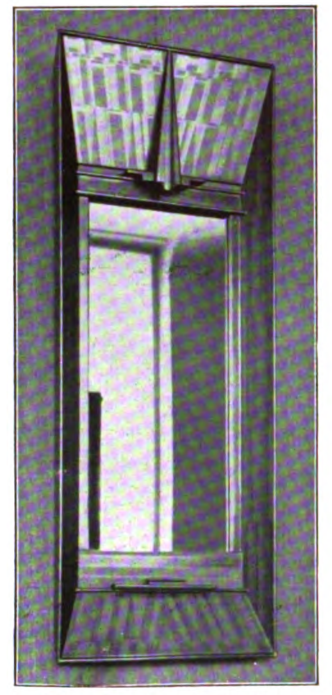
Familientag. Gemälde von J. F. Bazille

ist auf echt Japan in 99 Exemplaren gedruckt und in Ganzpergament gebunden. Der Preis beträgt 550 RM.

So stark sich Wrages schöpferische Kraft hier erwiesen hat: inniger noch als in Dantes Welt versteht er es, sich in die Gestalten und



Geschnitzte Holzschale und gedrehte Holzbüchse
Von Prof. Th. A. Winde, Dresden

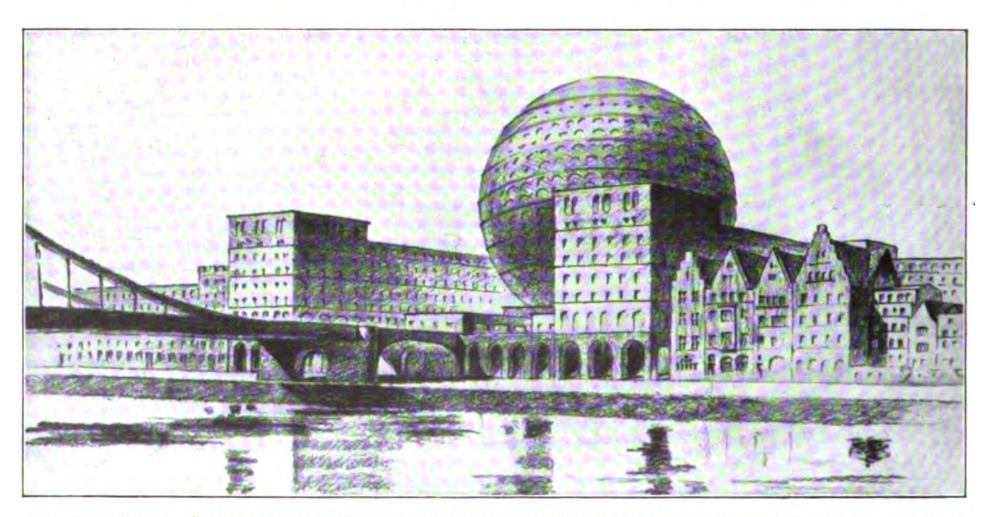


Spiegel in vergoldetem Holzrahmen. Von Prof. Th. A. Winde, Dresden

Geschichten der Edda einzufühlen. Hier steht er auf verwandtem Boden. Ist doch sogar seine Technik, der Holzschnitt, ein Abkömmling der in Buchenstäbe geritzten Runen. Wrages männliche Art kommt prachtvoll zur Geltung. Als erstes Blockbuch aus der Edda erscheint in 40 Holzschnitten und in 55 Exemplaren zum Preise von 450 RM. das Wölund-Lied. Wölund oder Wieland, wie wir in Deutschland sagen, hat sich unter den Gestalten der Edda gewiß nicht zufällig als erste dem Künstler genähert. Der alte Verdunkämpfer wird gefühlt haben, daß kein andrer Held deutscher und nordischer Sage unser Schicksal so ergreifend und so hoffnungsvoll spiegelt wie der Schmied: mit zerschnittenen Sehnen hockt er am Feuer, aber die Kraft seines Willens und seines Geistes schafft ihm den Flug in die Freiheit, hoch in den Lüften über Neider und Feinde.

★

Es gibt verspielte Menschen, denen nicht die Gabe wurde, Meister im Schach zu werden. Sie bleiben immer nur Liebhaber des königlichen Spiels, grade noch geschickt genug, um immer den nächsten Zug zu tun, aber unfähig zu weitausschauenden Berechnungen, ja sogar ohne die Leidenschaft zu siegen. Und dennoch sitzen sie gern vor dem



Ein Kugelhaus. Entwurf für ein Völkerbundsgebäude in Genf. Von Prof. Peter Birkenholz, München

Aufbruch zum Ball. Gemälde von R. Carrère

schwarzweißen Brett und empfinden den wunderbaren Reiz, der nicht nur im Kampf, sondern schon in den Figuren selber liegt. Diese Leute wären unglücklich, wenn man nach dem Willen des Dessauer Bauhauses die Figuren versachlichte und selbst aus den Springern Klötze machte. Aber sie werden modernisierte Schachfiguren, wie sie der Mannheimer Hofjuwelier Hermann Dreyfuß bei Bruckmann in Heilbronn herstellen ließ, mit Freude begrüßen. Die Modelle hat der Bildhauer Michael Josef Lock entworfen. Sie wurden dann gegossen und sorgfältig überarbeitet, damit ja keine ihrer Feinheiten verloren gehe. Die eine Partei zeigt den Silberton, die andre ist vergoldet. Das aufgebaute Spiel mit dem ehrwürdigen König, seiner koketten Gemahlin, den sportgerechten Läufern, den mutigen Springern, den schneidigen Bauern, den eleganten Türmen bietet einen entzückenden Anblick.

★

Der französische Maler Jean Frédéric Bazille ist in Deutschland nicht allgemein bekannt geworden. 1841 geboren ward er ein Opfer des Krieges: am 28. November 1870 ist er in der Schlacht bei

Beaune-la-Rolande gefallen. Er war ein Freund Fantin-Latours, Sisleys, Monets und Renoirs, also einer der Vorkämpfer des Impressionismus. Die meisten seiner Bilder befinden sich noch im Besitz seiner Familie. Er malt mit Vorliebe Figuren in der Landschaft, sehr lebendig und frisch. Der von uns abgebildete „Familientag" zeigt die Vorzüge des jungen Künstlers, dessen früher Tod ein schwerer Verlust für die Kunst war. Er versteht zu charakterisieren, und so zwanglos seine Komposition erscheint: die elf Figuren des Bildes sind kräftig zusammengehalten. Einzig das Stilleben von Sonnenschirm, Hut und Blumen im Vordergrunde bezeugt eine kleine Verlegenheit.

Im Vergleich zu diesem flotten, aber künstlerisch ernsthaften Gemälde handelt es sich bei dem „Aufbruch zum Ball" von R. Carrère im Grunde um ein dekoratives Modebild von malerischen Reizen. Es ist pikant und geschickt gemacht. Mächtig schwingt, sich im Schatten wiederholend, der Pelzmantel um die elegante junge Frau. Es ist begreiflich, daß das Bild im diesjährigen Pariser Salon einen starken Erfolg hatte.

★

Professor Th. A. Winde in Dresden zeigt uns einige kunstgewerbliche Neuigkeiten, die zwei Vorzüge haben: sie sind selbständig gefunden und sie sind nicht so selbständig, daß man sich ihretwegen völlig neu einrichten müßte. Der Spiegel mit seinem eigentümlichen Rahmen verfügt über eine Schönheit, die erfreut, ohne zu herrschen, und gar die Holzschale oder die Holzbüchse passen auf jeden Tisch, auf jede Kommode. Die Arbeiten Windes, der an der Dresdner Kunstgewerbeschule tätig ist, verraten die Freude des Handwerkers und sind im besten Sinn beseelte Form.

★



Das Paula Becker-Modersohn-Haus in der Böttcherstraße zu Bremen
Entwurf von Prof. Bernhard Hoetger, Worpswede

Der Völkerbund hatte einen Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für ein Völkerbundsgebäude in Genf ausgeschrieben. Einer der eigentümlichsten und packendsten Entwürfe stammte von dem Münchner Professor Peter Birkenholz. Der Baumeister hat hier einen Gedanken wieder aufgenommen, den er schon einmal vergeblich zu verwirklichen trachtete, als er für das Kölner Brückenhochhaus eine neuartige Lösung vorschlug. Ob so ein Kugelhaus prak-

tisch ist, wissen wir nicht. Den Gedanken des Völkerbundes würde es nicht übel ausgedrückt haben, und seine ästhetische Wirkung wäre ebenso ungewöhnlich wie schön gewesen.

★

Der Bremer Großkaufmann Roselius hat seiner Stadt ein kostbares Geschenk gemacht. Auf seine Veranlassung ist aus der häßlichen und verfallenen Böttcherstraße eine moderne Gasse geworden, die sich wunderbar mit dem Geist mittelalterlicher Backsteinarchitektur verträgt und dennoch angefüllt ist mit der Baugesinnung unsrer Tage. In diesem steingewordenen Denkmal hansischen Bürgerstolzes erhebt sich ein turmgekröntes Gebäude, das dem Andenken Paula Modersohns gewidmet ist. Professor Bernhard Hoetger, der für die Malerin als Ermutiger und als Vorkämpfer so wichtig geworden ist, hat es erbaut. Vor kurzem hat es Roselius eröffnet, indem er dazu eine erlesene Schar von angesehenen Vertretern des geistigen Deutschlands einlud.



Folke Filbyter. Entwurf für einen Monumentalbrunnen von Prof. Carl Milles
Aufnahme C. G. Rosenberg

★

Der erste schwedische Bildhauer unsrer Zeit ist Carl Milles. In ihm ist der germanische Formtrieb mächtig durchgeschlagen. Es wäre ganz falsch, ihn einfach als Expressionisten festzulegen. Er geht von der Holzschnitzkunst des Mittelalters aus. Er hat das Pathos und den Humor jener großen Zeit, die uns immer noch nicht in allen ihren Äußerungen leicht verständlich ist, weil der Humanismus die gradlinige Überlieferung zerbrochen hat. Folke Filbyter, der sagenhafte Ahnherr der Folkungerkönige, Wiking, Bauer, Räuber in einem, schmückt in Bronze einen Brunnen zu Linköping, der alten Krönungsstadt der mittelalterlichen Herrscher.

★

Die letzte Seite der Rundschau schmückt die Bildnisbüste eines jungen Mädchens von Professor F. Pfeifer. Offenbar ist diese Büste sehr treu der Wirklichkeit nachgebildet. Doch darüber hinaus gibt sie mehr: eine Charakteristik des jungen

Mädchens unsrer Zeit, das mit straffer Aufmerksamkeit und ohne Träumerei ins Leben blickt.

★

Den heitern Vorklang zu dem reichen künstlerischen Schmuck dieses Heftes bildet das sonnige Strandbild von Prof. H. E. Linde-Walther. Alle unsre Leser kennen diesen kraftvollen und behaglichen Maler. Neu wird ihnen Nikolai Kalmakoff sein, der aus den baltischen Provinzen stammte und sich mit Recht deutsch nennen darf. Seine „Amazonen" (zw. S. 456 u. 457) erinnern entfernt an Stuck. — Otto Pippels „Münchner Hofgarten" erfreut jeden, und nicht bloß, weil er so gut, so warm gemalt ist. Sondern jeder hat hier einmal gesessen und an einem sonnigen Sommertag gemerkt, daß München etwas italienisch Weiches, Verführerisches haben kann (zw. S. 464 u. 465). — Julius Bretz, ein Düsseldorfer Landschafter, stammt aus Wiesbaden, wo er i. J. 1876 geboren wurde. Man soll nicht immer von Richtungen reden! Seine „Heuschober" sind ein ausgezeichnetes Stück Malerei und mancher Betrachter wird sich dran erfreuen, ohne zu fragen, ob er hier alte oder neue Sachlichkeit vor sich hat (zw. S. 472 u. 473). — Von ergreifender Wucht ist der „Weite Weg" des Münchners Paul Burck (zw. S. 486 u. 487). — Ludolf Albrecht ist aus dem Kunstgewerbe hervorgegangen. Jahrelange praktische Arbeit hat auch seine Plastik dienen gelehrt. Er will, daß sie sich einordnen und vor allem verständlich sein soll. „Seine Tänzerin" (zw. S. 544 u. 545) erfüllt, was er so von einem Bildwerk verlangt. — Die Radierung Ferdinand Schmutzers (zw. S. 552 u. 553) ist ein an Einzelheiten ungewöhnlich reiches Blatt und dennoch durch einen starken künstlerischen Willen zusammengehalten.

P. W.

Bildnisbüste eines jungen Mädchens. Von Prof. F. Pfeifer

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





...findung Mosis. Gemälde v... Georg ...



Die goldnen Berge

Roman von Clara Viebig

(Fortsetzung und Schluß)

„Weißt du, wo unser Vater ist?“ fragte die Bremm ihre Tochter. Maria zuckte die Achseln, sie sagte gleichgültig: „Ich weiß nit.“

Ob er wieder im Keller saß? Anna Bremm watete durch den schwimmenden Hof hin bis zum Kellereingang — die Tür war geschlossen, aber unten flinzelte matter Lichtschein. Sie sah es durch die Ritzen der morschen Bretter heraufschimmern, aber als sie anpochte und laut rief: „Bremm, bist du unten?“ war auf einmal kein Lichtgeflinzel mehr da. Sie mußte sich getäuscht haben; dieses Mal wohl, doch nicht immer. Was machte er so oft da unten? Hatte er denn immer noch im Keller zu tun? Sie wußte nicht, was sie davon denken sollte. Sie hatte Bremm oft schon gefragt: „Wat haste dann immer noch unten zu tun?“ aber da hatte er sie bloß flüchtig daraufhin angesehen, hatte etwas gemurmelt, was nicht zu verstehn war, und deutlicher nur gesagt: „Kümmer du dich nit drum!“

Die Frau war sich nicht klar bewußt, warum er hinunterstieg, aber es machte ihr Unruhe. Inbrünstig betend lag sie vor der heiligen Jungfrau im Grau der Kirche auf ihren Knien; sie konnte sich oft kaum von hier trennen.

So schwer wie in diesem Winter war es auch noch niemals gewesen. Wohin man sah, wohin man hörte, bei jedem dasselbe: bei dem einen große, bei dem andern weniger große, aber überall Not. Ob in ganz Deutschland die Not gleich groß war wie hier an der Mosel? Sicherlich, sagte die Frau sich. Denn sonst wäre hier doch geholfen worden. „Brüder, liebet euch untereinander,“ darüber hatte der Herr Pastor so schön gepredigt, seine Stimme hatte dabei vor Rührung gezittert; alle, die es hörten am Sonntag, waren ergriffen, es war, als ob der alte Mann dabei weinte.

Anna Bremm hatte Vertrauen in des Pastors Güte, alle hatten Vertrauen, und doch war die Frau erschrocken, als er sie auf der Straße heut ansprach. Der geistliche Herr hatte sich herausgemacht trotz des Regens; er kam von einem Kranken, den er besucht hatte. Er fragte sie nach ihrem Mann, nach den Kindern, zuletzt fragte er sie nach der Maria. Warum kam die Maria denn nicht mehr zur Beichte?

Die Frau stotterte etwas und war sehr verlegen; das hatte sie nicht gewußt, daß die Tochter nicht pünktlich zur Beichte ging. Ganz aufgebracht kam sie nach Hause. Sie, sie mußte sich so etwas sagen lassen?! „Warum gehste nit in die Kirch', warum beichste nit, wie 't sich gehört?“ Sie stand vor der Tochter, ihre sonst so sanften Augen sprühten in beleidigtem Unwillen.

Maria war sehr bleich; sie hatte, wie so oft jetzt, nur ein stummes Zucken der Achseln.

„Et is 'n Schand',“ klagte die Frau, „wat soll der Herr Pastor von uns denken! Haste denn in der Stadt ganz deine Religion, deine Pflicht vergessen? Hätt' ich dich doch nie nit dahingetan!“

„Ja, hättiste dat nit,“ sagte Maria. Und sie sagte das so seltsam, daß die Mutter stutzte.

Was war mit der Maria? Die kam der Mutter schon lange verändert vor, jetzt aber war es ihr plötzlich ganz klar: die hatte was

auf der Seele. Sie setzte der Tochter hart zu, sie wollte durchaus für die Verstimmung des Mädchens den Grund finden. Sie fragte, sie quälte, sie schalt, sie bat flehentlich, immer die gleiche stumme, sie jetzt auf einmal beängstigende Abwehr. Mit Schreck überfiel es die Frau plötzlich: Jesus Maria, war vielleicht etwas geschehen zwischen ihr und dem Liebsten, was nicht hätte sein sollen? Ein großes Mitleid mit der Tochter kam die Mutter an. „Sag' doch nur," bat sie, „ich sag' dem Vater nix davon. Und wenn et denn so sein sollt', darüber kannste wenigstens ruhig sein: der Dreis is 'n rechtlicher Mensch, heiraten tut er dich."

„Der —?" Die Tochter schrie auf; es klang wie in wilder Abwehr: „Nie heirat' der mich! Nie heirat' ich den, et kann ja nit sein." Die Hände vors Gesicht haltend, lief sie hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war ein schwerer Gang, den die Mutter sich vorgenommen hatte zu gehen. Aber da der Kaspar Dreis nicht zu ihnen mehr kam, mußte sie zu ihm kommen. Heimlich machte sich Anna Bremm auf.

Sie war froh, daß die Tochter nichts davon gewahr wurde, daß sie ging und wohin sie ging. Die hätte sie nie und nimmer gehen lassen. Aber klar mußte man sehen. Entschlossen hatte sich die Bremm ans andre Ufer übersetzen lassen. Die Mosel ging hoch. Von Regen und Wind gepeitscht, schlugen Wellen über den Bootsrand, aber sie zog in ihrer drängenden Unruh diese Überfahrt mit dem Nachen der großen Fähre vor, zu der sie noch eine halbe Stunde Chaussee hatte. Als die Bremm vor dem Haus stand, in dem die Brüder Dreis wohnten, da fürchtete sie sich. Es war ihr doch schrecklich, von dem anzufangen, was ihr nach und nach, nachdem sie es zehnmal für bestimmt angenommen und zehnmal wieder verworfen hatte, zur Gewißheit geworden schien. Wie sollte sie es nur sagen? Innerlich betete sie: ‚Jungfrau, wir dich grüßen — o Maria, hilf!' Und dann ging sie stracks ins Haus hinein.

Der Kaspar trat grade in den Flur, als ob er sie geahnt hätte; die Frau nahm's wie eine Fügung. Er führte sie in seine Stube. Es gefiel der Bremm gut in dem freundlichen Zimmer. Und der junge Mann selber sah so nett und so sauber aus in seiner Joppe, sein gebräuntes Gesicht sah sie so ehrlich an, ihr lief das Herz über. Mit ihren beiden Händen seine Hand fassend und sich so tief darüber beugend, daß er das Sichjagen von Rot und Blaß auf ihrem Gesicht nicht sehen konnte, sagte sie rasch: „Kaspar, kurz und ehrlich gesprochen: wie denkt Ihr et nu zu halten mit der Maria? Ich glauben fast — ich weiß et nit genau, sie sagt et ja nit — aber ich fürchten, dat — dat —" Nun konnte sie es doch nicht so grade heraus sagen, behaupten auch nicht, so sagte sie nur recht kleinlaut: „Sie is verzagt und unglücklich. Aber ich hab' ihr gesagt, sie braucht sich nit so zu grämen, Ihr seid doch 'n rechtlicher Mensch. Gelt, Kaspar?" Sie hob ihren Blick jetzt zu ihm, aber was sie zu sehn erwartet hatte, sah sie nicht; keine Zustimmung, kein verstehendes Nicken.

In einer gewissen erschrockenen Ratlosigkeit starrte er sie an. „Ich verstehen Euch nit — wat meint Ihr? Wat soll ich dann? Wat is mit der Maria? Verzagt, unglücklich? Herrgott ja, dat weiß ich als lang — aber wat kann ich dabei machen?!"

„Wißt Ihr — Ihr — denn auch den Grund nit?" Nun war es an der Bremm, erstaunt und ratlos zu sein.

Dreis seufzte: „Nein. Et war vor der Lese, da bin ich ihr einmal begegnet; am liebsten wär' sie davongelaufen. Ich hab' sie gestellt, ich hab' sie vielmals gefragt: ‚Warum biste traurig, wer hat dir was getan, sag', sag' doch, wer hat dir Leides getan, Maria?' Denn Leides hat ihr einer getan, dat könnt Ihr glauben — ich fühl' et. Aber sie gab mir nit Antwort darauf. Ach, Frau Bremm, sie will ja nix wissen von mir. Da lest, lest et selber!" Er ging an seinen Schreibtisch, schloß ein Schubfach auf, nahm einen Brief heraus und legte den vor die Frau hin. „Den hat sie mir geschrieben, am letzten Mai."

Die Mutter las. Erst ohne rechtes Verstehen, dann mit wachsendem Befremden, dann mit Erschrecken; las einmal, zweimal: ‚Komm bitte nicht mehr hierher, da Du doch gar nicht mein Schatz bist und auch niemals nicht sein wirst.'

Unruhig geworden, ganz verängstigt sah die Frau den jungen Mann an: ‚was sollte das heißen?'

Kaspar lächelte traurig. „Daß sie 'nen andren hat."

„Nein, o nein, dat glauben ich nit," wehrte die Bremm.

„Man muß dat doch denken, wenn sie so schreibt. Und wenn sie mir auch gesagt hat: ‚Nein.' Herrgott, Herrgott, ich bin schon ganz irr!" Kaspar Dreis fuhr sich wild durch die Haare. „Erst denkt man, sie hat einen, dann: sie hat keinen, oder sie trauert einem noch nach. Und dann denkt man —" er hielt plötzlich inne und sah verlegen an der Frau vorbei in eine Ecke, seine Stimme wurde leiser — „denkt noch wat andres."

„Wat dann, wat dann?!“

„Wat ich denken, dat mag ich nit sagen; am End' beleidig' ich die Maria damit. Ich kann auch nit drüber sprechen, et geht mir zu nah. Aber ich denk', Ihr wißt wohl auch so Bescheid. Ihr denkt vielleicht dasselbe wie ich.“

„Ach, und ich,“ stammelte die Mutter — in tiefster Enttäuschung begann ihre Stimme zu schwanken — „ich dacht', Ihr — Ihr wärt et!“ Sie war ganz vernichtet.

„Nein.“ Das Nein von Kaspar Dreis war so ehrlich und zugleich so aufrichtig traurig gesprochen, daß die Bremm keinen Augenblick daran zweifelte. Sie stand rasch auf, aber ihre Knie wankten, es war ihr, als drehe sich alles um sie.

„Setzt Euch noch einen Augenblick,“ sprach der junge Mann und drückte sie wieder nieder, „erholt Euch erst. So geht Ihr nit heim. Wat soll Euer Mann dann wohl denken! Und wenn Euch Leut' begegnen, Ihr seht ja aus wie der Tod. Seht, Frau Bremm,“ — er nahm ihre eiskalt gewordne Hand und hielt die mitleidig — „wat wir zwei heut miteinander gesprochen haben, dat muß auch zwischen uns zwei bleiben. Wir können der Maria doch unrecht tun.“

Er sah sie wieder vor sich stehen wie an jenem Tag auf dem Weg vom Klosterberg und seufzte aus Herzensgrund: andre Mädchen kommen leichtsinnig zu so etwas und nehmen's auch leichtsinnig, die braucht man nicht zu beklagen, aber die Maria? Ach, arme Maria! Er fühlte, daß seine Liebe für sie noch lange nicht tot war.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und es regnete weiter. Die Tage im Dorf gingen hin, bleich, grau und eintönig. Aber auch in der Stadt waren sie nicht weniger grau und eintönig. Herr Dousemont trank entschieden zuviel — aber was sollte er machen?

„Wenn dat so weiter geht, kriegen wir Hochwasser,“ sagte er zu der alten Lena, die jetzt ganz allein bei ihm war; das Mädchen, das nach Maria dagewesen war, hatte rasch ausgespielt.

Die Lena schlug ein Kreuz: „Dat Gott uns bewahr! Aber Herr Dousemont, dat is die göttliche Straf', die Straf' für all die Sünden in jetziger Welt. Sie trinken zuviel, und die ledigen Mäbercher kriegen Kinder. Wat sagen Sie nu, Herr Dousemont, die Näherin, die Schmitz, die hier bei dem großen Essen vom Herrn Doktor war, die kriegt 'n Kind!“

„Wat?“ Er sah sie ungläubig an. „Lena, Ihr seid wohl toll, die hat ja 'n Puckel!“

„En Puckel und en Kind!“ Die alte Jungfrau klatschte bekräftigend sich auf die Lenden. „En Puckel schützt vor Torheit nit — sie kriegt eins!“ — — —

Nettchen Schmitz saß wie immer in ihrer Stube am Fenster. Nur bleichgraues Licht fiel herein, es wurde jetzt gar nicht recht Tag. Sie mußte sich tief über die Arbeit beugen, um genug zu sehen; ihr Rücken schien noch belasteter als sonst, aber ihr Fuß trat unermüdlich die Nähmaschine. Die Arbeit wurde ihr jetzt recht schwer, aber Gott sei Dank, daß sie noch welche hatte, sie mußte ja im voraus erwerben für ihr Kind. Dem sah sie entgegen mit einer Freudigkeit, mit einem Mut, die ihr ihre Beschwerden kleiner erscheinen ließen, als sie in Wirklichkeit waren.

Nettchen war sich vollkommen bewußt, daß sie es nicht leicht haben würde bei der Geburt, das hatte ihr auch der junge Doktor Dousemont unumwunden gesagt. Aber jedes Glück hat seinen Preis. Und wenn es auch schwer erkauft sein würde, ihr war nicht bange.

„Sie haben Mut,“ sagte der Doktor Dousemont und dann gab er ihr die Hand, als sie ging, was er sonst nicht zu tun pflegte.

Es war Nettchen einerlei, ob die Leute neugierig waren oder nicht. Sie hatte jetzt nur den einzigen Gedanken, das einzige Bestreben, sich aufrecht zu erhalten.

Heute saß Nettchen Schmitz ganz zusammengesunken, fast in sich verkrochen in ihrer Stube; sie hatte mit der Arbeit aufhören müssen, es war ein besonders schlechter Tag für sie. Da hörte sie es an ihrer Tür pochen. Sie hätte am liebsten nicht ‚Herein' gesagt. Aber es konnte ja eine Kundin sein. So nahm sie sich zusammen und sagte es doch. Leise wurde die Klinke niedergedrückt, vorsichtig schob sich eine Gestalt herein.

Scheu sah Maria Bremm sich um: war auch sonst niemand da? Nur Nettchen? Mit einem Aufschluchzen fiel sie dem Mädchen um den Hals.

Nettchen war sehr erschrocken: wie sah die Maria denn aus? Ganz verweint und verstört. „Was is denn, was is dir denn?“ Sie umfaßte die Schweratmende.

Maria rang nach Luft, sie war so hastig gelaufen wie auf der Flucht. Und daß nur niemand, niemand sie sah! Zu Hause wußten sie es nun — o es war schrecklich! Die Mutter weinte sich schier die Augen aus, der Vater hatte sich einen Rausch angetrunken. So hatte sie ihn noch nie gesehn. Vor ein Gesicht voller Entsetzen hielt sich das Mädchen jetzt beide Hände. Berauscht hatte sie schon viele gesehn und oftmals darüber gelacht — aber ihr Vater, ihr eigner Vater!

über den grauste es sie. Und aus Gram um sie war es geschehen. Oh, hätte er sie doch lieber geschimpft, geschlagen!

Nettchen strich ihr das Haar aus der Stirn. „Wie konnteste bloß so laufen, ohne Tuch, ohne Schirm?“ Sie holte ein Handtuch und suchte das Haar trocken zu reiben. „Wo kommste dann her?“

„Von Haus,“ sagte Maria tonlos. „Sie schliefen noch, ich bin bis nach der Station gelaufen, hab' da gewartet, bis ein Zug ging — wo sollt' ich hin?“

„Wohin du gehörst,“ sagte Nettchen streng.

Maria schauderte: „Nach Haus gehn ich nit mehr. Ich will bei dir bleiben — o, laß mich bei dir bleiben!“ Hilfesuchend schmiegte sich die Jüngere an.

„Das geht nit.“ Verneinend schüttelte Nettchen den Kopf. Aber dann zog die kleine verschobene Gestalt die soviel größere an sich und streichelte liebevoll die verweinten Wangen: „Sei still, Maria! Et geht ja alles vorüber. Ich hab' et dir schon einmal gesagt: nachher freuste dich.“

Maria schüttelte heftig mit stummer Verneinung den Kopf.

„O Gott, wo soll ich nu hin? Ich gehn nit mehr unter Leut. Wat fangen ich an, dat sie et nit merken?!“

„Sei doch nit kindisch! Wat die Leut' sagen, dat is doch gleich.“

„Mir aber nit,“ schluchzte Maria, „mir aber nit, ich bin nit wie du, ich muß et verbergen. Niemand darf et wissen — die Leut' nit, der Kaspar nit,“ — sie schüttelte sich — „ich schäm' mich zu Tod!“ Und dann mit einem tiefen Atmen: „Ach ja — tot — tot!“ Als bedeute dies Wort ihr eine Erlösung, so klammerte sie sich daran, sie wiederholte es mehrmals.

Es klang Nettchen ganz schauerlich — und wie die Maria sich dabei umsah! So scheu und verwirrt. Nettchen erschrak: die würde sich doch nichts antun wollen? Sie ergriff des Mädchens Hand. „Maria, hör', mach' kein' Dummheiten! Wenn du in 't Wasser gehst, oder tust dir sonst wie 'n Leid an, dann verlierst du nit bloß dein Leben auf Erden — Maria, Maria“ — sie hob warnend den dünnen, von allem Nähen zerstochenen Finger — „dann bringste dich auch um dat ewige Leben. Oh, dat darfst du nit tun!“ Sie schauderte.

Und auch Maria schauderte; sie flüsterte: „Kannst ruhig sein, ich tun mir nix an — nein, nein, *mir* nit!“

„So biste brav!“ Nettchen war beruhigt. Sie küßte die jetzt stiller vor sich hin Weinende und sagte mit ihrer alten, wieder sanften Stimme: „Komm, nu setzen wir uns, und du ruhst dich. Und dann gehste wieder nach Haus. Deine Mutter wird schon in Sorg' sein. Ich mach' dich nur erst noch ordentlich, wart'!“ Und sie holte ihren Kamm, löste die zerzausten Zöpfe, flocht sie glatt und strählte, bis sie schön geordnet wie eine Krone über der Mädchenstirn lagen.

Maria war ruhiger geworden unter Nettchens Streicheln und ihrem Zureden, sie lächelte sogar zuweilen ein bißchen, wenn auch ein Aufschluchzen, wie bei Kindern nach allzuviel Weinen, sie immer noch stieß.

Aber als dann Maria im Regen über die graue Chaussee gen Porten wanderte, war ihre Miene nicht die einer Getrösteten. Ihre Gedanken waren andre geworden und doch nicht völlig andre — sie hatte versprochen: ich tu' *mir* nix an, aber es war etwas aufgetaucht in ihren Gedanken, das hielt sie wie in einem Zwang. Tot, tot — das wäre das beste. Sie blickte finster.

*

Maria verließ kaum mehr das Haus. Nur wenn es Nacht war, traute sie sich heraus. Sie fragte dann nichts danach, ob der Regen sie durchnäßte, ruhelos strich sie an der Mosel entlang oder wagte sich auch auf der Chaussee weiter hinaus bis zu den Weinbergen. Die lagen schwarz und schweigend, kein Stern stand über ihnen. Verzweiflung im Herzen lief sie weit, weit; es war der unbewußte Drang, vor sich selber zu fliehen und vor dem, was in ihr sich regte.

Der Vater hatte noch kein Wort mit ihr darüber gesprochen — ach, auch er, auch er möchte es aus der Welt schaffen dadurch, daß er darüber schwieg.

Heute war sie wiederum weit hinausgelaufen. Es war schon tief dunkel; sie hatte es im Hause nicht ausgehalten. Dieses Haus, in dem sie einst soviel gelacht und gesungen hatte, daß es voll gewesen war ihrer Fröhlichkeit, voller Sonne und Fleiß, in dem, dünkte sie, sei jetzt alles gestorben. Die kleinen Geschwister duckten sich scheu; sie waren vordem zur Mutter in die Küche geschlichen. Mit erhobenen Händchen stand das Christinchen am Küchenschrank, sie bettelten um noch ein Stück Brot, die Mutter hatte das nicht gegeben. Die Kinder hatten angefangen zu weinen, und das hatte der Vater gehört. Mit Rauheit hatte er sie zur Ruhe verwiesen, so daß sie keinen Laut mehr wagten. Auch Peter und Paul hatten ihr Teil abbekommen. Was, rauchen? Er hatte ihnen die Zigarette aus der Hand geschlagen: waren sie Millionärssöhne? Die Brüder murrten: sie selber hatten sich ja gar nichts zu rauchen gekauft, sie hatten's

vom Kaspar Dreis, der hatte sie ihnen heute geschenkt.

Maria war zusammengezuckt: wenn sie den Namen nur nicht mehr zu hören brauchte! Der Vater hatte kein Wort mehr eingewendet und war stumm nach der Tür gegangen. Die Mutter fragte: „Wo willste hin, Bremm?"

„Geht dich nix an."

Da schrie sie so laut, daß man's durchs ganze Haus hörte: „Geh nit in den Keller!"

Er hatte die Frau angesehen mit einem Blick, den man gar nicht vergessen konnte, und hatte gesagt: „Meinste, ich tu' et nur zum Pläsier? Wenn keiner meinen Wein trinken will, muß ich ihn selber saufen."

Da war die Tochter geflohen. Nun lief sie schon lange herum in der Nacht, ganz planlos.

All das bißchen Fassung, das Maria tagsüber sich noch erhalten hatte, war jetzt dahin. Sie hörte die Mosel rauschen, und in dies Rauschen hinein jammerte sie. Sie rannte, verrannte sich — Irrwege. Wo war sie denn eigentlich? O weh, fast wäre sie in die Mosel geraten! Schon waren ihre Füße überspült. Gott sei Dank, daß sie noch grade zurückweichen konnte! Keinen Schritt weiter, sonst hätte die starke Strömung sie mitgerissen.

Erschrocken hatte Maria sich umgedreht und ließ jetzt das Rauschen hinter sich. Nun war sie auf der Chaussee, ganz so versanken ihre Füße hier nicht. Und nun erkannte sie im Dunkel noch Dunkleres: sie war an den Weinbergen.

Es hatte mit Regnen ausgesetzt. Plötzlich fing es an sich ein wenig zu erhellen. Ein Windstoß kam, der Himmel zerriß wie ein schwarzes Tuch. Zwischen auseinanderfahrendem schwerem Gewölk hob etwas sich lichter und leichter: ein blaß berändertes Wölkchen. Und auch das schob sich fort, und über den Rand des Zuckerbergs schaute weiß ein Gesicht.

Jesus Maria! Unwillkürlich fuhr Maria zusammen, aber dann sah sie: es war ja der Mond. Lange Finger steckte der über den verlassenen Berg und warf seltsame Schatten.

Sie tappte zwischen den Stöcken. Da stolperte sie und von ihr weg sprang etwas — ein Tier. Ein Hund? Eine Katze? Ein Fuchs? Sie sah es nicht genau, geschmeidig schlüpfte es davon in den Schatten.

Was war das? Der Mond fingerte jetzt deutlich herab, er wies förmlich darauf. Sie bückte sich, von einer plötzlichen Neugier gezwungen. Ein Bündel, ein Päckchen in Zeitungspapier, auseinandergerissen. Und in dem Zeitungspapier — —?!

Maria stieß einen gellenden Schrei aus: da lag ja ein Kind, ein nacktes Kind! Der Mond zeigte es grausam: ganz nackt, ganz starr.

Von einer unsichtbaren Gewalt niedergezwungen, stürzte Maria auf ihre Knie. Sie wollte wieder schreien, ihrem Entsetzen Luft machen: „Hilf', zu Hilf'!" — aber sie brachte nur ein heiseres, halb ersticktes Ächzen heraus: lag da ihr Kind, ihr eignes Kind? Wie eine Irrsinnige schlug sie um sich, sie bäumte sich, sank zurück und bäumte sich wieder auf. Ein Kind — umgebracht — hier vergraben — ihr Kind? O Jesus, nein, nein, Gott sei gedankt, es war nicht ihr Kind!

Ach, das Kind, das unschuldige, arme Kind! Tränen fielen jetzt in heißen Tropfen auf den längst erstarrten, kleinen Leib. Tränen, in tiefster Erschütterung geweint, Tränen voller Mitleid, Tränen voller Reue.

*

Maria war in der Beichte gewesen. Endlich, endlich hatte sie sich entlastet, Worte für das gefunden, was sie verstörte und in Scham verzweifelt zu Boden warf. Worte für all ihre Schuld. Worte für ihr erstes Vergehen, Worte für ihr zweites, ach noch soviel größeres Vergehen. Für ihre große Sünde — Gott sei gedankt, daß es eine Gedankensünde geblieben war! Und Worte für ihre große, sie jetzt ganz erfüllende Reue. Gott hatte zu ihr gesprochen, das gab ihr Mut.

Maria fand auch soviel Fassung, um wohlgeordnet und mit Anschaulichkeit zu berichten, wann und wo sie den kleinen Leichnam entdeckt hatte, als sie verhört wurde.

Wer das Kind im Weinberg verscharrt hatte, und ob das bei der Geburt gelebt hatte oder tot geboren war, das brachte aber keine Untersuchung mehr zutage.

In Porten beruhigte man sich nach und nach wieder. Die Gespräche, ob eine sich des Kindes entledigt hatte, die der Hunger dazu getrieben, oder eine, die verlassen worden war, verstummten nun auch. Ach ja, sicherlich war es der Hunger, Hunger treibt ja zum Äußersten.

Und der Gedanke an Hunger blieb. Der war jetzt täglicher Gedanke; und auch nächtlicher. Wenn man nur wenigstens Kartoffeln genug gehabt hätte!

Bei Bremms gab es noch Kartoffeln, aber sie wurden jedem zugezählt. Heimlich schob die Mutter ihren Kindern noch von der eignen Anzahl etwas zu, heute kriegte

der eine Kartoffel mehr, morgen die, es ging immer umschichtig, aber als Bremm das eines Tages gewahr wurde, sprang er wild auf und faßte sich an den Kopf: „Herrgott, Herrgott!“ Er schob seinen noch nicht geleerten Teller mit einem Stoß von sich weg, kehrte sich ab und ging in seinen Keller. — —

Der Pastor von Porten war alt und oft schwach, er hätte sich besser ernähren sollen. Aber was er früher nicht getan hatte, das tat er jetzt: er ging täglich zu seiner Nichte, die ihm den Haushalt führte, in die Küche und visitierte. War etwa ein Stückchen Fleisch im Topf, so nahm er's selber vom Herd: „Da, trag's bei die Lösnich hin!“ Wenn dann die ältliche Jungfrau entsetzt ihre Arme erhob: was, heute wieder kein Fleisch? dann wurde er ärgerlich: „Laurenzia, laß das Geschrei! Dein Fleisch ist mir zu hart, ich kann es nit beißen; die Lösnich hat bessere Zähn'. Und die hat das kleine Kind, die muß sich was zusetzen.“

Nach des Pastors Meinung mußten sich viele was zusetzen — Fleisch, Brot, Eier, Milch — das meiste gab er so aus der Küche weg. Das Fräulein Laurenzia war ganz außer sich, aber sie betete umsonst zu ihrer Schutzpatronin. Bei jeder Mahlzeit schwamm sie in Tränen, doch der geistliche Herr schien ihren vorwurfsvollen Kummer nicht zu bemerken. Es griff ihm ans Herz, es nahm ihm den guten Schlaf seiner Nächte, wenn er die steigende Not seiner Portener sah.

Was sollte das noch werden? Den alten Pastor, der einsam in seiner schon nächtlich erkalteten, weltentlegnen Stube saß, kam zuweilen die Angst an. Heute hatte er Blicke gesehen bei seinen Portenern, Blicke, die, wie Sturmvögel, nichts Gutes verkündend, aufschossen aus den Augen der Männer. Sollte die Zeit sich nahen, in der die schwarze Winzerfahne, mit Trauerflor umwunden, wieder einmal flattern würde im heranrückenden Zug? Da sei Gott vor! — —

Es hatte sich keiner beunruhigt bis jetzt, daß die Mosel hoch ging, alle Jahr stieg die einmal, wenn auch nicht grade zu dieser Zeit. Der Regen hatte nachgelassen. Nun, hoffte man, würde sie schon wieder fallen. Doch sie fiel nicht, sie stieg. Stieg außerordentlich schnell. Wo kam nur all dieses Wasser her? Und wo wollte es hin? Dem Dorf auf den Hals. Entfliehen konnte das nicht, es lag auf zu schmalem Uferland.

Mit besorgten Mienen schauten die Menschen sich an: das fehlte grad' noch, Hochwassergefahr! Überschwemmung. Von fernher wurde sie schon verkündet. Dumpfe, warnende Schüsse. Die unzähligen Windungen des Flusses entlang, in den Schluchten der Berge rollten und grollten sie fort. Als Simon Bremm am nächsten Morgen die Tür seines Hauses öffnete, kam die Mosel bereits bis an dessen Stufen heran. Er schlug schnell die Tür zu: bleib draußen. Aber da fiel ihm ein, der Feigenbaum, sein Feigenbaum stand noch da. Er sprang schnell wieder hinaus, die Stufen hinab, da ging ihm das Wasser schon bis an die Knie. Er versuchte den Kübel zu heben und wegzuschleppen, aber das konnte er nicht. Er rief nach seinen Söhnen, aber auch zu dreien vermochten sie's nicht, der Feigenbaum war viel stärker als drei. Er hatte, ohne daß jemand es ahnte, mit seinen Wurzeln den Boden des Kübels längst durchgeschlagen, hatte seine Sauger tief unters Pflaster ins Erdreich gesenkt; man mußte ihn stehen lassen. Ob er ertrank? O, so hoch würde das Wasser ja nicht kommen, daß er gänzlich versank. Der Regen hatte jetzt aufgehört, das war die beste Hilfe; eine andre war ja auch kaum zu erwarten.

Nur Gott konnte helfen. Die Bremm eilte in die Kirche; sie mußte hinten heraus, durch den Hof kam sie ins Gäßchen und von da noch trocken nach oben. In der Kirche hielt der Pastor eine Andacht, da hatten sich viele versammelt. Als die Bremm dann zurückkam, war die Mosel ins Haus getreten; sie hatte ja nur noch ein paar Stufen zu überschreiten gehabt. Sie schickte, als ersten Gruß, in den Flur einen kleinen Guß, der lief aber bald lang und verbreiterte sich auch, wuchs schnell. Ein Bächlein kam gelaufen vom Flur unter der Küchentür her; da half kein Aufwischen mehr, bald war der Küchenboden ganz naß.

Der Hanni und das Christinchen, die, vom sicheren Port des Küchentisches aus, sich erst jubelnd vergnügt hatten, wurden bang. „Will herunter, will herunter,“ weinte das kleine Mädchen. Maria nahm tröstend das Schwesterchen auf den Arm und trug es nach oben; dann holte sie auch den Hanni, Huckepack. Sie legte beide, die schon nasse, eiskalte Füße hatten, in ihr Bett und deckte sie sorgfältig zu: „Bleibt auch schön liegen!“ Mit besorgten Blicken sah sie auf die Kinder: ach, seit sie sich jetzt selber zu einem Kinde bekannte, hatte sie auch mehr Liebe für diese zwei hier. Die armen Kinder! Wenn das Wasser nun noch höher stieg?! Dann konnte man bald nichts Warmes mehr kochen, denn einen Ofen gab es in den Kammern hier oben nicht. Und Milch? O Jesus, die Kuh! Wenn man nicht zu der in den Stall mehr könnte! Sie verließ eilig die Kammer und rannte die Treppe hin-

unter. Unten lief die Mutter in doppelten Männersocken und Holzschuhen herum, sie suchte alles Bewegliche fest zu verstauen. Und oben auf die Schränke legte sie Bilder, Kochtöpfe, Porzellan, die alte Uhr, all die kleine leichtere Habe. Die Kleider, die Kissen des Ehebetts und die der Kleinen trugen beide Frauen aus der Stube nach oben; und alles, was von Eßwaren noch im Hause war. Dann eilte Maria schnell auf den Hof.

Hier war's noch nicht ganz so schlimm. Der Hof sowie das Gäßchen, das an dem vorbei lief, stiegen etwas bergan. Im Stall war es noch trocken, aber die Kuh, der sie beruhigend zurief, wollte nicht stehen. Immerwährend peitschte ihr Schwanz, sie ließ sich nicht melken. Das Tier hatte Angst, man sah's am Blick, am Zittern der Flanken. Man würde sie fortbringen müssen morgen früh, wenn etwa über Nacht das Wasser noch gestiegen war; im Gäßchen weiter hinauf, beim Lösnich oben konnte sie unterstehen, bis dahin kam das Wasser sicherlich nicht.

Die Hühner hatten sich auf die Krippe geflüchtet, da saßen sie aneinander gedrückt und gaben ein beständiges, ängstlich warnendes Gegackel von sich; so machten sie's sonst, wenn ein Raubvogel überm Hof schwebte. Der Hahn war noch draußen geblieben; aber auch er schoß jetzt plötzlich herein, mit schleppenden Flügeln fegte er über den Boden hin, als wäre ein Feind hinter ihm, und schwang sich mit grellem Aufschrei zu seinen Hühnern. Die dummen Tiere! Bis zur Krippe hinauf kam doch niemals das Wasser, sie hätten ruhig da sitzen können. Aber besser, man nahm sie ins Haus. Oben in einem Verschlag stand eine alte, unbrauchbar gewordene Bettstatt, auf der konnten sie sitzen; aber sie setzten sich nicht, in einem Klumpen zusammengedrückt, hockten sie sich in eine Ecke. Der Hahn krähte beständig. Maria warf ihnen eine Handvoll Körner hin, aber sie pickten nichts davon auf. Des Mädchens Hände bluteten, so hatten die verängstigten Tiere sie gekratzt und mit den Schnäbeln gehackt. Das wirr gewordne Haar sich aus der Stirn streichend, stand Maria einen Augenblick nachdenklich: man sagt, die Tiere wissen's, wenn Unheil kommt — kam denn wirklich Unheil?

Bremm war äußerlich ruhig, aber innerlich zitterte er — um seinen Wein. Sein Wein! An etwas andres dachte er nicht. O weh, daß die Söhne noch so untauglich waren! Das Dichten des Spundlochs war leicht, aber das Heraufschroten eines vollen Fasses auf starke Stützen, das war sehr schwer. Er mußte noch seine Frau und Maria zu Hilfe holen. Stunden vergingen über der Arbeit und abermals Stunden. Es war schon längst über Mitternacht hin, da lagen endlich die Fuder gesichert; die neuen sowie das alte. Eiserne Haken hatte man noch in die Wände getrieben, der Keller hatte gedröhnt von hastig hämmernden, unermüdlichen Schlägen. Seine Steinwände hatten sich widersetzt, sich laut murrend gewehrt. Endlich lagen die Fuder mauerfest. Sie konnten nicht rollen, keine Wasserkraft konnte sie hochheben, und wäre die auch stark wie ein Goliath. Es war eine furchtbare Arbeit gewesen, aber man konnte beruhigt jetzt schlafen gehen.

Nun merkten sie erst, wie lange sie im Wasser gestanden hatten, und wie tief das schon war. Erst war es bis an die halbe Wade gegangen, jetzt reichte es ihnen schon bis an die Knie.

Von einem Frostschauer geschüttelt, sah Bremm noch einmal vom Ausgang zurück — oder war es ein Bangen, das ihn durchrieselte? Ach was, nur nicht bange, seine Fässer, die lagen jetzt fest, ganz sicher gestützt! Man hatte schon oft Wasser im Keller gehabt, und viel höher als bis zur halben Höhe der Wölbung war es niemals gestiegen. —

*

So gewaltig war die Mosel noch niemals gewesen, wenigstens erinnerte sich niemand daran. Wenn Simon Bremm aus der Luke des Daches am Morgen hinaussah — von hier sah er am weitesten — war es ihm, als stünde sein Herz für den Augenblick still. Angst, Angst. Es packte ihn plötzlich: sein Wein, sein Wein! Jetzt war das Wasser im Keller doch sicher noch höher gestiegen, höher als in allen früheren Fällen. Aber die Fässer waren ja so besonders gestützt, lagen so hoch und fest wie verankert. Nur ruhig, ruhig, es konnte gar nichts passieren!

Nun saßen sie schon seit Tagen oben im Haus eingesperrt, kein Mensch konnte herunter. Die Mosel kam schon die obere Treppe herauf, wenn sie noch weiter heraufkam, was dann?

Die Häuser, die man in der Nähe sehen konnte, schienen ganz ausgestorben. Sollten sie beizeiten verlassen worden sein? Niemand zeigte sich an den Fenstern oder auf den Dächern. Genau so tot und stumm wie das alte Moselhaus lagen sie da. Ein kaltes Gefühl der Verlassenheit durchfröstelte den vergebens Ausspähenden: waren er und die Seinen denn ganz allein? Er rief: „Hallo,

he! he!" Weit schallte seine laut schreiende Stimme. Aber niemand antwortete. Selbst kein Echo; auch das war ersoffen. Wie lange sollten sie noch hier so sitzen?

Vorgestern war eine Art von Floß zu ihnen herangeschwommen. Es war eine gefährliche Fahrt, aber die Nachen lagen ja alle festgemacht an der Mosel, die konnte kein Mensch jetzt erreichen. Der Lösnich war auf dem Floß und noch einer, sie stießen mit langen Stangen sich weiter, der Herr Pastor hatte die beiden geschickt. Brot und Speck und Wasser brachten sie mit. Gott sei Dank, vor allem fürs Wasser, sie hatten ja keinen Tropfen mehr. An der langen Stange wurden der Eimer und ein Körbchen ihnen ins Fenster gereicht. Und der Lösnich rief: sie sollten nur ruhig sein, morgen käme er wieder.

Aber er war nicht gekommen. Gestern nicht und auch heute nicht. Die Kinder schrien bereits vor Hunger und Durst. Auch Bremm hätte am liebsten geschrien, hinausgebrüllt in die grausige Runde, in der nichts zu sehen war als Wasser, Wasser, und die Berge darumgeschlossen wie eine einsperrende Mauer.

Gut, daß die Bremm so tapfer war. Wenn die Kinder weinten, dann sagte sie: „Bah, wat seht ihr jetzt aber so garstig aus. Guck' mal, Christinchen!" Und sie hielt schnell der Kleinen ein Spiegelchen vor. Da mußte die lachen. „Zu so garstigen Kindern, die immer weinen, kommt der Schutzengel nit."

„Kommt der im Kahn zu uns?" fragte der Hanni.

„Dat weiß mer noch nit," sagte ausweichend die Mutter. Lügen wollte sie nicht. „Aber er kommt, er kommt ganz bestimmt." Und das log sie nicht, denn sie glaubte selber ganz fest daran.

Zeigte Gott denn nicht schon an, daß er der Kinder gedachte? Man hätte es nicht für möglich gehalten, aber gestern hatte eine Henne in das bißchen Stroh der alten Bettstelle ein Ei gelegt — bei der Kälte und dem schlechten Futter! Heute lagen gar zwei darin. Die Kinder schlürften sie jubelnd.

Auch Maria war ruhig. Es war ihr, als sei alle Qual jetzt von ihr genommen: sie rang mit nichts mehr. Gewiß, es war schlimm, hier oben, hungrig und kalt, eingesperrt sitzen zu müssen, aber es gab doch noch Schlimmeres — ach, das wußte sie ja. Wie es dem Nettchen wohl gehen mochte? Da stand auch sicher das Wasser. Und Herrn Dousemont? Der gute alte Mann! Weiteres dachte sie nicht. Stumm besorgte sie das wenige, was sie hier oben zu tun hatte, meist saß sie still und strickte; Strümpfe für die Brüder, aber wenn's niemand sah, strickte sie Wickelbänder. Wenn der Februar kam, dann würde es bald soweit sein. Ergeben neigte sie tief den Kopf.

Der Peter und der Paul waren in steter Bewegung. In die Dachluke hinein, aus der Dachluke heraus, hinauf aufs Dach, Umschau gehalten, gewinkt mit selbstgefertigter Fahne, geschrien, gebrüllt. Empört schimpften sie auf die Portener: wo war der Lösnich, wo der Pastor? Waren denn alle ersoffen?

Bis jetzt war kein Unglücksfall vorgekommen, ertrunken war keiner. Aber eine Wiege hatte man die Mosel herunterkommen sehen, die wurde dahingerissen und wirbelnd gedreht. War ein Kind darin — ja? Nein? Man hatte es nicht deutlich erkennen können, aber Entsetzen hatte alle, die das sahen, erfaßt. Jesus Maria, gebt Obacht auf eure Kinder! Und auf das Vieh. Denn Vieh wurde stündlich heruntergeschwemmt. Mit Schreckensgeschrei kündigten Peter und Paul es jedesmal an vom Dache. Unförmlich aufgedunsen, seitlich liegend, den geblähten Bauch über Wasser, Rinder, Schafe und Ziegen. Zwischen Hausgerätschaften und Dachsparren, zwischen Gartengattern und Weinkisten kam eine Hundehütte geschwommen, darauf ein weißschwarzer Terrier, auf ängstlichen Pfoten hin und her rennend und unablässig laut bellend. Das war fast der traurigste Anblick.

Gott sei Dank, daß man die Kuh noch in letzter Stunde zum Lösnich hinauf gebracht hatte! Aber vielleicht war die Gasse jetzt auch überschwemmt. Das Glöcklein der Kirche bimmelte nicht — alles tot, alles tot.

Da kam doch Mutlosigkeit auch über die Frauen. „Betet zu eurem Schutzengel, betet," flüsterte die Mutter und beugte sich über die Kinder. Die hielt sie heute im Bett, sie kamen ihr bleich und abgezehrt vor. Waren sie krank? Sie fühlte die Hände an, die zur Seite geneigten Köpfe. Hatten sie Fieber?

„Wenn dat noch lang' so weiter bleibt, krepieren wir all'," sagte finster der Vater. Der Mann hatte immer und immer wieder versucht, die Treppe herunterzukommen; er litt entsetzlichen Durst, ebenso wie die andern, vielleicht noch mehr, denn in ihm brannte eine Flamme, die ihn fast ausbrannte: die Flamme verzehrender Angst. Sein Wein, sein Wein — wie mochte es unten im Keller jetzt aussehen? Und oben im Berg? Ob viele Stöcke umgestürzt lagen, viel Schotter nachgerutscht war?



Diana. Bildwerk von Prof. Selmar Werner

Rücksichtslos watete er ins Wasser hinein, aber er mußte sich nur zu bald überzeugen: wenn er nicht ertrinken wollte, sich nicht mit Absicht ertränken, hieß es: zurück. In stumpfer Resignation saß er heut auf dem Schemel.

Die Bremm wagte es, zu ihrem Mann hinzugehen, ihm die Hand auf die Schulter zu legen: „Du, ich glauben, dat Wasser fällt schon."

„Schon —?!" Er lachte ingrimmig.

„Et is noch nit viel, wat et fällt, aber wenn et nur als anfängt mit Fallen." Es war ein frommer Betrug, die Frau sah es, das Wasser ging noch nicht zurück, aber sie hoffte ihm Mut zu machen und sich selber: wenn man nur glaubt, daß es fällt, so hilft das schon. — — — —

Ein Glöckchen läutete. Frau Bremm fuhr auf aus dem Schlaf: Jesus Maria, läutete es nicht oben im Kirchlein? Wahrhaftig, wahrhaftig, sie läuteten da! Hastig öffnete sie das Fenster, mit dem kalten Morgengrau kam ein Läuten herein. Das Glöcklein, das Glöcklein — ein Ruf aus der Welt, nein, vom Himmel! Entzücken kam über die Frau, sie jubelte, rief den Ihren zu: „Hört ihr et? Steht auf, kommt her, hier hört ihr et deutlich, sie läuten, sie läuten!" Die Bremm kniete nieder und hieß ihre Kinder auch niederknien. Schon hob sich ein roter Streif im Osten aus grauen Wassern — „Gegrüßet seist du —" betete sie.

Zum erstenmal ging heute die Sonne auf, wenigstens so, daß man ihr Aufgehen sah, rot hob sie ihr Rund aus den Wassern, und dann wurde es hell. Heller als es seit vielen Tagen gewesen war. Der Pastor von Porten stand alt und heut doppelt gebrechlich im alten Kirchlein, aber er wurde stark bei dem Trösten. Der Retter kam, schon sah man ihn, er sandte ja seine Sonne voraus.

Es hatten sich nur wenige im Kirchlein versammeln können, die meisten sperrte das Wasser ein, nur die paar Häuser dicht bei der Kirche und dem Pastorat, die waren verschont geblieben. Aber diese paar Häuser waren übervoll, und auch ins Pastorenhaus waren viele geflüchtet. Nun begrüßten alle das hellere Licht: Licht, Licht! Ah, die erste Sonne! Die gab wieder Mut. Vom Berghang meldete sich das Vieh, das hatte man da hinauftreiben müssen — Gott sei gedankt, dem war nichts passiert!

Wenn man nur an die Nachen könnte! Nun war man hier an der Mosel so an Schwimmen und Rudern gewöhnt, und das konnte einem jetzt doch nichts nützen. Einige kecke Burschen versuchten in Kübeln zu fahren, sie ruderten sich weiter mit Holzscheiten und Stecken, aber es war doch zu unsichere Fahrt, sie mußten sie aufgeben, pudelnaß. Zu den Häusern unter der Gasse war nicht zu gelangen. Man gedachte der Bremms: Jesus, die armen Leut'! Die anderen unten waren klüger gewesen, die hatten ihre Häuser verlassen. Es wohnten auch nur wenige so dicht an der Mosel.

Am alten Moselhaus vorbei kam ein Kahn gefahren. Einer stand aufrecht darin, hob jetzt sein Ruder und winkte: „He, holla!" Ein zweiter Mann saß am Steuer. Der Kahn fuhr auf Simon Bremms Haus zu, gleichmäßig, von starkem Arm geführt, teilten die Ruder die Flut.

„Sie kommen, sie kommen!" Auf dem Dach erhob sich ein Freudengeschrei. Jetzt schrien Peter und Paul noch viel lauter: „Der Dreis is et, der Kaspar!" Die kamen von Munden herüber, die brachten Wasser und Brot.

Simon Bremm fuhr mit dem Kopf zur Dachluke heraus: wahrhaftig der Dreis! Auch er winkte. Und dann schrie er: „Frau, Frau!"

Die Frau riß das Fenster auf, sie mußte sich halten am Fensterkreuz, ihr versagten auf einmal die Kräfte: war das nicht ein Wunder? Sie hatte zu der Kinder Schutzengel gebetet, und nun war er auch da. Von Munden herüber, die große Breite des Stromes querend, war der Kaspar gekommen. Sie lachte und weinte.

Und die Kinder kletterten in ihren Hemdchen aufs Fensterbrett, lachten, streckten ihre Hände aus, jubelten: „Wat haste uns mitgebracht?"

Nur Maria sprach und rief nichts. Sie war zurückgewichen ins Innere der Kammer, da stand sie, an die hintere Wand gelehnt, und drückte beide Hände gefaltet an ihre Brust: der Kaspar, immer der Kaspar! —

„Wo is die Maria? Seid ihr all' gesund?" schrie der Kaspar nach oben.

Ja, ja, sie waren noch alle gesund! Alle Hände streckten sich nach dem Kaspar aus, hätten gern die seinen erfaßt, aber die Hände konnten sich nicht erreichen. Es war auch nicht leicht, den Kahn vor das Haus zu bringen und doch nicht so dicht, daß er gegen die Mauer sich rieb. Vorsicht, Vorsicht! Noch riß die Strömung gewaltig. Aber der Peter war findig, er warf ein Seil, der Kaspar fing's auf, hielt daran fest, und die Stange wurde gegen die Hauswand gestemmt; nun lagen sie wie vor Anker. Die von oben ließen den Korb herab, der Bruder des Kaspar packte hinein, was sie mitgebracht hatten. Und dann hißten sie ein Fäßchen mit Wasser hinauf.

„'nen Schnaps?" Fragend hob Hieronymus Dreis eine Flasche. „Tresterschnaps, selber gebraut!"

Aber Bremm schüttelte verneinend, obgleich es ihm kalt war, ganz eisig kalt, und Tresterschnaps gut erwärmt: nein, den trank er nicht — so weit war er noch nicht.

„Wo is die Maria?" fragte Kaspar abermals.

Die anderen riefen nach ihr, nun kam sie ans Fenster. Sehr bleich war sie, aber als Kaspar jetzt ihren Blick auffing, wurde sie rot.

„Wie geht et dir, liebe Maria?"

Sie gab laut keine Antwort darauf, sie nickte nur; unwillkürlich glitt ihr Blick dabei an sich herunter und schmerzlich zuckte es ihr um den Mund. „Komm heil zurück," flüsterte sie.

Er lachte anscheinend sorglos. Aber doch war sein Lachen nicht unbefangen. Nicht, daß er die Fahrt hinüber gefürchtet hätte — leicht war die nicht, aber er und sein Bruder schafften sie schon — es war ihm so bang um das Mädchen. Wie still und gedrückt sie da stand, so ganz anders als früher! Ob sie auch gut zu ihr waren? Er nickte ihr zu, er wußte ihr jetzt nichts Besseres zu sagen, als: „Dat Wasser fällt. Von Trier is schon Fallen gemeldet." Und das Seil loslassend, rief er dem Bruder zu: „Stoß ab jetzt!"

Die Stange stieß von der Hauswand ab, die Ruder klatschten ins Wasser hinein, rasch schoß der Nachen davon. Die Bremms folgten ihm mit ängstlichen Augen. „Ein verteufelter Junge," sagte der Bremm. Und die Frau fügte zu: „Und so ein guter Mensch."

‚Der beste Mensch,' dachte Maria. Sie war sehr traurig; auf einmal so traurig, wie sie es die ganzen Tage hier oben noch nicht gewesen war. Die äußere Lage hatte sie nicht so gedrückt und auch nicht so betrübt — ach, aber Kaspar Dreis, der beste Mensch auf der Welt und der treueste Mensch! Das ging ihr wie strömendes Wasser über die Seele.

*

Die ganze Mosel entlang lief es von Ort zu Ort, es stand in allen Zeitungen des Rheinlands — das neue Jahr hatte schlecht angefangen — Doktor Heinrich Dousemont aus der Kreisstadt, der beliebte und besonders gesuchte Arzt, der sicher nicht lange in dem Nest gesessen hätte, der eine Zukunft vor sich gehabt, der war der Mosel zum Opfer gefallen und seinem Beruf.

Wenn Jean Claude Dousemont über den Tod seines Sohnes nachdachte, nickte er stumm vor sich hin. Aber er weinte nicht. „Schön ist es doch, so in den Sielen zu sterben, und reich gesegnet ist ein Leben gewesen, so kurz es auch sei, das sich opfert für seine Brüder," hatte es in der Grabrede geheißen. Sicherlich war das so, und daran hielt der Vater sich auch.

Doktor Dousemont hatte eine große Praxis gehabt. Die war so schnell gewachsen, daß er sich sehr bald ein Auto hatte anschaffen müssen. Anfänglich fuhr er selber, und seine junge Frau saß neben ihm. Aber seitdem die erwartete und die Fahrten oft sehr unbequem waren, auf schlechten Wegen manchesmal bis in die Eifel hinein und auf den Hunsrück, mußte sie es aufgeben, ihn zu begleiten. Er ließ sich einen Chauffeur aus Koblenz kommen, saß bei der regnerischen Witterung auch lieber drinnen im geschlossenen Wagen und nutzte die weiten Fahrten aus, um neu erschienene fachwissenschaftliche Schriften zu lesen.

Der Doktor war am Spätnachmittag gerufen worden; jenseits der Mosel, oben in den Bergen, lag eine Frau, die quälte sich schon seit Tagen. Der Mann war in Todesangst: wenn der Herr Doktor nicht mit ihm kam, starb seine Frau — ach, und das Kind auch! Er weinte. Da nahm ihn der Doktor mit in das Auto, und sie jagten los. Sie mußten noch einen Umweg machen, bis sie an die große Eisenbahnbrücke kamen, die einzige, die noch sicher hinüberführte, alle anderen Brücken waren zerstört, und es ging auch längst keine Fähre mehr.

Es war spät in der Nacht, als sie zurückfuhren. Der Frau ging es gut, das Kind war da, der Doktor hatte sich's jetzt im Wagen bequem gemacht — todmüde — er wollte schlafen.

Zu sehen war nichts. Alles stockfinster. Und ein Regen, den der sausende Wind vorn gegen die Schutzscheibe trieb, daß man wie blind war. Es war keine gute Chaussee mit bequemen Kehren, nur eine zur Not fahrbare Straße, in scharfer Senkung ging es den Berg hinab.

Immer rascher, immer rascher — der Chauffeur bremste, er zog auch die Notbremse, trat die Fußbremse — schnell, viel zu schnell. Der Herr Doktor schlief. Als ob den Wagen nichts aufhalten könnte, so raste er abwärts — eine tolle Fahrt. Der Chauffeur glaubte nie eine so tolle gemacht zu haben. Jetzt mußte man aber bald unten sein. Zu sehen war nichts — die Scheinwerfer wiesen ein kleines Stück nur in die Dunkelheit hinein — der Mann riß krampfhaft die Augen auf, vom Regen war die Scheibe dick angelaufen. Er beugte sich von seinem

Führersitz seitlich ins Freie, der Regen beschüttete ihn, er rauschte — oder war es die Mosel, die rauschte? Der Herr Doktor schlief. Gott sei gedankt, daß man unten war! Jetzt rechts, rechts — rechts mußte die Brücke sein! Der Mann riß an der Steuerung. Es rauschte, rauschte — der Herr Doktor schlief. Nein, links war's, links! Der Chauffeur riß den Wagen nach links, nein, gradeaus, da mußte die Brücke sein!

Es rauschte, rauschte immer noch stärker — der Regen, die Strömung? Sollte das Wasser noch höher gestiegen sein in den wenigen Stunden, bis hierher? Dunkelheit, Rauschen. Der Mann wurde verwirrt: sehen, wenn man um Gottes willen nur etwas sehen könnte! Die Scheinwerfer erloschen plötzlich — Plätschern, Rauschen — reißende Strömung. Der Herr Doktor schlief. Noch war's nicht die Brücke, das Auto fuhr in die Mosel hinein. —

Das war die Todesfahrt gewesen. Der Schlafende war drinnen im Wagen ertrunken, der Führer draußen hatte sich freimachen können, sich noch retten in letzter Minute. Aber er war völlig verstört: der Herr Doktor, o der gute Herr Doktor!

Ja, geliebt war sein Heinrich auch worden, sagte sich Herr Dousemont. Was wollte er eigentlich für den Sohn noch mehr? Die junge Frau würde den Mann ihres ersten und größten Glückes niemals vergessen; sie ging jetzt zu ihren Eltern zurück nach Berlin, aber das Kind, das hatte sie dem Schwiegervater versprochen, das brachte sie immer wieder hierher an die Mosel, damit es die Heimat des Vaters auch als Heimat ansehen lernte, wenn sein Großvater dann auch längst tot war.

Herr Dousemont hatte nicht die Aussicht, es noch sehr lange zu machen, und das war ihm lieb. „Starke Arterienverkalkung" und „Du darfst nichts mehr trinken," hatte noch letzthin der Heinrich gesagt. Na ja, schön, das war ihm grade recht, es war gut so. Herr Dousemont ließ sich von der alten Lena sein Weinchen jetzt an den Sorgenstuhl bringen — nein, ein Sorgenstuhl war es eigentlich doch nicht. Der Alte vom Berge hatte einen Plan, und den heckte er nun vollends aus mit aller Umsicht. Es war ihm greulich gewesen bei der letzten Überschwemmung, daß auf den Kirchhof, der nicht hoch genug über dem Ufer liegt, die Mosel gekommen war, die Kreuze umgerissen hatte und weit weggespült, Denksteine verrückt hatte, alles umgewühlt. So etwas sollte mit seinem Grab niemals passieren, wofür hatte er denn seinen Herrenberg? Da oben wollte er liegen: der Alte vom Berge auf seinem Berg.

Herr Dousemont kam darum ein. Nach einigem Hin und Her und nach der Vererbung des Herrenbergs an die Gemeinde konnte er einem Maurermeister den Auftrag geben und in Angriff nehmen lassen, was er sich ausgedacht und selber gezeichnet hatte. An das kleine Kapellchen oben kam ein Anbau heran, ein Aussichtstempel im Burgenstil, mit Tür und Bogenfenster und einer Mauerbekrönung — sein Mausoleum. Unter dem Stein in der Mitte würde er liegen, gleich durch seinen Garten, durch seinen Berg trugen sie ihn hinauf. Es war ihm ein so schöner Gedanke, und er freute sich so, daß er heiter war.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Überall hatte man sich bemüht, das, was die Mosel durcheinandergeworfen hatte, wieder aufzuräumen, das gut zu machen, was sie schlecht gemacht. An Fleiß hatte es nicht gefehlt, überall waren die jungen Obstbäume wieder aufgerichtet worden, die das Wasser wie schwache Halme zu Boden gelegt hatte, Schlamm war aus den Gärten geräumt, der Schutt abgetragen, den niedergebrochne Mauern in Haufen zurückgelassen hatten. Und man hatte das, was man in den Weinbergen bis jetzt hatte versäumen müssen, gelockerte Pfähle neu zu stecken, Ruten anzubinden, Dung heraufzuschleppen, Mauern und Treppchen auszubessern, angefangen in größter Eile nachzuholen. Aber Fleiß und guter Wille, selbst die Feuer nicht, die Tag und Nacht brannten, konnten die Häuser trocken machen, die im Wasser gestanden hatten; ihre Wände waren vollgesogen wie weicher Schwamm.

Die Bremms waren längst wieder nach unten gezogen. Es war eng, unerträglich eng oben. Als die Frau zum erstenmal wieder an ihrem Herd stand, die Füße in Holzschuhen, denn der Boden war noch so naß, daß andere Schuhe durchweichten, war sie so froh, daß ihr Tränen in die Augen traten. Oder kamen die Tränen von dem dicken Qualm, der aufstieg? Das feuchte Reisig wollte durchaus nicht brennen, der ausgekältete Ofen nicht ziehen. Sie hustete und prustete halb erstickt, bis endlich, endlich die erste helle Flamme aufschlug und der erstickende Dunst sich verzog.

Aber der andere Dunst blieb. Es roch noch immer nach modrigem Wasser; an den Wänden lief es, nun da der Raum sich durchwärmte, in langen Tropfen herunter, die zu kleinen Rinnsalen wurden. Aber das störte nicht, man war doch daheim, konnte wieder die Betten aufschlagen, die Kleider in den großen Schrank tun, die alte Uhr, Spiegel, Lampe und Bilder aufhängen.

Simon Bremms erster Gang war der nach dem Keller gewesen. Er hatte schon lange am Kellereingang gestanden, hinab ins Tiefe gestarrt. Endlich konnte er eindringen. Heute gelang's.

Wasser, noch immer Wasser. Das mußte dieses Mal aber mächtig hoch im Keller gestanden haben! Diese Entdeckung legte sich wie mit Klammern dem Mann um die Brust — er hätte sich das ja denken können, und hatte er sich das denn nicht auch gedacht? Ja, immer, Tage und Nächte gedacht voller Unruh'. Voller Angst, obgleich er die Fuder gesichert wußte.

Er mußte noch bis unter die Knie durchwaten: wie ein Bergmann im Schacht, die Laterne vor sich im Ledergurt, ging er. Halt — da, was schwamm da?! Er riß die Laterne vom Gurt und hielt sie höher, hinleuchtend. Ein sich schaukelndes Ding auf der trüben Flut — was war es? Ach nichts, ein Stück Holz. Nein, Himmel, nein — o Gott erbarm' dich — ein Pflock, ein Spund! Der Spund aus dem Spundloch!

Er stieß einen Schrei aus in wildem Entsetzen. Von welchem Faß? Das ließ sich vorerst nicht ergründen. Aber er wußte es ja auch schon so: ein Faß von dem neuen Wein, der noch gärte. Der hatte das Abgedichtetsein nicht ertragen — Gewalt wider Gewalt — sich Bahn geschafft, mit der Kraft seiner Gase den fest eingetriebenen Spund herausgeschleudert. Ihm nach, was heraus wollte; ausgelaufen.

Stieren Blickes sah der Mann drein, er war betäubt vom Schrecken. Aber gleich packte ihn neue Angst und rüttelte ihn auf: sieh dich um, sieh dich um, was ist noch geschehen?!

Faßdauben, Faßtrümmer. Sie schwammen umher.

„Herr im Himmel, Jesus, Maria und Joseph! Noch eins kaputt?!" Er stand und wagte nicht sich zu rühren. Und er rührte sich doch, verängstigt, verzweifelt — was war **noch** geschehen? Was hatte er noch versehen, noch nachlässig gemacht? Nichts versehen, nichts nachlässig gemacht, stöhnte es seinem Stöhnen die Antwort. Von den finsteren Wänden, aus den dunklen Ecken, aus der unheimlich stehenden schwarzen Flut herauf rief's ihn an wie ein Schicksal: „Du hast Unglück gehabt — Unglück ist Winzerlos." — — —

Unter den Winzern von Porten, die Bremm ihr Beileid aussprachen, war nicht einer, der nichts zu beklagen gehabt hätte. Zwei Fuder auf einmal hatte freilich keiner verloren, denn soviel hatte er nicht. Und Bremm hatte wenigstens noch ein drittes vom neuen. Und er hatte auch noch seinen Einundzwanziger. Ja, Gott sei's gedankt, ja!

Daß Bremm seinen Einundzwanziger gerettet hatte, das erschien ihm bei all seinem Unglück jetzt ein Glück. Ganz ruhig lag das Faß oben auf seinen Stützen, er sah es an mit liebenden Augen. Sein Wein, sein köstlicher Wein — und den wollte keiner mehr haben?! Aber vielleicht jetzt doch noch!

Und siehe, wie gerufen, erschien auf einmal der Feiden. Der Kommissionär war viel grauer geworden, seitdem sie ihn nicht gesehen hatten. Die Bremm sagte es ehrlich heraus gleich beim Guten Tag: „Jesses, wat seid Ihr geältert!" Er gab ihr das Kompliment zurück; er war besonders erschrocken, wie Simon Bremm aussah. „Ja, liebe Frau," sagte er und versuchte Forschheit zu heucheln, „wir haben all' nix zu lachen. Die Mosel ist unserm Herrgott sein Stiefkind. Überall Unglück jetzt, bei arm und bei reich. Habt Ihr et gehört, der alte Dousemont, der hat auch Malör gehabt, dem sein Sohn, der Doktor, der is ja ertrunken."

„Ertrunken —?"

„Ihr habt nix gehört? No ja, Ihr hier in Eurem Drecksnest, da hört Ihr ja nix. Ende Dezember schon, grad' als das Wasser so arg war."

Eine Tür fiel ins Schloß. Jemand war rasch aus der Stube gegangen; es war die Maria gewesen.

Wie auf der Flucht vor etwas Grauenhaftem rannte sie davon. Nein, das hatte er nicht verdient, nein, das gewiß nicht! Seine Schuld war nicht größer als die ihre, und **sie** lebte, war gesund — und er, er hatte sterben müssen! Es packte sie an wie mit eisigen Händen. Sie rannte in den Stall, da war sie allein, niemand sah sie, niemand fragte sie, nur die Kuh drehte den Kopf nach ihr. Neben dem Tier sank sie aufs Stroh und hob flehend die Hände: „Herr, erbarme dich unser! Christe, erbarme dich unser! Heilige Maria Mutter Gottes, bitte für uns jetzt und in der Stunde unsres Todes!" Sie war völlig zerknirscht: oh, das hatte ihr Haß, ihr Zorn nicht gewollt! „Herr, schenke ihm die ewige Ruh', und das ewige Licht leuchte ihm!" Die Tränen liefen ihr stromweise übers Gesicht, als sie seines Endes gedachte.

Niemand störte Maria. Drinnen in der Stube war die Bremm jetzt allein, Bremm war mit Feiden in den Keller gegangen. Der zeigte sich nun nicht abgeneigt, etwas zu kaufen. Es war an der Mosel soviel kaputt gegangen, daß er doch daran denken mußte, von dem, was noch etwa da war,

auch sich etwas zu sichern. Und billig würden sie jetzt sein, mußten sie ja alle sein.

Bremm sah finster drein, als der Kommissionär ihm für das einzig übrig gebliebene Fuder von den dreien einen sehr geringen Preis bot. Das war wenig, lächerlich wenig, es deckte ja nicht einmal die Kosten. Aber freilich, der Wein war ja auch noch nicht fertig, er mußte noch geklärt, gesüßt, geschönt werden.

Der Feiden versicherte: „Ich verdienen nix dran.“ Und was für ein Risiko war für ihn dabei! Wenn er nun sitzen blieb auf dem Wein?

Und das sah Bremm ein: er hatte recht, es war heutzutage nichts mit dem Weinhandel. Er biß die Zähne zusammen: so mochte der Feiden denn dies Fuder nehmen. Aber gleich bar bezahlen; er hatte keine Mark mehr im Haus. Und er war mit der Steuer im Rückstand, das Finanzamt ließ nicht Gnade für Recht ergehen, Mahnzettel waren schon zwei gekommen — o weh, die Strafgebühren! Wenn er einen mit einer Dienstmütze nur schon von fern zu erblicken glaubte, lief es ihm kalt über den Rücken, er zitterte vor einer Pfändung.

Der Feiden hielt ihm die Hand hin: „Abgemacht. Nu laßt uns aber nach oben gehen.“ Es schauderte den Kommissionär: Teufel auch, war das noch eine Nässe hier in dem Keller! Da fiel sein Blick auf das Faß, das, sehr hoch gelegt, mit besonderer Sorgfalt gestützt war: „No, wat habt Ihr dann da noch?“

Eine Flamme der Hoffnung schoß in Bremm empor: sein Einundzwanziger, sein Einundzwanziger! Vielleicht wollte der Feiden den auch noch? Seine Miene wurde hell, ohne daß er das wußte, mit glänzenden Augen sah er auf zum Faß: „Kein ganzes Fuder mehr, vielleicht dreiviertel — wollt Ihr dat etwa?“ Er triumphierte: „Aber dat kost wat!“

„Hm, ja — wollen sehn,“ meinte der Feiden. „Einundzwanziger — hm. Der hält Euch kein halbes Jahr mehr. Aber laßt mich mal probieren.“

Bremm verzog spöttisch den Mund: kein halbes Jahr mehr? Ei, was der Feiden doch wußte! Bereitwillig lief er einen Tritt zu holen und Werkzeug, das Faß war ja noch zu. Er öffnete es, es ging merkwürdig leicht — das kam daher, er tat es so gern, mußte es gern tun — oder sollte er vielleicht damals den Spund nicht sehr fest eingerieben haben? Selbstverständlich, erst recht. War er etwas eilig dabei gewesen? Das Wasser kam damals allzu geschwind.

Mit einer Hand, die vor Erregung plötzlich zitterte, steckte er nun den dünnen Schlauch ins Spundloch, er sog, sog auf — Herrgott, wie schmeckte denn das? Er ließ ins Probiergläschen laufen, schüttete aus, ließ das wieder voll laufen — jetzt stieß er ein „Gott steh mir bei“ heraus und wäre fast umgefallen: der Wein war trüb, völlig trüb. Hatte sein Gold ganz verloren. Er kannte seinen Wein, seinen goldenen Wein, seinen Einundzwanziger gar nicht mehr wieder. Und schmecken tat der — pfui!

Simon Bremm bebte wie dürres Laub, das der Sturmwind schüttelt. Um nicht umzusinken, setzte er sich platt auf den Boden und hielt sich mit beiden Händen die Augen zu.

Der Feiden war auch bestürzt. Wie konnte das nur geschehen sein? Wahrscheinlich hatte die Gewalt des Wassers das Faß gehoben, und da es sehr hoch lag, unter die Decke gestoßen; der Spund hatte sich dabei ein wenig gelockert, es war doch Wasser hineingedrungen. Den Wein konnte der arme Kerl auf den Mist schütten.

Der Kommissionär versuchte Bremm zuzureden: „Ihr teilt dat Schicksal mit vielen. Bremm, Bremm, regt Euch doch nicht so auf, es kommen auch mal wieder bessere Zeiten. Sagt doch e i n Wort, Mann!“

Aber Simon Bremm sagte kein Wort, stumm blieb er am Boden sitzen. Er schien gar nicht zu bemerken, daß der Feiden jetzt ging.

Der Kommissionär schlich die Treppe herauf; es war ihm unheimlich im Keller. Er war froh, als er jetzt in der Stube war. Da wartete noch die Frau. Das war auch eine Aufgabe, der von Bremms Mißgeschick mit seinem Einundzwanziger zu erzählen. Zögernd, stockend teilte er es ihr mit. Er war sehr erstaunt, daß sie es eigentlich ruhig nahm. Tröstete sie vielleicht der Anblick des Geldes, die dreihundertfünfzig Mark, die er ihr jetzt auf den Tisch legte, für das von ihm gekaufte Fuder des neuen? Und daß er noch zehn Mark für die Kinder zulegte als sein Präsent?

Das war es nicht. Die Bremm sagte ganz kurz nur: „Merci.“ Aber dann, mit einem Aufseufzen, das ihr aus der tiefsten Seele kam: „Ja, dat is wohl schlimm mit dem Fuder. Aber wenigstens kann er dess' nu nit mehr saufen!“ —

Arme Leute! Der Kommissionär war froh, als er zum Hause heraus war.

Die Frau war allein in der Stube zurückgeblieben. Sie war für den Augenblick froh, daß sie allein war, allein mit sich und mit ihrem Glauben. Sie ging zur Stubenecke,

wo unterm Bild der schmerzhaften Mutter Gottes, deren Herz sieben Schwerter durchbohren, ein kleines rotes Lämpchen brannte. Hier hatte sie schon oftmals ein Stoßgebet gesprochen in banger Stunde, sie tat es auch heut. Und dann ging sie, um nach ihrem Mann zu sehen.

Der war noch im Keller. Aber er sollte doch jetzt heraufkommen, es war ihm viel besser, er kam an die frische Luft, an Gottes Sonne, die heute schon so warm schien, als daß er da unten im Düstern saß, mit seinem Leid sich vergrub wie in eine Gruft. Auf ihren Filzschuhen glitt sie die schlüpfrigen Stufen hinab — da hörte sie etwas laut poltern. Was war das?

Schwach war es nur unten beleuchtet, aus der Helle kommend, sah sie erst nichts. Sie rief: „Bremm, bist du noch hier? Bremm! Bremm, wo bist du?!"

Da sah sie ihn hängen.

Den Tritt hatte er umgestoßen, der war es, der eben polternd gefallen war. Und da hing Simon Bremm, hing im Strick an der Wand.

*

Es war der Bremm vergönnt gewesen, grade zur rechten Zeit noch zu kommen. Sie hatte den Mann eilends abschneiden können, ehe sein Lebenslicht ausgebrannt war; aber der Schmerz, den sie empfand, der war ebenso groß fast, als wenn sie ihn schon tot gefunden hätte.

Sie saß an seinem Bett und weinte; als er aus tiefster Niedergeschlagenheit noch in halber Betäubung, scheu, wie ein geschundener Hund, der sich noch immer nicht traut, verstohlen seine Hand nach ihr hinschob, nahm sie die nicht. Sie konnte ihn auch noch nicht ansehn. O ihr Bremm, o ihr Bremm, sonst so ein rechtlicher Mann und frommgläubiger Christ, wie hatte der nur so werden können?

Simon Bremm begriff es jetzt selber nicht. Er versteckte sein Gesicht ins Kissen und weinte vor Scham.

Die Frau hörte ihn weinen: Gott sei Dank, er bereute! Sie legte ihm die Hand auf den Kopf, und als er hastig danach griff, griff auch sie zu. Sie hielten sich so aneinander fest. —

„Der Vater is krank," sagte die Mutter zu den Kindern, „seid schön brav und gehorcht der Maria!"

Die Kinder blickten scheu. Es kam ihnen alles so merkwürdig vor, und daß die Mutter den ganzen Tag drinnen beim Vater blieb. Und die Maria, die lachte auch nicht mehr. Da wurden auch sie still und traurig. Stumm und gedrückt saßen sie auf den Stufen der Haustür und schielten hin zum Feigenbaum: war denn kein einziges grünes Knüppchen mehr dran, ein Früchtchen, nicht größer als eine Bohne, aus dem einmal eine Feige ward? Und wäre die Feige noch so klein, noch so grün gewesen, sie hätten sie abgerissen. Sie hatten ja solchen Hunger.

Alle Moselkinder hungerten jetzt; es war überall knapp. Aber in den Dörfern, die nur Weinberge hatten, war es am hungrigsten. Kartoffeln, Kartoffeln! Wenn man nur Kartoffeln hatte, trockne Kartoffeln mit einer Zwiebel und Salz, dann war man schon froh.

Der Pastor von Porten wurde ein dringend Fordernder. Die Angst um seine Pfarrkinder und ein heiliger Zorn noch dazu ließen ihn den vorgeschriebenen amtlichen Stil ganz außer acht lassen. Und wie er unumwunden nach Hilfe schrie, so schrie es auch aus allen andern Pfarreien, aus allen Winkeln und Ecken des Mosellandes. Hilfe, zu Hilfe! Und diese Hilfe mußte bald kommen, denn wenn sie nicht bald kam —? Wer Ohren hatte zu hören, der vernahm aufziehendes Grollen. Ein Gewitter stand hinter den Bergen, die witternde Nase sog schon etwas ein, was nach zündenden Blitzen und Brand roch, eine schwarze Wolke schwüler Erbitterung hing in der Luft.

Wenn es nur mehr vermögende Leute in Porten gegeben hätte! Die Bremms waren vor Jahren wohlhabend gewesen, das heißt, für hiesige Begriffe — sie waren es längst nicht mehr. Aber sie hielten noch immer auf sich. Sie litten es nicht, daß ihre Kinder unter denen waren, die an des Pastors Küchentür gespeist wurden; sie gaben es auch nicht zu, daß der Hanni und das Christinchen mit den andern auszogen, die die Nachbarschaft absuchen gingen. Die Größeren führten an, kleinere folgten; Hand in Hand wanderten die Kinder, ohne Lachen auf ihren Gesichtern. Und sie waren so bald müde, denn sie hatten keine Kraft mehr, aber sie wanderten doch immer weiter. Sie suchten ja Futter. Laut bettelten sie nicht — Winzerkinder sind nicht gewohnt zu betteln — nur die Keckſten wagten sich an die Häuser. Sie standen an den Straßen. Wenn ein Auto entlang fuhr oder ein Bauer seinen Karren vorbeitrieb, dann schauten sie großaugig, mit stummer und doch so beweglicher Miene drein, daß jeder wußte: die hungern. Es wurde ihnen oftmals etwas gegeben; aber es war ja jetzt überall nicht viel.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auf der Zentrumstagung war beschlossen worden, eine Versammlung der Moselwinzer einzuberufen. Auf einer großen Wiese am Moselufer, eine Wegstunde oberhalb Porten, sollte sie stattfinden. Man hatte gehörig dazu getrommelt. Sonderzüge würden abgelassen werden, um auch den entfernter wohnenden Winzern die Teilnahme möglich zu machen. Von Trier hinunter fuhr ein Dampfer, der legte an jedem Ort an, an dem kleinsten Dörfchen, das seine paar Häuser unter die Weinberge duckt.

Die Männer von Porten würden nicht fehlen, sie waren am frühen Mittag schon fort. Selbst der Lösnich ging hin. Er kam vom Begräbnis seiner Frau. Er war jetzt grade in der rechten Stimmung für diese Versammlung. O, wenn er seine Worte so zu Tag bringen könnte wie jene Herren, die sicher heut bei der Versammlung nicht fehlen würden, jene führenden Herren vom Zentrum, von der Regierung, Vorsitzende der Winzerverbände, Abgeordnete von Köln, Koblenz und Trier. Besser als die gelehrtesten Herren würde er schildern können, wie es hier unter den Winzern stand.

Er machte sich unterwegs mit einem Tresterschnaps Mut, und um sich noch mehr Mut zu machen, trank er noch einen zweiten; Geld, den zu bezahlen, hatte er nicht, er besaß nicht mehr fünfzig Pfennig. Er wollte dem Wirt ein Zettelchen dafür geben, aber der wollte das nicht mehr. Es war gut, daß der Dreis aus Munden auf seinem Rad hinter dem Lösnich herkam; der Kaspar löste ihn aus.

Kaspar Dreis war erst in Porten herangefahren, er wollte Simon Bremm abholen: der ging doch mit? Aber die Frau sagte: „Bremm schläft."

Was, der schlief am hellichten Mittag und an solch einem Tag? „Wir Winzer müssen zusammenhalten, der Bremm, der muß mit. Dat wär unrecht von ihm, sich auszuschließen."

„Et is manches unrecht," sagte die Frau; sie sah sehr bleich und sorgenvoll aus.

„Js wat passiert?" fragte der junge Mann; er merkte, hier war etwas geschehen. Sein erster Gedanke war: die Maria? Er fragte nach ihr.

Nein, mit der war es noch nicht so weit. Die Bremm schüttelte verneinend, aber dann fing sie auf einmal an: „Der Bremm, ach, der Bremm!" Und sie weinte.

Kaspar fühlte, sie hätte ihm gern etwas gesagt, sich das Herz erleichtert, aber sie sagte doch nichts. So ging er fort.

Simon Bremm schlief nicht, darin hatte Kaspar Dreis recht, aber er hatte, als er des Dreis Stimme draußen hörte, sich schnell in sein Bett verkrochen, mit Kleidern und allem, wie er da war, und rasch das Deckbett über den Kopf gezogen. So hörte er nichts, und man sah ihn auch nicht. Erst als die Frau herein kam und meldete: „Der Dreis is fort, er wollt' dich abholen zu der Versammlung," wagte er sich wieder hervor. Noch wollte er niemanden sehen; er trug auch immer ein Tuch fest um den Hals. „Et is ja nix mehr zu sehen, tu et doch ab," sagte die Frau. Aber er traute sich nicht: könnte man es nicht doch noch sehen? Waren da nicht noch immer Spuren vom einschnürenden Strick?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auf der großen Wiese am Ufer hatten sich so viele eingefunden, daß die große Wiese längst nicht groß genug war. Bis in den Ort hinein, der dahinter liegt, staute sich Kopf an Kopf, eine riesige Menge. Wie Meereswogen war die angebrandet, nun stand sie lautlos und hörte zu; kein Mensch verstand alles, aber was sie verstanden, das war ihnen genug. Ein Herr aus Trier redete, einer, der mit der Sache der Winzer vertraut war.

„Es ist die Not, die uns zusammengeführt hat, eine Not, so groß, wie sie noch niemals gewesen ist." Der Redner suchte sich weiter verständlich zu machen, es war schwer, denn heimliches Rumoren war ständig in der Menge. Wie ein schwelendes Feuer, das langsam, aber stetig sich weiter frißt, so brannte der Wunsch in allen, in den Tausenden die glühende Forderung: „Weinsteuer weg!"

Ein Schild an einer langen Stange hob sich plötzlich empor, der helle Tag zeigte es deutlich: „Die Weinsteuer des Winzers Untergang." Ja, ja, so war es! Hüte hoben sich, Mützen wurden geschwenkt, Hände in die Höhe gestreckt. Man begrüßte jubelnd das Schild. Kein anderes von den vielen Schildern, die emporgereckt sich in der Menge zeigten, hatte den gleichen Beifall. Selbst das „Fort mit dem Finanzamt" jetzt nicht. Fort mit der Weinsteuer, und was die dem Staat eingebracht hatte an ungezählten Millionen, das mußte jetzt unter die Winzer verteilt werden. Jawohl, jawohl!

So recht hörte kaum einer mehr zu, zu heftig erregten sich die Gemüter, zu lebhaft schlugen die Pulse, vergrämte, blasse Gesichter waren rot geworden und heiß. Ach ja, in Berlin, das wollte man dem Redner wohl glauben, da ging man umsonst von Tür zu Tür. Aber die, die hier lebten im Mosel- und Rheinland, die die gleiche Liebe

hatten und die gleiche Sorge, die hier mußten sich fest zusammenschließen. Dreimalhunderttausend Winzer im Mosel- und Rheinland — wenn die eins waren, wer konnte da wider sie sein?!

Und nun litt es den Kaspar Dreis nicht länger, das hatte er ja immer gesagt: wir Winzer müssen zusammenhalten. Er schrie das plötzlich mit seiner kräftigsten Stimme, und ehe er sich's versah, hatten ihn zwei auf ihre Schultern gehoben, und er rief nun von da oben herab in die auf einmal ganz still gewordene Menschenmenge hinein — sie sahen es: das war einer von ihnen, ein Winzer! — rief so stark, daß man es bis weithin hörte, seinen Aufruf zur Einigkeit, seine Forderung nach Recht.

Er schrie sich heiser, Schweiß perlte ihm von der Stirn. Aber er hatte seine Sache gut gemacht, tosender Beifall bekundete es.

„Bravo, bravo! Bravo, bravo!" Tausende schrien; die ganz weit weg waren, die nichts gehört hatten, nichts hören konnten, schrien auch mit. Die Nächsten winkten ihm zu, nickten, lachten: so war's gut gesprochen, und genau war es so, wie es jeder fühlte und auch wie es jeder erhoffte. Nur fest zusammengehalten, dann wurde alles bald gut! Es schüttelten sich viele die Hände, und man schüttelte sie auch dem Kaspar Dreis.

Kaspar Dreis hatte nie gedacht, daß er reden könnte, er hatte es auch gar nicht gewollt, aber der Augenblick, die starke Erregung, die er verspürte beim Anblick der Tausende — Brüder in Not! — hatten ihn fortgerissen. —

Er ließ sich mit der Fähre übersetzen; er war nun auf derselben Seite der Mosel, auf der Porten liegt. Sein Rad lief geschwind, wenn er gut zutrat, konnte er in einer halben Stunde schon bei den Bremms sein. Es verlangte ihn, Simon Bremm zu sprechen.

Der saß vor seiner Tür. Da er sie alle fort wußte, glaubte er ungesehen Luft schöpfen zu können. Jetzt fuhr er unangenehm überrascht auf. Er wollte ins Haus zurück fliehen, aber das ging nun nicht mehr, der Dreis hatte ihn schon gestellt. „No, endlich! Wie geht et Euch dann?"

„Gut — o — o — ganz — gut." Der Überfallene stotterte.

„Et is unrecht, dat Ihr nicht mit wart. Ihr mußtet unbedingt mitgehn zu der Versammlung. Et hat mich mancher nach Euch gefragt."

„Zu der Versammlung — wat für'n Versammlung?"

Der junge Winzer sah den Älteren ganz erstaunt an, fast bestürzt: wo hatte der denn seine Gedanken?

Dann besann sich Simon Bremm. Er merkte die Bestürzung und sammelte sich. „Ah so, ja — no, Ihr wart ja da. Ihr seid jung, auf Euch kommt et mehr an wie auf mich."

„Et kommt auf jeden an. Und auf Euch ganz besonders, Ihr seid ein weit und breit geachteter Mann." Bremm zuckte zusammen. Der andre merkte das nicht und fuhr fort: „Grad' wir zwei haben et doch oft besprochen: ‚Wir Winzer müssen zusammenhalten,' un nu fehlt Ihr gleich anfangs!" Lebhafter Vorwurf lag in seinem Ton.

„Ja, ja, et war unrecht," sagte Bremm langsam und nickte vor sich hin.

Was war bloß mit dem? Der war ja ganz seltsam. Hatte er was getrunken? Das schien nicht. Oder hatte ihn sein Unglück so verstört? Natürlich, Simon Bremm dachte an seine Tochter, und der Schmerz um die, sein gekränkter Stolz, die drückten ihn nieder.

„Ihr grämt Euch um Eure Maria," sagte er geradezu und mit festem Blick sah er dabei dem vergrämten Vater ins Gesicht, „ich halten noch immer an Eurer Maria fest — trotzdem — deß' könnt Ihr gewiß sein!"

Bremm sah ihn überrascht an. Aber es schien ihn doch etwas zu erheitern. Nun ließ er sich von der Versammlung erzählen. Er hörte anfänglich ohne innere Anteilnahme, dann doch aufmerksam und immer aufmerksamer werdend, zu. Es ging ja um des Winzerstandes Leben und Sterben. Zuletzt stieg Röte in sein fahles Gesicht, und er fuhr auf: „Bei Gott, da m u ß t ' man ja mitgehn. Dat nächste Mal bin ich auch dabei! Aber wenn nu keine Besserung erfolgt, uns keine Hilf' kommt — ich glauben noch nit an Hilf' und an Besserung — wat dann? Wat machen wir dann?!"

„Wenn die Weinsteuer n i t fällt, dann fallen wir," sagte sehr ernst der junge Winzer. „Aber sie w i r d fallen. Dreimalhunderttausend Winzer im deutschen Land, die kann man doch nit einfach so sterben lassen."

*

Dreizehn Lösnichs Kinder, die keine Mutter mehr hatten, spielten vor Bremms Haustür. Sie fanden sich täglich da ein, und dann reichte die Bremm den Spielgenossen von Hanni und von Christinchen ebensogut eine Schnitte Brot heraus wie ihren Kindern. Sie konnte es nicht übers Herz bringen, denen, die nur mehr in ihren Lumpen hingen, nicht zu geben. Da



Am Strande. Gemälde von Joseph Oppenheimer
(Berlin, Ausstellung der Sezession)

war ein Laib Brot sehr schnell alle. Aber was half's? Man mußte doch wenigstens zweimal die Woche einen Brotlaib kaufen, wenn man sich auch weiß Gott dabei noch genug durchhungerte. Mit einer Kühnheit, die sie selber in Erstaunen setzte, hatte die Frau von dem Geld genommen, das sich Bremm vom Verkauf des Fuders für die rückständigen Steuern hingelegt hatte, und für die Zinsen der kleinen Summe, die er vergangenes Jahr von der Winzerkredithilfe erhalten hatte. Das meiste von den dreihundertfünfzig Mark, die der Verkauf seines letzten Fuders ihm eingebracht hatten, schluckte der Weinberg.

In die beiden Mahnzettel hatte der Mann das Geld gewickelt und in das Schränkchen getan, darin die Gebetbücher verwahrt wurden, das Tintenfaß und das Buch, in das er sich seine Notizen machte. Mit schüchternen Fingern hatte die Bremm das erstemal die Steuermahnzettel auseinandergewickelt und sich scheu dabei umgesehn. „Diebin, Diebin," schrie es in ihr, aber sie hatte doch genommen — nein, sie ließ die Kinder nicht hungern! Und sie nahm immer wieder. Was ging es sie an, daß Bremm sprach: die Steuern müssen jetzt bezahlt werden, er wolle sich nicht pfänden lassen wie der Lösnich, dem fast kein Stück mehr gehörte — erst kommt der Mensch, dann die Steuer! Nur ihre Kinder nicht verhungern lassen — weiteres dachte sie jetzt nicht mehr.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Not war so groß im Weinbergsland, wie sie noch niemals gewesen war. Überall taten sich Menschen zusammen, die, angesichts ihres Untergangs, Besinnung, Überlegung, Einsicht, Geduld, und — die Hoffnung verloren. Aus war's, auf was sollte man denn noch hoffen?

Ernst und schweigsam wanderten Simon Bremm und Kaspar Dreis über die Chaussee, die zur Kreisstadt führt. Sie hatten einen starken Schritt angeschlagen, denn sie mußten den Zug der Moseltalbahn erreichen, der gegen Mittag nach Bernkastel fährt.

Eine Versammlung war abermals angesetzt von der Zentrumspartei, die sollte dort stattfinden am Nachmittag. Heute sollten die rheinischen Abgeordneten in der Partei dort das Wort nehmen.

„Wollen sehn, wat die in Vorschlag bringen — nix. Et wird ja auch alles nix nützen." Mit hoffnungslosem Kopfschütteln machten die Männer der Mittelmosel sich auf. Hören wenigstens wollte man mit eignen Ohren, mit eignen Augen es sehen, daß nichts mehr zu hoffen war. Hah, man wurde geschunden! Denn war das nicht geschunden, wenn man, so gut wie man's konnte, seine Steuererklärung machte, am Abend, müde aus dem Weinberg kommend, auf den Fragebogen, den man nicht verstand, mit arbeitssteifen Fingern seine Buchstaben und Zahlen hinmalte, und dann vom Finanzamt hinbeordert wurde? Und hieß das nicht auch geschunden werden, daß man seinen Wein weit unterm Selbstkostenpreis verkaufen mußte — ach, d a s s e l b s t k o n n t e man nicht mehr! Und daß man von seinem Inventar nur alles irgend Verkäufliche losschlug, um ein Dreckgeld, um ein Garnichts, um den hundertsten Teil des Wertes, nur um der Schande der Pfändung zu entgehen und sich nicht gerichtlich seine Sachen versteigern zu lassen? Wer würde sich wohl seine Kelter pfänden lassen, die Kelter, die der Winzer braucht wie der Handwerker sein Handwerkzeug, die ihm gedient hat seit Jahren, die ihm noch mehr wert ist als das eigne Bett, in dem er doch dermaleinst zu sterben hofft.

Die beiden Männer gingen auf der Chaussee in gedrückter Stimmung. Ob es wirklich so war, wie der Lösnich gestern, ganz heiser vor Erregung und mit den Armen wild fuchtelnd, erzählt hatte, daß letzte Woche nach dem großen Dorf weiter aufwärts ein Lastauto gekommen war mit vier Vollstreckungsbeamten, um all das Gepfändete abzuholen? „Gleich vier Mann hoch sind sie angerückt, weil sie Angst han, Angst," sagte der Lösnich, erbittert lachend.

Mit dem Lastauto, mit dem großen Lastauto. Herrgott, was mußten es dann aber viele Sachen gewesen sein! Bremm brach das lastende Schweigen, er konnte seine Gedanken nicht mehr allein tragen. Wenn es in d e m Dorf schon so traurig stand, einem großen, noch immer bessern Dorf, wie ging's dann erst zu in den geringeren Dörfern?

Bremms Hand griff unruhig nach dem Hals, er spürte da wieder den Strick: „Will man uns abwürgen?" Er blickte finster.

„Et is bald so." Heute hatte auch Kaspar Dreis nicht den Mut mehr und nicht die Sicherheit, die ihm bei der letzten Versammlung noch innegewohnt hatte. Es war wirklich schwer, an sich zu halten, wenn man sah, wie unbarmherzig, trotz der Not jedes einzelnen, die Steuereinziehung betrieben wurde. Er für sich selber wollte sich nicht beklagen, ihm ging's noch leidlich, weil er allein stand, für keine Familie zu sorgen hatte. Aber er konnte es wohl begreifen, daß andere eine heillose Wut hatten auf das Finanzamt, das ihnen alle Naselang den Mann mit der Steuerbeamtenmütze und dem Pack Zettel unterm Arm auf den Hals schickte. Ob der auch wieder beim Bremm

gewesen sein mochte? Kaspar warf einen scheuen Blick auf den ihm zur Seite Gehenden: ja, der sah ganz danach aus, nach Verbitterung, nach Verängstigung und — Verzweiflung. Der Bremm hatte ihm vormals so gut gefallen — ein ehrliches, ein treues, ein gutes Gesicht — jetzt war das verbissen.

Sie kamen grade noch zurecht, der Zugführer wartete noch ein bißchen. Es stiegen nicht viele ein. Es war von hier noch ziemlich weitab. Die Bahn kostete Geld, und das hatte man nicht.

Wer sonst von Porten und Munden aus zur Versammlung wollte, der hatte schon in frühester Morgenfrühe abmarschieren müssen, wenn er zum Mittag am Platz sein wollte. Sie sahen noch niemand Bekanntes. Gemächlich fuhr der Zug, vorsichtig, es schwankte oft mächtig, vom Hochwasser her waren manche Stellen noch schwer zu passieren, seit kurzem war die überschwemmt gewesene Strecke erst wieder frei und gefahrlos. Immer dicht neben der Mosel her fuhr der Zug, er hielt an jeder kleinen Station. Der Stationen waren viele, und an allen standen jetzt Menschen, die mitwollten. Und was alles den Weg zu Fuß machte! Aus dem Fenster blickend, sahen sie auf der Chaussee, die neben der Bahn entlang läuft, wie einen sich krümmenden, endlosen Wurm die Scharen unten an den Weinbergen vorbei sich winden. Es waren auch manche auf Rädern dabei, die hatten alle hinten noch einen aufhucken.

Immer zwei und zwei gehen sie, ohne ein Lied, ohne miteinander zu sprechen, sie gehen mit gesenkten Köpfen still und traurig — ein nicht endender Trauerzug.

Allen voran weht eine Fahne. Der Tag ist jetzt plötzlich trüb und grau, vom Fluß weht es kühl, die Fahne flattert im Winde. Und an ihr ein Trauerflor. Die Winzerfahne, die schwarze Winzerfahne! „Die Weinbauern müssen trauern.“ Die Vorfahren haben die einstens gesehn, sie sind ihr gefolgt, — von denen, die heute hinter ihr herziehen, noch keiner. Aber sie ist noch immer da: eine Fahne, die aufruft in letzter Verzweiflung.

Sie stiegen aus und schlossen sich an. Hinter ihnen blieb Graach zurück, vor wenig Jahren noch ein belebter Weinplatz, jetzt so verödet, so leblos, als wüchse hier nicht das ‚Himmelreich‘.

Nun waren sie am Gestade. Die Uferstraße war von Menschen ganz schwarz. Und über die Brücke von Cues am Heiligen vorbei kam es auch schwarz — Menschen, Menschen, Menschen; die Winzer von Machern und Wehlen, von Lieser und Noviand, von Monzel und Kesten zogen herüber. Alle kamen, alle, einmütig, wie sie einst in den Krieg gezogen waren, auch heute einmütig; aber heute waren sie trauriger.

Und es lag wie Trauer auch in der Luft, sie war schwer, es atmete sich beklommen. Unter der Landshut, der mächtigen Ruine, die über dem alten Bernkastel thront, war eine Strecke im obersten Weinberg abgerutscht, das stimmte heute noch trauriger. War denn der Himmel selbst nicht mehr für seine Weinberge? Warum hatte er die köstliche Lage hier nicht verschont?

Für vier Uhr Nachmittag war die Versammlung angesetzt, noch war es nicht so weit, die Abgeordneten waren noch gar nicht da, keiner von den Rednern zur Stelle — was sollte man solange nun machen? Man stand wartend umher in kleinen und größeren Gruppen, ging planlos zum Marktplatz hin und kam wieder zurück. Man hatte ja kein Geld, in den Läden etwas zu kaufen, nicht einmal ein paar Groschen, um in eine Wirtschaft zu gehen. Immer wieder fand man sich beim Denkmal für die Gefallenen ein, das auf dem Platz vorm Landratsamt steht und zwischen der, jetzt noch nicht begrünten Baumreihe durch frei und weit hinausblicken kann auf die Mosel.

Und von hier sah man auch aufs Finanzamt. Das sollte der Teufel holen, dieses Raubritterschloß, in dem soviel Unheil ausgebrütet wurde! Daß doch von der Landshut da oben der ganze Berg abrutschte und es verschüttete! Wenn die Mosel es beim Hochwasser so überschwemmt hätte, daß all die Akten, die Schuldbriefe, die Steuerzettel, all das verfluchte Geschreibsel den Fluß hinuntergeschwemmt worden wäre auf Nimmerwiedersehn, welch ein Glück!

Und nun wurde es plötzlich bekannt, einer erzählte es dem andern: der Leiter vom Finanzamt, der Oberste da, der hatte heute morgen einen Brief bekommen, unterzeichnet von vielen Ortsgruppen — die von Mühlheim, Andel, Dusemond, Wintrich waren auch dabei — in dem die sofortige Rückzahlung der zuviel eingezogenen Steuern verlangt und zugleich angekündigt wurde: „es wird keine Steuer mehr bezahlt, bis die Verhältnisse sich gebessert haben.“ Das war deutlich; das konnte der Leiter vom Finanzamt sich hinter die Ohren schreiben. Und wenn der heute nicht mit sich sprechen ließ, war nicht dafür einzustehen, was dann geschah. Ob die im Finanzamt gewarnt worden waren? Ein Mann von Filzen hob, aufmerksam machend, den Finger: aus der Tür des Finanzgebäudes guckte verstohlen ein Landjäger, und auch ein zweiter, der Ober-

landjägermeister, trat jetzt vor. Es wurde bemerkt, daß er dem Polizisten, der drüben vorm Gasthaus zur Post herumstand, ein Zeichen machte. Der ging gleich darauf herüber ins Vereinshaus — ei, da sollte ja im Hof ein ganzer Haufe von Polizisten versteckt stehen.

Was hatten die vor? Wie, man würde doch nicht etwa gegen Leute vorgehen wollen, die zu einer Versammlung herbestellt waren, und die jetzt nur die Absicht hatten, in geschlossenem Zug am Finanzamt vorbeizumarschieren und denen da drinnen zu zeigen: „Seht, so viele sind unser, viele Tausende von Winzern. Wir zahlen erst wieder Steuern, wenn wir es auch können." Das war doch nicht schlimm, dafür brauchten sie nicht gleich ihre Polizei aufzubieten!

Ein Gelächter erhob sich: die waren bange, bange! Als sich ein Schild emporreckte mit der Inschrift:

„Wo die Zitronen blühn,
Setzt das Finanzamt hin,"

lachte man immer noch. Aber jetzt schlug das Gelächter plötzlich um, es war nicht mehr gutmütig und auch nicht *nur* höhnend, es wurde erbittert. Denn in einer Winzergruppe war ein Schild aufgetaucht, das man vordem nicht weiter beachtet hatte:

„Gebt uns Handgranaten
für das Finanzamt!"

Ein Murmeln erhob sich, ein Murren. Die weiter hinten standen, drängten nach vorn, die vorne standen, wurden immer näher zur Tür des Finanzamtes hingeschoben.

„Zurück!" brüllte der Oberlandjägermeister. Und „Zurück!" riefen auch welche unter den Winzern. Man durfte die Besonnenheit nicht verlieren.

Einer, der sich hochheben ließ, fing jetzt an, ein Schriftstück vorzulesen, er schrie, so laut er nur konnte:

„Keine Pfändungen mehr! Niederschlagung sämtlicher Steuern! Weinbaugebiet Notstandsgebiet!"

Das waren die Hauptforderungen. Bei jedem Schlagwort wogte das Meer der Menge auf, eine Flut, die über die Ufer zu branden drohte, es erhoben sich Hände, geballte Hände, und Rufe: „Nieder mit dem Finanzamt!" Von hinten brüllte einer: „Steckt das Finanzamt an!"

Das war ja toll, das ging über alles Maß. Man setzte sich ja nur ins Unrecht! Kaspar Dreis, der eingekeilt stand, sich nicht rühren konnte — die Arme waren ihm fest an den Leib gepreßt, er hätte keine Hand heben können — schrie sich heiser: „Laßt das! Macht keine Dummheiten! Wir wollen anständig bleiben, denn —" Eine Hand schlug ihn auf den Mund: „Halt dein Maul!" Wütend wollte er herumfahren, er konnte nicht.

Und um ihn plötzlich ein Wirrwarr — Arme, Beine, Köpfe, Leiber, alles in Bewegung — gewaltiger Stoß von hinten, alles fliegt voran. Kein Halten mehr. Empörte Massen, längst erbittert, verzweifelt, von Not hergetrieben, jetzt von Wut gepackt, stürzen sich gegen das Finanzamt.

Vergebens suchen die paar Landjäger, die paar Polizisten Einhalt zu tun und den Eintritt zu verwehren. Es fliegen Steine. Kam der erste Stein oben vom Weinberg oder unten von der Straße herauf? Ein Fenster im ersten Stock geht klirrend in Scherben, die Menge jubelt. Tosender Beifall, lautes Gebrüll.

Ein Landjäger kriegt eins mit dem Stock über, ein andrer wird zu Boden gerannt. Da ist nichts mehr zu machen, sie geben die Verteidigung auf.

In das Finanzamt hinein ergießt sich die Flut. Da hält kein Damm mehr. Die Beamten ziehen sich zurück, die Angestellten im Finanzamt flüchten.

Das waren keine friedlichen Winzer mehr, keine Männer, die nicht einer Fliege etwas zuleide taten, das waren Verrückte, Tolle, die gereizt waren wie Stiere durch ein rotes Tuch. Sie benahmen sich sinnlos — Unglückliche, vom Verstand völlig Verlassene.

Alles war bald durcheinander geworfen und übereinander: Tische, Pulte, Stühle; Fenster, Spiegel und Bilder zertrümmert, die Aktenschränke erbrochen. Akten, Akten, Steuerveranlagungen, Hypothekenpfandbriefe, Mahnzettel — alles verfluchtes Papier, auf dem es steht, was man dem Winzer abnehmen will, wie man es macht, um ihn an den Bettelstab zu bringen — nein, an den man ihn schon gebracht hat! Papiere, Papiere, vermaledeites Geschmiere, steckt es an, laßt es brennen, das ganze Amt mit! Nein, zu den Fenstern damit heraus, erst unten verbrennen, laßt erst alle es lesen, wie man es ausrechnet, daß dem Winzer kein Pfennig mehr bleibt!

Unerträglicher Qualm. Ein brennender Ofen ist umgestürzt worden, man hat ihn erst vollgestopft mit Aktenpapier, nun qualmt's auf dem Boden, zieht in Schwaden zum Fenster hinaus, und unten qualmt's weiter. Die auf der Straße schreien:

„Schmeißt! Schmeißt alles heraus!“ Die Akten fliegen — einzeln, in Bündeln, zu Fetzen zerrissen — Hände unten fangen sie auf, zerfetzen sie weiter, Füße zertrampeln sie, Stimmen schreien, schimpfen, lachen.

Aber es sind auch einige da, die noch einen Rest von Besinnung behalten haben. Sie stehen bestürzt: nein, das hatte man nicht gewollt, wahrhaftig nicht! Demonstrieren hatte man wollen, zeigen, daß die Winzer eine Macht sind, wenn sie sich zusammengeschlossen haben. Aber dies hier waren ja böse Jungenstreiche — wie sollte das enden? Den Friedfertigen wurde es bange. Und immer bänger. Das Finanzamt war zum Tollhaus geworden — Wahnsinn steckt an. —

Wo war Simon Bremm? Kaspar Dreis suchte ihn. Sie waren getrennt worden im Gedränge, schon seit einer Stunde fast suchte er ihn. War der Bremm draußen oder hier drinnen? Den Lösnich hatte er grade erwischt, aber den nach Bremm zu fragen hatte gar keinen Zweck, der hörte überhaupt nicht, sah ihn an, als kennte er ihn nicht. Schleppte grade einen Papierkorb zum Fenster, hoch vollgepackt mit Akten, ließ ein Bündel nach dem andern hinunterfliegen, Zettel und Zettelchen, und sang dazu mit lautschallender Stimme:

„Ich hab' mich ergeben
Mit Herz und mit Hand
Dir Land voll Lieb' und Leben,
Mein deutsches Vaterland.“

Der war wohl verrückt geworden? Es grauste den Dreis.

Eine Angst war in dem jungen Winzer, die er sich selber nicht klarmachte. Warum ängstigte er sich denn um Simon Bremm? Der würde sich schon beizeiten aus dem Gedränge herausgemacht haben — hoffentlich! Leider war der jetzt oft so sehr reizbar. Kaspar fühlte plötzlich: den hätte er hier nicht allein lassen dürfen. War er nicht verantwortlich? Er hatte der Maria ihren Vater mit hergeschleppt, er mußte ihn nun auch wieder mit heimbringen. Seine Augen fuhren umher. Ein paar, die ihm in den Weg kamen: „Da haste,“ und ihm ein Bündel Papier in die Arme drückten, „schmeiß raus,“ stieß er beiseite. Er suchte nur, suchte Simon Bremm. — — — — — —

Das Finanzamt war wüst und leer. Noch nicht einmal eine Stunde war vergangen, und lang zurückgehaltne Empörung Notleidender war zum lodernden, sinnlos waltenden Element geworden und hatte alles verheert. Türen und Fensterrahmen herausgerissen, Wände von daran zerschmetterten Tintenfässern besudelt, Regale umgestürzt, Schränke gesprengt. Aus den Fensteröffnungen waren nicht bloß Akten geflogen, auch Tische und Stühle, eine Schreibmaschine und noch vieles mehr. Trümmer, überall Trümmer. Die ganze Ecke beim Finanzamt und die Straße weiter hinein waren wie beschneit von Fetzchen Papier. Wie Drachen, die Kinderhand steigen läßt und die der Wind hebt, flatterten einzelne beschriebene Blätter weit durch die Luft und segelten bis in die Mosel. Es roch nach verkohltem Papier, auf Gesichter und Kleider regnete es Aschenreste. Hier gab es nichts mehr, an dem man seinen Zorn hätte weiter auslassen können. Also: „Zur Finanzkasse! Zur Finanzkasse!“

In die Burgstraße wogt die Menge, es nützt nichts, daß in der Kasse eiligst Türen und Fenster geschlossen werden. Es nützt auch nichts, daß Bernkastler Bürger, wohlbekannte Leute, sich dazwischen wagen; man tut ihnen nichts, aber man schiebt sie beiseite. Auch der Landrat läßt sich jetzt sehen, er ist außer sich: ach, er hat es ja immer gesagt, hat gemahnt, gefürchtet. Die Leute sehen und hören nichts. Auch vor der Finanzkasse bald Papierhaufen auf der Straße. Und nun geht es noch weiter, über die Brücke hinüber auf die andre Seite der Mosel: da liegt noch ein drittes verfluchtes Nest, das man ausheben muß — das Zollamt. — — —

Wie ein Verzweifelter suchte Kaspar Dreis; er hatte das Finanzamt durchlaufen, war durch sämtliche Zimmer geirrt, auch bei der Kasse hatte er sich umgesehen. Aber wer kann einen herausfinden in solch einem wirren Gewühl? Mit Faustschlägen hatte er sich dann auf der Brücke den Weg herüber nach Cues erzwungen. Aber auch am Zollamt war Bremm nicht zu finden gewesen — Gott sei gedankt! Er fühlte eine ungeheure Erleichterung. —

Es war jetzt ruhiger geworden; der Sturm schien sich legen zu wollen. Auf blassen Gesichtern stand die Erschöpfung; stumm, in sich gekehrt, schleppte man sich jetzt zur Versammlung. Was man selber tun konnte, hatte man getan, nun würde man hören, was die Abgeordneten vorschlugen.

Der junge Winzer war noch einmal vom Zollamt nach dem diesseitigen Ufer zurückgelaufen, es zog ihn nochmals hin zum Finanzamt. In dessen Nähe standen noch immer welche herum, er hörte plötzlich sagen: „Nu haben sie doch welche zu fassen gekriegt — an die dreißig — im Landratsamt sind se eingesperrt.“ Das fuhr ihm in alle Glieder. Bremm, Bremm —? Unsinn, wie kam er zu solchen Gedanken! War er auch schon nicht mehr recht bei Trost? Aber bereits war er vorm Landratsamt.

Da stand in der Tür ein Landjäger und verbot den Eintritt. Gott sei Dank, den Mann kannte Kaspar gut, der stammte auch aus Munden. Und auch der erkannte ihn jetzt, aber er war wütend: „Aufruhr, Landfriedensbruch! Das kommt euch teuer zu stehen!" Der Landjäger wischte sich über die Stirn, die eine blutige Schmarre zeigte: „Zwölf haben wir vorerst mal!"

„Is der Bremm dabei?" fragte Kaspar Dreis. Er wollte das eigentlich gar nicht fragen — wozu? — aber es drängte sich ihm so zwingend, wie von selbst auf die Lippen. Er zitterte bei der Frage. „Der Bremm aus Porten, den kennt Ihr doch gut?"

„Ja, der is auch dabei," sagte der Landjäger mit Bestimmtheit.

*

Deputation über Deputation am Morgen; aus den verschiedenen Ortschaften die angesehensten Persönlichkeiten. Sie kamen zu Fuß, sie kamen mit der Eisenbahn, sie kamen im Auto: Winzer, Studierte, geistliche Herren. Alle wollten sie vorstellig werden im Landratsamt. Dort war bereits der Staatsanwalt aus Trier eingetroffen. Man wollte ihn um Freilassung der Verhafteten ersuchen und ihn bitten, von den weiteren Verhaftungen, die angedroht waren, Abstand zu nehmen. Es waren ja alles bodenständige Leute, keiner von ihnen würde auch nur daran denken, wenn er vor Gericht gefordert wurde, nicht zu erscheinen; keinem einzigen würde es in den Sinn kommen, sich durch Flucht einer Bestrafung zu entziehen. Es waren alles Männer, sonst immer friedlich und anständig, keine Raufbolde, keine Unehrlichen — das hatte sich ja auch selbst gestern gezeigt, kein Messer war gezogen worden und nichts gestohlen — diese Männer würden das auch auf sich nehmen, was sie verschuldet hatten. Aber umsonst: Aufruhr, Landfriedensbruch! Ein Polizeikommando aus Trier war beordert worden und bereits da; dreißig Mann waren in der Nacht mit der Bahn gekommen.

Verhaftet, Simon Bremm auch verhaftet! Wie ein Betäubter war Kaspar Dreis gestern mit dem nächstmöglichen Zug zurückgefahren — Versammlungen hin, Versammlungen her — ihn trieb es nach Porten. Das letzte Stück Wegs, das er gehen mußte, rannte er atemlos wie ein Verfolgter. Ihn hetzten die Angst, die Sorge: was würde Frau Bremm sagen, wenn er ihr den Mann nicht heimbrachte? O Gott und die Maria?! Nie verzieh ihm die, daß er auf ihren Vater nicht besser acht gegeben hatte. Er verzieh sich das selber nicht. Er hätte dem verstörten Mann nicht von der Seite weichen dürfen.

Es war schon später Abend, als er, müde, verdurstet, mit zerbeultem Hut und verstaubten Kleidern, vor Bremms Haus anlangte. Dort schlief man bereits. Unten war es dunkel, aber, halt, oben noch Lämpchenschein! Er drückte auf die Klinke der Haustür — noch nicht verschlossen — und da kam auch schon die Frau die Treppe herab.

„Ich bin's," sagte Kaspar. Seine Stimme schwankte: was für eine Ausrede konnte er nur machen, daß die arme Frau wenigstens diese Nacht noch schlief? Die Bremm sah so schon seltsam verstört aus. Aber sie mußte es ja doch erfahren, und so sagte er's ihr.

Sie stieß keinen Schrei aus, sie faßte sich nur an den Kopf. „Auch das noch!" Als er dann weiter erzählte, laut werdend in seiner großen Erregung, da machte sie: „Pst!" Sie wies mit den Blicken nach oben: „Dat nur die Maria nix hört!" Und so weiß das Gesicht und so klein, schier vergangen, daß er dachte, das arme Weib würde umsinken in doppeltem Jammer, flüsterte sie: „Ein Jung'. is eben geboren."

Da floh er. — —

Aber jetzt war er schon längst wieder auf dem Weg. Nach Bernkastel. Bremm, Simon Bremm! Er hätte laut hinausheulen mögen in die klare Morgenluft: „Gebt ihn frei, gebt ihn frei!" Vom Unglück verfolgt, unter der Not niedergebrochen — oh, das Kreuz war allzu schwer — was konnte dieser immer so streng rechtliche, jetzt vielleicht in Verzweiflung Verwirrte denn so Strafbares getan haben? Das Herz brannte dem jungen Winzer vor Ungeduld, Näheres zu hören, und vor Verlangen, zu helfen.

An der Bahn sah er den Pastor aus Porten. Der alte Herr, auf den Arm des Fräulein Laurenzia gestützt, wankte langsam über den Bahnsteig.

Der Pastor hatte sich aufgemacht, auch nach Bernkastel. Zwei Söhne seiner Gemeinde, Simon Bremm und der Lösnich, waren in Haft — wenn er nun selber kam, er, ein Greis, älter als alle, die da zu Gericht saßen, so hoffte er, etwas bei den Herren zu erreichen. Das, was gestern geschehen war, war selbstverständlich Unrecht, aber zu entschuldigen war es doch: bedenkt, bedenkt, es sind Verirrungen, aus Not und Verzweiflung geboren. Die sich gestern vergangen haben, sind treue Söhne von Kirche und Staat. Ihr Lebenswandel ist makellos, den eignen Sohn hat Simon Bremm von sich gewiesen, weil der sich zu jenen geschlagen hatte, die das Rheinland loslösen

wollten vom Reich. Gnade, Gnade! Seid barmherzig! Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Der Pastor von Porten hatte keinen Schlaf gefunden in dieser Nacht, und gleich ihm noch viele nicht. Wie auf Windesflügeln war die Nachricht von den gestrigen Bernkastler Unruhen selbst in die entfernteren Moseldörfer geflogen. Überall Erregung, Spannung, Empörung und ein gesteigertes Kameradschaftsgefühl: wie durfte man freie Männer einsperren, ehrenwerte Winzer?! Die Verhafteten sollten, mußten wieder freigegeben werden!

Und wieder wie gestern sah man die Scharen ziehen am Fuß der Berge die Mosel entlang. Aber heute schwiegen die vielen, unendlich vielen nicht, zogen nicht still wie gestern in stummer Trauer. Ein ständiges Murmeln erfüllte den Tag, ein Fragen, ein Drängen: gab man sie frei, wann gab man sie frei? Und dann noch lauteres Begehren: „Gebt sie frei, gebt sie frei! Sofort! Unsre Brüder, freie Winzer, die gebt ihr frei!“

Ein Geschrei hallte über den Fluß, von hüben nach drüben, und von drüben nach hüben. Hunderte eilten den Brüdern zu Hilfe herbei, es strömten Tausende, e i n e n Wunsch nur im Herzen, e i n glühendes Begehren: frei müssen sie noch heute mittag sein!

Und hinter den gen Bernkastel von allen Seiten wie drohende Gewitterwolken Heranziehenden, den ganzen Horizont umdüsternd, erklangen Glocken. In den Dörfern hing man an den Glockensträngen, man läutete Sturm. Wie bei Feuersbrünsten, die Dörfer einäschern, Menschenleben bedrohen, wimmerten, gellten unablässig die Glocken. Nach Bernkastel, auf nach Bernkastel, Sturm, Sturm! Wer Beine hat zu laufen, der laufe! Brüder in Not! — —

Durch die Menge drängte sich Kaspar Dreis. Er war atemlos, Schweiß rann ihm am Körper herunter; es war ein Kampf gewesen, vom Bahnhof bis hierher durchzudringen. Hier aber stand die Menschenmasse auf einmal still — eine Mauer von Leibern, aber fest wie aus Quadern. Man hatte die Deputationen, die im Landratsamt vorsprachen, erfolglos wieder herauskommen sehen — sie schüttelten schon von weitem die Köpfe und winkten verneinend. Wenn die Brüder nicht herausgegeben wurden, dann besann man sich nicht länger, dann gab es keine Obrigkeit auf der Welt mehr, dann nur noch: „Mit Gott für die Brüder!“ — dann würde man stürmen.

Bernkastler Bürger waren beherzt genug, sich dem Anmarsch entgegenzustellen. Aber nein, keine Geduld mehr! Das Murmeln wird zum lauten Murren, zum Brausen: „Gebt sie uns frei! Frei auf der Stell'!“

Am Kopf der Brücke, zum Schutz des nahe liegenden Landratsamtes, ebenso weit von dort wie von dem Wall der drohend Herangerückten entfernt, stehen die dreißig Mann Polizei. Ihnen ist es sehr übel zumute, sie kennen da manchen der Winzer, die meisten sind Söhne der Mosel wie die hier auch.

Hie Festung, hie Angriff — bleich, mit zusammengekniffenen Lippen, die Augen starr im Gesicht, sehen sie sich an. Der Atem stockt, keine Wimper zuckt.

„Es muß sein, es muß sein, wir schießen, wenn ihr noch weiter vorrückt!“

„Es muß sein, es muß sein, wir sterben, wenn ihr uns niederknallt, aber unsre Brüder müssen frei werden!“

Schon rührt es sich, gibt einen Ruck im Wall der Leiber — fünfzig Meter nur noch sind Wehrlose von der Postenkette entfernt. Ein Kommando des Vorgesetzten ertönt, schußfertig sind jetzt die Dreißig.

Um Jesu willen, nein, kein Blut vergießen! Einer schreit es laut, winkt wie verzweifelt mit seinem Taschentuch. Ein Bernkastler Bürger. „Winzer, Leute, schickt welche von euch hinein! Brüder, verlangt ihr eure Brüder zurück! Gebt ihr da drinnen euer Wort für sie!“

„Laßt mich gehen!“ Kaspar Dreis ist vorgesprungen, ein paar drängen ihm nach.

„Aber nur zehn Minuten Bedenkzeit noch für die da drinnen! Seid ihr nach zehn Minuten nicht mit den Brüdern heraus, so wahr ein Gott lebt, dann stürmen wir!“

Totenstille. Kein Gewehrhahn knackt, kein Fußtritt scharrt, kein Räuspern ertönt — alle warten. Die diesseit, die jenseit. Kein Windzug weht, kein Staubkorn knistert, kein Atem haucht — alle warten.

Drüben im Landratsamt sind die Männer verschwunden, die Tür hat sich wieder geschlossen. Fünf Minuten sind hin. Werden sie die Brüder frei kriegen, sie mit herausbringen? Wird man nicht auf die Winzer zu schießen brauchen?

Sechs Minuten. Sieben Minuten.

Bernkastler Bürger rennen ungeduldig umher, unruhig blicken sie auf ihre Uhren: werden Staatsanwalt und Landrat auf der Verhaftung beharren? Da sei Gott vor! Sie sehen schon ein Blutbad voraus.

Unbeweglich die Postenkette, eine starre Linie. Unbeweglich die Winzer, eine finster geballte, drohende Masse.

Zehn Minuten sind kurz, und doch können sie lang sein.

Zehn Minuten — o Gott, jetzt sind sie

vorbei! Eine Unruhe schon in der finster geballten Masse — da, ein Schrei aus unzähligen Kehlen, und doch nur e i n Schrei: „Sie kommen!“

Aus der Tür des Landratsamtes kommen die Abgeschickten heraus und mit ihnen die Verhaftetgewesenen. Blinzelnd, noch kaum alles Geschehenen bewußt, treten sie in die Freiheit. Freier Platz vor ihnen, freie Luft — und da die Brüder! Sie erheben die Hände, sie nicken, sie winken.

Jubelnder Zuruf antwortet ihnen, Hunderte, Tausende reißen die Mützen, die Hüte vom Kopf. Es drängt, es preßt, es drückt sich näher heran — die Postenkette ist auseinandergesprengt, alles überrannt, was im Wege steht, man will die Verhaftetgewesenen sehen, begrüßen, die Hand ihnen drücken, sie umarmen.

„Hoch, hoch, hoch! Sie sollen leben! Hoch, hoch, hoch!“ Brausende Hochrufe finden kein Ende, wie Donner schallt es gegen die Berge an, hallt es über die Mosel, Jubel, so groß, so gewaltig wie einst nach siegreichen Schlachten. Frei, sie sind wieder frei! Tausende freuen sich, heute glückliche Kinder; leichter schlagen die Herzen.

Leichter ist's auch den Bernkastlern zumut, und leichter vielleicht auch den Herren im Landratsamt. — — —

„Gott sei Dank, dat Ihr frei seid,“ sagte Kaspar Dreis. Er hatte Simon Bremm den Arm um die Schulter gelegt, der sah ihn dankbar an, ihm war's jetzt auch leichter: „Kommt, nach Haus! Meine Anna, wat wird die so bang sein!“

Unter Gesang zogen die Winzer heim. Es war so selbstverständlich, daß sie das, was sie immer sangen, bei jedem Fest, bei jeder Lese, bei jedem Zusammensein, in guter Zeit und in böser Zeit, daß sie das auch jetzt, heute, hier sangen. Aus aller Herzen heraus. Schön, klangvoll tönte es über den Platz vorm Landratsamt, wie von einem gesungen und doch von Tausenden, das alte Bernkastel horchte auf, die Landshut oben, die Mosel unten und die Brücke, die hinüber führt über den Strom:

„Im weiten deutschen Lande
Zieht mancher Strom dahin,
Von allen, die ich kannte,
Blieb einer mir im Sinn:
Moselland, o selig Land,
Ihr goldnen Berge, o Fluß im Tal,
Ich grüß' euch von Herzen viel tausendmal!“

Sie sangen es mit Begeisterung; das ganze Lied. Und dann setzte sich auch Kolonne auf Kolonne in Marsch:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bess'ren find'st du nit.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Aus dem Grau und der Not des Winters heraus wird der Frühling geboren, und der rührte sich jetzt überall. In den Weinbergen tränten die Reben, sie schlugen ihre Augen auf und zeigten, daß Leben in ihnen war. Und neues Leben schlug auch in Dorf und Stadt seine Augen auf: Hoffnungen, Versprechungen für die Zukunft. Es würde jetzt wieder besser werden, denn die Weinsteuer, die Weinsteuer war ja gefallen. Und die im vergangenen Jahr gewährten und schon gekündigten Kredite wurden dem Weinbauer weiter belassen, und neue Kredite noch zu den alten gegeben. Berlin merkte auf. Und das Finanzamt auch: Steuerstundungen, Nachlaß der Reichssteuer für die Winzer, die Beamten, die rücksichtslos vorgegangen waren, mußten jetzt schonender sein, keine Pfändungen mehr, dem Winzer würden seine paar Sachen nicht mehr gerichtlich versteigert werden.

Das legte die Regierung als kleines Pflaster auf die Wunde, die ihr Handelsvertrag mit Spanien dem Weinbau geschlagen hatte. Wenn der Winzer nun nicht mehr so belastet war, so gehetzt von Steuer zu Steuer, wenn er jetzt — zum erstenmal zinslos — einen Kredit hatte, den er verbrauchen konnte für seinen Weinberg, dann konnte er mit seinem Wein auch billiger sein. Dann konnte sein Wein mit dem Preis des Auslandsweines konkurrieren. Und daß dann jeder lieber den Wein, den guten Wein trinken würde, der im Vaterland wächst, als den, auf fremden Reben, von fremden Händen gezogenen, daran war doch kein Zweifel. Dann brauchte man auch kein Schild: „Wo bleibt die Erwerbslosenunterstützung für den Winzer?“, bar alten Winzerstolzes, hochzurecken, dann überließ man das gern den Armen der großen Städte, der Winzer war dann wieder ein freier, ein selbstsichrer Mann. Er aß trocken Brot, aber er war zufrieden damit, denn er aß es in Ehren.

So hoffte man. Und nun nur viel Sonne, viel Sonne des Himmels, daß das neue Leben, die neue Hoffnung, die sich gezeigt hatte, auch weiter gedeihen konnte!

Und die Sonne schien, so hell, so freudig, als schiene sie einem glorreichen Sieg. Sie schien auf den Weinberg, daß dessen Schiefer heiß prallte, sie schien auf die Mosel, daß deren Spiegel erglänzte, sie schien auf das Dörflein Porten, sie schien auf die Kreisstadt und da auch auf das letzte Haus am Ende der Gasse.

Das Fenster in der Stube von Nettchen Schmitz stand weit offen, es ließ die Frühlingsluft voll herein, denn da stand ein

rumpliger Kinderwagen, alt gekauft, aber neu ausgeschlagen und mit weißem Vorhang versehen — und hinter dem Vorhang lag ein neues Leben, das auch eine Frühlingshoffnung war. Und ein Zukunftsversprechen.

Die bucklige Näherin hatte ein Kind. Sie hatte es weinend angesehen; sie war so sehr schwach gewesen, darum liefen ihre Tränen, aber jetzt fühlte sie nur Stolz, nur Freude des Sieges. Es war durchgerungen, errungen durch höchste Qual, durch Stunden so voller Not, daß die, die in Nettchens Stube kamen, es nicht mehr mit ansehen konnten und flohen. Aber Nettchen hatte durchgehalten.

Der alte Doktor war ganz ergriffen, als er ihr sagte: „Na, da haben Sie ja nun Ihr Mädel, — tapfer errungen — und 'n ganz strammes, man sollt' et wahrhaftig nicht glauben." Sein Blick glitt vergleichend von der armen verwachsnen Person im Bett zu dem kräftig schreienden Kinde, um das die Hebamme eben die Windel schlug.

Auch die Frau von oben, die gratulieren kam, hatte sich nicht genug tun können mit Verwundern: „So'n gesund' Kind — nä, Nettche, und wat für'n schön Kind! Dat hätt' ich Euch wahrhaftig nicht zugetraut."

„Und keinen Buckel, nit wahr?" flüsterte Nettchen ganz leise. „Et is doch nit schief?" Ängstlich fragend sahen ihre Augen die Hebamme an.

„Et is ganz normal."

Da stieß die Schwache einen erlösten Seufzer aus, ihr Kopf sank beruhigt ins Kissen. Sie verlor sich in Träumen — — Joseph — Joseph — so hatte er geheißen — Josephine mußte das Kind getauft werden. Und e i n Gedanke war ihr noch gekommen, aber sie konnte ihn nicht klar zu Ende mehr denken: ob Maria Bremm jetzt auch ein Kind hatte, und ob die sich freute? — Not — Kampf — neues Leben — Sonne — Hoffnung — oh, Hoffnung, horch!

Die seligen Stimmen sangen jetzt wieder, sangen noch immer.

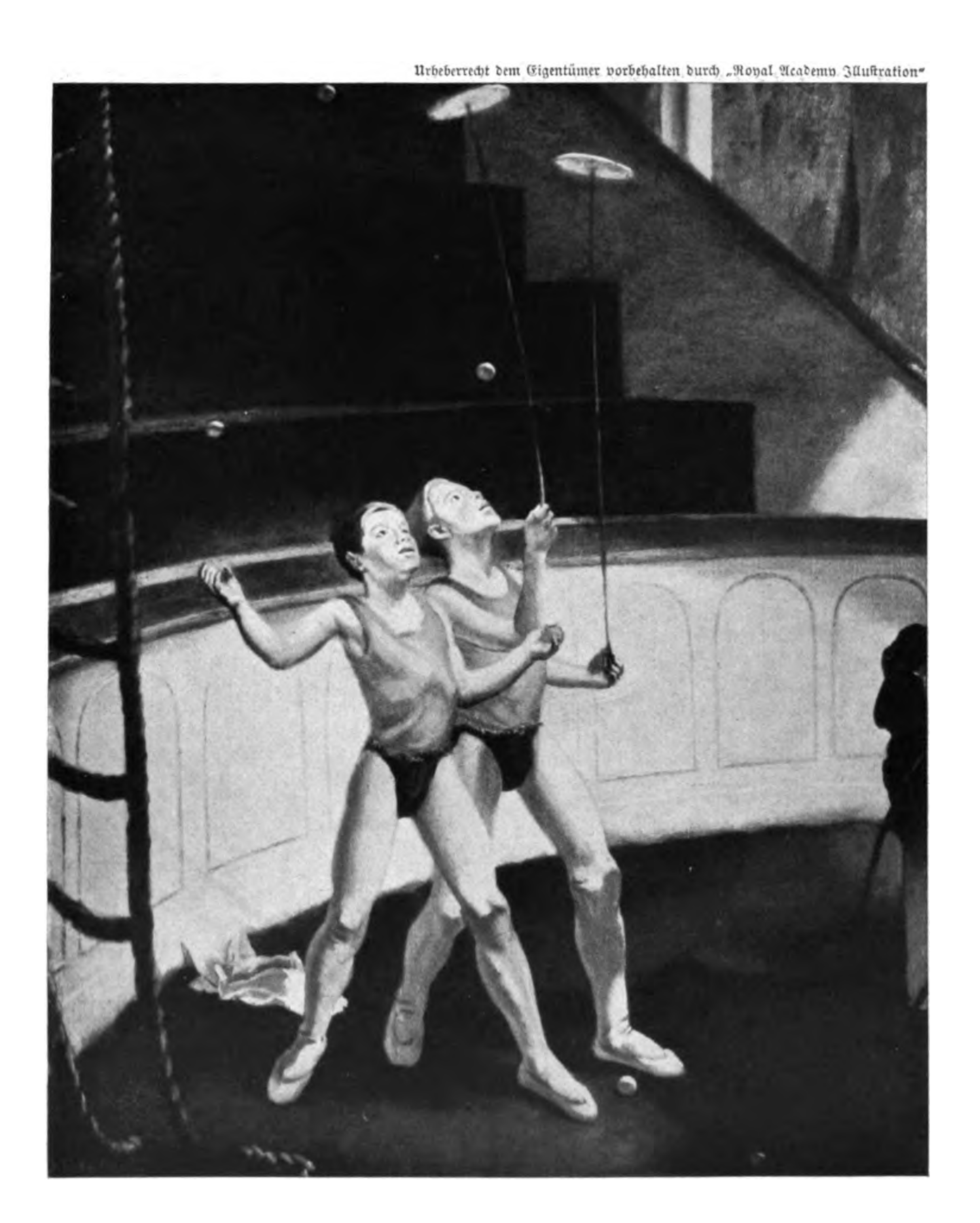
— — — — — — — — — — — — — — —

Auch Maria Bremm hatte das Kind, das sie nicht mit soviel Freuden erwartet hatte wie ihre Freundin Nettchen, aber etwas wie Freude war doch in ihr, wenn sie den Knaben an ihre Brust legte. Wie er trank, und wie kräftig er war! Nun war er schon über sechs Wochen alt.

Es war gegen Ende April, die Obstbäume standen in voller Blütenpracht. Maria ging täglich mit ihrem Vater zur Arbeit in den Weinberg, denn sie war kräftig genug dazu. Die Mutter sollte sich schonen, über die war viel gekommen in letzter Zeit. Maria hätte es nicht gedacht, daß ihr die Arbeit im Berg einmal lieb sein könnte, sie hatte sich früher davor gegraut; freilich, da war sie noch unbedacht gewesen, hatte gemeint, nur d a s sei Leben, was man ohne Mühe und mit Lachen genießt, was man rasch trinkt in durstigen Zügen aus einem Krug, der nie leer zu werden scheint. Jetzt lachte sie auch wieder, aber es war ein andres Lachen.

Bremm mußte oftmals wohlgefällig nach seiner Tochter sehen, wenn sie so dastand, den Rock knapp um die kräftigen Lenden, die Brust voll, die gebräunten Wangen schier rosenrot, wenn sie die Hacke mit hohem Schwung ins Unkraut schlug, daß das nur so aus dem Schiefer flog, und der Boden um die Stöcke bald blank und rein war. Jetzt war er wieder stolz auf seine Maria: die war doch noch die Schönste rundum und vielleicht auch die Bravste, trotzdem sie das Kind hatte, von dem man nicht wußte, wer dessen Vater war. Niemand wußte das; seine Frau war oftmals vergeblich in Maria gedrungen, die war immer nur traurig geworden, gesagt hatte sie's nicht. Sollte man ihr deswegen Vorwürfe machen? Wenn sie es denn durchaus nicht sagen wollte, war es besser, man schickte sich ohne weiteres darein. Maria war eine Kraft, die der Vater schätzte, sie war ihm wert wie sein bester Sohn. „Ruh' dich aus, Vater," sagte sie manchesmal; sie selber schien nicht müde zu werden.

Dann ließ Simon Bremm wohl einmal das Mistheraufschleppen sein, machte sich von den Tragriemen frei, die ihm die Schulter bedrückten, stand, für kurz rastend, und sah sich um. Seine Augen, die der beißende Dunst des Spritzens so zeitig im Frühjahr noch nicht schmerzhaft entzündet hatte, blickten weit in die Runde. Überall waren Leute im Berg, überall fleißige Arbeit. Selbst im Berg vom alten Ohm Jakob sah es jetzt nicht mehr so wüst aus — Gott sei Dank, daß der Schandfleck bald fortkam! Der Kaspar, der war doch ein tüchtiger Kerl! Der hatte gesagt: „Dat is ja 'n Schand'. Und dumm, dat man dat nicht ausnützt." Er bekam das Stück billig. Die drei Brüder hatten sich schon tüchtig ans Werk gemacht. Wer weiß, wenn junge Kraft sich nun einsetzte, und wenn man auch sonst was hineinsteckte, dann lohnte der Zuckerberg am Ende doch, die Lage war gar nicht so schlecht. Ah, was war die Mosel so blau, so blau, sie wand ein leuchtendes Band unten durchs tiefe Tal, und die Sonne so warm schon, sie strahlte so hell. Voller Glanz auf



Probe. Gemälde von V. Forbes

den Bergen, sie schimmerten golden. Simon Bremm holte tief Luft, befreit vom Druck, auch in seine Augen kam etwas wie Glanz: dieses Frühjahr ließ sich ja gut an, ein April ohne Regen und Hagel, die Weinstöcke im Warmenberg voll schwellender Augen, zarthaarige Blättchen setzten schon an. Ein frühes und warmes Frühjahr, das verspricht einen guten Herbst. Den wolle Gott geben!

Der Mann im Berg stand und sah sich befriedigt um — nun hoffte er einmal wieder. — — —

Auch Maria Bremm hoffte — auf was sie eigentlich hoffte? Auf wen? Sie ging heute den Stationsweg zum Kirchlein hinauf; Kaspar Dreis arbeitete im Klosterberg, er hatte sie in einem Briefchen gebeten, ihn dort zu treffen nach Feierabend. Er habe etwas mit ihr zu besprechen, mit ihr ganz allein. Still war es ringsum, es senkte sich Dämmerung auf die Mosel im Tal, hier oben war es noch heller, letztes Nachleuchten schon untergegangener Sonne lag noch auf den Leidensstationen am Weg. Maria hemmte bei ihnen den raschen Schritt; wie schon viele Frauen und Mädchen vor ihr, seit hundert Jahren und mehr schon, schlug auch sie das Kreuz und murmelte ein paar Gebetworte. Um was betete sie? Ach, das getraute sie sich nicht einmal vor sich selber zu sagen; sie betete nur das „Gegrüßet" und neigte sich.

Oben wartete schon der Kaspar. Er war aus dem Berg gekommen von seiner Arbeit; auf seine Hacke gestützt, stand er jetzt vor ihr. Sein braunes Gesicht war merkwürdig bleich; das, was er heute, hier sagen wollte, fiel ihm schwerer zu sagen, als alles, was er vor all den vielen geredet hatte zuvor.

„'n Abend, liebe Maria!" Er bot ihr die Hand. Sie hatten sich lange, lange nicht mehr gesehen. Wenigstens in Wirklichkeit nicht, im Traum hatte der Mann sie oftmals gesehen. Und an sie gedacht alle Tage.

Ob Maria auch an ihn gedacht hatte? Sie war sehr verlegen; ein helles Rot flammte in ihr Gesicht. Sie nickte nur, sie konnte nicht laut sagen: Guten Abend. Aber sie sah ihn jetzt bittend an, in ihren Augen lag ein: „Verzeih mir," und viel Dank.

Er räusperte sich, die Kehle war ihm nicht klar, er sprach ganz heiser: „Danke, dat du gekommen bist, liebe Maria. Darf ich dich was fragen?"

„Gewiß — frag'," stieß sie heraus.

„Von wem hast du dat Kind? Deine Eltern wissen et nit — gar niemand — willste m i r et nit sagen, Maria?"

Sie schüttelte stumm verneinend, sie zitterte. Nein, das konnte sie ihm nicht sagen, ihm am allerwenigsten, denn vor ihm, grade vor ihm, schämte sie sich ja so sehr. Am liebsten wäre sie fortgelaufen.

Aber er vertrat ihr den Weg: „Du mußt hierbleiben, Maria. Sag' —" er faßte sie fest ums Handgelenk — „is er ein Lump, der der Vater von deinem Kind is?"

„O nein!" Das rief sie rasch. Ein Lump war der nicht gewesen. Ihr Gerechtigkeitsgefühl hatte ihr schon früher gesagt: du trägst ebenso Schuld, und heute war dies Gefühl noch stärker. Einem Toten Übles nachreden, nein, das tut man nicht. Und der Doktor war ein rechter Doktor gewesen, er hatte vielen armen Kranken geholfen, er war auch zuletzt verunglückt auf solch einem Weg. Die Hände vors Gesicht haltend, um ihre Scham zu verbergen, die immer höher und höher stieg, stammelte sie: „Ich — ich hab' selber ebenso schuld — der Sohn vom Herrn Dousemont, der junge Herr Doktor — nein, der war wahrhaftig kein Lump, du kannst et mir glauben. Ach Jesus, der Berg — die Nacht — und er gefiel mir auch gut — und so'n Gefühl, ach, Kaspar" — sie ließ ihre Hände vom Gesicht und erfaßte die seinen — „ich weiß et noch heut nit, wat mit mir war. Und wie dat gekommen is. Ich war et nit selber, ich war wie verhext. Bei Gott, dat kannste mir glauben!"

Und er glaubte es ihr. Sie hatte ihm noch nie so gut gefallen, war ihm noch nie so begehrenswert erschienen wie heut: ein ehrliches Mädchen, und eine, trotz allem eine, auf die ein Mann stolz sein kann. Der Doktor Dousemont — ach Jesus, der war ja jetzt tot! Ein Seufzer der Erleichterung hob seine Brust; er hätte dem Mann ja noch gern das Leben gegönnt, aber für ihn und die Maria war's besser s o. Und mochten die Leute, die sich drum scherten, doch denken, das ledige Kind der Maria, das sei von ihm. Was dann, wenn er die Maria heiratete, dann war der Junge eben sein Sohn und wurde auch angesehen für einen solchen.

Eine hoffnungsvolle, jubelnde Freude stieg plötzlich dem Mann zu Kopf — endlich, endlich! Er zog das Mädchen an beiden Händen nahe gegen sich hin, er wollte sie in die Arme schließen, sie fest an sich drücken.

Aber Maria Bremm machte sich noch einmal wieder frei, aus ihren Blicken sprach Liebe, dankbare Liebe — und Verlangen nach ihm war auch dabei — und doch sagte sie entschlossen und fest: „Kaspar, noch nit. Du mußt noch warten. Ich will et dir erst beweisen, dat ich et wert bin, dein' Frau zu werden. Über't Jahr, Kaspar, dann machen wir Hochzeit. Gelt?!"

Und sie drückte ihm so fest die Hand und sah ihn so liebevoll zärtlich an, daß er es so auch zufrieden war.

— — — — — — — — — — — — — — —

Alle hofften wieder einmal. Warum sollte Herr Dousemont denn nicht auch hoffen, obgleich er alt war und leidend, und es eigentlich für ihn nichts zu hoffen mehr gab. Die Lena mußte ihm jetzt immer die Beine wickeln, die waren geschwollen, sie waren umfangreich wie ein Paar Wasserkannen — Wasser war ja auch drin. Richtige Stiefel konnte Herr Dousemont nicht mehr anziehen, ein Paar ganz weite, weiche Filzschuhe mit hohen Schäften hatte er sich beim Schuhmacher schustern lassen, in denen konnte er zur Not noch voran. Denn er mußte voran, er ließ jetzt bauen auf dem Herrenberg, und das beaufsichtigte er selber. An jedem guten Tag, den er noch hatte, stieg er hinauf. Langsam, sehr langsam, auf einen Stock gestützt und schwer atmend, oft mußte er stehenbleiben, nach Luft ringen, aber sein Wille war noch stark.

„Die Reisestiebel hab' ich ja als an," sagte er zur Lena, die ihn mit Grummeln und Räsonieren abhalten wollte, auf seinen Berg zu gehen, „ich muß mich beeilen." Sie konnte es kaum mehr mit ansehen, wie ihr Herr mit dem Gehen sich quälte, unter Schelten und Zetern verbarg sie ihren Schmerz, aber Herr Dousemont bestand auf seinen Kopf; so betete sie denn für ihren Herrn und erhoffte vom Frühjahr Besseres für ihn. Er hoffte, daß er noch so lange aushalten würde, bis er sein letztes Haus oben schön fertig gebaut hatte.

Gleich nach seines Sohnes Tod hatte Herr Dousemont es oben in Angriff genommen, sowie das Wasser unten verlaufen war und man Baumaterialien heranschaffen konnte. Nun stand schon die Halle, die sich ans Kapellchen schließt, es fehlten nur noch die Mauerbekrönung und innen der Ausputz. Wie ein Mausoleum, und wie ein Aussichtstempel zugleich, wunderschön, ganz wunderschön, so sah er es nun von unten. Er schaute von seinem Garten hinauf. Ah, und noch viel herrlicher würde es sein, da oben zu liegen und so weit zu schauen! Er fühlte eine große Sehnsucht: hinauf, hinauf! —

Heut fühlte er sich recht leidlich. Was kümmerte ihn das Schelten der Lena, deren Stimme hörte er schon längst nicht mehr, für die war er taub, er hörte andre, liebere Stimmen. Seine Frau, sein Sohn — die Voraufgegangenen riefen nach ihm. Er schlich aus dem Haus, eine Wegzehrung nahm er sich mit, eine Flasche vom Besten. Die Lena brauchte nichts davon zu wissen, er steckte die Flasche in die tiefe Tasche des Schlafrocks. In dem ging er fort.

Ha, wie war das so hell und so schön! Eine wunderbar weiche Frühlingsluft. Aber sie machte recht müde. Er kam immer langsamer und langsamer voran. Wer doch noch so tanzen könnte, wie die lustigen Mücken, die vor ihm her sich im Wirbel drehten! Da, ein Schmetterling gaukelte auch schon daher, und Bienen, viel Bienen summten. Oder waren es Glocken unten im Tal? Ihm war, als läuteten Glocken. Aber „Friede, Friede," nicht Sturm wie vormals.

Es rauschte ihm in den Ohren, und die Glockentöne, die wie Schläge fielen — bumm, bumm — und so rasch, erschütternd hintereinander, die machte sein Herz. Das schlug wie mit einem Hammer an dröhnendes Erz. Und die Beine, die wurden so lahm — faule Gesellen — o, wie war er so froh, daß er endlich jetzt oben war!

Niemand war da. Die Bauleute waren zum Mittag gegangen. Langsam umschlich er sein Mausoleum — nun konnten sie ihn bald hier begraben, die Stätte gefiel ihm sehr gut. Es konnte nirgendwo schöner sein.

Mit einem Seufzer der Befriedigung ließ er sich auf der Bank unterm großen Kreuz nieder, er war wirklich sehr müde geworden. Aber nun stärkte er sich. Er zog die Flasche aus der Tasche des Schlafrocks und lächelte wie ein Schalk: das hatte der alte Drache doch mal nicht gemerkt! Die Lena kam ihm immer damit: „Der Herr Doktor hat auch gesagt: ‚Vater, nit soviel Wein'" — ja, was sein Heinrich alles gesagt hatte, das wußte er noch sehr gut, aber dies, grade dies wußte er nicht mehr.

Und er entkorkte lächelnd die Flasche, setzte sie an den Mund, ein alter erprobter Zecher: „Prost Rest!" und hob sie gegen die Berge, das Tal, und schleuderte sie dann von sich in weitem Bogen. Bis zum letzten Tropfen geleert, ausgekostet bis zur Neige — den Wein und das Leben. Jetzt war es genug.

Es strömte ihm noch einmal warm durch die Adern, durch das schon alterskühl gewordne Blut; Wein machte ihn jung. Mit einer Gebärde voll heißer Liebe streckte der Alte vom Berge seine Hände aus, seine Augen wurden ganz groß: noch einmal alles sehen, alles umfassen. Weit glänzende Aussicht im Sonnenschein. Ihr goldnen Berge, du Fluß im Tal, geliebtes Land, Land meiner Heimat, gesegnet seist du! Deine Berge sind golden, golden ist deine Sonne, und golden auch ist dein Herz. Es wird, es kann die Sonne nicht untergehen über dir, darum fahre ich hin so ganz im Frieden!

Charles de Coster

Von Dr. Alfred Semerau

Charles de Coster wurde als Sohn belgischer Eltern in München von einem Erzbischof und apostolischen Nuntius, in dessen Dienst sein Vater als Intendant stand, getauft und hatte eine Marquise aus altem Hause zur Patin. Der Weg zu einer glänzenden Zukunft schien offen zu liegen. Die Pläne des Erzbischofs für seinen jungen Schützling, der ein Träumer war, gingen auf die priesterliche Laufbahn. Charles aber trat mit siebzehn Jahren bei einer Bank ein in Brüssel, wohin seine Eltern gegangen waren. Sein Vater starb früh, und der Knabe wuchs mit seiner geliebten jüngern Schwester Karoline bei seiner Mutter und Tante heran. In diesem kleinen Kreis lebte die Erinnerung an einen Mann, der ihm in seiner starken, saftvollen Persönlichkeit ein Ideal war, das Gedächtnis an Theodor Cartreul, den Vater der beiden Frauen. Er war ganz der Mann gewesen, wie er zu seiner Zeit sein Glück machen konnte, ein schöner, stolzer, tatkräftiger Mann, ein Enthusiast, ein Krieger und ein Gelehrter, im Feldlager so gut heimisch wie am Hof. Der schöne Gardekapitän sprach sechzehn Sprachen und mit sechsundsechzig — erst mit achtzig streckte er sich zur letzten Ruhe — machte er sich daran, die siebzehnte zu lernen, „er wollte soviel Sprachen kennen als ihm nur möglich war, ehe er sich auf seine längste Reise machte". Er war ein glänzender Erzähler und hat in einem Bande einen Teil dessen, was er erlebt, mit den eindrucksvollsten Farben gemalt, hier lebten die Völker, unter die ihn seine Kriegsfahrten gebracht, mit ihren merkwürdigen Sitten und Gebräuchen, hier erhoben sich die Schneeberge, über die er gezogen war, die Maurenstädte, die er durchwandert hatte, hier erscholl wieder der spanische Kriegslärm, der ihn lange Jahre umbraust hatte, hier wurden glänzende Feste gefeiert und hartnäckige Schlachten geschlagen. Die Erinnerung an den tapfern und gelehrten Gardekapitän ging Charles de Coster lebenslang nach, und noch in seinem letzten Jahr sprach er von einem Stoff, der ein Seitenstück zu seinem „Uilenspiegel" hätte werden können und für den ihm die Geschichten seines Großvaters trefflich zustatten gekommen wären. Von Theodor Cartreul mag er seine schöne Männlichkeit, seine große Erzählergabe und seinen Stolz geerbt haben. Sein Aristokratentum hat sich aber modernisiert. „Ich liebe das Volk trotz meines entschiedenen Geschmacks für alles, was sich kühn, elegant, kraftvoll ausspricht und trotz meines noch entschiedeneren Geschmacks für das, was sanft, zart, liebevoll und rein ist." Hier gibt er die wesentlichsten Züge seines Bildes.

Früh empörte sich sein Künstlerblut gegen den Zwang eines bürgerlichen Berufs, aber er hielt doch einige Jahre bei seiner Bank aus, ehe er seine ihn immer mehr beengende Stellung verließ und sich auf der Brüsseler Universität den Studien zuwandte, die ihn anlockten. Als Zwanzigjähriger hatte er mit gleichgestimmten Freunden einen literarischen Zirkel gegründet, in dessen wöchentlichen Sitzungen die Arbeiten der Mitglieder einer schonungslosen Kritik unterzogen wurden. Es war für den jungen Bankbeamten eine heilsame Übung. Er lernte schreiben. Ein Stück, „Ein paar Hunde", erhält allgemeinen Beifall, und ein angesehenes Mitglied des Zirkels, „Vater Defacqs", sagt ihm zu seiner größten Freude: „Sie sind ein Dichter! Fahren Sie so fort und Sie werden Ihren Weg machen."

Auf der Universität, wo er sich anfangs dem Brotstudium des Rechts widmen wollte, fand er einen literarischen Zirkel von größerem Ausmaß und intensiveren Absichten, mit festen und genau ins Auge gefaßten Zielen. Der Ehrgeiz dieses Zirkels war es, eine Zeitschrift herauszugeben, die den Beiträgen ihrer Mitglieder ein weiteres Echo erwecken sollte. Aber alle ihre Veröffentlichungen hatten nur ein kurzes Leben, bis es endlich van Bemmel gelang, seine „Dreimonatsrevue" auf festen Grund zu bauen. Hier veröffentlichte der literaturbeflissene reife Student Charles de Coster seine reiferen poetischen Versuche, denen man anmerkt, wie er an sich gearbeitet hat. Er versucht sich in mannigfacher Verssprache, in Alexandrinern wie in Terzinen, er schreibt neben lyrischen Gedichten allerart auch ein Versdrama in fünf Akten, von dem sich seine Freunde viel versprachen. Aber er ist ein viel härterer Beurteiler seiner Werke als sie und schreibt der Geliebten in immer neuen Wendungen: „Ich muß mir ein viel strengerer Richter sein."

*

In diesen Briefen an Elisa, mit der er acht Jahre in tiefster Wesensgemeinschaft verbunden ist, ehe er sich, „ein Opfer der Pflicht", wie er sagt, von ihr trennt, tritt er uns in seiner ganzen Weichheit, Sanftheit, Reinheit, in seinem festen, aufrechten Glauben an das Gute und Schöne entgegen. Hier enthüllt er sich, so weit ein Mensch sich vor dem ihm am nächsten Stehenden enthüllen kann. Hier zeigt sich auch Schwermut. „Bei jeder ernsten Liebe ist etwas von Traurigkeit, wenn man traurig nennen kann, was so nahe an das Glück rührt," schreibt er einmal an Elisa und ein andermal: „Wie Du heute schön warst! Du hattest einen so feinen Ausdruck glücklicher Melancholie. So liebe ich Dich so sehr!" Und wieder einmal spricht er

die ihn so bezeichnenden Worte: „Hast Du in den schönen Büchern diese feine Melancholie, diese durchscheinende Traurigkeit bemerkt, die an die geheimsten Fibern des Herzens rührt? ... Die ganze Kunst liegt darin."

Anfangs hat er vielleicht nur an eine flüchtige Verbindung mit einem geistreichen jungen Mädchen aus dem guten Bürgerstande gedacht, aber bald sah er, daß es etwas andres, Tieferes und Größeres war. Er hat die Geschichte dieser Liebe in romanmäßigen Erinnerungen geschrieben, wo er die Geliebte Lucie und sich René nennt, wirklichkeitstreu und dichterisch verklärt. „Welch Schatz, dies Herz eines Kindes!" ruft er aus, und ganz hingerissen: „Was ist die Poesie des Ideals neben der der Wirklichkeit!" Die Liebe hat ihn völlig verwandelt, entwickelt, zur Blüte gebracht. Seine Gedankenwelt erweitert sich, seine Urteilskraft festigt sich, seine Phantasie entfaltet in aller Kühnheit ihre Schwingen. Er erklärt, er könne erst jetzt, nachdem er sie kennengelernt, sagen, er wisse, was Liebe sei. „Du bist der Schlag meines Herzens, meine Liebe!" Sie ist für ihn der Freund, dem er alles sagen wird. Das wahre Glück der Liebe sind „jene Stunden, wo sich die Brust weitet, der Geist sich erhebt, wo alles, was es an Gedanken voll Poesie und Liebe gibt, sich vor uns stellt, wo man von der ewigen Liebe träumt, von dem Kind, was man lieben wird, kurz, wo man im Himmel ist; denn wenn es einen Himmel gibt, ist es ganz gewiß dieser".

Immer mehr wird er sich bewußt, was er für seine künstlerische Entwicklung alles Elisa verdankt. „Wenn Du liest, was ich einst gemacht habe," schreibt er in einem seiner ersten Briefe, „und was ich Dir bald zu lesen bringen werde, wirst Du den Unterschied sehen."

Was sie nach einem achtjährigen Bunde endlich getrennt hat, wissen wir nicht. Es war eine Dichterliebe, die mit einem „Opfer der Pflicht" endet und mit dem Geständnis an die Geliebte schließt: „Dein Platz bleibt in der Tiefe meines Herzens." Als Elisa sich von ihm trennen mußte, war sie fünfundzwanzig Jahre alt. Sie lebte noch lange genug, um die Geschichte von „Uilenspiegel" lesen zu können, aber sie erlebte nicht mehr den letzten Roman ihres Geliebten, „Die Hochzeitsreise", der das eheliche Glück zweier jungen Menschen schildert und der die lebendige Spiegelung ihres eignen Jugendglücks ist; denn die Briefe an sie sind nur die vorweg gelebte und insgeheim gelebte „Hochzeitsreise".

*

De Coster hat eingesehen, daß ein Brotstudium für ihn nicht in Frage kommt, Jus so wenig wie etwas andres. Er wird sich völlig seiner Künstlerschaft gewiß. Nach langem Suchen und Versuchen hat er gefunden, was seiner Eigenart entspricht. Er will kein Nachahmer, er will originell sein. Er liest Montaigne, der seine Verehrung immer mehr gewinnt, liest den Fuchs-Roman und Balzacs Schelmengeschichten, er vertieft sich in die alten Chroniken seines Landes und stöbert in den Sammlungen der alten Volks- und geschichtlichen Lieder, in denen eine längst verklungene Zeit lebendig ihre Stimme erhebt. Immer tiefer drang er in die Geschichte und den Geist des alten Flanderns ein. Es wurde für ihn sein Wahlvaterland inmitten des belgischen Vaterlandes.

Er erzählte Mären aus dem alten Flandern, indem er an glückliche Funde anknüpfte, die er bei seinen Studien gemacht hatte. Seine Sprache hatte sich genährt und gekräftigt an dem Altfranzösisch der Chroniken und der blutvollen Ausdrucksweise eines Montaigne und Rabelais. Er bildet aber nicht mit pedantischer Treue die alte Satzform und Schreibweise nach, sondern ist bestrebt, mit der alten Klarheit und der alten Kindhaftigkeit zu erzählen, die die Erzähler jener Zeit auszeichnet.

Als Rops nach einjährigem, erfolgreichem Bestehen des „Uilenspiegels" für die Abonnenten der Zeitschrift die Gruppe der zwölf Mitarbeiter zeichnete, stellte er Charles de Coster mit einem Buch in der Hand dar, das den Titel trug: Flämische Mären. Einige dieser alten Geschichten hatte der Dichter im „Uilenspiegel" veröffentlicht; er wollte aber einen ganzen Band herausgeben. „Eine Märe fehlte noch, um aus meinem Band einen wirklichen Band zu machen: Diese Märe habe ich jetzt gefunden. Sie ist geschichtlich, erhaben und wahr. Wünsche mir Glück! Der Stoff ist so schön, daß er, gut behandelt, ganz allein schon meinen Ruf machen würde. Er ist noch unbearbeitet und beruht auf einer flämischen Volksballade. Morgen übersetze ich die Ballade, Montag beginne ich mit der Märe. Ich bin ganz Feuer für sie," schreibt er mit fliegender Feder an die Geliebte. Dieser Stoff ist die in die Zeit der normannischen Einwanderung verlegte flämische Blaubartsage vom Herrn Halewyn, die er wie im Fieber schreibt und die ihn während der Arbeit selbst zu Tränen rührt. Es glückte ihm auch, aus seiner unvollkommenen Vorlage ein kleines Meisterwerk zu gestalten, das seine Freunde entzückte. Für viele Leser des Bandes stand aber die Geschichte von dem Schmied Smetse Smee am höchsten, dem weit verbreiteten Stoff von dem Mann, der sich dem Teufel verkauft, ein langes Wohlleben genießt, dann aber durch seine Schlauheit von dem höllischen Feinde befreit wird. Diesem alten Märchenstoff verleiht der Dichter ein völlig neues Aussehen, indem er den flämischen Biedermann als Abbild seines Volks den spanischen Unterdrückern gegenüberstellt. Der häßliche Slimbroek, Smetse Smees Widersacher, nennt den wackern, ebenso lustigen wie arbeitsamen Schmied mit Recht einen Geusen, der trotz aller Verbote die Antwerpener Bibel liest und treu der reformierten

Religion anhängt. Smetse Smee ist der kleinere Vorläufer Uilenspiegels. Als die sieben Jahre abgelaufen waren, die ihm der Teufel bewilligt hatte, erschien der Gottesfeind bei ihm in der Gestalt des Blutrichters Jakob Hessels, um ihn zur Hölle zu holen. Jetzt aber zeigte sich der Lohn für die Guttat, die Smetse Smee einst der heiligen Familie auf ihrem Durchzug durch Gent erwiesen hatte. Sankt Joseph hatte ihm die Erfüllung dreier Wünsche zugesagt, und so lockte der Schmied den lüsternen Teufel auf seinen prächtigen Pflaumenbaum, wo er ihn tüchtig verprügelte und von dem er ihn erst wieder herabsteigen ließ, nachdem er sieben Jahre Aufschub erhalten hatte. Nach dieser Frist erscheint der Teufel als der Blutherzog Alba, den er in seinem Lehnstuhl festhält und der sich gleichfalls nach einer harten Tracht Prügel mit wieder einer Fristverlängerung von sieben Jahren loskaufen muß. Zum drittenmal erscheint der Teufel bei Smetse Smee in der Gestalt des Blutkönigs Philipp. Ihn lockt der Schmied in seinen Zaubersack, und Philipp erklärt, nachdem er das Schicksal seiner beiden Vorgänger hinsichtlich der Prügel geteilt hat, Smets Smee seines Höllenpaktes ledig. Aber damit verliert auch der Schmied all seinen Reichtum bis auf einen kleinen Sack voll Königsgulden, den seine Frau zufällig mit Weihwasser besprengt hatte. Er lebte nun recht und schlecht, und als er endlich in hohem Alter gestorben war, sollte er in die Hölle. Doch als ihn die Teufel kommen sehen, geraten sie in Angst und Wut, da sie ihn noch im schlechtesten Andenken haben, und jagen ihn mit glühenden Kohlen und Steinen davon. Am Fegefeuer vorbei kommt Smets Smee zur Leiter, die zum Paradiese führt. Unter großer Mühsal ersteigt er sie, bis ihm eine süße Musik die Nähe der Gottesstadt anzeigt. Aber der Einlaß wird ihm von Petrus verwehrt, der ihm den Sack voll Königsgulden vorwirft. Smetse Smee muß vor dem Tor bleiben, bis seine Frau, nun auch von der Erde geschieden, für ihn bei Jesus um Gnade bittet. Der Schmied wird vor den Heiland geführt. Seine Sache steht schlecht, wenn auch seine Frau seine Güte gegen die Armen, seine Milde gegen seine Feinde hervorhebt. Zaghaft führt Smetse Smee seine Verteidigung weiter. „Herr," sagt er, „ich habe allezeit mit Freuden gearbeitet, der Faulheit und dem Trübsinn abgesagt, Freude und Lust gesucht, gern gesungen und das Bruinbier getrunken, das du mir hast zukommen lassen." — „Das war gut, Smetse, aber es ist nicht genug." — „Herr," antwortet der Schmied, „ich habe aus Leibeskräften die bösen Gespenster des Jakob Hessels, des Herzogs von Alba und Philipp des andern, Königs von Spanien, geprügelt."

„Smetse," sagte der Herr Jesus, „das war sehr gut; du darfst in mein Paradies eingehen."



Charles de Coster

★

Alles, was man den flämischen Mären nachrühmte, der Reiz der an den besten alten Mustern gebildeten Sprache, die völlige Beherrschung des geschichtlichen Stoffes, die genaue Kenntnis von Bräuchen, Sitten, Gewohnheiten, von Kultur und Seele der geschilderten Zeiten, die meisterliche Darstellung der wie aus dem Leben der Gegenwart gegriffenen Typen fand sich noch vollkommner in dem Werk, das nach langer und sorgfältigster Vorbereitung zehn Jahre später erschien, im „Uilenspiegel". Was der Dichter inzwischen veröffentlichte, vermehrte seinen Ruf als eine literarische Größe nicht so, wie er es gehofft hatte. Die flämischen Mären hatten ihm ein Staatsamt als Beamter bei der königlichen Kommission eingebracht, die mit der Veröffentlichung der alten Gesetze beauftragt war, aber er fühlte sich in ihm so wenig wohl wie später in einem andern Amt als Professor der allgemeinen Geschichte und der französischen Literatur an der Kriegsschule in der Brüsseler Gemeinde Elsene, das ihm als dem berühmten Schöpfer des „Uilenspiegel" übertragen wurde. Er war nicht zum Beamten geschaffen und litt unter jedem Zwang. „Es ist schön, es ist gut für den Mann, stolz und frei zu sein, sollte er auch arm bleiben," schrieb er einmal an Elisa, und danach handelte er auch, er wahrte immer seine Unabhängigkeit, seinen Stolz, seine Freiheit und blieb arm. Seine letzte Wohnung bestand in zwei Kammern des ersten Stocks eines einfachen Hauses an der Ecke

der Gewijden Boomstraat in Elsene. In der Kammer, in der er sich zwei Tage vor seinem raschen Tode niederlegte, stand ein eisernes Bett, ein kleiner Tisch, ein angestrichener Kasten und ein paar Stühle. An seinem Lager stand als Wärterin eine arme, selbst schon dem Tod geweihte Frau, die er mitleidvoll aufgenommen hatte. Ihr Gesicht war von Geschwüren zerfressen, und sie mußte ein grausiger Anblick für einen Dichter sein, der so sehr die Schönheit geliebt hatte.

Sein Ruhm beruht auf dem geschichtlichen Gedicht vom Geiste Flanderns, wie man die Mär von Thyl Uilenspiegel mit Recht genannt hat. Langsam sich entwickelnd, stetig und saftvoll wachsend und erst allmählich die Krone zu ihrer ganzen Größe und Pracht ausbreitend, wie ein mächtiges Naturgewächs, geschaffen, die Jahre zu überdauern. In zehn Jahren machte sich der Dichter zum völligen Herrscher über den gewaltigen Stoff. Die Sprache war sein gefügiges Werkzeug geworden. Wie ein Meistermaler verfügte er über ihren ganzen Farbenreichtum, über alle ihre Tönungen.

Unaufhörlich studierte er, wie mit der lebendigen Teilnahme eines Zeitgenossen, die alten Chroniken; immer wieder durchstreifte er die Lande, in denen sich das Geusendrama abgespielt hatte; er war in den flämischen Schenken so gut zu Hause wie in den seeländischen Herbergen, in den fruchtbaren weiten Ebenen wie in den alten reichen Städten und hat alle Geusenflüsse befahren. Er studierte aber ebenso gründlich wie die alten Bücher und Bilder das Volk seiner Tage, suchte es bei seinen lärmenden Festen wie in seinem stillen, behaglichen Hauswesen, beobachtete es mit immer mehr geschärftem Blick und wurde immer heimischer auch in ihm, bis er es mit aller Liebe, aber auch ohne alle Beschönigung malen konnte, offen, einfach, derb, treu, fest, standhaft, gesund, arbeitsam, fröhlich. Der Spiegel für das Volk Altflanderns wurde dem Dichter der Held der zahlreichen Streiche und Schwänke, Thyl Uilenspiegel, dem er an die Seite den dicken, guten Lamme Goedzak stellte, der ihm aus einer groben, einfältigen Bilderbogenfigur zu saftigstem Leben aufwuchs. Der machtvolle, finstere Gegenspieler Uilenspiegels ist Philipp II., der mit dem ganzen Haß eines Flamen des 16. Jahrhunderts gemalt wird, der Henker der Niederlande mit seinem Blutherzog Alba, mit seiner grausigen Inquisition.

Solange bis sein Vater für den reinen Glauben verbrannt und seine Mutter gefoltert stirbt, ist Uilenspiegel der derbe, grobe Spaßvogel, der Possenreißer, dann wandelt er sich, durch das Schicksal der Seinen und seines armen, unterdrückten Volks aufgerufen, und stellt sich in den Dienst des geknechteten Vaterlandes. Er wird Geuse. „Die Asche meines Vaters schlägt auf meinem Herzen," sagt er wieder und wieder. Er wird nun zum wahren Vertreter seines Volks. Er führt dienend seine Sache und ist an seinem Platz so wertvoll wie Oranien, der große Schweiger. Er wirbt Soldaten, sammelt Gelder, gießt Kugeln, fegt Rohre, Büchsen und Lanzeneisen, ist Botenläufer, vereitelt die Anschläge der Feinde, führt Verräter der gerechten Strafe zu, schützt den heimlichen Druck von Bibeln, ist ein immer williger und tatkräftiger Helfer den Verfolgten, wahrt immer seine Freiheit und Unabhängigkeit gegen die hohen Herren, die die Geusensache führen, und wird als Wassergeuse Kapitän der Briel.

Die große Geschichte des um seine Freiheit gegen Spanien kämpfenden Volks ist aufs engste verbunden mit der kleinen Uilenspiegels und seiner lieblichen Nele und mit der Lammes und seiner reizenden Kalleken, die ihm der schamlose Mönch Cornelis Adriaensen hatte abtrünnig machen wollen und der er in unwandelbarer Treue nachzieht; denn in dem Dickwanst, den ein magres Essen zum größten Melancholiker macht, schlägt ein liebevolles und liebebedürftiges Herz. Lamme, der schon als Junge sich von seiner kleinen, ihn prügelnden Schwester tyrannisieren läßt und der sich gegen sie nicht zur Wehr setzt, weil sie ein Mädchen ist, wird auch der ergebenste Diener seiner schönen Frau. Diesen Grundzug seines Wesens hat der Dichter der Bilderbogenfigur nachgebildet, aus der sich ihm sein Lamme gestaltet hat. Als Lamme seine Kalleken verloren hat, ist nur ein reiches und leckeres Mahl imstande, sie ihn für kurze Zeit vergessen zu machen. Wenn er entbehren muß, erfaßt ihn die Liebessehnsucht mit unwiderstehlicher Gewalt. Sein Lebensinhalt wird knapp und klar durch die Liebe zu seiner Frau und zu einem ergiebigen Mahl gebildet. Aber er gerät doch in die heftigste Wallung, als Uilenspiegel sich von ihm, der seiner Mutlosigkeit beredten Ausdruck gegeben hat, trennen will. Da bricht er klagend los: „Mein Weib habe ich verloren und nun soll ich auch noch meinen Freund verlieren?" Sein eigentlicher und der ihm willkommenste Platz ist im Geusenkrieg, wenn er auf Uilenspiegels Kapitänsschiff seines Amts als Koch waltet und in Zeiten des Überflusses, wenn fette spanische Beute gemacht ist, die wackern Krieger mit leckern Speisen erfreuen kann. Seine Waffe ist der Kochlöffel und nicht die Büchse, und seine Rache an dem Mönch Cornelis Adriaensen, der gefangen auf das Geusenschiff kommt, ist die Mästung des Paters, der in seinem Fett ersticken soll.

Auf das glücklichste hat der Dichter diese beiden Gestalten gegeneinander gesetzt. Altflandern verkörpert sich ihm in ihnen, die Geist und Leib des Volks darstellen. Und ebenso fein ist Uilenspiegels Jugendfreundin und Geliebte, Nele, die ihn sich zum Mann nimmt am Fuß des Galgens, an den er gehängt werden soll, weil er standhaft behauptet hat: „Soldatenwort ist Goldwort", der reizenden Kalleken gegenübergestellt, die

die fanatische Predigt des Cornelis Adriaensen von ihrem Lamme getrieben hat. Das Mädchen und die junge Frau folgen ihren Erwählten getreulich, bis sie sich mit ihnen vereinigen können. Die Liebesszenen dieser beiden Paare gehören nach ihrem starken lyrischen Gehalt zum Schönsten, was der Dichter geschrieben hat.

Neben diesen vier Menschen, deren Schicksalen wir bis zum Ausgang des Werks folgen, heben sich aus der Fülle von mit rascher, aber scharfer Feder skizzierten Gestalten, die für die geschilderte Zeit bezeichnend sind und ihr die rechten Farben geben, einige Menschen heraus, die mit Uilenspiegels Geschick eng verbunden und mit großer Kunst und einer Fülle von Einzelzügen gemalt sind. Da sind zuerst die Eltern Uilenspiegels, der wackre Kohlenträger Klaas und die tapfere Soetkin, deren Leben trotz aller Enge wie ein schönes Idyll verläuft und schließlich in Elend und Grausen endet; da ist Neles Mutter, die als Hexe sterben muß, ein Opfer des finstern Aberglaubens und des schurkischen, diebischen Junkers Joost Damman, den erst spät, zu spät die gerechte Strafe trifft. Gleich verächtlich wie dieser Junker ist der Fischhändler Jodocus Grijpstuiver, der Klaas als Ketzer verdächtigt, um sich an ihm zu rächen und ihn zu beerben, und der endlich als Werwolf gefangen und verbrannt wird. Der Prozeß, das Urteil und der Tod des Kohlenträgers, die grausige Heimsuchung der armen guten Hexe Katelijne, der Fang und das Ende des Werwolfs gehören zu den erschütterndsten Teilen des Werks. Hier hat die ganze Barbarei und der ganze Aberglaube der Zeit die wirkungsvollste Darstellung gefunden. Der Dichter malt die Zeit ohne Beschönigung und ohne jede Verklärung, so wie sie sich ihm nach dem gründlichsten Studium dargestellt hat. Er ist in ihr zu Haus, als wäre er selbst ein Genter oder ein Antwerpener des 16. Jahrhunderts gewesen und hätte den wilden Freiheitskampf gegen Philipp und seine Blutknechte mitgefochten. Das Herz Altflanderns schlägt in seiner Brust. Er sieht in Spanien den Feind, der vernichtet werden muß und einmal vernichtet werden wird. Er malt Karl und seinen Sohn und beider Umwelt mit dem ganzen Haß, wie ihn nur ein Geuse gehabt hat. Hier galt es keine geschichtliche Gerechtigkeit, und welcher Geschichtsschreiber vermag sie überhaupt zu üben! In diesem mächtigen Prosaepos schreit ein geknechtetes Volk, dem man seine Freiheit gestohlen hat und dessen Gewissen man vergewaltigen will, seine Schmerzen und Leiden heraus mit einer Kraft, einer Glut, die unmittelbar ans Herz greift. Nicht Uilenspiegel, nach dem das Werk genannt ist, nicht ein einzelner ist der Held dieser machtvollsten Prosaschöpfung der belgischen Literatur, sondern ein ganzes Volk, das sich von aller Bedrückung freihalten will, das eher sterben als unter das Sklavenjoch sich beugen will und mit aller Kraft den bittern Weg zur Freiheit geht und findet.

★

In der großartigen Vision, die das erste Buch des Werks beschließt, erhält Uilenspiegel auf seine Bitte, sein armes Land zu retten, vom König Frühling die rätselvolle Antwort: „Durch das Feuer und durch den Krieg, durch den Tod und durch das Schwert suche die Sieben!“ Und als er klarere Antwort will, wird ihm eine ebenso dunkle: „Wenn der Norden den Schläfer küßt, ist die Not zu Ende. Suche die Sieben und das Band!“ Erst spät, nachdem er viele Jahre durch Elend und Not gewandert ist, sieht er in einer Vision, die den Schluß des ganzen Werks bildet, das Rätsel gelöst. Die Sieben, deren in den Wind gestreute Asche Flandern und die ganze Welt glücklich machen soll, sind die Wollust, der Geiz, die Völlerei, die Trägheit, der Zorn, der Neid, der Hochmut. Uilenspiegel hört Männer, Frauen, Mädchen und Kinder singen und klagen: „Hochmut, Vater der Herrschsucht, und Zorn, Quell der Grausamkeit, ihr habt uns getötet auf den Schlachtfeldern, in den Kerkern und auf den Richtstätten, um eure Zepter und Kronen zu behalten! Neid, du hast viele edlen und nützlichen Gedanken im Keime erstickt. Wir sind die Seelen der verfolgten Erfinder. Geiz, du hast das Blut des armen Volks in Gold umgewandelt. Wir sind die Geister deiner Opfer. Wollust, du Gesellin und Schwester des Mordes, die du Nero, Messalina und König Philipp von Spanien gezeugt hast, du kaufst die Tugend und bezahlst die Verderbnis. Wir sind die Seelen der Toten. Trägheit und Völlerei, ihr besudelt die Welt, und sie muß von euch gesäubert werden. Wir sind die Seelen der Toten.“ Und im Feuer der Seelen der Toten werden die Sieben verbrannt und steigen als geläuterte Sieben empor: die Wollust wird zur Liebe, der Geiz zur Sparsamkeit, die Völlerei zur Eßlust, die Trägheit zum Träumen der Dichter und Weisen, der Zorn zur Lebhaftigkeit, der Neid zum Wetteifer, der Hochmut zum edlen Stolz. Und die Geister singen mit klingenden Stimmen: „Wenn auf dem Lande und auf der See die verwandelten Sieben gebieten, hat die Welt ausgelitten.“ Und nun löst sich für Uilenspiegel auch das andre Rätsel. Wenn das nordische Niederland das schlafende Belgien küßt, ist die Not zu Ende. Das Band zwischen beiden ist der Bund, die Freundschaft. So könnt' es sein, so müßt' es sein, „wär' nicht die Schelde“. Und Uilenspiegel sagt bekümmert: „Ach, so ist also unser qualvolles Leben: Tränen der Menschen und Lachen des Geschicks.“ Aber er verliert seinen Mut nicht, er singt und kämpft weiter und springt aus dem Sandgrab, in das man den Totgeglaubten gelegt, in frischem Leben auf. „Begräbt man denn Uilenspiegel, den Geist der Mutter Flandern, und Nele, ihr Herz? Auch Flandern kann schlafen, aber sterben, nein!“

Feuerberge von einst und jetzt

Von Dr. Emil Carthaus

Treten bei den Erdbeben, welche zuweilen den Boden des Festlandes und des Meeres bis zu gewaltiger Tiefe und über eine Fläche von mehreren Millionen Quadratkilometern hin ruckartig erschüttern oder ihn gar in lebhafte wellenförmige Bewegung versetzen wie wogende Meeresflut, die unterirdischen Gewalten in erstaunlich einfacher, nur Furcht und Abscheu erregender Gestalt hervor, so zeigen sie sich im Vulkanismus der Erde nicht selten in einer grandiosen, allerdings beängstigenden Schönheit, die alles übertrifft, was Menschenaugen überhaupt zu schauen vergönnt ist. Schreckenerregend ist es zu sehen, wie Mutter Erde aus scheinbar wundem Körper, unter wildem Brüllen dicke Ströme ihres Feuerblutes ausstößt und mit ohrenbetäubendem Zischen und Brausen ätzenden Atem in die Luft ausbläst. In besonders imponierender, aber auch besonders furchtbarer Weise zeigt sich das Wirken des Erdfeuers, wenn ihm noch das Element des Wassers dabei zu Hilfe kommt.

In wissenschaftlichen Kreisen ist schon viel darüber gestritten worden, ob die ungeheuren Mengen von Wasserdampf, welche mit dem feuerflüssigen Gesteinsbrei, dem vulkanischen Magma, zugleich oder schon von seiner Fessel befreit durch die Feuerberge ausgestoßen werden, dem Erdinnern selbst entstammen, oder ob sie von oben her als sogenannte Tagewasser durch Spalten und Risse der festen Erdrinde bis zu dem vulkanischen Magma hinabgedrungen sind und sich hier unter der Einwirkung riesenhaften Gebirgsdruckes und hoher Temperaturen mit ihm verbunden haben. Man hat gegen ein solches Eindringen von Tagewasser bis in die Herde des glutflüssigen vulkanischen Magmas nicht mit Unrecht den Einwand erhoben, daß bei der stetigen Zunahme der Erdwärme nach dem Innern unseres Planeten hin die Gesteinsmassen der größeren Erdentiefe unter den dort herrschenden Druckverhältnissen schon einen solchen Grad von Plastizität besitzen müssen, daß Riß- und Spaltbildungen von einiger Dauer kaum in ihnen aufkommen können. Man scheint indessen zu vergessen, daß tiefer in die Erdkruste eindringendes Wasser mit der zunehmenden Erdwärme auch eine viel größere Spannkraft erlangt und daß Wasser, welches durch entstehende Risse auf dem Meeresboden in die Erdrinde eindringt, von vornherein unter dem Druck einer Wassersäule von durchschnittlich 3680 Meter — der mittleren Tiefe des Weltmeeres — steht. Daß in Wirklichkeit größere Wassermassen von oben in die vulkanischen Herde eindringen, scheint mir in sehr einleuchtender Weise dadurch angezeigt, daß alle tätigen Feuerberge der Erde an eine gewisse Nähe des Meeres gebunden sind oder doch wenigstens zur Zeit ihrer Bildung daran gebunden waren. Letzteres gilt namentlich von den leider noch wenig bekannten Vulkanen der Mandschurei und den jetzt 300 bis 1100 Kilometer vom heutigen Meere entfernten Feuerbergen Kilimandscharo, Teleki und Kirunga an der großen zentral- und ostafrikanischen Grabensenkung, welche heute noch in der Nachbarschaft der weiten Wasserfläche des Viktoria-, Tanganjika-, Njassa- und anderer Reliktenseen liegen.

Das von der Erdoberfläche in die vulkanischen Herde eindringende Wasser ist also unverkennbar von großem Einfluß auf die Bildung von Feuerbergen und deren weitere Tätigkeit, doch läßt sich wohl kaum in Abrede stellen, daß sich Vulkane auch ohne Beihilfe gespannter Wasserdämpfe und anderer in dem feuerflüssigen Gesteinsbrei der Tiefe eingeschlossenen Gase bilden können. Wir haben es in diesem Falle mit vulkanischen Ausbrüchen ganz eigener Art zu tun, wie sie namentlich in früheren Erdenzeiten recht häufig in die Erscheinung getreten sein müssen. Während die unter dem riesenhaften Druck der Erdentiefe stehenden, stark überhitzten Wasserdämpfe und Gase dem vulkanischen Magma eine ungeheure Explosivkraft verleihen und es sich mit furchtbarer Gewalt den Weg zur Erdoberfläche bahnt, wird der an Wasserdampf und Gasen sehr arme feuerflüssige Gesteinsbrei durch irgendwie im vulkanischen Herde entstehende stärkere Druckwirkungen in Spalten der festen Erdrinde oder wo sie sonst schwächeren Widerstand bietet, zur Erdoberfläche emporgepreßt, ohne daß es zu derartig heftigen vulkanischen Explosionen und Paroxysmen kommt. Bahnt sich der dampf- und gasreiche feuerflüssige Gesteinsbrei wie eine springende Mine durch einen mehr oder weniger kreisrunden Kanal den Weg zur Erdoberfläche und bildet so im allgemeinen runde Vulkanschlote mit trichterförmigen oberen Öffnungen, den sogenannten Kratern, so erfolgen die Ausbrüche von gasarmem, vulkanischem Magma bald aus länglichen, spaltenartigen Kanälen, bald aber auch aus kreisrunden Schloten und Kratern; denn auch in den großen Bruchlinien der festen Erdrinde muß es besonders schwache Punkte geben, welche das Durchbrechen des vulkanischen Magmas besonders begünstigen, und im übrigen scheint letzteres niemals völlig frei von Gasen und überhitztem Wasserdampf zu sein, die in gewissen Mengen fraglos auch aus dem tieferen Erdinnern aufsteigen. Vulkane, welche solchen dampf- und gasarmen feurigen Gesteinsbrei als Lava zutage fördern, gibt es jetzt nur noch auf Island und Hawaii, und es ist bezeichnend, daß diese letzten Epigonen von feuerspeienden Bergen älteren Gepräges nur

basaltische Lava auswerfen. Nach unserem heutigen Wissen von der chemisch-mineralogischen Beschaffenheit des Erdinnern müssen nämlich die saueren vulkanischen Gesteine, welche besonders reich an Kieselsäure sind, geringeren Erdentiefen entstammen als die basischen, welche ärmer an Kieselsäure, dafür aber reicher an Alkalien, Erdkalien und Eisen sind und unter denen die Basalte, bzw. deren Laven besonders in den Vordergrund treten. Da liegt nun der Gedanke nahe, daß die gasarmen basaltischen Laven aus besonders tiefliegenden Magmaherden emporgehoben sind, zu denen die Tagewasser keinen Zutritt mehr finden konnten. Das erscheint umso bemerkenswerter, als die einzigen heute noch wasser- und gasarme Laven auswerfenden Vulkane auf Island und Hawaii recht nahe am Meere gelegen sind.

Auf Island gehen die Ausbrüche der dampf- und gasarmen Laven vornehmlich von tiefgreifenden Spalten aus, und da sie vor ihrer Abkühlung verhältnismäßig dünnflüssig sind, bauen sie keine eigentlichen Feuerberge auf, sondern ergießen sich deckenartig oft sehr weit über das Gelände. So war es beispielsweise bei dem großen Lakispalt der Fall, aus welchem 1782 zwei Lavaströme von 65 und 46 Kilometer Länge ausbrachen oder besser gesagt hervorquollen. Solche Spaltenausbrüche von oft noch weit größeren Ausmaßen waren in der geologischen Vorzeit bis in die Tertiärperiode hinein schon mehr die Norm unter den vulkanischen Eruptionen. Es handelte sich in vielen Fällen auch um weit dick- oder strengflüssigere, langsam sich ergießende Laven, die über den Ausbruchsspalten hohe Gebirge aufbauten, wie die Rocky Mountains in Nordamerika und das 200 Kilometer lange Hargitagebirge in Siebenbürgen.

Gehen die Ausbrüche der dampf- und gasarmen dünnflüssigen Lava von mehr kreisförmigen Vulkanschloten aus, wie das weniger auf Island als auf Hawaii der Fall ist, dann führen sie den Aufbau von „Schildvulkanen" herbei, von Feuerbergen, welche außerordentlich flache Kegel bilden, in deren Mitte sich der Kraterwall wie der Buckel auf einem Schilde erhebt. Die Schildvulkane auf Hawaii sind wahre Riesen ihrer Art. So besitzt der Mauna-Loa eine Höhe von 4168 Metern und der an seinem Abhang aufgewachsene Kilauea von 4350 Metern. Da nun diese massiven Lavakegel nur eine Hellung von 6 bis 8 Graden haben, also schon 600 Meter tiefer als ihr Gipfel einen Durchmesser von 30 Kilometern besitzen, kann man sich von dem riesenhaften Umfang ihrer Grundfläche leicht einen Begriff machen. Der Kraterrand des Mauna-Loa hat einen Durchmesser von 10 bis 13 Kilometer, und die Mächte der Tiefe stellen zuweilen in und über ihm ein Feuerwerk zur Schau, das an



Der große Ausbruch des Vesuvs am 20. Oktober 1767

großartiger Pracht auf dem ganzen Erdenrund wohl kaum seinesgleichen hat. Beginnt dieser Riese sich in seinem Innern stärker zu regen, so geschieht das ohne das höllische Getöse, mit dem die andern, ungeheure Mengen von Wasserdampf und Gasen ausstoßenden Vulkane ihre Ausbrüche begleiten. Mit majestätischer Ruhe fängt nämlich die feuerflüssige Lava in seinem Kraterkessel an, emporzusteigen und aufzukochen. Märchenhaft schöne Bilder entrollen sich an der Oberfläche dieses hier und da durch Gasexplosionen in Aufruhr geratenden, dämonisch leuchtenden Feuersees. Rotglühend sieht man die feuerflüssige Lava aufwallen, gegen die Ufer branden und bald hier bald dort über explodierenden Gasmassen Feuerfontänen bilden, die teilweise sogar die Architektur gotischer Dome vorgaukeln. Großartigere Lichteffekte hätte das Feuer der Erdentiefe selbst in der geologischen Vorzeit kaum hervorbringen können, als sie hin und wieder über dem Riesenkrater des Mauna-Loa in die Erscheinung treten. Das zeigte sich zum letzten Male bei seinem Ausbruch im Jahre 1877. Da sah man über diesem Krater zur Nachtzeit einen an seinen Rändern scharf abgegrenzten, riesigen Lichtkelch von hunderten Kilometern Höhe und Breite sich entfalten, durchsetzt von aufwirbelnden Dampfwolken — ein Phänomen, welches nur durch Lichtreflexe aus dem feurigen Kraterinnern hervorgerufen sein kann. — Von feurigem Farbenspiel sind überhaupt die Ausbrüche dampf- und gasarmer Laven viel häufiger begleitet, als die von gewöhnlichem, vulkanischem Magma, aus welchem sich bis zur Erkaltung Dämpfe und Gase entladen und so die Feuerglut verhüllen. Dessenungeachtet bringen auch solche Laven nach ihrem Ausfließen aus den Vulkanen durch ihren Feuerschein im nächtlichen Dunkel und durch die ihnen entströmenden Wasser- und Schwefeldämpfe zur Tageszeit oft Farbeneffekte von eigenartiger Schönheit hervor.



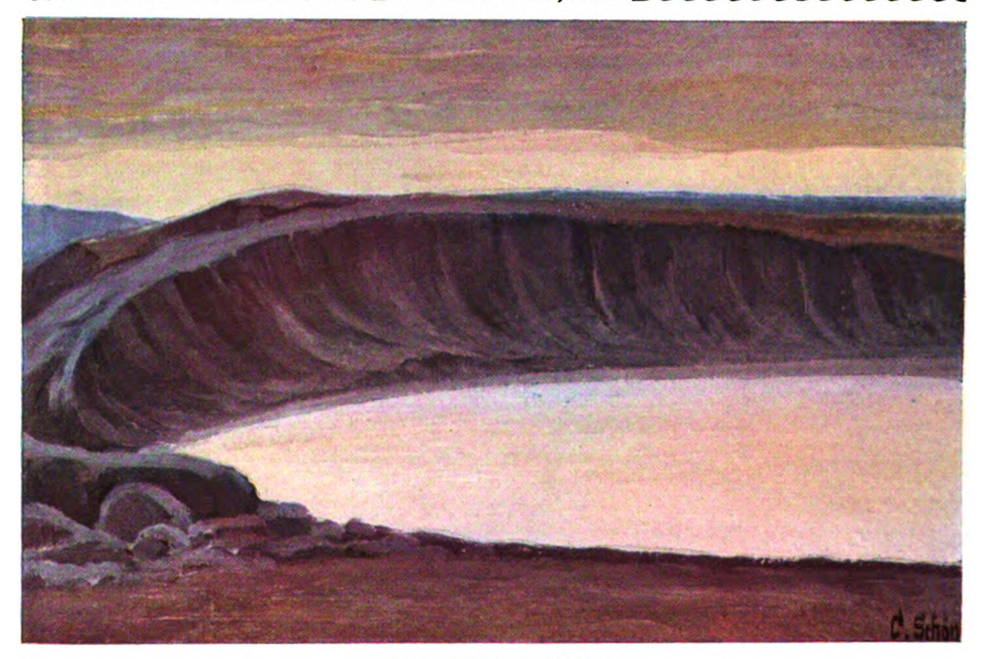
Ausbruch des Mauna-Loa am 10. Februar 1877

Die Ausbrüche von sehr stark mit Wasserdampf und sonstigen Gasen beladenem Gesteinsmagma, welche seit der Tertiärzeit als die normalen anzusehen sind, erfolgen, wie gesagt, in ganz anderer, weit stürmischerer Weise und führen auch zum Aufbau ganz anderer, viel mannigfaltigerer Formen von Feuerbergen.

Wie man sich leicht denken kann, sucht der mit Dämpfen und Gasen überladene feuerflüssige Gesteinsbrei, je mehr er beim Aufsteigen im Vulkanschlote des gewaltigen Druckes der Erdentiefe entledigt wird, um so energischer jene abzustoßen. Hierbei wird er aufgetrieben, auseinandergerissen oder gar zerstäubt und



Krater des Kilauea im Jahre 1840



Milchsee bei Garoet (Java)

so in Form von vulkanischer Asche, Bimsstein, Bomben und Tuff aus dem Krater des Feuerberges ausgespien. Daneben aber stößt er auch große Mengen von Wasserdampf sowie anderen Gasen wie Schwefelwasserstoff und Kohlensäure aus. Hat sich auf diese Weise der feuerflüssige Gesteinsbrei auch im Vulkanherde der Dämpfe und Gase mehr entledigt, so beginnt er in Form eines zusammenhängenden Schmelzflusses zum Krater aufzusteigen und sich als sogenannte Lava über seine Ränder zu ergießen — immer aber noch bis zur völligen Erkaltung Dämpfe und Gase ausstoßend. So gestaltet sich der gewöhnliche Verlauf von Eruptionen von dampf- und gasreichem Magma, welche sich oftmals an demselben Feuerberge wiederholen können. Es ist dieses aber keineswegs als allgemein gültige Regel hinzustellen, denn es gibt sowohl Vulkane, die überhaupt nur Tuffe und Bimsstein auswerfen, als auch solche, welche in bunter Aufeinanderfolge loses, mehr oder weniger zerstäubtes Gesteinsmaterial und Lava zutage fördern. Auch verlegen die Feuerberge nicht selten ihre Schlote und bilden Nebenschlote und Nebenkrater, oder es bricht sich, wenn sich der Krater durch darin erstarrte Lava verstopft hat, der neuaufsteigende glutflüssige Gesteinsbrei einen Kanal durch eine der Seitenwände des Vulkanschlotes. Dadurch erklärt sich die große Mannigfaltigkeit in der Formbildung der Feuerberge von neuerem geologischem Gepräge ohne weiteres, im allgemeinen aber kann man sagen, daß diese vulkanischen Bergerhebungen viel steiler, ja auffallend steile Hellungen, die sie als solche meistens schon weithin in der Landschaft kenntlich machen, aufzuweisen haben. Diese Steilheit tritt besonders dann hervor, wenn sich

Blick in das Innere von Vulkanen. Nach A. Kircher. 1664
Der Vesuv

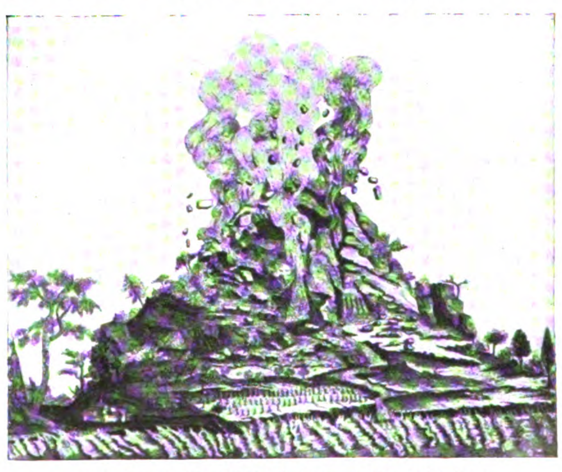


Lava-Kaskaden des Mauna-Loa im Jahre 1850

die Feuerberge zu einem großen Teil aus Tuffen, Aschen und anderem schon im festen Zustande ausgeworfenem, losem, vulkanischem Material aufbauen, während die aus dem Krater in glutflüssigem Zustande ausgeworfene Lava wie jede Flüssigkeit das Bestreben zeigt, sich vorwiegend seitlich auszudehnen.

Wenn sich namentlich in der früheren Tertiärzeit so vielfach steil ansteigende Feuerberge lediglich aus erstarrter Lava von Andesit, Trachyt, Phonolith, Basalt und Dolerit in Gestalt von Kuppen, sogenannten Domen, sowie in Sarg- oder Kastenform gebildet haben, so ist dieses wohl nur so zu erklären, daß die Lava sehr langsam, aber anhaltend aus dem Vulkanschlote aufstieg, ohne abzufließen, Zeit zum Erstarren fand und durch stetig aus der Tiefe nachdringende Lava höher und höher gehoben wurde, bis sie steile Bergerhebungen der besagten Form bildete. Die aus so vielen Gegenden Deutschlands und der übrigen Welt bekannten massiven Lavaberge dieser Art sind fast ausschließlich in der Tertiärzeit entstanden und werden geologisch als Quell- oder Staukuppen bezeichnet. Ihre Bildung ist auf eigentümliche Vorgänge in den vulkanischen Herden zurückzuführen, die sich in der geologischen Jetztzeit nur noch sehr selten wiederholen (Quellkuppen in Japan und die berühmte „Nadel" der Montagne-Pelée auf Martinique). Schon das langsame Aufsteigen der Lava bei der Entstehung der Staukuppen verrät, daß dabei Wasserdämpfe und Gase nur wenig mitgewirkt haben können; letztere fangen aber mit dem Fortschreiten der Tertiärzeit an, bei der Bildung der Feuerberge eine immer wichtigere Rolle zu spielen, wie bereits gesagt wurde, und damit ändert sich auch deren Gestalt und Aufbau.

Durch die Explosion des mit überhitztem Wasser bzw. Wasserdampf stark beladenen vulkanischen Magmas bildet sich am oberen



Der Ätna. Nach A. Kircher. 1664. München, Deutsches Museum

Ende des Vulkanschlotes ein Explosionstrichter, der Krater, welcher den Feuerbergen der früheren geologischen Vorzeit völlig zu fehlen scheint, aber einen geradezu integrierenden Teil der neuzeitlichen Vulkane bildet. Der außerordentlich große Gehalt des vulkanischen Magmas in den unter ihnen liegenden Herden an Dämpfen und Gasen bringt es ferner mit sich, daß dieses anfänglich beim Ausbrechen aus dem Vulkanschlote durch die Explosion der letzteren völlig zerstäubt oder doch zerrissen und in Form von Tuff, Asche, Schlacke usw. ausgestoßen wird, später aber, wenn durch die Eruption von reichlichem Magma der Druck im Herde geringer geworden ist, dieses in mehr zusammenhängender glutflüssiger Form als Lava ausfließt. So tragen zum Aufbau dieser neuzeitlichen Feuerberge meist wechselnde Schichten von losem und festem vulkanischem Gesteinsmaterial bei, weshalb man erstere wissenschaftlich auch als Schicht- oder Stratovulkane bezeichnet.



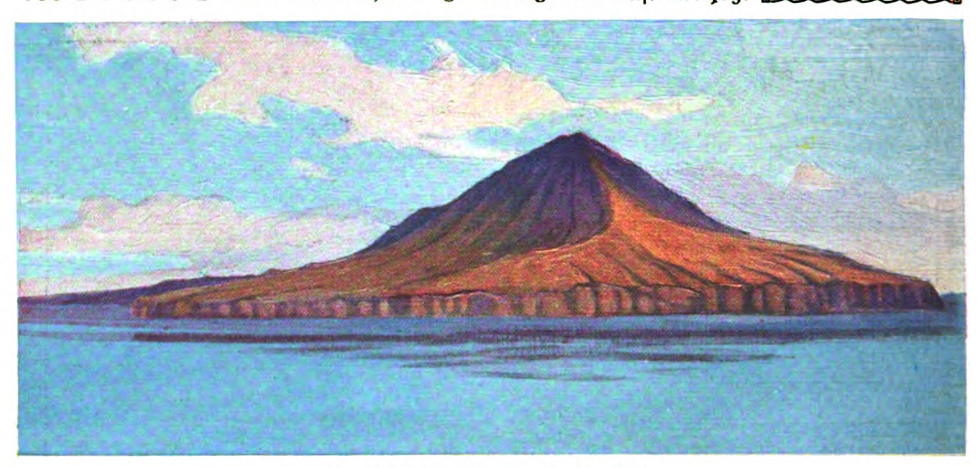
Der Vesuv-Ausbruch im Oktober 1822

Gerade in der Formbildung der Stratovulkane kommt es oft deutlich zum Ausdruck, welche ungeheure Kraftentfaltung für das dampf- und gasreiche Magma dazu gehört, um sich von seinem tiefgelegenen Herde aus einen Weg zur Erdoberfläche zu bahnen. Sehr häufig sehen wir nämlich in vulkanischen Gebieten, daß die zuerst gebildeten Krater einen besonders großen Umfang besitzen und geradezu riesenhafte Mengen von Gesteinsmaterial aufgeworfen haben, daß aber, nachdem einmal die Bahn gebrochen, die späteren Eruptionen — weil schon bei weit geringerem Drucke im Vulkanherde einsetzend — nur einen oder nacheinander mehrere kleinere Krater in dem alten Hauptkrater gebildet haben. Am Vesuv ist dieser nur noch als Ruine in der bekannten Somma erhalten, nirgends aber habe ich ihn in großartigerer Ausbildung gesehen als im gewaltigen Tenggerkrater auf Java, von dessen Rand man auf eine düstere Sandwüste herabblickt, in deren Mitte sich fünf kleinere ineinandergewachsene Feuerberge erheben — ein Anblick, welcher unwillkürlich an eine Mondlandschaft erinnert.

Es ist kaum zu glauben, wie mannigfaltige, teilweise wirklich groteske Bergformen der jüngere Vulkanismus der Erde ins Dasein gerufen hat, hier Feuerberge inmitten der Meereswogen aufbauend, dort himmelhoch ragende Bergkegel mit mehr oder weniger zahlreichen Nebenkegeln und Kratern an



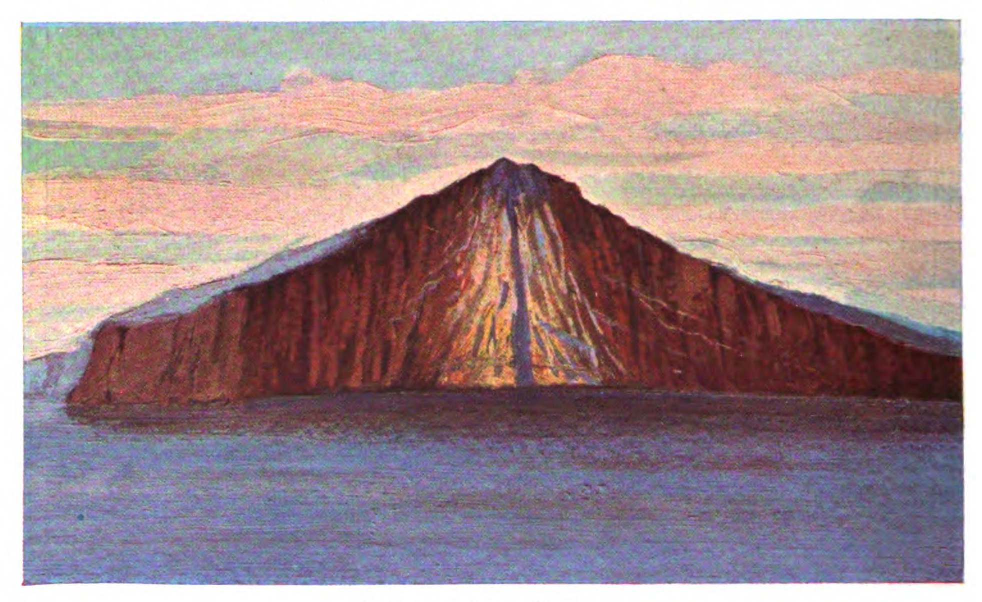
Feuersee auf Hawaii



Krakatau vor dem Ausbruch. 1883

ihren Abhängen im Bereiche des festen Landes auftürmend; hier weitausgedehnte Krater mit niedriger Umwallung fast ohne feste Auswurfsprodukte in den sogenannten Maaren entstehen lassend, dort düstere oder freundlich anmutende Bergseen über zeitweise wieder in Tätigkeit tretenden oder völlig erloschenen Feuerschlünden.

Fraglich ist, weshalb Vulkane, aus denen sich mit Wasserdampf übersättigtes Magma entladet, auf dem Land erst seit der späteren Tertiärzeit häufiger in die Erscheinung traten. Bei der von mir schon längere Zeit vertretenen, auch sonst mehr und mehr aufkommenden geologischen Grundanschauung, wonach die vergangenen Erdperioden bis in die Tertiärzeit hinein durchweg ein sehr trockenes Klima besaßen und die Steinkohlenbildung auf Meeressumpfwäldern ähnlich unsern heutigen Mangrovewäldern zurückzuführen ist, erklärt sich diese Tatsache aber eigentlich ganz von selbst. Stellten sich hiernach doch erst von der späteren Tertiärzeit ab auf dem festen Lande so reichliche atmosphärische Niederschläge ein, daß sie sich stellenweise sammelten und in größerer Menge in den Boden bis zu den Herden des vulkanischen Magmas eindringen konnten. Mag sich nun diese Erklärung als richtig erweisen oder nicht, jedenfalls bleibt das schaurig-schöne, urgewaltige Spiel der in der feurigen Erdentiefe waltenden Kräfte nach so mancher Seite hin für die Wissenschaft immer noch ein „Buch mit sieben Siegeln". —



Krakatau nach dem Ausbruch

Verlobung in Weimar

Erzählt von Sophie Hoechstetter

Frau Mähder richtete sich aus ihrer gebückten Stellung auf. Gekrümmte Finger strichen über zimtgelbe Scheitel, grellblaue Augen glitzerten. Der Mund formte: „Nu da!"

Frau Bliemler wandte langsam die füllige Gestalt, zog den Gartenkorb mit dem Fuß etwas zu sich heran und antwortete: „Nu ja, du hast recht, ma möchte sprechen, der Dag sollte e ganzer Sunndag sein. Mer arbeiten, als wäre der Bark ene Wieschtung. Und is doch alles barat. Aber der Dreispring, der hämmert ooch egal an seinem Bridchen, als wär' es eine Ruine. No, ich mach' heeme."

Frau Mähders Augen glitzerten greller. „Vielleicht weiß der Dreispring was! Er weiß doch immer was."

Frau Bliemler nahm mit Entschluß den Korb. „Mer gähn so von ungefähr an ihm vorieber. Gähst de beim Bendagramme 'naus?"

„Ja, beim Bendagramme."

Sie rafften Geräte auf. Sie trockneten Schweiß von braunen Stirnen.

„Kummt wohl der alte Herre heraus in sei Kärtchen?"

„Nu nee. Er hat da keine Annähmlichkeiten mehr. E Großvater, was soll dem e heimliches Kartenhäuschen noch für Annähmlichkeiten biete?"

Sie schritten der Wiese zu. Die ewig geliebte Sonne von Sachsen-Weimar brannte auf die Weibwesen herab.

Zwischen die Gartenfrauen und die Brücke, wo Dreispring, der Hofzimmermann, arbeitete, fiel ein Schatten. Ihm folgte ein Herr. Sein braunes Haar ringelte sich, sein Anzug war von lässiger Eleganz. Sein Mund warf der Sonne von Sachsen-Weimar Worte zu: „Du lächelst auf die Grashalme meiner Sehnsucht, du segnest die Wiese meiner Wünsche, du wirst dem Schaumkraut meines Überschwangs unvergängliche Blüten geben."

Frau Mähder kuschelte den zimtgelben Scheitel gegen Frau Bliemlers dunkle Schulter. „Der dichtet wieder, der Herre Baron."

Und sie bogen ehrfürchtig aus. Doch der Enthusiast (glückselige Zeit, in der man Enthusiast sein durfte) heftete seine glänzenden Blicke auf die verbogenen Gestalten und rief: „Liebenswürdigste Gartenfrauen der Erde, Gartenfrauen von Weimar, wißt ihr nicht, ob Goethe heute herauskommt?"

Die Gartenfrauen machten ihre Augen rund. „Heite? Nu, heite muß er doch bei Hofe sein, möcht' man sprechen. Aber mer wissen's nich. Der Dreispring weiß es vielleicht."

Dreispring fühlte sich gerufen. Die Mütze in der Hand, ein schöner Arbeitsmann von fünfzig Jahren, ein bißchen stolz auf die Wirkung seines ebenmäßig geformten Gesichts und seines sicheren Benehmens stand er da. „Wärtester Herr Baron, Seine Exlenz hat die Stechsonn nich nötig. Seine Exlenz wird sich ausruhe, daß er am Nachmittage bei Kräften is. Heite dreht sich doch alles um den Prinzen."

„Um welchen Prinzen?" fragte der Enthusiast teilnahmlos.

Dreispring belehrte nachsichtig: „Wärtester Herr Baron, heite is doch Verlobung in Weimar. Nu da. Die Iffichänie und das Gretchen und das Käthchen in Ehren, aber gottlob hat doch unsere Prinzeß en andres Schicksal, möchte man sprechen."

Der Enthusiast sah verwirrt um sich. Er glaubte sich geneckt. Er suchte Mary Scott im Park. Und was er in kühnsten Träumen wohl hoffte, aber zugleich so wunderlich fern dachte, wie den Hereinbruch ewigen Lichtes, sprachen die Leute mit dem Wort Verlobung aus!

Die Gartenweiber lächelten töricht, Dreispring blieb würdevoll. „Haben es denn der Herr Baron lieber gar vergessen, daß heite unsre Prinzeß Auguste sich mit dem Bruder von unsrer Prinzeß Mo—ri—e begegnet?"

Der Enthusiast starrte in die Sonne . . . „Wo ist Mo—ri—e?"

Die Gartenweiber lächelten noch törichter. Dreispring sprach väterlich: „Mir wollen den Herrn Baron nicht stören, er dichtet gewiß eine neue Huldigung der Ginste. Indem doch heite Seine Keenigliche Hoheit, der Herr Prinz Wilhelm von Preißen eintrifft, um unsre Prinzeß gennen zu lernen. Entschuldigen Se mich kietigst, ich habe nämlich bei die Böller zu duhn." Die Gartenfrauen knicksten, eilten. Dreispring schritt davon. Der Enthusiast war allein. Die Sonne stand in so majestätischer Höhe über ihm, daß seine Gestalt nur ein winziges Stümpfchen Schatten warf.

Verlobung in Weimar! Großer Gott! Feuergelächter der Freude. Sagt man nicht, Verlobungen stecken an? Würde Mary Scott heute weniger herb und kühl sein, wenn doch Verlobung in Weimar war?

Er stand und starrte über die weiten Wiesenflächen. Und raste dann plötzlich pfeilgerade einem fernen, weißen Punkt zu: Mary Scott näherte sich Goethes Gartenhaus. Sie war, wie der Name sagt, aus der englischen Kolonie. Sie besaß Vater und Bruder und war die Lichtgestalt des Alls. So dachte Heinrich, der junge Baron. Sein glückseliges Zeitalter erlaubte ihm eine solche Ausdrucksweise.

Mary Scott lächelte flüchtig, zeigte schmale, weiße Zähne, zeigte Grübchen in den Wangen. „Denken Sie, Baron, vor einer Viertelstunde hat Frau Bliemlers Hulda noch unsre Treppe gescheuert. Es troff wie Regen von ihr, und sie war nicht schön. Vor fünf Minuten aber trat sie mir als weißer Engel entgegen, die Trikolore von Sachsen-Weimar an sich geheftet. Alles eilt zum Einzug des Prinzen. Warum tun Sie es nicht auch?"

Der Enthusiast stotterte: „Wie jeden Tag, so werde ich auch heute warten, ob Goethe kommt."

„Eh bien, lieber Baron. Aber bitte, wie jeden Tag sitzen Sie auf der Treppe des Türchens beim Pentagramm." Und sie breitete ein Plaid aus und ließ sich auf den Steinstufen vor dem Haupteingang in der geschorenen Hecke nieder und holte den „Faust" aus ihrem seidenen Beutel.

Der Enthusiast gehorchte und begab sich zur anderen, weit abliegenden Türe.

So saßen sie karyatidengleich und beschienen von der Sonne von Sachsen-Weimar und warteten auf Goethes Kommen. Aus der Stadt drang Geläut. Drang Gesang. Hallte das Krachen der Böller. Das Schmettern von Trompeten. Zuweilen waren Augenblicke der Stille . . . Dann vernahm man festlich-stolz und zugleich wie eine unnennbare Wehmut das Sommerrauschen alter Bäume in dem ganz verlassenen Park. Und es war ihnen, als hörten sie den Rhythmus der ewigen Dinge von fern her, von Unermeßlichem her — bis wieder der Klang des Tages bunt, jubelnd, kirmesfroh ihnen sagte: eine Stadt lacht und lärmt, während zwei Menschen, Scheu im Auge und Unsicherheit im Herzen, erfühlen sollen, ob sie miteinander durch das Leben gehen wollen und können.

Der Enthusiast sah den Weg hinab: Ach, Goethe kam nicht.

Der Enthusiast sah den Weg hinauf: Ach, Mary Scott las immer noch ruhig im „Faust".

Der Enthusiast seufzte: ‚Und das nennt man Verlobung in Weimar . . .'

★

Morgentau beglänzte den Park.

Frau Mähder und Frau Bliemler und Herr Dreispring waren in einem Boskett beschäftigt. Sie hätten lieber in Feiertagsgewändern die festlich geschmückte Stadt begangen, Eindrücke zu sammeln und zu tauschen. Jedoch sie mußten wieder arbeiten, gerade, als sei der Park eine Wüstung und der neue Herr Prinz könnte darin Verwilderungen vorfinden. Nun ja, Dreispring nagelte an einer Sommerlaube herum, in der ein Engel aus Gips war, der Marmor von Sachsen-Weimar. Die Frauen lockerten und glätteten Erde im Gebüsch. Sie taten es ohne unschöne Hast, sie versäumten nicht, Blicke über Gelände und Wege zu werfen und zu plaudern.

Plötzlich geschah es, daß die beiden Frauen steil und kerzengerade standen und durch ihr Gebaren auch Meister Dreispring zu dieser Haltung zwangen.

Ein Unerhörtes ging vor sich: des Morgens um sechse, in der „feichten Gottesfriehe", wandelte Ihre Kaiserliche Hoheit, die Frau Erbgroßherzogin Maria Paulowna allein, das heißt in ehrerbietigem Abstand einen Kammerherrn, eine Hofdame hinter sich, bahnbrechend einen Lakaien vor sich, durch den Park.

Großer Gott, was bedeutete dies? Allein und, wie es schien, erregt, wandelte die Frau Erbgroßherzogin durch den Park! Und ach, wie fürstlich schön, wie wahrhaft großartig zog sie ihre Bahn —

„Die Bawelonia," stammelte Frau Bliemler.

„Die Bawelonia," flüsterte Frau Mähder.

„Die Frau Erbgroßherzogin," korrigierte Dreispring. „Das muß etwas zu bedeiten haben, sprech' ich."

Maria Paulowna, die Tochter Pauls, die Schwester Alexanders, die Gattin Karl Friedrichs, die Mutter Augustas, ging mit nervösem Schritt, hatte flackernde, suchende Augen. ‚Wie klein ist hier alles,' dachte sie, als wisse sie das nicht seit gut zwanzig Jahren. Sie blieb stehen, warf Blicke über das Gelände des Großen Sterns. Der Kammerherr und die Hofdame wurzelten an.

„Worüber wohl unsre gnädigste Hoheit meditieren, liebste Hopfgarten?"

„Sie sondiert das Terrain, wertester Wurmb."

„Sans doute, ma chère. Aber in so realistischer Würklichkeit?"

„Gewiß, so realistisch. Irgendwo müssen die Hoheiten sich doch aussprechen. Und da es Sommer ist, wählt man die Natur."

„Klug wie immer, liebste Gräfin."

„Mein Gott, lieber Kammerherr, ein

wenig Poesie muß doch bei einer Verlobung sein. Prinz Wilhelm ist ein schöner Offizier, ein zuverlässiger Charakter, ein Herr von ausgezeichneten Formen. Aber eine poetische Natur kann man ihn wohl nicht nennen."

Der Kammerherr von Wurmb zog die Augenbrauen hoch. „Wir besitzen hier schon eine anerkannt poetische Natur, die außerdem ein schlechter Minister ist. — Wie, meine Gnädigste? Ich bitte, ich bin Jurist, ich verstehe das. Aber um auf den Prinzen Wilhelm zurückzukommen: ich dächte, wer ein Prinz von Preußen ist, kann auf poetische Floskeln verzichten."

Gräfin Hopfgarten antwortete obenhin: „Bräute wollen das mal. Und in einem sommerlichen Garten bringt auch der nüchternste Herr ein Wort über Blumen und Vögel hervor. Was dann als zartes Gemüt oder als Vergleich aufgefaßt wird."

Maria Paulowna wandte sich. Sie rief mit etwas schriller Stimme: „Prinzessinnengarten in Jena."

*

Goldene Nachmittagsstille über dem Park. Der Enthusiast lief die alten Wege und wartete auf Mary Scott. Sie fehlte, sie kam nicht. Der Enthusiast merkte, auch die Gartenweiber, auch Meister Dreispring fehlten. Und jegliches Publikum.

Er war allein mit den Grashalmen seiner Sehnsucht, mit der Wiese seiner Wünsche, mit dem Schaumkraut seines Überschwangs. Und die große Stille begann ihn zu peinigen. Das festlich-stolze und zugleich so unnennbar wehmütige Rauschen der alten Bäume verstärkte die Einsamkeit. Seine Lippen formten: „Spot of my youth! Whose hearty branches sigh — — —"

Nein, nein, wie Byron darf ein Originalgenie nicht dichten.

O Grashalme meiner Sehnsucht! —

Da kam Herr Köhler des Weges, Mundschenk des Erbgroßherzogs.

„Lieber Köhler," sagte der Baron kordial, „sagen Sie mir, mein Bester, warum ist es heute hier so still?"

Herr Köhler stand steif. Er verfügte über Form und Würde. Er war ältlich und weitgereist. „Ich spreche, Herr Baron, wie soll es hier nicht stille sein, wenn der Akzent heute doch auf dem Prinzessinnengarten liegt?"

„Accent grave, accent aigu?" Der Baron wurde angeregt.

„Nun, das letztere wollen wir doch nicht hoffen, Herr Baron. Es wird ein ahngenähmes Arrangement. Ohne Tafel, sonst wäre ich dabei. Die Mähder hat das Dee-Serwie von Kaiser Baul hinausgebracht, die Bliemler entfernt alle welken Rosen. Dreispring zündet die Windlichter an."

„Und die Hoheiten sollen sich verloben?"

„Die Hoheiten werden sich verloben, Herr Baron. Wenn ein junger Prinz und eine junge Prinzeß alleine in einem Lustkarden sind, sprech' ich, müssen sie sich wohl verloben. Was sollten sie sonst tun?"

Der Enthusiast griff sich an die Stirn. Wie einfach und klar der Mundschenk von den verwickeltsten, schwierigsten Angelegenheiten sprach. Incroyable!

„Ich war auch einmal in Berlin," fuhr Herr Köhler fort und bog die Mundwinkel in bittere Falten. „Dort wird man nicht dümmer. Der Herr Prinz aus Berlin wird die Gelägenheit wahrnähmen. Die Bliemler soll Rosen um den Obelisken streien, wo steht:

‚Zierlich denken und sieß erinnern,
Ist das Läben im diefsten Innern.'"

Der Enthusiast fragte hastig: „Der Prinz von Preußen soll zierlich denken?"

Herr Köhler nickte verständnisvoll. „Wenn der Spruch nicht von Goethe wäre, dächte man freilich, er sei von einer vornehmen oder kränklichen Dam'. Aber wenn man es sich so länger überlegt, hat man doch als Mann auch schon zierlich gedacht."

Der Enthusiast starrte Herrn Köhler an. „Auf Ehre, das interessiert mich. Wo, wann, wobei haben Sie zierlich gedacht?"

Herr Köhler strich sich über das lange, hagere Kinn. „Das läßt sich vielleicht nicht so in Worte kleiden, Herr Baron. Es keheert dem Kemietsläben an. Und das ist beinlich."

*

„Was ist das für ein Aufruhr?" fragte Mary Scott, die Lichtgestalt, ihren Begleiter, den beglückten Enthusiasten.

„Ein Aufruhr? Teuerste, blicken Sie in mein Herz?"

Mary Scott lächelte nachsichtig, hob die schmale Hand. „Da drüben bei den Gartenweibern und Köhler ist ein Aufruhr. Kommen Sie, Harry, ich bin neugierig." Die junge, blonde Schottländerin, die Weimar als zweite Heimat liebte, eilte durch den Sonnenglast.

Der Enthusiast stieß hervor: „Ich werde niemals begreifen, daß Sie die fürchterliche Sprache der Leute hier so gut verstehen."

Mary antwortete: „Ich habe sie erlernt wie irgendein anderes, fremdes Idiom. Und sie erheitert mich! Die Leute haben alle soviel Wehmut in der Mundstellung,

während sie die drolligsten Dinge sagen. Das finde ich so apart." Sie kamen an den Platz des Aufruhrs, und Mary Scott bekannte frei, daß sie Neuigkeiten begehre.

„Im Gehelze, knädige Dam'," flüsterte darauf Frau Mähder. „Es ist Brotzeit. Mer därfen ins Gehelze träten." Eine Rasenbank war zur Stelle. Die gnädige Dame ließ sich nieder. Die Weiber ergriffen ihr Vesper, Herr Köhler stand steif und wie unbeteiligt dabei.

„Nun, war es schön im Prinzessinnengarten?" fragte Mary Scott.

Da faltete Frau Bliemler die Hände. Sie drückte dabei das Vesperbrot an die braune Jacke und an ihr Herz. Frau Mähder aber schrie: „Ich habe das Serwie vom Kaiser Baul nübergeschafft. Und die Bliemlern hat die Rosen gestreit. Und die Verlobung war gar sehre riehrend ... Aber in der Nacht, da is das Unglicke ieber unsre Prinzeß gekumm ..." Die blauen Augen lichterten. Knochige Hände erhoben sich in Anklage. „Jemand hat es sie gesagt. Itze weiß sie es."

Der Enthusiast drängte: „Was denn, was denn, gute Frau?"

„Ich spreche es nicht, die Bliemlern soll es sprechen." — Zögern. Pause. Flackernde Blicke.

Endlich entschloß sich Frau Bliemler zu schwerem Wort: „Sie hat das von der Radziwilln erfahren!"

Das Wort schlug nicht wie Blitz und Donner ein. Es bedurfte der Erklärung. Frau Mähder gab sie. „Die Prinzeß hat erfahre, daß der Herr Prinz eine Dam' nicht heiraten därfte, an der sein Herze hung. Ma mechte doch die erschte sein, und nun steht es so. Doch, wie hat sie mich heite erbarmt bei der Ausfahrt. Statt breitlichem Glicke nur der ferschtliche Stolz in den Ziegen. Nu nee, nu nee." Die Gartenfrauen standen wie Parzen. Woben unsichtbar schwarze Fäden.

Da fand Herr Köhler die Sprache. „Unsre Hoheit weiß sich zu fassen. Gewiß, sie hat sich —"

„Sie hat sich embeert," rief die Mähder.

Herr Köhler winkte mit der Hand. „Empören tut sich nur Pack. Die Hoheiten sind in bestem Einvernehmen und fahren diesen Nachmittag nach Belvedere, woselbst der Prinz Wilhelm eine Eiche pflanzen wird, wie es auch sein Herr Bruder bei seiner Verlobung mit der Prinzeß Marie getan hat."

Herr Köhler grüßte und ging. Statt seiner war jählings Dreispring vorhanden. Er trat hinter einem Baum hervor, und es war ersichtlich, daß er dort gewartet hatte, bis der Mundschenk sich empfahl. Denn zwei Helden auf einer Bühne sind zuviel!

„Nu da," sprach Meister Dreispring lächelnd, „sie pflanzen ene Eiche in Belvedere. Wie der Herr Prinz Karl und die Prinzeß Mo—ri—e dazumal."

Mary Scott lächelte: „Und mittels der Eiche ist nun alles gut? Frau Mähder, Sie brauchen keine Sorge mehr zu haben?"

Doch Frau Mähder ließ sich nicht beruhigen. „Das mit der Radziwilln, das gann unsre Prinzeß nicht verwinden. Ma mechte die erschte sein. Knädches Freilein Scott, das genn Sie mir bezeigen." Erschüttert von diesen Worten, warf der Enthusiast eine Maximiliane, für die er einst geschwärmt, eine Euryanthe, für die er einst erglüht, in die Finsternis des Vergessens. Er kannte sie nicht mehr. Sie waren Schemen gewesen. Mary Scott durfte sich seine erste Liebe nennen. Er faßte Mut und setzte sich neben sie auf die Rasenbank. Das schien Mary Scott nicht unangenehm. Sei nickte ihm mit einem vertraulichen Blick zu und wandte sich dann an Meister Dreispring.

„Also, Meister, Sie sind überzeugt, daß die Hoheiten miteinander in die glücklichsten Zeiten eingehn?"

Meister Dreispring drehte seine Mütze zwischen den Händen. Er sah über die Parkwiesen hin, bestrahlt von der ewig geliebten Sonne von Sachsen-Weimar. Dann, als habe er Weisheit aus diesem Anblick gesogen, heftete er seine besinnlichen Augen auf die schöne „knädche Dam'" und begann: „E Monn hat nadurgemäß so allerlei erläbt, bis er heirate kann. Wenn er aber sein Wort als Breiticham gibt, so hat er abgeschlossen. Und wenn se erst Monn und Frau sind, dann sieht alles anders. Und wann erst das Gind da is, da vergißt ma alle Jugendtreime und alles Jugendleid. Ich spreche, das Gind, das ist das Entscheidungsvolle."

Die Gartenweiber kam ein Kichern an. Zugleich rundeten sich ihre Augen in Schrecken. Die Mähder flüsterte: „Dreispring, bei die Hoheiten därf mer doch erst vom Ginde sprechen, wenn die Ganonen krache."

Der Meister blieb in vollendeter Ruhe. „Nu, mer werden's erläben. Gindtaufe in Berlin. Der Herr Prinz wird das schon in die Wege leiten."

Mary Scott sah in die Luft. Der Enthusiast tat dergleichen. Die Bliemler erregte sich: „Mer sein am Ende gar ungezoge, daß mer so spreche, als gennten mer gar kenen

Anstand. Und ich spreche doch, e Gind is immer etwas Anständiges, wenn e Monn draus geworde ist."

„Und wenn es eine Frau geworde ist, dann nicht?" rief die Mähder erbost. Mary Scott nahm ihren Mouchoir an die Lippen. Dreispring setzte seine Mütze auf, denn was er sagen wollte, gebot begleitende Gesten.

„Nu, ich spreche: Vielleicht haben sich die Eheleide noch nicht so ganz verstanden. Da gommt das Gind. Da sieht die Welt anders. Da begreifen die fürstlichen Herrschaften mit einem Mole: e Gind, das macht Sorge. Und da wird ihnen das Herze aufgetan für die Sorgen von ihren Untertanen, die ooch Ginder haben. Nich wahr, e Gind, das wird einmal krank. Da beigt sich die Frau Prinzeß ieber sein Bette und denkt: ‚Sag' ich's meinem Monn? Er ist doch mein Herre.' Sie strauchelt erst, sie bedenkt sich. Sie braucht eine Weile, bis sie Mut faßt, vor ihn hinzuträten. Nu, da tritt sie vor ihn hin und spricht so wehmütch: ‚M i t dem Ginde —' Da schaut er sie an und fragt so dimide: ‚Mit dem Ginde?' Da sagt sie in ihrer Bekimmernis: ‚Mit dem Ginde, jo . . .' Und nun weiß er's. Mit dem Ginde ist ene Sorge. Und ich spreche, wenn mit dem Ginde ene Sorge ist, dann vergeßt sich, daß mer frieher e Mädchen gerne sah, und daß mer vielleicht in ener Mondnacht geseifzt hat, weil das Mädchen nicht da war. Wenn mit dem Ginde etwas ist, dann stehen Monn und Frau zusamm'."

„Jo, jo," sprachen die Gartenfrauen.

Dreispring lächelte. „Unsre knädigsten Hoheiten pflanzen itze eine Eiche. Vielleicht spricht der Herr Prinz dabei: eine deitsche Eiche für das Vaterland. Vielleicht spricht unsre Prinzeß: eine weimersche Eiche für meine Vaterstadt. Aber er denkt: fier e Gind. Und sie denkt: fier e Gind. Und mit dem Ginde, ja, wird alles gut."

Dreispring verbeugte sich. Die Gartenfrauen fühlten, es war Zeit, wieder zu arbeiten. Formlos verschwanden sie.

Der Enthusiast und die Goetheverehrerin blieben allein. Sie waren jung und hatten eine gewisse Scheu zu bemeistern.

„Dies nennt man Verlobung in Weimar," sagte endlich Mary Scott und lachte dabei und war sehr schön.

Der Enthusiast fand jählings Mut und Kraft. Er fühlte, wie die Grashalme seiner Sehnsucht über ihm zusammenschlugen als ein grünes Meer des Verlangens. Er breitete die Arme aus und rief: „Nein, d i e s nennt man Verlobung in Weimar."

Und er küßte die Lichtgestalt an seiner Seite auf den blühenden, spöttischen, nicht mehr widerstrebenden Mund.

Und die ewig geliebte Sonne von Sachsen-Weimar leuchtete . . .

Feierstunde. Von Joseph von Lauff

Heil'ge Feierstunde!
Flüstern nah und fern!
Silbern hebt im Grunde
Sich der Abendstern.

Von der Welt geschieden,
Flügelstark und frei,
Kreist im Abendfrieden
Noch ein später Weih.

Grüne Wasserlinsen
Kränzen rings die Bahn;
Zwischen Schilf und Binsen
Ruht mein stiller Kahn.

Wiegt gleichwie im Traume
Sich im Dämmerlicht,
Bis er hoch im Raume
Schwindet dem Gesicht.

Aller Qual entledigt
Wird das Menschenherz,
Mit dem Weih beseligt
Zieht es himmelwärts.

Von der Freundschaft

Ein psychologischer Versuch von Prof. Dr. Bruno Bauch

Das Problem der Freundschaft hat die Geister von der Antike bis zur Gegenwart immer wieder beschäftigt: von Pythagoras und Demokrit, Platon und Aristoteles über Epikur und Seneca, über Luther, Goethe und Schiller bis zu Nietzsche.

Arm und erbarmungswürdig erscheint schon Demokrit das Leben eines Menschen, „der keinen wahren Freund besitzt". Reichtum und Segen, so können wir dieses Wort also positiv wenden, bedeutet darum die Freundschaft für den, der ihrer teilhaftig wird. Das nun ist das Eigene dieser Teilhabe, daß, so sehr sich unsere Sehnsucht auf sie richten mag, sie sich weder suchen, noch darum eigentlich finden läßt.

Eine „gewollte Freundschaft" — klingt das nicht schon wie eine erzwungene Freundschaft? Und mutet uns eine „erzwungene Freundschaft" nicht gleich an wie ein Widersinn? Wie ein freies Geschenk in einem glücklichen Augenblick, religiös gesprochen: wie eine Fügung und Gnade muß die Freundschaft in unser Leben eintreten, muß der Freund von uns Besitz, müssen wir von ihm Besitz ergreifen. Ja, es ist im Tiefsten der religiöse Sinn und Wert, der die Freundschaft charakterisiert. Nietzsches Ruf: „Heil dir, Freundschaft!" hat seinen tiefsten Sinn darin, daß von ihr Heil kommt.

Fern ist darum von ihr alles Niedere und Gemeine. Somit scheuen wir uns auch, ihren heiligen Namen anzuwenden auf profane persönliche Verhältnisse von Mensch zu Mensch. Wie eine Entweihung muß es jedem feineren Ohre klingen, wenn es im Sinn des bloßen Trieblebens von der „Freundin" sprechen hört, auch wenn es oder gerade weil es die Anführungszeichen mitklingen hört. Der „Hausfreund", der „Geschäftsfreund" — schon diese Namen verletzten jedes feinere Gefühl und werden von diesem als Entweihung eines Allerheiligsten, das auch ein Allerpersönlichstes ist, aufgenommen. Der „Kamerad", der „Gefährte", erst recht der „Genosse" bleiben tief unter dem Freunde in der Plattheit des Alltags, während von der Freundschaft ein feiertäglicher Glanz ausstrahlt. Immer also sind es Wertforderungen, die erfüllt sein müssen, die ein persönliches Verhältnis heiligen müssen, wenn es auf den Namen der Freundschaft Anspruch haben will.

Der Freund wird uns zum Freunde, nicht weil er dieses oder jenes uns tut, dieses oder jenes für uns hat, sondern weil er in seiner unersetzbaren, unvertauschbaren Einzigkeit und Einmaligkeit gerade das ist, was er ist, und so ist, wie er ist. In seinem persönlichen Sein tut sich uns ein überpersönlicher Sinn, ein Absolutes kund: etwas Göttliches in konkreter menschlicher Gestalt. Es reicht über alle bloße Interessengemeinschaft und Interessenverbundenheit hinaus. Mag von ihr auch oft die Freundschaft ihren Anfang nehmen, so reicht ihr Ziel doch unvergleichlich tiefer. Die Freundschaft selber zielt immer auf das Zentrum, den innersten Kern der persönlichen Ganzheit. Das ist wiederum ein echt religiöser Zug. Denken wir doch, um das zu verstehen, nur einmal daran, wie etwa Luther die wahrhaft Frommen von den bloß „Genießsüchtigen" unterscheidet: Jene „dienen Gott allein um seinetwillen und nicht um des Himmels willen, noch um kein zeitliches Ding." Die „Genießsüchtigen" aber „lehren, ihre Werke tun, daß sie der Hölle entgehen und selig werden". Das jedoch „ist Gott nicht lauter, sondern aus Eigennutz gedient". Darum kann der wahrhaft religiöse Mensch zu seinem Gott sagen: „Ich will nichts von dir haben, ich will dich selber haben." So will auch der Freund nichts vom Freunde haben, er will den Freund selber haben. Er fordert von ihm das Höchste, das er fordern kann: seine persönliche Ganzheit; und er schenkt ihm das Höchste, das er schenken kann: wiederum seine eigene persönliche Ganzheit. Darum ist Freundschaft höchste Entselbstung, die wir denken können, weil sie sich ganz ohne Vorteil dem Freunde schenkt. Aber so wenig sie nach Vorteil, Lohn und Nutzen zielt, so sehr zielt sie nach dem Ganzen des Freundes selbst; und gerade um das innerste Selbst des Freundes zu gewinnen, schenkt sie das eigene Selbst. Wie sie hinsichtlich von Nutzen und Vorteil die höchste Entselbstung ist, so ist die Freundschaft hinsichtlich des persönlichsten Innersten und des innersten Persönlichen auch die höchste Verselbstung, weil sie in der Persönlichkeit des Freundes ja ein anderes Selbst und in ihm das eigene in erhöhter Form wiedergewinnt.

Aber wenn wir davon sprechen, daß die Freundschaft das wolle, so ist das eigentlich schon nicht genau. Wir dürften das fast ebensowenig, wie wir von gewollter Freundschaft sprechen dürfen. Wenn wir von dem, was die Freundschaft „will", mit Sinn sprechen wollen, so müssen wir dar-

unter den Sinn, das Ziel, den Wert der Freundschaft selbst verstehen. Darum ist auch das wechselseitige Sich-selber-geben und Schenken nicht ein eigentlich gewolltes. Es ist immer ein freies Geschenk und eine freie Gabe. Und gerade diese Freiheit ist wiederum ein ganz wesentlicher Zug der Freundschaft. Zwar will ich den Freund selber haben, nicht bloß irgend etwas, einen Nutzen oder Vorteil von ihm. Aber das ist eben das Eigene dieses Haben-Wollens, das von allem Haben und Wollen sonst so grundverschieden ist, daß von jenem Selbst des Freundes nichts verloren gehen, nichts geopfert werden darf. Ich liebe den Freund, weil er das ist, was er ist, weil er so ist, wie er ist, ich liebe ihn um seiner Eigenart willen. Weil das mein Ziel ist, darum also muß sie in der Freundschaft gewahrt bleiben. Gegenseitiges Schenken und Empfangen des Persönlichsten und Innersten und dieses doch gerade wahren und schonen und in Ehrfurcht heilig halten, damit es gegeben und empfangen werden könne, im Freunde leben und doch auch in eigener Freiheit leben, des Freundes Freiheit wahren und doch sein Innerstes in mich aufnehmen, das ist der Freundschaft tiefster Sinn, ihr höchster Segen, ihre überzeitliche, ewige Bedeutung.

Freilich angesichts der zeitlichen Wirklichkeit und des zeitlichen Geschehens zeigt sich uns ein Bild, auf dem sich zu dem Segen der Freundschaft die Tragik des Freundes gesellt.

„Freunde, es gibt keine Freunde!" wie oft ist doch dieser scheinbar paradoxe Ausspruch des Aristoteles schon zitiert worden. Man ist sich meist über seinen Sinn nicht recht klar geworden. Er scheint geradezu ein Widersinn und Widerspruch zu sein. Daß er das nicht ist, wird sich bald zeigen. Aber das ist doch die dringende Frage, wer denn überhaupt der Freundschaft fähig ist. Man weiß, wie schmerzlich Nietzsche mit ihr gerungen hat, welche schmerzvolle Antwort er darauf gegeben hat. Und man sieht und begreift: Um auch nur die Frage stellen, um mit ihr ringen zu können und, sei es die entsagungsvollste Antwort darauf geben zu können, ist die Freundschaft als Idee im Sinne eines überpersönlichen, übersubjektiven Wertes, an dem das Wirkliche: der subjektive Darsteller dieses Wertes, der Freund, gemessen werden kann, immer schon vorausgesetzt. Idee bedeutet also nicht bloße Vorstellung oder gar bloße Fiktion oder Illusion. Idee der Freundschaft ist der objektive Wert und Maßstab, ist die Wahrheit der Freundschaft, an der erkannt werden kann, ob und inwieweit der wirkliche Mensch wahrhaft Freund sein kann, der Freundschaft fähig ist. Erschütternd wie der Ausspruch des Aristoteles, klingt die Antwort, die Nietzsche auf die Frage nach der Freundschaftsfähigkeit gegeben hat: „Das Weib ist noch nicht der Freundschaft fähig: es kennt nur die Liebe." — „Noch ist das Weib nicht der Freundschaft fähig. Aber sagt mir, ihr Männer, wer von euch ist denn fähig der Freundschaft? Ach, über eure Armut, ihr Männer, und euren Geiz der Seele! Wie viel ihr dem Freunde gebt, das will ich noch meinem Feinde geben, und will auch nicht ärmer damit geworden sein. Es gibt Kameradschaft: möge es Freundschaft geben!"

Die letzte Wendung macht den Sinn der Freundschaft eben als Wert, als sinnvolle Aufgabe zum Unterschiede von ihrer Darstellung im Wirklichen, die noch nicht ohne weiteres erreicht, eben Ziel ist, deutlich.

Man wird freilich gegen Nietzsches Urteil über das „Weib" seine Zweifel auch hier hegen können. Schon das „nur die Liebe" muß Bedenken erwecken. Man wird dagegen fragen dürfen, ob denn nicht die Liebe gerade die höchste Form der Freundschaft sei. Allerdings wird man dann bei der Liebe heiligem Namen nicht an jenes gemeine Triebleben denken dürfen, das auch der Lüstling und die Dirne als „Liebe" bezeichnen, nicht an jenes Begehren, in dem der Mann das Weib nur sucht, weil es Weib ist, das Weib den Mann nur verlangt, weil er Mann ist, in dem beide sich als bloße Gattungsexemplare verlangen. Aber in jener wahrhaft heiligen und reinen Liebe, in der das Wort des Evangeliums in einem besonderen Sinne erfüllt ist, daß, nicht freilich das „Wort", sondern der Wert und der Sinn Fleisch geworden ist, die naturgebunden und wertgebunden zugleich ist, dürfen wir vielleicht gerade den tiefsten Gehalt der Freundschaft sehen. Denn in ihr wird das wechselseitige Sich-Geben und Sich-Empfangen selber seine höchste Gestalt erhalten können.

Ich sagte mit Absicht: es wird seine höchste Gestalt erhalten können. Daß es sie wirklich erhält, das wird nur in den allerseltensten Fällen zutreffen. Wir dürfen sie wahrlich als besonderes Gnadengeschenk des Lebens betrachten. Darum bleibt gewiß die Freundschaft in der Idee und die Freundschaft in der Erscheinung, um eine Unterscheidung Schillers in diesem Zusammenhange anzuwenden, in jener Spannung, die Nietzsche so scharf gesehen hat. Wenn auch nicht hinsichtlich seiner Unterscheidung zwi-

schen Freundschaft und „nur Liebe", aber doch hinsichtlich derjenigen zwischen der Freundschaft, die es gibt, und derjenigen, die es geben möchte und sollte, behält er recht.

Auf dieser Spannung beruht auch die Tragik im Freundschaftsleben. Doch ist sie noch nicht diese Tragik selbst. Solche Tragik kommt in einer anderen Beziehung zur Auswirkung. Es ist jetzt verständlich, daß Freundschaft im hohen Sinne, soweit ihrer der Mensch fähig sein sollte, selbst Höhe der Seelen voraussetzt. Sonst kommt es bestenfalls zur Kameradschaft, schlimmstenfalls zur „Genossen"-schaft. Je höher aber der Mensch steht, um so einsamer ist er. Am einsamsten ist das Genie, und stünde es so mitten im Strome des Lebens wie Leibniz oder Goethe. Sehnsuchtsvoll mag der Mensch ausschauen nach einer gleichgesinnten Seele, nach Freundschaft; je höher er steht, um so schwerer wird er sie finden. Damit beginnt die Tragik der Freundschaft im Leben. Und sie setzt sich darin fort, daß ständig Gefahren innerer Ablösung und Loslösung der Seelen drohen, wenn ihnen einmal das Gnadengeschenk der Freundschaft zuteil geworden: Da ist zunächst die Gefahr, daß man sich leicht auch an den Unwürdigen verloren. Dann bricht jene Enttäuschung herein, an die nicht allein der Schmerz der Trennung von dem gebunden ist, was einem, wenn auch in eigener Täuschung teuer war, sondern auch die Scham über diese Täuschung, in der Abstieg, ja Abfall von uns selber liegt. Da droht weiter die Gefahr und wird leicht zum Ereignis, daß, obgleich ohne Unwürdigkeit, so doch in Ungleichwertigkeit, Menschen, die sich miteinander zur Freundschaft verbunden hatten, seelisch nicht miteinander Schritt halten können. Sie sehen schmerzvoll die innere Loslösung der Seelen voneinander kommen. Vielleicht dürfen sie sich heute noch Freunde nennen und fragen doch bang, ob sie es morgen noch dürfen. Das ist der Fall, durch den die Aristotelische scheinbare Paradoxie: „Freunde, es gibt keine Freunde" ihre Auflösung findet. Gerade bedeutende Menschen können heute nicht sein, was sie gestern waren, und dürfen morgen nicht sein, was sie heute sind. Jeder Tag muß sie ein Stück auf ihrem Lebenswege vorwärts bringen. Damit aber droht endlich selbst gleichwertigen Freunden die Gefahr der Entfremdung. Die Lebensbestimmung eines jeden kann ihn vom Lebenswege des anderen abführen. Nietzsche, der solche innere Ablösung so tief, wie nur wenige erlebt und erlitten, hat ihr in der „Sternen-Freundschaft" einen wundervoll ergreifenden Ausdruck gegeben: „Wir waren Freunde und sind uns fremd geworden. Aber das ist recht so, und wir wollen's uns nicht verhehlen und verdunkeln, als ob wir uns dessen zu schämen hätten. Wir sind zwei Schiffe, deren jedes sein Ziel und seine Bahn hat; wir können uns wohl kreuzen und ein Fest miteinander feiern, wie wir es getan haben, — und dann lagen die braven Schiffe so ruhig in einem Hafen und in einer Sonne, daß es scheinen mochte, sie seien schon am Ziele und hätten Ein Ziel gehabt. Aber dann trieb uns die allmächtige Gewalt unserer Aufgabe wieder auseinander, in verschiedene Meere und Sonnenstriche, und vielleicht sehen wir uns nie wieder — vielleicht auch sehen wir uns wohl, aber erkennen uns nicht wieder: die verschiedenen Meere und Sonnen haben uns verändert!" Ergreifend, sagte ich, wundervoll ergreifend ist hier die die Freundschaft umlagernde Tragik ausgesprochen, und doch: ein wie mildes, versöhnliches Licht selbst auf diese Tragik aus einem edlen, gütigen Herzen, in dem der Glanz der Freundschaft selber aufgeleuchtet hat, strahlen kann, das zeigt uns wiederum Nietzsche: „Daß wir uns fremd werden mußten ist das Gesetz über uns: eben dadurch sollen wir uns auch ehrwürdiger werden! Eben dadurch soll der Gedanke an unsere ehemalige Freundschaft heiliger werden!"

Freunde mögen sich finden und wiederverlieren können, die Freundschaft selber ist ein unverlierbarer Wert. Freunde mögen voneinander lassen können, von der Freundschaft dürfen wir nicht lassen, auf sie müssen wir hoffen und harren und das Herz offen halten, um sie wiederum von neuem schließen zu können:

„Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit,
Der neuen Freunde! Kommt! 's ist Zeit! 's ist Zeit."

Die Tragik der inneren Ablösungen und Loslösungen, durch die sich Freunde fremd werden und verlieren, ist gewiß unendlich schmerzlicher als Freundesverlust durch den Tod. Und doch mußte, als Schillers Tod ihre herrliche Freundschaft geendet, der zurückbleibende Goethe fühlen und erleben, daß ihm „die Hälfte seines Seins" genommen war. Wir verstehen darum aber auch, was es bedeutet, wie wahrhaft gottbegnadet ein Leben, wie dasjenige Schillers, trotz allen Ringens mit einem schweren und herben Schicksal ist, wenn es einmal das Gnadengeschenk einer hohen Freundschaft ohne Ablösung und Loslösung bis an sein Ende begleitet. Je seltener es einem beschieden sein mag, um so höher muß es in seinem Werte stehen, um so heiliger müssen wir es halten und in Ehrfurcht pflegen.

Tiroler Kunst

Von Dr. Josef Garber, Landesconservator für Tirol

Schon eine flüchtige Fahrt durch Tirol, durch das westöstlich verlaufende Inntal von Kufstein nach dem Arlberg, oder von Innsbruck nach seinem Süden, wo heute am Brenner eine neue Grenze das alte einheitliche Sprach- und Kulturgebiet durchschneidet, nach dem Eisack- und Etschtale, vermittelt einem offenen Blicke den Eindruck eines reichen Kunstschaffens der Vergangenheit. Neben Innsbruck, Bozen und Meran bezeugen eine ganze Reihe kleiner, reizvoller Städtchen, wie Kitzbühel, Kufstein, Schwaz, das nahezu unberührte und noch fast unentdeckte Hall, dann über dem Brenner Sterzing, die alte Bischofsstadt Brixen, Klausen und Glurns, daß mittelalterliche und barocke Kunst in diesem Lande uralter Völkerwege zwischen dem Norden und dem Süden die schönen Bergtäler mit einem ungewöhnlich reichen Kunstbestand gesegnet haben. Die Dörfer in den Tälern und im Mittelgebirge mit den verschiedenen Typen ihrer holz- oder steingebauten Bauernhäuser, dazu die vielen Burgen, Ansitze und Schloßruinen ergänzen das Bild vergangener Kunsttätigkeit von Strecke zu Strecke.

Wer sich aber mit den auf gut Glück reichlich erhaschten Reisebildern nicht begnügt, dem drängt die Kunstgeschichte eine so reiche Literatur in die Hand, daß er der Vergangenheit des Landes gern den Vorzug einer eigenartig und reich schaffenden „Tiroler Kunst" zugestehen wird.

Doch die Reichtümer des Landes an hoher Kunst und Volkskunst liegen schon weit in der Vergangenheit. Ein neuer Begriff von Tiroler Kunst hat vor andern durch Defregger seine endgültige Formulierung erhalten. Vieles hatte dazu bei-



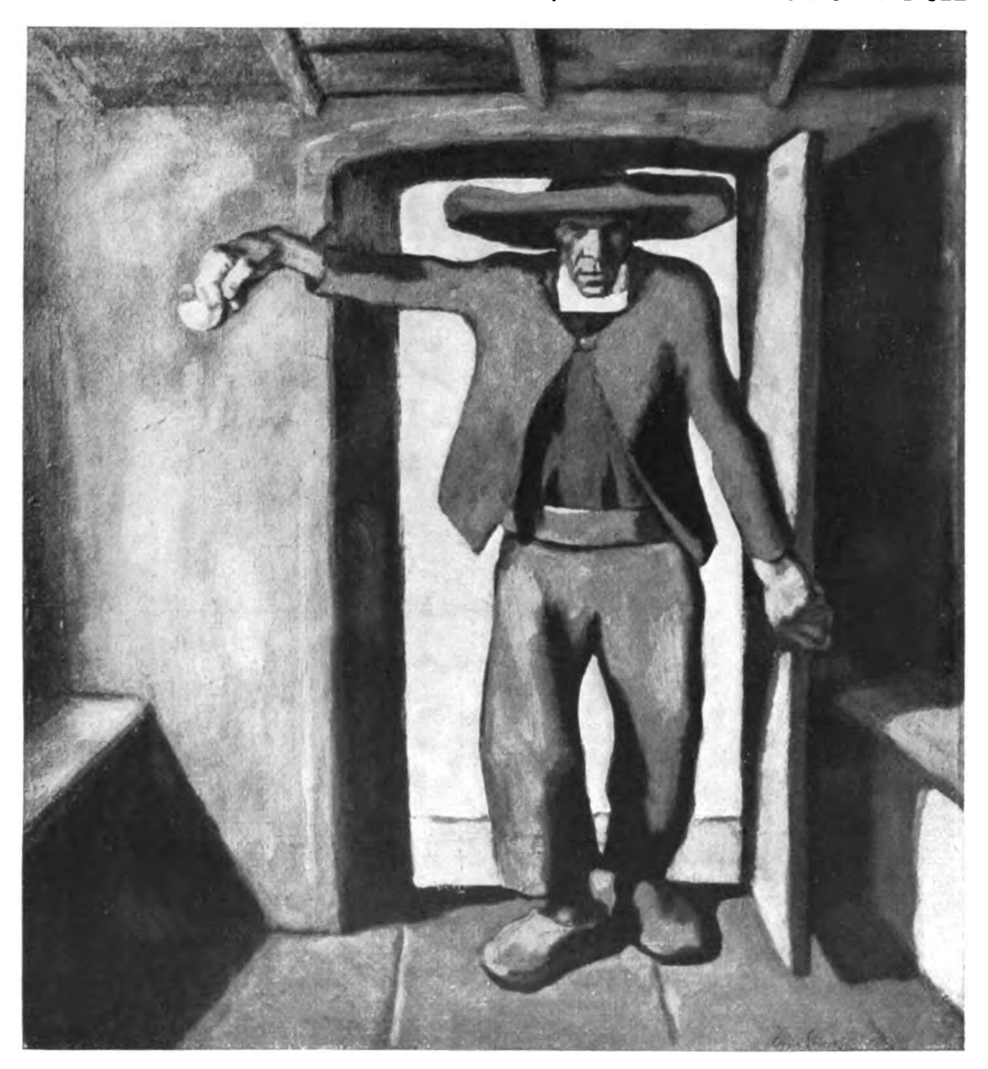
Almhof. Gemälde von Wilhelm Nikolaus Prachensky. Düsseldorf, Städtische Kunstsammlung



Frau Potiphar. Gemälde von Ignaz Stolz

getragen: im Lande selbst war eine stark historische, retrospektive Einstellung durchgebrochen, durch die man sich der großen Bedeutung der Befreiungskriege, der Helden Andreas Hofer, Speckbacher und Haspinger deutlich bewußt geworden war. Ein konservativer Sinn begann sorglich das reiche Volksgut an Sitten, Trachten und Traditionen zu hüten und zu verwerten und sich wohlgefällig an dem neugewerteten Bestande, der vielleicht wirklich reicher als in jedem anderen Gebirgslande war, zu erfreuen. Vorausgewirkt hatte jene Zeit, wo die Zillertaler Sängergruppen und andere ähnliche Gesellschaften ausgezogen waren und der Welt einen höchst eigenartigen Begriff von einem rassigen, lustigen, tanzenden und jodelnden Geschlecht der Berge vermittelten. Dann setzte auch bald der Fremdenverkehr ein. Meran und Bozen-Gries nahmen den Aufstieg zu den Weltkurorten, und wer in das Land kam, konnte alles das, was Franz von Defregger, Alois Gabl, Mathias Schmid und eine ganze Schar von Nachahmern malten, in ein paar Wochen heiteren Aufenthaltes leicht im Lande finden: die Heldenzeit in Volksschauspielen und Feierlichkeiten, die alten Trachten und die alten Gebräuche in Wirklichkeit noch lebendig, und auch alles andere ließ sich finden, die hübschen, schäkernden Diandlen, die Wilderer mit der Hakennase und dem Jägerlatein, das Leben auf der Alpe und in der Sennhütte, die freundlichen Idyllen der Bauernstube, das Zitherspielen, Jodeln und Singen, das Tanzen und Schuhplatteln. Aber schließlich nahm diese Art Malerei von Land und Leuten doch nur die pathetische oder heitere Note, und sie wurde in den Händen der vielen Nachahmer süßlich, langweilig, unwahr und so unpassend, wie der Hermelinverputz, mit dem König Georg IV. von England den Lodenrock der Zillertaler Sänger garnierte.

Defregger, dem Repräsentanten der älteren Tiroler Kunst, erwuchs in Albin



Weihwasser nehmender Bauer. Gemälde von Prof. Albin Egger-Lienz

Egger-Lienz der Führer der neuen Bewegung. Das will zwar nicht sagen, daß nicht auch andere Künstler die modernen malerischen Probleme gleichzeitig, ja sogar stärker und spezieller als Egger-Lienz gepflegt haben, aber in dem bodenverwachsenen Schaffen Eggers erhellt heute bei seiner überragenden künstlerischen Stellung die Neuorientierung der Tiroler Kunst am klarsten. Defregger und Egger-Lienz entstammten demselben kleinen Bauerndorfe Dölsach im Pustertale, sie standen im besten Lehrer- und Schülerverhältnisse, und auch Egger griff in seinen frühen Werken auf die Befreiungsgeschichte des Landes. Aber schon damals stellte er sich durch eine mehr impressionistische Malweise und eine freiere, nicht mehr an bestimmte historische Persönlichkeiten und Begebenheiten gebundene Stoffwahl („Das Gebet nach der Schlacht", „Das Kreuz", „Der Totentanz") zu seinem Lehrer im Gegensatz. Bald vollzog sich dann in der Bauerngestalt Eggers eine große Wandlung: sie verliert die individuellen Züge, die lokale Tracht, die zufällige Bewegung und erhebt sich aus diesen abgestreiften, alten Hüllen zu einem mächtigen, allgemein gültigen Vertreter der Menschheit, der Bauer wird in seinem erd- und gottnahen Arbeiten und Handeln ein Typus, ein Symbol des Menschen. Es war konsequent, daß der Künstler nun auf die impressionistische Malweise verzichtete und sich eine herbe, einfache Farbenskala suchte, die

wie ein ernster Choral das weihevolle Dasein seiner Gestalten begleitete. Selbst das einfachste Handeln seiner Menschen wird wie bei den Bauern des Jean François Millet monumental, wächst aus dem Bäuerlichen zum allgemein Menschlichen, wird von der novellistischen Idylle zu einem lapidaren Satz oder zum Gedichte. Wenn der alte Bauer vom hellen, freien Acker in seine dunkle Stube tritt und seine riesige Arbeitshand zum Gefäß mit Weihwasser ausstreckt, um sich und seine Hütte damit zu segnen, so ist im monumentalen Erfassen dieser höchst einfachen Handlung der tiefste, symbolische Sinn des heiligen Gebrauches bedeutungsvoll und restlos erschlossen. Der ernste Geist, den Egger-Lienz aus der Scholle löste, ist für die ganze neuere Tiroler Malerei wirksam geworden, ob sie sich der Figurenmalerei, dem Landschaftsbilde oder dem Stilleben zuwandte: er trieb sie vom Genrehaften zum Typischen, vom Zufälligen zum Wesenhaften, von der Oberfläche zum vertieften Sinne.

Eine Anzahl Tiroler Maler wie Leo Putz, eine Hauptkraft der Münchner „Scholle“, Eduard Thöny, der bekannte Zeichner des Simplizissimus, die romantischen Brüder Schiestl, Prof. Rudolf Nißl u. a., die hauptsächlich außerhalb des Landes leben, sind schon lange im deutschen Kunstschaffen bedeutsam hervorgetreten. Egger-Lienz insonderheit war seit seinem Professorenjahre an der Weimarer Akademie von einer vielumstrittenen Persönlichkeit zu einer allerstärksten Erscheinung unter den deutschen Malern emporgewachsen. Das zeigte sich im verflossenen Jahre äußerlich auch dadurch, daß der Hauptraum des Glaspalastes in München einer Kollektivausstellung seiner Werke eingeräumt wurde. Der mächtige Eindruck dieser Ausstellung klang vom Süden wie ein letzter, wuchtiger Fanfarenruf nach dem Norden, und als



Bergfriedhof. Gemälde von Artur Nikodem



Die Fremde. Gemälde von Leo Sebastian Humer

Egger-Lienz im November 1926 in Bozen, der Stätte seines letzten Schaffens, starb, wußte Tirol, daß dem Lande seit Josef Anton Koch und Franz von Defregger kein auch für das allgemeine deutsche Kunstschaffen so bedeutsamer Künstler mehr geschenkt worden war.

Von den übrigen Künstlern Tirols, die inzwischen still im Lande herangewachsen waren, ist außerhalb der engeren Landesgrenzen nicht viel Kunde laut geworden, so daß es ausgesehen haben mochte, als ob das südlichste deutsche Sprachgebiet seine uralte, künstlerische Tradition, seine reiche Volksbegabung der neuen Generation vorenthalten hätte. Schuld daran war nicht die Sterilität, sondern der Mangel einer Gelegenheit, einmal vereint vor den Brüdern im Norden hintreten zu können.

Das Jahr 1926 brachte, nachdem auch im Lande selbst seit der Jubiläumsausstellung 1909 keine größere Bilderschau möglich geworden war, die erwünschte Gelegenheit einer Ausstellung der Tiroler Kunst in Deutschland. Zur Zeit der größten Not im Ruhrgebiete hatte das Land Tirol viele arme Kinder jener Industriebezirke zur Pflege übernommen. Zum Danke dafür lud



Bergstadt. Gemälde von Alfons Walde

die Stadt Gelsenkirchen die Tiroler Künstlerschaft zu einer Ausstellung ein. Dieser rührende Lohn für eine Tat der Nächstenliebe sammelte mit einem Schlage die zerstreut und verborgen liegende Ernte künstlerischen Schaffens und gab die erste Möglichkeit zu einer halbwegs zusammenfassenden Kunstschau im Deutschen Reiche.

Die Ausstellung von fast 200 Werken kam zunächst in Gelsenkirchen vom 18. Oktober bis 15. November 1926 zustande. Von dort wanderte die



Abend. Gemälde von Alfons Schnegg-Mühlau



Häuser am Bach. Gemälde von Rudolf Wacker

Ausstellung „Tiroler Kunst“ nach Düsseldorf, nach Mühlheim und Hamburg. Der Albrecht Dürer-Verein in Nürnberg brachte die Ausstellung dann nach Nürnberg und nach Würzburg, bis sie im Münchner Kunstverein ihre Schlußstation fand. Ausgestellt wurden insgesamt 386 Werke von 84 Tiroler Künstlern. Niemand, der mit den Qualitätsforderungen, die heute an deutsche Kunstausstellungen gestellt werden, nur halbwegs vertraut ist, gab sich einer übertriebenen Hoffnung hin, daß die Wanderausstellungen der Tiroler Künstler für Deutschland etwas Ungewöhnliches bedeutet und Werke zur Schau gebracht hätten, die aus absonderlichen, abgekapselten Werkstät-



Lenz und Burga. Gemälde von Friedrich Hell



Die Eismänner. Gemälde von Prof. Rudolf Gloß

ten hervorgegangen wären. Im Gegenteil zeigte das Gesicht der Ausstellungen einen der allgemeinen deutschen Kunstentwicklung verwandten Typus. Man sah, daß auch das „Land im Gebirge“ sich inzwischen dem Impressionismus, dem Kult der Farbe, der Wesensbetonung der expressionistischen Richtung, dem Vertiefen rein künstlerischer Probleme gegenüber der gefälligen Erzählung der alten, heimatlichen Stoffe, nicht verschlossen hatte. Es zeigte sich Schalten und Walten der gleichen Kräfte und Einflüsse, die die deutsche Kunst überhaupt in der letzten Generation geleitet und genährt hatten. Die Kunststadt an der Isar, in der die meisten Tiroler Künstler ihre Ausbildung genossen hatten, war über die neue Grenze hinweg die alte Vermittlerin geblieben.

Wie nun ein Heimatsstoff zum monumental symbolischen Daseinsbilde gestaltet wird, zeigt W. Nikolaus Prachenskys „Almhof“. In stiller, einsamer Größe liegt diese höchste Zuflucht für Menschen und Tiere ohne jede „Almidylle“, aber wie eine geheimnisvolle, dunkle Überraschung im rhythmischen Wellengang der Gebirgshöhen. Nur die Herausschälung des Wesenhaften vermag den trotzigen Bund, den der Mensch mit der kärgsten Natur in der höchsten Besiedlung schließt, zum gleichwertigen Bildeindruck zu gestalten. Oskar Mulley, der sich viel mit düsteren Landschaften und dem Spuk der Geister beschäftigt hat, genügen zwei Holzschuhe zu einem Stilleben, aus dem man Humor wie Tragik herauslesen kann. In Alfons Schneggs Gemälde „Abend“ wandelt sich die erzählende Note zum zeitlosen, poetischen Daseinsbilde, durch das eine süße Müdigkeit der Stunde wie die einfache Melodie einer Volksweise klingt. Dem Kult der Farbe in dem Sinne, wie ihn die Münchner Künstlergruppe „Scholle“ als eine Reaktion gegen die braune Ateliermalerei auf ihr Programm geschrieben hatte, gilt das ganze reiche Schaffen des aus Meran stammenden Leo Putz in München. Zwischen Impressionismus und dekorativ ausgewerteten, feinen Farbenharmonien bildet der Bildinhalt, ob es sich um ein paar Personen in freier Landschaft oder um Atelierszenen handelt, eine Nebensache. Seine Bilder sind aus Rausch und Klang der Farben komponiert, die in ihren



Herbstmorgen. Farbenholzschnitt von Engelbert Lap

feinsten, ja überfeinerten Zusammenstellungen den Farbengeheimnissen alter Stoffe, schillernder Gläser und bunter Muscheln abgeschaut sind. In Artur Nikodems Bildern erscheint eine ähnliche farbenfrohe Begabung bei der Wahl mehr heimatlicher Stoffe und noch stärkerer Betonung der dekorativen Flächenhaftigkeit. Die fein und überlegt gezogene Linie dagegen bestimmt wesentlich den kühl ausgeglichenen Charakter der Bilder von Leo Humer. Gefühl für das Abwägen von hellen und dunklen Flächen gibt seinen Gemälden eine kühle Klarheit; da er es aber vor allem



Jugendland. Gemälde von Alfons Dum

versteht, die Einzelfigur im reizvollen, ein wenig dekadenten Linienspiel zu umspinnen, ist er rasch ein beliebter Frauenporträtist geworden. Ernst Nepo geht mit einem den florentinischen Frührenaissancemalern abgelauschten zeichnerischen Erfassen an seine Aufgaben und löst sie, ob es sich wie bei der Ausmalung des Leopoldensaales in Innsbruck um Wandgemälde, um ein Bildnis oder um eine Madonnendarstellung handelt, in einem sympathischen Zweiklang von Naturalismus und Stilisierung. Als vorzüglicher Porträtist hat sich Hubert Lanzinger erwiesen. Sein feines Empfinden für die Eigenheiten des Pastelles hat er in einer Reihe prickelnder Stilleben und kleiner Figurenbilder von sammetartiger Weichheit gezeigt.

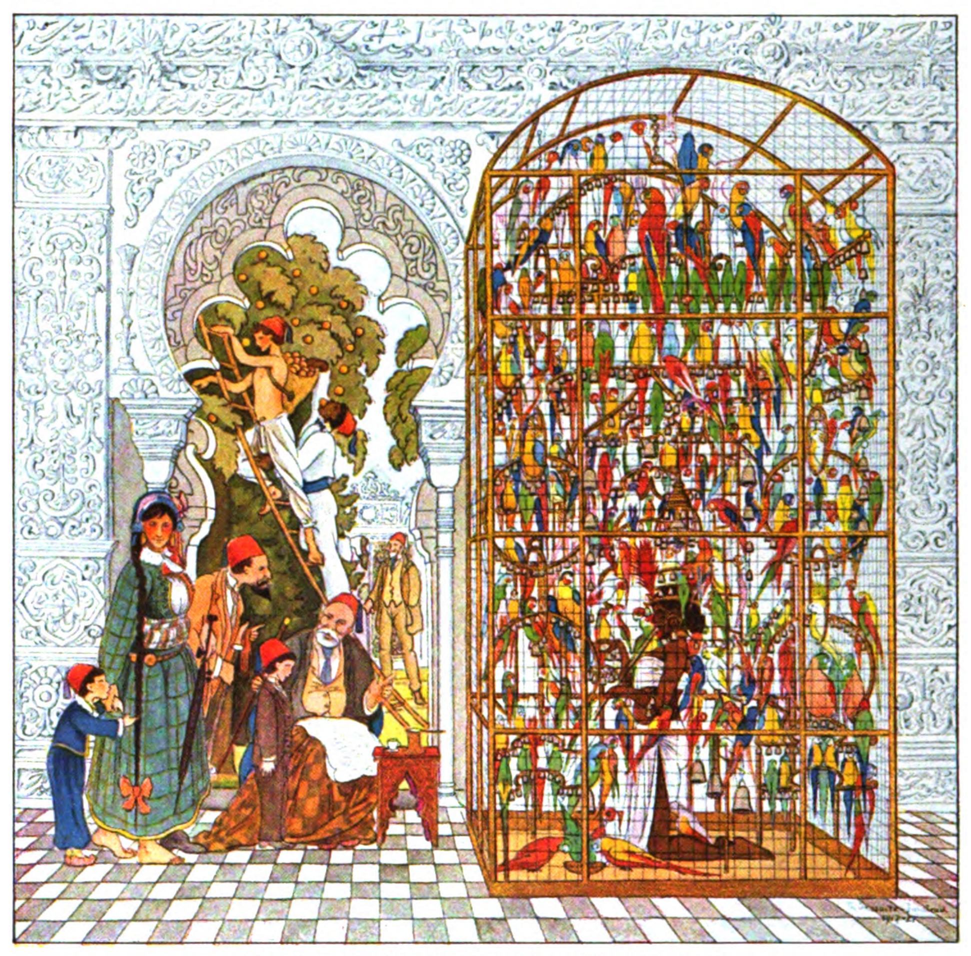
Um die Kette der Entwicklung auch mit der Vergangenheit zu verknüpfen, fehlen Tirol nicht jene Künstler, die aus dem blauen Lande der Romantik kommen. Eine vielleicht noch zu enge Anlehnung an Schwind empfindet man im „Jugendland" des Alfons Dum. Wer es aber wie Friedrich Hell versteht, den romantischen Zug in einer neuen, zeitgemäßen Fassung herauszuheben, der findet auch ohne Verkleidung in das Kostüm der Vergangenheit die blaue Blume mitten im modernen Leben. In eigenartiger, moderner Malweise, stark und herb wie der Duft der Alpenblumen, baut dieser hervorragende Künstler, der wie ein Bauer mitten unter den Bauern im Zillertale lebt, seine Bilder wie den klaren, harten Bau der steinernen Gebirgslandschaft auf. Wenige Figuren träumen in den eckig zerbröckelnden Felsen, als wären sie selbst mit der Natur versteinert. So hören „Lenz und Burga" jene



Idylle. Gemälde von Rudolf Lehnert. Nürnberg, Sammlung J. Merkenthaler

uralte Alpensage raunen, die sich wohl in ihnen selbst verkörpert hat. Paul Rittinger führt seine lebhafte Phantasie vollends in das Gebiet der Sage und des Märchens. Auch die Gestalten, mit denen Rudolf Gloß seine freien, weitgeöffneten Bergpässe gerne bevölkert, werden, trotzdem sie mit vollem Realismus der Gegenwart entnommen sind, zu symbolischen Trägern einer Naturstimmung oder eines Menschendaseins. Die „Eismänner" verkörpern die trotzig ruhige Kraft aller jener Hochsiedler, die zeitlebens in der Kampfzone zwischen Eis und Sonne leben.

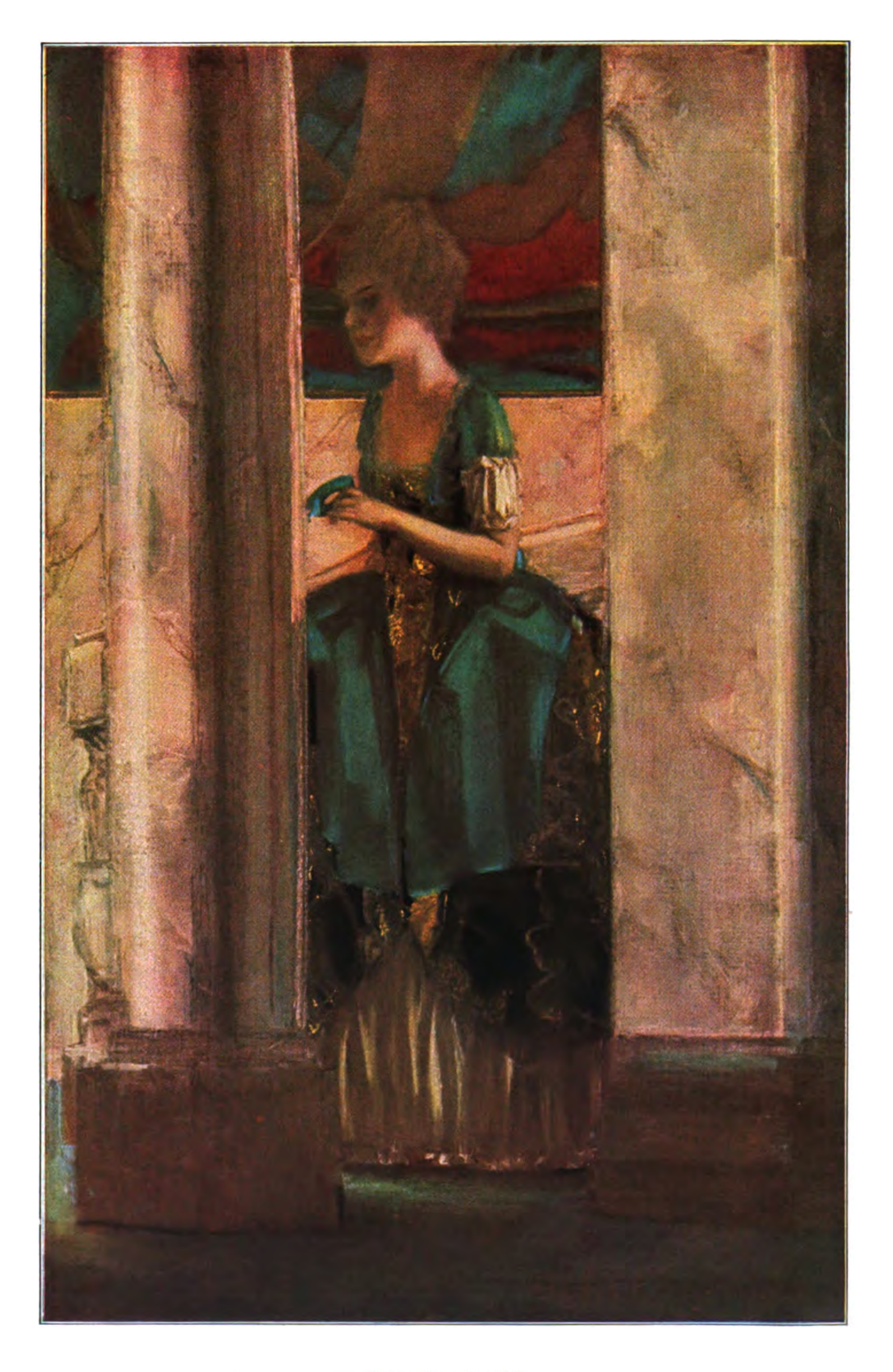
Für Bozen und seine Umgebung ist die reiche und vielseitige Tätigkeit der drei Malerbrüder Ignaz, Rudolf und Albert Stolz von größter Bedeutung, vor allem auch deshalb, weil sie viel „angewandte" Kunst schufen. Die „Frau Potiphar" des Ignaz Stolz zeigt das gute Ergebnis der Schätzung alter Kunstwerte in Verbin-



Der Papageienfreund. Aquarell von Paul Rittinger

dung mit den modernen Errungenschaften und gibt im Kampfe des Lichtes mit dem Schatten eine, dem Bildinhalte glänzend angepaßte Vortragsnote. Sonst hat sich Ignaz Stolz hauptsächlich als Porträtist betätigt, während sein Bruder Rudolf Stolz fast ausschließlich Freskomaler ist. Ein feiner Sinn für großzügige Linienführung, für Rhythmus und Klarheit, der auch aus dem Entwurf für ein Wandgemälde „Mariä Himmelfahrt" hervorleuchtet, prädestinieren Rudolf Stolz für die monumentale Wandmalerei. Von seinem „Nibelungenzyklus" in der Turnhalle in Bozen bis zu seinen letzten großen Freskoarbeiten an der Fassade des Weinhauses Kreuz in der Altstadt in Innsbruck und den zwölf Monatsbildern im Speisesaal des Hotels Stiegl in Bozen ist ein fortwährendes Wachsen seines monumentalen Stiles zu beobachten. Der „Totentanz" im Friedhofe des im Kriege zerschossenen, jetzt wieder aufgebauten Dorfes Sexten im Pustertale hält einen Vergleich mit den besten, modernen Wandgemälden aus.

Selbstverständlich zogen die landschaftlichen Schönheiten Tirols viele Maler in ihren Dienst. Josef Weber-Tyrol ging, wie seine frühen Bilder in der Wandelhalle in Meran zeigen, zuerst von einer dekorativ-stilisierten Erfassung großer landschaftlicher Szenerien aus, bis er sich, immer mehr nach der tonigen Seite hin verfeinernd, im einfachen Landschaftsausschnitte, eingehüllt in feingestimmte, delikate Farbenharmonien, aussprach und vor allem den warmen, sonnigen Ausdruck Südtirols erschöpfte. Weber-Tyrol hat sich aber auch viel mit dem Stilleben, Tierstück und auch mit dem Porträt beschäftigt. Alfons Walde dagegen ist der Darsteller der kühleren, härteren Landschaft Nordtirols geworden.



Maskenball
Gemälde von Hubert Lanzinger

Seine Heimatstadt Kitzbühel bietet ihm auf Schritt und Tritt reiche, landschaftliche Motive. Vor ein paar Jahren hat Walde zeichnend dafür, mit welcher Hingebung der Künstler einem Thema bis zur restlosen Erschöpfung seiner letzten Variationen nach-



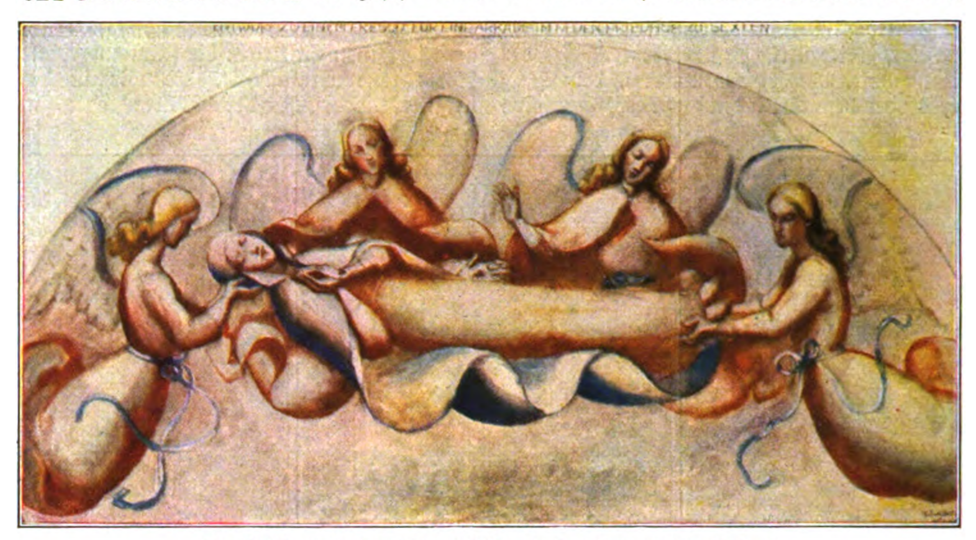
Reigen. Gemälde von Prof. Leo Putz. Sammlung Dr. Leo Thies, Zuffenhausen

in Innsbruck einmal einen Zyklus von nicht weniger als 30 Winterbildern ausgestellt gehabt, die die Herrlichkeiten der verschneiten Erde vom Talboden bis zum höchsten Gipfel wiedergaben. Das war be- ging. Walde besitzt viel Sinn für den geologischen Bau der Landschaft, den er zu einer wohlgeordneten Tektonik des Bildes verwertet, er hat empfindsame Nerven für die Farbspiele der Natur, die er leise

dekorativ im Bilde umstimmt: darauf basiert, gleichgültig ob sich der Künstler der Landschaft, der Figuralmalerei, dem Porträt oder dem Stilleben zuwendet, der feine Stil seiner Gemälde. **Engelbert Lap** erreicht in seinen farbigen Holzschnitten aus guter Anordnung der Kulissen neben dekorativen Effekten auch stimmungsvolle Werte. Nach dem Prinzipe eines absichtlich primitiven Verismus vermeidet **Rudolf Wacker** sowohl in seinen Landschaften, als auch in seinen Stilleben die stimmungsvolle Note; jene Einfachheit, die wir in der primitiven Kunst der Völker oder in Kinderzeichnungen bewundern, soll das Gefühlsmoment ersetzen oder neuartig umdeuten. Der auch als Graphiker und Illustrator tätige **Rudolf Lehnert** macht aus der Ansicht Innsbrucks eine „Idylle“ im biedermeierischen Geiste, denn des



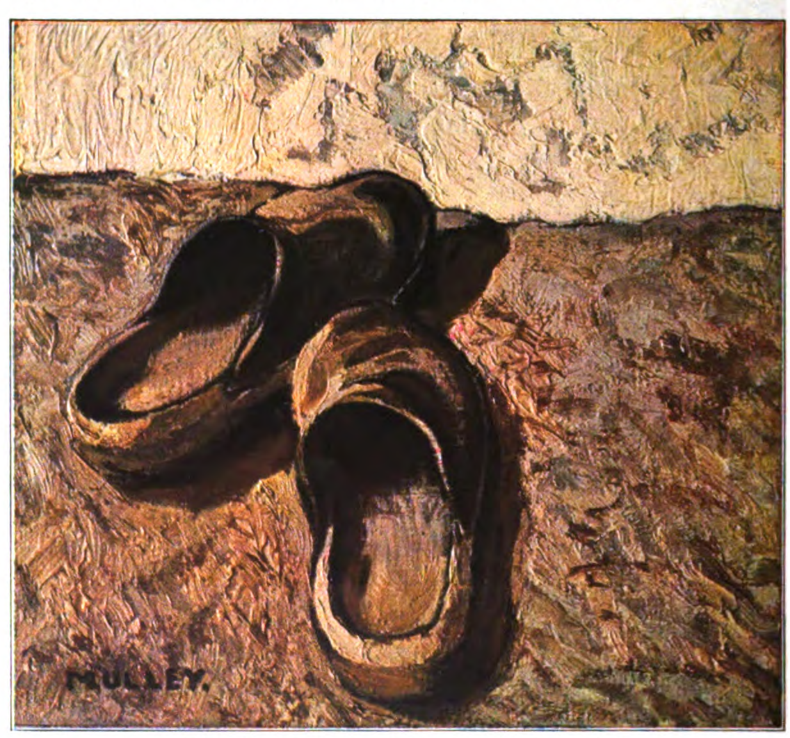
Der Lord und sein Piqueur. Gemälde von Eduard Thöny. (Kunstausstellung Brakl, München)



Mariä Himmelfahrt. Entwurf für ein Fresko von Rudolf Stolz

Künstlers guter Stern ist der Altwiener Ferdinand Waldmüller, dem er seine hingebende Liebe zu einem empfindsamen Naturalismus im Bilde verdankt.

Eine große Zahl von Künstlernamen taucht im gegenwärtigen Kunstschaffen Tirols auf, nur jene sind hier erwähnt worden, die auch im Bilde vorgeführt werden konnten. Ihre Namen genügen aber für den Beweis, daß das Land im Gebirge den großen tirolischen Meistern der Vergangenheit — dem Meister der Gotik Michael Pacher, den Barockmalern Paul Troger, Johann Holzer und Martin Knoller, dem Architekten der Barockstifte Jakob Prandauer, dem „Vater **der heroischen Landschaft“ Josef Anton Koch, dem Vertreter des Klassizismus Franz Zauner und endlich Franz von Defregger — auch heute noch mit einem tüchtigen Schaffen die Gefolgschaft** gibt und daß das südlichste deutsche Gebiet nach alter Überlieferung warmen Anteil am Kunstwollen des deutschen Volkes hat.



Stilleben mit Schuhen. Gemälde von Oskar Mulley



Zillertalerin. Gemälde von Ernst Nepo



Carl Peters nach eigenen Briefen

Von Otto v. Gottberg

(Fortsetzung und Schluß)

„Kilimandscharo-Station, 26. Nov. 91.

Ich brauche wohl nicht erst um Diskretion bezüglich Benutzung dieses Briefes zu bitten:

Ihren Artikel über die Zelewski-Katastrophe habe ich mit einigem Interesse gelesen, aber kann mit den Schlußfolgerungen nicht ganz übereinstimmen. Was ich schreibe, bitte ich auch unseren Freunden (im Reichstag), insbesondere Herrn v. Kardorff, Graf Mirbach, Graf Arnim usw. mitzuteilen.

Sie stehen in Deutschland viel zu sehr unter dem Eindruck einer Panik. Von einer allgemeinen Bewegung oder Erhebung in Ostafrika ist nicht die Rede. Damit ist es ebensosehr Mumpitz, wie seinerzeit mit der allgemeinen Aufstandsbewegung ad majorem gloriam Wissmanns. Dies habe ich doch wahrlich genug bewiesen, seinerzeit und auch während meiner Emin-Expedition durch dieses (gegenwärtig) aufständische Gebiet. Darum hätte ich nicht geglaubt, einen so hellen jungen Mann, wie Sie, noch darauf aufmerksam machen zu müssen. Ich habe, um den Nonsens einer solchen Auffassung zu beweisen, eine mir in diesem Augenblick vom Gouvernement zugedachte Verstärkung durch zwanzig Sudanesen abbestellt und außerdem Herrn v. Bronsart gestern mit fünfzehn Mann an die Küste zurückgeschickt. Ich stehe danach in meinem Gebiet mit nur fünfzig Mann, die auf einzelne Posten in weit voneinander entfernten Gruppen von zwei bis sechs Mann verteilt sind, während nur sechsundzwanzig bei mir bleiben. Hiermit beherrsche ich diese Gebiete vollständig, weil ich Sultane und Stämme richtig behandele. Sie dürfen überzeugt sein, meine Politik ist nicht weniger stolz als die irgendeines anderen, und das kaiserliche Ansehen bleibt mir Herzenssache, ich möchte sagen Objekt meines persönlichen Ehrgeizes, der sicherlich stärker als in manchen anderen ist. Wie geht es denn nun zu, daß ich dieselben Erfolge mit geringeren Kräften sichere als Wissmann und seine Leute mit Massenaufgeboten?

Einerseits, weil ich in den Verkehr mit Eingeborenen stets das persönliche Element hineintrage. Ich habe in der Tat eine große Geringschätzung für diese Afrikamenschen, und das zeige ich auch instinktiv im Verkehr mit den Großen des Landes. Sodann, weil ich genau die gegebenen Kraftchancen berechne und mir überlege, unter welchen Bedingungen ich stets Herr der eingeborenen Kräfte durch sie selbst bleiben kann. Ich wende stets das divide et impera an. Ich suche mir stets die Interessen einer starken Partei anzugliedern, und so habe ich überall sehr schnell, was ich will, nämlich einen geschlossenen persönlichen Anhang, wie seinerzeit in Uganda oder Galliland, wie jetzt am Kilimandscharo.

In größerem Stil muß so die deutsche Verwaltung handeln. Militärische Kraftentfaltung ist überall verrückt, wo nicht deutsche Interessen durch sie gefördert werden. Das Herumziehen mit militärischen Expeditionen in Ländern, wo nichts zu suchen ist, ist zweckloses Herumstochern in Wespennestern. Was soll dies Aufreizen und die naturgemäße Reaktion z. B. jetzt im Land der Wahehe? Auch wenn eine Expedition dort siegreich ist, hat die Verwüstung des Landes doch keinen Zweck, wenn die wirtschaftliche Ausbeutung nicht unmittelbar folgen kann. Dazu kommt, daß eine Expedition gar keine endgültigen Resultate erzielen kann. Günstigsten Falles weicht die Bevölkerung aus, und man kehrt unverrichteter Sache zurück. Ist es nötig, ein Land in Besitz zu nehmen, so ist nur das System der militärischen Stationen erfolgreich. Mit diesem haben die Angelsachsen Amerika erobert. Nur dies System kann uns Ostafrika erwerben. Als ein kostspieliges ist es aber auch nur anzuwenden, wenn man auch sofort den Distrikt in Ausbeutung nehmen will.

Damit komme ich zu Ihrem Artikel. Sie verlangen einen Vernichtungskrieg gegen die Wahehe, weil die deutsche Waffenehre in Frage stehe. Mein lieber Arendt, Ihnen ist bekannt, daß ich bezüglich der deutschen Waffenehre sehr sensibel bin. Aber Sie sind im Irrtum, wenn Sie glauben, daß unsere Waffenehre, auch nur in Ostafrika, durch solche Katastrophen gefährdet werden kann.

Die Eingeborenen sind klug genug zu wissen, daß eine Überrumpelung auch dem Stärksten passieren kann. Darum wird unsere allgemeine Stellung durch die Katastrophe nicht erschüttert. Doch gebe ich zu, daß Deutschland gegen die Wahehe handeln muß. Das geschieht in richtiger Weise ohne Frage nur dadurch, daß wir eine starke Militärstation an einen günstigen Punkt nahe der Grenze des Landes vorschieben. Reagieren wir in dieser Weise, dann hat die Katastrophe nicht eine Verminderung, sondern eine Hebung unseres Ansehens zur Folge. Die Leute sehen dann, daß Deutschland durch eine solche Niederlage nicht beirrt wird, sondern aus derselben lernt.

Ich habe hier eine ganz ähnliche Lage gehabt. Am 2. September verlor ich Schubert (Unteroffizier), weil ich das System der Höhlenbefestigungen noch nicht kannte. Am 27. September griff ich wieder an, und zwar mit Ausräuchern, wobei vierzehn Eingeborene mitverbrannten. Jetzt ist unser Ansehen hier so groß, als ob nie ein Weißer gefallen wäre.

Also beruhigen Sie die guten Leute, und

schreiben Sie nicht: das Vaterland ist in Gefahr oder videant consules. Machen Sie ein Ende mit der Auffassung, daß etwas von prinzipieller Wirkung geschehen ist.

Nicht eine Verstärkung der Truppe ist nötig, sondern eine Abänderung des Systems, wie solche auch der Gouverneur plant, und vor allem eine neue Organisation der Truppe, wenn Berlin sich dazu entschließen kann.

Sie können unserer Sache sehr nützen, wenn Sie maßgebende Kreise in dieser Richtung zu bestimmen helfen. Ich weiß, daß es sich bei diesen Fragen um unsere Kolonialpolitik überhaupt handelt. Eine Kolonialpolitik, die in die französisch-italienische Bahn des kostspieligen Klopfsystems gerät, ist unnational, und ich werde zu denen gehören, die davon abraten. Aber eine solche Wendung kann noch verhindert werden, wenn man sich auf die allgemeinen Gesichtspunkte einer wirtschaftlichen Kolonialpolitik besinnt und zu dieser zurückkehrt.

Herr v. Soden (der Gouverneur) scheint dazu entschlossen, und ich bitte Sie auch den abgeschmackten Angriffen auf sein System entgegenzutreten, soweit Sie können. Man soll doch Soden erst Zeit und Gelegenheit geben, sein System durchzuführen."

Während dieser Brief an Arendt abgeht, sind wahre Ursache und wirklicher Verlauf der Katastrophe im Gouvernement noch unbekannt. (Siehe Rochus Schmidt, Generalmajor a. D.: „Aus kolonialer Frühzeit", Safari-Verlag.) Peters ist am Kilimandscharo noch weniger unterrichtet und urteilt nicht nach Tatsachen, sondern kämpft mit temperamentvoller Leidenschaftlichkeit für das von ihm und dem Gouverneur befürwortete System.

Gerade der Gouverneur hatte die militärische Machtentfaltung im Land der Wahehe befohlen, nachdem die kriegerischen Wilden Nachbarstämme ausgeplündert und kaiserliche Beamte verunglimpft hatten. Hauptmann v. Zelewski, der Kommandeur der Schutztruppe, glaubte dem achtbaren Gegner durch Erscheinen mit mehreren Kompagnien imponieren zu müssen. Der Häuptling der Wahehe schickte der Kolonne Boten entgegen, um Verhandlungen einzuleiten. Doch seine Sendlinge kamen von der Hand eingeborener Feinde der Wahehe um, und der Häuptling sah im Ausbleiben einer Antwort die Kampfansage. Seine Krieger erwarteten die Deutschen im Busch, während die Expedition nach afrikanischem Brauch in der Kolonne zu einem auf Kilometerlänge marschierte. Zelewski war einer der ersten Chefs der Wissmanntruppe, ein bewährter, älterer, im Buschkrieg erfahrener Kolonialoffizier, aber durchzog, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, feindliches Gebiet, ohne sich durch Vorhut oder Seitenpatrouillen zu sichern. Die Wilden lauerten in breiter Front zur Linken seines Weges, und die Kolonne marschierte auf wenige Schritte an ihnen vorbei. Als die Wahehe die lange Kette vor sich sahen, brachen sie aus dem Busch und metzelten Weiße wie Schwarze nieder, bevor auch nur die Gewehre entsichert waren.

Peters kommt denn auch nicht mehr auf die Katastrophe zurück, sondern schreibt:

„Kilimandscharo-Station, den 2. Nov. 91.

Besten Dank für Ihre geschickte und schneidige Verteidigung in der Massai-Affäre, 1) Wippchen, 2) Anti-Voß, die uns allen sehr gefallen hat. (Die Presse der Gegner hatte Peters allzu schroffe Behandlung der Eingeborenen vorgeworfen.) Sie haben mit Ihren Schlüssen völlig recht. Treiben Sie die Sache nun weiter, eventuell als Interpellation im Reichstag. Wir können hier (bezüglich des Urhebers der Angriffe) nur auf F ...... raten, der allein verheiratet ist. Vielleicht fragt Kardorff im Reichstag, wie sich die Regierung zu so plumper Verleumdung eines kaiserlichen Kommissars unter Mitwirkung eines Offiziers der Schutztruppe stellt?

Bei dem jetzt kommenden Prozeßkampf Soden/Wissmann stellen Sie sich, bitte, rückhaltlos auf Sodens Seite.

Kilimandscharo-Station, 28. Nov. 91.

Ich muß Ihnen leider mitteilen, daß ich heute Nachrichten von der Küste bekommen habe, die mich zwingen im Fall einer Ablehnung von einer Forderung meinerseits den Abschied einzureichen. Der Grund ist zwingend, und ich bitte Sie, unsere Freunde im Reichstag und A. D. V. entsprechend vorzubereiten.

Ich gebe Ihnen jetzt zu, daß in Ostafrika allerdings nichts mehr für mich, aber freilich auch nichts für Deutschland zu holen ist.

Kilimandscharo-Station, 12. Januar 92.

Sie erhalten die gewünschte Bestätigung von Pechmann (Münchener Maler), der Ihnen den Eintrag aus seinem Tagebuch vom Abend des 10. 9. mitteilt, wo Bateman (englischer Missionar) die Erzählung machte. Meinen Namen lassen Sie aus.

Schärfen Sie bitte Schröder schleunige Veröffentlichung meiner Broschüre ein; unverändert selbstverständlich! Wenn ich ein wenig schroffe Ausdrücke wähle, so will ich sie eben wählen, und wünsche nicht, daß irgendein Schmierpinsel mit seinem Gewäsch darüber fährt.

Der große Afrikareisende B ..... ist ja nun auch wohl an der Küste angelangt.

Eine blödsinnigere Geschichte als 400 000 Mark in einen Viktoriaseedampfer zu stecken, habe ich noch nie erlebt.

Übrigens, daß Wissmann nicht eben an Übermaß von Schneid leidet, werden jetzt wohl auch Sie aus seiner Wahehe-Angst sehen. Der „große Durchquerer"! Mut hat er nie viel besessen nach meiner Ansicht, wohl

aber viel mehr Verschlagenheit, als das große Publikum ihm zutraut.

Inzwischen wird Johannes Ihnen erzählt haben, wie vorzüglich unsere Station liegt. Jetzt ist sie ausgebaut, und ich spreche aus, daß ich mit großer Genugtuung darauf hinblicke.

Bitte, übernehmen Sie es, dem Vorstand des A. D. V. meinen verbindlichsten Dank für seine liebenswürdige Zuschrift auszusprechen.

In der Polenfrage gehe ich nicht mit Ihnen. Wozu diese kleinlichen Ränke? Gegen Rußland können die Polen uns von großem Nutzen sein.

Ich habe die ganze Sache ziemlich satt und wäre froh, wenn ich mit Anstand herauskönnte.

Eine neue Ausgabe von „Deutsch-National" (Sammlung seiner politischen Schriften) bin ich bereit zu bearbeiten, wenn Walther (der Verleger) mich darum angeht. Ob ich inzwischen in den Hintergrund gedrängt werde, ist mir so gleichgültig wie dem Esel das Rindfleisch. Im Hintergrund von Lumpen zu sein, ist besser als im Vordergrund. Der Pöbel ist viel zu gemein, als daß es einen reizen könnte nach seinem Applaus zu streben."

Noch heute schmerzt, daß Peters seine Abneigung gegen Wissmann nicht überwinden kann. Der „große Durchquerer", der den Mut fand, zweimal Afrika zu durchqueren und den Kassai zu erforschen, bot dem grollenden Duzfreund oft wieder die Hand, aber Peters schlug nie ohne geheimen Vorbehalt ein. Die Geschichte wird sich die herbe Kritik seines Briefes nicht zu eigen machen, und zur Ehre des Toten sei erwähnt, daß Wissmann im Araberaufstand das Gegenteil von Feuerscheu bekundete. Zivilkurage zeigte der dann auf Urlaub Heimkehrende. Wissmann fand Bismarck nicht mehr im Amt, aber fuhr nach Friedrichsruh, um die Hand zu küssen, die dem Forscher den Weg auch zu Kriegsehren gewiesen hatte. Das war selbstverständlich, aber damals eine seltene Mannestat! Die Armee jubelte ihm zu, und die Menge umjauchzte ihn auf der Straße. Ein hoher Gönner fragte den Mann, der darum viel fordern durfte, nach seinen Wünschen, aber Wissmann zuckte die Achseln: „Was soll ich mir wünschen, solange Sie nicht Caprivi verabschieden und Bismarck zurückbringen können!" Die nicht etwa legendäre Antwort kam dem zweiten Kanzler zu Ohren und war mit dem Besuch in Friedrichsruh Anlaß zu Wissmanns Kaltstellung als „Reichskommissar zur Verfügung des Gouverneurs".

Der letzte Brief aus dem Land von Peters' schönstem Wirken ist geschrieben, als die Angriffe gegen ihn schon zur Einleitung amtlicher Untersuchungen geführt hatten:

„Mlalo, 12. August 92.

Also die Sache ist wahr, daß die Kilimandscharo-Station ohne einen Mann weißer Besatzung sich durch die mir befreundeten Stämme behauptete und ohne einen Schuß unsererseits wieder besetzt werden konnte. Eine schlagendere Widerlegung der Schimpfereien auf meine dortige Politik kann es doch nicht geben!

Bitte ändern Sie den Passus in meinem letzten Brief „die Eingeborenen wollen beherrscht und nicht verwaltet werden", der Anstoß erregen könnte, in „die Eingeborenen muß man vor allem beherrschen, um sie verwalten zu können". —

Peters' Beamtenlaufbahn geht zu Ende. Seine Gegner rauben Deutschland den kolonialen Bahnbrecher, der sein Geschick im Erschließen von Wildland noch eben am Kilimandscharo, einem unvergänglichen Denkmal seines ruhmvollen Wirkens, bewies, und ihre Verunglimpfungen streuen die Saat, die zu Versailles aufging in der Erklärung, der Deutsche sei unfähig und unwürdig, Kolonien zu verwalten. Peters hatte einen Eingeborenen zum Tode durch den Strang verurteilt, und zwar für eine Tat, die Europäer aller Nationen an Farbigen noch stets durch den Tod des Schuldigen sühnten. Er fällte den Spruch als Beamter mit dem Recht über Leben und Tod, und obenein war Kriegsrecht verhängt. Seine Oberen durften gewiß Rechenschaft fordern, aber seine Entlassung aus dem Reichsdienst war nur durch Furcht vor Schreiern und Schreibern zu erklären. Der Rachsucht der Feinde und Neider genügte sie nicht. In ihrer Presse blieb noch für Jahre vom Fall Peters zu lesen, und der Verunglimpfte war für sein Leben „das vom Rudel gehetzte Wild". Die Regierung schüttelte ihn ab. Der Mann, der Deutschland gelebt hatte, kehrte seinem Volk den Rücken, um in England zu wohnen. Dort sind die nächsten Briefe geschrieben:

„London, 20. August 96.

Ich bin überrascht, daß unsere Freunde meine Übersiedelung nach England nicht billigen. Was soll ich noch in Deutschland? Hier kann ich mir immer noch ein großes Tätigkeitsfeld schaffen, ja, dieses ist im wesentlichen schon gegeben. Im September werde ich Bestimmtes mitteilen können.

Ich bin noch nicht in Stimmung, Briefe für das „Wochenblatt" zu schicken. Sobald meine Sache hier ganz klar ist, werde ich mein Versprechen erfüllen. (Dr. Arendt war Herausgeber des „Deutschen Wochenblatt".)

Sie sind mir stets ein treuer und zuverlässiger Freund gewesen, und ich werde immer in dieser Gesinnung an Sie denken.

London, 20. Oktober 96.

Meine Akten liegen Behrenstraße 16 (Heydtsche Bank). Geht die Regierung gegen mich vor, wie Kayser (Direktor der Kolonialabteilung im A. A.) drohte, dann veröffentlichen wir zunächst mein Patent aus dem Jahr 1894 und den Erlaß vom 31. 5. 1895

wegen Tanganyika. Dazu wird ganz trocken mitgeteilt, daß die erste Untersuchung gegen mich im Juni 1892 und die zweite im April 1895 stattfand. Wir fügen hinzu: Kommentar überflüssig!

Bitte, machen Sie dies trocken, je weniger Worte, desto besser.

London, 17. Mai 97.

Ich muß Ihnen noch einmal herzlich die Hand drücken und Ihnen für die Freundschaft danken, die Sie mir stets bewiesen haben. Bitte, fürchten Sie aber nicht, daß ich aus dem Leben zu scheiden denke. Das würde ich in Lagen wie der gegenwärtigen so wenig tun, wie der römische Senat nach Cannae Frieden schloß. Aber ich werde für einige Zeit hinabtauchen, und Sie sollen erst wieder von Taten meinerseits hören. Ob Ihnen diese neuen Taten willkommen sein werden, müssen wir abwarten. Im allgemeinen werde ich stets in der Richtung meiner Vergangenheit zu arbeiten bestrebt sein. Nur sind die Kombinationen jetzt andere als 1884, und vor allem bin ich durch die großen Enttäuschungen der letzten dreizehn Jahre ganz ins klare gekommen und muß verneinen, daß unser Volk Weltpolitik treiben kann.

Koffka (sein Rechtsanwalt) ist hier. Ich möchte Sie bitten, mich gegen den Vorwurf falscher Berichterstattung stets in erster Linie zu verteidigen. Ich bin darin durchaus unschuldig. Was man mir auch vorwerfen mag, ich habe stets den Mut gehabt, die Verantwortung für meine Handlungen vor Gott und Mensch zu übernehmen. Dies ganz besonders am Kilimandscharo, einer Epoche meines Lebens, auf welche stolz zu sein, ich mehr als je Anlaß habe.

Bitte, sagen Sie dies Arnim, der im Reichstag in dieser Richtung zu zweifeln schien. Nichts hat mich in den letzten Wochen mehr geschmerzt, als diese Zweifel.

Morgen verlasse ich London. Ich habe jetzt alles verloren, was ich hatte. Nur mich selbst besitze ich noch. Das ist nicht viel, aber ich bin immer noch Carl Peters und werde jetzt vielleicht meinen Gegnern Gelegenheit geben, diese Tatsache unter anderer Perspektive als bisher zu studieren.

Schützen Sie mich gegen den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit!"

England nahm den Vertriebenen mit offenen Armen auf und hoffte, die Dienste des großen Kolonisators zu gewinnen. Unmittelbar nach der Ankunft bot der Herzog von Marlborough im Auftrag der Regierung Peters den Posten des Gouverneurs von Uganda an. Sein entschiedenes Ablehnen gestaltet unsere Erinnerung an den guten Deutschen, der Deutscher bleiben wollte, nur freundlicher. Später suchte er in Südafrika nach Gold, aber kehrte nur mit Hoffnungen nach London zurück und fuhr nach Deutschland, um sich von alten Tropenleiden zu heilen. Dort schreibt er aus dem Bade:

„Wiesbaden, 1. September 1912.

Der von Ihnen vertretene Standpunkt gegenüber Deutschland—England erscheint mir berechtigt gegenüber dem liberalen Kuddelmuddel und anderen Symptomen in London. Aber ich finde, Sie und andere denkende Deutsche unterschätzen:

1) den starken Einheitsdrang im größeren Britannien,

2) die starken Kraftwurzeln im Nationalstolz des gesamten Engländertums,

3) das überlegen Praktische des englischen Mannes auf der ganzen Erde.

Wir sprechen gelegentlich davon. Ich werde mich sehr freuen, Sie nun wiederzusehen. Herz, Lunge und Kehlkopf sind tatsächlich ganz kuriert. Sie glauben nicht, welche Erlösung es ist, nicht nachts zu husten, tief und voll atmen zu können und einen vollen kräftigen Pulsschlag durch den ganzen Körper zu fühlen. Ich fühle mich zwanzig bis dreißig Jahre jünger."

Abermals sucht er in der Heimat Erholung und schreibt:

„Iserlohn, 18. September 13.

Wir werden uns also in Berlin leider umgehen. Ich komme dorthin am 29. für zwei bis drei Tage auf Veranlassung des Staatssekretärs v. Jagow. Er hat den Wunsch nach meiner Bekanntschaft ausgedrückt. Die Pourparlers waren schon im Gange, als Sie mich in Nauheim besuchten. Dort hat mich auch Goltz Pascha für einen Abend eingeladen."

Peters hatte sich in Deutschland durch Schriften einen Namen auch als scharfsichtiger Beurteiler Englands gemacht und schreibt als solcher endlich noch während des Krieges:

„Berlin, 26. März 1915.

Ich habe mit viel Interesse Ihre Schrift „Wir und die Engländer" gelesen. Sie ist gewandt geschrieben, auch finde ich die Idee sehr gut. Freilich habe ich einen Engländer, dem man mit Kant kommen könnte, — wie „Ihrem Freund" — in London und überhaupt auf der Erde bislang nicht kennengelernt. Auch würde sich Kant wohl gegen die „nationale Kategorie" verwahren, obwohl ich meinerseits den Ausdruck nicht so übel angebracht finde. Jedenfalls scheint eine solche Kategorie im Entstehen. Aber die Kategorien von Zeit und Raum, mit denen Sie sie vergleichen, haben sich in unserer Vernunft seit den Tagen der Gibbons entwickelt, um ein Bild der realen Außenwelt in uns entstehen lassen zu können. Ich halte Ihre Auffassung in dieser Schrift für zu optimistisch. Weder glaube ich, daß Rußland und Frankreich, noch, daß das britische Reich vor dem Zusammenbruch stehen. Auch vermisse ich unter den Kriegsursachen die Tatsache, daß Briten wirklich durch Deutsche

auf der ganzen Erde realiter in ihrem Verdienst geschmälert worden sind, und die deutsche Gefahr keine bloße Einbildung drüben war. Immerhin muß ich den Briten recht geben, wenn sie der Meinung waren, ohne die Existenz des Deutschen Reiches viel gemütlicher auf der Erde leben zu können. Sie kennen ziemlich genau und am besten ihre eigenen Interessen auf der Erde. Seit Jahren hat sich dieser Krieg vorbereitet und die langjährige Friedenspolitik Deutschlands kann ich nur für albern halten. Ebenso das fortwährende Getratsche in Deutschland von „besseren Beziehungen mit England". Das war der Hauptfehler der Reichspolitik, demgemäß sie auch in der Geschichte registriert werden wird. Früher dachten Sie ebenso, wie ich.

Ehe England nicht wirklich geschlagen ist, wird es keinen Frieden machen. Wenn wir das nicht können, bleibt eben Krieg bis wir kaputt sind. Das bleibt meine Ansicht. Ich erhalte immer wieder Nachrichten von Freunden aus Gefangenenlagern. Wann ich wieder nach London komme, ist noch ganz im Dunkeln."

Bereits im Frühjahr 1915 zweifelt der kühl und fast parteilos Urteilende an der sieghaften Volkskraft einer Nation, der er schon die Befähigung zur Weltpolitik absprach. Pflicht und Schicklichkeit rufen ihn neben uns, aber das müde Herz schlägt kaum noch mit. Kein Stolz flammt in dem einst Ehrgeizigen und Ruhmsüchtigen, als sein Wirken nun wieder Früchte trägt. Ihm verdanken wir Helgoland, denn gegen Überlassung unseres durch Peters vertraglich gesicherten Einflusses auf Zanzibar und gegen Abtretung von Wituland kam das Bollwerk in der Nordsee an Deutschland. Sein Wirken ersetzt während des Krieges Geschwader, aber auch Wissmanns Schaffen trägt Frucht. Der lebende und der tote Afrikaner treten unter die Fahne. Im letzten Auswirken ihrer Taten ähneln sich endlich die Männer, die grundverschieden waren.

Peters, der Pfarrerssohn und Privatdozent der Philosophie, ist weniger Forschungsreisender als Eroberer oder gar Freibeuter, der nebenbei Diktator sein und erbarmungsloser Tyrann oder Gewaltmensch *scheinen* will. In Wahrheit ist er nicht grausam und beherrscht oder unterwirft Stämme als geschmeidiger Diplomat.

Wissmann, der Berufsoffizier mit nur Gymnasialbildung, geht vom Rostocker Exerzierplatz zu Entdeckerruhm und Forscherehren. Sogar die eifersüchtigen Engländer (Johnston u. a.) müssen ihn im Dreigestirn mit Grenfell und Stanley nennen. Der Soldat durchreist Afrika und das Becken des Kassai ohne den Schaft seines Expeditionsfähnchens in die Erde zu stoßen und, wie Peters täte, mit kühnem Trotz zu erklären: dies ist deutsche Erde! Doch kann er gehorchen und sich eingliedern. Darum stellt Bismarck den jungen Hauptmann an die Spitze einer Überseetruppe und einer Kolonie. Der Forscher, der stets nur sein Ziel, aber keine Nebenaufgabe sah, wird den Araberaufstand niederwerfen, ohne Englands Feindschaft herauszufordern. Er tritt vor den Fürsten wie ein Sohn, dem der Gewaltige in väterlichem Vertrauen das Geheimnis seiner Weltpolitik und der Machtverteilung auf der Erde offenbart. Der spröde Eigenbrötler Peters findet den Weg zu Bismarck nie, und gesteht drängenden Freunden: „Mir fehlt die Wärme, ihn mitzureißen!"

Der Eroberer Peters fordert die Feindschaft von England wie Italien heraus und will in fremder Einflußsphäre „Stationen aus der Erde stampfen". Von Beruf Stubenhocker, ist er von Naturanlage Soldat. Der Expeditionsleiter hält wie der Reichskommissar auf „Disziplin und Haltung seiner Herren". Die Eingeborenen müssen schon von weitem salaamen. Er schilt auf Soldatendünkel, aber bricht Lanzen für den „Militarismus", denn die über weites Gebiet auf schwache Posten zerstreute Truppe seiner Stationen kann sich weder bewegen noch betätigen, nur leben und essen. Weiße wie Schwarze lieben und verehren den strengen Gebieter. Als Peters nach Jahren die Erde seines Ruhms besucht, grüßt kein Beamter des Reichs den Eroberer der Scholle am Dampfer, aber treue Somali küssen die Herrenhand, die einst hart auf ihnen lag, und weinen, als der Führer von damals ihrer Dienste nicht bedarf.

Der lebensfrohe Wissmann will Kamerad aller Kameraden und Freund auch der Mohren sein. Seinem selbstbewußten Wort, er wolle mit nur dem Spazierstock durch alle Stämme Afrikas reisen, glaubten Europäer, die dort ihn sahen. Als Kommandeur bringt er den Askari der Schutztruppe die Fürsorge unsers Offiziers für seine Leute entgegen und gewinnt uns die herzliche Anhänglichkeit der Mohren. Ein in Koloniallanden noch Neues wächst aus dieser Wurzel deutschen Soldatengeistes, und Lettow soll die Früchte ernten. Bis zum Weltkrieg schwuren Weiße, der Neger hielte nur zur Macht und liefe zum Feind über, sobald zum Feind die Zunge der Wage sinke. Doch der letzte Kommandeur der Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika darf sich der Treue auch hungernder Askari in Glück wie Unglück und gegen zwanzigfache Übermacht rühmen. Er hat das Geheimnis Wissmanns geborgen.

Der größere der beiden großen Afrikaner ist freilich Peters in seinen Taten wie in ihrem letzten Wirken. Ohne seine Eroberungen wäre Wissmann nur als Forschungsreisender bekannt. Der Soldat fuhr nach Afrika als Altruist, um das Wissen aller Menschheit zu fördern. Der Privatgelehrte mit dem Augenglas Kurzsichtiger zog über das Meer als ein nationaler Egoist, um Deutschlands Macht zu mehren. Nur Deutschland lebte er und lebte darum die alte deutsche Tragödie!

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Besuch bei Menzel

Eine kleine Erinnerung von Otto von Leitgeb

Meine Begegnung mit ihm hat ein zufälliges Gespräch herbeigeführt.

Auf dem Wege nach Berlin, wenige Jahre vor Menzels Tode, saß ich eines Abends in München wieder in dem alten Bekanntenkreise der Allotria. Der schweizerische Maler Heinrich Corrodi war da, und man kam auf Menzel zu sprechen. Wie fast in jedem Jahre hatte er auch diesmal nach seiner Kissinger Kur in München im Hotel Leinfelder Station gemacht und war erst vor wenigen Tagen heimgefahren. Es konnte nicht fehlen, daß man von den vielen originellen Zügen seines Wesens sprach und auch erwähnte, wie man dem oft recht schrulligen alten Herrn, der bekanntlich auch sehr bärbeißig sein konnte, immer schwieriger in die Nähe kommen könne. Corrodi tat sich nicht wenig zugute auf seine Bekanntschaft mit dem greisen Meister, und als er hörte, wie ich bedauerte, dessen Besuch in der Allotria versäumt zu haben, und daß ich eben auf dem Wege nach Berlin sei, erbot er sich, mir einen Brief an Menzel mitzugeben.

In der Sigmundstraße in Berlin, wenn ich nicht irre Nr. 4, im obersten Stockwerk, pochte ich ein paar Tage später, wie ich gestehe, etwas zaghaft, an Menzels Ateliertüre. Sie blieb verschlossen, und hinter ihr wie im ganzen Hause überhaupt regte sich kein Laut. Endlich, nach sechs oder acht Minuten, nahm ich mich zusammen, klopfte ein zweites Mal, wartete ein zweites Mal ebenso lange, länger, wie mir schien. Dann kommt innen ein schlurfender Schritt heran, und eine alte, etwas verhutzelte Frauensperson öffnet, vorsichtig, mißtrauisch.

„Ist Exzellenz Menzel hier?"

Keine Antwort als ein prüfender Blick.

„Ich hätte einen Brief für ihn abzugeben, ihm selbst!" lüge ich dazu.

Der Blick wird noch prüfender, viel prüfender. Sie streckt die geöffnete Hand heraus, ergreift den Brief, eignet sich ihn an, ehe ich zu einem weitern Entschlusse komme! Die Türe ist schon wieder geschlossen, und ich stehe da.

Es dauerte noch lange, viel länger als zuvor!

Endlich wieder der Schritt, derselbe schlurfende Schritt. Die Türe geht auf. Da steht Menzel; er selbst.

Den Eindruck dieses ersten Blickes auf den wunderbaren greisen Zwerg werde ich gewiß nie im Leben vergessen. Ein Gefühl tiefer, ja, ich muß sagen, gerührter Ehrfurcht streicht wie der Hauch einer besonderen Minute des Erlebens über mein Herz. Ich verbeuge mich tief und dankbar vor dieser allerseltsamsten Körperlichkeit eines gottbegnadeten Genies. Der Humor der Ansprache verwischte das Epische.

Der greise Meister streckt mir die kleine, feine Hand entgegen und sagt zu meiner Verblüffung: „Grüß' Sie Gott, Herr Corrodi —"

„Ich habe einen Brief des Herrn Corrodi übergeben, der mich Exzellenz vorstellen sollte —"

„Ja!" sagte Menzel. „Aber es sind vier Seiten, eng geschrieben! Das vermag ich nicht zu lesen, das ist zuviel verlangt. — Treten Sie ein —" Und mit den großmächtigen Galoschen, die er an den Füßen trug, schlurft er ohne ein weiteres Wort durch den Gang voraus, und ich betrete sein Heiligtum.

Es war ein großes, hohes, helles Atelier. Alle Wände waren von Arbeiten seiner Hand bedeckt. Alle Tische, alle Stühle, überhaupt alle Möbel, die ich sah, mit Mappen, Zeitschriften, Malgerät beladen, und dies alles wieder von einer dicken, dicken Staubschicht bedeckt, als ob da niemals reingemacht werden dürfte, nie das Geringste berührt, nie das Kleinste vom Fleck gerückt, als ob das seit Jahren nie mehr geschehen wäre und überhaupt nie geschehen dürfe. Auf einer Staffelei stand eine Leinwand, an welcher Menzel eben arbeitete.

Eine köstliche Stunde folgte. Vor allem mußte ich von allen Münchner Bekannten erzählen, was ich wußte, auch von Leibl, der nicht lange vorher nach grausamer Krankheit aus einem Dasein geschieden war, in dem er sein Bestes zurückgelassen und das ihm so wenig dafür geboten hatte. Kunst und öffentliches Leben kreuzten sich im Gespräche. Von Menzels eigenen Werken sprachen wir, viel über die Zeichnungen zu Kuglers Friedrichsbuch. Mit Worten, die trotz aller Knappheit des Ausdruckes, gesät-

tigt von Erfahrung und gefestigt im Urteil, Menschen, Dinge und Werke umspannten, führte der wunderbare Greis unser Gespräch und schenkte mir damit trotz der Flüchtigkeit der Zeitspanne einen unvergänglichen Schatz der Erinnerung. Seine Liebenswürdigkeit strafte meine Erwartung Lügen, und als ich mich im Gefühle, schon viel zu lange gezögert zu haben, erhob, kam noch ein hochwillkommener Vorschlag.

„Wir müßten uns zu einer gemütlicheren Plauderstunde sehen!" meinte er. „Wie wäre es, sind Sie heute abend frei?"

Ich war es natürlich und wäre es unter allen Umständen gewesen. So kam eine Verabredung zustande. Abends um acht, Weinstube Wilhelmi, Unter den Linden.

Als ich auf die Straße trat, schneite es in dichten Flocken, und bald darauf lag Berlin in tiefen Schnee gebettet, als habe das Weihnachtswetter angefangen. Bis acht Uhr wuchs das zu einem richtigen Schneetreiben an, und bekümmert wollte ich in ihm meine freudige Erwartung dahinschmelzen sehen.

Pünktlich Unter den Linden. Trotz des Unwetters flutet ein Menschenstrom ununterbrochen auf dem Bürgersteige vorüber.

Ein Wachmann, den ich frage, gibt mir die überraschende Auskunft, daß die Weinstube Wilhelmi längst von hier weg verzogen sei. Was tun? Wenn er kommt, wird er hierher kommen. Also warten! Er wird aber nicht kommen! — Und doch kam er. In einen fußlangen Biberpelz gehüllt, dessen Kragen so breit war wie die Schultern. Alle Welt schien ihn zu erkennen, auch jetzt, abends, im Menschengewühle und Schneegestöber. Sorglos kam die kleinwinzige Figur hindurch. Ich staunte. Als er hörte, wohin Wilhelmi verzogen war, trat er ohne Zögern an den Rand des Trottoirs und rief mit Kommandostimme auf die Straße: „Droschke!" Aber bei Wilhelmi war es auch nichts, trotz aller Bereitwilligkeit des Wirts. Es gab nur zu trinken, nicht so eigentlich zu essen. Also wieder fort in der Droschke, und diesmal zu Menzels Stammlokal, Frerichs, Potsdamer Straße.

Hier wurde der berühmte Gast sogleich von einigen Bediensteten mit gebührendem Eifer in Empfang genommen, und alsbald saßen wir an einem runden Tische, im Hintergrunde des Lokals, in einer sehr gemütlichen Ecke. Für Menzel wurde ein ziemlich hohes Kissen auf den Sessel gelegt, auf dem er mit Selbstverständlichkeit Platz nahm, übrigens so, daß er dem Nebentische und dem ganzen übrigen Lokale den Rücken kehrte. Ich konnte bemerken, daß seine Füße den Boden nicht erreichten.

Die Auswahl der Weine (denn auf dieser Mehrzahl bestand er!) überließ er mir, oder vielmehr, er trug sie mir auf. Das Menü machte er selbst. Natürlich mischte ich mich nicht ein, staunte aber nicht wenig über die Menge Gerichte, die wir verzehren sollten. Da ich sein Gast war, hielt ich das zunächst für eine beabsichtigte Auszeichnung, bis ich später bewundern konnte, was für ein geradezu gewaltiger Esser dieser winzige, greise Mann war, und wie es ihm schmeckte. — Mit dem Weine war ich vorsichtig gewesen, denn da hatte ich oft von Menzels unerwarteten Leistungen gehört und daß seine Abende bei Frerichs sich leicht weit über die Mitternacht ausdehnen konnten. Allein den allerleichtesten Mosel, den ich darum für den Anfang bestellt hatte, wies er sofort, förmlich mit Entrüstung zurück und bestellte nun auch das Getränk selber. Ich weiß nicht mehr, was es war und wie viele Flaschen leer wurden, aber es stand eine ganze Anzahl auf unserem Tische, als wir aufbrachen, und da war es nach zwei Uhr morgens!

Ein Abend von unvergeßlicher Anregung, trotzdem der eine Gegenstand in unseren Gesprächen fast ganz fehlte, den man am meisten erwarten sollte: die Kunst. Als ob wir dafür mit dem Ateliergeplauder morgens genug getan hätten, und das nicht weiter ins Weinhaus gehörte. Was sollte dieser gewaltige Meister, auf der letzten Höhe seines Daseins stehend, auch mit mir von den Geheimnissen seines Genies reden, der König mit dem Kärrner? Ich gestehe gern, daß ich gar nicht den Mut gehabt hätte, ihn darauf hinzulenken. Da ich ihm jedoch auf viele Fragen über Land und Leute in Italien Rede stehen mußte, ergab es sich, daß er von seiner herrlichen „Piazza dell' Erbe" in Verona einiges äußerte, wobei er bemerkte, daß er dabei das erste und einzige Mal in Italien gewesen.

Eine etwas humoristische Szene kam, als an dem Nebentische, wo zwei Herren und zwei Damen saßen, ebenfalls eine Flasche Sekt aufgezogen wurde. Ich hörte, wie einer der Herren äußerte: „Ich will zu Exzellenz Menzel und mit ihm anstoßen!" Ergriff seinen Kelch und trat an des alten Herrn Seite. Doch Menzel war da eben auf dem Markt in Verona, zwischen den großen, weißen Schirmen der Obstständе und in all dem Farbengewirre, das ihm entgegenströmte. Der Fremde hielt immerzu sein Glas in der erhobenen Hand, neigte sich verbindlich und wiederholte des öfteren: „Exzellenz, ich erlaube mir ... ich bin so frei, Exzellenz!" Aber der alte Mann sah und hörte ihn eine

ganze Weile nicht, und obwohl der fremde Herr mich öfters lächelnd und vielleicht ein bißchen hilfeerwartend anblickte, konnte ich ihm nicht so ohne weiteres beistehen. Auf einmal wird Menzel die Gestalt neben ihm und das in der Luft schwebende Glas gewahr. Er wirft den Kopf zurück, sein Gesicht wird noch steinhärter, als es ist, eigentlich ganz böse, und er ruft scharf und ärgerlich: „Wer sind Sie?“ — Und doch war es Professor Fechner, der wohlbekannte Porträtmaler.

Mir lag soviel daran, noch einmal eine Begegnung mit dem Meister zu haben, daß ich einen Scherz wagte, auf einer Visitenkarte unter meinem Namen um die Erlaubnis bat, ihn wieder aufzusuchen und ihm die Karte und einen Bleistift zuschob. Er ging drauf ein und zeichnete ein festes „ja!“ darauf, und eine Angabe der Stunde, setzte aber mündlich und mit bitterernster Miene die Bedingung fest, daß keine kunstkritische Konversation gemacht werden dürfe! Übrigens bot ein anderer Gegenstand bessere Gelegenheit. Ich hatte soeben (in der Bruckmannschen „Kunst für Alle“) meine Erinnerungen an Leibl veröffentlicht und schon vormittags auf Menzels Wunsch um die Hefte nach München telephoniert, die ich dann am nächsten Tage erhielt.

Endlich hatte das Lokal bei Frerichs sich zu lichten begonnen, und der alte Herr entschloß sich, aufzubrechen. Es war, wie gesagt, zwei Uhr morgens vorbei! Eine Verlegenheit entstand mir, als wir ins Freie kamen. In den Zwischenstunden war nämlich soviel Schnee gefallen, daß man buchstäblich darin watete, und es schneite noch so dicht, daß man nur blinzelnd aufschauen konnte. Unmenschlich, ja unmöglich schien es mir darum, Menzel allein nach Hause gehen zu lassen, und ich bot ihm deshalb meine Begleitung an. Das lehnte er jedoch mit energischer Verneinung ab, und als ich in ihn drängen zu müssen glaubte, kam ich schön an! Da standen wir vor Frerichs auf dem Bürgersteig bis an die Waden im Schnee und eiferten. Menzel wurde laut, als ob wir zankten. Endlich rief er: „Unsinn! Was fällt Ihnen denn ein! Ich werde doch noch allein nach Hause finden!“ Reichte mir die Hand, machte schnell kehrt, und stapfte trotzig und so rasch es ging davon.

Ein paar Tage später sollte ich abreisen. Ich ging, Menzel den genehmigten Besuch zu machen, und fand ihn wohlauf und geschäftig in seiner Werkstatt. Trotz seines eingefleischten Berlinertums meinte er, wie er mich um die Reise nach dem Süden beneide. Meine Erinnerungen an Leibl schienen ihm nicht ohne Interesse gewesen zu sein. „Wie soll ich Ihnen danken?“ fragte er, und an diese Frage schloß sich eine ganz sonderbare Philippika, gerichtet gegen alle Künstler, die, um eine Gefälligkeit zu erweisen, irgend etwas — herschenken!

„Und dann schenken sie natürlich nur etwas her, woran ihnen selbst nichts gelegen ist, irgendeinen Schund, und das ist ein Schimpf und eine Schande!“

Ich horchte auf und konnte nicht begreifen, wo hinaus das wollte.

Fritz Ahrenfeldt hat von einem Besuche im Atelier Josef Israels erzählt, wobei ihm dieser beim Abschiede sagte, er wolle ihm noch die größte Seltenheit zeigen, die es gebe. Und führte ihn vor eine an der Wand hängende Handzeichnung Menzels (Kopf eines alten Mannes), die er von ihm geschenkt erhalten hatte. „Nie hat er etwas verschenkt!“ rief Israels. „Niemandem! Gar keinem! Nur mir! Ich bin sehr stolz darauf!“

Es geschah das Unerwartete. Nachdem Menzel noch eine Weile gepoltert hatte, erhob er sich, ging langsam nach einer Nebentüre, verschwand hinter dem Vorhang, der sie verdeckte. Dahinter mußte die Türe offen stehen, denn ich hörte ganz deutlich, daß er mit Papieren herumhantierte und darin blätterte. Wahrhaftig! Er kam zurück, ein kleines Skizzenbuch geöffnet in der Hand.

„Gefällt Ihnen dies?“

Gefallen, im Sinne freudig ästhetischen Geschmackgenusses, kam da nicht in Frage. Es war eben eine Handzeichnung von Menzel. Eine Frau in Hut und Witwenschleier, an einem Tischrande sitzend, die Ellenbogen draufgestützt, Kniestück. Als Klinger diese Zeichnung einmal sah, äußerte er, sie sei auch deshalb interessant, weil es so sichtbar wäre, daß Menzel eine schöne Frau zeichnen wollte. Signiert ist dieses Blatt mit den bekannten großzügigen Buchstaben „A M“ und bezeichnet „Tegernsee — Braustübl 88“. Leider ist es mir zu Anfang des Krieges bei den Einquartierungen in meinem Hause in Görz mit dem größten Teile meines übrigen Besitzes an Handzeichnungen von kunstverständigen Marodeuren oder irgendeinem gewerbsmäßigen Kriegsdiebe, deren es so viele gegeben, gestohlen worden.

Dieses Blatt nun schnitt Menzel sorgfältig aus dem Skizzenbuche, überreichte es mir, und ich nahm es sehr beglückt als wertvolle Erinnerung heim. Und all die Jahre hindurch ließ ein Blick darauf jedesmal meine Begegnung mit Menzel, dem unvergleichlichen, in lebendigstem Lichte in meinem Gedächtnis wiederkehren.

Theaterluft

Von Pawel Barchan

Das neunzehnte Jahrhundert — man wird dereinst es vielleicht die „Blütezeit des Auges“ nennen.

Ein hoher Stand war erreicht. Wie harmonisch und naiv, wie raffiniert und rührend, bedächtig und sorglos, säuberlich in der Gesinnung und empfindsam in den Sinnen erscheint es uns jetzt in der Erinnerung. Eine Kammermusik des Geistes, der Empfindung, der Geselligkeit, der Künste. Ein gemächliches Genießen und Auskosten der Früchte, die die romantischen Blumen, die Blütezeit der Romantik gezeitigt hat.

Es war, bevor die Maschine ihren Triumphgesang hat erschallen lassen. Das heißt — Triumphgesang, das ist es noch lange nicht. Es ist erst eine Reveille, ein Klingelzeichen, ein Signalruf, das Ankünden einer neuen Zeit.

Noch war die Maschine nicht hinter uns her mit Rattern und Peitschenknall Rhythmus und Tempo in unsere Nerven einskandierend, alle Künste bestimmend. Noch war der Geist nicht mechanisiert. Die Seele nicht, gleich dem Blute, analysiert, definiert, rubriziert, — mechanisiert. Der Körper noch nicht wiedererobert, befreit, ihm seine maschinellen Rechte wiedergegeben. Alles, so erscheint es uns jetzt, war vage, im Nebel zu einer Harmonie verschmolzen.

Es war die Zeit der schönen Freundschaften, der geistigen Freundschaften, d. h. der großen, der schöngeistigen Freundschaften. Und auch diese Freundschaften, sie hatten ihre Tradition, ihre Übung, ihre Schule, ihre ungeschriebenen Satzungen. Sie kamen aus der Treibhausluft der literarischen und politischen Salons. Die Kunst des Briefwechsels hatte sie gekräftigt. Am Anfang des Jahrhunderts die großen Salons — an dessen Ende die Stammtische. Eine berauschende, idealistische Atmosphäre und Sinn für die Geste. Literatur, Malerei und Theater, einander befruchtend.

Gewiß, es gab schon damals Maler, die selber ihre geriebenen Kunsthändler waren, Schriftsteller, die mit ihren Verlegern „umzugehen“ verstanden, Schauspieler, die Kontrakte zu diktieren verstanden, als hätten sie Film und Amerika vorempfunden. Doch dies alles war Privatsache wie eine glückliche Ehe. Das Entscheidende war das Bedürfnis nach geistiger Atmosphäre. Das Literarische — eben nicht die Literatur, sondern die ganze Welt darum herum — das Literarische war Trumpf.

Die Liebe zum Theater, der überschwengliche Theaterkult, die große „Schwärmerei“ für das Theater — war ein Kind der Romantik, in der Welt der geistigen Geselligkeit des 19. Jahrhunderts großgezogen.

Unter Theater verstand man anders als heute die Welt der „Kulissen“ hinter der



Vor dem Auftreten. Gemälde von F. C. Frieseke



Theaterschule. Gemälde von Paul Renouard

Bühne, die Persönlichkeit und leibhaftige Person des Schauspielers und den Zuschauerraum: den Glanz, die Geselligkeit und „Gesellschaftlichkeit", die heiter-enthusiastische, die erregende, prickelnde, vielfach geschwängerte Atmosphäre des Zuschauerraums. Es leben noch Leute, die sich entsinnen, wie süß-aufreizend der Gasgeruch mit dem Stimmen der Instrumente der Zwischentaktmusik sich verwebte. Jede Loge ein kleines Theater im Theater, ein ständiger Sitz, durch Abonnement und Erbe verankert, ein Miniatur-Empfangssalon bekannter Familien. Dies alles war von großer Wichtigkeit, der Besprechung dieser



Vor der Theaterschule
Gemälde von August Renoir

weltlichen Welt war mehr Sachlichkeit gewidmet als dem Stück. Etwas lebte noch davon bis vor kurzem in der Großen Oper von Paris, wo die Herren im Frack, mit Zylinderhut und Stock im Parkett erschienen, um in den Pausen hinter die Kulissen zu strömen. Ja, bis auf den heutigen Tag geht es in diesem Tempel so zu, wo selbst ein „Tristan" bei halberhelltem Zuschauerraum unter ewigem Kommen und Gehn und Geflüster der Logen seinem Geschick entgegengeführt wird.

Kinder dieser Zeit und dieser Welt waren eine Reihe herrlicher Maler, die, von der Luft des Theaters gefangen genom-

Ballettprobe. Gemälde von H. G. Edgar Degas



Die Tänzerin Jennja Nikitina in ihrer Garderobe. Gemälde von S. Sorin

beides auf die Fläche brachten. Es fesselte sie die schwere, flächige Form der Köpfe und Nacken der Zuschauer im Vordergrunde gegen die beschwingte Beweglichkeit der auf der Bühne Agierenden, die in Licht und Luft und Tanz aller Schwere befreit. Bald von dem Hintergrunde der Loge aus gesehen, auf dem ersten Plan den schönen entblößten Nacken eines stumpfnäsigen kleinen üppigen Weibes, oder von der ersten Reihe des Parketts aus gesehen, im Vordergrunde des Bildes die phantastische Form der Silhouette der Baßgeigen, im Dunkel hinter der Kulisse stehend, vor sich deren Rahmen und Pfeiler, auf der Bühne Leben, Tanz und Verbeugung einer Tänzerin: mollig und voller Formen, im Geschmack jener Zeit, in der Sonne der Sinnlichkeit gereift. Immer das gleiche malerische Problem.

Malerische Probleme und „Impressionen" sind allenthalben. Daß sie aber in diesem Milieu schufen und schöpften, daß sie so vernarrt waren in dieses Milieu des Theaters, so tief tauchten in die Atmosphäre der Theamen, eben diese „Luft" zum Gegenstand ihrer schillernden Gemälde wählten. Ursprünglich hatten sie sich zur Aufgabe gestellt, die Luft und das Licht und deren Spiele zu schildern. Diese „Impressionen" aber dehnten sie auf die „Luft" in weiterm, psychologischem Sinne aus ... Die Luft des Theaters, die Luft der Amüsierlokale, die Luft der halben und ganz gebrochenen Welt, die Luft und die Enge, das Licht und die Melancholie. Noch lag der Klang Mussets in den Ohren, und schon hatten Verlaine und Baudelaire sich ins Herz geschlichen. Welche rätselhafte, große Herzen: Daumier und Toulouse-Lautrec! Welch ein Auge, welch ein Blut: Renoir und Degas!

Schilderten sie einen verdunkelten Zuschauerraum, so hatte, ganz gewiß, sie gereizt, das Spiel von der Lichtleere des Saales und Helligkeit der Bühnenausschnitte, indem sie klug ausbalancierend und gegeneinander komponierend,



Am Guckloch des Vorhanges. Gemälde von Albert Guillaume



Eingang zur Pariser Oper. Gemälde von Albert Guillaume

terwelt — freilich, sie hatten noch etliche Themen, aber stets innerhalb des Bereiches der Geistigkeit, in der sie lebten — war eben das Ergebnis der geistig literarischen Umgebung.

Ein Gegenbeispiel: die „Sujets", von denen um dieselbe Zeit die Maler Rußlands beherrscht waren: das soziale Bild. Und zwar nicht so sehr Schilderungen sozialer Zustände, das malerische des Elends (wie etwa der Landschaftsmaler Lewithan die graue Monotonie, die stille, intime Einförmigkeit der russischen Landschaft sanft und rein malerisch „besungen" hat), sondern das tendenziös sozial-politische Genrebild, herb-erzieherisch, ohne Süßlichkeit. Auch in Rußland gab es ja um die gleiche Zeit einen Theaterkult. Und diese Liebe zum Theater war leidenschaftlicher, expansiver, enthusiastischer vielleicht als irgendwo sonst in Europa. Schon damals stand Rußland in der Pflege des Balletts, in der Gewissenhaftigkeit der Schule, in der Verfechtung, Behütung der Tradition und in der Vernarrtheit in den Kunsttanz an erster, vielleicht schon an einziger Stelle. Europa hat damals nichts von alledem gewußt. Doch gastierende Künstler von Ruf, die Petersburg und Moskau herbeigelockt hatte, wußten daheim, ganz hingerissen, zu berichten von uferlos überschwenglichem Empfang, wie man in Europa es gar nicht kannte. Und dennoch — nicht ein einziger russischer Maler jener Zeit hat je ein Bild gemalt, das das große Gebiet „Theater" behandelte (notabene und immer wieder: wir sprechen hier nicht von malerischen Problemen, sondern ausschließlich vom Gegenständlichen, vom „Sujet". Das weite Feld der viel wichtigern Frage der reinen Malerei soll hier nicht betreten werden). Es ist ja sehr möglich, daß auch die Maler in den russischen Metropolen die Theater eifrig besuchten. Aber warum haben sie nie in ihren Gemälden etwas vom Theater „erzählt"? Nun, weil auch sie Kinder ihrer Zeit waren, ein Ergebnis ihrer geistigen Umgebung. Ohne etwas vom Wirken und Leben ihrer Kollegen im glücklichen Paris zu wissen, lebten sie das gleiche Leben, nur auf die Verhältnisse Rußlands übertragen. Auch dort herrschte ein Bedürfnis nach Geselligkeit, und der Durst nach Geistigkeit, nach idealistischem Umgang war viel zwingender. Die Interessen der russischen Gesellschaft jedoch, die der Intellektuellen,



Premièrenstimmung. Gemälde von A. Besnard

des Adels, angefangen von dem Aufstand der Dekabristen im Jahre 1825 bis zum Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, gehörten den sozialen Problemen. „Balletomanie" galt als etwas sehr Verächtliches, als geheimes Laster. Rußlands Welt hatte andere Sorgen. Die ganze gewichtige russische Literatur war, offen oder heimlich, den sozialen Fragen gewidmet. Also waren auch die Maler in diesen Ideenkreis geraten. Das heißt, in die wirkliche Idee, sozusagen in das Fleisch der Idee, war sie gar nicht gedrungen. Er war nur die Phraseologie, die Stimmung, das Pathos, die ungefähre, vage Mentalität all dessen, was die Umgebung wirklich bewegte, hinriß, zum Handeln zwang. Wie locker dennoch dieser Zusammenhang war, wie ganz an der Oberfläche diese Ideen hafteten, wie zufällig die Dazugehörigkeit und Hörigkeit seitens der Künstler war, dies beweist die nackte Tatsache, daß, im Gegensatz zu den Dichtern und Literaten, die Maler sich stets nur platonisch den sozialen Fragen in die Arme geworfen, daß sie nie, auch nicht ein einziger, an irgendwelchen Aktionen oder auch nur Vereinigungen zum Zweck revolutionärer oder erzieherischer Betätigung sich beteiligt hatten. Noch nie hat ein russischer Maler für eine oder seine „Idee gelitten".

Der Maler, der Musiker, der Schauspieler, der Tänzer — sie trennt von der reinen Geistigkeit ein Abgrund, über den nur deklamatorische Phrasen und Stimmungen der Zeit die Brücke bauen. Es ist nicht ratsam, auf diesen Brücken zu verweilen. Eine jede neue Richtung, mag sie auch nur ein Säuseln sein, erscheint den Führern und Nachläufern ein Sturm, und die Brücke ist weggeblasen.

Der Maler, der Musiker, der Schauspieler, der Tänzer, ihr schöpferisches Wirken wächst aus den Trieben, ein zeugendes Spiel des Blutes und des Temperaments, ein narzißhafter Sang des Körpers, aus dem tiefsten Dunkel des Tierhaften im Menschen hervorschießende göttliche Strahlen, die dennoch unerforschlich dunkel bleiben. Um die „Menschheit", um die „Menschlichkeit" haben sie sich nie gekümmert. Das ist zu allen



Die Zuspätkommenden. Gemälde von Albert Guillaume


Tanzschule. Gemälde von Barthel Gilles

Zeiten ihre Kraft geblieben. Daher sind sie auch, gleich dem Weibe, von einer rätselhaft zaubervollen Ganzheit und Abgerundetheit. Waren sie umstürzlerisch, umwälzerisch, dann nur in Fragen ihres „Handwerks", niemals darüber hinaus. Die aber, deren „Handwerk" die Sprache und die Gedanken sind, sie revoltierten von jeher gegen alles, was zwischen Himmel und Erde, hier unten und da oben, als feststehend galt. Die Ekstasen und Leiden aller Kreatur, das waren die Ekstasen und Leiden ihres Geistes. Gewiß, wir wissen, Grenzen darf und kann man nicht ziehen, wir wissen, daß die „Dichter" tief im Sinnlichen wurzeln wie die andern Schöpferischen. Aber je tiefer sie diese Wurzeln wußten, desto leidenschaftlicher kämpften sie dagegen. Aber: was uns das einst so berühmte Bild von Böcklin „Malerei und Dichtung aus derselben Quelle schöpfend" (gemeint sind nicht die „Sinne") erzählte, darüber lacht man jetzt. Und tun sie es, der Maler und der Dichter, dann ist beides ein Wässerlein, das verdunstet, bevor es gelabt hat. Genau so wie die Maler ihr Leben lang geistigen Problemen gegenüber gleichgültig bleiben im Innersten, so verständnislos, empfindungsarm, sozusagen blind, stehn Schriftsteller der Malerei gegenüber. Sie mißachteten die Werte des Handwerks, sie mißverstanden die Aufgaben der Malerei und sie mißbrauchten die Gabe des Wortes, die ihnen ihr Geist geschenkt hat. Dies war eine der Folgen der Verbrüderung der Künste, des Schöpfen-Wollens aus derselben Quelle. Ein fatales Erbe des neunzehnten Jahrhunderts, ein Mißverständnis, das die Romantik als Vermächtnis hinterlassen. Um die Wende des Jahrhunderts war der Unfug am größten. Und nur der Gegenwart ist es vorbehalten, nachdem die Künstler selber allmählich „dahinter gekommen" sind, diese unmaßgebliche, verantwortungslose Bezeichnung den Künsten zu entziehn. Nur solche, die mit einem dem Maler verwandten Auge zur Welt gekommen sind, dieses nämliche Auge geübt und entwickelt haben, nur solche, die erst Liebe zur Kunst


Generalprobe. Gemälde von H. G. Edgar Degas



In der Loge. Gemälde von P. Gerber

(falls es eine solche außerhalb der Künstlerzunft tatsächlich gibt) zum Schriftsteller geformt hat, nur solchen räumen wir jetzt das Recht ein, ein Bild zu „besingen".

★

Die Vollnaturen um die Zeit des Impressionismus herum haben an ihrem Malergewissen keinen Schaden gelitten, wenn sie aus der Theaterluft Bilder entstehen ließen. Ihre malerische, formale, kompositionelle Kraft hat stets über das „Sujet" gesiegt. Und daher haben sie auch eine herrliche Galerie hinterlassen, deren Werke, so ganz nebenbei, Kulturdokumente sind zu den Stimmungen ihrer Epoche.

Daß die Liebe zum Theater dem Künstler ganz andere Aufgaben stellen kann, darauf schien man damals noch gar nicht gekommen zu sein. Den Künstler für das Theater zu gewinnen, d. h. zum Mitarbeiter am Theater selber, das blieb der Gegenwart vorbehalten.

Wir sind Zeugen eines merkwürdigen Vorgangs: Der Enthusiasmus der Gesellschaft und der Jugend für das Theater hat stark abgenommen, um nicht zu sagen: ist entschwunden. Die Überschwenglichkeit als „Kollektivaffekt", ein Bedürfnis der Massen, die sich bald dem Theater gegenüber, bald dem Herrscherhause gegenüber entlud, diese Überschwenglichkeit hat sich überleiten lassen auf das Kino und den Sport. Solche Szenen, wie sie sich beim Tode des armen schönen Valentino abspielten, solche unübersehbare Massenbegeisterung, wie beim



Im Provinztheater. Gemälde von Julius Joets

vermeintlichen Siege der zwei armen kühnen Flieger Nungesser und Coli auf die Boulevards von Paris sich ergoß, könnte kein Caruso, keine Duse, kein Schaljapin, keine Bergner mehr heraufbeschwören. Und wenn auch Theater jetzt vielfach überfüllt sind, so ist der Grund die starke Vergnügungssucht der Nachkriegszeit, keineswegs aber eine Wiedergeburt der Theaterfreude. Dies Schwinden des tiefern Interesses ist eins der Symptome einer heranbrechenden Theaterdämmerung.

Und doch hat das Theater als selbständige, einheitliche Kunst noch nie solch eine Höhe erreicht wie in unserer Epoche. Gewiß, große Schauspieler hat es immer gegeben. Auch gegenwärtig besitzt Deutschland einen Kreis herrlicher Spieler, wie die ganze sonstige Welt zusammengenommen sie nicht besitzt. Mit den Einzelleistungen war aber auch früher alles getan. Die Bühne als



Der Gruß der Diva. Gemälde von R. H. Prinet

Totalität, Spiel und Zusammenspiel, Stil und Charakter, kurz, die „Entfesselung des Theaters“, dies ist erst die Tat der neuen Zeit. Genau datiert begann es mit den Meiningern, dann kamen Stanislawski und Reinhardt, es folgte Meierholdt. Später Tairow und nun Jessner. Es gibt noch ein paar Namen, vor allem auf dem Gebiete des Balletts, Petipas, Fokin, Miassin, doch dies ist ein anderes, wenn auch nur ein Unterkapitel. Doch vor allem die genannten Namen sind Marksteine, Gipfelpunkte. Sie sind nicht Reformatoren, Gegenreformatoren, Übertrumpfer, sondern sie alle haben mitgearbeitet, haben das Theater ein Stück weiter gebracht. Kein Experiment ist nutz=



Das Drama. Gemälde von Honoré Daumier

los gewesen, keine Arbeit vergeudet, alles hat zur Kristallisierung beigetragen.

Und zu diesem hohen Ziele wurden auch die Maler herbeigeholt. Man holte sie gleichsam aus den Parkettreihen und Logen und Kulissen, wo sie hockten und ihre Skizzen aufnotierten. Man gewann sie mitzuarbeiten, mitvorzubereiten das ganze Werk, das sie bisher nur als Fertiges zu genießen liebten. In einem neuen und tätigeren Sinne ließen sie sich nun von „Theaterluft“ umgeben.



In der Loge. Gemälde von Ignacio Zuloaga

Voran gingen unbedingt die Russen. Gewiß, wir wollen nie die herrlichen Entwürfe zur Zauberflöte von Schinkel, ein | paar Italiener, die Salome-Ausstellung bei Reinhardt vergessen. Doch als Prinzip haben erst die Russen es angefangen und durchgeführt. Dies taten, so ziemlich gleichzeitig, die kaiserlichen Theater in Petersburg und Moskau und Stanislawski.



Romeo und Julia. Gemälde von C. Somoff

Namen sind: Bakst, Benois, Korowin und Golowin. Erst als man die Bühne als Raumproblem ergründete, begannen Konstruktivisten und Kubisten ihre Arbeit. Auch dies vornehmlich in Rußland (Chagall, Rabinowitsch, Wesnin u. a.). Und dann Diagilew, dem es geglückt war, die ernstesten, vornehmsten Maler der internationalen Moderne Theaterausstattungen schaffen zu lassen. Picasso, Utrillo, Derain, Matisse, Max Ernst, Laurencin, sie alle haben nicht nur Schönes, sie haben Geist und Witz hineingetragen. Dies ist das Verhältnis der zeitgenössischen Maler zum Theater. Und so gibt es auch keinen Bereicherer mehr der köstlichen Galerie „das Theater“, die eine frühere, naiver scheinende Generation von Malern uns geschenkt hat.

Gedichte von Börries, Frhn. von Münchhausen

Mittagsangst im Walde

Wie totenstill der Mittag auf der Schneise,
Ich lehn' im Grase, selber totenstill,
Das Pfauenauge geistert wild und leise,
Lautlos der Käfer steigt durch Laub und Müll.

Und dann auf einmal kommt die Angst geschlichen,
Ich spür' es grausend: Ich bin nicht allein,
Zwei Augen unverwandt und unverwichen
Starren von irgendwo . . . o Gott, nein, nein!!

O Gott, ich kann die Angst nicht von mir scheuchen,
Ich fühl' es eisig rieseln im Genick —
Die Hagediese neugiert aus den Sträuchen,
Lidlos das Auge, bernsteingelb der Blick . . .

Da kam der Falter, flügelschlaggetragen,
Saß auf mein Knie und sog am Tropfen Taus,
Und wie er groß die blauen Augen aufgeschlagen,
Da losch der Blick der Hexe jählings aus.

Der Pfiff

Ach, der Abend —
Ach, der Abend war so dämmerdunkel,
Heiß die müden Füße, schwer das Herz,
Auf den Feldern lag des Herbstes Schwermut,
Nebel näßte kühl die Sorgenstirn.

Wilder Pfiff!
Jungenspfiff auf hohler Hand geschrillt,
Übern See durchs Dunkel klang sein Grüßen,
„Vater!" schrie der Pfiff und jauchzte „Du!"
Wandernd über Stoppelfelder rannte
Zu mir her des lieben Kindes Ruf. —

Ach, der Abend,
Ach, der Abend war so sehnsuchtsdunkel,
Doch der Pfiff durchblitzte ihn wie Stern,
Und die Frühlingsveilchen blühten lächelnd,
Lächelnd blühte blaue Hoffnung auf . . .

Durch das Dämmern rauscht die schilfene Joppe,
Neckt die weiche, junge Männerstimme,
Eine trocken-sehnige Hand brennt heiß
Derben Schlag in meine Hand: „Da bin ich!" —
Ach, der liebe Heimatweg zu zwein!

Das Examen

Novelle von Fred Hildenbrandt

An einem sehr trüben Herbstnachmittag, ich sehe noch heute den fahlen Himmel und die unbestimmte und großartige Trauer der grauen Wiesen, der gelben Wälder und der nassen Straßen, an einem solchen Nachmittage ließ mich der Direktor in sein Zimmer rufen. Die Stunde war ungewöhnlich, und die Klasse sah mich, als der Seminardirektor meinen Namen in den kleinen Saal rief, mit mißtrauischem Gruseln an.

Ach, ich wußte wohl, daß wenige unter ihnen mich leiden mochten, und ich wußte nicht einmal warum, aber es mag deshalb sein, weil ich um einige Jahre älter war als sie und weil ich Gewohnheiten und Neigungen hatte, die etwas abseits, etwas eigenmächtig und gewalttätig waren.

‚Hol' euch der Teufel,' dachte ich grimmig, als ich mich gelassen erhob und durch den schmalen Gang an den Bänken entlang zur Türe ging.

Ich dachte nicht viel darüber nach im Korridor, was der Direktor von mir haben wolle und weswegen er mich rufen ließe, ich wußte aber, daß er mir gut war und daß, was auch vorgekommen sein könnte, unter seinen klaren Augen sich entwirren würde.

Der Direktor des Seminars war ein kleiner verkrüppelter Mann von etwa fünfundfünfzig Jahren; er hinkte stark auf dem rechten Fuße und ging jederzeit an einem Stock. Auch war es bekannt, daß er bisweilen von der Gicht geplagt wurde, so daß er tagelang seinen Unterricht nicht halten konnte. Er hatte ein winziges Bulldoggengesicht, und auf seiner Stumpfnase hing ein elender und wackliger Zwicker, aber darunter standen die schönsten und reinsten Augen, die man sich denken kann; es waren beinahe die Augen einer Frau, so groß waren sie und so sanft. Jedoch gab es Augenblicke, in denen sie sich verkleinerten, und dann waren sie so scharf und so brennend, daß man ihnen kaum in die Pupillen sehen konnte, und in solchen Augenblicken vermochte ihm keiner standzuhalten, der mit einer Ausrede oder mit einer Lüge sich verantworten wollte.

Er saß, als ich leise und rasch in sein Zimmer trat, am Schreibtisch, die Zigarre im Mund.

„Guten Tag, Herr Direktor," sagte ich.

Er gab mir keine Antwort, sondern schrieb eine Weile ruhig weiter, dann aber legte er den Federhalter hin und erhob sich, indem er nach seinem Stocke griff; er kam auf mich zugehinkt, und dabei fiel mir zum ersten Male auf, wie er immer sich kerzengerade hielt, den grauen Gehrock mit der linken Hand zur Seite hielt wie jemand, der für seine flinken Beine Raum schaffen will.

Er sah mich einen Augenblick ruhig an und siehe, er hatte in diesem Augenblicke seine kleinen und also richterlichen Augen, aber es machte mir nichts aus, denn ich besann mich nicht, etwas auf dem Kerbholz zu haben.

Er wandte sich zu einem Stuhle.

„Setzen Sie sich, Reichenbach," sagte er.

Er hatte dieselbe ruhige Stimme und auch denselben Tonfall, mit dem er in der Klasse sagte: „Setzen Sie sich."

Ich sah ihn aufmerksam und neugierig an. Das sah ja so aus, als solle etwas Wichtiges und Ausführliches kommen, und ich war sehr gespannt.

Er stand vor mir und sah auf mich herunter.

„Reichenbach," sagte er langsam, „Sie müssen Ihre Freundschaft mit meinen Töchtern aufgeben."

Es war eine kleine Weile still im Zimmer.

Mir schoß es heiß durch den Kopf, denn darauf war ich nicht gefaßt gewesen, und sogleich sammelte sich in mir aller Trotz, dessen ich zuweilen fähig war und der mich, wie ich wohl wußte, in den Ruf eines schwer umgänglichen Menschen gebracht hatte.

Ich sah ihn nicht an, sondern ich besann mich in wahnsinniger Hast, wer hier seine bösen Finger im Spiele gehabt haben konnte, denn nur auf diese Weise war es zu erklären, wie der Direktor zu dieser überraschenden und unvermuteten Forderung kam.

Ich sah ihn an. Seine Augen waren wieder groß und sanft hinter dem Zwicker und seine ganze Haltung war nicht so, als ob er etwas fordern, sondern vielmehr so, als ob er etwas erbitten würde. Ich kann nicht sagen, wie sehr ich in dieser Minute diesen alten verkrüppelten Mann und sein zerknittertes Gesicht liebte, und heute, wo ihn längst die Gicht und allerlei sonstige Leiden zerrieben haben und er schon viele Jahre unter dem Boden liegt, noch heute fährt es mir heiß durch das Herz und noch heute könnte ich mich für ihn in Stücke reißen lassen um jener Minute willen.

„Herr Direktor," sagte ich etwas heiser, „habe ich mir etwas zuschulden kommen lassen?"

„Nein," sagte er zögernd, „Sie haben sich nichts zuschulden kommen lassen, Reichenbach. Aber Sie müssen mich verstehen und müssen auch meine Frau verstehen. Wir haben schon vor längerer Zeit einige anonyme Briefe bekommen, Sie wissen, daß ich darauf nichts gebe. Aber da ist nun das Lehrerkollegium und die Schüler, vergessen Sie doch nicht, daß hundertundachtzig Ihrer Kameraden Sie belauern auf Schritt und Tritt — und die Professoren, nun, ich — wir — es sieht eben dumm aus, Reichenbach, verstehen Sie, Sie sind ein älterer Mensch, mit Ihnen kann ich reden, also — hm — es geht nicht, das sehen Sie ein, nicht wahr? Verlassen Sie sich darauf, es geht nicht, und Sie machen nur sich und mir Schwierigkeiten."

‚Das ist nun allerdings,' dachte ich, ‚keine sonderlich klare und entschlossene Rede.' Aber was sollte ich tun? Ich konnte ihn doch nicht aufklären, wie man sich einem dummen Geschwätz gegenüber verhält. Ich konnte ihm doch nicht sagen, er solle sich um sein Lehrerkollegium soviel scheren wie ich um meine hundertundachtzig Kameraden. Nein, das konnte ich ihm nicht gut sagen. So sah ich vor mich hin und war sehr unglücklich und verdrossen.

Nicht deshalb, weil er mir solche Dinge sagte, sondern deshalb, weil ich fühlte, daß ich doch noch sehr jung und ungewandt war und ihm keineswegs ebenbürtig oder gar überlegen in dieser Situation gegenübertreten konnte.

‚Wäre ich jetzt ein Mann,' dachte ich verzweifelt, ‚so würde ich aufstehen und ihm in einer längeren und festen Rede auseinandersetzen, was meine Meinung in diesem Falle sei.' Aber ich war eben kein Mann und hatte über diesen Fall keine sonderlich klare Meinung, und so gut ich heute, wo ich ein gutes Stück Leben hinter mir habe, ihm antworten könnte, so hilflos und kleinlaut benahm ich mich damals.

„Also, Reichenbach," sagte nun der Direktor in die Stille, „nehmen Sie sich zusammen und lassen Sie sich die Sache nicht zu sehr zu Herzen gehen. Schaffen Sie fürs Examen und halten Sie sich den Kopf frei. Sie wissen, daß Sie in Mathematik und Naturgeschichte nicht gut stehen."

Wahrhaftig, ich stand in Mathematik und Naturgeschichte wirklich nicht gut, aber mich bekümmerten jetzt ganz andere Dinge, und ich überlegte etwas enttäuscht, daß der Direktor eben doch im Grunde und in den tiefsten Winkeln seines Wesens ein Schulmeister sei wie jeder andere. Sonst würde er nicht in diesem Augenblick, wo er wußte, von welcher zarten Sache mir das Herz schwer war, von der Schule und vom Examen reden.

So dachte ich damals, heute weiß ich, daß er das nur sagte, weil er mich über die Maßen gern hatte und weil er noch tödlicher verlegen war als ich.

Wir mögen dann wohl noch einige Worte miteinander gesprochen haben, aber ich kann mich nicht mehr daran erinnern. Ich weiß nur noch, daß er mir die Hand gab und daß ich dann wieder im Korridor stand und die Treppe hinunterging auf den Hof, denn in der Zwischenzeit war die Stunde zu Ende, die Nachmittagsschule auch, und der Rest des Tages war frei.

★

Ich ging langsam durch den großen Hof.

Links lag das rote Gebäude des Internats, in dem ich mit einigen Dutzend Schülern wohnte, und drüben am Hof lag die Wohnung des Direktors. Ich schielte beklommen hinüber, aber niemand zeigte sich an den Fenstern wie sonst, wenn der Unterricht zu Ende war.

Trübe wandte ich mich in den Park, in dem die Blätter fielen.

Ja, das war nun aus. Nun hatte der Herbst keinen Sinn mehr, und alles hatte keinen Sinn mehr. Und ich erlebte diese wunderbare Geschichte, unter der mein Leben bis zu diesem Nachmittage gestanden hatte, noch einmal mit aller Stärke und mit aller Süßigkeit, wie ich sie nie zuvor empfunden hatte.

Nach einigen mißlungenen Jahren auf dem Gymnasium hatte mich mein Vater in ein Lehrerseminar gesteckt. Er meinte, und meine Mutter meinte es auch, und die ganze Verwandtschaft meinte es, daß ich ein besonderes Talent habe, mit Kindern umzugehen, und in der Tat gab es kaum ein Kind im Umkreise meines Vaterhauses, das nicht an mir gehangen hätte wie eine Klette.

Mit Kindern und Tieren verstand ich mich auf den ersten Blick, und so weigerte ich mich keineswegs, als man mich in das Lehrerseminar anmeldete, sondern ich ließ es mit mir geschehen, wie ich hätte damals alles mit mir geschehen lassen, denn ich war sehr müde von den vergeblichen Jahren auf der höheren Schule und sehr müde von meinem Elternhause, in dem die Hast über allen lag und die Gleichgültigkeit des einen zum andern solange bestand, als ich mich besinnen konnte.

So fuhr ich an einem Frühlingstage nach Meisenheim.

Drei Tage dauerte die Aufnahmeprüfung, die ich mit Leichtigkeit bestand, denn die erste Stufe des Seminars verlangte weit weniger, als ich leisten konnte.

Am dritten Tage der Prüfung in einer Pause — ich hatte die schriftlichen und mündlichen Fragen im Deutschen sehr gut beantwortet — wanderte ich vergnügt und ausgelassen durch den Park des Seminars. Die Bäume begannen zu blühen, und es lag eine Luft über der Welt, daß man verrückt werden konnte vor Lust.

Ich entdeckte in einem Winkel des Parkes ein Turnreck, und sogleich warf ich meine Jacke ab und hängte mich an die Stange und wirbelte daran herum und zog mich hoch und stieß mich ab und schwebte und flog. Ich war der beste Turner im ganzen Gymnasium gewesen, und meine Muskeln hatte in solcher Schulung keiner sonst aufzuweisen.

Als ich eben im Handstand, aus reinem Übermut etwas länger als ich es sonst tat, kopfunten und die Beine kerzengerade in der Höhe, auf der Stange hielt, sagte von irgendwoher eine helle Stimme: „Du, Anna, schmeiß ihm doch mal was an den Kopf, daß er runter geht, dem steigt doch das Blut in die Stirn."

Ich knickte sofort ein, schwang mich hinunter und sah mich um. Aber es war niemand zu sehen.

Ich lief um einige Büsche, die voll zarter grüner Blätter standen. Nichts.

Dann hörte ich über mir ein Lachen, und als ich aufsah, saßen da in einem Baume drei Mädchen. Ließen die Beine baumeln und lachten und kicherten.

„Wer seid ihr denn?" fragte ich verdutzt. Da sagte die Größte, die auf dem untersten Ast saß: „Wir sind die Kinder vom Direktor." Sie sagte es mit ansehnlicher Stimme, und ich mußte hell auflachen. Nach einigen Minuten gingen wir zusammen auf und ab. Und als wir uns verabschiedeten, waren wir dicke Freunde.

So ist es, glaube ich, gekommen.

Ich erinnere mich an die drei noch ganz genau, und nichts in der Welt, was auch über mich gebraust ist, mich hochgehoben hat und mich wieder fallen ließ und was mich auch hinschwemmte im Strom der langen Zeit, die inzwischen verflossen ist, nichts wird jene ersten Augenblicke unserer Freundschaft verschleiern oder verfälschen können.

Gertrud, das war die jüngste, jene, die mir etwas an den Kopf zu werfen empfahl, sie war dreizehn Jahre alt und hatte ein kluges und schönes Gesichtchen, sie trug ihre Haare offen und lang über den Rücken.

Else, das war die mittlere, sie war vierzehn alt und immer sehr still und verhalten, ein rundliches Figürchen und im Haushalt sehr zu gebrauchen.

Anna war sechzehn und ein Wildfang sondergleichen, gar nicht hübsch, sondern mit einem eckigen Gesicht behaftet und mit unschönen Bewegungen, immer fahrig, hastig und schlenkrig.

Sie hatten noch einen Bruder, den ich bald darauf kennenlernte, einen etwas hoffärtigen Jungen von siebzehn Jahren, der mir im Anfang, als es um meine Autorität unter diesen neuen Freunden ging, sehr viel zu schaffen machte.

Wenn ich nun von dieser Freundschaft erzähle, so wird das nur eine schlichte und einfache Erzählung geben ohne jede Aufregung und ohne jede Sensation, und ich kann sie um so leichter erzählen, als niemand mehr von ihnen weiß, was aus mir geworden ist und wohin ich in der weiten Welt und in der langen Zeit verschollen bin.

Gewiß, wir liebten uns und wir liebten uns alle leidenschaftlich, und es mag falsch klingen in vielen Ohren und unwahr und literarisch, wenn ich sage, daß in dieser Liebe kein unreiner Ton und nichts war, was etwa gewisse Menschen amüsieren könnte und in einer gewissen Weise belustigen.

Wir waren alle fünf Kinder, und ich war das älteste dieser Kinder. Wir führten Tagebücher und schrieben uns Briefe, die wir in einem alten Baum des Parks versteckten und abholten, bis einer der Seminaristen das entdeckte und eines Tages einen der Briefe stahl.

Ich kam abends gerade in den Schlafsaal, als er den Brief vorlesen wollte. Ich merkte an der Totenstille, als ich eintrat, daß etwas los war. Der Kerl — Meißner hieß er — saß zu Tode erschrocken mit dem Briefe in der Hand auf seinem Bette, und an der Farbe des Papiers erkannte ich sofort, was er in der Hand hielt. Ich nahm ihn um den Leib und trug ihn auf den Korridor. Er sagte vor Schrecken kein Wort. Dort nahm ich ihm den Brief ab, und er konnte wieder in sein Bett zurück, aber er muß in jenen Augenblicken, als ich ihn stumm hinaustrug, Entsetzliches erlebt haben, denn er, der vordem ein lauter und unangenehmer Schreier gewesen war, verhielt sich von diesem Abend ab, bis er die letzte Prüfung nach Monaten machte und ausschied, still und suchte mir jeden Gefallen zu tun.



Ausritt. Gemälde von Franz Marx

Ach, all diese Dinge gingen durch meinen Kopf, die ich mit den dreien erlebt hatte, und ich begriff freilich, daß es nicht gut ging in den Augen der andern, daß nämlich ein Schüler, der nicht einmal ein vorzüglicher, sondern ein höchst mittelmäßiger Schüler war, mit den Töchtern des Direktors dicke Freundschaft hatte.

Ich begriff das wohl und ich wehrte mich ja auch nicht dagegen. Aber mir war die Welt nicht mehr viel wert.

Ich lief lange durch den Park, und dort in einem Winkel traf ich meinen Freund Duschl. Duschl war der Musterschüler der ganzen Anstalt und ein kleines Schulgenie. Es gab nichts, was er nicht sofort begriffen hätte im Unterricht und hätte nicht sofort wiederholen und erläutern können. In jeder Prüfung holte er sich die ersten Preise. Er war Klassenerster, immer und jederzeit, solange er überhaupt auf der Schulbank saß.

Es ist dann draußen im Leben leider nichts aus ihm geworden, obwohl er anscheinend die schönsten und zuverlässigsten Anlagen hatte. Ich habe ihm nach vielen Jahren einmal geholfen, aber es hat ihm nichts genützt, und er ist dann im Auslande irgendwo verschollen; ich habe nie mehr etwas von ihm gehört.

Damals stand er im Zenit seines Ruhmes, und es ist ihm von allen Seiten sehr übelgenommen worden, daß er gerade mit mir befreundet war, doch ich muß zu seiner Ehre sagen, daß er sich aus diesen Vorwürfen nichts gemacht hat und daß er viele gutgemeinte Warnungen von den Lehrern über sich ergehen ließ, ohne von mir zu lassen; im Gegenteil, er schloß sich fester und näher an mich. Er war ein zarter, schmaler Junge mit einer wunderschönen Stirne. Nur hatte er brandrote Haare und viele Sommersprossen und war immer etwas schmutzig. Aber das war er aus Genialität und immer, wenn ich ihn darauf aufmerksam machte, schämte er sich in Grund und Boden. Diesen Duschl fand ich an jenem unglücklichen Nachmittag in einem Winkel im Park.

Wir hatten keine Geheimnisse voreinander, und er fragte mich sofort, was der Alte von mir gewollt habe.

Ich erzählte ihm die sonderbare Unterredung, und er war sofort Feuer und Flamme. „Jetzt mußt du zeigen, wer du bist!“ rief er. „Jetzt gilt es für dich. Du darfst nun nicht nachgeben. Glaubst du, daß die Mädchen nachgeben? Sicher geben sie nicht nach. Laß den Alten reden und laß die Kaffern reden und gib nicht nach, das bist du dir schuldig.“

Ich wußte nicht gleich, was er damit meinte, daß ich nicht nachgeben solle, aber ich gab auch nicht viel auf seine stürmischen Worte, denn ich wußte aus vielen Erfahrungen mit ihm, daß er immer nur für mich und in meinem Namen mutig und ein Draufgänger war. Er hatte immer Sehnsucht nach wilden Streichen und nach allerlei Abenteuern, aber es war ihm nicht gegeben, sie selber auszuführen. Er hatte immer nur das Wort, aber niemals die Tat. Er berauschte sich daran, was andere taten, so sehr, als sei er selber der Beteiligte. Es kann schon sein, daß er mich liebte und nicht von mir ließ, weil ich ein verwirklichter Teil seiner immerwährenden Sehnsucht war, ein Kerl mit Muskeln, der sich nicht fürchtete.

So war er jetzt auf das höchste erregt. Er machte mir klar, daß es jetzt wirklich auf mich ankäme und daß ich von den Mädchen nicht einfach deshalb lassen dürfe, weil der Alte es befohlen habe und es aus irgendwelchen erwachsenen Gründen für gut befinde, sondern gerade im Gegenteil jetzt wäre es an mir, das Richtige zu tun und ritterlich zu sein. Und das Wort ritterlich kam sehr oft in den Reden vor, die er an mich hielt. Ich begriff allmählich, was er wollte. Er faßte die Sache romantischer auf als ich. Er vermutete die drei Mädchen in vielen Tränen, als seien sie alle drei meine mir verlobten drei Bräute, die unter allen Umständen und geschlossen in dieser Situation von mir erwarteten, daß ich sie nicht verließe.

Wahrhaftig, daran hatte ich noch nicht gedacht. Ich sah das Gesichtchen von Gertrud vor mir. Sie würde die Unterlippe herunterziehen und an ihren Zöpfen kauen. Und Else würde still vor sich hinweinen. Und Anna, ja, Anna würde mich anspucken. Und Hans, ach ja, Hans würde unverschämte Reden führen über mich und mich einen Waschlappen heißen oder andere Worte gebrauchen. Das war schon richtig und es konnte so sein, und ich merkte, daß etwas auf dem Spiel stand.

Duschl redete sich den Hals heiser. Sein Haar schimmerte röter vor Erregung. Er fuchtelte mit den Händen und zog mich im Park herum. Wir kamen an dem Baume vorbei, in dem wir unsere Briefe versteckten. Ich sah vorsichtig und unauffällig hinein. Es lag nur eine kleine, halbverwelkte Herbstblume darin. Ich nahm sie betrübt heraus. Gestern abend hatte ich sie hineingelegt und sie war nicht abgeholt worden, also wußten sie schon das Verbot des Vaters. Was sollte ich tun? Ich wußte es nicht.

Aber dieser verfluchte Duschl hatte ganz recht; es konnte nicht einfach so hingenommen werden, jetzt begann der Kampf mit den Eltern, der Streit mit den Erwachsenen, den Großkopfeten, den Besserwissern, den Neunmalgescheiten und Immerklugen. Es begann der Kampf einer Minderheit gegen die ungerechte Übermacht der Alten. Dieser Kampf mußte aufgenommen und durchgefochten werden, aber ich hatte noch keine Vorstellung davon, wie das geschehen sollte.

★

Wir gingen nebeneinander die herbstlichen Wege und hatten die Köpfe tief gesenkt. Uns bewegten große Dinge und große Empfindungen, aber sie hatten noch keine Richtung und noch kein Ziel, wir konnten sie nicht formulieren, und es lag uns auch nichts daran. Es genügte uns, daß wir uns als zwei junge Männer fühlten, die eine wichtige Entscheidung zu fällen hatten und daß uns in diese Entscheidung niemand dreinreden und nichts uns beirren konnte.

Drüben auf dem Felde spielten sie Fußball. Ich habe für dieses Spiel niemals etwas übrig gehabt, wohingegen mein Freund Duschl ein geachteter und vielbegehrter Schiedsrichter war.

Wir sahen eine Weile zu. Es waren meist Schüler der unteren Klassen, die hier tobten, denn die älteren Abteilungen hatten morgen die große Teilprüfung, die in jedem Frühjahr und Herbst in den oberen Klassen stattfand.

Auf dem Rückwege begegnete uns ein Schüler dieser oberen Klassen mit Namen Eisenhauer. Ich war flüchtig mit ihm befreundet; er hatte mir das Schlittschuhlaufen beigebracht. Er war hervorragend in allerlei Handfertigkeiten, und er war es, der auf den alljährlichen Ausstellungen die besten und genauesten physikalischen Apparate baute, der zeichnen und entwerfen konnte wie keiner. Aber sonst ging es ihm nicht gut in der Schule. Er war in allen geistigen Fächern schwach und hatte viel Sorge mit sich.

Sein Vater war Schneidermeister in Greifenburg. Deshalb hatte er die reichlichste Garderobe unter uns allen, und nicht selten liehen wir uns von ihm zu gewissen feierlichen Gelegenheiten einen Anzug, eine Weste oder einen Mantel. Ihm selbst aber saßen die guten Stoffe seines Vaters nicht besonders, denn er war einer jener unglücklichen Menschen, die immer und jederzeit eine schlechte Haltung haben und denen kein Anzug und keine Kleidung sitzt.

Dieser Eisenhauer also begegnete uns, indessen wir düster und zu irgend etwas entschlossen hin und her gingen.

Eisenhauer sah nicht zum besten aus. Man sah ihm die durchbüffelten Nächte sehr an. Er hatte es eben mehr in den Händen als im Kopfe, aber davon wollte hier niemand etwas wissen, und es war nicht alle Tage eine Handfertigkeitsausstellung, auf der er zeigen konnte, daß er doch etwas wert war. Er schloß sich uns an und verbarg nicht, daß ihm elend zumute war.

„Physik," sagte er wehmütig, „Physik, das kann ich schon, aber wenn ich das Thema für den deutschen Aufsatz wüßte, wäre mir wohler." Was sollten wir ihm sagen? Wir dachten an die eigene Prüfung im Frühjahr und grauten uns davor.

Da blieb Duschl plötzlich stehen. Er hatte einen Ausdruck im Gesicht, den ich heute noch vor mir sehe. Es war der Ausdruck eines Menschen, der plötzlich größenwahnsinnig geworden ist. Er fuhr sich durch die Haare und fuchtelte mit den Armen.

„Eisenhauer," sagte er dann, „nimm mal an, daß du die Themen für die Prüfung morgen schon heute abend erfahren würdest, könntest du dann noch hineinfallen?"

„Wieso?" sagte Eisenhauer. „Ich würde mich die ganze Nacht daran setzen. Da kann man doch nicht mehr hineinfallen." — — —

Nun muß ich, wenn ich weiter in dieser Geschichte fortfahre, etwas erzählen, was sicher nicht sehr schön und in keiner Weise entschuldbar ist, aber ich muß sagen, daß ich es nicht bereue bis auf den heutigen Tag, soviel Kummer auch daraus entstanden ist für mich und so sehr es einer kriminellen Sache auf ein Haar gleicht.

Wir wußten, daß der Direktor die Themen zu jeder Prüfung am Tage vorher oder einige Tage vorher von den Lehrern einforderte und in seinem Schreibtisch im Hause drüben aufbewahrte. Und Duschl hatte den wahnsinnigen Vorschlag gemacht, mit der Hilfe von Hans und den drei Mädchen und mit meiner Hilfe sich in dieser Nacht die Themen für Eisenhauer zu verschaffen.

Ich muß sagen, daß ich in der ersten Minute, als es heraus war und Duschl wie ein zum Tode entschlossener Feldherr vor uns stand, daß ich ihn anstierte und ihn nicht verstand. Aber er redete, und ich muß weiter sagen, daß er es verstand zu reden wie keiner von uns. Er überzeugte mich langsam, daß es notwendig sei und anständig, Eisenhauer beizustehen. Er rief mich auf, etwas zu unternehmen, etwas Großes und Unvergeßliches zu tun. Doch ich dachte an den alten Mann im Direk-

tionszimmer, und mir wurde elend zumute. Plötzlich rief Duschl, nein, man könnte es doch nicht machen, denn die Mädchen würden das nie und nimmer tun.

„Doch," sagte ich zerstreut, „wenn ich sie bitte, tun sie es."

Duschl war ein großer Feldherr, der wußte, wie man einen Soldaten in den Tod treibt. „Nein," sagte er wegwerfend, „auch wenn du sie bittest, werden sie es nicht tun."

Da fuhr ich auf. Was, hatten wir uns nicht geschworen, daß wir füreinander alles, alles tun würden, was sich nur ausdenken ließ? Ich erinnerte mich, daß Gertrud eine fürchterliche Angst hatte vor einem großen Seminaristen, der sie immer, wie sie sagte, so intensiv ansah; sie nahm an, daß der sie eines Tages entführen könnte, und ich hatte ihr ein Dokument aufstellen müssen, daß ich mich verpflichte, in diesem Falle keine Kosten und auch mein Leben nicht zu scheuen, ihr und ihrem schuftigen Entführer über den ganzen Erdball nachzuforschen und sie zu befreien.

Ich weiß nicht erst heute, sondern ich wußte es schon damals, daß wir mitunter sehr alberne Dinge miteinander besprachen, aber auch solche Albernheiten wie dieses kuriose und gar nicht intelligente Dokument, ach, das alles hatte einen Klang und war voller Schönheit. Das Dümmste, so scheint mir heute, das Dümmste, was wir damals sprachen und taten, war süßere Musik in meinem Leben als jemals später das Klügste und Gescheiteste, was ich hörte und sah und redete und tat.

Nun, ich fuhr also auf, als Duschl das sagte, und ich weiß heute, daß er es aus Berechnung sagte. Er war ein verflucht schlauer Bursche, und er kannte mich und meine Eitelkeit.

Nach fünf Minuten war es eine beschlossene Sache.

Eisenhauer fieberte. Es ginge um seine Existenz, sagte er immer wieder, und diese Formulierung machte einen großen Eindruck auf uns und bestärkte uns in unserm Vorhaben immer nachdrücklicher.

*

Ich mußte mich — soviel bedachte ich sofort — zunächst mit den Mädchen in Verbindung setzen.

Längst war vergessen, daß der Direktor einige Stunden vorher in dieser Sache mit mir wie mit einem vernünftigen Manne gesprochen hatte, ja jetzt erst, als ich mich entschloß, mitzumachen, fühlte ich mich als Mann und Ritter, der auf gefährliche, aber durchaus edle Wege auszieht.

Ich hatte mit den Mädchen einige Zeichen verabredet, wenn wir uns treffen wollten. Stand ich am Fenster des Internats mit einem Taschentuch in der linken Hand, so hieß das, daß ich Gertrud sprechen wollte, hatte ich es in der rechten, so galt es Else, und hielt ich es an die Nase, so war Anna gemeint, und wenn ich ohne Taschentuch mich weit aus dem Fenster lehnte, so war es das Signal für Hans. Wenn ich aber dringend alle sprechen wollte, so hatten wir dafür ein ebenso anmutiges wie phantastisches Signal: ich setzte mich in das Lehrgebäude in den vorderen Orgelsaal und spielte mit allen Registern eine bestimmte Fuge von Bach, die sonst ihrer Schwere wegen im Seminar nicht geübt und nicht gespielt wurde, ich aber hatte sie für diesen Zweck ausgiebig eingeübt und erntete ob dieses Fleißes und dieser hohen Fertigkeit von dem jungen Orgellehrer viel Anerkennung, ja, wenn Gäste das Seminar und den Unterricht besichtigten, mußte ich zu meinem großen Verdrusse diese Fuge vorspielen. Diese Auszeichnung machte mir aber in solchen Fällen nur Kummer, denn ich wußte, daß nun drüben im Direktorhause eine kleine Palastrevolution begann, denn die Mädchen und Hans liefen, wie sie gingen und standen, sofort auf und davon in den Park zum Treffpunkt, ich aber mußte bei jenen Vorführungen immer mich mit den Gästen unterhalten, und mir brannten die Stiefel auf dem Boden.

Von diesem Signal, dem Zeichen höchsten Alarms, das immer ein Zeichen höchster Sehnsucht war, von diesem Zeichen mußte ich also heute Gebrauch machen. Und indessen sich die beiden andern mit hochroten Köpfen in das Internat begaben, schlenderte ich ruhig in den Orgelsaal.

Was war ich in diesen Minuten nicht alles? Ein Seeräuber, der in See sticht, ein Schmuggler, der kostbare Ware durch den Wald schleppt, ein Wilddieb, ein Gralsritter, der das Recht der Armen und Bedrückten verficht — alles war ich, was abenteuerlich und heroisch war!

Im vorderen Orgelsaal öffnete ich weit die großen Fenster und schaute noch einen Augenblick hinaus. Die Dämmerung war schon ein wenig gekommen, und der Nebel lag über der Welt wie feiner Staub.

Im Hause des Direktors schimmerte Licht aus den Fenstern des oberen Stockwerkes; sie waren also daheim, denn dort lagen ihre Zimmer. Einmal war ich oben gewesen, als ich ihnen zwei weiße Mäuse von meiner Ferienreise mitgebracht hatte. Da sah ich auch ihre Mutter zum ersten Male. Sie war eine straffe, große, schöne Frau, und es ist

mir erst viel später aufgegangen, warum ihr Gesicht so bleich war und ihr Wesen erfüllt von einer Melancholie und Gelassenheit, die ich damals als Langeweile empfand.

Aber das ist eine andere Geschichte.

Ich mußte jedoch noch einmal hinüber gehen in das Internat, denn ich hatte vergessen, daß ich einen brauchte, der mir die Bälge treten konnte. Der erste, der mir über den Weg lief, war Meißner, jener Kerl, der mir den Brief gestohlen hatte. Und wie das Schicksal oft seltsam seine Wege geht und mit unsichtbaren Händen das Netz auswirft, so spielte es auch in dieser Minute ein merkwürdiges Spiel: ich hatte von diesem Menschen, trotzdem er sich mir immer zu nähern versuchte und mir gefällig sein wollte, noch keine Handreichung und nicht einmal ein gutes Wort jemals angenommen. Jetzt aber dachte ich, daß auch er seinen Teil und seine Schuld büßen und abbezahlen müsse, und so solle er unwissentlich bei unserm Werke helfen und wenn es auch nur das sei, daß er mir zu meinem Signal die Bälge trete. Er ging an mir vorüber und grüßte. Er hatte den Hut auf und den Mantel um, und ich sah, daß er in die Stadt gehen wollte, aber ich dachte nicht daran, ihn deshalb gehen zu lassen.

„Ich muß noch Orgel üben, Meißner," rief ich ihn an, „willst du mir die Bälge treten?"

Er besann sich keinen Augenblick, sondern sagte hastig und erfreut ja und eilte zurück, Mantel und Hut abzulegen. Ich habe später einmal von ihm erfahren, daß er an diesem Abend und zu dieser Stunde zu einer verbotenen Kneiperei gehen wollte und daß der Seminardiener genau an diesem Abend die betrunkene Gesellschaft in ihrem heimlichen Lokal aushob und zur Anzeige brachte. Gott weiß, daß ich diesem Menschen nichts Gutes tun wollte, aber es hat eben immer jemand die Fäden in der Hand, den wir nicht beirren können.

Meißner kam schnell wieder, und wir gingen in den vorderen Orgelsaal. Es hatte, während ich weg war, jemand die Fenster wieder geschlossen. Ich öffnete sie wieder weit und sah mit einem langen und entschlossenen Blick hinüber zu dem geliebten Hause. Dann setzte ich mich an die Orgel.

Aber ich wollte nicht gleich und ohne Zögern mich hineinstürzen. So besann ich mich einen Augenblick und wählte dann ein einfaches und schönes Marienlied, das die Katholischen zuweilen auf der Orgel übten und das mir ausnehmend gefallen hatte. Ich spielte dieses Marienlied ganz leise und konnte nicht verhindern, daß eine große Rührung über mich kam. Ich überdachte mein Leben, das mir so voll großen Glückes schien. Ich dachte an meine wenigen Freunde auf der Welt. Ich dachte an vieles Herrliche, das ich gelesen hatte. Ich war in einem Zustand, der sich schwer beschreiben läßt. Ja, ich dachte sogar auch an Gott, von dem ich nicht wußte und nach dem ich keine Sehnsucht fühlte. Aber in diesem Augenblick war er mir nahe, und ich hatte eine Vorstellung davon, was die Frommen unter uns fühlten, wenn sie von Gott sprachen.

Nach dem Marienliede spielte ich weiter, Melodien, die ich im Augenblick erfand und die mir ein ungeheurer Trost waren in einem Schmerz, den ich nur unbestimmt und nicht einmal als etwas Bedrückendes, sondern eher als etwas Süßes und Himmelhohes empfand.

Meißner stand auf der Seite und schwebte auf und ab auf dem Trittbrette. Es knarrte etwas, wenn er schnell trat. Er merkte, daß es mich störte, und trat langsamer.

„Du kannst vorzüglich spielen," sagte er, doch ich gab ihm keine Antwort. Er hatte mich durch seine Bemerkung herausgerissen aus meinem Gottesdienste, den ich in meiner Sache hielt, und ich nahm das als Zeichen, daß es an der Zeit sei. So ließ ich die Orgel — es war das beste Instrument, das wir im Seminar hatten — einige Minuten schweigen, und dann begann ich mit einem breiten Strome aller Register die Fuge.

Nun war es geschehen und nun mochte es seinen Gang gehen und sich vollenden. Ich spielte besser als je, und meine Füße, die mir sonst bei dieser Fuge viel zu schaffen machten, gingen leicht und beflügelt auf den Tasten unter mir hin und her, so als ob sie Schlittschuh liefen.

‚Ja,' dachte ich, ‚Eisenhauer, bedrängter Kamerad, Schlittschuhlaufen hast du mir mit soviel Geduld beigebracht und dich bei mir aufgehalten, indessen die andern mich auslachten, weil ich fiel und rutschte, nun spiele ich für dich die Fuge.'

Draußen stand die Nacht. Die herrliche Musik floß hinaus und hinüber zu dem Hause. Sie ging durch die Türen, das wußte ich; sie ging durch die Mauern, durch Holz und Stein und Möbel, und niemand in der ganzen Welt konnte sich diesem großen und schönen Orkan von Tönen verschließen.

Ich begann noch einmal von neuem. Dreimal wollte ich es spielen, das große Signal unserer Freundschaft und dreimal spielte ich es. Dann war es geschehen.

Ich stand auf und gab Meißner die Hand. Er drehte das Licht aus, und ich eilte in den Park.

Am Baume standen sie alle vier.

Anna flog mir an den Hals.

„Du," flüsterte sie, „wir dürfen nicht mehr zu dir kommen, weil die Leute darüber reden."

„Das heißt, ich darf noch," sagte Hans mit sonorer Stimme.

Gertrud faßte meine Hand, und Else gab mir einen Brief, den sie eben hatte in den Baum stecken wollen.

Wir setzten uns auf die Bank, die unter dem Baum stand. Über uns flackerten die Sterne. So hatten wir manchen dämmernden Abend gesessen und ich weiß, daß es niemals wieder gekommen ist, dieses Fest der Jugend und des reinen Beieinander, niemals wieder bis auf den heutigen Tag, an dem ich das schreibe und an dem ich mein Leben und vieler andrer Leben überschaue und begreife. Ich habe diesen Platz unter dem Baume später wieder gesehen, und ich kann den Schmerz nicht beschreiben, den ich empfand, als ich jene Bank leer fand und sinnlos im Park stehen, so leer, daß mich fror und daß ich mich allein fühlte wie nie zuvor. Sie sind alle nicht mehr für mich auf der Welt, die da saßen unter dem Baum an diesem Abend; sie sind weggegangen von mir, so oder so. Aber an jenem Abend sprühte der Himmel.

Ich war auf das äußerste erregt und erzählte ihnen in kurzen Worten, daß der Eisenhauer in Not sei, in großer Not, und daß ihm unter allen Umständen geholfen werden müßte. Und ich sagte, ohne mich aufzuhalten, wie ihm geholfen werden sollte.

Der erste, der etwas antwortete, war Hans.

„Natürlich," sagte er, „ich weiß, wo Vater die Schlüssel hat."

Gertrud sagte: „Ich stelle mich an die Tür und passe auf."

„Und ich gehe ans Fenster," sagte Anna.

„Ich an die Haustüre," rief Else.

Wie war mir zumute! Nicht eine von ihnen hatte auch nur einen Hauch davon gesagt, daß es nicht ginge, obwohl sie nicht ungenauer als ich wußten, was wir da unternehmen wollten. Es hätte doch sein können, daß in einem der drei Mädchen sich ein Instinkt gemeldet hätte, eine Warnung sich hätte leise vernehmen lassen können. Ich sah ihre Gesichter nicht in der Dunkelheit, sie standen um mich herum und dachten nach.

Hans war bald aus dem Häuschen, und ich mußte ihn zur Vorsicht mahnen, damit seine Stimme leiser werde.

Es kann sein, daß ich in diesen Minuten vollkommen betrunken war von diesen drei wunderbaren Mädchen, die sich benahmen, als seien sie etwa Burenfrauen, die jetzt ein Haus zu verteidigen hätten, denn noch war es an der Zeit, von der Sache Abstand zu nehmen und alles zu begraben, und ich glaube nicht, daß es uns schwer gefallen wäre, denn die Sensation hatten wir schon genossen im voraus und in aller Hitze und Erregung.

Aber es war ein Fehler, daß ich nicht wie Duschl war und daß die drei Mädchen zum Tode bereit und mit den frömmsten Gesichtern und mit zum letzten entschlossener Haltung vor mir standen.

Es geschah jetzt das erstemal, daß ich sie küßte, und diese drei Küsse werde ich nicht vergessen und noch in meinen letzten Minuten werden sie ein Teil des schönsten Hauches sein, mit dem mich die Erde entlassen wird.

Gertruds Mund streifte den meinen leicht und scheu wie der Flügelschlag eines weichen Schmetterlings.

Else ließ ihre Lippen ruhig und kühl auf den meinen ruhen.

Anna aber umarmte mich, und ihr Mund war so heftig, daß ich auf den Tod erschrak. Mir war ein Mädchenmund nicht fremd. Aber dieser hier war heiß, daß ich mein Herz bis in beide Schläfen schlagen hörte.

Es war das erste und einzige Mal, daß wir uns küßten.

Aber damit hatten wir uns verpflichtet, miteinander zu sterben, und Hans hatte durch einen übermännlich festen Händedruck sein Siegel daruntergesetzt, ja, wir wären in dieser Minute voller Freuden miteinander gestorben, wenn es ein Schicksal verlangt und befohlen hätte.

Ich bin der, der übrig geblieben ist.

Hans starb unter vielen Qualen mit halbverbranntem Leibe unter seinem Flugzeug in Flandern als Hauptmann mit dem Pour le mérite.

Gertrud ist längst Mutter und hat diese Zeit vergessen.

Else ist in Davos still und ohne Schmerzen im Angesicht der weißen Berge von der Welt gegangen.

Anna hat ihr erstes Kind nicht überstanden; es lebt und ist ihr ähnlich, und ich sehe dieses Mädchen manchmal aus stillen Augen mit seinem Fräulein über den Platz gehen. Ich weiß nicht, ob es so wild werden wird, wie seine Mutter.

So also hatten wir uns verbunden und wir waren voller Seligkeit, und jetzt hätte die ganze Sache aufhören können, denn das Schönste daran war ja schon geschehen — das

fühlten wir von ungefähr —, und wir gingen mit einem etwas kahlen Herzen und ein wenig ernüchtert an das Weitere.

Ich erinnere mich, daß auch ich einen Augenblick gezögert habe, aber dann schämte ich mich, weil ich an Eisenhauer dachte, und sagte nichts.

★

Die Nacht war weiter gegangen. Ich lag mit offenen Augen im Schlafsaal und wartete auf die verabredete Stunde. Das laute Atmen der andern schwang im Dunkel hin und her. Ich wußte, daß noch einer wach liege im Saal und in einem andern Saal noch einer.

Ich meinte, den lauten Schlag, den allzulauten Schlag unserer drei Herzen allzu verräterisch läuten zu hören, und ich zog die Decke über mein Herz, es zu dämpfen. Doch es schlug seit dem Kusse von Anna einen ungeheuren Takt und war nicht zu beruhigen, und mein Gesicht brannte und meine Hände krallten sich in die Kissen. Neben mir auf dem Stuhle lag meine Uhr mit den Leuchtziffern.

Dann klopfte blechern draußen die Uhr des Seminars.

Ich zog mich leise an. Im Winkel raschelte es. Noch einer erhob sich dort. Wir nahmen die Schuhe nicht mit. Auf den Strümpfen gingen wir hinunter in den Hof. Der Himmel war klar und alles in einer funkelnden und atmenden Stille.

Wiederum blieben wir stehen, denn ich bin unter einem gestirnten Himmel immer sehr empfindsam gewesen, aber in diesem Augenblick tauchte das blasse Gesicht von Eisenhauer neben mir auf. „Du," flüsterte er, „wir wollen es lieber sein lassen . . ."

Nun wußte ich, daß es sein mußte. Ich ertrug sein bleiches Gesicht nicht, und seine Angst vor sich selber gab mir allen Mut zurück.

Duschl stieß zu uns und erbot sich sogleich fröstelnd, hier im Internat Wache zu halten, damit uns von dieser Seite nichts drohe. Er hatte sich natürlich jenen Teil an der Sache reserviert, der am weitesten vom Schuß war, aber ich nahm ihm das nicht übel, denn ich kannte ihn und liebte ihn um anderer Dinge willen, vielleicht weil er, der über keinen körperlichen Mut verfügte, in Dingen des Geistes, soweit sie für uns schon in Frage kamen, sehr tapfer und zähe war.

Ich ließ ihn also auf seinem ungefährlichen Posten, von dem aus er sich leicht seitwärts schlagen und ungesehen verschwinden konnte, wenn etwas geschah. Ich begab mich mit Eisenhauer rund um den Hof an den Gebäuden entlang zum Hause des Direktors.

Hans kam uns entgegen.

„Ich habe die Schlüssel nicht finden können," flüsterte er aufgeregt, „aber Gertrud ist auf der Suche nach ihnen."

Wir standen eine Weile beklommen im Hofe und rührten uns nicht.

Unter der schwarzen Öffnung der Haustüre sah ich einen Schatten sich bewegen. Es war eines der Mädchen, das Wache hielt. Dann kam Gertrud zu uns gehuscht. Sie atmete heftig und strich sich die offenen Haare aus der Stirne. Sie drückte Hans den kleinen Schlüsselbund in die Hände. Er klirrte leise, und sogleich begab sich Hans in das Haus.

Ich ließ mich auf den Boden nieder und beobachtete das Parterrefenster, hinter dem der Schreibtisch stand. Gertrud begann plötzlich leise zu schluchzen. Da streckte ich die Hände aus und nahm sie zu mir herunter auf die Erde und hielt sie in meinen Armen, und es war mir gleich, daß Eisenhauer daneben stand. Aber er achtete nicht auf uns, denn er befand sich in großer Erregung, und wie er mir nachher gestand, schwor er sich in diesem Augenblick, daß er, wie auch die Geschichte ausgehen möge, sich unter keinen Umständen der Themen bedienen wolle. Er hat es natürlich doch getan, aber niemand kann ihm daraus einen Vorwurf machen, denn der Mensch im Zustande einer großen Angst ist immer ein Mensch voller guter Vorsätze.

So saß ich in der Nacht auf dem Boden und drückte das bebende Köpfchen Gertruds an mich, schaute hinauf zum Himmel und wieder hin zu dem dunklen Fenster. Ich war nicht beunruhigt, trotzdem mir irgend etwas nicht geheuer erschien, aber diese meine Ruhe hatte, glaube ich, mit Tapferkeit nicht das geringste zu tun, sondern weit mehr mit einem sträflichen Übermut und mit einer Art toller Freude, denn daß die Mädchen das für mich auf sich nahmen, das war etwas, was mich bis auf den Grund aller Freude und allen Glücks aufrührte.

Ich redete Gertrud beruhigend zu, und ihr Schluchzen wurde leiser und zager. Dann erzählte sie mir, wie sie, als die Schlüssel sich auf dem Schreibtisch nicht fanden, auf den Gedanken gekommen sei, daß der Vater sie in den Taschen seiner Hose habe und wie sie in das Schlafzimmer der Eltern sich geschlichen und die Schlüssel unter unsäglicher Vorsicht an sich genommen habe. Sie erzählte es stockend, und dann schien sie dumpf begriffen zu haben, was hinter ihr lag in dieser Viertelstunde und was geschehen war, denn sie warf die Arme um meinen Hals und weinte bitterlich.

Dann wurde es dunkel, und das Fenster öffnete sich leise. Ich eilte hin, und Hans beugte sich heraus.

„Der Schlüssel paßt nicht recht," sagte er. Eisenhauer stand hinter mir, und es schien der Mut der Verzweiflung über ihn gekommen zu sein, denn ehe ich überlegen konnte, was zu tun sei, hatte er sich mit einem Satz auf das Fensterbrett geschwungen und war im Zimmer, nach einigen Augenblicken sprang er wieder herunter.

„Ich muß in den Handfertigkeitssaal und den Schlüssel zurechtfeilen," sagte er, und schon war er in der Nacht untergetaucht.

Als er wiederkam, gab er Hans den Schlüssel hinauf, und wenige Minuten später kam Hans aus dem Hause, die Mappe mit den Prüfungsthemen unter dem Arme, auch Else und Anna kamen hinzu. Wir eilten in den Park und im hintersten Winkel, dort, wo die große und dichte Gruppe der Tannenbäume stand, dort legte sich Eisenhauer auf die Erde, Hans leuchtete ihm mit der Taschenlampe und schrieb die Themen ab.

Auf dem weiten, kahlen Felde des Fußballspielplatzes gingen die drei Mädchen und ich auf und ab, wir sprachen nichts zusammen. Wir hielten uns um die Schultern und sahen auf unsere Füße, die im gleichen Takt gingen.

Ich erinnere mich genau, daß ich während dieses langen und gefährlichen Spazierganges — denn gefährlich war er, da wir uns von dem hellen Felde scharf abheben mußten und wir keinen Augenblick daran dachten, uns zu sichern oder uns auch nur umzusehen — daß ich mir vorstellte, wie es sein würde, wenn eines dieser drei Mädchen einmal meine Frau wäre, wie wir uns über das Ereignis dieser Nacht unterhalten würden, uns auf jede Einzelheit besännen und über uns lachten.

In dieser Nacht war mir zum ersten Male der Gedanke gekommen, daß eines dieser Geschöpfe meine Frau werden müsse: Ja, ich weiß, daß bei dem Gedanken, ich könnte keine von ihnen bekommen, mir schwer um das Herz war, denn auch das überlegte ich mir im Auf- und Abgehen genau, daß vielleicht keine von ihnen mich haben wolle. Aber ich fühlte ihre Hände in den meinen und ihre Arme an den meinen, und alle drei gingen so, daß ich ihr leichtes Gewicht an mir lehnen spürte, und ihre Körperwärme fühlte und ihren Atem nahe hörte.

Sie hatten alle drei ihr Haar offen, denn sie waren von der Nachtruhe aufgestanden, und ihre Haare wehten dunkel um die hellen Gesichter, und bisweilen flog eine Strähne zart über mein Gesicht — ich wußte nicht, wem sie gehörte, denn sie hatten alle drei dieselbe Haarfarbe, und ihr Haar duftete gleich, und ich wußte nicht, was ich sagen sollte vor Jubel.

Quer übers Feld kamen nun Eisenhauer und Hans.

Wir redeten nicht mehr viel. Hans nahm die Mädchen mit, und Eisenhauer begab sich in das Lehrgebäude, um die Themen zu bearbeiten. Er war totenbleich, und seine Hand, die er mir gab, war feucht und zitterte.

Ich konnte nicht schlafen gehen. Ich ging in das Internat und fand Duschl unter der Tür sitzen.

Wir gingen zusammen in den Park und gingen auf das Fußballfeld und gingen auf und ab.

Ich roch über dem ganzen Feld das Haar der drei Mädchen. Mir schien der Schatten ihres Schattens noch mit mir auf- und abzugehen. Ich war mit Freude gefüllt bis über den Rand des Herzens.

Duschl sagte mir, daß er gern mein Freund bleiben möchte durch das ganze Leben, und er machte mir den Vorschlag, daß wir beide nach dem Examen uns in irgendeine deutsche Kolonie melden sollten, damit wir etwas von der Welt zu sehen bekämen.

Ja, sein Freund bleiben wollte ich gern, solange er wollte, aber in die Kolonien wollte ich nicht. —

Gegen Morgen ging ich mit Duschl in den Schlafsaal. Da lagen die Köpfe tief in den Kissen. Einige schnarchten. Andere redeten im Schlafe. Ich öffnete leise alle Fenster und ließ den Morgenwind herein und sah hinüber nach dem Hause. Die roten Steine glühten schon in der Morgensonne, und das ganze Haus stand leuchtend und mit blitzenden Fenstern. Es wußte nichts von der Schmach, die ihm angetan worden war in dieser Nacht.

Ich streckte mich aus und lag wach, bis die Glocke dröhnte.

*

In den Pausen des Vormittags traf ich auf einen Augenblick Eisenhauer. Er sagte mir, daß er die Themen für Chemie einem Kameraden namens Gärtner gegeben hätte. Mir fuhr der Schreck durch alle Glieder. Das durfte er nicht tun, und das war gegen alle Abrede. Und von dieser Mitteilung an wußte ich, daß die Katastrophe kommen würde. Ich sah am Mittag das spitze, grinsende Gesicht von Gärtner

beim Essen, und von nun an wartete ich auf den Blitz, der uns alle zerschmettern würde.

Um dieselbe Zeit am Nachmittag wie gestern ließ mich der Direktor wieder in sein Zimmer rufen. Ich ging nicht mehr gelassen hin, und mein Herz schlug wilde Takte, und in meinem Kopfe hämmerte es. Ich wußte nur eines, und daran hielt ich fest und bohrte es mir mit meinen Nägeln in die Handflächen: und wenn die Welt zusammenfiele über mir, ich würde nichts zugeben!

Wieder wie gestern ließ mich der Direktor einige Minuten warten, ehe er vom Schreibtisch aufstand. Er hatte heute nicht seine kleinen und stechenden Augen, sondern seine großen, und ich muß sagen, daß es mir lieber gewesen wäre, er hätte die richterlichen Augen gehabt, denn ich stand — das fühlte ich — nicht dem Direktor gegenüber, sondern einem betrogenen und aufs tiefste enttäuschten Manne, der mich liebte. „Reichenbach," sagte der Direktor ruhig, „es geht im Seminar das Geschwätz, Sie hätten die Themen für die Prüfungsarbeiten der Oberklasse im Besitz gehabt. Haben Sie die gehabt?"

Mein Gesicht war eiskalt. „Nein, Herr Direktor, mir war keines der Themen bekannt."

Er sah mich an. „Wäre auch sehr merkwürdig. Sie sind aus meinem Schreibtisch sofort zu den Lehrern gegangen, heute morgen," brummte er. Dann humpelte er nachdenklich durch das Zimmer und qualmte heftig aus seiner Zigarre.

Ich stand regungslos und kam mir vor, als sei ich eine einzige lodernde Flamme und als müsse ich augenblicklich in der eigenen Lüge verbrennen und vergehen. Einmal, aber das dauerte nur eine halben Herzschlag lang, einmal, als der Direktor müde am Fenster stand und hinunter sah in den Hof, auf seinen Stock gestützt und den Kopf gesenkt, als die ganze Gestalt dieses geliebten Mannes etwas Hoffnungsloses und Resigniertes atmete, da spannten sich meine Sehnen, und ich war nahe daran, sehr nahe daran, zu ihm hinzugehen und ihm alles zu sagen und Licht zu machen um mich. Aber ich drückte die Beine durch, daß sie schmerzten, und blieb stehen und rührte mich nicht.

Sein Leben, wie man es mir erzählt hatte und wie die Kinder es bestätigt hatten, ging mir schnell durch den Kopf: wie er als bedeutender Schulmann schon in jungen Jahren erkannt wurde, wie er schnell in seinem Berufe stieg, im Ministerium eine glänzende Stellung bekam und dann durch einen schweren Unfall sich eine Beinverletzung zuzog, die ihn zwang, sein Amt aufzugeben; man gab ihm damals die ruhige Direktorstelle am Seminar.

Und auch das ging durch meinen Kopf, wie er seine Stunden hielt, wie er der herrlichste Lehrer war, den man sich vorstellen konnte, wie er die schwersten Stoffe mit einer beispiellosen geistigen Grazie entwickelte und so zerlegte, löste und wieder zusammensetzte, daß nicht ein Faden liegen blieb, der nicht erkannt worden wäre vom schwächsten Kopf.

Ich liebte ihn unsagbar und weiß, daß er mich auch liebte. Durch mein Elternhaus und durch meinen Umgang schon von Jugend auf mit beinahe nur Erwachsenen war ich in gewissen Dingen reifer und schneller als die andern und habe es oft beglückend in seinem Unterricht erlebt, daß, wenn die Rede kam auf Dinge, die nicht mit dem Lehrstoff zusammenhingen, sondern sich mehr in den Zwischenatmosphären des Lebens bewegten, ich der einzige war, der ihm Antwort geben konnte, so daß zuweilen zwischen ihm auf dem Katheder und mir in der dritten Bank eine Art fröhliche und heimliche Zwiesprache war, den andern in ihren Andeutungen unverständlich, mir aber eine Quelle der heißen Liebe zu diesem seltenen Manne.

Da stand ich nun hinter ihm und war durch mich selber gerichtet und verfemt, und mein ganzes Wesen war in einer schweren Erschütterung. Aber ich hielt stand, weil ich standhalten mußte um jeden Preis, nicht wegen meiner und nicht wegen des feigen Duschl und nicht wegen Eisenhauers und noch weniger wegen Gärtners, nur wegen der Kinder, nur wegen der Kinder...

Und ich begriff auch, daß es auch um seinetwillen sein müßte. Denn was wäre geschehen, wenn er hätte feststellen müssen, daß seine Kinder geholfen hätten? Es war unausdenkbar und durfte nicht sein . . .

Immer noch stand er müde und etwas gekrümmt am Fenster und schaute in den Hof hinunter, von dort herauf kam der Lärm der Schüler. Dann drehte er sich langsam herum zu mir. „Reichenbach, mit dem Hans können Sie natürlich immer zusammen sein, so oft Sie wollen." Ach, daran hatte er gedacht, das war ihm durch den Kopf gegangen.

Ich gab keine Antwort und glaube, wenn er nun näher gekommen wäre und mir ins Gesicht gesehen und weiter gefragt und mir zugeredet hätte — ich weiß nicht, ob ich fest geblieben wäre . . .

Mich schüttelten Beschämung und Schmerz.



Die heilige Klara als Retterin auf stürmisch bewegter See. Gemälde von Giovanni di Paolo di Grazia

Er hatte kein Verhör mit mir angestellt, er hatte nicht auf mich eingeredet, er hatte nicht einmal seine kleinen, so gefürchteten Augen gemacht, er hatte mich nur gefragt, wie man einen redlichen Mann fragt, ob es so sei, und da ich gesagt hatte mit dem Ton eines redlichen Mannes, es sei nicht so, hatte er kein Wort mehr darüber verloren, die Sache war abgetan und aus der Welt für ihn.

Jetzt, wo ich diese Szene erzähle und diese halbe Stunde wieder vor mir steht, als sei sie gestern gewesen, beginnt mein Kopf wieder zu glühen, und meine Augen schmerzen mich, und ich weiß, wenn er noch lebte, ich würde diese Blätter hinwerfen und mich aufmachen, um meinen Kopf auf seine Knie zu legen, denn er war allein das Väterliche, dessen ich teilhaftig wurde, solange ich mich zurückbesinnen kann.

Es mag eine lange halbe Stunde vergangen sein, daß ich in seinem Zimmer war und daß wir nur diese wenigen Sätze miteinander gesprochen hatten, aber deshalb war das Zimmer und der Augenblick keineswegs leer, sondern gefüllt bis zum Bersten mit etwas, von dem man nicht sprechen und nicht reden kann.

Er gab mir schließlich die Hand, doch er drückte sie nicht wie sonst, und er, der es stets rügte, wenn man ihm den Händedruck nicht erwiderte, ließ in der meinen eine kalte und schlaffe Hand liegen, und auch ich wagte nicht, sie zu drücken, sondern berührte sie nur leicht und scheu und ging dann mit einer tiefen Verneigung, wie es sonst nicht meine Art war, aus dem Zimmer.

Unten im Korridor erwartete mich Eisenhauer. Sein Gesicht sah wohl aus wie das meine: verurteilt und gerichtet, denn er blickte mich fassungslos an wie ich ihn, aber während es bei ihm die Angst vor der Entdeckung war, die er vollzogen wähnte, war es bei mir die Fassungslosigkeit, daß ich eine gute Tat nicht hatte tun und hatte nicht ehrlich sein können, weil ich mit vielen Ketten gebunden war. Und einen Augenblick war ich auch deshalb fassungslos, weil ich mich schämte, daß alles um eines solchen Menschen willen geschehen sei, der mir jetzt unwichtig und verächtlich schien. Aber ich durfte mich noch nicht von ihm lösen, wenn wir nicht alle zugrunde gehen wollten. Deshalb nahm ich ihn in ein leeres Klassenzimmer und erzählte ihm kurz, was im Zimmer des Direktors gesprochen worden war, und nahm ihn dicht unter meine Augen und beschwor ihn, unter keinen Umständen zuzugeben, daß er die Themata bekommen hätte.

Eisenhauer, der sah, daß noch nicht alles verloren war, atmete erleichtert auf und wurde augenblicklich fröhlich, und auch Duschl, der wie das verkörperte Verbrechen herumschlich, wurde, als er von der glücklichen Unterredung hörte, vergnügt.

Ach, das sah ich schon, das Weitere würde ich allein zu tragen haben, und ich machte mich mit dem Gedanken vertraut, in den nächsten Stunden und Tagen haarscharf aufzupassen, daß keiner von allen umfiel, sondern jeder verharrte in der Lüge, die in dieser Situation notwendig war und notwendig bleiben mußte. —

*

Das Schwerste aber war noch zu überstehen.

Ich jagte zunächst in die Stadt und faßte Hans vor seiner Schule ab und berichtete ihm.

Er wußte noch nichts davon, und in den nächsten Minuten schon sah ich, daß ich mich in ihm getäuscht hatte, denn das Schwerste, schien mir, war die Unterredung mit den Mädchen und das Leichteste und Müheloseste, vermutete ich, würde sein, Hans zu überzeugen.

Er wollte seinem Vater sofort alles mitteilen. Tränen standen ihm in den Augen. Ich mußte ihn in einen Hausgang schleppen, denn er begann so heftig zu weinen, daß die Passanten stehenblieben.

Ich nahm ihm seine bunte Schülermütze vom Kopf und streichelte ihm über das Haar und gab ihm mein Taschentuch und redete leise auf ihn ein.

„Du mußt," sagte ich ihm, „nicht einmal an mich oder die andern oder an deine Schwestern denken, sondern an deinen Vater. Wenn wir alle zusammenhalten, wird alles vorbeigehen, und niemand wird etwas erfahren. Aber wenn die Sache herauskommt, dann ist dein Vater schwer geschädigt vor seiner Behörde. Verstehst du das nicht, Hans, verstehst du das?"

Und allmählich verstand er es.

Ich nahm ihm das Versprechen ab, und er hat es gehalten. Er hat sich sogar sehr tapfer gehalten, denn mit ihm sprach der Vater einen ganzen Abend lang über die unangenehme Angelegenheit, und er sprach nicht als Vernehmender, denn er hatte keine Ahnung, daß seine Kinder dabei gewesen sein könnten.

Mir ist jedoch von diesem Tage an die Freundschaft mit Hans verloren gegangen; er haßte mich von nun an.

Ich war bereit, auch das zu tragen, obwohl es mir nicht recht verständlich war,

daß einer so seinen Teil an Schuld von sich abwälzen dürfe.

Ich habe Hans im Felde während des großen Krieges wiedergesehen und hatte sogar dienstlich mit ihm zu tun; während der Kämpfe um den Kanonenberg leitete er vom Flugzeug aus das Feuer jener Batterie im Hohlweg, deren Führer ich war, aber wir haben nur dienstlich miteinander gesprochen, und ich habe erst wieder von ihm gehört, als der Tagesbericht seinen Tod meldete.

An jenem Nachmittag brachte ich Hans nach Hause und bat ihn, mir die Mädchen zu senden.

Sie kamen, aber sie kamen nicht in den Park, sondern wir gingen außerhalb des Seminars den Berg hinauf, und ich sagte ihnen dasselbe, was ich Eisenhauer und Duschl und ihrem Bruder gesagt hatte.

Und siehe, es gab da nicht viel Worte, sie waren bereit zu schweigen, was auch kommen möge, und bereit zu lügen bis zum letzten Augenblick, weil ich ihnen sagte, daß es notwendig sei.

Wir gingen oben über den Kamm des Berges, und der Wind fegte durch unsere Mäntel. Regentropfen schlugen uns ins Gesicht. Es war das Wetter zum Abschiednehmen, aber wir wollten gar nicht voneinander Abschied nehmen, sondern wir wollten inniger als zuvor zueinander halten und einander lieben.

Und bald vergaßen wir unsere Sorge und rannten über den Berg und jagten uns und lachten.

Einmal wickelte Anna ihr langes braunes Haar um meinen Hals, und ich fühlte, daß ich sie jetzt wieder würde küssen können. So nahe war ihr Mund und ihr heißer Atem. Aber Gertrud zog mich am Mantel und zerrte lachend am Gürtel. Deshalb ist es nicht dazu gekommen, und es war gut so.

Wir rasten eben eine stille Steige hinunter und rutschten mehr, als wir liefen, da kam uns aus der Dämmerung entgegen, langsam und schnaufend, Oberlehrer Engel.

Oberlehrer Engel war ein fetter Herr mit Hängebacken und maßlos unbeliebt. Er war Lehrer für Deutsch in der Oberklasse und berüchtigt durch seine wahnsinnigen grammatikalischen Exerzitien, bei denen einem der Schweiß von der Stirne lief und in deren Gestrüpp man sich rettungslos verlief, indessen der Oberlehrer mit Genuß und Behagen sich immer tiefer in dem Urwald und in den Dschungeln der Worte erging. Er gehörte zu jenen Lehrern am Seminar, denen ich mit meinem ganzen Wesen verhaßt war und die keine Gelegenheit vorübergehen ließen, um mich festzunageln oder mich zum mindesten mit bissigen und überflüssigen Bemerkungen zu reizen. Dieser Oberlehrer war ferner ein leibhaftiger Onkel des Schülers Gärtner, und so kann man sich denken, daß er mir in diesem Augenblick auf dem Berge wie der Satan vorkam, der auszog, mich zu holen. Denn mit Gärtner hatte ich noch nicht gesprochen und war nicht sicher, inwieweit er in die Angelegenheit eingeweiht war, denn Eisenhauer hatte sich nur ausweichend darüber geäußert.

Er streifte meinen Gruß mit einem kurzen Nicken und machte den verstummten Mädchen einen scherzhaften Bückling. ‚Welch ein hämischer Bock,' dachte ich und flog mit den Mädchen weiter.

Am Seminar gingen sie voraus.

Als ich die Treppe hinauf wollte, stand oben die Frau des Direktors in einem weiten schwarzen Mantel. Ich wollte an ihr vorüber, aber sie hielt mich am Arme fest.

„Herr Reichenbach," sagte sie leise, „ich muß mit Ihnen etwas besprechen." Ich war durch die ununterbrochene Anspannung des Tages hundemüde, aber durchaus und jederzeit auf der Wacht für alle, so traf mich diese Anrede nicht hilflos, und ich ging höflich neben ihr.

Ich war gepanzert, und es konnte hereinbrechen, was wollte.

„Sie dürfen um Gottes willen nichts zugeben, Herr Reichenbach, hören Sie?"

Das waren die ersten Worte, die sie an mich richtete, und sie sah mich dabei an, und ich muß sagen, daß ich fror in diesem Augenblick.

„Was soll ich nicht zugeben, gnädige Frau?" fragte ich ruhig.

Aber sie änderte weder ihren leisen Ton, noch ihre feste und sichere Haltung. „Sie dürfen nicht zugeben, daß Sie heute nacht mit meinen Töchtern und mit Hans die Themen zur Prüfung genommen haben. Ich stand auf der Treppe, als sie in den Park gingen, und ich weiß, was geschehen ist. Ich will auch mit Ihnen reden, als seien Sie ein erwachsener Mann, obwohl Sie vielleicht in diesem Augenblick über meine Familie mit Ihrem unerhörten Leichtsinn das größte Unglück gebracht haben."

So sprach sie, und ich wußte, daß es hier kein Entrinnen gab und keine Flucht. Und ich wußte auch, warum sie uns nicht preisgegeben hatte. Sie war, wie ich und wir alle, die darum wußten, angeschmiedet und durfte sich nicht lösen. Sie war, obwohl sie mich verachtete, meine Verbündete und vielleicht meine stärkste und meine mächtigste Verbündete.

Ich ahnte aber auch, daß, wenn die Geschichte dieser Nacht verschollen sei und begraben, sie meine stärkste und erbittertste Feindin sein würde, und das machte mich über die Maßen traurig und stumm.

Ich hätte ja nichts sagen können zu meiner Verteidigung. Denn jetzt erschien mir alles wie ein Verbrechen, das es ja mehr oder weniger auch war, aber ich fühlte auch unter der klaren Stimme dieser Frau, daß ich alles wie in einem Traum getan hatte und daß es unbedingt notwendig sei, daß ich diese Illusion eines Traumes auch fürderhin behalte, solange es nötig war, denn wenn ich erst wach wurde, wie ich jetzt neben dieser Frau eine Sekunde wach war, dann gab es kein Halten. Dann würde ich selber der Ankläger werden und alles mit mir reißen in den Abgrund einer Schmach, von der ich allmählich ahnte, wie groß sie werden könnte.

Die Frau des Direktors hatte sich gewandt, und ich merkte, daß sie wünschte, ich solle zurückbleiben.

So kam ich allein zum Essen.

Abends suchte ich Gärtner, und der Junge war kaltblütiger und vernünftiger, als ich gedacht hatte. Er hatte seine chemische Arbeit, da er von Eisenhauer das Thema wußte, sehr geschickt, nicht etwa auffällig gut gemacht, sondern gerade so gut, daß er mit einer annehmbaren Gesamtnote aus der Prüfung hervorzugehen hoffte. Ihm lag nichts daran, daß die Sache bekannt würde, und er konnte sich nicht erklären, wie das Gerücht im Seminar entstanden sei.

Ich kann mir auch heute noch nicht erklären, wie das Gerücht entstanden sein kann, aber in einer Gemeinschaft von Menschen, von denen auch nur einer böse ist, ist das Gericht die Nahrung der Schlechten oder wenigstens das Salz, das Gewürz ihres Lebens, sie haben einen Spürsinn sondergleichen, und die Luft bringt es ihnen, und wenn andere noch schlafen, ruft es ihnen schon der Rauch aus den morgendlichen Schornsteinen zu oder wispern es ihnen die fallenden Blätter in die Ohren oder knirscht es der Kies unter ihren neugierigen Füßen.

Ich lag in dieser Nacht nicht wach, sondern schlief, als ob ich mit Bergen zugedeckt sei.

*

Am andern Tag versammelte sich auf Befehl des Direktors das ganze Seminar und die gesamte Lehrerschaft im großen Singsaal.

Es lag etwas in der Stube. Das Gewimmel der vielen Stimmen konnte das Jüngste Gericht sein, und Eisenhauer, Duschl und Gärtner waren bleich und schielten zu mir.

Ich saß stumm unter den andern.

Wenn der Teufel seine Hand nicht im Spiele hatte, konnte auch diese ungewöhnliche Versammlung nichts an Katastrophen bringen.

Und sie brachte nichts.

Der Direktor stand auf dem Katheder und berichtete, daß ihm ein Gerücht zu Ohren gekommen sei, nach dem einige Schüler der Oberklassen die Themen zur gestrigen Prüfung vorher gewußt hätten. Er habe die Sache untersucht und bestimme hiermit, da an der ganzen Geschichte kein wahres Wort sei, die Themen vielmehr in seinem Schreibtisch verschlossen und absolut unzugänglich gewesen seien, er bestimme hiermit, daß derjenige, der noch einmal an diesem Gerücht teilnehme, die Anstalt sofort zu verlassen habe.

Ich saß, von tausend Teufeln gepeinigt, vor dieser ruhigen Stimme, aber in meinem Innern gingen, ob ich wollte oder nicht, wahrhaft höllische Gelächter auf und ab und mich überkam ein ungeheurer Stolz, daß ich diese Sache zu diesem Ende durchgefochten hatte.

Ich sah aber doch einen Augenblick mißtrauisch zum Direktor hin, und es ging mir der Gedanke durch den Kopf, ob er vielleicht von der Sache wisse, wie sie sich verhielte, oder ob er sie ahnte und ob er das hier zu seiner eigenen Sicherheit arrangiert hätte.

Ich weiß heute, daß er im reinsten Glauben gehandelt hat.

Von diesem Tage ab war ich im Seminar unantastbar. Doch meine Zeit war um. Das wußte ich.

Ich schrieb an meinen Vater, daß ich zum Militär gehen wollte, und der müde Mann, dem ich mit meinen wechselnden Neigungen sehr unbequem geworden war, dachte, es sei wohl die harte Schule des Soldaten das beste für mich. Er teilte mir in wenigen Worten sein Einverständnis mit, und ich meldete mich im Seminar ab.

Am Vorabend meines Abschiedes war in der Turnhalle eine große Feier zum Geburtstage des Landesfürsten.

Ich war schon ein freier Mensch und der Seminarordnung nicht mehr untertan, aber ich nahm daran teil, nicht nur, weil es mir Spaß machte, sondern weil ich auch einen Teil des Programms schon lange vorher aufgetragen bekommen hatte. Ich mußte den Sprecher des Abends machen, der die einzelnen Vortragsstücke anzukündigen hatte. Ich entledigte mich dieser Aufgabe, soviel ich mich erinnere, nicht mit bestem Gelingen.

Im Saale saßen die Seminaristen, Tisch an Tisch, vor ihnen die Lehrer mit ihren Frauen und Kindern und die Mädchen waren auch da. Anna mit langen Röcken und einem Erwachsenengesicht und mit gar betulichen Manieren gegen die älteren Damen, Else im blauen Hängerkleide — sie war doch, dachte ich, die schönste unter den dreien — und Gertrud mit einem Funkelgesichtchen, das sich keineswegs genierte, zu mir heraufzuglänzen und mir zuzulachen. Mir war sehr schwer zumute.

Und in der Pause hielt ich es nicht mehr aus. Ich ging weg, denn im zweiten Teil hatte ich nichts mehr zu tun. So ging ich hinüber in das dunkle Lehrgebäude und setzte mich an meine Orgel, auf der ich nun nie mehr spielen sollte. Ich wollte auch jetzt nicht spielen und drehte deshalb nicht das Licht an, sondern ließ es dunkel und hing meinen Gedanken nach.

Aber da polterte es schon an der Tür, das Licht schoß auf, und der Oberlehrer Engel stand unter der Tür.

„Sie sind es," sagte er lachend, „Sie wollen wohl noch einmal Orgel spielen, also los, junger Mann, los, spielen Sie."

Und der dicke Oberlehrer zog seinen Gehrock aus, spuckte sich andeutungsweise in die Hände und bestieg das Trittbrett, um mir die Bälge zu treten.

Und da spielte ich denn. Und was werde ich wohl gespielt haben? Ich spielte meine Fuge, unsere Fuge. Es ging nicht so gut wie sonst, denn mich hinderten die Tränen daran, genau auf die Tasten zu sehen, aber ich hatte wie immer alle Register gezogen. Da kam es nicht so genau darauf an, und überdies sang der Oberlehrer, der wohl etwas angeheitert sein mochte, die Melodie überlaut mit, so daß sich ein gewaltiger Lärm in dem stillen Hause erhob.

‚So ströme nun,' dachte ich, ‚ströme nun, Musik, ströme wie mein Blut und ruhe nicht, fliehe und kehre wieder, gehe aus und komme zurück, sei wie das Meer und sei wie der Wind und sei wie das Leben.'

Und als ich mit der Fuge zu Ende war, hielt ich ein, und der Oberlehrer wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Er kam herunter von seinem Brett und nahe zu mir her.

„Ich habe alles gewußt, junger Mann!" flüsterte er heiser und grinste mich an und rieb sich die Hände und rieb sich über den blanken Schädel.

‚Ach ja,' sang ich und schaute ihn gelassen an, ‚ach ja,' sang ich im stillen. ‚Du hast alles gewußt. Wer hat es nicht gewußt?' Und ich begann wieder die große Fuge, und er kletterte eilig auf seinen Tritt und trat die Bälge und sang laut vor sich hin und legte auch Worte unter, die ich nicht verstand.

Und ich träumte, daß bald die Tür aufgehen würde und sie hereinkämen und mir am Halse hängen würden, und keine würde sich vor dem Oberlehrer Engel genieren, das wußte ich, und lauschte nach der Tür.

Und das Wunder geschah.

Es öffnete sich leise die Tür, und das heiße Gesicht Annas schaute herein und hinter ihr Else und dann Gertrud.

„Herein, herein," sang der Oberlehrer, „Jugend herein, Mädchen herein, es zieht der Jüngling seine Wege und kehret nimmer wieder."

So sang er, und wir alle verstanden ihn.

Gertrud trat hinter mich und legte beide Arme um meinen Nacken, Else und Anna setzten sich.

Da sangen wir alle die Melodie der Fuge, soweit wir mit ihrem Fluge folgen konnten, und der Oberlehrer beugte sich einmal herunter aus seiner Höhe und gab mir einen schallenden Kuß auf die Backe. Ich fror an dieser feuchten Stelle, aber Anna wischte es ab und lachte.

Wenn ich heute an diese Stunde zurückdenke, so weiß ich, daß sie gespenstig war, wie ich nie wieder eine Stunde erlebt habe. Ich war angefüllt mit Schmerz und Lust und wußte nicht aus und ein, und mir fehlte nur einer um mich, das war Hans.

Er hätte dazu gehört, aber er kam nicht, und ich wagte nicht, nach ihm zu schicken oder nach ihm zu fragen, denn ich fürchtete sein Gesicht und das Spöttische um seinen Mund, der immer sehr rot und heftig geschwungen war.

Noch einer drängte sich herein, das war Duschl, der mit mir in die Kolonien wollte und der deshalb seinem Vater schon einen Brief geschrieben hatte, aber der Alte ließ nicht mit sich spaßen, sondern war eines Tages angereist gekommen, und von dieser Stunde ab hatte Duschl nicht mehr von den Kolonien gesprochen. Der Oberlehrer flüsterte mit Duschl, und dieser verschwand wieder und kam bald zurück mit einer Likörflasche, da soff der Oberlehrer, indessen er auf dem Trittbrett auf und nieder schwebte.

Es war eine olympische Stunde und ein festlicher Abend, und der Oberlehrer war nicht mehr einem Menschen ähnlich, sondern mit seinem wüsten Gesang einem wilden Gotte und mit seinem schwankenden Bauche Bacchus. Wir liebten ihn alle an diesem Abend.

Dann aber sprang ich auf, riß mit einem

Ruck alle drei Mädchenköpfe an mich eine Sekunde Dauer lang und rannte in die Nacht hinaus.

Von dieser Minute an habe ich, das weiß ich, mein Leben begonnen, und ich habe es nicht nur begonnen, sondern auch geführt und geleitet, und von da ab konnte ich mein Leben zielen.

Es ist oft noch danebengeraten und vorbeigegangen, aber es hat keinen Weg gemacht, den ich zu bereuen hätte oder der nicht notwendig für mich gewesen wäre.

Ich blieb im Hofe stehen unter dem Lichte der Laterne.

Da kam jemand herangeschossen, hing einen Augenblick an meiner Schulter und verschwand wieder im Dunkeln. Es war Hans.

Ich trieb mich einige Zeit im Park herum und ging dann wieder in die Turnhalle zu den andern. Da saß Anna in langen Röcken und mit einem Erwachsenengesicht und mit gar betulichen Manieren gegen die älteren Damen; Else im blauen Hängerkleide — sie war doch, dachte ich, die schönste unter den dreien — und Gertrud mit ihrem Funkelgesichtchen, das sich keineswegs genierte, zu mir herüberzuglänzen und mich anzulachen.

Der Oberlehrer Engel saß nah bei dem Professor Brunner und redete ernsthaft auf ihn ein. Sein Gehrockkragen war nicht ganz in Ordnung. Er stand hinten am Halse hoch, und ich wußte wohl, woher das kam.

Der Qualm von vielen Zigarren und Zigaretten zog durch den hohen Saal, und das Orchester des Seminars spielte ununterbrochen.

Da saß ich nun inmitten und war nicht mehr hier beheimatet. Ich wußte nicht, wo meine Heimat war, und ich habe es bis auf den heutigen Tag nicht erfahren.

Vielleicht war sie bei einem dieser drei wunderbaren Mädchen.

Aber ich kann diese Heimat nicht mehr finden, denn es sind nur drei Grabhügel auf der Welt von ihr geblieben.

Der Direktor erhob sich zu seiner Rede.

Das war er, der kleine Mann mit der Zigarre und mit dem Stock, auf den er sich stützte.

Und neben ihm saß die große schöne Dame. Das war sie, die mich verachtete und die doch meine Verbündete sein mußte, und sie wird mir dieses Bündnis nie vergessen.

So dachte ich und ahnte nicht, wie schnell und unter welch seltsamen und außergewöhnlichen Umständen ich meinerseits ihr Verbündeter werden würde.

Indessen der Direktor eine wohlgesetzte und heitere Rede hielt, die von der Bedeutung des Tages ausführlich und voller Verehrung für den Landesfürsten sprach, sah ich mir meine Lehrer, die mit gehorsam geneigten Köpfen der Rede ihres Vorgesetzten lauschten, noch einmal genau an, und mein Blick war jetzt frei von jenen guten und bösen Vorurteilen, mit denen ein Schüler gewohnt ist, seine Oberlehrer und Professoren zu betrachten.

Und indem ich meine Blicke über ihre Köpfe gehen ließ, hatten sie alle Gefahr für mich verloren, und ich bedauerte nun einen Augenblick, daß ich die Anstalt verlassen sollte, denn wie in einem Menschen, der durch irgendein Ereignis aufgeweckt wird, plötzlich und überraschend die Landschaft seiner eigenen Seele und die Bergwerke anderer Menschen klar liegen bis in alle Winkel, so sah auch ich jetzt meine Lehrer von einer Seite aus, die mir vieles erklärte und mich vieles verstehen ließ.

Es waren Menschen wie wir alle, nur waren sie ein wenig unglücklicher, weil sie ununterbrochen eine Rolle spielen mußten, und zwar die Rolle des Überlegenen und des Besserwissenden. Sie mußten oder wollten immer Beispiel sein und nachahmenswert. Sie standen immer unter der haarscharfen Kontrolle junger unbarmherziger Menschen, und jede Schwäche oder auch nur der Anschein einer Schwäche hätte sie dem Gelächter und dem Spott preisgegeben.

Nun wäre ich gern geblieben, denn ich dünkte mich gefeit gegen den Nimbus und gegen das Götterähnliche an ihnen.

Und indem ich ein wenig vor mich hinlachte und wiederum meine Augen wandern ließ über die feierlichen schwarzen Gehröcke und die keineswegs verehrungswürdigen Gesichter, sah ich etwas Seltsames, was augenblicklich meine Aufmerksamkeit erregte.

Der Oberlehrer Engel hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt und legte den rechten Arm weit über die Lehne, es hatte den Anschein, als ob er sehr aufmerksam der Rede des Direktors zuhören würde.

Aber es war etwas in seinem Gesichte, was mehr war und etwas anderes war als Aufmerksamkeit. Seine Augen blickten in einer ganz bestimmten Richtung und sie blickten mit einem besonderen Ausdruck dahin. Ich kann diesen Ausdruck nicht anders als Qual und Bekümmernis oder Sehnsucht und Verzweiflung nennen, und als ich mit meinen Augen den Weg der seinen ging, fuhr ich heftig zusammen.

Denn neben dem Direktor, der aufrecht stand und noch redete, saß seine Frau, und

sie hatte sich ebenfalls auf ihrem Stuhle gedreht und schaute mit einem besonderen Ausdruck in eine bestimmte Richtung.

Mir klopfte das Herz, denn obwohl ich ein junger Mensch war und in manchen Dingen, manchen dunklen Dingen, die zwischen zwei Menschen sein können, nicht viel Erfahrung hatte, fühlte ich, daß eine Verbindung zwischen diesen beiden bestand, die über das Gesellschaftliche hinausging und eine verhängnisvolle Bewandtnis haben mußte.

Der Ausdruck ihres Gesichtes war der gleiche, wie der seine. Das konnte ich jetzt, wo ich schärfer hinsah, genau verfolgen und feststellen.

Mir lief ein Schrecken durch alle Glieder, den ich mir nicht erklären konnte. Ich sah vorsichtig umher, ob noch jemand meine Beobachtungen teilte, aber alle Gesichter waren schon vom Trunke und von der Erregung des Festes ein wenig verschwollen und unbestimmt und unklar und, wie es schien, lauschte jedermann aufmerksam auf die Rede.

Neben dem Oberlehrer Engel saß seine Frau. Es war eine kleine kümmerliche Person mit einem roten Faltengesicht und mit einem ungeschickten, etwas ländlichen Kleide von schlechtem Schnitt und billigem Stoff. Sie hatte die Hände im Schoß gefaltet und den Kopf weit im Genick, als horche sie mit großer Anstrengung.

Meine drei Mädchen saßen neben der Mutter und langweilten sich schrecklich, und auch Hans machte sich, wie ich sah, nichts aus der Rede seines Vaters. Ich war zwar, wie ich noch einmal zu meiner Entschuldigung sagen muß, ein ganz junger Mensch damals, aber mir schien es doch, als ob hier etwas nicht in Ordnung sein könne.

Was hatte dieser fette und unbeliebte Mann mit dieser schönen, großen, blassen Frau? Immer noch sahen sie sich unverwandt an und lösten die Blicke nicht voneinander. Er hatte mir die Bälge getreten und ich hätte ihn beinahe liebgewonnen, aber jetzt haßte ich ihn aus dem tiefsten Grunde meines Herzens.

Ich sah seine fette Hand über der Lehne liegen. Sie war abscheulich rot und gedunsen, und ich stellte mir vor, daß diese Hand über das Haar jener Frau streicheln könnte oder gar ihre Hände, die wie die Hände ihrer Kinder sehr schön waren, in seine nähme, und mich fror bei diesem peinlichen Gedanken.

Der Direktor hatte seine Rede bis zum Hoch auf den Landesvater gebracht, und alle erhoben sich geräuschvoll mit ihren Gläsern.

Da ich meine Kameraden um Kopfeslänge überragte, fiel es mir nicht schwer, weiter die beiden im Auge zu behalten, und indessen ich bei dem Hoch nur den Mund öffnete, aber vor rätselhafter Beklemmung keinen Ton herausbrachte, sah ich, daß sich die beiden, der Oberlehrer Engel und die Frau des Direktors, lächelnd zutranken.

Ja, ich sah es genau, sie lächelten dabei, aber es war nicht das Lächeln, das ich verstand, sondern ein fernes, mir unbekanntes Lächeln, ein Lächeln der Erwachsenen, der Wissenden.

Nach dem Hoch nahm jedermann wieder mit großem Stühlerücken seinen Platz ein, und in die Stille fiel ein vaterländischer Marsch der Seminarkapelle, und das Meer der vielen Stimmen brach wieder wie durch eine geöffnete Schleuse in den weiten Saal.

Mir dröhnte der Kopf etwas.

Der Oberlehrer unterhielt sich jetzt mit seiner Frau, und die Frau des Direktors machte sich am Zopf von Gertrud zu schaffen.

Aber mich deuchte, daß es an diesem herrlichen Zopfe gar nichts zu schaffen gäbe, denn er floß straff und glänzend über ihren Hals und war mit einem Bande, mit einem flammenden knallroten Bande sicher umrahmt.

Dem Direktor stand der Schweiß auf der Stirne. Er wischte ihn mit einem riesigen Taschentuche ab. Es war das Taschentuch, das man in Witzblättern bei zerstreuten Professoren aus der hinteren Rocktasche flattern sah. Nachdem er sich abgetrocknet hatte, stand er auf. Es war das Zeichen, daß der offizielle Teil der Feier vorüber war. Er pflegte dann, da er das nächtliche Auffein nicht vertrug, hinüber zu gehen in sein Haus.

Seine Frau und die Kinder standen ebenfalls auf, um ihn zu begleiten.

Das Stimmengewirr dämpfte sich ein wenig, und man sah, wie die Familie sich verabschiedete.

Das war auch die Minute, von der ich glaubte, daß ich die Mädchen nun nie mehr an diesem Orte wiedersehen würde, denn mein Zug war der erste, der am Morgen ging, und er ging zu einer Zeit, in der das Städtchen noch schlief.

Deshalb blieb ich stumm sitzen und schaute ihnen nach.

Unter der Türe drehten sich die Mädchen noch einmal um und suchten mich, aber ich konnte ihren Blicken nicht begegnen, denn ringsherum lächelten sie mich an und sogar am Lehrertisch drehten sich einige neugierige Köpfe zu mir her. Deshalb sah ich vor mich hin und rührte mich nicht.

‚Seid gesegnet, ihr drei,‘ dachte ich nur, und ich habe es wirklich gedacht, mir fiel im Augenblick nichts ein, was feierlich und fromm genug für diese Minute gewesen wäre, und anderseits fühlte ich mich innerlich verpflichtet, auf diese Abschiedsblicke etwas zu äußern, und sei es nur im stillen und ganz bei mir.

*

Der Lärm brach jetzt etwas freier und ungezwungener aus. Auch der Lehrertisch wurde geräuschvoller.

So mag wohl eine halbe oder auch dreiviertel Stunde vergangen sein. Ich unterhielt mich an meinem Tische und unterhielt mich auch mit einigen Lehrern, die hin- und hergingen und bei den einzelnen Tischen wohlwollende Besuche machten.

Der Lustigste unter den Lehrern schien mir der Oberlehrer Engel zu sein. Er lärmte lauter als zuvor und trank ohne Unterlaß seinen Kollegen und den Schülern zu.

Er kam auch an unseren Tisch, doch er kümmerte sich nicht um mich, sondern überging mich.

‚Vielleicht geniert er sich, daß er mir die Bälge getreten hat, und fürchtet, daß ich deshalb, wenn er mit mir trinkt, die Distanz nicht halten würde,‘ so vermutete ich und war ihm nicht böse, aber ich schaute mir nun sein Gesicht in der Nähe an und muß sagen: sehr genau besehen, war es gar nicht so fett und unangenehm wie sonst, wenn er auf dem Katheder hockte und in wahnsinniger Lust Grammatik trieb.

Ich erinnerte mich auch, gehört zu haben, daß er in seinen Ferien immer weit weg in ferne Länder ging, ja daß er sich, als er noch jünger war, zwei Jahre aus dem Schuldienst beurlauben ließ und eine Reise um die Welt machte, wovon er noch allerlei Erinnerungen in seiner Wohnung haben sollte.

Der Oberlehrer Engel war längst wieder weiter gewandert, und ich begann müde zu werden und daran zu denken, daß ich am anderen Tage sehr früh aufstehen mußte. Und ich wollte mich eben erheben, um unauffällig mein Bett aufzusuchen, da kam mein Freund Duschl gemächlich zwischen den Tischen auf mich zu, aber in seiner Gemächlichkeit lag etwas Auffälliges und Hastiges.

Er hielt eine Zigarette in der Hand und erbat sich, als er neben mir stand, Feuer. Und während ich das Streichholz entflammte, neigte er sich zu mir herunter.

„Ich war eben im Hof, da kam Anna zu mir her und war sehr aufgeregt, ich solle dir unauffällig sagen, du möchtest sofort herauskommen, ihrer Mutter ist etwas passiert.“

Ich weiß mir heute, wo ich mich an diese Minute erinnere, nicht mehr zu sagen, warum ich es tat und wie ich dazu kam, aber ohne lange zu überlegen, stand ich ruhig auf und sah mich nach dem Oberlehrer um.

Er saß einige Tische hinter mir rittlings auf einem Stuhle und trank mit Schülern der Oberklasse.

Ich drängte mich hin und beugte mich zu seinen Ohren.

„Hä,“ sagte er und nahm das Glas von seinen Lippen.

„Herr Oberlehrer,“ sagte ich leise, „erschrecken Sie nicht, aber ich glaube, Sie müssen mit mir kommen, Frau Direktor ist verunglückt. Kommen Sie unauffällig mit mir.“

Ja, ich sehe das Gesicht des Mannes noch vor mir.

Es war, als ob eine dicke dunkle Röte sich langsam durch sein ganzes Gesicht wälze bis unter die dunklen Haare, sein Mund ließ die Unterlippe hängen, und es troff Bier herunter.

„So, so,“ sagte er überlaut, „gerne, gerne, lieber Reichenbach, gerne, gerne.“

Und wir gingen durch den Saal und redeten irgend etwas miteinander, von dem ich heute nicht mehr sagen kann, was es war.

Draußen vor der Tür blieb er stehen und stöhnte auf.

Ich packte ihn am Arme.

„Kommen Sie, kommen Sie.“

„Aber, Reichenbach,“ stöhnte er plötzlich, „ich kann doch nicht in das Haus gehen, ich kann nicht, verstehen Sie, es ist unmöglich.“

Ja, gewiß, es war unmöglich. Was wollte ich überhaupt von ihm und warum hatte ich ihn mitgenommen?

Nun stand er da in der Dunkelheit, ein dicker Klumpen, zu nichts nutze, und wischte sich den Kopf mit seinem Taschentuche.

Mir wurde bange vor dem Unsinn, den ich angerichtet hatte, und schon wollte ich ihn bitten, wieder zurückzugehen, da war Anna neben mir.

„Ach komm, komm schnell, die Mutter liegt oben, sie hat sich sicher was angetan, hilf uns doch!“

Ihr Atem flog, und ihre Stimme brach sich vor Angst.

„Wo ist denn dein Vater?“ fragte ich beklommen.

„Der ist in seinem Schlafzimmer. Mutter will nicht, daß wir ihn wecken. Sie stirbt uns. Sie will es nicht haben. Sie hat mich

an den Armen gepackt und war ganz wild, als ich Vater holen wollte."

Ich war unfähig, auch nur einen einzigen Gedanken zu fassen.

Der Oberlehrer Engel zog mich vorwärts.

„Kommen Sie," sagte er, und seine Stimme war ganz ruhig. Er nahm Anna an der Hand und ging mit uns über den Hof.

Ich atmete auf und schämte mich zu gleicher Zeit sehr, denn ich fühlte mich wohl unter seinem festen Griff an meiner Schulter und wußte, daß jetzt das Richtige und das Notwendige geschehen würde und daß ich das nie und nimmer fertig gebracht hätte.

Ja, wir gingen in ein Haus hinein, eine Treppe hinauf, und Engel öffnete eine Tür, erst viel später, als ich nach Jahren wieder an diesen Gang dachte, fiel mir ein, wie seltsam es gewesen war, daß der Oberlehrer, ohne zu zögern, in der Dunkelheit den Weg gefunden hatte. Aber es sei ferne von mir, daß ich damit eine gewisse Verdächtigung ausspreche. Es kann sein und es kann auch anders sein, und selbst wenn es so gewesen wäre, soll es mir heilig bleiben und in reinster Erinnerung. Was zwei Menschen allein angeht, soll man nicht anrühren und nicht betasten. Wir kamen in ein sehr hübsches Zimmer aus Weiß und Blau, in der Mitte ein Bett und darauf in ihren Kleidern die Frau Direktor.

Sie hatte den Kopf abgewandt von uns und lag regungslos.

Hans kniete auf der andern Seite auf dem Boden und sah ihr ins Gesicht, Else lehnte am Schrank und weinte, und Gertrud stand neben ihr und hielt in zitternden Händen ein Glas Wasser.

Ich erinnere mich an diese Dinge sehr genau, weil der Oberlehrer sofort ans Bett getreten war und sich über die Kranke beugte, so daß mir die Aussicht auf sie verwehrt blieb und ich auch sonst nichts mit mir anzufangen wußte. So sah ich eben auf die Mädchen und brachte eine ganze Weile kein Wort heraus und keine Bewegung zustande. Ich starrte nur auf das Glas, das Gertrud in der Hand hielt und in dem das Wasser hin und her tanzte, so stark bebten die Hände dieses geliebten Kindes.

Jetzt aber geschah etwas, daß wir zusammenfuhren und uns das Entsetzen durch Mark und Bein ging.

Der Oberlehrer war plötzlich an dem Bett niedergebrochen und schluchzte, daß sein ganzer schwerer Körper hin- und hergeworfen wurde.

Hans hatte sich erhoben, und wir starrten den Mann an.

So blieben wir wohl eine lange Minute stehen, Anna hatte ihren Kopf an meiner Brust verborgen.

Da durchfuhr uns ein neuer Schrecken, und dieser war größer als der andere, denn auf dem Flur vernahmen wir das Aufstoßen eines Stockes, und ich wußte wohl, was das zu bedeuten hatte. Ich kannte diesen Laut, und jeder aus dem Seminar kannte ihn, und es gab manchen, der auf der Treppe wieder umkehrte, wenn er von unten diesen Laut heraufkommen hörte, denn es waren Schüler unter uns, die zwar kein schlechtes Gewissen damit verrieten, die aber sich aus irgendeinem bäuerlichen und ungewandten Grunde genierten, dem Direktor unbefangen Guten Tag zu sagen im Vorübergehen.

Wir lauschten, wie es näher kam, und wir waren wie unter einem fürchterlichen Zwange verzaubert, daß wir uns nicht rühren konnten.

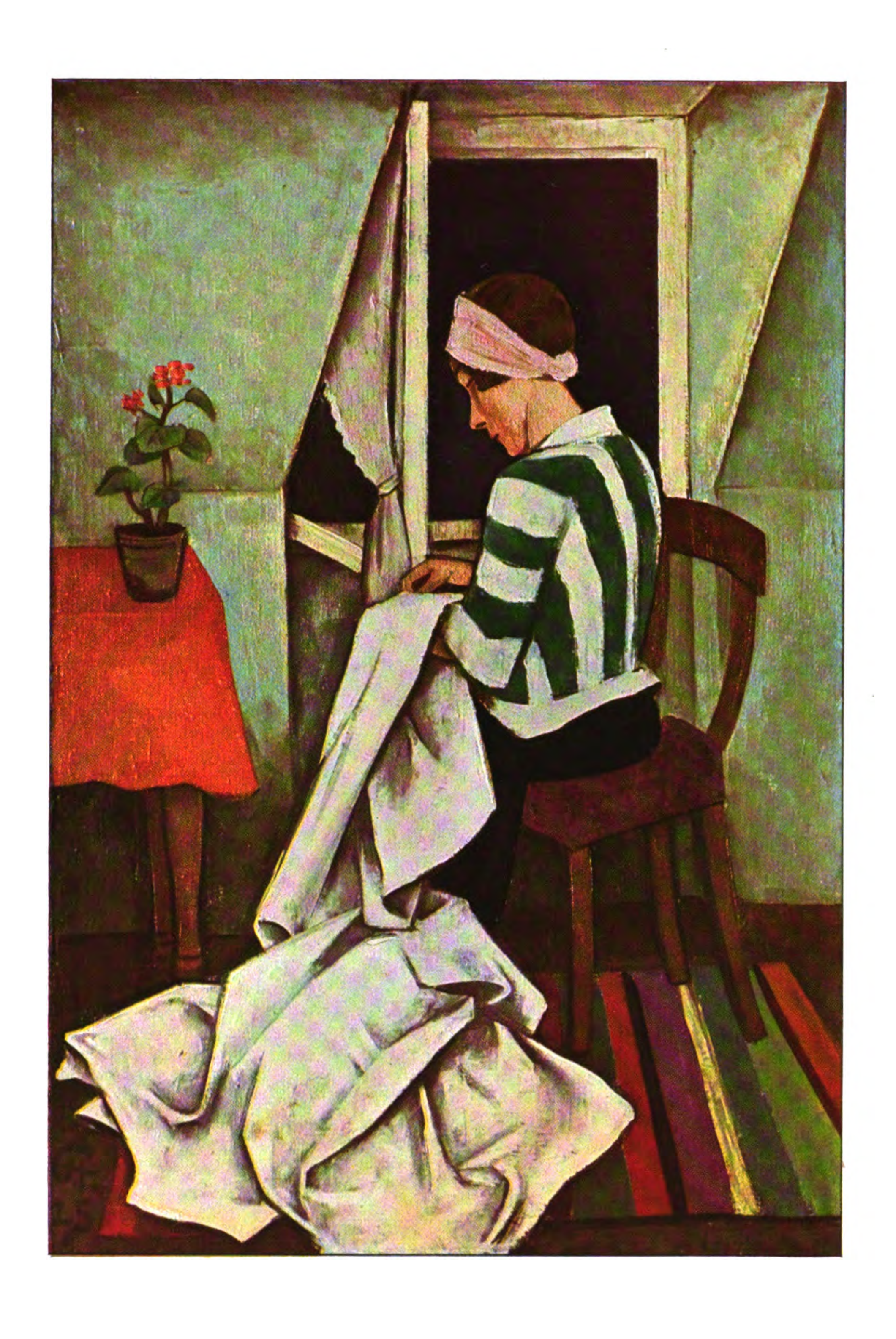
Ich weiß, daß ich mit äußerster Verzweiflung mit diesem Zauber rang, aber ich war wie aus Stein zunächst, und erst als der fürchterliche Laut nahe an der Türe war, brach ich aus der tödlichen Verwunschenheit aus, stürzte an das Bett und riß mit aller Kraft, deren ich fähig war, den Oberlehrer auf und zog ihn weg vom Bett und hielt ihn am Arme fest.

Die Türe öffnete sich im gleichen Augenblick, und der Direktor stand in der Öffnung.

Er mußte wohl schon geschlafen haben, denn sein Haar war unordentlich und der Ausdruck seines Gesichtes nicht so straff und beherrscht wie sonst. Er trug einen Schlafrock und hatte keine Schuhe an und nicht einmal Hausschuhe oder Pantoffeln, und nun sah ich erst, wie sehr das eine Bein verkrüppelt war und kürzer als das andere. Sein Hals, der sonst sorgfältig von einem hohen Kragen und einer dicken Krawatte umschlungen war, stand dürr und faltig unter dem Kinn, und der ganze Mann sah aus wie ein aus dem Schlaf geschrecktes Kind.

Man könnte sich nun vorstellen, daß in dem Augenblick, als der Vater dieses Hauses in das Zimmer trat, in der seine Familie in einer Katastrophe und in großer Verwirrung und Angst sich befand, die Kinder erlöst und unter einem Schrei auf ihn zugestürzt wären, er, der Löser des Verhängnisses, der Retter und Meisterer aller bösen Dinge. Aber es geschah nichts dergleichen.

Immer noch lag in der Luft des Zimmers der fürchterliche Bann. Es war, als ob alle.



Näherin. Gemälde von Prof. Karl Hofer

ich, der Fremde und die Kinder dieses Hauses, fühlten, daß etwas vor sich ging in einer unermeßlichen Ferne und in einem tiefen und finsteren Abgrunde, in den wir mit unsern schwachen Kräften und mit unserer Angst niemals gelangen konnten, und daß auch dieser Mann, der da wie ein Eindringling unter der Tür des Unglücks hielt, daß auch dieser Mann nichts an dem Verhängnis ändern könnte.

Der Direktor, auf seinen Stock gestützt, sah hilflos auf das Bett.

„Was macht ihr hier?“ fragte er dann heiser.

Und sein schweifender, unsicherer Blick, ach, ich sah jetzt, daß er seinen Kneifer nicht aufhatte und daß er die Augen ein wenig zukniff, daß er sehen und begreifen könne, sein Blick traf jetzt den Oberlehrer.

„Herr Kollege,“ — — — sagte er auf das tiefste betroffen.

Ich hielt den Oberlehrer noch am Arm und hielt ihn eisern.

Es war still im Zimmer. Auf dem Bett lag regungslos die kranke oder verunglückte Frau. Da mußte mich wohl ein guter und tapferer Geist überkommen haben, denn ich fühlte mich mit einem Male frei von jeder Angst und jeder Befangenheit.

„Herr Direktor,“ sagte ich mit sehr leiser Stimme, „Hans hat mich aus der Turnhalle geholt, weil er nicht wußte, was er anfangen sollte. Da habe ich Herrn Oberlehrer mitgenommen, weil ich mir nicht zu raten wußte.“

In diesem Augenblick richtete Hans ein kaltes Gesicht zu mir und sagte: „Ich habe Sie nicht geholt, Herr Reichenbach.“

Ich hätte ihn für dieses böse Wort ermorden können und begann wieder zu reden, aber der Direktor schnitt mir mit einer Bewegung das Wort ab und trat an das Bett.

„Berta,“ sagte er und berührte sie an der Schulter, „Berta, was fehlt dir?“

Die Frau gab keine Antwort.

Der Direktor ließ seinen Stock zu Boden gleiten und richtete sie auf, sie war noch in ihren Abendkleidern. Aber der schwache Mann brachte es nicht zuwege. Da eilte der Oberlehrer hinzu und half ihm.

Sie hatte ein totenblasses Gesicht und war bewußtlos.

Die beiden Männer hielten sie und sahen in ihre geschlossenen Augen.

Ich ging um das Bett herum und faßte Hans mit einem festen Griff.

„Wir werden einen Arzt holen.“

Ohne ein Wort zu erwidern ging er aus dem Zimmer, und ich folgte ihm.

Dann rannten wir durch die Nacht, die Gäßchen lagen stumm, und die Laternen hingen trübe in der Dunkelheit.

Es wurde kein Wort zwischen uns gesprochen.

Der Arzt wohnte nicht weit, und er kam bald herunter und ging mit uns.

Ich blieb auf der Treppe und setzte mich auf eine Stufe.

Mein Kopf begriff nicht ganz, was geschehen war an diesem Tage und an diesem Abend; ich war zu Tode ermüdet.

Nur eines dachte ich wieder und immer wieder: daß ich ihn zum zweiten Male verraten hatte.

Davon kam ich nicht los.

Auch als die Mädchen leise herunterkamen und sich zu mir setzten und sich an mich lehnten und leise miteinander weinten — ich hatte nichts, was ich ihnen hätte sagen können.

Denn es war auch noch etwas anderes in mir als der Schmerz des Verräters, über das ich nachdachte und was mich sehr beschäftigte.

Es war zum ersten Male, daß ich in eine Angelegenheit verwickelt war, von der ich allerlei ahnte und von der ich in Romanen zuweilen gelesen hatte, denn ich hatte viel gelesen und nicht immer Gutes. Ich wußte, daß es Dinge gäbe zwischen Männern, die gefährlich und romantisch waren, und ich beneidete plötzlich mit einem kindlichen Purzelbaum meiner Gedanken die beiden Männer oben, die solch eine erwachsene Sache zu erleben und zu entscheiden hatten, Das gab es also, nicht nur in Romanen, sondern das gab es mitten im Leben und das gab es sogar in diesem stillen, ordentlichen Seminar, das von Korrektheit strotzte und in dem jeder erwachsene Mensch und besonders die Lehrer ein verehrungswürdiges Beispiel der Lebensführung schienen.

Ach, diese Überlegungen waren keineswegs verächtlich, sondern sie erfüllten mich mit einem Lebensmut sondergleichen und mit einer riesengroßen Zuversicht: so war die Welt und es war nicht schwer, in ihr zu leben, denn nirgends lebte unter den Menschen einer, der Gott war und alle anderen verdunkelte.

Wie unsagbar schwierig war es mir vorgekommen, wenn ich meine Lehrer ansah und ihr Tun verfolgte. Zu werden wie sie — übermenschlich schien mir das, immer so zu sein.

Nun war eine Tür geöffnet, und ich schaute hinein und fand das Leben und beneidete jene, die leben durften.

Ich weiß heute, wie kindlich und unbeholfen diese Gedankengänge waren, und ich

bin später mehr, als mir gut war, durch das dicke und intensive Leben gegangen. Und habe auch solche Dinge durchzufechten gehabt, wie sie jetzt oben in dem Zimmer vor sich gingen. Aber niemals habe ich wieder die tolle Freude des Mannes so erlebt, als in jenen Stunden auf der Treppe, da ich nichts erlebte von diesen Dingen als das Zuschauen und da ich noch bei weitem kein Mann war.

Es ist, glaube ich, die ganze Nacht gewesen, daß wir auf der Treppe saßen. Der Arzt kam lange nicht herunter.

Nur Hans kam vorbei, aber er stieg über uns hinweg und beachtete uns nicht. Und siehe, das imponierte uns ungeheuer.

Er hatte mit mir gesprochen, er war mir noch einmal um den Hals geflogen, aber damit war es gut für ihn und erledigt.

Es war schon damals das in ihm, was ihn später im großen Kriege zum tüchtigen und vollkommenen Soldaten machte und was ihm Ruhm und einen großen Namen brachte. Es war der einzige Beruf für ihn, er hätte nichts anderes werden können. Er war, wie er über uns stieg, als seien wir vier Mülleimer, ein ganzer Mann.

Ob er von den Dingen, die in dieser Nacht in seinem Vaterhause umgingen, etwas wußte, habe ich nie erfahren.

Ob die Mädchen etwas wußten, danach habe ich nie gefragt, und sie haben niemals in diesen Stunden auf der Treppe die Rede darauf gebracht.

Wir lehnten aneinander und nickten etwas ein, bis endlich oben eine Tür ging und der Oberlehrer herunterkam.

„Geht ins Bett, Kinder," sagte er finster und zog mich am Rock.

Ich gab jedem die Hand, ach, ich hatte die Kraft nicht mehr, richtigen Abschied von ihnen zu nehmen, und sie waren auch zu müde. So stiegen sie hinauf, und von da ab habe ich sie nicht wieder gesehen.

Der Oberlehrer brachte mich hinüber zum Internat.

„Lassen Sie es sich gut gehen, Reichenbach, und wenn Sie einmal jemand im Leben notwendig haben, kommen Sie zu mir."

Ich gab ihm die Hand, und er ging davon. Ich lauschte noch auf seine Schritte, dann ging ich langsam die Treppe hinauf zu meinem Schlafsaal.

Als ich hereinkam, richtete sich einer auf.

Duschl saß da in seinem Bett. Er zwinkerte mit den Augen von dem grellen Licht, das ich angedreht hatte.

„Du," flüsterte er, „was war denn los?"

Aber ich winkte ihm ab und warf mich in den Kleidern auf mein Bett.

Früh am Morgen, als es Zeit war, nahm ich mein Köfferchen und ging durch das schlafende Städtchen zum Bahnhof.

Reif lag auf den Bäumen.

Ich sah in jede Gasse hinein und an jedem Hause hinauf.

Ich wußte, daß das Leben nun auf mich wartete, und ich ging auf das Wartende, Rätselhafte, Unermeßliche mit ausgebreiteten Armen zu, und ich habe die Arme bis auf den heutigen Tag, wo nur noch eine kurze und, wie ich glaube, kahle Strecke zu durchmessen ist, nicht wieder geschlossen.

Bitte an Eva. Von Leo Sternberg

Du bist so gefährlich für mich:
Du kannst mich gut machen
Und kannst mich schlecht machen –
Hüte mich!
Hüte – dich!

Gott nahm nicht von Erde,
Sondern nahm von meinen Träumen:
Himmel, der selig macht ...
Hölle, die selig macht ...
Und ich sah dich ihm danken auf den Knien,
Daß er das deinem Wesen für mich verliehn ...
Du könntest mich unselig machen
Und dir wäre verziehn –
Denn schwach bin ich vor dir ...
Hüte mich!
Hüte – dich!

Harfe, goldhaarige, du,
Die ich zum Tönen darf bringen –
Deine Seele und deinen Leib –
Mit meinem zartesten Hauch
Und meinem Stürmen auch!
Laß meine Feuer und Sünden
Im reinen Widerklang deiner Schönheit münden!
Du kannst mich verzaubern
Und kannst mich zerstören,
Daß wir beide das Heil verlören –
Hüte mich!
Hüte dich!

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Jakob Kneip: Hampit der Jäger (Berlin 1927, Horen-Verlag) — **Karl Scheffler: Der junge Tobias** (Leipzig 27, Insel-Verlag) — **Gustav Meyrink: Der Engel vom westlichen Fenster** (Leipzig 27, Grethlein & Co.) — **Felix Salten: Martin Overbeck** (Wien 27, Paul Zsolnay) — **Paul Hübel: Führerlose Gipfelfahrten** (München 27, Oskar Beck)

Jakob Kneip, unseren Lesern als einer der echtesten und innigsten Lyriker der Gegenwart bekannt, veröffentlicht einen Roman Hampit der Jäger, in dem er, nicht minder erfreulich, das Wesentliche seiner Eigenart und seiner Poesie offenbart. Wenn er sich selber einst bescheiden einen Dorfdichter nannte, so trifft das auch hier zu, nur muß im selben Atem gesagt werden, daß er einer der wurzelstärksten dieser Spielart ist, daß man auch von einem Dörflein aus einen Querschnitt durch den Kosmos legen kann und das Menschenherz unter der Lupe eines wirklichen Dichters immer in gleicher Weise zuckt, mag sein Standort sein wo er will.

Jakob Kneip steht inmitten der Menschen seiner Heimat, des Hunsrücks. Viele arme Teufel, darunter ein paar aufrechte Burschen und forsche Kerle, wursteln da herum, von denen Hampit nicht nur als Jäger der Bedeutendste ist. Verwachsen mit der Natur seiner Heimat, nur glücklich, wenn er einsam mit der Flinte durch das Wiesen- und Waldgebirge streifen oder abends mit guten Zechgesellen den Becher lupfen kann — am beliebtesten, sobald er nach langem Schweigen und Rauchen ins Erzählen kommt: o, wie da seine Augen unheimlich blitzen, die Felsen und Quellen erwachen, wie die Gespenster dem Nebel und dem Dunkel der Täler entsteigen und Geisterlaute die Stube erfüllen! Denn nicht nur das alltägliche Leben auf dem Hunsrück schildert Kneip, auch die Sagen und Mythen, die grausigen Gespenstergeschichten, die dort umgehen, finden in Kneip-Hampit ihren meisterhaften Dolmetsch. Man wird an Wilhelm Hauffs schöne Waldmärchen erinnert, wenn man die gruseligen Geschichten vom „Versunkenen Schloß im Dämmerwald" oder von der „Starken Jungfrau von Reitzenstein" liest, oder wenn die geschossene Waldschnepfe sich in ein altes Holzweiblein verwandelt, oder der Hampit uns den unheimlichen Keiler zeigt, den kein Jäger zu Tode trifft, der angeschossen wie ein Gespenst in den Wäldern umgeht, bald da, bald dort plötzlich auftaucht und einen ganzen Winter lang der Schrecken der Jäger bleibt.

Als Ganzes genommen ist der Roman eher die Chronik einer bestimmten Hunsrückgegend, als eine Lebensgeschichte des Jägers Hampit, aber doch bilden seine Schicksale den Faden, an dem die Erzählung fortläuft. Man geht wohl nicht fehl, wenn man einzelne Züge des Verfassers selber in diesem kleinen, einsamen Wildgesellen mit den rollenden Augen erkennt, zum mindesten seine unversteckbare Liebe zu Feld und Wald der Heimat.

Damit soll nicht gesagt sein, daß der Dichter nun auch jährlich seine zweiundfünfzig Schlachtfeste und andere Schmausereien mitmacht, wie der Hampit, aber die Freude an einer gesunden Pinik scheint ihm doch nicht zu fehlen, ist ja auch weder zu beanstanden noch zu verwundern in einem Landstrich, der ausgesucht zwischen Rhein, Mosel, Saar und Nahe wohlgebettet liegt. Nein, es geht schon feuchtfröhlich her in diesem behaglichen Roman und seine besten Kapitel sind die, in denen der übermütige Humor dieser Becherlupfer über die Stränge schlägt. So etwa bei dem alten Schuster Thomas Jäckel, Hampits nächstem Nachbar und Freund. Den ganzen Winter über klopft er von früh bis spät seine Sohlen, so ehrbar und pünktlich, daß der Jäger keine Uhr braucht, wenn er des Morgens die Zeit zum Aufstehen wissen will. Aber sobald draußen die Hecke zu grünen beginnt, da singt der Thomas ein Lied im Takt trotz seiner keifenden Alten und die tollsten Ausreißergelüste spuken in dem Kopf, der so kahl ist wie ein Ei. Wirklich machen sich die beiden alten Burschen denn auch an einem schönen Vorfrühlingsmorgen auf, angeblich ihre Osterbeichte drüben überm Rhein abzulegen. Denn „übers Wasser kommen die Sünden nicht wieder". Natürlich wird es so, wie die alte Xantippe, des Schusters Frau, prophezeit hat: die Beichte ist nur ein Vorwand fürs fröhliche Wandern und Kneipen. Aber Kneip wäre kein Dichter von Rang, wenn er diesen Streich nicht mit etwas anderen Augen ansähe. Ich setze seine innerliche Begründung zugleich als beste Empfehlung des Romans her: „O wie war Thomas fröhlich gelaunt in dem hellen, bereiften Morgen; er pfiff und sang alles vor sich hin, was er noch von der Walze her wußte und was er sich zum Takt der Sohlenklopferei im Verlauf seines Lebens zusammengesungen hatte.

„Deine Lieder klingen nicht sonderlich fromm," lachte Hampit.

„Du weißt nicht, wie es so einem alten

Krautesel zumute ist, wenn er auf einen Tag nach einem langen Winter voll Zank, Gemaule und Wehleidgesang der bitteren Not Gottes entronnen ist. Meine Buße ist schon getan! Dreihundertvierundsechzig Tage lang Buße — ich weiß wahrhaftig nicht, ob meine Sünden so schwer wiegen, wie die Buße all dieser Tage. Aber dennoch, ich murre nicht, Hampit! Ich hab's ja so gewollt! Ich wollte es, bei Gott, noch heute so. Denn ich mag sie leiden trotz alledem, meine Zankkatrin, und sie hat nun einmal den Narren an mir Narren gefressen und läßt nichts auf mich kommen; die ginge für mich durchs höllische Feuer! . . ."

„Wir sind kuriose Kostgänger unseres lieben Herrgotts," sagte Hampit. „Laß uns fröhlich sein, Thomas! Sieh! Die Lerchen steigen schon wieder, die Wolken kommen wieder mit weißen Bäuchen über die Güntershöh." —

Der wertvollste der diesmal hier angezeigten Romane ist zweifellos Der junge Tobias von Karl Scheffler. Der bekannte Kunstschriftsteller erzählt das Leben eines jungen Handwerkers und seiner Umgebung; und gibt damit ein Zeitbild der letzten Jahrzehnte vor 1900. Klarblick, Überzeugungskraft, gewissenhafte Gründlichkeit sind Schefflers Begleiter auch auf diesem Felde. Wie in dem apokryphen Buch des Alten Testaments wird zunächst die Familiengeschichte des Tobias erzählt und namentlich sein Vater scharf charakterisiert. Jenes unruhige Vorwärtsdrängen, das gegen Ende des vorigen Jahrhunderts so manche Wandlung in deutschen Landen hervorrief, veränderte auch seine Heimat, der Wille zur Großstadt „fraß das Dorf" wie die benachbarte Stadt an der nordischen Waterkant, er schuf ein rasendes Tempo, das auch in die Familie des Tobias übergriff. Überraschend ist gleich im zweiten Kapitel die Kunst der Menschengestaltung in diesem Roman. Die „drei Männer", von denen es handelt, sind mit einer plastischen Sicherheit und psychologischen Wahrheit gezeichnet, die meisterhaft ist. Alle drei Brüder sind Handwerker, aber im Grunde ihres Wesens sind sie es alle drei eigentlich nicht, aus drei verschiedenen Ursachen. Und ist es auch schließlich der Sohn nicht, obwohl er, nach altem Brauch, das Handwerk seines Vaters übernimmt und Maler wird. Bevor er aber seinen jungen Helden in die Lehre gibt, betrachtet der Verfasser sehr gründlich seine Kindheit daheim und in der Schule, ein Kapitel, das allen Eltern dringend zu empfehlen ist, es blüht darin von goldenen Erziehungs-Weisheiten. Die Entwicklung Tobias' als Handwerker spiegelt im kleinen die politischen und sozialen Wandlungen jener Zeit wider, ohne daß darüber die Menschengestaltung zu kurz käme. Wie köstlich ist dieser Werkstattpolier gezeichnet und besonders der „alte Schulz", der den Jungen in die Lehren des Marxismus und des Atheismus einführt. Zu jener Lehrzeit Tobias' gerade begann das Handwerk sich aufzulösen, sich in den Unternehmer und den Proletarier zu spalten. Sehr anschaulich wird dies alles geschildert, man sieht besonders die sozialdemokratische Bewegung wie das Wachsen einer Pflanze im Kino; man erlebt die Auswirkungen der Halbbildung z. B. auf dem Boden der Darwinlehre: ein Gemisch von Dilettantismus, Fanatismus und echtem Gefühl.

Tobias befriedigt sein Beruf so wenig wie die Politik. So wird er ein leidenschaftlicher Leser. Das gute Buch ist sein bester und vorläufig einziger Freund. In der Liebe ist er, wenn auch keineswegs enthaltsam, so doch zurückhaltender und sauberer als seine jungen Genossen. Er lernt das Theater kennen, hat selber dramatische Pläne und will sogar Schauspieler werden, ein Plan, der aber scheitert, da es ihm an Talent fehlt.

Schlimm wird es, als der Neunzehnjährige aus der heimatlichen Hafenstadt nach Berlin kommt, wo die letzte Spur des Patriarchalischen verschwindet und der nackte Existenzkampf ihn einsam und mißtrauisch macht. In dieser Zeit fühlt er sich zum Sterben unglücklich, nur bei seinen Büchern findet er Trost und sein in allen Fährnissen bewahrter Idealismus ist es schließlich, der ihn auf die Warte der Kunst rettet, wenn er vorläufig auch nur die Zinne der Dekorationsmalerei erreicht. Auch jetzt, wo er gereift ist und einiges Ansehn genießt, hält er sich von der unfruchtbaren Beschäftigung mit Parteipolitik zurück, die Lehren der Sozialdemokraten sind ihm zu eintönig, zu langweilig und zu wenig künstlerisch, vor allem auch zu orthodox; er empört sich innerlich gegen jeden Geisteszwang. Bei den Zeitungspolitikern, gleichviel welcher Richtung, „störte es ihn, daß alle eng und fanatisch von ihren Lebensinteressen aus dachten und doch taten, als seien ihre Gedanken die Ergebnisse zweckfreier Bemühungen für das Volksganze". Ihn lockte „jener Staat des Geistes, der von jeher neben aller Notdurft war und es stets sein wird".

Die glückliche Wendung im Leben des jungen Tobias kommt durch eine Erkenntnis, die sich mit der Kunstanschauung des Ästhetikers Scheffler deckt: er nimmt wahr, „daß eigentlich das ganze Volk unfähig ist, naiv zu sehen und mit den Augen sinnlich zu leben". Er selber knüpft bei dem an, was er kennt, bei seinem Handwerk, und geht auf diesem ihm nächsten und gangbarsten Wege in den großen Bezirk der Kunst ein, wo er seine Lebensaufgabe und sein Glück findet.

Mancher wird kritisch anmerken, daß in diesem Buch das Lehrhafte einerseits und die Zustandschilderung nebst Kulturkritik anderseits die reine Erzählungskunst beeinträchtigen. Aber das ist nur eine Nebenfrage. „In meines Vaters Hause sind viele

Wohnungen." Scheffler konnte, ich möchte sagen, durfte nur so schreiben, wie er geschrieben hat, auf andere Weise wären die Vorzüge seines bald sechzigjährigen Strebens und Wirkens, seine tiefe Einsicht und seine Erfahrungen nicht ausgemünzt worden. Ich bekenne, daß mich seit Jahren kein Buch so innerlich beglückt hat, wie dies. In ihm lebt die ganze Ideen- und Gefühlswelt des gesunden Deutschen. Wer Ende des vorigen Jahrhunderts aufwuchs, findet hier seine Jugend wieder, sein Irren und Wollen, seine bittersten wie seine heiligsten Stunden, und wenn der junge Tobias einmal verzweifeln will, aber sich tapfer immer wieder aufrichtet, wenn er den platten Lärmmachern seiner Zeit den Rücken kehrt, instinktiv dem Idealismus folgt, der nicht in ihm totzukriegen ist, so fühlt jeder, der auch ein bißchen gekämpft hat: So war es! Das Erstaunliche ist die Fülle an seelischen und verstandesmäßigen Lebenswerten in diesem Buch. Und ohne Scheu spricht Scheffler auch das Heikelste aus, er tut es in einer Weise, daß man erstaunt fragt: warum hat für diese Dinge niemand früher schon den rechten Ton gefunden? Hier haben wir die Bibel des deutschen Idealismus im besten Sinne, geschrieben von einem klaren Kopf und dazu — in dieser Zeit! Es geschehen noch Zeichen und Wunder!

*

In den drei ersten Romanen dieses Aufsatzes sind drei verschiedene Gattungen vertreten. Im „Hampit" haben wir den reinen Dichterroman mit lyrisch-volkstümlichem Einschlag, im „Jungen Tobias" den gepflegten Bildungsroman von geistiger Größe und seelischer Vornehmheit, jetzt kommen wir zu Gustav Meyrink, der in seinem neuen Buch Der Engel vom westlichen Fenster ein Schulbeispiel für jene Literatenromane gibt, in denen die Seltsamkeit und Wunderlichkeit der Vorgänge Trumpf sind und die daher nicht mit natürlichen Menschen von Fleisch und Blut, sondern mit geheimnisvollen Schattenwesen, spukhaften Vorgängen, Geistern und Gespenstern operieren. Die wenigen Personen aber, die wirklich ein gewisses Leben haben, stammen aus den Kreisen derer, die auf Kosten des eigentlichen Lebens ihre wissenschaftlichen oder nur verblüffenden Experimente machen: Adepten, Anatomen, Astrologen, Alchimisten, Wunderärzte, Antiquare und dergleichen.

Der Anfang des Romans liest sich recht hübsch, zumal der Stil dieses geschickten Schriftstellers sich zu einer gehaltvollen Knappheit und Genauigkeit entwickelt hat, die auch Visionäres mit einer gewissen Tatsachentreue hinzustellen weiß. Ein einsamer Gelehrter, der letzte Sproß eines altadligen Geschlechts, öffnet das Erbe eines seiner Vorfahren, des mittelalterlichen Alchimisten John Dee. Ihm ist, als gingen von diesem versiegelten Paket feine, unsichtbare Fäden aus, zart wie Spinngewebe, und leiteten hinüber in ein dunkles Reich. Bald haben denn auch diese vergilbten Pergamente mit ihrem wunderlichen Inhalt, diese eigenartigen Reliquien so Besitz von ihm ergriffen, daß sein eigenes Ich sich völlig verwandelt. Mit den Aufzeichnungen des Urahns erbt er auch dessen Geschichte und Schicksal. Er fühlt im Traum rein körperlich das Werden dieses Doppelich: „wie mein Hinterhaupt die plastische Struktur eines neuen Vorderhauptes annahm: mir wuchs aus der Scheitelgegend hervor ein zweites Gesicht." Man sieht hier schon, mit welchen Mitteln Meyrink arbeitet. Gewiß wäre es ein lockender Vorwurf, einen einsamen Grübler unter der langsamen Einwirkung steter Beschäftigung mit den Schicksalen seiner Vorfahren allmählich zu verwandeln, ihn ganz in den Geschehnissen der Vergangenheit aufgehen zu lassen, einem jener Ahnen anzuähneln und so tatsächlich auch dessen Lebensgeschichte mutatis mutandis wiederholen zu lassen. Aber das ist Meyrink zu umständlich, er kommt schon auf der fünften Seite von den 440 des Buchs zu dieser ungeheuerlichen Zumutung an den gesunden Menschenverstand des Lesers, und läßt seinen erwachten Helden sagen: „Es ist mir sonderbar zumute. Was will da werden? Löst sich in mir ein Gespenst? Tritt ein Traumphantom in mein Leben? Will sich mein Bewußtsein spalten und werde ich — krank?" Man erkennt: Meyrink geht mit einiger Energie und Unbedenklichkeit auf sein Ziel los. Er gibt sich nicht mit psychologischer Entwicklung, Wandlung und Begründung ab, sondern er stellt einfach die Tatsache hin: Doppelich! Da steht es! Basta! So erzählt später der Verfasser jener geheimnisvollen Aufzeichnungen, er habe bei wachen Sinnen einen Hügel gesehen und auf ihm einen Baum. „Wie ich nun," fährt er fort, „den Hügel hinanstrebte, erkannte ich mit innerer brennender Klarheit auf einmal, daß ich selber der Baum auf dem Hügel war und daß ich in seinem Stamm, als meinem Rückenmark, mich zum Himmel aufrecken wollte." An Einfachheit läßt diese Methode kaum zu wünschen übrig ...

Vernünftiger ist es schon, daß unter Einwirkung dunkler, dämonischer Mächte der Held sich selber als seinen Vorfahren, den Alchimisten John Dee am Hofe der Königin Elisabeth sieht. Eine merkwürdige Geschichte, die auf das „Doppelköpfige" Bezug hat, geht voraus: als Vierzehnjähriger spaltet er seinem Vater mit einem Axthieb den „Schädel bis zum Kiefer", so daß er seinen „Herrn Vater mit einem gedoppelten Haupte in seinem Blut" liegen sah. Auch hier der Doppelkopf! Ja, ja, es gibt geheimnisvolle Verknüpfungen in der Meyrinkschen Welt ... Elisabeth behandelt ihn sehr launisch, den Sir Dee, „zweideutig und grausam", so entschließt er sich, nach Böhmen zu gehen, zum Kaiser Rudolf, diesem einsamen, miß-

trauischen Adepten, der recht charakteristisch, wenn auch zu alt und einseitig geschildert wird. Von einer eigentlichen Handlung kann man schon im ersten Drittel des Romans nicht mehr sprechen. Das Ganze ist ein wirres Gemisch gespenstiger Vorgänge; ein Zauberspuk reiht sich an den anderen, nur unterbrochen durch ein dunkles Redegewirr mit spitzgestellten Gegensätzen. Der seltsame Titel ist an den Haaren herbeigezogen. „Der Engel vom westlichen Fenster" ist eine zweidimensionale Geistererscheinung, die weiter nichts bedeutet als ein Echo, als die Summe ungelöster Fragen und Willenskräfte in den einzelnen: „er war der Engel vom westlichen Fenster, denn der Westen ist das grüne Reich der toten Vergangenheit."

Der Roman ist ermüdend, obwohl alle Augenblicke eine neue Überraschung, richtiger gesagt, ein neuer Bluff kommt. Man spürt, wie schon in den früheren Werken Meyrinks, sein krampfhaftes Bestreben, die Dinge der Welt mit neuen Augen, in neuem Lichte zu sehen, aber die Augen bleiben schließlich die alten und trotz aller bengalischen Flammen und geheimnisvollen Dunkelkammern vollenden die Tages- und Nachtgestirne ruhig ihren Gang; das Ganze war Schaumschlägerei ohne tieferen Sinn.

Vielleicht hat dieser zweifellos kluge Schriftsteller selber ein Gefühl dafür, er verkündet laut, das Schicksal des Sir John Dee, eines geschichtlichen „Goldmachers", habe ihn früh ergriffen und beschäftigt; er habe dann zwei Jahre an diesem Roman gearbeitet. Das soll dem Werke offenbar eine tiefere Bedeutung geben. Wichtiger und bezwingender für den Leser sind ein paar meisterlich geschriebene Szenen in dem Buch, so die ganze Darstellung des Bartlett Green einschließlich seines Feuertodes, die in ihrer wilden Romantik an Viktor Hugo gemahnt. Was Sir Green nach seinem Tode als Spukgestalt treibt, mutet dafür reichlich abgeschmackt an.

Ganz ohne sensationell gefärbte Mache ist Felix Saltens Gesellschaftsroman Martin Overbeck. Der Titelheld, Sohn des reichsten Wieners (ein Begriff, der ja wohl mehr als andere noch dem Wechsel alles Irdischen unterworfen ist), wendet seinem väterlichen Palais trotzig den Rücken, weil sein alter Herr ihn einen Schmarotzer geschimpft hat, nebenbei auch, weil er seine von den Familienoberhäuptern beschlossene Mußheirat verabscheut. Bald mittellos, aber zu stolz, sich hilfesuchend an seinen Vater zu wenden, lernt der verwöhnte Millionärsohn nun das ganze Elend der Erwerbslosen in der Großstadt kennen, aber er lernt dabei auch ein weibliches Wesen kennen, das nun wie ein Stern in seinem verdunkelten Leben aufgeht, Tine Schaffner, die Tochter eines Generals, die ihr Leben opfermutig in den Dienst der Wohltätigkeit stellt, da, wo er am schwersten ist. Es vollzieht sich eine gründliche Wandlung bei dem hochmütigen Martin und schließlich erobert er sich durch seine menschlich-tüchtigen Eigenschaften das Herz der Geliebten. Die Prüfung ist nicht gar so schlimm, da der alte Overbeck mit seinen Millionen im Hintergrunde steht und mit seinem milden Kern in rauher Schale nicht unversöhnlich ist, vielmehr den verlorenen Sohn eigenhändig mit dem Spürhund an der Leine sucht — und findet.

Das gutgeschriebene Buch gehört zu den besseren Unterhaltungsromanen der Wiener Schule, in seiner leichten, sicheren Gesellschaftszeichnung an Schnitzler erinnernd, nur ohne Schnitzlers Skepsis. Salten hat sein Augenmerk vielmehr auf Versöhnung der sozialen Gegensätze unter dem Gesichtspunkt höherer Menschlichkeit gerichtet. So wird das, was man dem Buch zum Vorwurf machen könnte, nämlich seine durchsichtige Zweckkonstruktion der Vorgänge, durch den Sinn gerechtfertigt und geadelt.

★

Wer in diesem Sommer gern eine Hochgebirgstour gemacht hätte, aber nicht dazu gekommen ist, der lasse sich schleunigst den hübsch ausgestatteten Band Führerlose Gipfelfahrten von Paul Hübel schicken. „Danke für den Ersatz," höre ich brummen. Aber bitte, danken (und brummen) Sie nicht zu früh, Verehrtester, hier liegt nämlich wirklich ein Buch vor, das Leben ist und Leben erzeugt. Nicht „kalt staunenden Besuch erlaubt es nur," es lädt zum Mitwandern, Mitgenießen ein und hat uns schon auf den ersten Seiten völlig in seinen Bann gezwungen. Hübel, selber führerlos, ist doch der rechte Führer für solche Bergwanderungen, er kennt und liebt die Alpenwelt wie wenige, und weiß seine Eindrücke und Empfindungen dem Leser wie ein Vermächtnis mitzuteilen. Sechzehn Bildertafeln geben in technischer Vollendung die bedeutendsten oder charakteristischsten Gipfel anschaulich wieder und man erkennt mit Freuden altvertraute Steingesichter, die auf unser kleines Menschentreiben seit Jahrtausenden mit eherner Ruhe herniederblicken.

Hübels Führerlose Gipfelfahrten gehören zu den besten und gediegensten Hochgebirgsbüchern, die wir haben. Mit klopfendem Herzen liest man die Abenteuer, und namentlich die Jugend wird hier Beispiele von Selbstzucht und Unverzagtheit finden, die unserem Volkstum mehr noch nottun als körperliche Erstarkung.

★ ★

★

Verbrecherkinder. Von Dr. Robert Heindl

Das Blatt der englischen Unabhängigen, „Daily Herald", richtete kürzlich seinen publizistischen Scheinwerfer auf die Andamanen, jene in geheimnisvollem Dunkel liegenden Inseln des Golfs von Bengalen, auf denen England die lebenslänglich verurteilten Verbrecher Indiens gefangen hält. Der Besuch dieser Inseln ist seit Jahrzehnten dem reisenden Publikum untersagt. Nur die unglücklichen indischen Touristen, die ihre Wanderfahrt in Handschellen und Fußeisen antreten, dürfen dort an Land gehen. Oberst Wedgwood muß sich deshalb auf die Wiedergabe dessen beschränken, was ihm ein im Dezember 1920 begnadigter und entlassener Sträfling erzählt hat.

Trotzdem sei hier auf den Artikel näher eingegangen. Denn er beschäftigt sich mit der auch für uns wichtigen Frage, ob man verhüten soll, daß Verbrecher Nachkommenschaft in die Welt setzen. Anläßlich der Verhandlungen über den Entwurf eines neuen Reichsstrafgesetzbuchs, die augenblicklich den deutschen Reichsrat beschäftigen, ist vielfach vorgeschlagen worden, gefährliche, unverbesserliche Verbrecher zu sterilisieren, um die Vererbung asozialer Anlagen zu verhindern. Wedgwood empfiehlt dagegen gerade umgekehrt die Verehelichung von Verbrechern. Er vertritt den Standpunkt, die Moralität der Deportierten könnte gehoben werden, wenn man ihnen ein geordnetes Familienleben ermöglichen würde.

Ist dieser Standpunkt Wedgwoods richtig? Ich bin einer der wenigen Deutschen, die auf den Andamanen waren — meines Wissens haben vor mir nur ein schiffbrüchiger deutscher Matrose, dann ein Agent der Firma Hagenbeck und drittens der durch Mörderhand ums Leben gekommene Forschungsreisende Ehlers diese unheimlichen Gestade betreten — und ich habe mit Genehmigung der englischen Regierung den dortigen Strafvollzug eingehend studiert.

Im Innern der Insel gibt es eine Anzahl von Sträflingsdörfern, die fast ausschließlich von Ehepaaren bewohnt werden.

Sehen wir uns das Zustandekommen dieser Ehen, ihren Verlauf und das Schicksal ihrer Nachkommenschaft genauer an! Selbstverständlich wird dem Sträfling nicht sofort nach Strafantritt ein idyllisches Familienleben gestattet. Ein paar Jahre angestrengter Arbeit und tadelloser Führung, und es kommt die Belohnung: Er erhält ein Stück Land angewiesen und kann sich, wenn er verheiratet ist, seine Frau aus der Heimat rufen lassen oder, falls er ledig ist, aus den deportierten Verbrecherinnen eine Gattin auswählen. Die Liebe zur Scholle und zu Weib und Kind soll das Besserungswerk an dem Gestrauchelten vollenden.

Im Frauengefängnis der Andamanen ist meist genügend Vorrat an heiratslustigen Weibern, um die Eheträume der ledigen und verwitweten Sträflinge zu realisieren. Wenn ein Sträfling, des einsamen Lebens müde, eine Lebensgefährtin zu nehmen gedenkt, richtet er einen Antrag an die Behörde. Ist er gut angeschrieben und hat man gerade Ladies verfügbar, so erhält er die Erlaubnis, dem Frauengefängnis einen Besuch abzustatten. Er begibt sich mit seinem Erlaubnisschein und einem Aufseher dorthin, und man führt ihm den Damenflor zur Ansicht vor, Kupplerinnen und Engelmacherinnen, die gute Gattinnen und Mütter werden wollen. Der Heiratslustige betrachtet, vergleicht, überlegt, und wenn er seine Wahl getroffen hat, bezeichnet er der Aufseherin den Gegenstand seiner Sehnsucht.

„Sprechen Sie morgen wieder vor," sagt man ihm, „Sie können dann mit ihr reden."

Das zweite Stelldichein spielt sich in einem kleinen Hof des Frauengefängnisses ab. Der Hof hat zwei Tore. Das eine führt ins Weiberdepot, das andere ins Freie. Der Heiratskandidat tritt durch dieses ein, während die lieblich errötende Braut durch die andere Pforte vorgeführt wird. Hier hält eine Aufseherin Wacht, dort steht ein Aufseher Posten. Die Aufseherin räuspert sich, wenn das Liebesgeflüster der beiden zu laut wird, und der Aufseher ist stets auf dem Sprung, im Namen der Moral einzuschreiten.

Das Duett beginnt immer mit einigen Fragen, die Julie an Romeo richtet: „Hast du Hühner, hast du Schweinchen, hast du ein Moskitonetz?"

Ist die Antwort günstig, so beweist ein wohlwollender Blick dem Freier, daß sein Herz sich nicht getäuscht hat und daß er seine Schwesterseele fand. Man spricht dann über dies und das, macht Zukunftspläne, redet von der nächsten Tee-Ernte und ist bereits bei süßen Zärtlichkeiten angelangt — da hustet die Aufseherin, und der Aufseher klopft an das Tor.

Die Besuche wiederholen sich noch einige Male. Es kommt die Zeit der kleinen Geschenke. Ein Turban mit eingestickter Sträflingsnummer. Ein Liter Schnaps für die Herzliebste, der sich heimlich einschmuggeln ließ. Der kleine Hof hört zarte Worte.

Und schließlich wird die Ehe geschlossen. Je nach der Religion und Kastenzugehörigkeit der beiden Brautleute nach verschiedenem Rituell. Kein Standesamt der Welt dürfte wohl so vielerlei Zeremoniell zu beobachten haben wie das der Andamanen. Denn die männlichen und weiblichen Gefangenen stammen aus allen Gauen Indiens. Mohammedaner, Buddhisten, Hindus sind zu kopulieren, und besonders die Hindus verursachen dem Standesbeamten Kopfzerbrechen, da die zahllosen Kasten alle unterschiedliche Heiratsriten haben.

Und das Ende dieser Ehen? Das Schicksal der Kinder? In zwei Worten bezeichnet: faul und verbrecherisch.

Um den Verdacht der Voreingenommenheit zu vermeiden, möchte ich hier in wörtlicher Übersetzung eine offizielle Mitteilung der indischen Gefängnisverwaltung wiedergeben, die selbstverständlich auf deportationsfreundlichem Standpunkt steht und sich dennoch folgender Bemerkungen nicht enthalten kann: „Als Kinder sind die Sträflingsnachkommen aufgeweckt, intelligent und außergewöhnlich gesund. Es zeigt sich in der Jugend noch keine besondere Gewalttätigkeit oder Neigung zum Diebstahl. Aber ihre Moral steht auf niedriger Stufe. Unter den Mädchen, selbst den ganz jungen, gibt es viele Prostituierte, öffentliche und heimliche. Von Sträflingsmüttern kann man eben nicht erwarten, daß sie ihre Mädchen zu guter Moral erziehen. Die Knaben und manchmal auch die Mädchen zeigen viel herausfordernden Stolz auf ihren Stand, d. h. Freie und nicht Sträflinge zu sein. Dazu kommt eine gewisse Smartneß, Trägheit, Abneigung gegen Arbeit und Geringschätzung des Alters und der Autorität. Die erwachsenen Dorfbewohner beschäftigen unaufhörlich die Gerichte . . .“

Wenn man diesen Bericht liest, wird man wohl kaum den Standpunkt Wedgwoods teilen können, der die Verehelichung der Sträflinge als segensreich empfiehlt. Der Bericht ist vielmehr ein trauriger Beweis für die Vererbung verbrecherischer Anlagen.

Man wird uns einwenden, die Verhältnisse einer Strafkolonie könnten keine Allgemeingültigkeit beanspruchen. Die Kinder der Verbrecher in Deutschland wüchsen nicht ausschließlich unter Sträflingen auf. Vor allem wird man einwenden, daß die Verbrechernachkommen bei uns nicht immer väterlicher- und mütterlicherseits belastet seien wie in einer Strafkolonie. Ein Elternteil bringe häufig gutes Erbgut in ihr Blut.

Betrachten wir also die Nachkommenschaft der Verbrecher außerhalb der Strafkolonien! Hierüber liegen einige sehr gründliche Untersuchungen vor.

Der amerikanische Gelehrte Dugdale versuchte das Schicksal der Nachkommenschaft der im Jahre 1740 verstorbenen vielfach vorbestraften Ada Jukes zu ergründen. Über 709 von 834 Nachkommen waren offizielle Auskünfte zu erlangen. Von diesen 709 waren 20 Prozent den Gemeinden als mittellos zur Last gefallen, weitere 24,5 Prozent waren Prostituierte, 11 Prozent bevölkerten die Gefängnisse (zum Teil wegen Mordes), 9 Prozent waren geisteskrank. Also genau zwei Drittel der gesamten Nachkommenschaft waren ausgesprochen asoziale Elemente. Dugdale berechnete, daß die bis 1877 feststellbare Brut der Ada Jukes im Jahr durchschnittlich 66 000 Mark den Staat gekostet hat! (Dugdale „The Jukes“, Neuyork 1884.) Als Estabrook („The Jukes in 1915“, Washington 1916) die Familie Jukes untersuchte, waren bereits 2820 Nachkommen der vielbestraften Ada nachweisbar und die Gesamtausgabe des Staates für diese Familie belief sich nunmehr auf weit über 10 Millionen Mark.

Zu ganz ähnlichen Ergebnissen gelangten andere Untersuchungen, deren ausführliche Darstellung hier zu weit führen würde. Kurz erwähnt sei nur die Familie Zero, die Jörger erforschte. Eine Schweizer Familie von 310 Mitgliedern, die sich fast alle durch Verbrechen, Geistesstörungen, Alkoholismus und Vagabundismus auszeichneten und den Schweizer Heimatsort eine Unmenge Geld kosteten. Man kann es also verstehen, daß die Eugeniker jetzt anläßlich unserer Strafrechtsreform gesetzliche Maßnahmen zur Verhütung der Nachkommenschaft von ausgesprochen verbrecherischen Individuen fordern. Ob freilich der von ihnen vorgeschlagene Weg der Sterilisierung zweckmäßig ist, sei dahingestellt. Ein einfacherer Weg ist möglich. Im Strafgesetzentwurf der Reichsregierung ist vorgesehen, daß „gefährliche Gewohnheitsverbrecher“, also gerade die Individuen, auf die es uns hier ankommt, künftig nicht mehr nach der Strafverbüßung sofort wieder entlassen werden sollen, sondern daß sie noch in eine bessernde Sicherungsverwahrung von grundsätzlich dreijähriger Dauer genommen werden müssen. Würde man diese „Sicherungsverwahrung“ grundsätzlich auf Lebensdauer ausdehnen, so wäre derselbe Zweck erreicht wie durch die — zweifellos dem Volksempfinden widersprechende — Sterilisierung.

Die lebenslängliche Einsperrung der „gefährlichen Gewohnheitsverbrecher“, d. h. jener gewerbsmäßigen Gauner, die ausschließlich vom Verbrechen leben, die das Verbrechen zum Beruf erkoren haben und grundsätzlich jeder ehrlichen Arbeit aus dem Weg gehen, wäre auch aus anderen als eugenischen Gründen segensreich. Wie viele Morde und Eigentumsdelikte ließen sich vermeiden, wenn man diese schweren Jungen nicht immer pünktlich wieder auf die Menschheit losließe, sobald die Gefängnisuhr die letzte Stunde ihrer Strafzeit schlägt! In meinem Buch „Der Berufsverbrecher“ (Pan-Verlag, Berlin, 5. Auflage) habe ich die schauerlichsten Verbrechen des In- und Auslands, die in den letzten Jahrzehnten die Welt entsetzt haben, eingehend dargestellt und gezeigt, daß sie alle das Werk vielfach vorbestrafter und immer wieder entlassener Berufsverbrecher waren. Alle diese Greueltaten wären unterblieben, hätte man für solche chronischen Verbrecher die lebenslängliche Sicherungsverwahrung eingeführt, wie dies in einigen ausländischen Staaten längst geschieht, deren kriminalpolitische Erfolge ich im „Berufsverbrecher“ eingehend aufzeige.

Illustrierte Rundschau

Zu unsern Bildern! Ein junger Künstler eröffnet dieses Heft: Georg Ehmig mit seiner Auffindung Mosis, einem Vorwurf, der unendlich oft gemalt worden ist und, idyllisch oder dramatisch gewandt, zu mannigfaltiger Darstellung reizte. Es scheint bezeichnend, daß man derlei wieder malt. Man wendet sich vom Unerhörten wie vom Alltäglichen ab und greift gern zurück auf die alten Geschichten, die schon so viele Menschengeschlechter erfreut und gerührt haben. Es kommt ja nur darauf an, sie neu oder wenigstens ansprechend vorzutragen. Das versteht Ehmig. Sein Ehrgeiz ist, wenn wir seine eigenen Worte anführen dürfen, dem ihm vorschwebenden Ideal



Bildnis Kuno Toennies. Aufnahme Rieß, Berlin W.



Nadine Baronin Uxcull, geb. v. Radowitz. Aufnahme Rieß, Berlin W.

eines vollkommenen Bildes möglichst nahezukommen, d. h. bei vollendeter Form, stärkster Leuchtkraft der Farbe, gesteigerter Raumwirkung und größter Lebendigkeit der Empfindung eine schlichte Darstellung unter Beschränkung auf das Wesentliche und ohne Manier zu geben. Uns will scheinen, als habe er dieses Ziel mit unserm Bilde erreicht. Es mag manchen im Adel der Formen, in der Reinheit der Komposition an die deutschrömischen Romantiker vor hundert Jahren erinnern. Neuzeitlich ist die Pracht der Farbe. Ehmig hat sich erst nach dem Kriege mit siebenundzwanzig Jahren entschlossen, Maler zu werden. 1919 trat er in die Charlottenburger Hochschule für bildende Künste ein und wurde Schüler von Spiegel und von Plontke. — Über Prof. Selmar Werner, den Schöpfer des form- und gedankenreichen Dresdner Schil-

lerdenkmals, hat diese Rundschau schon einmal gesprochen (Dezemberheft 1926). Seine „Diana“ (zw. S. 568 u. 569) ist durch dieselben klassisch zu nennenden Vorzüge ausgezeichnet wie der damals abgebildete „Bogenschütze“. — Ungemein flott gemalt ist das Strandbild des Berliners Josef Oppenheimer (zw. S. 576 u. 577). Wir sind daran gewöhnt, ein solches Werk nicht skizzenhaft zu nennen, weil grade die Flüchtigkeit der Durchführung es ist, die dem Gegenstand entspricht: das unruhige Strandleben im flirrenden Sonnenlicht, unter dessen Einwirkung die farbige Erscheinung der Formen in Flecken aufgelöst wird. — Im Auslande kommt im Gegensatz hierzu das Streben nach klarer, bestimmter Darstellung wieder zu seinem Recht, so in der „Probe“ des Engländers B. Forbes (zw. S. 584 u. 585). — Der „Ausritt“ von Franz Marx (zw. S. 648 u. 649) zeigt, wie reizvoll auch heute noch die reine impressionistische Auffassung wirken kann. Es ist ein Aberglaube, daß auch die Kunst der Mode unterworfen sei. Was gut ist, trotzt ihr



Angelika Archipenko
Aufnahme Rieß, Berlin W.



Bildnis Hedwig Gräfin Schaffgotsch
Aufnahme Rieß, Berlin W.

und behauptet sich. — Mit Karl Hofers „Näherin“ (zw. S. 664 u. 665) weisen wir unsre Freunde auf einen Maler hin, der zu den Gereiften des jungen Deutschlands zählt, ein Künstler von höchst mannigfaltiger Entwicklung, vollkommen gegenwärtig und doch der deutschen Vergangenheit tief verpflichtet; man betrachte nur einmal das grauweiße Tuch mit seinen prachtvollen gotischen Falten! Hofer ist sehr streng in der Konstruktion seiner Bilder und erscheint deshalb oft herb. Ihm liegt wenig an Lyrik. Aber ein reiches Gefühlsleben beginnt er zu zeigen, und auch diese „Näherin“ erscheint davon erfüllt. — Ein sehr merkwürdiges Bild ist vor einiger Zeit aus Privatbesitz in einer Ausstellung des Städelschen Instituts zu Frankfurt aufgetaucht: eine heilige Clara als Retterin in Seenot. Die Heilige in grauer Kutte schwebt in Halbfigur über dem gefährdeten Schiff und greift rettend in die Masttaue mit den aufgeregt flatternden Segeln. Der Himmel ist blau, die Wellenberge graugrün mit weißem Schaum. Der Meister, Giovanni di Paolo di



Der Sieger. Gemälde von Siegfried K. Trieb-Graz

Grazia, stammt aus Siena und gehört dem 15. Jahrhundert an.

★

Das Atelier Rieß in Berlin hat den Heften neue Aufnahmen gesandt. Wir haben einige erworben, um den Lesern wieder einmal Proben dieser hervorragenden Bildniskunst zu zeigen. Es handelt sich wirklich um eine Kunst, die längst international anerkannt ist. Schreibt doch als der berufenste unser verehrter Mitarbeiter Exzellenz Wilhelm von Bode: „Die Rieß versteht es meisterhaft, den Charakter der Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen durch die Stellung, die sie den Dargestellten gibt. Dadurch, daß sie die Form bis in das letzte Detail herauszubringen weiß, erscheinen ihre Photographien als wirkliche Kunstwerke."

★

Im Leipziger Grassi-Museum hat während des Sommers die Ausstellung „Europäisches Kunstgewerbe" stattgefunden. Außer Deutschland sind Belgien, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Italien, die Niederlande, Österreich, die Schweiz und die Tschechoslowakei beteiligt gewesen. Seit mehr als zwei Jahrzehnten hat sich



Zu sehen waren Fayencen, Porzellane, Gläser, Spitzen, Stickereien, Beleuchtungskörper, Silbersachen, Möbel, Uhren, Spielzeug, nur keine Bücher.

★

Die Sandsteinfiguren in unsern



zum erstenmal auf deutschem Boden wieder unser heimisches Kunstgewerbe mit hervorragenden Leistungen des Auslandes messen können. Die angewandte Kunst, soweit sie neuartig ist, steht in ihrem Streben nach Einfachheit



Aus der Leipziger Ausstellung: „Europäisches Kunstgewerbe 1927". Oben: Holländisches Silbergeschirr von „Koninklijke-Begeer" in Voorschoten; dann französisches Zinngeschirr von Daurat, Paris; weiter englische Silberarbeiten von Elkington, London; unten: Belgisches Silbergeschirr von Wolfers Frères, Brüssel

★



und Sachlichkeit gegen die Zierlust und den Prunk einer absterbenden Generation. Sie muß gefördert werden, soll sie in dieser gewandelten Form ins Volk dringen. Unser modernes Kunstgewerbe mit seiner Schlichtheit steht wohl voran, aber nicht mehr allein. Selbst Frankreich, wo die künstlerische Überlieferung am stärksten zu sein pflegt, hat die neuen Ideen aufgenommen. Die meisten der ausstellenden Staaten hatten sich ihre Räume selbst eingerichtet. Deutschland nahm u. a. den von Bruno Paul ausgestatteten Empfangsraum ein.



Allegorie der Eitelkeit. Unten: Der Müßiggang. Nürnberger Gartenfiguren in Sandstein aus dem Anfang des 18. Jahrh. Neuerwerbungen des Germanischen Museums zu Nürnberg



alten Gärten sind lange verachtet worden und werden es zum Teil noch. Es kommt nicht darauf an, wenn ihnen ein übermütiger Junge oder ein harter Winter ein paar Finger abschlägt. Sie stammen gewöhnlich von einem namenlosen Meister, und selbst wenn man wüßte, wie er hieße, würde sich niemand um ihn kümmern. Allmählich beginnen auch diese Figuren bemerkenswert, ja sogar museumsreif zu werden. Wir erkennen, wie oft sich unter der antikischen und allegorischen Hülle, die im 18. Jahrhundert Mode war, unser gutes deutsches Wesen regt. Da hat z. B. das Germa-



Die Gefräßigkeit

nische Museum zu Nürnberg aus Gärten der Stadt einige solcher Figuren, etwas höher als einen halben Meter, erworben. Sie könnten gradeswegs aus einem der an derben Szenen reichen Mysterien und Mirakel des 15. Jahrhunderts stammen: so volkstümlich überzeugend, so blutvoll ist hier das abstrakte Laster des Müßiggangs, der Eitelkeit, der Gefräßigkeit Gestalt geworden.

★

Über die Wohnungspolitik der Stadt Wien haben diese Hefte sich nicht zu äußern. Je nach dem Standpunkt hält man es für verdienstlich oder verderblich, daß eine harte Wohnbausteuer den eingesessenen Hausbesitzerstand unerträglich trifft und die Ge-

meinde an seiner Stelle Wohnungen baut und vergibt. Hier ist nur zu sagen, daß diese Wohnhausbauten künstlerisch außerordentlich gut gelungen sind. Man bietet dem kleinen Mann keine Einzelhäuser, die er oft genug pfleglich zu behandeln nicht imstande ist. Man baut Mietskasernen, aber nicht im übeln alten, sondern in einem erfreulichen neuen Sinn. Die Bauten sehen schmuck und freundlich aus. Sie sind mit allen Bequemlichkeiten versehen, die der Großstädter nur ungern entbehrt. Ja sie bieten sogar Versammlungs- und andere Gemeinschaftsräume. Denn die vielen Hunderte, ja Tausende, die hier nachbarlich beisammensitzen, sollen in eins gefaßt werden. Die Stadt bietet ihnen Lesehallen, Kinos, ja sogar — und das ist vielleicht das Nützlichste — Spielschulen, wo die Kinder den Tag über untergebracht sind. Unter den Architekten, die diese vielfältigen Aufgaben geschickt und ansprechend gelöst haben, nennen wir K. Badstieber (im III. Bezirk), Theiß & Jaksch (im X. Bezirk, Wohnhausgruppe „Zur Spinnerin") und H. Schmid & H. Aichinger (im XII. Bezirk, Wohnhausgruppe „Am Fuchsenfeld").

★



Neue Wiener Wohnhausbauten: „Am Fuchsenfeld" (XII. Bezirk). Architekten: H. Schmid und H. Aichinger, Wien

Neue Wiener Wohnhausbauten im III. Bezirk. Architekt K. Badstieber



Neue Wiener Wohnhausbauten im X. Bezirk: „Zur Spinnerin“. Architekten: E. Theiß und H. Jaksch

Die Erzeugnisse der Staatlichen Porzellan-Manufaktur in Meißen hat Willi Münch-Khe um ein reizendes Bildwerk vermehrt, einen Schlemihl, der mit derbem Knotenstock und den wunderkräftigen Wanderschuhen im sausenden Siebenmeilenschritt durch die Welt jagt. „Wunderbar veränderliche Länder, Fluren, Auen, Gebirge, Steppen, Sandwüsten entrollten sich vor meinem staunenden Blick,“ heißt es bei Chamisso. „Ich streifte auf der Erde umher, bald ihre Höhen, bald die Temperatur ihrer Quellen und die der Luft messend; ich eilte von dem Äquator nach dem Pol, Erfahrungen mit Erfahrungen vergleichend.“

★

Der Aufsatz „Feuerberge“ in diesem Heft gibt Ölbilder des Berliner Zeichners und Marinemalers Karl Schön wieder. Auch diese Bilder sind Zeugen seines stark entwickelten Farbensinns und seiner temperamentvollen Freude am Spiel der Naturgewalten.



Peter Schlemihl
Porzellanbildwerk der Staatlichen Porzellan-Manufaktur, Meißen. Von Willi Münch-Khe

★

Mit diesem Heft schließt der 42. Jahrgang der „Monatshefte“. Den neuen eröffnet der Roman „Im Zeichen der Jungfrauen“ von Clara Ratzka. Dieser Roman unterscheidet sich wesentlich von dem „Bekenntnis“, das wir zuletzt veröffentlicht haben. Er führt uns nicht in so tragische Tiefen und über so weit voneinander entlegene Schauplätze. Die Dichterin ist die Gattin eines Diplomaten, sie hat eine Reihe von Jahren mit ihm im Ausland gelebt. Als kürzlich sein Auslandskommando beendet war, lockte sie's sehr stark, zu allererst ihre westfälische Heimat wiederzusehen. Hier wurzelt ihr neues Werk, das ganz in Sonne getaucht scheint — heiter und beglückt durch die Wiedersehensfreude! P. W.

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



